



Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber, G. Hassel und W. Müller.

ALLGEMEINE
Encyclopädie
der
WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ZWEITE SECTION,
H bis N.

Herausgegeben von

G. Hassel und W. Müller.

ERSTER THEIL

mit Kupfern und Charten.

H bis HAMBURGH.

Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch. 1827.

Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section
H — N.

Herausgegeben von
G. Hassel und W. Müller.
Erster Theil
mit Kupfern und Charten.

H — HAMBURGH.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1827.

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H — N

von

G. Hassel und W. Müller.

Erster Theil.

H — HAMBURGH.

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Ersten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie zu nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

HAYTI	Neue Geographie.
HAFEN Nro. I.	Baukunst.
HAFEN Nro. II.	Baukunst.
HALBIREN, HALBKREIS, HALBKUGEL	Mathem. Wissenschaften.

Für Sieben Quart-Platten zu rechnen.

Dedication zur Zweiten Section, so wie Vorbericht zu derselben, und Verzeichniss der Herren Subscribenten, — berichtigt und revidirt — werden mit dem Zweiten Theile nachgeliefert.

H.

H, 1) **als Sprachlaut.** Dieser sonderbare Sprachlaut, welchen die nordeuropäischen Sprachen eben so sehr lieben, als ihn die südeuropäischen meiden, ist nichts als ein **Hauchlaut**, welchen die morgenländischen Völker nach drei bis vier Abstufungen unterscheiden, die Griechen aber aus der Reihe der Sprachlaute ausschlossen, und als bloßen Hauch (πνεῦμα, spiritus) behandelten: ob mit Recht, wird sich aus folgenden Bemerkungen ergeben. Wie sich keine Sylbe ohne einen Vocal aussprechen läßt: so kein Vocal ohne Hauch; aber dieser Hauch ist nicht immer besonders vernehmbar. Die Griechen unterschieden daher einen gelinden und starken Hauch (πνεῦμα ψιλὸν und δασύ, spiritus lenis und asper), je nachdem er sich in den hervortönenden Laut unmerklich verliert, oder sich von demselben durch größere Fülle ausscheidet. So überflüssig es aber war, den linden Hauch, der jede gesprochene Sylbe von selbst begleitet, besonders zu bezeichnen: so unrichtig scheint es, den starken, vernehmbar für sich lautenden Hauch aus der Zahl der Sprachlaute auszuschließen. Die Römer haben ihn daher mit Recht in ihrem Alphabete als Sprachlaut beibehalten, ob er gleich in der lateinischen Versmessung, wie bei den Griechen, unbeachtet blieb; und so ist er auch im italienischen und französischen Alphabete geblieben, wenn er gleich im Italienischen nicht ausgesprochen wird, und wie im Französischen einen ganz falschen Namen erhalten hat. Wenn wir nun aber die Regel: H non est litera, auf die griechische Schreibung, lateinische Versmessung und italienische Aussprache beschränken, und den Hauchlaut, wie jeden andern Laut, unter die Sprachlaute zählen: so fragt es sich, ob er ein Selb- oder Mitlaut sei, oder vielleicht keines von beiden, so daß die gewöhnliche Eintheilung der Sprachlaute in Selb- und Mitlaute als unvollständig erscheint.

Ein Selblaut kann das H nicht seyn, weil es für sich nicht aussprechbar ist; aber auch als Mitlaut kann es nicht gelten, weil es hinter einem Selblaute nicht vernommen wird, und, einem Mitlaute beigefügt, mit demselben in einen besondern Laut verschmilzt, welcher überall als einfach gilt, und darum in vielen Alphabeten ein besonderes Zeichen erhält. Es läßt sich weder mit einem stummen, noch mit einem fließenden Mitlaute vergleichen, weil der Hauchlaut weder als Begleiter eines jeden Sylbenlautes ganz verstummen, noch für sich allein forttönen kann, wofern er nicht mit einem andern Mitlaute verschmolzen wird, wie ph oder f, ch, th, sh, rh. Der Hauchlaut ist demnach weder Selblaut, noch Mitlaut, sondern nur eine besondere Modification des Sprachlautes, und in so fern mit dem Schnalzlaute der Hottentotten zu vergleichen, der sich nach dreierlei Modificationen mit den Mitlauten verbindet, ohne selbst einer der Sprachlaute zu seyn, welche sich in Selb- und Mitlaute theilen. Man hat in griechischen Sprachlehren den linden Lippenlaut der Äolier mit dem rauhen Kehlhauche der Athener zusammen gestellt, so fern er eben so aus der Erweichung der Lippenlaute hervorgegangen zu seyn scheint, wie der Hauchlaut aus der Brechung der Gaumenlaute. Allein dieser Lippenlaut erscheint nie als eine solche Modification eines andern Mitlautes, deren nicht auch andere Mitlaute fähig wären, und vergleicht sich eher mit dem J, das eben so, wie das W, zum Selblaut werden kann. Es bleibt mithin der Hauchlaut ein ganz eigenthümlicher Sprachlaut unserer Alphabete, der zwar oft zu einem Gaumenlaute verhärtet, und auch ohne diese Verhärtung wohl als Mitlaut sich betrachten läßt, aber nie zu einem Mitlaute werden kann, wenn man nicht den Selblaut selbst als Hauchlaut betrachten will.

Erwägen wir nun die Eigenheiten des Hauchlautes, so verbindet er sich zwar am leichtesten mit den Selblauten, jedoch nur vor denselben, weil er hintergesetzt nur dann forttönt, wenn er sich zu einem rauhen Gaumenlaute (ch) verhärtet, und daher nur als Dehnungszeichen des Selblautes dienen kann. Auch den fließenden Mitlauten wurde er bei den nordischen Völkern vorgesetzt, wie Hliod, Hnos, Hrolf; so auch dem W, wie hwit, wofür die Engländer white schreiben, weil er den stummen Mitlauten nachgesetzt zu werden pflegt, wenn er gleich meist mit denselben in einen besondern Sprachlaut verschmilzt. Durch ph, ch, th, an das Nachsetzen des H gewöhnt, haben die Römer auch das griechische Ῥ in rh aufgelöst; und daher wird auch in germanischen Namen *Rhenus* und *Rhabanus* statt Hrenus und Hrabanus geschrieben. Daß der Hauchlaut zuweilen nur zur Scheidung der Selblaute diene, wie in *aheneus* für aeneus, *strohern* für stroern, kann nicht erwiesen werden; vielmehr lösten die Römer oft einen einzelnen langen Selblaut vermittels des Hauchlautes in zwei Sylben auf, wie *Ahala* für ala, *vehemens* für vemens, *prehendo* für prendo, bei den Deutschen aber ist der Hauchlaut wirklich oft ein erweichter Gaumenlaut, wie in *hoch*, *höher*, *höchst*. Die ältern Deutschen pflegten daher auch unser Ch durch ein doppeltes h zu bezeichnen, wie *rihhi* für richi, wiewohl

ihnen auch ein einzelnes h um so mehr genügte, da man in der Runenschrift sogar für g oder k ein h gebraucht findet, wie *mah* für mag (Verwandter). So ward aus *mihil*, michil (groß) am Ende Meklenburg für Michilenburg; und eben so verhärtete man *Hludowig* in Chlodowich oder Clovis, oder lösete den Hauchlaut in eine besondere Sylbe auf, wie *Helvisius*, *Aloysius*, oder ließ ihn auch ganz weg, wie *Louis*, *Ludewig*; *Lothar* für Hlothar oder Clotar, und *Raban* für Hraban; wiewohl bei Venantius Fortunatus, dem ersten Herausgeber Brower zu Folge, die Handschriften *hruna* für runa lesen sollen.

Obwohl der Hauchlaut alle Vocale begleitet, so ist er doch am nächsten mit dem hellen, aus offener Kehle tönenden A verwandt; weßhalb auch im lateinischen Alphabete, worin sonst den Namen der Mitlaute ein E beigefügt zu werden pflegte, und nur die gleichen Lautzeichen c, k, q, durch die Benennungen ke, ka, ku, von einander unterschieden wurden, der Hauchlaut allein den auf a ausgehenden Namen *ha* bekam. Vermuthlich hieß er eben so im ältesten Alphabete: denn die Hebräer schreiben den Namen הא, wenn sie ihn gleich הֵא (he) aussprechen. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß im hebräischen Alphabete dieser Name allein keine hieroglyphische Bedeutung gehabt zu haben scheint, sondern wie im lateinischen Alphabete den Laut technisch bezeichnet; gleich merkwürdig scheint es, daß auch in der Auslegung unsers Alphabetes aus dem Mittelalter, die sich in einer Wiener Handschrift des zwölften Jahrhunderts findet, dem H allein keine Deutung gegeben ist.*) In der Runenschrift wird übrigens dieses Lautzeichen *Hagal* genannt, und als Mitlaut behandelt, weßhalb es mit sich selbst alliterirt, wie in dem Namen *Harald*, *Haarfager*, statt daß die Selblaute, als durchgängig mit dem linden Hauche verbunden, durch einander alliteriren. So heißt es im angelsächsischen Gedichte über die Runennamen:

Hägl byth *h*witust corna	Hagel ist das weißeste der Körner,
*h*wyrft hit of *h*eofones lyfte.	es fällt herab aus Himmels Luft.

so wie in dem zugleich gereimten nordischen Gedichte eines Christen:

Hagl er kaldastur korna.	Hagel ist das kälteste Korn.
Kristur skóp heiminn forna.	Christus schuf die alte Welt.

Auch im Uralphabete, welches die Selblaute aus der Reihe der Buchstaben ausschloß, wurde der Hauchlaut unter die Mitlaute gezählt, gehörte aber, nach dem hebräischen Alphabete zu urtheilen, zu denjenigen Mitlauten, welche auch als Stellvertreter der Selblaute dienten, אהוי, Ehevi genannt. Wir sehen dieses am deutlichsten in dem unaussprechbaren Namen des höchsten Wesens, der eigentlich alle die genannten Mitlaute in sich vereinigen sollte, weil Moseh für יאוה nur deßhalb יְהוָֹה schrieb, um dem Namen die hebräische Bedeutung des ewig Unwandelbaren, der seyn wird, der er ist, Exod. III, 13 ff. geben zu können. Moseh schöpfte diesen Namen aus der ägyptischen Geheimlehre, nach welcher das geistige Wesen mit dem Worte verglichen ward, und weil die Mitlaute eines Wortes für dessen Körper, die Selblaute für dessen Seele galten, die drei Grundvocale des ägyptischen Alphabetes *Iao*, die sich auch im teutschen wird, ward, worden und dgl. mehr als die drei Grundvocale ausweisen, zur Bezeichnung des höchsten Wesens dienten, welches nur im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden durfte. Hieraus bildet Moseh den hebräischen Namen Jehovah, indem er statt der Selblaute deren Stützen wählte, und denen die Selblaute nach den Namen אֱלוֹהַּ (Eloah) gab, wiewohl die Juden dafür אֲדֹנָי (Adonai) sprechen. Noch jetzt gebrauchen die Juden und syrischen Christen jene Stützen, denen sie noch das ע zugesellen, statt der entsprechenden Selblaute des griechischen Alphabetes, so daß א für a, ה für e, י für i, ע für o, und ו für u gilt. Ob nun gleich die Griechen jene phönikischen Mitlaute in Selblaute umbildeten, müssen sie doch ursprünglich den Hauchlaut für einen Mitlaut gehalten haben, weil sie dessen Bezeichnung aus dem phönikischen ח entlehnten, wie sie sich noch im lateinischen Alphabete findet, und weil sie den Hauchlaut so oft in die Stelle des Sauselautes treten ließen, z. B. ὗς für σῦς, ἕξ für sex. Erst später schlossen sie den Hauchlaut von den Buchstaben aus, und ließen nun dessen Bezeichnung für ein langes E gelten.

Wir dürfen übrigens nicht glauben, daß die Griechen den Hauchlaut nur zu Anfange der Wörter mit den Selblauten verbunden hätten, weil er hier gewöhnlich nur bezeichnet wurde. Denn der Hauchlaut wurde nicht nur in der Zusammensetzung mit hauchfähigen Mitlauten berücksichtigt, sondern auch zwischen zweien Selblauten bezeichneten die Römer den Hauchlaut, wenn sie ein griechisches Wort in ihre Sprache aufnahmen, z. B. *Polyhymnia*. Ja, nicht nur *Evhemerus*, sondern sogar *synhodus* findet man noch in spätern Zeiten geschrieben. Auch wissen wir bestimmt, daß die Dorier *Μῶἁ* für *Μοῦσα*, und die Athener *ταὼς* für das hebräische תוכי oder das lateinische Pavo (Pfau) sprachen, wenn gleich der Hauchlaut zuweilen nach vornhin wanderte, wie vielleicht *ἕως* für *ἠ‘ὼς* oder *αὔὼς* gesetzt ward. Die Römer behielten den Hauchlaut nicht nur überall bei, sondern ließen ihn auch oft in die Stelle griechischer Mitlaute treten, die mit dem Hauchlaute verbunden waren, z. B. *herba* für *φέρβα*, *hortus* für *χόρτος*. Sie behandelten ihn daher auch zuweilen als Mitlaut, wenn sie ihn gleich in der Versmessung nach dem Beispiele der Griechen gewöhnlich als nichtgeschrieben ansahen. Schneider hat zwar in seiner Elementarlehre der lateinischen Sprache S. 180 alle Gelehrte, welche die mitlautartige Position in einzelnen Stellen römischer Dichter behaupten, des Irrthums beschuldigt, weil alle Fälle, die man anführe, auch da vorkämen, wo kein Hauchlaut Statt finde; allein er ist selbst im Irrthume befangen, wenn er glaubt, daß dergleichen Positionen, wie in dem Verse bei *Juvenc.* Hist. evang.

*) S. Grimm über deutsche Runen. S. 816 f.

I, 301. Sedibus et domibus natum *inhabitare* necesse est, nur bei den spätesten Dichtern vorkommen. Denn wenn wir ihm auch zugeben wollen, daß bei Juvenal. IX, 118. *tum his* in tum de his abzuändern sei (S. 158 u. 759.), so ist doch das inter heroidas omnes aus Propert. II, 28. 29. auf keine Weise wegzuschaffen; und wenn er S. 756 selbst nicht läugnet, daß die Dichter der spätesten Zeiten sich zuweilen erlaubten, einsylbige kurze Wörter eines folgenden Hauchlautes wegen lang zu gebrauchen: so wird man auch annehmen müssen, daß sie sich durch das Beispiel ihrer Vorfahren dazu berechtigt glaubten.

In der That sind die Beispiele der Verlängerung kurzer Sylben vor h, welche Schneider S. 748 anführt, von der Art, daß sie sich aus der Kraft des Ictus allein nicht erklären lassen, und wirklich der Hauchlaut als eine Stütze der Verlängerung angesehen werden muß, so wie auch Cicero Orat. 48. die literam H im Worte *inhumanus* mit andern Consonanten zusammenstellt. Wenn wir auch zugeben, daß sich die Länge der Endsylbe in *despexit* bei Catull. LXIV, 20. und *impediit* bei Valer. Fl. VIII, 259. vor hymenaeos durch die Kraft der Arsis genügend erklären lasse, und daß auch der virgilische Vers Aen. XI, 69. Seu mollis violae, seu *languentis hyacinthi* in Vergleichung mit dem ovidischen Met. II, 247. Mygdoniusque Melas et *Tenarius Eurotas* nicht auffallen könne: so wird es doch schon schwieriger, aus dem virgilischen Verse Georg. II, 5. Muneribus, tibi pampineo *gravidus auctumno*, wo die Kraft der Arsis durch zwei vorangehende Kürzen unterstützt wird, ein Beispiel für den Vers Ecl. VI, 53. Ille latus niveum molli *fultus hyacintho* herzunehmen, und für Georg. IV, 137. Ille comam mollis jam tondebat hyacinthi, noch mehr für Catull. LXVI, 11. Qua rex tempestate *nova auctus hymenaeo*. Virgil konnte auch das h in hyacinthi um so mehr wie einen Mitlaut behandeln, da die Lateiner ihr vaccinium aus hyacinthion gebildet haben. Die Kraft der Arsis bedurfte in diesen Fällen durchaus der Stütze des Hauchlautes, wie die Präposition *inter* bei Propert. II, 28. 29. und das Zahlwort *tertius* zu Anfange eines sapphischen Verses bei Auson. Profess. VIII, 9. Warum sollten auch die Römer nicht den Hauchlaut für eine Art der Mitlaute haben halten dürfen, da sie wußten, daß die Sabiner oft ein f dafür gebrauchten, und *filius* daher aus dem griechischen υἱός für φυϊός abgeleitet wird, so wie die Spanier aus filio wieder *hijo* gemacht haben. Auch leitet Servius die Faliscos von Haliscus ab, so daß die Namen *Halesus*, *Galesus*, *Falesus* und *Valesus*, ursprünglich Eins zu seyn scheinen, wie *hostis* oder hospes, *fostis* und Gast, oder *hepar*, *jecur* und כָּבֵד, zumal da auch in der Formation der Wörter hs sowohl als vs in x überging, z. B. *veho*, vexi; nix, *nivis*.

Nach Cicero's Bemerkung Orat. 48. war bei den ältern Römern das H nur bei Selblauten in Gebrauch, und Quintilian I, 5, 20. sagt, daß auch selbst hier der Gebrauch desselben sehr sparsam war, wie denn auch die griechischen Äolier, die nächsten Stammverwandten der Lateiner, als ψιλωταί bekannt sind. Dessen ungeachtet zeigt der Name des *Ahala*, daß man schon früh anfing, lange Selblaute durch Einschiebung eines Hauchlautes zu dehnen, was dann zur Unterscheidung gleichlautender Wörter, wie *cors* (Hürde) und *cohors* (Horde), benutzt ward. So sagten nach Quintilian die ältern Tragiker *mehe* für me, statt daß das aus mihi hervorgegangene *mihi* in mi zusammengezogen wurde; und auch bei den Mitlauten c, p, t, wurde der Hauchlaut in manchen Wörtern, wie *pulcer*, *triumpus*, *Kartago*, so gewöhnlich, daß Cicero ihn nicht wieder zu verwerfen wagte. Andere kannten dagegen so wenig ein Maß im Gebrauche des Hauchlautes, daß Catull ein eigenes Epigramm LXXXIV. darüber schrieb; und obgleich Cicero Oto noch erträglich fand, riß doch der Gebrauch des Hauchlautes unter den Kaisern so ein, daß Hadrianus und Otho fast nie ohne denselben gefunden werden. Zu Folge einer Bemerkung des Gellius II, 3. suchte man dadurch, nach dem Muster der attischen Mundart unter den Griechen, dem Laute der Wörter mehr Frische und Kraft zu geben; allein fast scheint es, als habe man in dem Have, welches man den Todten zurief, dem Hauchlaute noch eine besondere Heiligkeit zugeschrieben. Ursprünglich gehörte der häufige Gebrauch des Hauchlautes dem Sermo rusticus an, Gell. XIII, 6., aus welchem er immer mehr in den Sermo urbanus überging, bis endlich, was oft sehr willkürlich und für uns auf keine Weise bindend geschah, besondere Regeln gegeben werden mußten, wo ein H zu schreiben sei oder wo nicht.**) Außer der Etymologie befragte man das Ohr, und schrieb darum vorzüglich die mit ir, auch er und is, anfangenden Wörter bei folgenden Consonanten mit dem Hauchlaute, z. B. *Hermiones* und *Hermunduri*, obwohl Arminius.

Bei den Teutschen ging das K leicht in Ch, und dieses wieder in H über, welches dann auch wohl ganz verschwand, z. B. *Catti*, Chatti, Hassi; *Chattuarii*, Hattuarii, Attuarii. Etwas Ähnliches scheint auch bei den ältern Lateinern Statt gefunden zu haben, sofern sie aus κάπρος, *aper*, aus χήν, Gans, *anser*, bildeten. In den punischen Namen wurde für ח oder ע gewöhnlich H geschrieben, z. B. *Hannibal*, *Hasdrubal*, statt daß die Griechen lieber den Spiritus lenis setzten. Aber so wie keine Regel über den Hauchlaut bei den Römern allgemein geworden ist, so auch diese nicht: denn der weibliche Name von *Hanno* wird Anna geschrieben, und auch für *Johannes*, welches *Eutyches* bei Putsch. p. 2312 extr. mit Recht vorzieht, findet man bei Tacitus H. V, 12. Joannes, während doch der Italiäner, welcher jedes H gleich dem Franzosen meidet, dafür Giovanni sagt. Der Franzose hat doch in manchen Wörtern das H noch beibehalten, und läßt es auch wohl, wie der Spanier, für f eintreten, z. B. *hors* für foris; der Italiäner aber hat jedes H verstoßen, sofern es Hauchlaut ist, und selbst den lateinischen Namen des-

**) S. Grammat. ed. *Putsch*. p. 1722 sqq. 2311 sqq.

selben in *aha*, *ahha*, *acca* umgeändert, woraus wieder die französische Benennung *ache* oder *asch* hervorgegangen ist. Es ist demnach dem Forcellini nicht zu verargen, wenn er meinte, die römische Schreibart der Interjectionen *ah* und *vah* könnte sich wohl auf eine Apokope von aha und vaha gründen, obwohl die eigentliche Ursache davon ist, weil die Interjectionen mehr gehaucht als gesprochen werden. Bei allen Urvölkern kommt daher der Hauchlaut unter den Interjectionen vor, wiewohl ihn die Griechen schon meist abgeworfen haben; bei den Römern aber vorzüglich zwischen zweien Selblauten, wie *ehe*, *ehem*. *eheu*, *eho* für evoe, εὐοῖ oder αἰβοῖ, und *ohe* für ὠή, woher ovare (juchhe'en) stammt. Auch *ha* wird in *ha ha he* wiederholt, um das Lachen zu bezeichnen, welches zwar der Franzose so gut durch ha, ha, ha! als ah, ah, ah! wiedergeben kann, aber der Italiäner, der nicht einmal holà zu sprechen vermag, nur durch ah ah, ahi, wiedergibt.

Nicht alle Interjectionen, die mit einem Hauchlaute beginnen, sind aber bloße Naturlaute, sondern zum Theil künstlich gebildet, wie das *har*, *hi*, *hot* der Fuhrleute aus *her*, *hin*, *fort*, wenn gleich eben diese Wörter ursprünglich aus Hauchlauten hervorgingen. Denn so wie der Hebräer aus den Interjectionen הָהּ und הוֹי die Pronomina הִיא הוּא (er, sie, es) gebildet hat: so ist auch das germanische *he*, *het* für er, es, altgriechisch ἵς, ἵ oder ἵς, ἵ, lateinisch is, id, gothisch is, ita, hervorgegangen, gleich den griechischen Artikeln und dem lateinischen hic, haec, hoc. Daß auch die alten Teutschen ein solches Pronomen hatten, erhellet aus dem gothischen *himmadaga* im Dativ, und *hinadag* im Accusativ; und wie daraus die Griechen ihre Partikeln ἕως (Gen.) und ἵνα (Accus.), die Lateiner hinc, hac, huc, bildeten, so die Teutschen her, hier, hin, und die Zusammensetzungen heute, heunt, heuer. Umgekehrt ließen die Lateiner die Stammform des Genitivus hujus unter die Interjectionen zurücktreten, und bildeten daraus *heus* te, *hei* mihi, *hem* illum: denn nur so erklärt sich ihr verschiedener Gebrauch, wie der Umstand, daß heus bei persönlichen, heu bei abstracten Gegenständen gesetzt wird, z. B. *heus* puer, *heu* nefas! Mit Unrecht hat man daher heu mit dem griechischen φεῦ verglichen, woraus vielmehr die Formen *phui*, *hui* oder *huhu* abstammen; dagegen läßt sich die Dativform *hoi* mit dem griechischen οἴμοι zusammenstellen. Sobald man aber den Zusammenhang der ältesten Pronomina mit den Interjectionen kennt; so ist damit noch ein weiteres Feld der Ableitung eröffnet: es mag genügen, hier nur noch Hahn, Henne, Huhn als ursprüngliche Bezeichnung für er, sie, es anzuführen, um dafür zu bemerken, daß auch das Hauchen, halare, in vielen Sprachen durch den Hauchlaut bezeichnet worden. Hat gleich der Grieche in ἄω den Hauchlaut abgeworfen, so kehrt er doch in εὕδω wieder, wie bei ἕως aus ἠώς, und ἥλιος aus ἀέλιος: denn da die Bezeichnungen der Luft auf das Licht übertragen werden, so diente der Hauchlaut auch zur Bezeichnung des Glanzes, wie in hell von hallen, und überhaupt des Pikanten, wie in ἅλς. Der Sauselaut im lateinischen *sol* und *sal* kann nicht irren, sobald man beachtet, daß auch aus dem Halle der Schall ward.

Auch das Hohe wurde im Teutschen durch den Hauchlaut bezeichnet, und dadurch wurde er die Wurzel vieler Wörter in der teutschen und lateinischen Sprache, welche aufzuzählen zu weitläuftig seyn würde, nur anführend, daß bei den Teutschen aus dem Hohen auch der Begriff des Hegenden und Schützenden hervorgegangen zu seyn scheint. Dagegen mag hier noch die Bemerkung stehen, daß der Grieche bei der Bildung seiner Verben die Vergangenheit eben so symbolisch durch den Hauchlaut, als die Zukunft durch den Sauselaut charakterisirte; weil ihm aber der Hauchlaut zwischen zweien Selblauten beschwerlich fiel: so verhärtete er nach einem Selblaute den Hauchlaut entweder in κ, wie βέβηκα, oder ließ ihn ganz weg, wie βέβαα. Endlich dient der Hauchlaut zur Bildung verschiedener Ausrufe und Lockwörter, wie hull-hulle beim Locken der Gänse, *hèlas!* beim Klagen, *holla* beim Ausruf, das *Hallo* der Jäger, *Haro* der Normannen und *Hurrah* neuerer Kriegsvölker. Hieher gehört auch wohl das *Hom* der Lamadiener: Hom, sagen die Tibetaner, sei aller Magie und Zauberung schmückender Anfang und Ende, weil sie dabei beständig ihr Hom-mani-peme-hum beten. Die Schlußsylbe dieser Zauberformel *Hum* oder Chum kann auch verdoppelt oder verdreifacht werden; und *Hom* ist das Anfangszeichen jeder gemeinen Schrift.

Völker, die in ihrer Sprache wenig Mitlaute haben, wie die Bewohner der Inseln im großen Ocean, gebrauchen den Hauchlaut desto häufiger dafür. Das gemeine Volk bedient sich des Hauchlautes auch zu scherzhafter Wiederholung, wie holterdiepolter, welchem ähnlich ein dummer Bauer den Mönchsausdruck taliter qualiter in halterdiequalter umbildete, so wie das Hokuspokus nach Kant aus hoc est corpus meum verdreht seyn soll. Hackemack, ist eine in Ober- und Niedersachsen übliche Benennung des gemeinsten Pöbels, wofür man in Lübeck auch Hack und Pack sagt, woher das unter dem Schiffsvolke übliche Schimpfwort Hackepack zu kommen scheint. Das Hackematack-Pflaster wird aber aus dem Gummi tacamahacae bereitet, dessen Namen man in Hackmatack oder Hackelmatackel verdreht hat. Am reichsten in dergleichen Wortbildungen ist aber wohl die englische Sprache, in welcher das Hocuspocus der Taschenspieler auch Hiccius-Doccius (i. e. hic est sanguis meus) genannt wird, woraus man ein Adjectiv hicksius-doxius für betrunken gebildet hat. So wird ein Kobold oder Poltergeist Hobgoblin genannt, und eine kurze, ungeschickte Person Hoddy-doddy oder Humpty-dumpty, welcher letztere Ausdruck auch Bier und Branntewein zusammengekocht bezeichnet. Denn die Engländer bedienen sich dieser Art von Wortbildungen vorzüglich da, wo wir die Wortstämme mit i und a zu verbinden pflegen: statt unsers Mischmaschs sagen sie Hodge-podge, und higgledy-piggledy, wie

Kraut und Rüben unter einander; statt unsers Wirrwarrs im Tumulte Hurly-burly oder Hubbub, und statt unsers Schnickschnacks oder eines unverständlichen Gepappels Hubble-bubble. Mit dem letztern Ausdrucke bezeichnet man auch den indischen Calun oder das Instrument, vermittels dessen man durch Wasser Tabak raucht; Humstrum ist aber der verächtliche Name einer Geige, wogegen Humdrum als dumm und faul wie eine Hummel schilt. Havi-cavy heißt unschlüssig oder zweifelhaft, habnab oder hobnob aufs Gerathewohl, und Hugger-mugger ein Gemuck oder ein heimlicher Winkel, wo man verstohlener Weise böse Dinge treibt. Die Benennung eines Wiedehopfs Hoopop kommt freilich aus dem lateinischen Upupa, und die Benennung eines Überall und Nirgends, der keine bestimmte Stelle hat, Here and Thereian, ist aus den Wörtern here and there hergenommen; aber die Bezeichnung eines gedankenlos und in großer Eile überall umher Laufenden durch running harum-scarum fließt bloß aus der Gewohnheit, vermittels des H-Lautes scherzhafte Redensarten zu bilden.

2) als Schrift- und Kürzungszeichen. Was für eine Hieroglyphe das phönikische ה war, läßt sich aus seinem, wie es scheint, bloß technischen Namen nicht errathen; daß aber das ח, woraus das lateinische H hervorging, seinem Namen Chet zu Folge den Umriß der Welt bezeichnete, habe ich im Artikel Acht***) (in philologischer Hinsicht) zu zeigen gesucht. Statt daß die ägyptische Hieroglyphenschrift die Ober- und Unterwelt durch zwei Halbkreise darstellt, wählten die Phöniker, ihrer Vorstellung vom Himmel gemäß, der nach ihrer Ansicht wie eine Zeltdecke auf vier Himmelssäulen ausgespannt war, zwei Vierecke dafür, die mit einander verbunden den eben sowohl durch Abrundung der Ziffer 8, als durch Weglassung des obern und untern Verbindungsstriches dem altgriechischen *H* die eben angegebene Gestalt gaben. Die Griechen nannten dieses Zeichen, so lange sie es noch als Hauchlaut gebrauchten, wahrscheinlich *Heta*, und später erst *Eta*, da es für ein langes *E* gebraucht ward, wogegen die beiden Hälften des *H* den Spiritus asper (├) und Spiritus lenis (┤) bezeichneten. Hieraus entstanden mit der Zeit die kürzeren Bezeichnungen ʽ und ʼ, welche erst nach dem zwölften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in ʽ und ʼ abgerundet und über die Selblaute der kleineren Schrift gesetzt wurden, statt daß sie den Selblauten der größern Schrift vorgesetzt werden. Aus dem phönikischen ה hatten die Griechen den Selblaut *E* gebildet, welcher ursprünglich den Namen *Eĩ* führte, und sowohl für ει und η als für ε gebraucht ward, so wie das *O*, *οὖ* genannt, zugleich für ο, ου und ω galt. Wie nun das *O* späterhin zum Unterschiede vom Ὦ μέγα den Namen Ὂ μικρὸν erhielt, so nannte man das *E* zum Unterschiede vom langen *H*, das ursprünglich ein Hauchlaut war, Ἒ ψιλόν; vielleicht wollte man aber auch zugleich damit andeuten, daß die meisten mit η anfangenden Wörter den stärkern Hauch hätten, wie das Ὓ ψιλὸν daher seinen Namen erhielt, weil mit Ausnahme des äolischen Dialekts alle mit υ anfangenden Wörter den starken Hauch erhalten.

Alle diese Veränderungen des griechischen Alphabets geschahen nicht auf Einmal, noch überall in Griechenland zu gleicher Zeit, weßhalb sich über den verschiedenen griechischen Schreibgebrauch keine zuverlässigen Zeitbestimmungen geben lassen. In den ältesten Inschriften erscheint der Hauchlaut auch vor solchen Wörtern, die später nur den gelinden Hauch hatten, z. B. *ΗΕΛΠΙΣ* für ἐλπίς; wobei man jedoch nicht anzunehmen braucht, daß das *H* auch den gelinden Hauch bezeichnet habe, weil im Griechischen der Hauchlaut überhaupt sehr wechselte, und ἐλπίς namentlich in der äolischen Mundart ein Digamma zuließ. Daß man mit dem Gebrauche des *H* sehr sparsam war, sieht man daraus, daß man es vor υ, wo es sich von selbst verstand, gewöhnlich wegließ, wie in der Potidäa-Inschrift *ΥΠΟΔΕΧΣΑΤΟ*. In spätern Inschriften ließ man auch in andern Fällen den Hauchlaut weg, wie in der bekannten Helminschrift aus der Zeit des Syrakusers Hiero nur *Θ* für ὁ geschrieben worden; und selbst für die Umschreibung der gehauchten Mitlaute χ, ψ, ϑ, ϱ nach lateinischer Weise fehlt es für die ältern Inschriften an sichern Beweisen. Statt daß den Griechen, da sie ה und ח in *E* und *H* umschufen, der Hauchlaut fehlte, hielten dagegen die Erfinder der Runenschrift, welche den Hauchlaut sogar vor Mitlaute setzten, vor welchen sie in unserer Sprache nicht mehr üblich sind, die Bezeichnung des E für überflüssig, theils weil sie für den jetzt in allen Endungen unserer Sprache üblich gewordenen Elaut andere Vocale hatten, theils weil sein schwacher Laut der Bezeichnung kaum werth schien: wo sie seine Bezeichnung nöthig fanden, setzten sie ein J oder auch A dafür. Als daher Ulfila sein Alphabet aus griechischen Buchstaben zusammensetzte, schuf er das η um so mehr wieder zum Hauchlaute um, da er für den Elaut auch den Diphthong ai gebrauchte. Die Russen nahmen das χ zum h, und nennen es her statt chärr.

Die äthiopische Sylbenschrift hat einen lindern Hauchlaut, *Hoi*, und einen stärkern, *Haut* genannt, die vermuthlich dem arabischen He (ה) und Hha oder Cha (ח) entsprachen, wie der dritte Hauchlaut des äthiopischen Alphabets *Harm* dem koptischen Hori, welches dem Alphabete griechisches Stammes aus der ägyptischen Schrift hinzugefügt zu seyn scheint. Die ägyptische Hieroglyphenschrift bezeichnete, da sie gleich der phönikischen nur Mitlaute ins phonetische Alphabet aufnahm, die Vocale der Griechen mit denselben Consonanten, aus welchen die Griechen ihre Vocale gebildet hatten, das ε demnach durch den Hauchlaut. Champollion hätte bei seinen Entzifferungsversuchen dieses sogleich bemerken sollen, da er in den Hieroglyphen die Vocale selten bezeichnet fand; statt dessen lieferte er anfangs fast so viele Vocale als Consonanten, ohne zu ahnen, daß diese Vocale nur willkürlich aufgegriffene Stellvertreter derselben sind, und namentlich der Elaut nach Champollion's eigener Entzifferung im Namen des Kaisers Hadrianus als H erscheint. Als solcher Hauchlaut steht dieses Zeichen im persischen Namen des Xerxes

***) S. I. Bd. S. 318 ff.

Khschharscha auf der in Paris befindlichen Vase, wodurch meine Entzifferung der Keilschrift buchstäblich bestätigt wird. St. Martin ließ sich aber durch Champollion's Irrthum verleiten, das einem Franzosen unaussprechbare H für ein E zu halten, und darnach fast allen übrigen Buchstaben des Keil-Alphabetes, die nicht durch die Namen Khschharscha und Darheusch, wofür schon ein Landsmann vor ihm in der Description de l'Egypte Darheyusch zu lesen vorschlug, oder durch den Namen des Hystaspes als gewiß gegeben waren, einen andern Gehalt zu geben. Ob nun gleich St. Martin außer den von mir entlehnten Beweisen nichts Erweisbares aufstellte, machten doch die Pralereien des französischen Akademikers einen solchen Eindruck auf Rosenmüller, daß er sogleich in sein Handbuch der biblischen Archäologie die gelehrte Bemerkung eintrug, statt Khschharscha habe St. Martin richtiger Khschhéarscha gelesen.

Das H bezeichnet die phonetische Hieroglyphenschrift den eben angeführten Bemerkungen zu Folge durch zwei Federn, bald links, bald rechts, bald gegen einander gekehrt. Diese scheinen demnach nur bedeutsame Ausmalungen der beiden Hauptstriche im H zu seyn: denn daß die ägyptische Hieroglyphenschrift manche Buchstaben den phönikischen ähnlich malte, sieht man aus dem ägyptischen Schné (Garten) mit drei Bäumen, verglichen mit dem phönikischen Schin oder hebräischen ש. Gleich dem griechischen *H* wurde der Hauchlaut der Hieroglyphenschrift zugleich zur Bezeichnung des η und ι zu Folge des Itacismus benutzt; und so wie die Griechen das H in zwei Hälften theilten, um die beiderlei Spiritus zu unterscheiden: so findet man im Hieroglyphen-Alphabete nach Champollion's Entzifferung die eine Feder für ein A, die andere für ein O, beide auch wohl für ein E gebraucht. Die Keilschrift, die durchaus in dreierlei Weise für sich allein besteht, bezeichnet den Hauchlaut durch ein aus Hauptkeil, Winkel und Querkeil zusammen gesetztes Zeichen; in der aus dem phönikischen Alphabete geflossenen Pehlwischrift sind dagegen die geraden Striche des ה nur krumm gezogen. Im äthiopischen Alphabete hat das Hoi die Gestalt eines lateinischen U bekommen, welches in Verbindung mit ū oder e ganz dem indischen Zahlzeichen für 5 gleicht. Dieses aus dem fünften Buchstaben des phönikischen Alphabets hergenommene Zahlzeichen erscheint in unsern alten Drucken aus dem funfzehnten Jahrhundert noch ganz dem indischen ähnlich (ч); bald darauf schrieb man dasselbe mit einer kleinen Abänderung dem indischen Zeichen für 6 ähnlich, welches bei den Arabern, gleich wie in unsern alten Drucken, die Urgestalt der 5 hat, was leicht zum falschen Lesen verleiten kann; und durch die Umkehrung dieses Zeichens entstand allmälig die heutige 5. Diese 5 hat bei den Arabern die Gestalt des o erhalten; im Chinesischen sieht dagegen das Zeichen der 5 demjenigen phönikischen ה gleich, aus welchem durch Umkehrung das griechische *E* ward. Dieses griechische *E* ist auch bei den Äthiopen, die ihre Ziffern aus dem griechisch-koptischen Alphabet hernahmen, das Zeichen für 5 geworden; wogegen in der Déwa-Nagaré-Schrift das griechische *E* für 6 gilt, und ein lateinisches u für 5.

Im etruskischen Alphabete hat das H noch die Urgestalt des Weltumrisses, theils in zwei Vierecken, theils in zwei Halbkreisen dargestellt; in der altsikelischen Schrift ging dieses Zeichen in die Figur eines Θ über, welches auch viereck- oder rautenförmig geschrieben ward. Bei den Römern hatte das H gleich anfangs die Gestalt des griechischen *H*, wovon man in der tironschen Notenschrift entweder einen untern und einen obern Halbstrich, oder auch nur den letztern bei Abrundung des Übrigen wegließ. Hieraus entstand die Figur des kleinen h, die man bei den Römern schon im dritten Jahrhunderte nach Christus Geburt, bei den Griechen aber, wo daraus das η hervorging, noch früher findet. Auch bei Ulfila hat das H dieselbe Gestalt, obwohl im koptischen Alphabete das Hida noch die frühere Form hat; im Walachischen haben H und N ihre Figuren gegen einander umgetauscht, im Wälischen sind beide wenig von einander unterschieden. Im Russischen finden sich dieselben Bezeichnungen, wie im Walachischen, aber das Ita wird Ische genannt, weil es i gilt; das X ist dagegen zu einem H geworden, wie im Hunnenalphabete und in jeder Runenschrift, wo man auch vermittels verschiedener Durchstreichung ein G oder K daraus gebildet hat. In Büttners Vergleichungstafeln findet man das altphönikische oder tuskische, altgriechische oder lateinische, das hunnische oder russische H, und das H der Runenschrift unter den keltiberischen Runen beisammen. Das deutsche H ist aus dem Lateinischen der kleinern Schrift herausgebildet; die übrigen gebildeten Völker Europa's haben die altlateinische Schrift wieder eingeführt, aus welcher die Italiener das H in ihrem Alphabete beibehalten, ob sie es gleich weder sprechen noch für gewöhnlich schreiben, sondern es nur zur Unterscheidung der 4 Präsensformen des Verbums avere, *ho*, *hai*, *ha* und *hanno*, von o (oder) ai und a als Artikeln, und anno (Jahr), und zur Erhaltung des G- und K-Lautes in *ghe*, *ghi*, *che*, *chi*, gebrauchen. Bei den Franzosen wird der letzte Zweck durch die Schreibung gue und gui, que und qui erreicht, weil sie che und chi noch stärker zischen als ce und ci.

Die Römer ersetzten durch das h nach p, c, t und r, die mangelnden Zeichen des griechischen Alphabetes φ, χ, ϑ, ῥ, und trugen diese Schreibart auch auf germanische Namen über, z. B. *Rhenus*, *Ataulphus*, *Tenchtheri*. Die Teutschen haben diese Schreibeweise aus dem Mönchslatein noch in vielen Namen beibehalten, und Manchen kostet es eben so viele Überwindung, Adolf zu schreiben, als Elefant. Andere sind wieder zu weit gegangen, und haben nicht nur Elefant, dem das Elfenbein zur Seite steht, sondern auch rein griechische Wörter, wie Philosoph, mit einem F geschrieben, ohne zu bedenken, daß so die Römer schon geschrieben haben würden, wenn sie es für rathsam gefunden hätten. Der Einwand, daß die Römer, wie Priscian ausdrücklich versichert, das griechische φ mit gepreßtern Lippen sprachen als ihr f, mithin zwischen ph und f ein Unterschied zu machen war, bei uns hingegen der Grund wegfalle,

ist nichtig, weil wir bei der Unterscheidung zwischen ph und f noch hoffen dürfen, einmal wieder zur rechten Aussprache des ph zu gelangen, wie wir auch zur richtigen Aussprache des griechischen $\sigma\chi$ gelangt sind, was nicht so leicht geschehen wäre, wenn wir für sch ein besonderes Zeichen gehabt hätten, wie die Russen. Wäre die Schreibart Hárá für Here nicht durch Lichtenberg lächerlich gemacht, wer hätte uns die richtige Aussprache des griechischen η wieder zurückgeführt? und wer würde die richtige Aussprache des griechischen φ je zurückführen können, wenn es allgemeine Sitte würde, Filosof zu schreiben? Wenigstens erschwert eine solche Schreibung das richtige Sprechen in griechischen Wörtern sehr, und ist in so fern als eine Mißgeburt der neuern Zeit zu verwerfen. Das Lesen für die Kinder wird dadurch nicht erschwert, sobald man ihnen sagt, daß ph jetzt wie ein f gesprochen wird; die lesenden Kinder mögen also immerhin ph wie ein f aussprechen, so lange es überall noch so gesprochen wird, wie sie auch für s, e, h, a, c, h nur sche, a, che zu buchstabiren angefangen haben; aber die Schreibart braucht darum nicht verändert zu werden, zumal da man diese Schreibart doch nicht in die lateinische Sprache einführen kann oder darf. Was über Ch und sch, oder richtiger sh, zu merken ist, sehe man im Artikel *C*.

Die Römer mißbrauchten schon das H zu willkürlicher Unterscheidung mancher Wörter, wie *pro* und *proh*, oder wie *Agroetius* bei Gothofr. p. 1350. bei Putsch. p. 2272. zwischen *arundo* (Rohr) und *harundo* (Rohrgeschoß) unterscheidet; viel weiter haben dieses die Teutschen getrieben, welche das H als bloßes Dehnungszeichen langer Selblaute benutzten. Hätte man hinter jeden gedehnten Selblaut ein H gesetzt, so wäre gegen ein solches Mittel zur Erhaltung der richtigen Aussprache nichts zu erinnern; allein man hat dieses nur vorzüglich vor fließenden Mitlauten, z. B. *kahl*, *Kahm*, *Kahn*, *Wahl*, *Wahn*, *wahr*, und auch hier nicht immer, z. B. *schal*, *Scham*, *Schar* oder *Schaar*. Man unterschied, wo möglich, gleichlautende Wörter durch dreierlei Schreibweise, z. B. *kam* von kommen, und dem gemäß *mafs* und *Maafs*; *Waal* und *Wal* als Fremder, *Waare* und *war*, und erschwerte dadurch die Regeln der teutschen Orthographie mehr, als man dadurch an Deutlichkeit gewann, weil bei den meisten Wörtern dieser Art entweder immer noch Verwechselungen möglich, oder weit seltener sind, als zwischen *Sein* und *Seyn* in dem bekannten Monologe: Seyn oder Nichtseyn ist die große Frage, wenn dieses ein liebendes Frauenzimmer spricht. Bei einem i wählte man, das Pronomen ihr ausgenommen, zum Dehnungszeichen ein e, welches dann in einzelnen Fällen noch ein h zuließ, wie *stiehlt* von stehlen; doch geht aus den Unterscheidungen zwischen *Stil*, *Stiel*, *stiehl* und *still* hervor, daß ie eigentlich die Stelle des doppelten i vertritt. So oft mit dem gedehnten Selblaute in derselben Sylbe ein t enthalten war, schob man das h hinter dasselbe zurück, z. B. *Wuth*, *Werth*, und so auch *Gluth* und *Farth*, wofür man wegen *glühen* und *fahren* wieder *Gluht* und *Fahrt* eingeführt hat. Hier führten die Formen glüht und fährt für glühet und fähret auf die Verbesserung der alten Schreibeweise, wiewohl auch Manche bloß Glut und Fart, z. B. in Hoffart für Hochfahrt, schreiben; aber in *Muth* hat man noch nicht aus bemüht die richtige Schreibart gestellt, und so wird noch lange in der teutschen Sprache die Verwechselung des bloßen Dehnungszeichens hinter t mit dem altteutschen th für ϑ, wie in *Rath* für Rede nicht verhütet werden.

Der mit dem deutschen Dehnungszeichen getriebene Unfug veranlaßte mehrere Gelehrten älterer und neuerer Zeit zum unmäßigen Eifer dagegen; aber immer fand der Unfug seine Fürsprecher, theils weil die Eiferer dagegen meist zu weit gingen, und das Gute mit dem Schlechten tilgten; theils weil die leidige Unterscheidungs- und übertriebene Verdeutlichungssucht der teutschen Sprachforscher so viele Willkür in die Regeln der Orthographie gebracht hat, daß eine Radicalkur kaum mehr möglich ist, und nur von der Zeit eine allmälige Verbesserung erwartet werden darf, wie denn auch schon Manches verbessert worden ist. Ohne mich weiter dabei aufzuhalten, will ich noch den Gebrauch des H als Kürzungszeichen im Lateinischen aufführen: denn für die teutsche Schrift ist wenig mehr zu merken, als Hl. für Heller und Hr. für Herr, oder H. für Heinrich, Herzog, Heft, Hauptstück u. dgl. Das H als musikalische Bezeichnung, im Französischen le *si*, erfordert eine besondere Behandlung; das sogenannte *Haquadrat* ♮ nimmt man richtiger für ein eckiges b. Im römischen Calender bezeichnete H den letzten der acht Nundinaltage; aber *HS* für Sestertius oder 2½ Asses ist aus einer römischen II. in Verbindung mit S für semis entstanden, indem man zur Erleichterung des Druckes, statt das Ganze zu durchstreichen, wie es bei ℔ für lb. oder libra geschieht, statt der durchstrichenen II ein H wählte. Nach römischer Schreibeweise würde ein Strich über der II 2000 bedeuten; doch bezeichnete man so auch in Inschriften die Zahlwörter secundus, iterum. Ein einzelnes H kann für das Adverbium oder Pronomen *hic* stehen; auch für das Verbum *habere*, für die Substantive *hora*, *homo*, *heres*, *honor*, und das Adjectiv *honestus*; auch für *hostis* in H. O. = hoste occiso, für *hasta* in H. P. = hasta pura, welches jedoch noch öfter hic posuit bedeutet; endlich *Hispania* in H. V. = Hispaniae utriusque, welches gleichwohl auch hoc vivas, hoc volens, hoc votum, honestus vir und horis quinque bedeuten kann. *H. H* heißt daher heredes oder Hispaniae oder honestus homo.

Als Beispiele der angegebenen Bedeutungen von H mögen folgende dienen:

H. F. oder auch F. H. *hic* fundavit, *hoc* fecit, *heres* fecit oder filius *heres*, femina *honesta*.
H. J. oder J. H. *hic* jacet oder justus *homo*.
H. Q. *hic* quiescit, und H. R. I. P. *hic* requiescat in pace.
H. S. *hic* situs, aber auch *hoc* solus, *hoc* sepulcrum, *heredem* solvi, *Herculi* sacrum, *hora* secunda, sestertius.
H. S. E. *hic* situs est. H. S. S. *hic* siti sunt. H. O. S. *hic* ossa sita, aber auch *haec* ollarum series.

O. H. S. S. ossa *hic* sita sunt; aber O. H. F. ossuarium *hoc* fecit, omnibus *honoribus* functus.

B. H. M. bene *hic* maneat; aber B. M. H. E. bene merenti *hoc* erexit.

C. H. M. consecravit *hoc* monumentum, wie H. M. *hoc* monumentum, *hoc* mandavit, *hora* mortis, *honesta* mulier.

H. L. *hic* locus, *hac* lege, *hoc* legavit, *honesto* loco; daher H. L. H. N. S. *hic* locus *heredem* non sequitur.

H. M. H. N. S. *hoc* monumentum *heredem* non sequitur; aber M. H. E. mihi *heres* esto.

H. H. M. S. *heredem hoc* monumentum sequitur; aber M. H. S. M. Memoriam *hanc* sibi mandavit.

L. H. libertus *heres*, lugens *hoc;* aber J. L. H. jus liberorum *habens.*

I. H. L. S. in *hac* lege scriptum; aber Ex H. L. N. R. ex *hac* lege nil rogatur.

I. H. D. D. in *honorem* domus divinae, auch deorum s. dearum.

F. Hc. heißt familiae *herciscundae;* aber P. H. C. Praetor s. Provincia *Hispaniae* citerioris; auch ponendum *hoc* curavit, patronus *heres* curavit.

Noch merke man die Formeln:

H. K. N. *have* karissime nobis!

T. R. T. H. tuas res tibi *habeto!*

H. R. *honesta* ratio; aber H. R. E. J. Q. M. E. A. *hanc* rem ex jure Quiritium meam esse ajo.

Ho. heißt homo, hora, honor, honestus: *Hor.* Horatia tribus; *Hos.* hostis und hospes.

In der neuern Druckschrift heißt: *h. a.* hujus anni; *h. e.* hoc est; *h. l.* hoc loco.

Wer noch mehr Abkürzungen kennen zu lernen begehrt, findet sie bei Putsch. p. 1509 sqq. 1555 sqq. 1605 sqq. 1648 sqq. 1673. bei Gothofr. p. 1459 sq. 1486. 1510 sq. 1534. (*Grotefend.*)

H. In der Musik ist H der Name der siebenten Stufe, der so genannten natürlichen Tonreihe unseres, herkömmlicher Weise von dem Tone C, als erster Stufe, anhebenden Notensystemes. Über den Ursprung dieser Benennung ist der Artikel B (Band VII. S. 4 folgg.) nachzusehen. Das durch ein ♯ chromatisch erhöhte H heißt His, das durch ein b erniederte sollte Hes heißen, pflegt aber B genannt zu werden, (vergleiche auch hier den Art. B a. a. O.). Das doppelt erhöhete H würde Hisis heißen, das doppelt erniederte aber Heses oder Bes.

Die der Tonart H-dur angemessene chromatische Vorzeichnung besteht in fünf Erhöhungszeichen oder Kreuzen ♯; für h-moll pflegt man zwei ♯ vorzuzeichnen. Siehe die Artikel Tonart und Vorzeichnung. (*Gfr. Weber.*)

H, bedeutet in der Münzkunde auf französischen Gold- und Silbermünzen den Münzort Rochelle, auf östreichischen Münzen die Stadt Günzburg, wo diese Regierung vormals eine Menge Scheidemünze für das Reich ausprägen ließ. (*G. Hassel*)

HAAG, 1) eigentlich Gravenhage (Grafenhain), französisch la Haye, englisch the Hague, lateinisch Haga Comitum, die jetzige Hauptresidenz des Königs der Niederlande, in der Provinz Südholland, die Hauptstadt des nach ihr benannten Districts, eine Stunde im Umfang, mit 44,000 Einwohnern, eine halbe Meile von der Nordsee, auf 52° 4′ 20″ n. B. 4° 18′ 31″ w. L. von Greenwich, 12 holländische Wegstunden (20 auf den Grad) von Amsterdam, und 34½ von Brüssel, in einer sehr angenehmen Gegend. Sie ist auf dem Walde erbauet, der vormals einen beträchtlichen Theil Hollands einnahm, und wovon der Haage-Busch und das Harlemer Gehölz noch kleine Überreste scheinen. In diesem Haine, wo vielleicht schon unter dem Grafen Florenz II. um 1097 ein Jagdschloß war, stiftete der Graf Wilhelm II. von Holland, der gegen Friedrich II. und Konrad IV. als römisch-teutscher König auftrat, um 1250 einen Palast, an welchen sich hernach mehrere Häuser reiheten, welches dem Flecken allmälig das Entstehen gab. Unter Albrecht von Baiern, im Jahre 1370 war es schon ein ansehnliches Dorf, wo der Graf sich öfters zum Vergnügen aufhielt, und 1527 war der Ort schon so wohlhabend, daß er die Raubsucht der Geldernschen, unter dem bekannten Parteigänger Maarten van Rossum, reizte, welche auf einem kühnen Streifzuge den Haag völlig ausplünderten. Der höchste Gerichtshof von Holland hielt damals schon im Haag seinen Sitz. In den ersten Jahren des Freiheitskriegs war der unbemauerte Flecken der beständigen Einlagerung der Spanier ausgesetzt, und man glaubt, daß die Delfter, die den immer wachsenden Wohlstand und die herrliche Lage des benachbarten Orts nicht ohne Bekümmerung sahen, aus jenem Grunde dessen Schleifung verlangten. Doch Wilhelm gab diesem kleinstädtischen Neide kein Gehör, und unter seinem Sohne Moritz erhob sich der Haag schon zu der Residenz der Generalstaten, der holländischen Staaten, des Statthalters und der fremden Gesandten. Hier ward im Jahre 1609 die zwölfjährige Waffenruhe mit Spanien abgeschlossen, (auf der noch jetzt so genannten Trèves-Kamer) und der Dichter Huygens lobte um diese Zeit den herrlichen, noch bestehenden und mit einer vierfachen Reihe Linden versehenen Spaziergang Vourhout in einem trefflichen Gedicht. Neun Jahre später starb hier auch der edle Oldenbarneveldt auf dem Blutgerüst, als Opfer des Religionshasses und der Herrschaft des Statthalters. Moritz wünschte den Haag zu einer Festung zu machen. Dieß unterblieb aber, und der Ort ist niemals mit Mauern umringt, sondern immer vergrößert (vorzüglich um 1642, 1643 und 1706,) da die prächtige Außenseite (Beutenkemt) eine Reihe Paläste, an dem Eingang von der Waldseite her, errichtet wurde. 1672 war der Haag der Schauplatz der fürchterlichen Mordscenen, wobei der große Rathspensionär de Witt, vielleicht der erste Statsmann seiner Zeit, mit seinem Bruder als Opfer einer traurigen Verblendung des Volks einen qualvollen Tod starben. Unter Wilhelm III. ward diese seine Residenz wirklich der

Hauptort für die Diplomatik, und bis 1714 war hier der Mittelpunkt der wichtigsten Unterhandlungen zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts von Europa. Auch hob sich der Haag immer mehr. Die Anzahl der Wohnungen, im Jahre 1396 noch 2400, war im Jahre 1732 schon 6163. Die Revolution von 1795, hatte durch die Abreise der statthalterischen Familie einen nachtheiligen Einfluß auf den Ort. Die Bevölkerung nahm zusehends ab, Ludwig Napoleon verlegte die Residenz und alle hohe Collegien nach Utrecht und Amsterdam, und nach der Einverleibung mit Frankreich (1810) wurden eine Menge lediger Häuser abgebrochen. Die Zurückkunft des Prinzen von Oranien im Jahre 1813 gab dem Orte seinen alten Glanz, wenigstens zum Theile wieder, und er theilt jetzt mit Brüssel die Vortheile einer königlichen Residenz, wozu der Haag, gelegen zwischen den schönsten Spaziergängen, einem herrlichen, noch unlängst mit freundlichen Wasserpartien versehenen Gehölz, dem trefflichen, reichlich beschatteten Weg nach dem Meere, dem niedlichen Dorfe Scheveningen mit Seebädern,*) dem Wege nach Ryswyk und Loosduinen, zwei Dörfern in der Mitte schöner Landgüter (Buitenplaatsen) und dem Kanale, der über das prächtige Dorf Voorburg nach Leiden führt, sich ganz besonders eignet. Die Nähe der Dünen bricht auch ein wenig das Einförmige der großen holländischen Fläche, obschon freilich der Haag in dieser Hinsicht die Vortheile Haarlems nicht besitzt. Eine schöne Chaussee führt nach Leiden, durch das Gehölz und an den schönen Villen der reichen Einwohner vorbei. Unter den vielen offnen, mit Bäumen bepflanzten Plätzen zeichnen sich aus: het Voorhout, ein doppelter, sehr breiter Platz mit trefflichen Gebäuden an beiden Seiten: das lange Voorhout besitzt auf der Ecke des Kreuterdyks den Palast des Kronprinzen, die Klosterkirche und das ehemalige französische Gesandtschafshôtel, nachher die Präfectur und der einstweilige Aufenthalt des aus England zurückgekehrten souveränen Fürsten, jetzt die Bibliothek: das kleine oder neue Voorhout endigt am Tomnoveld, worauf das Schauspielhaus steht, und am Vijverberg, einem Spaziergange zwischen einer Reihe stattlicher Gebäude und dem Teich (vijver) der an der einen Seite die Gebäude der alten statthalterischen Residenz umspült: das Plein ist der Paradeplatz, wo die verstorbene Fürstinn, Witwe des letzten Statthalters, Mutter des Königs, mit der Herzoginn von Braunschweig, ihrer Tochter, des Winters wohnte. Die Breite dieser Plätze, die Schönheit der Bäume, womit sie in vier bis fünf Reihen geschmückt sind, das Ländliche der Umgebung, Alles dieß gibt dem Haag ein vorzüglich freundliches, einladendes Äußeres, und hat wohl zum Theil die Wahl der Residenz bestimmt. — Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: 1) der neue, erst kürzlich vollendete königliche Palast in dem Nordende oder der schevenigschen Straße, wo vorher der alte Hof stand, der den Prinzen von Oranien gehörte, und einen ziemlich großen Garten besitzt, welcher zum öffentlichen Spaziergange dient. 2) Der vormalige Hof der Statthalter mit den Versammlungssälen der hohen Collegien, ein Viereck bildend, das um einen offnen Platz (het Binnenhof) her gebaut ist, der für Jedermann immer offen steht; die vormaligen Zimmer der statthalterischen Familie, nachher von König Ludwig Napoleon mit vielen Kosten verändert, sind jetzt verlassen. Merkwürdig ist der Versammlungssaal der zweiten Kammer der Generalstaten, mit dem königlichen Throne. 3) Die schon erwähnte Treves Kamer, der Saal der Staten von Holland; 4) die vormals französisch-reformirte, jetzt (seit König Ludwig) katholische Kirche; 5) der große Lotteriesaal, im Jahre 1651 der Sitz des großen Statsconvents zur Einrichtung einer Regirung ohne Statthalter; vor diesem Saale wurde Barneveldt enthauptet, und man sagt, die Decke sei von einer Holzart, die keinem Verderben ausgesetzt sei, und worin die Spinnen nie ihr Gewebe ausbreiten. 6) Die Paläste des Prinzen von Oranien (des vermuthlichen Thronerben) und 7) des Prinzen Friedrichs, beim Eintritt des Haags von der Ostseite. 8) Die königliche Bibliothek im Voorhout, die viele merkwürdige Werke für niederländische Literatur und Geschichte besitzt: im nämlichen Gebäude ist das sehr vorzügliche, vom jetzigen König errichtete Münz- und Medaillenkabinet, worin auch seltene und treffliche Kameen vorkommen. 9) Die Gemäldesammlung auf den Buitenhof, (unter andern mit dem berühmten Stier von Potter) und das Kabinet ethnographischer Merkwürdigkeiten, vorzüglich mit Gegenständen aus Japan und China, einer chinesisch-japanischen Bibliothek u. s. w., zusammen in dem Moritzhause, so genannt nach dem Grafen Johann Moritz, Statthalter von Brasilien und Feldmarschall der Republik im 17ten Jahrhundert; 10) das Rathhaus mit schönen Gemälden, 11) die Stückgießerei, 1668 im Gehölz gebaut, seitdem in die vergrößerte Stadt gezogen. 12) Das Schauspielhaus, worin abwechselnd eine holländische und französische Gesellschaft spielt; 13) das Statsgefängniß (de Voorpoorte van den Hove), woraus die Gebrüder de Witt zum Tode geschleppt wurden; 14) drei holländisch-reformirte Kirchen, (die Große, Neue und Klosterkirche). Erstere hat einen schönen, sechseckigen Thurm mit einem Blitzableiter; man sieht hier die Wappen Herzog Philipps des Guten, und der Ritter des güldnen Vließes, nebst dem prächtigen Grabmal des Freiherrn von Wassenaar Obdam, der 1665 in einer Seeschlacht gegen die Engländer blieb. Die Klosterkirche ist in den gomarisch-arminischen Unruhen bekannt geworden, als die erste, worin die Spaltung öffentlich sanctionirt wurde. Für ihre im Jahre 1807 abgetretene Kirche haben die Französisch-Reformirten eine sehr schöne neue im Nordende gebaut; die Katholiken besitzen auch eine vorzügliche Kirche in der Lorrenstraet, nebst vier andern. Auch die englischen Presbyterianer, Remonstranten, Lutheraner und Jansenisten besitzen Bethäuser, und die portugisischen und teutschen Juden große Synagogen. Für die Wissenschaften gibt es viele Anstal-

*) Es wird jetzt, um den Gebrauch dieser Seebäder zu erleichtern, ein Kanal von dem Haag nach Scheveningen gegraben.

ten. Die Gesellschaft Diligentia mit einem Museum, physikalischer Instrumentensammlung und Conzertsaal (im Winter hält diese Gesellschaft, wie mehrere in Holland, öffentliche Vorlesungen), eine Abtheilung der holländischen Gesellschaft für schöne Wissenschaften und Künste, und ein Departement der Gesellschaft Tot Nut van Algemeen (fürs öffentliche Wohl), eine Anatomie, worin ein von der Stadt unterhaltener Lektor Unterricht gibt, die Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion, eine sehr gute lateinische Schule mit einem Rector, Conrector und zwei Präceptoren, mehrere Bibliotheken (die vortreffliche Meermansche ist aus kleinlichen Rücksichten von der Regirung des Haags, der sie vermacht war, abgelehnt, und für 116,000 Gulden öffentlich verkauft); Gemäldesammlungen, wie die Sterngerechtsche u. s. w. Für die arme und leidende Menschheit sind auch viele treffliche Einrichtungen vorhanden, wie die Anstalt der Frau von Renswoude zum Unterricht für dürftige Jünglinge, und die Armeneinrichtung, (vorhin die Directorenkammer der ostindischen Gesellschaft) zugleich zur Fabrikarbeit und zum Unterricht geeignet u. s. w. — Fabriken sind wenige im Haag. Man lebt größten Theils vom Hofe und von den Regirungscollegien, wozu, im Jahre, wenn der König hier seinen Aufenthalt hat, die Generalstaten, der Statsrath, die verschiedenen Ministerien und Agentschaften gehören. Dauerhaft besitzt der Haag den großen Gerichtshof für die nördlichen Provinzen, die Oberrechnenkammer, den hohen Adelsrath, und die (jährlich einmal zusammenkommende) Synode der reformirten Kirche. (*van Kampen.*) — 2) Ein Marktflecken im Landgerichte Wasserburg des baierischen Isarkreises, an der Straße von München nach Mühldorf, in einer zwar unebenen, aber getreidereichen Gegend, von München 12 und von Wasserburg 4 Poststunden entfernt. Er enthält 129 Häuser, ein, in einiger Entfernung davon am Abhange eines Berges liegendes, königl. Schloß, 192 Familien, 800 Einw., welche theils von Gewerben, theils vom Ackerbaue leben, die Sitze eines königl. Rentamts, welches sich über 2099 Familien erstreckt, eine Posterpedition und ein katholisches Pfarramt im Decanate Wasserburg, 1 Spital, 1 Pfarrkirche nebst Kapelle (so genannte Wieskapelle), guten Hopfenbau und eine große Bierbrauerei. Haag war der Hauptort einer gleichnamigen Reichsgrafschaft, welche auf 3 □M. 9,070 Seelen umfaßte, und nach dem Aussterben des letzten Grafen Ladislaus 1567, gemäß den Anwartschaften, welche Herzog Albert V. von Baiern 1555 vom Kaiser Karl V., dann vom Kaiser Ferdinand 1556 und vom Kaiser Maximilian II. 1565 erhalten hatte, an Baiern gekommen ist. Zwar belehnte 1709 Kaiser Joseph I. den Grafen von Sinzendorf mit diesem Ländchen, das die östreichsch. Truppen nach der Schlacht bei Höchstedt eingenommen hatten; allein dieser trat sie wieder an Baiern ab. Ihr Wappen war ein gezäumtes, frei laufendes Pferd auf weißem Sand in schwarzem Felde. Bis 1804, wo sie zum Landgerichte Wasserburg gezogen wurde, bildete sie ein eigenes Landgericht, Kasten- und Lehnamt. (*Eisenmann.*)

3) Marktflecken im Hausruckviertel des Landes ob der Ens, Commissariat Starhemberg, mit einer katholischen Pfarre und einer Poststation auf der Braunauer Straße. Der Platz, wo die Straße durchführt, ist ziemlich breit, aber sehr abhängig. Auf einem Berge erhebt sich das Schloß Starhemberg mit einigen Häusern. Unweit dem Schlosse ist ein Teich. Der bei der Ortschaft Schernham anfangende Hausruckwald zieht sich längs der Pfarre Haag bis in die Pfarre Gaspolzhofen hin. Zu dem Pfarrbezirke Haag gehören nebst dem Markte noch 34 Ortschaften, die zusammen 318 Häuser ausmachen, mit einer Bevölkerung von 1758 Menschen. Der Marktflecken hat über 100 Häuser und gegen 700 Einw. Er wird schon in dem Kaufbriefe vom J. 1370, worin Rudiger von Starhemberg sein Schloß und seine Herrschaft Starhemberg dem Herzoge Albrecht von Östreich verkaufte, ein Markt genannt. Im Jahre 1620, als Herzog Maximilian von Baiern mit seinen Truppen gegen die Östreicher ins Land rückte, hatten die Bauern den Paß bei Haag stark verrammelt, widersetzten sich, einige tausend Mann stark, den andringenden baiernschen Soldaten, und tödteten einen davon, den sie gefangen hatten, auf eine grausame Weise. Die baiernschen Soldaten geriethen darüber in Wuth, rächten diesen Mord an den gefangenen Bauern auf ähnliche Weise, zündeten einige Dörfer an, und plünderten allenthalben, wo sie hinkamen. In dem französisch-baiernschen Kriege 1704 fielen die Baiern gleichfalls ins Land, und nahmen Haag und Starhemberg ein: allein die ungarnschen Truppen eroberten beide Plätze bald wieder. Die Baiern begaben sich von hier nach Neumark, endlich nach Peyerbach, wo sie wieder mit Verlust zurückgeschlagen wurden. In den französischen Kriegen 1800, 1805 u. 1809 hat der Marktfl. Haag und die ganze umliegende Gegend viel gelitten, weil die Braunauer Poststraße eine Hauptdurchzugsstraße der kriegführenden Mächte war. In der Pfarrkirche sind Grabschriften aus dem 15ten und 16ten Jahrh. zu finden, die das Alter der Kirche beurkunden. (*Rumy.*) — 4) Marktfl. in dem Viertel ob dem Wiener Walde, im Lande unter der Ens, mit einer Pfarre, einem Decanate und 72 Häusern. Er gehört zur Herrschaft Salaberg, und liegt zwischen Ens und Steier. (*Rumy.*) — 5) Den Namen Haag führen auch mehrere Dörfer und Weiler in Östreich, ober und unter der Ens, die man in Crusius Postlexikon aller Ortschaften der k. k. Erbländer, Th. II. B. 2. verzeichnet findet. (*Rumy.*) — 6) Ein altes Pfarrdorf im Großherzogthum Baden, 4½ Stunde ostsüdwärts von Heidelberg, im Bezirksamt Neckargemünd. Seine Kirche, dem heiligen Lambertus geweiht, fiel in der Kirchentheilung den evangel. Reformirten zu. Das Dorf war als ein Zugehör der Burg Schwarzach, ein uraltes Eigenthum der bischöflichen Kirche zu Worms, von der es die Herren von Weinsperg lange Zeit zu Lehen trugen, bis diese im J. 1319 das Lehen an Kurpfalz verkauften. Die Bevölkerung, fortwährend im Steigen begriffen, beträgt jetzt 230 Einw.*) (*Leger.*)

*) Quellen: Bei *Schannat* in Histor. Episcopat. Wor-

HAAG (Georg Marcel), ein Schüler des J. H. Schönfeld, geboren zu Bopfingen 1652 und gestorben daselbst 1719. Als der Sohn eines Geistlichen zu demselben Stande bestimmt, gelangte er nicht ohne Widerspruch und Kampf an das Ziel seiner Wünsche, sich der Kunst ganz widmen zu dürfen. In Rom und Venedig, wohin er sich um 1674 begab, nahm er vorzüglich den Paolo Veronese zu seinem Muster, und führte nach seiner Rückkehr einige ausdrucksvolle Bilder in Nördlingen aus, an denen man auch das vortreffliche Inkarnat rühmt. In Nördlingen, Bopfingen und einigen benachbarten Orten Schwabens finden sich seine Hauptwerke†). (*R.*)

HAAKE (Theodor), ein in der Literärgeschichte wenig bekannter Mann, zu Neuhaus in der Pfalz, bei Worms im J. 1605 geboren, kam mit dem pfälzischen Prinzen Rupert 1625 nach England, hielt sich ein halbes Jahr zu Oxford und eben so lange zu Cambridge auf, und ging dann nach Teutschland zurück. Wegen der Unruhen im 30jährigen Kriege begab er sich bald darauf mit andern Protestanten nach Köln, wo er Dyke's Buch vom Selbstbetrug, das er aus England mitgebracht hatte, übersetzte, und sich dessen zum Vorlesen bei den gottesdienstlichen Privatzusammenkünften mit seinen Glaubensgenossen bediente. Im Jahre 1629 kam er wieder nach England, und trieb nun die Mathematik während eines dreijährigen Aufenthalts zu Oxford in Gloucesterhall. Vom Kurfürsten von der Pfalz wurde ihm die Stelle eines Secretärs, von der Stadt Hamburg und dem Könige von Dänemark die Residentenstelle in London angetragen; aus Liebe zum eingezogenen Leben aber, schlug er das Alles aus. Um diese Zeit arbeitete er mit an der englischen Übersetzung der Statenbibel, verfertigte auch Übersetzungen von einigen andern Schriften, und besonders einem Tractat des Milton, der sein guter Freund gewesen. Als Miltons verlornes Paradies erschien, übersetzte es 1682 Ernst Gottlieb von Berge zu Zerbst, die Arbeit war aber schlecht gerathen, (s. d. Art. Berge Bd. IX. S. 111) desto besser war die, welche Haake lieferte; der Heidelberger Theologe Joh. Seb. Fabricius war, als er diese Übersetzung bekam, so darüber erfreut, daß er unter andern verbindlichen Worten, also an unsern teutschen Landsmann schrieb, incredibile est, quantum nos omnes affecerit gravitas styli et copia lectissimorum verborum. Unter den übrigen schriftstellerischen Arbeiten unsers Haake bemerke ich nur noch die englische Übersetzung einer poetischen Paraphrase des 104ten Psalms von Weckherlin, der sich damals gleichfalls in England aufhielt, und in dessen Gedichten man auch die gegenseitige Freundschaft dieser beiden Pfälzer erwähnt findet; und verschiedene Bemerkungen und Briefe in den Philosophical Transactions von 1682, denn Haake war eines der frühesten Mitglieder der königl. Societät zu London, und wird auch in Sprat's Geschichte derselben mitgenannt. Durch seine Redlichkeit und gelehrten Kenntnisse erwarb er sich die Freundschaft des Dr. Usher, Selden, Prideaux, Walton und Wilkins. In seinem Alter verlor er größten Theils das Gehör, und starb den 9. Mai 1690. Vergl. Benthems engl. Kirch- und Schulenstat, Lüneb. 1694. S. 56. 2te Ausg. 1732. S. 113. (*Rotermund.*)

HAAN, 1) Abraham, ein Niederländer, der zu Zierickzee am 8. Nov. 1622 geboren war. Er wurde in der reformirten Kirche erzogen, studirte die Arzneigelahrtheit und wurde zu Leiden Doctor, bekam aber Gewissensskrupel, trat zu der Secte der Mennonisten über, wurde 1648 Prediger der mennonistischen Gemeinde zu Amsterdam, und starb daselbst den 19. April 1706. Er hat viel geschrieben, was zu seiner Zeit Ruf hatte, und seine Reden und Predigten wurden geschätzt: auch hat er eine Sciagraphie über die Offenbarung, eine Apologie pour les protestans, und eine Eenleydinge tot de Kennis van de christelyke Godesdienst hinterlassen. (*G. Hassel.*) — 2) Matthias Wilhelm, Edler von, der Sohn des k. k. Hofraths Joh. Georg, war zu Wien am 27. Nov. 1737 geboren, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, eröffnete 1762 seine juristische Laufbahn als unbesoldeter, 1767 als besoldeter Rath bei der niederöstr. Regierung, stieg den 4. Febr. 1775 zum Hofrathe der ersten Justizstelle, wurde 1779 mit seinen 3 Brüdern in den Ritterstand erhoben, trat 1790 in die Compilations-Hofcommission, wurde 1792 Vicepräsident des niederöstr. Appellationsgerichts, 1795 aber oberster Landrichter u. Präsid. des niederöstr. Landrechts, mit dem Prädikate eines Geheimeraths, 1797 Vicepräsident und 1809 Präsident der Hofcommission in politischen und Justizsachen, in welcher Eigenschaft er am 10. Decbr. 1816 starb. Er war ein gelehrter und bis an sein Ende höchst thätiger Mann, der seinen Weg gerade durchging, und damit einen liebenswürdigen Charakter verband; ihm verdankt der Kaiserstat das westgalizische Gesetzbuch, das 1796 vollendet und die Grundlage und der Vorläufer des Criminalgesetzbuches der östreichsch. Staten von 1803 wurde, auch wurde unter seinem Einflusse des allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811 vollendet, und kurz vor seinem Tode ein neues Wechselrecht dem Ministerium zur Genehmigung vorgelegt, welches aber erst nach 1818 in Rechtskraft getreten ist. Der Monarch lohnte das Verdienst, das er sich durch seine Thätigkeit um den Kaiserstat erworben hatte, 1804 durch Ertheilung des Stephangroßkreuzes und durch andre Beweise seiner Huld. S. s. Nekrolog in dem Museum für Gesetzkunde und Rechtspflege in den östreichschen Staten. B. III. S. 312 — 322. (*G. Hassel.*)

HAANSBERGEN (Joh. von), einer der berühmtesten Schüler des Corn. Poelemburg, aus Utrecht gebürtig, lebte in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, und starb 1705. Seine früheren Arbeiten, Landschaften mit charakteristischer Staffage und andern Compositionen, wetteifern mit den Werken seines Mei-

mat. pag. 25 et pag. 246 cum pag. 236; bei Widder in geograph. histor. Beischreib. der Kurpfalz. I. Thle. 413e, 414e u. 409e bis 410e Seite.

†) Meusel's neue Miscell. V. 649 ff. Füßli's Künstlerlexikon.

sters in geistreicher Erfindung und feinem Kolorit. Aber der Mangel, und in der Folge die Gewinnsucht und der Geiz machten einen mittelmäßigen Künstler aus ihm, der sich späterhin fast ganz auf bestellte Arbeiten, und namentlich Porträte, beschränkte und nebenher auch noch einen Kunsthandel trieb*). (*R.*)

HAAPANIEMI, ein Gut im Kirchspiel Randasalmi in der finischen Provinz Savolay, wohin 1781 die 1780 in Kuopio gestiftete Militärschule (Cadettencorps) verlegt wurde; sie war für Savolay Regiment bestimmt, und ward ganz von der Krone unterhalten. Nachdem im letzten finischen Kriege die Gebäude durch eine Feuersbrunst zerstört worden, wurde die Anstalt, als kaiserl. finisches topographisches Corps, nach Fredricsham verlegt. (*v. Schubert.*)

HAAPARANDA, ein Gränzdorf im schwedischen Antheil des norrbottnischen Pastorals Neder-Torneå (welches nach dem letzten Frieden theilweise russisch und theilweise schwedisch ist), am südlichen Ufer des Flußes Torneå, der (jetzt russischen) Stadt Torneå gegenüber, mit Gränzwache- und Postcomtoir (1817 war letzteres in Kockslund, dem ersten Hofe der benachbarten Dorfschaft Mattila); über Haaparanda geht die Winterpost von Stockholm nach Åbo, sobald das åländische Meer (Ålands Hof), der kürzere und gewöhnliche Postweg, unsicher wird; auch ward 1822 für die Winterzeit ein Postenlauf von Haaparanda nach Alten im norwegischen Finmarken unter 70°, und ein anderer nach Tromsöe im norwegischen Nordland unter 69¼° eröffnet. 1823 ward für das nördliche Norrbotten ein Provinzialmedikus zu Haaparanda angestellt. In Haaparanda scheiden sich drei Straßen: aufwärts ins russische Gebiet über den Bach Näran zur Stadt Torneå, zu welcher auch eine Fähre über den Torneåfluß, von Haaparanda aus, führt; abwärts in den schwedischen Theil des Pastorats Neder-Torneå nach Neder-Calix (die große Straße nach Stockholm) und seitwärts, gegen Nordwesten, längs des Flusses Torneå, durch eine der fruchtbarsten, anmuthigsten und bevölkertsten Gegenden Schwedens, 7 Meilen zur Kirche Ofver-Torneå (1/16 M. jenseits der Kirche Ofver-Torneå hört der Fahrweg auf). — Nach Haaparanda scheint sich der Handel der Stadt Torneå zu ziehn, seit dieselbe von Schweden abgetreten ward, indem man von dem schwedischen Ufer aus den Handel nach Stockholm, der in Torneå immer der bedeutendste war, vortheilhafter, als von der Stadt Torneå, insofern diese jetzt zum Auslande gehört, betreiben kann; es haben sich daher mehrere Kaufleute der Stadt Torneå auf dem schwedischen Ufer niedergelassen. Auch hatte schon 1610 die schwedische Regirung Befehle zur Anlegung einer neuen Stadt zwischen den Posthöfen Laiscits und Nickala, 1⅛ M. diesseits der Stadt Torneå, am bothnischen Meere ertheilt, und sollte die Stadt anfangs den Namen Carl-Johans-Stad, nach der Verordnung im J. 1821 aber den Namen Haaparanda führen; die gewählte Stelle ist indeß sehr ungünstig, und eignet sich das Gränzdorf Haaparanda in jeder Hinsicht viel mehr zur Anlage einer neuen Stadt, wo dann auch diese angelegt werden dürfte. Man vergleiche meine Reise durch Schweden rc. Band 2. S. 117. (*v. Schubert.*)

HAAPAVESI, ein bedeutender Landsee im Kreise Kuopio des russ. Gouv. Finland, der auf den Karten auch Haukavesi heißt, oder einen Theil des letztern Sees ausmacht: er gehört zum Wassersysteme des Saimen, schüttet sein Wasser in den Ladoga aus, und ist sehr fischreich. (*Hassel*)

HAAR, HARR, der Hohe, Erhabene, ein Beiname des Odin in der alten skandinavischen Mythologie. Daher Harrbadur, das Haus Odins. (*R.*)

HAAR (das), pili, crines. (Physiologisch und anatomisch). Es hat seinen Ursprung ganz unter der unteren Oberfläche der Haut, und zieht seine Nahrung unmittelbar aus der darunter liegenden Fettlage. Es bringt durch die Haut hindurch und erhält von ihr, so weit als es die feinsten Injectionen mit Hilfe von Gläsern zeigen können, keine Gefäße zur Ernährung. Auch kommt, wenn eine Ähnlichkeit zwischen der Structur der menschlichen Haare und der der größeren Thierspecies vorhanden ist, die ölige Secretion, welche die Haare bedeckt, und ihnen das glatte und glänzende Aussehen gibt, von der unter der Haut liegenden Fettgewebslage, und es wird dieser Flüssigkeit von Röhren, welche in dem bulbus (Haarwurzel) entspringen, durch das Centrum des Haars hindurch geführt. Ein wenig über dem bulbus, da, wo das Haar durch die Kopfhaut in die Höhe steigt, sieht man, daß es eine undurchsichtige membranose Decke erhält, die eine Art von Scheide bildet. Diese Scheide kann leicht bis zur Oberfläche der Kopfhaut, und bis ein wenig über dieselbe verfolgt werden. An diesem Theile sieht sie aus, als wenn sie von einem von dem Oberhäutchen (cuticulus) abgeschickten Fortsatz gebildet wurde. An seinen injicirten Präparaten kann man Gefäße auf diesen Scheiden laufen sehen, die in der Fettgewebslage entspringen und keinen anderen begreiflichen Nutzen haben, als daß sie die Scheide und das in ihr enthaltene Haar ernähren. Die Haare sind bei Manchen schlicht und bei Andern kraus, und darnach theilt Bory de St. Vincent die Menschen in zwei genera ein, nämlich in Leiotrichi (Menschen mit schlichten Haaren), und in Oulotrichi (Menschen mit krausen Haaren). (*W. L. Brehme.*)

(Chemisch und technisch). I. Menschen- und Thierhaare,*) jene feine, bei uns und vielen Thieren ungegliederten, mit einem wahren Fettstoff ausgefüllten Röhrchen,

*) *Descamps.* T. 3. Füßli's Künstlerlex. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste in Teutschland und den Niederlanden. Th. 3. S. 222.

*) Vergl. Heusinger üb. Feder-, Haar- und Borstengebilde in Froriep's Notizen rc. 1823. Nr. 73. S. 105. — Dessen Syst. der Histologie rc. Eisenach Th. I. Nr. 2.

deren charakteristischer Hauptbestandtheil ein dem Hornge=webe eigenthümlicher, aber in den mancherlei Arten des Haars sehr verschiedene Mengen von Erden, Metallen, in sich aufnehmender Hornstoff ist, (s. unten Hornsubstanz), gehören zu den ausgeprägtern, höhern Haargebilden. Sie sind auf ihrer Oberfläche mehr oder weniger fettig, und enthalten vieles Pigment. Von diesem und von der in den verschiedentlich gefärbten Haaren abweichenden Fettsubstanz, ursprünglich einem weißen Talge, rührt ihre mehrere oder mindere Glätte, Weichheit, Geschmeidigkeit, Elasticität und Unveränderlichkeit, gleich wie ihr Widerstand gegen Nässe und ihre Eigenschaft her, schnell mit einem eigenen brenzlichen Fettgeruche zu verbrennen, und mit Kali reichliche Seife zu bilden. Vermöge der äußerst wenigen fettöligen Feuchtigkeit in ihnen trocknen sie, vom Körper abgesondert oder an Leichen, bald aus, bleiben aber lange unverweslich. Allbekannt ist die gewöhnliche Übereinstimmung ihrer Farbe und des Pigments der Ader= und Traubenhaut im Menschenauge, so wie das Mattwerden dieses bei dem Ergrauen jener. Bei Thieren mit geflecktem Haar sind Ader= und Traubenhaut ebenfalls oft fleckig. Die gleichzeitige Hellfarbigkeit der Haare und Augen von Menschen= und Thierleukopathen gehört auch hierher ꝛc. Über die Entwickelungsgeschichte der Haare s. Heusinger i. Meckel's Arch. f. d. Physiol. VII. 3.

Mit zunehmendem Wachsthume des Menschenkörpers wird sein Haar dunkler, aber endlich, wenn die Kräfte zu einer vollkommnen Absonderung der feinern Bestandtheile desselben nicht mehr ausreichen, nach und nach grau. Überhaupt dürfte seine Länge, Stärke und Dauer von der vollkommensten Verarbeitung der Nahrungssäfte abhängen. Ungewöhnliche Färbung des Kopfhaares im Ganzen, oder in einzelnen Partieen, ist theils angeboren, theils in der Folge krankhaft, wie z. B. das Grün=, Blau= und Buntwerden desselben. Das Menschenhaar unterscheidet sich in den verschiedenen Himmelsstrichen an Farbe, Krause, Glanz, Weichheit, Fülle. Je heißer das Klima, desto dunkler wird die Haarfarbe, und umgekehrt. Das Negerhaar ist pechschwarz; wie man sich aber von der Linie entfernt, wird es immer lichter. Allein gegen die Pole zu wird es wieder pechschwarz, z. B. bei den Grönländern, Esquimaux, Bohoraels, oder Feuerländern, und den übrigen Polarmenschen, weil sie solches mit Thran und altem Fischfett so stark einölen, daß es ihm nicht an jener Nahrung fehlt, durch deren Überfluß es dunkler wird. Wohl gibt es keinen reichern, glänzendern und längern Haarwuchs, als auf dem Haupte der Römerinnen ꝛc.

Das Haar mancher Thiere des tiefern Nordens wird ebenfalls im Winter weiß, während es bei Thieren gleicher Art im Süden und im Sommer dunkler gefärbt ist. Selbst das Kräuseln desselben rührt vom Klima her. Je wärmer dieß ist, um so mehr kraust sich das Haar, und umgekehrt. Nach Sturm sind die meisten pflanzenfressenden Thiere in einem heißen Klima, — so wie alle fleischfressenden in kalten Himmelsstrichen mit einem feinern, weichern und glänzendern Haar bedeckt.

Der höchste Grad des Menschenkraushaares ist das Wollhaar des Negers, das aber im Ganzen nicht bloß kraus, sondern auch im Einzelnen überaus fein ausfällt, und aus einer ungleich kleinern Wurzel sproßt, als bei andern Menschenracen. Unstreitig rührt das Kräuseln der Haare des Negers von seiner beträchtlichen Ausdünstung her, die eine größere Menge derselben ernährt. Denn sie fallen weniger wollig aus, wenn häufiges Salben mit Kokosnußöl die stärkere Ausdünstung zurückhält. Kraushaar wird auch später grau, als schlichtes, und muß also den Nahrungssaft mehr und länger an sich ziehen. So läßt sich auch begreifen, warum das krause Haar gerade schwarz ist, denn der Glanz an der Oberfläche desselben, der von seiner fettigen Ausdünstung kommt, ist bei schwarzen Haaren am stärksten. Vielleicht gehört auch mehr Brennstoff zur Bildung des Kraushaares, wie er zur Schwärze desselben beiträgt; wenigstens ist das krause elektrischer, als das schlichte. So viel bleibt gewiß, daß eine reichlichere Ausdünstung, zumal wenn sie durch Kopfbedeckungen zusammengehalten wird, zur Weichheit, und mithin im höhern Grade auch zur Kräuselung der Haare mitwirkt. Denn je mehr sie rauher Witterung, der Nässe beim Baden ꝛc. ausgesetzt werden, desto härter, streifer, borstiger werden sie. — Zu weiche Kopfhaare spalten sich leicht an den Spitzen. — Elektrisch leuchtet und knistert beim Streichen das Haar des Katzengeschlechts. Auch das dunkle Haar der afrikanischen Hyäne leuchtet zur Nachtzeit, wie bisweilen unter den Pferden der warm und in Schweiß gerittene Rappe. Beide scheinen Phosphor auszudünsten. — Nach Berthollet gaben (1760) 2 Unzen Menschenhaar durch Destillation 18 Gr. kohlens. Ammonium, 2 Quent. 36 Gr. Wasser, ½ Unze eines brenzlichen Öls, ¼ Unze 36 Gr. Kohle, welche Eisen enthielt. Nach Achard sind dessen Bestandtheile: Faserstoff und ein wenig Gluten. Eingeäschert läßt es verhältnißmäßig sehr wenig phosphors. Kalk zurück. In Ätzlauge wird es ganz aufgelöst und gibt, mit Kali verkohlt, blausaures Kali. Durch Kochen wird es spröder. Äther, Fett= und Ätheröle wirken nicht darauf. — Nach Merat=Guillot soll es Schwefel enthalten, der wohl der Hornsubstanz (s. unten) organisch angehört, nach Hatchett Gallerte, die sich am leichtesten aus weichen, biegsamen Haaren, welche in feuchtem Wetter ihre Krause verlieren, ausziehen läßt, und umgekehrt, nebst einer dem geronnenen Eiweißstoff analogen Substanz (Hornsubstanz), nach Bourguet Gallerte, Faserstoff und etwas Öl. Die Asche der Menschenhaare besteht aus Kochsalz, kohlens., schwefels. und phosphors. Kalk, die Asche der weißen zugleich aus phosphors. Talkerde, vieler Kieselerde, Eisenoxyd und wenigem Mangan. — Nach Vauquelin**) ist die unveränderliche Basis der Haare großen Theils thierische Substanz, vielleicht Mucus? (richtiger Hornstoff). In den schwarzen fand er wenig weißes concretes Öl, etwas mehr

**) i. d. Ann. de Ch. Avril. 1806. T. 58. p. 41; teutsch in Gehlens Journ. f. d. Ch. u. Phys. II. 2. S. 222 ꝛc. u. i. Journ. der ausl. med. chir. Literatur, VI. 1. S. 142 ꝛc.

schwärzlichgrünes Öl, Eisen, einige Atome Manganoxyd, phosphors. Kalk, wenig kohlensauren, ziemlich viel Kieselerde und vielen Schwefel. Die Schwärze scheint von dem schwärzlichen bituminösen Öle, wohl auch vom Eisen und Schwefel herzurühren, oder von mehr Brennstoff und Elektricität. Deßhalb dürften die schwarzhaarigen Neger leichter und öfter vom Blitz getroffen werden, als die Weißen. — Nach F. S. Voigt und Heusinger in Meckel's Arch. f. d. Physiologie, VII. 5. 414 ꝛc. sollen die Pigmentkügelchen, woraus sich die Haare entwickeln, vorzüglich aus Kohlenstoff bestehen, der bei Verschiedenheit der Farben immer besondere chem. Verbindungen bilde. Das rothe und blonde Haar unterscheidet sich, nach Vauquelin, vom schwarzen, daß es, statt eines schwärzlichgrünen Öls, ein rothes und gelbes enthält, welches durch Zutritt eines braunen die rothbraunen Haare bildet. Auch soll in den weißen, rothen und blonden Haaren stets ein Übermaß von Schwefel seyn, weil, wenn man weiße Metalloxyde, z. B. von Quecksilber, Blei, Wismuth, daran anbringt, sie sehr geschwinde schwarz werden. Daraus läßt sich zugleich vermuthen, daß der Schwefel mit Wasserstoff darin verbunden sei. — Im weißen Haar fand Vauquelin ein fast ungefärbtes Öl, nebst phosphorsaur. Kalk- und Talkerde, aber kein schwärzliches Öl, kein geschwefeltes Eisen. Durch Kochen jeglichen Menschenhaars im Dampftopfe entstand unter Bildung von Hydrothionsäure eine unvollständige gallertartige Auflösung desselben. John erhielt aus dunkelm Menschenhaar einen thier. unauflöslichen Stoff (Hornsubstanz), etwas Gallerte, fettige Theile, Schwefel, Eisenoxyd (phosphorsaueres?), dergleichen Kalk und vieles Ammonium.

Das Greis- oder Grauwerden der Haare vor der Zeit und im Greisenalter ist eine krankhafte Beschaffenheit derselben, ein Mangel an Secretion des färbenden Öls, kein Brand, eben so wenig die abnorme, mit Rauhigkeit verbundene Trockenheit derselben. Die gewöhnliche Ursache des wirklichen, ursprünglich immer trocknen Brandes der Haare ist Mangel an Ernährung, selbst der Wurzeln, durch Alter und entkräftende Krankheiten. — Das plötzliche Erbleichen der Haare von großer Furcht, Entsetzen, Ärger, tiefem Gram ꝛc. scheint (nach Vauquelin a. a. O. und i. Journ. der ausländ. medic. chir. Literatur, VI. 1. S. 142 ꝛc.) von einer Säure herzurühren, die sich in diesen kritischen Augenblicken, wo die Natur empört ist, und folglich die natürlichen Functionen entweder gehemmt oder abnorm sind, in der thierischen Ökonomie entwickelt, bis zu den Haaren gelangt und den Farbstoff derselben zersetzt. Wenigstens bleicht schwarzes Haar, einige Zeit in Säuren, zumal in Chlorinsäure eingetaucht, sehr merklich aus. Die beschleunigte Production einer Säure im thier. Organismus scheint überhaupt nicht unmöglich, da ja erhöhte Affecte hinreichen, die Natur gewisser thier. Säfte zu verändern, und da das galvanische Agens oft in animalischen und vegetabilischen Stoffen die Bildung bald einer Säure, bald eines Kali bestimmt.

Das weiße Kopfhaar leukopathischer Kinder in Europa, Afrika und Amerika (der Albino's, einseitig und unschicklich genannt Kakerlaken) spielt ins Gelbliche, ist von der Spitze bis zur Wurzel gleichmäßig gefärbt, schlicht, nur an den Spitzen etwas gekräuselt, wächst, wie es scheint, langsam, aber dicht, oft üppig, und ist so fein wie Seide; Augenbraunen und Wimpern eben so, wohl etwas länger, als bei andern Kindern. Ein feines, wollartiges Haar bedeckt die ganze Haut, besonders wo sie unbekleidet ist. Bei erwachsenen Leukopathen fallen die Haare schmuzig gelblichweiß, oder schneeweiß aus, nur mit Ausnahme der Schamhaare, die etwas dunkler sind, wahrscheinlich durch die größere Fettanhäufung in jenen Theilen. Außerdem ist ihr Haar sehr weich, fein, silberglänzend und gar nicht oder höchstens an der Spitze gekräuselt; (vergl. Mansfeld über das Wesen der Leukopathie oder des Albinoismus ꝛc., Braunschw. 1822. 4. m. 1 Kpfr.) Ludw. Sachs erhielt aus 500 Gr. seinen leukopathischen gelblichweißen Haares nur 1,2 Asche, welche aus 0,368 Kalk, 0,75 Bittererde, aber keinem Eisen und keiner Kieselerde bestand, da hingegen ihm eben so viel schwarzes Haar 37 Gr. Asche gab, aus 0,116 Kalk, 0,9 Bittererde, 0,5 Kieselerde und 0,2 Eisenoxyd; (vergl. H. G. Schlegels chem. Unters. des Kopfhaares der Albino's, aus Dessen neuen Material. f. d. Staatsarzneiwiss. besonders abgedruckt. Meiningen 1824. 8.)

Nach Vauquelin bestehen die Haare wilder und zahmer Thiere aus einer Art von erhärtetem, unauflöslichem Mucus? nach Hatchett aber aus einer Art erhärtetem Eiweißstoff? oder vielmehr aus einer besondern Hornsubstanz (s. unten). Proust fand darin auch Schwefel.

Aus 1 Quent. gelblichen Ziegenhaars erhielt Achard $30\frac{1}{2}$ Gr., aus 1 Qu. gelblicher Kälberhaare 40 Gr., aus 1 Qu. gelblicher Hundshaare 55 Gr., und aus 1 Qu. gelblicher Pferdehaare nur 12 Gr. Asche. Alle diese meist gelblichen, oder gelben, von Roßhaar röthlichen, und unschmackhaften Aschen führten kein freies Kali, sondern phosphors. Kalk und Eisen bei sich. — Fourcroy und Vauquelin zogen aus Pferdehaar 0,12 phosphors. und weniger kohlens. Kalk; sie betrachten solche überhaupt als Ausführungskanäle eines Theils des überschüssigen phosphors. Kalks; andere als Ausscheidungsorgane des Kohlenstoffs ꝛc. Sie sind aber auch Zuleiter verschiedener Stoffe aus der Luft ꝛc. — Nach B. Thompson entwickeln sie, unter Wasser dem Sonnenlichte ausgesetzt, — Sauerstoffgas.

Die Feuchtigkeit des verdickten, verfilzten und zusammengeklebten Weichselzopfhaares bei Menschen und Thieren (s. unten Weichselzopf) scheint, nach Vauquelin, größten Theils Mucus? zu enthalten. (Vergl. H. W. Buek de pilis eorumque morbis. Halae 1819. 8.)***)

II. Die Pflanzenhaare, womit die meisten Gewächse mehr oder weniger, dichter oder dünner bedeckt

***) S. G. Vogel von der diagnost. Würde der Haare i. J. Fr. C. Heckers lit. Ann. d. ges. Heilk. Berlin 1825. Nov.Dec. ꝛc.

sind, haben eine verschiedene Länge, fallen bald steif, ja stachlig, wie bei der Nessel, bald weich und seidenartig aus. Im Allgemeinen haben die Gebirgspflanzen eine große Menge Haare, die manchmal von der Farbe des Gewächses, manchmal weißlich oder silberfarben sind. Zuweilen gibt es auch dergleichen an der Oberfläche von Pflanzentheilen, die der Luft nicht ausgesetzt sind, wie auf den Samenkernen der Äpfel und Birnen, auf den Kastanien u. a. Früchten. Ja sogar in dem Innern der Gefäße verschiedener Pflanzen hat man solche wahrzunehmen geglaubt. Die Organisation dieser Haare ist wenig bekannt; sie scheinen indeß durchbohrt zu seyn, um einen Ausscheidestoff zu entfernen, welcher durch eine Drüse an ihrer Basis abgesondert wird. An dem Ursprung eines jeden Haars liegt immer eine kleine Drüse oder Zwiebel, welche ganz mit denen übereinstimmt, die den Menschen- und Thierhaaren angehören. — Ihre Bestimmung möchte seyn, theils das Haar zu ernähren, theils eine Feuchtigkeit abzusondern, welche in den verschiedenen Pflanzen variirt, in manchen, wie in der Eispflanze, überflüssig und klebrig ist, in andern, wie bei der Kichererbsenpflanze (cicer arietinum), viele Säure bei sich führt, welche Dispam für eine eigene, Deyeux aber für eine aus Opal- und Äpfelsäure zusammengesetzte ansieht, (s. oben cicer). Die Feuchtigkeit in den Brennnesselstacheln ist scharf, brennend, und John nimmt darin einen besondern Brennstoff an, den er Urticin nennt, meinend, die Analogie zwischen der entzündlichen Wirkung dieser Stacheln und des Stichs der Bienen, Hummeln, Hornissen, Wespen &c. spreche für die chemische Erklärung jener Wirkung; (s. Johns Tabellen der Phytochemie, d. Art. Urticin.) Vergl. Delamethrie's Betrachtungen üb. d. organischen Wesen &c. teutsch i. Ausz. i. d. allg. med. Ann. 1807. 4. S. 336, 481 &c. — —

Technisch benutzt man hier und da das abgeschnittene Menschenhaar zu künstlichen Haarflechten, Perüken, Haartouren &c. Seine Fettigkeit nimmt man ihm durch Reiben mit Mehle oder Haarpuder, und gibt ihm durch Anfeuchten, Aufrollen, dreistündiges Kochen mit Wasser und nachheriges Backen in einem Brotteigumschlage das nöthige Lockige, die Krause. Auch dient es, gehörig vorgerichtet, zu mancherlei Kunstfabrikaten, zu Putz- und Galanteriewaaren, zu Bildnereien, Bändern, Ringen, zu Malerpinseln &c., das Hasen- und Biberhaar zu mehr oder weniger feinen Filzhüten &c., das Kameelhaar zu Garn und einem eigenen Gewebe (Kamelot) &c. Die Franzosen liefern jetzt Haartuch mit damastartig eingewebten Blumen &c. Aus Roßhaar werden Haarsiebe, Teppiche, Herrenmützen, Hangmatten, Matratzen, Haarsohlen mit oder ohne Menschenhaarbeleg, Öltücher, Seile, Schnüre &c. gefertigt, Kissen damit und mit Kälberhaaren ausgepolstert. Kälber- u. a. Haar knetet man unter Mauer-, Ofen- u. a. Kitte. Die Roßschweife sind hier und da ein militärischer Schmuck und bei den Türken ein Ehrenzeichen ihrer Bassa's und Pascha's. Das Ziegenhaar diente sonst zu Alonge- u. a. Perüken. Endlich bildet das kürzeste, gezupfte Ziegenhaar, mit Krapp durchfärbt, die Grundlage zu einem Farbezeug, dem so gen. Flockenroth (Haarfarbe, Bourre), woraus die französischen Färber eine Farbenbrühe (ihr geschmolzenes Haar, Bourre fondue) ziehen, um damit ihr sogen. Nacarat, oder Rouge de bourre darzustellen, das aber am geschwindesten in der Luft verschießt &c.; (vgl. Darstell. d. Fabrik- und Gewerbswesens in seinem gegenwärtigen Zustande &c. herausgeg. v. Stephan Edl. v. Keeß. Wien 1824. 8. 2 Thle.) (*Th. Schreger.*)

Haar der Conchylien, s. Byssus.

Haar (orientalisch und biblisch). Das Haar der Morgenländer ist meisten Theils von schwarzer Farbe und dabei gewöhnlich dick und kraus. Schwarzes Haar gilt auch bei ihnen in der Regel für schön. Daher schon im Hohenliede (5, 11.) der Vergleich mit dem Gefieder des Raben: welches Bild sich auch bei den arabischen Dichtern findet.[1]) Noch häufiger aber vergleichen diese das Haar der Mädchen mit der schwarzen Nacht, in welcher das Gesicht wie der Mond leuchtet[2]), und vom gealterten Manne, der das schwarze Haar, das ihn in seiner Jugend zierte, mit der Glatze vertauscht hat, sagen sie: „seine Nacht ist mondhell geworden."[3]) Das in dichter Fülle über den Nacken herab hängende Haar der Mädchen erscheint ihnen wie dicht verschlungene Palmranken[4]) und glänzt wie der (schwarz-rothe) Purpur (Hohesl. 7, 6). Schwarzes Haar lieben auch die Perser.[5]) Daher färben sie es auch oft schwarz. In Schiras fand jedoch Scott Waring[6]) viele Frauen blond. Rothe Haare sind bei diesen Völkern selten, aber, wie wohl überall, vorzüglich nur in der Jugend vorhanden: weßhalb auch ältere Personen sich das Barthaar färben, um jung zu scheinen.[7])

Im Allgemeinen galt das Haar bei den Hebräern, wie bei den meisten Völkern, für eine Zierde, und eine Glatze für schimpflich. Des Elisa spotten die Kinder aus Bethel, indem sie hinter ihm her „Kahlkopf" rufen (2 Kön. 2, 23.). Der Prophet Jesaia (3, 17. 24.) droht den hoffärtigen Weibern mit der Schmach: Jehovah werde ihre Scheitel kahl machen, und statt der gedrechselten Locken sollen sie eine Glatze tragen. Vgl. 7, 20. Man mochte das für um so schimpflicher ansehen, da das Ausfallen der Haare oft ein Zeichen des eintretenden Aussatzes war. Vgl. das Gesetz darüber 3 Mos. 13, 40 ff. Die größte Beschimpfung war es daher auch für die Gesandten Davids, daß ihnen der Fürst der Ammoniter den halben Bart abscheren ließ (2 Sam. 10, 4. 5.):

---

1) S. z. B. Motenabbi b. Reiske S. 19. 45. Hariri Cons. 2. S. 25. Sacy. 2) z. B. Motenabbi b. R. S. 23. Vgl. Schultens zu Hariri 4. p. 8. 3) Hariri 2. 26. Auch die Griechen nennen die Glatze einen kleinen Mond, *σελήνιον*, vergl. *Synesius* bei *Salmas.* epist. de caesarie viror. et mulierum coma. (Lugd. Bat. 1644) S. 149. 4) Amrulkeis Moall. 33. Vgl. de *Sacy* Chrest. arabe III, 54. und Hohesl. 5, 11. 5) S. *Chardin* Voy. IV. S. 13. der Ausg. v. *Langlès*. 6) Reise nach Schiras. Th. I. S. 107 der teutsch. Übers. 7) Niebuhr's Reise I, 303. Beschr. v. Arabien, S. 69. Russel's Naturgesch. v. Aleppo, übers. v. Gmelin, S. 142. Vgl. *Plin.* H. N. XVI. c. 22. XXIII. c. 4. Bekanntlich galt bei den alten Deutschen rothes Haar gerade für das schönste.

woraus sich nachher sogar ein Krieg entwickelte.[8]) Auch bei den jungen Arabern gilt eine Glatze für große Schmach, daher heißt es z. B. in einem Eidformulare (Hariri 10. S. 99. Sacy): „Wenn ich das gethan, so mache Gott meine Locken zur Glatze.“ Vergl. den Spruch der Sunna Nr. 465. in den Fundgr. des Or. I. S. 289.

Wie die Jünglinge der Araber, so trugen auch die Hebräer in ihren frühern Jahren gewöhnlich langes Haar, und je länger und dicker es war, für desto schöner wurde es gehalten. Von Absalom heißt es 2 Sam. 14, 25 f.: „Wie Absalom schön war keiner in ganz Israel; von seiner Fußsohle bis zum Scheitel war kein Flecken an ihm. Und so oft er sein Haar abscheren ließ — von Zeit zu Zeit, wenn es ihm zu schwer wurde — da wog sein Haar 200 Seckel nach Königsgewicht.“[9]) Nach dem Talmud (Sanhedr. c. 11.) hatte David 400 Söhne, welche alle langes Haar trugen. Die älteren Mannspersonen aber trugen bei den Hebräern aller Wahrscheinlichkeit nach gestutztes Haar, so daß sie dasselbe von Zeit zu Zeit kürzten. Nach Ezech. 44, 20. sollen die Priester des neuen Tempels ihr Haar nicht glatt abscheren (גַּלֵּחַ), aber auch nicht lang tragen (שַׁלֵּחַ פֶּרַע), sondern nur stutzen (כָּסֹם). Solche Haartracht der Männer findet sich auch auf den Bildwerken der Ruinen von Persepolis, wie man aus den Abbildungen bei Chardin und Niebuhr sehen kann, und daß die Babylonier kurzes Haar (*κόμη μικρά*) trugen, sagt Strabo (XVI. S. 746. Casaub.) ausdrücklich. Nur der Nasiräer oder wer sonst ein Gelübde gethan hatte, ließ das Haar lang wachsen (nach dem Gesetz 4 Mos. 6, 5.), bis das Nasiräat zu Ende war, worauf es vom Priester vor der Thür des Tempels abgeschnitten und in das Feuer des Dankopfers geworfen wurde (4 Mos. 6, 18.): so wie auch bei der Wallfahrt der Araber nach Mekka das Abscheren der Haare im Thale Mina eigentlich den letzten Akt der Cärimonie ausmacht.[10]) Über Simsons Haupt ging kein Schermesser, weil er ein Geweihter des Herrn war vom Mutterleibe an (Richt. 13, 5. 16, 17.), und nur so lange bleibt er Schützling Jehova's, bis ihm Delila im Schlafe die sieben Flechten seines Haares abschneidet (Richt. 16, 19.). So gelobt auch Hanna, die Mutter Samuels, diesen dem Herrn zu weihen für seine Lebenszeit, und kein Schermesser über sein Haupt gehen zu lassen. Ein solcher Nasiräer war nach der Tradition unter andern auch Jakobus, der Bruder des Herrn, von welchem Hegesippus bei Eusebius (K.G. 2, 23.) sagt: „ein Schermesser ging nicht über sein Haupt.“ Der Apostel Paulus beschor sein Haupt in Kenchreä, „denn er hatte ein Gelübde gethan.“ (A.G. 18, 18. Vergl. noch A.G. 21, 23. 24.) — Wenn der am Aussatz Kranke genesen war, mußte er sich scheren, und 7 Tage nachher noch ein Mal Kopf, Bart, Augenbraunen, kurz alles Haar an seinem Körper abscheren (3 Mos. 14, 8. 9.). Auch die Leviten schoren sich bei ihrer Weihe alle Haare ab (4 Mos. 8, 7.). Außerdem schoren sich die Hebräer auch, wenn sie trauerten, s. Micha 1, 16. Amos 8, 10. Jerem. 16, 6. u. a. St.: wie dieß auch bei andern Völkern Sitte war, s. Gesenius zu Jes. 15, 2. Daher muß auch nach dem Gesetz (5 Mos. 21, 12.), wer eine im Kriege erbeutete Frau aufnimmt, diese erst mit geschornem Haupte einen Monat lang ihre Ältern betrauern lassen.

Abweichend von der Haartracht der Männer unter den Hebräern ist die Sitte der Araber, welche zwar als Jünglinge auch langes Haar tragen, aber sobald sie in die männlichen Jahre kommen, nach d'Arvieux, sobald sie Vater werden, das Haupthaar ganz glatt abscheren und nur auf dem Wirbel des Kopfes einen Büschel stehen lassen. So die heutigen Araber[11]) und so auch schon die ältesten, wie Herodot berichtet.[12]) Nur bedecken sie den Kopf dann gewöhnlich mit dem Turban, weßhalb schon Plinius sagt: die Araber trügen entweder einen Turban oder langes Haar.[13])

Man kann bemerken, daß es, mit wenigen Ausnahmen, im Allgemeinen immer und überall herrschende Sitte gewesen ist, daß die Weiber langes Haar tragen.[14]) Dieß war und ist noch jetzt auch die herrschende Sitte bei den Völkern des Orient. 1 Korinth. 11, 14 f.: „Lehrt euch nicht die Natur selbst, daß es für den Mann schimpflich ist, langes Haar zu tragen, für das Weib dagegen ehrenvoll?“ Vgl. ebend. Vs 4 — 6. Maria von Bethanien trocknete Jesu mit ihrem langen Haar die Füße (Joh. 12, 3. vergl. 11, 2.), und eben so die Sünderinn in dem Hause des Pharisäers (Luk. 7, 36. 44.).

---

8) S. *Lakemacher*, de barba legatis Davidis abrasa in den Observat. X, 145 ff. Vgl. den Art. Bart. 9) Über die Unwahrscheinlichkeit der letztern Nachricht s. den Art. Absalom. Josephus (Arch. 7. 8, 5.) versteht die Stelle so: acht Tage Zeit hätten kaum hingereicht, das Haar zu scheren. 10) Koran Sure 2, 191. *Hinckelm.*: „Scheret eure Häupter nicht, bis ihr das Opfer an den Opferplatz gebracht.“ Vgl. *Reland.* de relig. Moh. S. 116 ff. Wie bei den hebräischen Nasiräern, so wurden auch bei den Griechen die Haare der herangewachsenen Knaben gewöhnlich einer Gottheit dargebracht. Vgl. die Nachricht von dem Haar der Vestalinnen bei *Plin.* H. N. 16, c. 44.

11) S. Niebuhr's R. I, 159 f. 12) Herodot 3, 8.: *κείρονται δὲ περιτρόχαλα, περιξυροῦντες τοὺς κροτάφους.* Bei den Griechen heißt diese Art, das Haar zu scheren, auch *σκαφίον κείρεσθαι*, und Männer, welche so geschoren sind, *τροχοκουράδες* oder *σκαφιόκουροι*. Die Ägypter schoren Haupt- und Barthaar auf ähnliche Weise von Jugend auf (Herodot. 3, 12.), und die Priester namentlich sogar die Augenbraunen, wie man aus den Abbildungen auf den Ruinen bei Abusir sehen kann, Sicard in den Missionsber. Th. 9, S. 63. vgl. 56. (Im Gegentheil liebt man in Arabien und Persien recht große, wo möglich zusammenstoßende Augenbraunen bei den Weibern, s. Scott Waring I, 107.) Auch tadelt Tertullian (de Pallio, c. 4.) jene Tonsur, bei welcher „cultri vertex solus immunis“ sei, an den Numidiern. 13) Plin. 6, 28.: „Arabes mitrati degunt aut intonso capillo.“ 14) S. *Salmas.* a. a. O. pag. 18. Die Männer trugen dagegen von jeher bei den meisten Völkern kürzeres Haar, daher z. B. caesaries a caedendo fast ausschließlich von dem Haar der Männer gebraucht wird. Einzelne Ausnahmen hiervon gibt es allerdings, wie nach Seneca (epist. 124.) die Parther „capillum effundunt,“ die Scythen „capillum spargunt,“ wie nach Appian u. A. auch die Meder langes gescheiteltes Haar trugen, weßhalb sie *βαθυχαῖται* genannt werden.

Ein künstliches Binden und Flechten der Haare kannten schon die alten Hebräerinnen, wie mehrere Spuren zeigen. Die gottlose Isebel, als sie hört, daß Jehu in Jisreel einzieht, schminkt erst ihre Augen und macht ihren Kopf zurecht, dann sieht sie so geputzt aus dem Fenster (2 Kön. 9, 30.). Ehe Judith in das Lager des Holofernes geht, ruft sie ihre Zofe, legt die Witwenkleider ab, wäscht und salbt sich, bringt dann ihre Haare in Ordnung (διέταξε τὰς τρίχας τῆς κεφαλῆς αὐτῆς), setzt eine Mitra auf und legt allerlei Schmuck an (Judith 10, 2 ff. vgl. 16, 10.). 1 Timoth. 2, 9.: „Die Weiber sollen beten in anständigem Gewande — sich nicht mit Haargeflecht (ἐν πλέγμασιν) schmücken oder Gold oder Perlen u. s. w." Vgl. 1 Petr. 3, 3. Dahin gehören auch die Jes. 3, 24. erwähnten künstlich gedrehten Locken oder Flechten (מַעֲשֶׂה מִקְשֶׁה). S. Gesenius z. d. St. — Kamm und Haarnadeln kommen erst im Talmud vor, und dort wird auch eine Haarkräuslerinn Maria erwähnt.[15]) Auch von Mannspersonen, nämlich Jünglingen und Nasiräern, welche, wie oben gesagt ist, das Haar lang trugen, scheint eine Art von künstlicher Anordnung desselben im Gebrauch gewesen zu seyn. Simson trug das Haar in 7 Flechten (Richt. 16, 13.), und Herodes soll in seiner Jugend, als er verklagt worden war, mit einem künstlichen Haarschmuck (τὴν κεφαλὴν κεκοσμημένος τῇ συνθέσει τῆς κόμης) vor dem Synedrium erschienen seyn.[16])

Die gewöhnliche Haartracht der Weiber unter den Arabern ist nach den Berichten der Reisenden folgende: Sie theilen das Haar in viele Zöpfe, welche sie mit Bändern, oder auch oft mit Perlen, mit Gold- und Silberblättchen oder mit Steinen durchflechten, und hängen unten zuweilen eine kleine Schelle an. Je mehr Zöpfe, und je voller und üppiger das Haar ist, für desto schöner wird es gehalten.[17]) An den Schläfen hängt zuweilen ein Büschel Haare bis unter die Ohren herab nach Art unsrer Seitenlocken, und auch über der Stirn sieht man zuweilen eine kleine Flechte mit einem Edelsteine geziert.[18]) Diesen weiblichen Kopfputz ahmen zuweilen auch Knaben und junge Männer nach: was aber gewöhnlich als weibisch und unsittsam getadelt wird.[19])

Das Tragen falscher Haare war den alten Völkern überhaupt nicht unbekannt. Von den Medern sagt Xenophon ausdrücklich, es sei bei ihnen Sitte gewesen, dergleichen zu tragen, und insbesondere erwähnt er sie bei Astyages, und sagt, der junge Cyrus habe solchen Putz des Großvaters sehr bewundert.[20]) Auch Hannibal soll sich im Winterquartiere unter den Celten, deren Bundbrüchigkeit er fürchtete, durch immer anders gewählte falsche Haare und Wechsel der Kleider unkenntlich gemacht haben: was Polybius eine phönikische Kriegslist nennt.[21]) Ob nun gleich eigentliche Perüken den Orientalen ganz fremd zu seyn scheinen,[22]) so ist es doch nicht selten, daß die Weiber in Persien an ihre Haarflechten, um sie zu verlängern, seidene Flechten anknüpfen.[23]) Vom Gebrauch des Puders findet sich keine Spur. Etwas dieser Art erwähnt jedoch Josephus, daß nämlich die Reiterei des Königs Salomo aus lauter schönen, langgehaarten Jünglingen bestanden, welche täglich ihr Haar mit Goldstaub bestreuten, was bei Sonnenschein einen außerordentlichen Glanz gegeben habe.[24])

Sehr ausgebreitet endlich ist im Orient die Sitte, das Haar zu salben, welches vorzüglich bei Gastmälern geschah. S. darüber den Art. Salbe.

(*E. Rödiger.*)

Haar (Griech. u. röm. Archäologie). Mehr als irgend ein Volk haben vielleicht die Griechen erkannt, daß der schönste Schmuck, den die Natur dem Menschen verliehen hat, das Haar ist. Wie überhaupt die Bewohner wärmerer Länder sich eines schöneren Haarwuchses erfreuen, so schien der griechische Himmel ihn vorzüglich zu begünstigen, und sie, in denen der Sinn für das Schöne entschiedener und lebendiger war, als bei allen Völkern alter und neuer Zeit, versäumten nicht, den erhaltenen Vorzug durch sorgsame Pflege zu bewahren und zu erhöhen. Schon in früher Zeit sehen wir ein schönes Haar bei ihnen als eine vorzügliche Zierde betrachtet. Here selbst, da sie sich schmücket, den Zeus zu bezaubern, flicht sich πλοκάμους φαεινούς, καλούς, ἀμβροσίους (Iliad. XIV, 176.) und Athene, damit Odysseus voll Würde und Anmuth vor den Phäaken erscheine, läßt ihm lockiges, dem Hyakinthos gleiches Haar vom Haupte

15) מרים מגדלא שער נשייא. S. die Stellen des Talm. bei Buxtorf Lex. chald. S. 389. Lightfoot zu Matth. 27, 56. 16) Joseph. Arch. 14, 9, 4. Eine Art von Frisur bemerkt man auch an den Köpfen und Bärten der Figuren, welche auf den Ruinen von Persepolis abgebildet sind, z. B. auf Taf. 21 u. 22 bei Niebuhr's Reise im 2. Bande. Namentlich sieht man deutlich, daß die vornehmern Figuren darunter, und vor allen der König, sich durch längere und stufenartig geformte Bärte auszeichnen. Man s. besonders Taf. 63, 64 u. 66 bei Chardin's Reisen. 17) S. besonders die persischen Dichter, welche unerschöpflich sind in Schilderungen des Haars ihrer Schönen. Vergl. die Briefe der Lady Montague, Th. I. Br. 29. S. 172. Br. 33. S. 249. Th. II. Br. 19. S. 31. Chardin IV. S. 12. Langlès und dazu Taf. 23. Niebuhr's R. I. Taf. 23. Nr. 45 u. 47. Von einer ähnlichen Sitte, an den Locken Gold oder Silber anzubringen, ist im Homer die Rede, Il. 17. V. 52. 18) S. Chardin IV, 12. und Taf. 23 die 3. u. 5. Figur, und bei Niebuhr a. a. O. Nr. 46. Vgl. das in Kupfer gearbeitete Bildniß einer Frau, welches Niebuhr in Ägypten gezeichnet, in dessen Reise I. S. 209. Taf. 42. 19) S. z. B. *Joseph.* B. J. 4, 9. 10. *Philo* p. 782. (ed. Francof. 1691.) *Hariri* 10. S. 93. Gegen das zu lange Verweilen unter den Händen des Tonsor bei den Römern eifert z. B. *Seneca* de brev. vit. c. 12. 20) *Xenoph.* Cyrop. 1, 3, 2: Ἀστυάγην ... κεκοσμημένον καὶ ὀφθαλμῶν ὑπογραφῇ καὶ χρώματος ἐντρίψει καὶ κόμαις προσθέτοις, ἃ δὴ νόμιμα ἦν ἐν Μήδοις. 21) *Polyb.* 3, 78.: ἐχρήσατο δέ τινι καὶ Φοινικικῷ στρατηγήματι τοιούτῳ κατὰ τὴν παραχειμασίαν ... κατεσκευάσατο περιθέτας τρίχας, ἁρμοζούσας ταῖς κατὰ τὰς ὁλοσχερεῖς διαφορὰς τῶν ἡλικιῶν ἐπιπρεπείαις. καὶ ταύταις ἐχρῆτο, συνεχῶς μετατιθέμενος· ὁμοίως δὲ καὶ τὰς ἐσθῆτας μετελάμβανε τὰς καθηκούσας ἀεὶ ταῖς περιθέταις. 22) Die Türken nannten die Perüken der Franken Teufelsnester. S. *le Bruyn* Voy. (Rouen. 1725. 4.) I, 421. 23) S. *Chardin* Voy. IV. S. 12. *Langl.* 24) Joseph. Arch. 8, 7, 3: μηκίστας καθειμένοι χαίτας... ψῆγμα δὲ χρυσίου καθ' ἡμέραν αὐτῶν ἐπέσηθον ταῖς κόμαις, ὡς στίλβειν αὐτῶν τὰς κεφαλὰς τῆς αὐγῆς τοῦ χρυσίου πρὸς τὸν ἥλιον ἀντανακλωμένης. Vgl. *Bochart.* Hieroz. Tom. I. lib. 2. c. 9. init.

wallen (Odyss. VI, 238.). Ja es gab bereits in dieser Zeit eitle Männer, wie Paris (Iliad. III, 53.) und Euphorbus (XVII, 52.), die, weil sie zu hohen Werth auf ihr schönes Haar legten, der Tadel ihrer Zeitgenossen traf.

Wie aber Nichts im Leben jenes Volkes so unbedeutend war, daß sich nicht daran gewisse Gebräuche und religiöse Cärimonien hätten knüpfen sollen: so erhielt auch das Haar bei den Griechen eine politische und mehrfache religiöse Bedeutung.

Eine politische Bedeutung meinen wir in so fern, als durch die verschiedene Art das Haar zu tragen ein dreifacher Unterschied: 1) der Stämme, 2) des Alters und 3) des Standes bemerklich wird.

Schon Homer gibt als eine Eigenthümlichkeit der Achäer an, daß sie *καρηκομόωντες* seien, d. h. sie hatten langes, vorn nicht verschnittenes Haar, während Andere, wie die Bewohner Euböa's, nur hinten es lang trugen, und daher *ὄπιθεν κομόωντες* hießen (Iliad. II, 542). Aber weit auffallender unterscheiden sich durch die Haartracht später der dorische und der ionische Stamm.

In Sparta, dessen Leben uns das meiste Licht über dorische Sitte gewährt, ließen die, welche über das Jünglingsalter hinaus waren, das Haar wachsen. Lykurg selbst sollte es verordnet haben, weil man dadurch ein freieres und im Kriege ein schrecklicheres Ansehen erhalte. (Xenoph. R. L. XI, 3. Plut. Lyc. XXII.). Doch führte man auch andere Gründe an, z. B. daß die Spartaner den demüthigen Aufzug der Bakchiaden, die, von Korinth vertrieben, mit geschornem Haupte nach Sparta kamen, so schimpflich gefunden hätten, daß sie seitdem das Haar länger als gewöhnlich trugen. Im Grunde mochten aber die Spartaner, denen jeder andre Schmuck untersagt war, wenigstens auf diesen nicht verzichten, und gaben solche Gründe vor, und in diesem Sinne antwortete Charillos, als man ihn fragte, warum die Spartaner das Haar lang trügen: weil es der wohlfeilste Schmuck ist. (Plut. Apophth. p. 718)[1]. Deßhalb schmückten und kämmten sie auch jederzeit das Haar vor der Schlacht (s. Spanh. ad Callim. Pall. V, 31).

Die aber dem ionischen Stamme angehörten, besonders die feinen Athener, trugen, sobald sie das Mannesalter erreicht hatten, das Haar mäßig verschnitten, und waren sorgfältig bemüht, ihm ein gefälliges Ansehen zu geben; ja als Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, ließen häufig die, welche von Natur kein lockiges Haar hatten, sich diesen Mangel durch Kunst ersetzen. Solche Sauberkeit und Eleganz stach nun freilich gegen die wilde, vielleicht auch zuweilen etwas unsaubere, spartanische Tracht nicht wenig ab, und so darf es nicht wundern, wenn der Komiker, der so gern die Spartaner zum Ziele seines Spottes macht, vom spartanischen Zottelhaare spricht (Aristoph. Av. 1287 sq.) ein Ausdruck, den man schon nicht zu hart finden wird, wenn man nur die (gewiß noch edel genug gehaltene) Büste Lykurgs mit der Solon's vergleicht. s. Horners Bild. des griech. Alterthums Taf. XI. (nach Visconti Iconogr. Gr.)

Allgemeiner war die Sitte, durch eine bestimmte Haartracht ein gewisses Alter zu bezeichnen. Nicht nur in Athen, sondern fast in ganz Griechenland trugen Knaben, bis sie zum Alter der Epheben (in Athen zum 18ten Jahre) gelangt waren, langes herabhangendes Haar. Daher wurden Apollon und Dionysos, als diesem Alter angehörig, so gebildet, denn beide sind *ἀκερσέκομοι*, intonsi. Dann aber verschnitt man das Haar ziemlich kurz[2]). So erscheint Hermes, den man in diesem Alter sich dachte[3]), und so die Epheben auf den Basreliefs der Parthenon, s. Horner a. a. O. Taf. XXVII. Im reifern Alter aber ließ man wohl meistens das Haar wieder etwas länger wachsen.

Sparta allein scheint von dieser Sitte eine Ausnahme gemacht zu haben. Nach Plutarch Lyc. XXII. ließ man erst von dem Alter der Epheben an das Haar wachsen, und trug es so hinfort, vgl. Manso's Sparta Th. 2. S. 198 ff.

Auch den Stand bezeichnete man, wiewohl nur theilweise, durch die Haartracht. Wie schon bemerkt worden, hielt man zu Sparta langes Haar für ein Zeichen der Freiheit, und als Grund gibt Aristoteles (Rhet. I, 9. vgl. Müller, Dorer Th. 2. S. 270 ff.) an, man habe daraus ersehen, daß, wer sich so trüge, kein Handwerk treibe, noch eine andere Arbeit der Art verrichte, wobei langes herabhangendes Haar hinderlich seyn würde. Also nicht nur die Heloten, sondern auch die Periöken unterschieden sich dadurch von den Spartanern.

Ob auch in andern griechischen Staaten ein ähnlicher Unterschied beobachtet worden sei, ist ungewiß; doch kommen hie und da Äußerungen vor, aus denen man schließen möchte, daß auch andrer Orten die Sklaven kürzeres Haar getragen haben. s. Aristoph. Av. v. 916. vgl. Broukh. ad Prop. IV, XI, 38.

Der Werth, den die Griechen auf das Haar legten, erhellt am deutlichsten aus den religiösen Cärimonien, die man in gewissen Fällen beobachtete. Dem Knaben, der im Begriff war, in das durch die Jahre bestimmte Jünglingsalter zu treten, wurde freilich das lange Haar verschnitten, das dann von ihm einer Gottheit, am häufigsten wohl dem Apollon geweihet wurde. (s. Varr. ap. Non. II, n. 196.). So erzählt Plutarch schon vom Theseus (c. V.), daß er deßhalb nach Delphi reisete; und diese Sage mag wenigstens das Alter der Sitte beweisen. Jungfrauen thaten dasselbe vor der Hochzeit, wie z. B. die delischen Mädchen, und die zu Trözene (s. Spanh. ad Call. Del. v. 297.) und auch zu Sparta war es nach Plutarch (Lyc. c. XV.)

---

1) In den Apophth. Lac. p. 853. wird dieß vom Nikander erzählt.

2) Im Widerspruche hiermit scheint eine Stelle des Seneca, Herc. fur. v. 853. zu stehen; allein der römische Dichter mag das griechische Wort nicht so genau genommen haben. 3) Daß damit nicht streitet, was Hirt, Bilderb. S. 64 f. sagt, siehet man leicht.

üblich, der Braut das Haar abzuschneiden. Derselbe Gebrauch findet sich auch bei Jünglingen, die eine gefährliche Reise oder einen Feldzug unternahmen. Sie ließen während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit das Haar wachsen und weiheten es bei ihrer Rückkehr größten Theils ihren heimischen Flußgöttern (s. Iliad. XXIII, 142. Paus. I, 27, 2. Valer. Flacc. I.)

Am allgemeinsten aber war die Sitte durch Vernachlässigung des Haares seine Trauer zu erkennen zu geben. Wie man es bei freudigen Gelegenheiten festlich schmückte, so pflegte man es bei Trauerfällen entweder ganz abzuschneiden (s. Winkelm. W. Th. V. S. 52. 362. Kirchm. de fun. II, 13.) oder doch ungeschmückt und unordentlich herabhangen zu lassen, als wollte man, wie Athenäus (XV. p. 675) sagt, sich selbst das Ansehen eines Leidenden geben. — Das abgeschnittene Haar brachte man auch wohl dem Abgeschiedenen auf seinem Grabe als Opfer dar; wie aus Äschylus (Choeph. v. 5. 6.) und Sophokles (Electr. v. 52. 884.) bekannt ist, nach denen die Gegenwart des Orestes bei seiner Rückkehr an dem auf das Grab des Agamemnon gelegten Haare, von seinen Schwestern erkannt wurde. Das nannte man Trauerlocken (*πλοκάμους πενθητηρίους*). Aus demselben Grunde gingen die Weiber, die den Tod des Adonis feierten, mit fliegenden, nicht geordneten Haaren. (*λύσασαι κόμαν*, Theocr. XV, 143).

Eine besondere Erwähnung verdient auch der Glaube daß an dem Haare das Leben des Menschen hänge. Nicht zu gedenken des purpurnen Haares des Nisos, das seine Tochter Skylla dem Minos verrätherisch überlieferte, muß auch die Dido erst auf Befehl der Here Iris, was sonst Persephone that, das dem Pluto schuldige Haar abschneiden, und dasselbe thut bei Euripides Alcest. v. 74., der Tod.

Allein nicht nur bei Sterbefällen[4]) beraubte man sich des Schmuckes der Haare, sondern auch bei andern unglücklichen und traurigen Begebenheiten. So schnitten es sich die Argiver ab, nachdem ihnen Thyrea durch die Spartaner genommen war, und so die oben erwähnten Bakchiaden. Zwar sagt Plutarch (Problem. Roman.) ausdrücklich, daß in Unglücksfällen die Weiber der Griechen das Haar abgeschnitten, die Männer es hätten wachsen lassen; allein diese Sitte war wohl nicht überall gleich. Das Weib, dessen Hauptschmuck ein langes Haar war, konnte freilich nicht besser seine Trauer zu erkennen geben, als wenn es denselben ablegte; der Mann hingegen, wenn er nicht darauf achtete, ob es ihm länger als gewöhnlich um das Haupt hing. Wo hingegen der Mann das Haar lang trug, da konnte das Abschneiden allerdings ein Ausdruck des Schmerzes seyn.

Was die einzelnen Moden des Haarputzes anlangt, so betreffen sie hauptsächlich nur das weibliche Geschlecht, wiewohl auch bei Männern künstlich geschmücktes Haar vorkommt. — Auf den ältesten Kunstdenkmälern, bei denen man freilich die Steifheit des Stils überhaupt nicht übersehen darf, erscheinen die weiblichen Figuren, mit langen, zopfartigen Locken, die weit über die Achseln, ja über die Brust herabhangen. So unter andern die weibliche Statur ungewisser Bedeutung August. tab. XI., so Latona und Artemis (Zoëga, Bassiril. tab. CXIX.); und so die Priesterinnen auf der berühmten ara der Dresdner Sammlung (August. tab. VI. VII.)[5]). Allein hier haben auch nicht nur Apollon, wie in dem oben angeführten Basrelief, sondern auch die andern männlichen Figuren gleichen Haarputz und selbst die Haare des Herakles sind auf ähnliche Weise gelockt oder geflochten (vgl. Zoëga tab. XII.), nur daß sie von der Löwenhaut größten Theils verdeckt sind[6]).

Nachmals scheint die Haartracht einfacher gewesen zu seyn, denn an den meisten Kunstdenkmälern dieser Zeit erscheinen die Haare offen, aber gescheitelt, und hinten in einen Schopf zusammen gebunden. Darüber trug man dann häufig eine Art Haube oder Haarnetz: *κεκρύφαλος*. s. Böttiger's Aldobr. Hochz. S. 150 ff.[7]). Allein der allmälig zunehmende Luxus brachte auch hierin besonders bei den Joniern und vorzüglich zu Athen (s. Thuc. I, 6.) Veränderungen hervor; und so hören wir nicht nur von verschiedenen Moden, die eine Art Berühmtheit erlangten, sondern finden auch an den Köpfen, besonders Porträts ein weit künstlicher geordnetes Haar. M. s. z. B. die Büste der Aspasia (Visc. Iconogr. Graec.) und die berühmten Herkulanerinnen (Aug. tab. XIX — XXIV.)

Und nicht nur das weibliche Geschlecht, sondern auch die Männer folgten der Mode, wie denn der Scholiast zu Thuc. I, 6 ausdrücklich sagt, daß der *κρωβύλος* (s. d. A.) einen Haarputz der Männer bezeichne, (vgl. Aristoph. Wesp. V. 1278), der bei den Frauen *κόρυμβος* (s. d. A.) geheißen habe; und wie oft spottet nicht Aristophanes der Weichlinge, die weibische Sorgfalt auf ihren Haarputz verwendeten?

Ja auch eine schöne Farbe des Haares scheint man schon damals künstlich hervor zu bringen gesucht zu haben. Die beliebteste Farbe war die blonde (*ξανθή*, *μελίχροος*). Apollon, Bakchos, die Chariten (Pind. Nem. V, 99.), und die meisten Heroen wurden so gebildet, wie bei Homer Menelaos, Achilleus (Iliad. XXIII, 141.) rc. Sie suchte man also künstlich hervor zu bringen. (vgl. Winkelm. W. Th. V. S. 179). Doch auch die schwarze Farbe schätzte man. Nach Winkelmann (W. Th. IV. S. 222) soll zwar Homer nie Haare von schwarzer Farbe genannt haben; allein was sind dann hyakinthosfarbige (Odyss. VI, 230., *κόμαι ὑακινδίνῳ*

4) Man vergleiche hierüber überhaupt: *Süvern* de variis ponendi capilli occasionibus apud Graecos et Romanos veteres usitatis. Elbing. 1805.

5) Noch sonderbarer ist der ähnliche Hauptputz der Sappho, auf der von Steinbüchel (Wien 1822) bekannt gemachten, und doch wenigstens den alten Stil kopirenden Vase. 6) Vergl. über die Behandlung des Haar's in den ältesten plastischen Kunstwerken der Griechen, Meyer's Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. Th. I. 24. 26. 29. 31. (*R.*) 7) Über den Haarputz an äginetischen Denkmälern s. Hirt.

ἄνϑει ὅμοιαι), und was ist sonst κυανοχαίτης? Die Alten nahmen es mit Bezeichnung der Farben nicht so genau, wie man oft genug aus dem Gebrauche der Wörter ἰοειδής, πορφυροῦς rc. ersieht, und so sind obige Benennungen ebenfalls für dunkel oder schwarz gebraucht. — Schwarz wünschte auch Anakreon die Haare seiner Geliebten.

Auch falsches Haar trug man schon (s. Aristoph. Thesmoph. v. 258.) ein Gebrauch, der wohl aus Asien nach Griechenland kam; denn in Medien findet er sich schon zu Astyages Zeit (Xenoph. Cyrop. I, III, 2.).

Die Römer, auf welche sich seit den Eroberungen in Großgriechenland ein großer Theil griechischer Sitte vererbte, fingen auch seit dieser Zeit erst an, größere Sorgfalt auf das Haar zu verwenden. Bis zum Jahre 454 nach Eroberung der Stadt, wo P. Ticinius Maena den ersten tonsor aus Sicilien nach Rom brachte, war es nach Varro (R. R. II, XI.) gewöhnlich, das Haar lang herabhangend zu tragen. So schildert Plutarch den Romulus (c. XVI.), so Horaz den an der alten einfachen Sitte festhaltenden Curius (s. Od. I. XII. 41. m. Mitscherl. Anm.), so war die Tracht an den ältesten Statuen, die Varro sah. Allein wie es sich bald darauf überhaupt zeigte, daß die Römer die Einfachheit ihrer Sitten nur der langen Unbekanntschaft mit dem Luxus und den Mitteln desselben zu verdanken hatten, so artete auch die an sich löbliche Sitte in kleinliche Sorgfalt aus, so daß zu Cicero's Zeit nicht nur junge Stutzer, sondern Männer, welche die höchsten Würden bekleideten, sich künstliche Locken machten und das Haar von Salben duften ließen. (s. pro Sext. VIII, XI. p. red. in Sen. V. in Pis. XI. cf. Ovid. Art. I, 505.). Quinctilian (Inst. I. VI.) erwähnt eine Mode: comas in gradus frangere. Sie soll darin bestanden haben, daß die Haare stufenweise gelockt wurden, so daß sie gleichsam Terrassen bildeten, daher sie Petron (c. XII.) descendentes capillos nennt. So trug sie nach Sueton (c. LI.), Nero, und das mag die ἐπαφαίρεσις des Martial gewesen seyn.

Höchst kunstreich, aber häufig auch höchst abgeschmackt, wurde besonders seit August der Haarputz der römischen Damen, bei denen, wie man z. B. an den Köpfen der Livia und Julia sieht, sich bis dahin wohl größten Theils noch die einfache griechische Sitte erhalten hatte, welche in einem bloßen Aufrollen der zusammen geschlagenen Haare bestand, die von der Mitte der Stirn an, wo sie gescheitelt wurden, um den Kopf in einer Art Bausch herum liefen. (Böttiger's Sab. S. 155 fg.) und am häufigsten hinten zusammen geknüpft, auch zuweilen noch einmal nach vorn zurück geschlungen wurden. Zu diesem einfachen Schmucke fügten die vornehmen Römerinnen noch das von den Griechen entlehnte, häufig an den Köpfen der Here und anderer Göttinnen bemerkliche Diadem, das sich in verschiedener Form über den genannten Bausch erhob. —

Nach Böttiger (Sabina, S. 163 f.)[8]) lassen sich alle noch so mannichfaltigen Haartrachten der Römerinnen in zwei Hauptklassen bringen. Entweder es waren wirkliche mit einem Brenneisen (calamister) gekräuselte Locken, die dann mit einem goldenen, oft auch mit Perlen geschmückten Bandeau von den übrigen glatt gekämmten Haaren getrennt waren (Montfaucon Supplémens T. III. p. 16. vgl. Zaretti Dactyl. tab. XIX.), oder man flocht die Haare in mehrere Zöpfe und Flechten, die erst in einen vielfachen, sich immer wieder begegnenden Kreis über einander gewunden und dann in der Mitte gerade über dem Scheitel, wo eine starke Wulst von eben diesen Zöpfen hervor ging, mit einer langen Schmucknadel durchstochen und festgehalten wurden. — Indessen kommen häufig auch andere Arten des Haarputzes vor, die sich nicht in diese beiden Klassen möchten bringen lassen. M. s. die Köpfe der Kaiserinnen Sabina und Plotina (August. tab. CXXX.), der Aquilia Severa und Annia Faustina (ebend. tab. CXLIV.), der Julia (Titi) (Zaretti Dactyl. tab. XVI.).

Die außerordentliche Menge und Stärke der Zöpfe und Locken macht es auf den ersten Blick bemerklich, daß ein solcher Putz nicht ohne falsches Haar bewerkstelligt werden konnte. Auch machte man aus diesem Betruge gar kein Geheimniß, und die damit Handelnden saßen öffentlich zu Markte (Ovid. Art. III. 167.). Besonders war seit der näheren Bekanntschaft mit den Teutschen das goldgelbe Haar derselben beliebt geworden, und man bemühete sich nicht nur, durch beitzende Salben, auch wohl durch Einstreuung von Goldstaub dem Haare diese Farbe zu geben, sondern man trug auch ganze Perüken von teutschen Haaren (s. z. B. Juv. VI, 120.).

Auch von den an das Haar geknüpften Gebräuchen scheint Manches der griechischen Sitte auf die Römer übergegangen zu seyn; nur finden sich deren im Ganzen weniger. — Am gewöhnlichsten war auch hier die Sitte, durch ein ungeordnet herabhangendes Haar seine Trauer an den Tag zu legen, nicht nur bei Begräbnissen und andern Trauerfällen, sondern auch wenn dem State irgend eine große Gefahr drohte. In diesem Falle pflegten auch wohl die Weiber mit ihren aufgelöseten und herabhangenden Haaren die Tempel, besonders die Altäre gleichsam zu kehren. s. Liv. III, 7. XXVI, 9. — Auch war es üblich, nach überstandener Gefahr, besonders nach einem Schiffbruche es zu scheren und dem Neptun zu weihen, Juven. XII, 81.; und dahin gehört wahrscheinlich auch der Gebrauch, wenn man eine Reise unternahm, den Göttern das Haar zu geloben. (s. Turneb. Adv. XXII, 28. überhaupt aber: Junius de coma).

Eine sonderbare Sitte fand bei der Hochzeit Statt, wo die Haare der Braut mit einem lanzenähnlichen Instrumente (hasta, Ovid. fast. II, 560., hasta caelibaris, Festus, δοράτιον, Plut. Rom. XV.) geordnet oder

8) Man vergleiche überhaupt den ganzen Abschnitt von S. 113 — 173.

geschmückt wurden, was man später darauf deutete, daß die ersten Ehen auf gewaltsame Weise durch den Raub der Sabinerinnen geschlossen seien. s. Plut. a. a. O. Spanh. ad Call. Pall. p. 552.

Andere Gebräuche, welche auf manche Stellen zu führen scheinen, z. B. daß den Sklaven bei der Manumission das Haupt geschoren wurde (s. Juven. V, 171. Ursin. ad Liv. XLV, 44.), lassen sich wenigstens nicht als allgemein darthun; überhaupt aber bezogen sich die Cärimonien, an denen die Römer in jeder Art so reich waren, mehr auf das öffentliche, als auf das Privatleben. — (*W. A. Becker.*)

Haar. (Archäologisch, Germanisch). Die alten Bewohner des europäischen Nordens, und namentlich die Kelten in Gallien und Britannien[1]), hatten die Sitte, ihr langes, flachsgelbes Haar, welches sie durch Kalkwasser und Seife noch mehr zu bleichen suchten[2]), mit Sorgfalt zu nähren und am Hinterkopfe zusammen zu binden. Daher die Römer, nachdem sie in das eigentliche Gallien eingedrungen waren, das Land, zum Unterschiede von der gallischen Provinz, Gallia Comata benannten[3]). Aus gleichem Grunde hießen bei ihnen einige keltische Alpenvölker Capillati[4]). So wie das lange und starke Haar den alten Kelten eine Tracht war, welche männliche Würde und Freiheit bezeichnete, wobei sich die Vornehmen noch durch einen großen Knebelbart von dem gemeinen Volke unterschieden: so diente es ihren Frauen zum vorzüglichsten Schmucke, und die gallischen Grabmäler haben merkwürdige Überbleibsel von solchem Haarputze geliefert[5]).

Die germanischen Völker trugen ebenfalls langes Haar und wandten besondere Sorgfalt auf die Pflege desselben[6]). Die braungelbe, hier und da in das Goldblonde und Röthliche fallende Farbe desselben war ein Merkmal, wodurch die Römer den teutschen Stamm bezeichneten[7]). Die Sitte, dem Haar durch Kalkwasser und auch durch Seife eine hellere röthliche Farbe zu geben, scheint erst in späterer Zeit als Luxus zu den Teutschen aus Gallien gekommen zu seyn, und war auch den Frauen gebräuchlicher, als den Männern[8]). Unter den verschiedenen Völkerschaften herrschten in der Haartracht verschiedene Moden. Die Sueven strichen ihr Haar zurück von der Stirn gegen den Scheitel und banden es in einen kammartigen Schopf zusammen, welcher wie Hörner emporstand, dick wie die Mähne eines Pferdes[9]). So trugen sich bei ihnen Alte und Junge, nur die Sklaven nicht. Die Häuptlinge stutzten das Haar noch höher und stattlicher auf, nicht um Wohlgefallen, sondern um Schrecken zu erregen[10]). Bei andern Teutschen war eine ähnliche Haartracht nur in den jüngern Jahren gebräuchlich[11]). Unter den Katten ließen die Jünglinge Haar und Bart hangen, als Pfand der Tapferkeit, nur durch den Tod eines Feindes lösbar. Über dem ersten Leichnam, der durch sie gefallen war, schnitten sie sich das lange Haar ab und hielten sich dann erst des Vaterlandes und ihrer Väter werth[12]). Im Allgemeinen war aber das abgeschorene Haar ein Zeichen der Unterthänigkeit, unter den Kelten, wie unter den Germanen[13]).

Am entschiedensten scheint sich die Ehrentracht des langen Haares unter den Franken erhalten zu haben[14]), und eine Zeit lang war sie sogar ein Zeichen der königlichen Würde. Nach Gregorius von Tours und andern fränkischen Geschichtsquellen für die Periode der ersten Dynastie erwählten sich die Franken Könige mit langen Haaren (criniti), und diesen Beinamen führen schon Pharamund und Chlodio. Chlodwig, einer von Fredegundens Stiefsöhnen, wurde von einem Fischer, der seinen Leichnam fand, an dem langen Haare als königl. Prinz erkannt, und Gundobald, welcher sich für einen Sohn Chlotars II. ausgab, wollte seine rechtmäßige Geburt durch sein langes Haar erweisen. Chlotar aber ließ ihm dieses abscheren, und machte ihn dadurch aller Ansprüche auf königl. Blut verlustig. Eine ähnliche symbolische Haarschur übten die Prinzen Childebert und Chlotar an den Söhnen ihres Bruders Chlodemir, um sie des Thrones unfähig zu machen[15]).

Es versteht sich, daß, so lange diese eigenthümliche Haartracht ein Zeichen der königl. Würde unter den Franken war, alle Unterthanen kürzeres Haar tragen mußten, vielleicht, nach Maßgabe ihres Standes, der königlichen Länge mehr und weniger nahe kommend. Unter den Karolingern hört diese Sitte auf, und wir wissen, daß schon Karl der Große kurzes Haar trug. Unter seinen Nachfolgern ist sogar ein König mit dem Beinamen des Kahlen. In der Folge war langes

1) Über Britannien s. *Dio Cass.* LXII, 2. *Tacit.* A. XIV, 30. *Caes.* B. G. V, 14. und über Caledonien *Tac.* Agr. 11. *Strabo* IV. p. 200. Auch Ossian ist zu vergleichen. 2) S. über die gallische und germanische Seife: *Plin.* XVIII, 51. *Mart.* XIV, 26. 27. VIII, 33. Die römische Mode gebrauchte nämlich diese Seife zu gleichem Zwecke. 3) *Diod. Sic.* V, 28. *Plin.* IV, 17. XI, 37. *Clem. Alex.* Paedag. III, 3. 4) *Plin.* III, 5. 20. XI, 37. 5) S. *Montfaucon.* V, 192. Suppl. III, 57. 58. 6) Von den schönen, goldgelben Haaren der Teutschen verfertigte in späterer Zeit die römische Mode haubenartige Aufsätze und falsche Locken, wie wir aus den ovidischen Elegieen wissen. *Amor.* I, 14. 45. *Ars amand.* III. 164. Auch Kaiser Caracalla putzte sich auf diese Weise. *Herodian.* IV, 7. Nicht minder suchte man durch jene, oben erwähnte Seife die germanische Haarfarbe, als eine beliebte Mode, zu erzwingen, und bis nach Afrika verbreitete sich dieser Geschmack. 7) *Lucan.* II, 51. X, 131. *Plin.* II, 50. *Tac.* M. Germ. 4. Agric. 11. *Juven.* XIII, 165. *Sil. Ital.* III, 607. *Claud.* Bell. Get. 419. IV. Cons. Hon. 446. Cons. Stil. III, 18. *Martial.* XIV, 176. Auch die lateinischen Benennungen schwanken zwischen blond und roth: flavus, rutilus, fulvus, auricomus rc. Von einer Ähnlichkeit mit der Blutfarbe spricht *Clem. Alex.* l. c. jedoch bei den Kelten.

8) *Plin.* XXVIII, 51. *Prop.* El. II, 18. 26. 9) *Tac.* M. Germ. 38. *Claud.* IV. Cons. Hon. 655. *Sil. Ital.* V, 132 sqq. *Juv.* l. c. 10) *Tacit.* l. c. 11) *Tacit.* l. c. *Seneca* de Ira. III, 26. Epist. 124. *Mart.* de Spectac. III. 12) *Tacit.* M. Germ. 31. Ein gleiches Gelübde erzählt *Gregor. Turon.* V, 15. von einem Sachsenheere. 13) Auch als entehrende Strafe hat sich das Haarabscheren lange in einzelnen teutschen Rechten erhalten. S. *Schilter* s. v. Har abslahen. Vgl. *Haranskara.* 14) Puer crinitus heißt im salischen Gesetz ein Jüngling von edler Herkunft. 15) S. *Gregor. Turon.* III, c. 18.

oder kurzes Haar auch bei den Königen von Frankreich Sache der Mode[16]).

Auch im skandinavischen Norden erhielt sich das lange Haar als ein volksthümlicher Ehrenschmuck der Germanen, und Harald Haarfager erinnert durch diesen Beinamen und das damit in Verbindung stehende Gelübde an die uralte Kattensitte[17]).

Von den Angelsachsen in England wird es ebenfalls berichtet, daß sie langes und starkes Haar als einen vorzüglichen Schmuck betrachteten und pflegten. Die jungen Mädchen vor der Hochzeit trugen das Haar unbedeckt und ungebunden; etwas gekürzt und mit einem Kopfputze darauf, die Verheiratheten. Das Abscheren des Haars war eine beschimpfende Strafe, welche z. B. die Ehebrecherinnen traf.

Die dänischen Soldaten, welche unter Edgar und Ethelred II. auf engländischem Grunde und Boden standen, zeichneten sich durch sorgfältige und zierliche Haartracht aus. Sie kämmten jeden Tag ihr langes Haar und gewannen dadurch, wie es heißt, die Liebe der eingeborenen Frauen[18]).

Daher war das Haarabschneiden bei den keltischen und germanischen Völkern, wie überhaupt, wo langes Haar als eine Ehrentracht galt, eine beschimpfende Strafe. Daß die Teutschen den Ehebrecherinnen das Haar abschoren, erzählt schon Tacitus[19]). Ein Gleiches befehlen die longobardischen Gesetze[20]). In der Folge ist das Haarabschneiden eine geringere Strafe, wie z. B. bei den Longobarden und Sachsen für einen kleinen Diebstahl[21]). Daher der Ausdruck: Gerichtsbarkeit zu Haut und Haar, die kleinere Gerichtsbarkeit bezeichnet, in Gegensatz der größeren: zu Hals und Hand. *(R.)*

Haar. Sprichwörtliche Redensarten, besonders um das Kleinste und Geringste oder auch das Feinste und Schärfste auszudrücken: Fein, wie ein Haar. Ein Haar breit. Ich frage nicht ein Haar danach. Auf ein Haar, bei einem Haar (gemein: bei einer Haare), um ein Haar, z. B. zutreffen. Es ist kein gutes Haar an ihm. Er hat kein Haar von seinem Vater rc. Es hängt an einem Haar (Härchen): es hängt vom geringsten Umstande ab. Um ein Haar zanken*).

Haare lassen müssen, heißt: in einem Streite den Kürzern ziehn oder Schaden leiden.

Haare auf den Zähnen haben: bewandert und fest in irgend einer Sache seyn; zuweilen auch: handfest und tapfer seyn. Beide Bedeutungen folgen aus der Ehrwürdigkeit und dem kriegerischen Ansehn des Bartes.

Bei den Haaren zu Etwas ziehen: mit Mühe und fast mit Gewalt zu Etwas bewegen. Im Gegensatz davon sagt man: Mit einem Härchen könnte man ihn (sie) dazu ziehen.

Bei den Haaren herbei gezogen: auf eine gezwungene Weise herbei geführt, z. B. in einer Erzählung oder einem Schauspiele.

Einander in die Haare gerathen: handgemein werden. Sich in den Haaren liegen: sehr uneins und in Hader seyn.

Sich über Etwas graue Haare wachsen lassen: sich Etwas sehr zu Herzen nehmen, über Etwas sehr in Sorgen und Kummer seyn.

Es soll dir kein Haar gekrümmt werden: es soll dir nicht die geringste Beleidigung widerfahren.

Krauses Haar, krauser Sinn.

Mit Haut und Haar: ganz und gar.

Ein Haar in Etwas finden: durch irgend Etwas von einer Sache oder einem Vorhaben abgeschreckt, oder mit Bedenklichkeit und Widerwillen dagegen erfüllt werden. (Vielleicht hergenommen von dem Ekel, den es erregt, ein Haar in einer Speise oder einem Tranke zu finden)**). *(R.)*

Haar (kirchengeschichtlich), s. Tonsur.

Haar (das Gebirge), s. Haarstrong.

HAARALAUN, der wollenähnliche Beschlag oder Überzug, welcher sich auf den Alaunsteinen zeigt. *(Schmidt.)*

HAARAMETHYST. (Mineralog.). So nennt man eine bei Hohengiersdorf in Schlesien einbrechende Abänderung das Amethystes, mit eingewachsenen Blättchen von Eisenglimmer und nadelförmigen Krystallen, die, gegen die Sonne gehalten, roth erscheint. *(Keferstein.)*

HAARBACH, auch Harbach, kleines Dorf und Hofmark im baiernschen Landgerichte Vilsbiburg, kath. Parochialort von Gaindorf und Holzhausen, mit 39 Häusern, 1 Schlosse und 175 Einw., ½ St. von Vilsbiburg. *(Eisenmann.)*

HAARBALLEN: sie finden sich in den Magen des Rothwildes und der Gemsen, und entstehen aus abgeleckten Haaren oder andern faserigen Dingen vorzüglich, wenn von dem Wilde harzige Rinde oder Nadeln der Bäume genossen wird. Dem Rothwilde sind sie schädlich und ziehen ihm selbst den Tod zu. Da dasselbe, vorzüglich aber die Hirsche in der Zeit, wo sie sich verfärben oder die Winterhaare ablegen, sehr gern die Rinde frisch gefällter Kiefern abschälen, auch im Winter bei Schnee aus Mangel der Nahrung häufig dazu genöthigt sind, so ist eine nöthige Vorsichtsmaßregel bei einem starken Wildstande, nicht viel gefälltes Kiefernholz in dieser Jahreszeit im Forste liegen zu lassen. Ob die Haarballen, welche die Gemsen bei sich haben — Gemskugeln — diesen Thieren ebenfalls nachtheilig werden, ist unbekannt. Ein jetzt noch hin und wieder Statt findender Aberglauben, welcher sonst sehr allgemein war, schrieb diesen Gemskugeln außerordentliche medicinische Kräfte bei allen erdenklichen Krankheiten zu, so-

---

16) Unter *Hugo Capet* kam z. B. das lange wieder zu Ehren, zum großen Ärgerniß der Geistlichkeit. 17) Vergl. diesen Artikel und *Haranskara.* 18) Vergl. Encycl. Perthensis. Art. Hair. 19) Germ. 19. 20) Leg. *Luitpr.* regis Longob. I, 17. 5. 21) Sachsenspiegel.

*) Daher sagt man auch von einem ängstlichen und nach allen Kleinigkeiten spürenden Mann, besonders bei Streitigkeiten und Vergleichen: ein Haarklauber.

**) Schottelius führt noch an: Haare unter Wolle schlagen. Was hilft Flickens und Pletzens, wenn Haut und Haar nicht gut ist. Graue Haare stehen wohl auf einem jungen Kopf.

gar sollten sie gegen Zauberei dienen und fest machen. Sie wurden aus diesem Grunde, besonders die vom 15. Aug. bis 15. Sept. gefundenen, sehr theuer bezahlt. *(W. Pfeil.)*

HAARBÄNDER. Hierunter kann man Uhrbänder, Stockbänder, Halsbänder, Armbänder und andere Bänder, die aus Haaren (Menschenhaaren) geflochten sind, verstehen, oder auch Seidenbänder, Wollenbänder, und dergl., welche zum Aufbinden und Zusammenbinden der Kopfhaare dienen. Bänder von letzterer Art hat der Perükenmacher nöthig. *(Poppe.)*

Haarbeizen, s. Haarfärbestoffe u. Haartilgungsmittel.

HAARBESEN, oder Kehrbesen, aus Schweinehaaren (langen schlechten Borsten), macht der Bürstenbinder. *(Poppe.)*

Haarbeutel, s. Peruke.

Haarbleicherei, s. Perukenmacher.

HAARBRATEN, nennen einige Jäger die Zimmer des Roth-, Dam- und Schwarzwildes, wegen des noch daran befindlichen haarigen Schwanzes. Der Ausdruck ist in der neueren Zeit außer Gebrauch gekommen. *(W. Pfeil.)*

HAARDECKEN u. HAARTÜCHER, sind grobe, aus Reh-, Kuh-, Kälber- und Pferdehaaren entweder gefilzte oder gewebte Tücher, welche man zu Fußdecken, Papiermacherfilzen und dergl. gebraucht. Die Haare werden gewaschen, gekratzt und kardätschet, gesponnen, hernach auch wohl gezwirnt und dann auf einem gewöhnlichen Weberstuhle in das grobe Gewebe verwandelt, wenn man sie nicht durch Fachen und Filzen in ein bloßes Filzzeug verwandeln will. *(Poppe.)*

HAARDRUSE, auch wohl krystallinischer Feldspath, eine Abart desselben, bestehend aus zarten, silberweißen, ordentlich säulenförmig aufsteigenden Fäden, die den gläsernen Haarröhrchen gleichen. *(Rüder.)*

HAAREN, 1) ein Marktfl. in der gleichn. Landvoigtei des arembergschen Kreises Meppen, der hannoverschen Landdrostei Osnabrück. Er liegt an der Ems, wird in Alten- und Neuenhaaren eingetheilt, ist der Sitz einer Amtsvoigtei, zu welcher die Kirchspiele Haaren, Rüterbrock und Wesuwe gehören, und einer Hauptreceptur, und enthält 1 kath. Pfarre, 203 Häuser und 1020 Einw., die sich meistens von Ackerbau und Viehzucht nähren, und ein paar Märkte halten. *(G. Hassel.)* 2) Eine Bauerschaft des Amts Witlage-Hundeburg in der hannov. Landdrostei Osnabrück, zur Pfarre Osterkappeln gehörig, und 114 Häuser mit 619 Einwohnern zählend. *(G. Hassel.)*

Haarfärberei, s. Färbekunst.

HAARFÄRBESTOFFE, (pigmenta comatoria). I. Menschenhaarschminken gehörten schon zur Morgentoilette einer altrömischen Domina, und wurden von eigenen Sklavinnen, den Haarschminkerinnen (Haarfärberinnen) und Augenbraunmalerinnen, welche die Klasse der damaligen Kosmeten, oder Schmink- und Putzmädchen bilden halfen, kunstreich auf das Haar aufgetragen. Unsere Haarschminken sind mehr bei dem abgeschnittenen anwendbar, das zu Haartouren, Perüken, Flechten, falschen Zöpfen rc. verarbeitet wird weil sie noch stehendes Eigenhaar bei öfterm Gebrauche leicht ausfallen machen. Übrigens muß alles Menschenhaar vor dem Färben erst durch Gerstenkleienwasser entfettet werden.—

1) Schwarzschminken; die erste, von Juda und Sion stammend, war eine Augenbraunschminke aus Blei- oder Spießglanz, mit Wasser zu einem Sälbchen angerieben, welches, wie bei den alten Ägyptierinnen, und noch jetzt bei den arabischen Schönen, die ihre Augenlieder mit einem schwarzen Streifen bemalen, welcher sich etwas über die Augenwinkel hinaus erstreckt, und dem Auge mehr Lebhaftigkeit und Feuer gibt, es scheinbar größer und offener macht, bei den altrömischen Modedamen Kalliublepharon, Schönauge genannt, mit einem besondern Griffel oder Pinsel auf Braunen- und Wimperhaar von den Augenbraunmalerinnen aufgelegt wurde. Zu den neuern Schwarzschminken gehören:

a) der ausgepreßte schwarze Saft der aufrecht stehenden Mehlblume (Eclipta erecta L.);
b) der Saft der weißen, oder gewöhnlich rothen Blumen der sinesischen Ketmie (Hibiscus rosa sinensis);
c) eine Auflösung von 1 Quent. weißem Silbersalpeter in 2 Pfd Rosenwasser, von der aber kein Tropfen auf die Haut fallen darf, weil diese davon sich schwärzt; das damit gefärbte Haar muß an der Luft trocken werden. Die unter dem Namen: Aqua graeca vorkommende Schwarzbeize der Haare besteht aus einer mit 16mal mehr Wasser verdünnten Silbersalpetersolution.
d) Die schwarze Haarschminke der gemeinen Russinnen hat zur Grundlage Ruß von verbrannten Haselnußkernen.
e) Die der Perserinnen ist eine Art Schwarztinte, womit sie ihr Haar so oft waschen, aber jedes Mal wieder trocken werden lassen, bis es schwarz genug ist; jene der Türkinnen und Neugriechinnen ist Bleiglanz.
f) Die taurischen Tatarinnen nehmen dazu 25 Stck gesunde Galläpfel, kochen diese in Öl, trocknen und pulvern sie fein; das Pulver davon rühren sie mit 1 Quent. Weinstein, eben so viel Indigo, und gleichen Theilen Alkannawurzelpulver (Kna) in 2 Pfd Wasser wohl unter einander, bis ein Teig daraus wird, womit sie ihr Haar vorsichtig, ohne die Haut mit zu schwärzen, einsalben, und während der Nacht mit einem Tuche umwickeln. Am folgenden Morgen wird das gefärbte Haar gewaschen, und erhält so auf mehrere Monate eine glänzende Schwärze. —

2) Zur Umfärbung des Kopfhaares in lichtes Goldgelb, oder Feuerroth, die Modefarbe der Altrömerinnen, gebrauchten sie eine Ätzseife aus Gallien oder Holzaschenlauge, oder eine ausländische Goldsalbe rc. Selbst unsere ältesten teutschen Ahnenfrauen färbten ihr Haupthaar mit einer gewissen Farbe goldgelb.

3) Zu blondes Haar, zuvor in warmem Wasser

gewaschen, läßt sich durch 8 Tage langes, täglich 3 bis 4maliges Bestreichen mit einer Pottaschenlauge, und Abtrocknen in der Sonne dunkler färben. Auch dunkelt es schon, immer der freien Luft ausgesetzt, von selbst, oder beim täglichen Durchkämmen mit einem Bleikamme. — Zum Blasserfärben rother Haare kann man 1 Loth weiße venet. Seife in 16 Loth starkem Wegbreitwasser lösen, und damit täglich Morgens und Abends dieselben waschen, eine halbe Stunde darauf jedes Mal einpudern, und wieder trocknen lassen.

4) Um weiße Haare zu bräunen, reinige man sie erst, wie oben, von ihrer Fettigkeit, wasche sie dann einige Male mit frisch bereitetem Kalkwasser, und, wenn sie an der Sonne getrocknet sind, mit Kupfervitriolauflösung aus 1 Loth cypr. Vitriol in 1 Pfund heißem Wasser aufgelöst, je öfter, desto dunkler fallen sie aus. (Vergl. oben Cosmetik.). Im Oriente bräunen sich Greisinnen ihr weißes Haupthaar, so wie Greise ihren grauen Bart mit Hennepulver, (s. unter Henne.).

5) Kastanienbraune Haare werden lichter durch Einweichen in Lehmwasser, und durch Bleichen mit Chlorinkalk ꝛc.

II. Thierhaarfärbemittel:

1) Damit das Ziegenhaar nicht gelb werde, sondern seine Naturfarbe behalte, überzieht man es mit Berlinerblau.

2) Zum Dunkelbraun- und Schwarzfärben des Rauchwerks ꝛc. bedienen sich die Kürschner und Pelzhändler der Galläpfel, grünen Wallnußschalen u. a. Gärbstoffe, ferner der Wismuth-, Blei-, Spießglanz- und Silberauflösungen; zum Schwarzfärben der Kastor- u. a. Haarhüte kochen die Hutfabrikanten gewöhnlich Blauholz (100 Pfd), Gummi (12 Pfd) und Galläpfel (6 Pfd) einige Stunden lang mit Wasser, werfen etwa 6 Pfd Grünspan, nebst 10 Pfd Eisenvitriol hinein, und erhalten die Flüssigkeit in einer Hitze, worin sie beinahe siedet.

3) Weißes Reh- und Ziegenhaar lassen sich, einen halben Tag lang in scharfem Essig oder in Alaunwasser gelegen, durch einen Brasilienholzabsud roth, durch eine Lösung von Safran mit gleich viel Alaun, oder durch eine Abkochung der gelben Berberizen- oder auch Quercitronenrinde ꝛc. mit Alaun schöngelb, durch eine Auflösung von Salmiak und dreimal so viel Grünspan grün, und durch Heidelbeersaft, mit Lauge angemacht, und mit etwas Indig versetzt, blau färben.

4) Felle, vornehmlich Marder-, Biber- und Otterfelle ꝛc. können mit ihrem Haar schwarz, auch roth und blau gefärbt werden in den obigen und a. Farbebrühen, wenn man sie erst mit einem Brei von ungelöschtem Kalk, Buchenasche, Alaun und Harn bestrichen, und, nachdem er eingetrocknet ist, rein ausgebürstet hat. (Vergl. Hutfabrik, Kürschnerei ꝛc.). *(Th. Schreger.)*

Haarflechte, s. unter Lichen barbatus.

HAARFLECHTEREI. Diese Kunst befindet sich meistens in den Händen des weiblichen Geschlechts. Durch ein geschicktes, nach gewissen Regeln vorgenommenes Verschlingen von Haaren, gewöhnlich Menschenhaaren, verstehen es manche Frauenzimmer, Ringe, Armbänder, Halsbänder, Uhrbänder, Stockbänder u. dgl. zu verfertigen, die recht hübsch und zierlich sind. Aus Kälber-, Kuh-, Reh-, schlechten Pferde- und ähnlichen gröbern Haaren werden theils von einzelnen Personen, theils in öffentlichen Industrieanstalten Fußsocken, Stiefeln, Sohlen u. dgl. geflochten. *(Poppe.)*

HAARFÖRMIG. (Mineralog.). So nennt man diejenige äußere Form der Mineralien, die sehr dünne, meist durch einander gekrümmte und gewickelte, haar- oder fadenähnliche Theile zeigt. Das Haarförmige gehet bei zunehmender Stärke der Theile in das Drahtförmige und Zähnige, bei abnehmender Stärke in das Dichte über, und ist eine unvollkommne krystallinische Bildung, erzeugt durch die überwiegende Ausdehnung der Krystalle nach einer Richtung. *(Keferstein.)*

HAARGEFÄSSE, (Haarröhrchen, Capillargefässe), heißen überhaupt Gefäße von dem kleinsten Durchmesser, welche verschieden gefärbte, weiße, rothe oder andere Säfte führen können. Denn so wie der Grad der Irritabilität eines Organes wechselt, so wird auch die Leitungsfähigkeit seiner Gefäße verändert: daher erklärt sich die Erscheinung der Röthe in anders colorirten Theilen bei der Entzündung. Sie sind die letzten und kleinsten Verzweigungen der Venen und Arterien. Ihren Namen haben sie wegen ihrer außerordentlichen Feinheit erhalten; denn sie sind noch viel feiner als die Haare. Selbst das bewaffnete Auge entdeckt keine contractive und expansive Bewegung in den Wendungen dieser Gefäße. Dem allgemeinen Capillargefäßsystem entgegengesetzt bildet sich das Capillargefäßsystem der Lungen. In jenem wird das rothe Blut in schwarzes verwandelt, in diesem wird dagegen das schwarze Blut geröthet. Das System der Haargefäße ist überall verbreitet. Kein Punkt innerhalb der Sphäre des Organismus ist ohne Haarröhrchen. Diese machen einen integrirenden Theil des Gewebes aller Organe aus. Der Prozeß der Nutrition, der Absorption und Exhalation geht in ihnen vor. Da, wohin kein arterielles und kein venöses Gefäß mehr dringt, sind Capillargefäße zugegen.

Das System der Capillargefäße führt in einigen Organen bloß Blut, z. B. in der Milz, in einigen Theilen der Schleimhäute (so wie auch in den Augen), in den Muskeln.

In den meisten Organen führen die Haarröhrchen außer dem Blute noch andere Säfte: das weiße, gelbe Blut von Leeuwenhoeck und Boerhave.

Ein großer Theil von ihnen enthält nur Blutdunst, und nimmt nur zu bestimmten Zeiten wahres Blut auf, z. B. in dem Zellengewebe, in den serösen Häuten, in der Haut. Bei Entzündung, bei dem Erröthen, bei Injectionen mit feineren diffusibeln Massen wird eine Menge von Haargefäßen angefüllt, welche sonst nie sichtbar sind.

In einigen Organen führen die Haargefäße nie Blut, z. B. in den Knorpeln, den Sehnen, den Bän-

dern, den Haaren. Feine und glückliche Injectionen, so wie chronische Entzündung, lassen auch in sie Blut eindringen und thuen so die Gegenwart von Capillargefäßen in ihnen dar. Bloß vegetirende Organe (Knochen) haben sehr wenige Haargefäße im Verhältnisse zu andern. Die Menge der Capillargefäße eines Organes steht nicht im Verhältniß seiner Masse, sondern der Qualität seiner Function. Die Entzündung, die Verstopfung, Verhärtung, die Schwämme, die Ausschläge gehören größten Theils den Capillargefäßen an.

Es dringt um so mehr Blut in die Capillargefäße eines Organes ein, je mehr potenzirt gerade seine Action ist. Darauf gründet sich das Gesetz: wo Reizung ist, da ist Zufluß der Säfte.

Das Haargefäßsystem bildet ein Netz, welches durch alle Theile des Körpers sich fortsetzt, und durchaus in allen seinen Theilen durch die frequenteste Anastomose communicirt. In dieß Gewebe endigen sich die Arterien, aus ihm entstehen die Erhalationsgefäße, die absorbirenden Gefäße und die Venen. Die Arterien communiciren entschieden in demselben mit den Venen.

Bei lebenden Thieren dringt nie Injectionsmasse in die Capillargefäße, selbst kurz nach dem Tode verschließen sich diese noch der Injectionsmasse durch spastische Constriction. Auch ist die Bewegung des Blutes und anderer Säfte in ihnen von dem Impulse des Herzens beinahe ganz unabhängig, und das Herz hat ungleich weniger Einfluß auf den Kreislauf in den kleinsten, als in den großen Gefäßen. *(D. Brehme.)*

Haargold, Haarsilber, Haarkupfer, s. die Hauptartikel Gold, Silber, Kupfer.

HAARKALK. So nennt man den mit Kuhhaaren vermischten Kalk, den man dadurch in einen harten Mörtel verwandelt und gewöhnlich zur Bekleidung der Wände benutzet. *(Rüder.)*

Haarkappe, s. Polytrichum.

HAARKIES. (Mineralog.). Unter diesem Namen hatte Werner ein metallisches haarförmiges Mineral herausgehoben und zu den Schwefelkiesen gesetzt; Klaproth (in seinen Beiträgen ꝛc. V. 231.) zeigte: daß der sächsische Haarkies, sich nicht wie Schwefelkies verhalte, sondern vor dem Löthrohre leicht zu einem Metallkorne schmelze und aus Nickel bestehe, der zufällig etwas Kobalt und Arsenik enthalten würde. Dieser Haarkies, oder gediegene Nickel, ist kupferroth, äußerlich meist messinggelb, bildet mit Salpetersäure eine grüne Auflösung, ist in Ammoniak unauflöslich und erscheint als zarte haarförmige Krystalle. Er brach früher in Sachsen zu Johann Georgenstadt auf der Grube Adolphus mit Hornstein und Kalkspath auf Gängen in Gneis und ist jetzt eine mineralische Seltenheit, auch soll er bei Joachimsthal in Böhmen und auf der Grube grüne Aue in Sayn-Altenkirchschen vorkommen. Ein äußerlich ganz ähnliches Fossil, welches sich aber chemisch und vor dem Löthrohre ganz anders verhält, kommt bei Zellerfeld und Andreasberg auf dem Harze vor und ist ein haarförmiger Wasserkies. *(Keferstein.)*

HAARLEM (Cornelius oder Cornelis von), s. Cornelis. Andere Maler von Haarlem sind von geringerer Bedeutung, wie: Gerard v. H., genannt tot S. Jan, ein Schüler des Albert Ouwater, lebte um 1400. Theodor von H., welcher um 1460 zu Löwen lebte. Jakob von H., ein Lehrer des Johann Mostaert. Peter von H., d. i. Peter Klaase, der Vater des berühmten Berghem, welcher zuweilen Nikolaus von H. heißt. *(R.)*

HAARLEM, 1) niederländische Stadt in der Provinz Nordholland, mit 19,668 Einw., 1½ Wegstunde von der Nordsee, 3¼ Stunde von Amsterdam, 5 von Leyden, Hauptstadt des gleichnamigen Districts, wechselsweise mit dem Haag der Versammlungsort der Staten von Holland, und Residenz der Deputirten Staten und des Gouvernörs von Nordholland, Sitz eines jansenistischen, oder wie er sich nennt, altkatholischen Bischofs, eine sehr alte Stadt. Ihr Ursprung verliert sich in der Nacht des Mittelalters, es ist wenigstens gewiß, daß sie schon im zwölften Jahrhundert bestand. Sie war in frühern Zeiten der Wohnsitz der Grafen, und schon 1158 eine wohlhabende und mächtige Stadt. Eine Tradition, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, aber auf keinem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller beruht, will, daß die Haarlemer 1219 durch Schiffe viel zur Eroberung des ägyptischen Damiate, und mittels großer Sägen zur Durchbrechung einer Kette, die den Hafen schloß, beigetragen haben sollten. Vielleicht hat diese Erzählung ihren Ursprung in der Eroberung eines Thurms bei jener Stadt, wozu die Holländer unter dem Grafen Wilhelm I. wohl am meisten beitrugen, und wovon man wahrscheinlich den Schiffen der damaligen Residenz des Grafen die Ehre beimaß. Übrigens spielten die Harlemer in den damaligen Kriegen Hollands mit den Westfriesen eine wichtige Rolle. Im J. 1300 verbrannten sie das Städtchen Amsterdam, welches einem der Mörder des geliebten Grafen Floренz V. gehörte. 1492 wurde sie von den aufgestandenen nordholländischen Bauern, unter dem Namen des Käse- und Brotvolks bekannt eingenommen, aber schon im nämlichen Jahre vom Herzog Albrecht von Sachsen, (dem Stifter der albertinischen Linie) als Statthalter des Erzherzogs Maximilian, wieder eingenommen, und mit dem Verluste des Stadtbanns und aller Privilegien gestraft: auch legte er der Stadt schwere Steuern auf. 1572 schlug sich die Stadt zu den muthigen Insurgenten, welche die Freiheit des Gewissens und ihres Vaterlandes gegen Alba vertheidigten. Alba's Sohn, Don Friedrich, rückte mit 30,000 Mann spanischer Kerntruppen vor Haarlem; doch erst nach einer Belagerung von sieben Monaten, welche in patriotischem Muthe der Vertheidiger, und hartnäckigem Anhalten der Belagerer, fast nur in den neuesten Zeiten in Zaragoza und Missolunghi ihres Gleichen fand, — dreihundert Frauen, unter Anführung der muthigen Kenau Hasselaar, halfen bewaffnet mit zur Vertheidigung; — erst nachdem die Spanier die Zufuhr über den Haarlemer See abgeschnitten, den Entsatz zu Wasser und zu Lande

geschlagen hatten, und der fürchterlichste Hunger in der Stadt wüthete, kapitulirte die Stadt. Der Commandeur Ripperda wollte sich durchschlagen, Frauen und Kinder in die Mitte nehmen, wenn nicht die Spanier Gnade versprochen hätten. Doch schnöde brachen sie diese Zusage! — Die Grausamkeiten, welche die Spanier in Haarlem verübten, brachten ihnen mehr Schaden als Gewinn, und jetzt erst war Holland für sie verloren. Seine Einwohner wehrten sich von nun an mit dem Muth der Verzweiflung, und schlugen die Spanier bei Alkmaar und Leyden zurück. 1577 ergab sich die Stadt, bei veränderten Umständen, dem Prinzen von Oranien, und blieb von da an immer mit dem State der vereinigten Niederlande verbunden. Sie blühte vorzüglich durch Manufacturen von Leinwand, Seide und Band, und die französischen Flüchtlinge, von Ludwig XIV. vertrieben, trugen dazu im 17ten Jahrhunderte so Vieles bei, daß man im Norden ein neues Quartier unter dem Namen der Neustadt anlegen mußte, welches aber niemals ausgebauet, und unter der französischen Zwangsherrschaft nebst einem beträchtlichen Theile der Südwestseite größten Theils abgebrochen ist. Noch in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zählte die Stadt 40 bis 50,000 Einw. Diese Zahl nahm aber, bei dem Verfalle der holländischen Fabriken, immer mehr ab, und war, im letzten Jahre der französischen Regirung, bis zu 17,400 herab gesunken; seitdem hat die Bevölkerung sich aber wieder bis auf 20,000 Individuen gehoben. — Haarlem hat viele Merkwürdigkeiten. Auf dem sehr alten Rathhause, vorhin dem gräflichen Palaste, sieht man die Abbildungen der holländischen Grafen, 1572 aus einem Karmeliterkloster dahin gebracht, und die ersten Abdrücke Lorenz Coster's, eines Einwohners dieser Stadt, dem die Holländer, Engländer und jetzt auch mehrere Teutsche die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben, wie denn Rob. Atkyns erzählt, daß ein Erzbischof von Canterbury König Heinrich den Sechsten von England (regirte von 1422 bis 1461) überredet habe, zwei Leute nach Haarlem zu senden, und ein paar Arbeiter der neu erfundenen Kunst nach England zu holen. Die ersten Costerschen Drucke sind bei Gelegenheit der Säcularfeier dieser Erfindung 1423 öffentlich vorgelegt, und für Coster ist ein Monument im Haarlemer Holz errichtet: schon früher stand seine Bildsäule auf dem großen Markte. Auf der andern Seite dieses Marktplatzes, dem Rathhause gegenüber, steht die schöne St. Barons- oder Große Kirche, deren große Orgel, mit Bildwerk des berühmten Bildhauers Xavery geschmückt, ihres herrlichen Klanges wegen auch außer Holland sehr berühmt ist. Den hohen Thurm dieser Kirche sieht man weit im Meere. Außerdem haben die Holländisch-Reformirten noch 3, die Französisch-Reformirten 1, die Katholiken 8, die Lutheraner, Mennoniten, Remonstranten jede 1 Kirche und die Juden 1 Synagoge. Die Stadt hat 8 Thore, einige schöne Straßen (vorzüglich die Houtstraet und Kniesstraet) und hatte im J. 1732 noch 7963 Häuser (davon ist wohl ⅕ abgebrochen). Für die Armen sorgen die Anstalten der alten Männer (oude mannenhuis), die Waisen- und Armenhäuser der Reformirten, Katholiken, Mennoniten und anderer Gemeinden, und die so genannten Hofjes, Häuschen mit einem Garten zum Behufe alter Frauen, welche dabei noch einige Lebensmittel, Torf und eine Kleinigkeit in Gelde bekommen. Das Teyler-Hofje ist in dieser Art ein wirklich prächtiges Gebäude mit einem Portal in edlem Stile errichtet. Das vormalige große Armenhaus ist in eine Kaserne umgeschaffen. Obschon weder Residenz- noch Universitätsstadt hat Haarlem verschiedene wissenschaftliche Einrichtungen, wie die holländische Gesellschaft der Wissenschaften, mit einem naturhistorischen Kabinet, die ökonomische Gesellschaft, die beiden Teylerschen Gesellschaften, aus der Verlassenschaft eines reichen Privatmanns errichtet, wovon die eine für das Fach der Theologie, die zweite für Naturlehre, Dichtkunst, Geschichte, Zeichnenkunst und Numismatik Preisfragen aufgibt: letztere hat auch ein kostbares Museum der Naturgeschichte, ein physikalisches Kabinet (vorzüglich durch seine große Elektrisirmaschine bekannt), eine auserlesene Bibliothek, besonders von Klassikern, Prachtwerken über Naturgeschichte, Anatomie, Reisen, mit Zeichnungen, Kupfern, Münzen u. s. w., die zu gewissen Tagen für Jedermann offen steht. Noch enthält Haarlem 3 poetische und 1 physikalische Gesellschaften (eine von jenen, Demokrit genannt, ist bloß frohem Scherze gewidmet), ein vortreffliches Gymnasium, ein Schullehrerseminar (das einzige dieser Art in den nördlichen Provinzen), eine gute Stadtbibliothek, die berühmte Druckerei und Formgießerei der Herren Enschede, einen botanischen Garten, ein anatomisches Theater u. s. w. Haarlem hat im 17ten Jahrhunderte einige ausgezeichnete Gelehrte, mehrere berühmte Maler und Kupferstecher, und den Erbauer des Amsterdamer Rathhauses, Jakob van Kampen hervorgebracht. Die Industrie ist tief gesunken, doch besitzt es noch immer verschiedene gute Manufakturen, besonders in Seide, als Strümpfe, Seidenband, seidene Schnüre, Florettband und seidnes Beuteltuch, welches Letztre sonst das geschätzteste Europens war, dann in Leinenband, Longetten, Bontjes, Zwirn, Öl, Seife und Salz. Die Zwirnbleichen sind, wie der Zwirnhandel, der sonst so bedeutend war, im tiefsem Verfalle, obgleich sich kein Wasser, als das der Dinan besser zum Bleichen schickt. Erhalten haben sich dagegen Gerstenbau und Blumenzucht, wenn auch schon die Zeit nicht mehr ist, wo einzelne Tulpen mit 10,000 Gulden und darüber bezahlt werden; doch gehen noch immer Haarlemer Zwiebeln, Pflanzen und Sämereien durch halb Europa. Der größern Blumisten sind 17, die meistens auf der Südseite der Stadt wohnen, wo auch das Haarlemer Gehölze mit dem jetzigen königl. Landhause, einst dem Bankier van Hope gehörig und vom Könige Louis für 300,000 Gulden angekauft, sich findet. Überhaupt hat die Stadt auf dieser Seite sehr reizende Umgebungen; die Dünen haben eine ungemeine Breite und Höhe, so daß sie das Ansehen von einer Hügelreihe gewähren. Überall sieht man reizende Villen, und schöne Kunststraßen verbinden Haarlem mit

Amsterdam, Leyden und Haag. Der Sparen fließt durch die Stadt und verbindet das Haarlemer Meer mit dem Y. *(van Kampen.)* — 2) Kleines Eiland auf der Nordwestküste von Seilan zum Corle Jaffnapatam gehörig. Es liegt im S. von Rotterdam, ist nicht bewohnt und dient bloß zur Weide. *(G. Hassel.)* — 3) Ein Eiland in der Bucht Geelvink der Insel Neuguinea unweit des Kap Pinrter. *(G. Hassel.)*

HAARLEMER MEER. Meer bedeutet im Holländischen Binnen- oder Landsee. Das Haarlemer Meer oder See nimmt einen bedeutenden Wasserspiegel zwischen Leyden, Amsterdam und Haarlem ein, der vorher aus dem Haarlemer-, Leydener-, Alten-, Neuen-, Helle-, Spiering und einigen geringern Seen bestand, seitdem zusammen floß, und seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts dreifach größer geworden ist. Im Jahr 1740 berechnete man seine Oberfläche schon auf 19,800 Morgen, und an der Südostseite hat er sich stark den Torfmooren genähert, die nur noch durch einen kleinen Strich Landes davon geschieden sind. Es ist also dieser Landsee für Südholland ein gefährlicher innerer Feind, der an vielen Stellen jährlich immer Grund gewinnt. Um diesem, die ganze Provinz drohenden Zunehmen zu steuern, trug schon im 7ten Jahrhundert der Wasserbaukundige Leeghwater auf Austrocknung des Sees an: dieses fand aber damals, und noch nachher Schwierigkeiten. Die Sage will, daß zu eben der Zeit die portugiesischen Juden zu Amsterdam sich auf ihre Kosten zur Eindeichung erboten haben sollen, wenn man ihnen gestatte, auf dem dadurch eroberten Lande eine Judenstadt erbauen zu dürfen, welches aber abgelehnt sei. Vor wenigen Jahren schien eine Gesellschaft begüterter Männer, mit dem Baron van Lynden, van Hemmen an der Spitze, mit Erlaubniß und besonderer Ermunterung des Königs, sich diesem Werke unterziehen zu wollen. Doch die Behörde von Rhynland, worunter das Meer gerechnet wird, machte dagegen solche bedeutende Einwendungen, daß diese Unternehmung, wie es scheint, ins Stocken gerathen ist. Man fürchtet sich vorzüglich vor herrschenden Seuchen, wenn die Austrocknung die Atmosphäre mit einer Menge jetzt ruhender Wassertheile, dann in Gas aufgelöst, beschwängern möchte. — Das Haarlemer Meer hat durch eine Schleuse Gemeinschaft mit dem Meerbusen Y zwischen Amsterdam und Haarlem, wo der Vorbeireisende beide Wassermassen entdeckt. — Das Meer wird nicht stark befahren, es ist zuweilen sehr stürmisch. Man findet darin sehr gute Fische, vorzüglich starke Aale. *(van Kampen.)*

HAARMALEREI, HAARSTICKEREI und HAARPOUSSIRKUNST. Unter Haarmalerei versteht man die Kunst, mit fein geschnittenen gestreuten Haaren Porträte, sogar für Ringe und Medaillons zu kopiren. Der Juwelier Scharf in Coburg erfand diese Kunst im Jahr 1770. Sein Neffe und Schüler Walter setzte sie nach Scharf's Tode mit großer Geschicklichkeit fort. Derselbe trieb auch dieselbe Art der Malerei mit bunter Seide. Die Kunst mit Haaren zu sticken und zu poussiren, welche im Jahr 1782 die drei Schwestern von Wyllich in Zelle erfanden, war noch interessanter. Vornehmlich in Frankreich fand diese Kunst bald glückliche Nachahmer. So verfertigte im Jahr 1806 die Demoiselle Deligny zu Moulins die Karte von ganz Frankreich. Sie überreichte ihr Kunstwerk dem damaligen Kaiser und der Kaiserinn, welche es wohlgefällig aufnahmen. Schon im Jahr 1802 hatte der Perükenmacher Michalon zu Paris Napoleons Büste sehr täuschend von Menschenhaaren gearbeitet. Ähnliche Werke der Haarpoussirkunst kamen noch an verschiedenen andern Arten zum Vorschein. *(Poppe.)*

Haarmesser, s. Messer und Wollmesser.

Haarnase, s. Sorex cristatus.

HAARPFLEGE, (diätetisch). Sie ist ein wichtiger Theil der Hautpflege (s. unten); denn das Haupthaar dient nicht bloß zur Schönheit, und zum Schutz gegen Kälte rc., sondern auch zum Absorptions-, zum Se- und Excretionsorgan, oder auch wohl zum Elektricitätsleiter rc. — Seine diätetische Mitbesorgung muß sogleich bei neugebornen Kindern mit Reinlichkeit beginnen, welche, wie zumal die tief brünetten, zuweilen auf dem Kopfe schon ziemlich behaart zur Welt kommen. Beim täglichen Waschen oder Baden werde der Haartheil ihres Hauptes zugleich mit gesäubert, damit kein Schweiß und Staub sich dort anhäufe, und zu Schuppen, oder wohl gar zu Kopfgrind eingetrocknet, dem Gedeihen des ersten Haarwuchses hinderlich sei. Eine dicke Kopfbedeckung störe die Verflüchtigung des Haut- und Haardunstes eben so wenig, als die Aufnahme von heilsamen Stoffen aus der Atmosphäre. Im Freien sei sie von Zwirngestrick rc., und schließe nicht zu dicht an, oder bleibe bei milder, windstiller Witterung, wie zu Hause und des Nachts, ganz weg.

Bei unverhülltem Haupte, bei täglichem Waschen, Reiben, Bürsten und Durchkämmen des Haares bildet sich kein Kopfausschlag, weicht nicht selten der gutartige; bei je zuweiligem Verschneiden der Haarspitzen und des etwa tief in die Augen hangenden Vorderhaares wächst dicht und schnell das Kinderhaar, und kraust oder lockt sich entweder von selbst, oder fließt schlicht von allen Seiten herab, und kann dann, mit Wasser leicht angefeuchtet, zumal bei Mädchen, täglich in Zöpfen geflochten werden. Alle Verunreinigung desselben mit vielem Fett und Puder erhitzt theils zu sehr den Kopf, theils unterdrückt sie die natürliche Ausdünstung. Das jetzt rund geschnittene, ungepuderte Haar läßt weder Kopfläuse, noch Kopfgrind mehr aufkommen. Bei nässendem Kopfausschlag schneide man das verklebte Haar ab, entferne das Ungeziefer, und bedecke den Kopf leicht vor der Luft, die wunden Hautstellen aber mit doppelt zusammen gelegten grünen Kohlblättern, und wechsle damit täglich zweimal, der trockne Schmutz muß zuvor mit Mohnöl erweicht werden.

Mit dem Ab- und Ausschneiden des Haares sei man in jeglicher Lebensperiode vorsichtiger, als gewöhnlich. Gleich dem Abscheren, unterbleibe solches bei rauher, stürmischer Jahreszeit; und kurz vor dem Win-

ter ganz; das glatt geschorne Haupt gewöhne man nur nach und nach an den neuen, ungewohnten Luftreiz, ohne es doch zu warm zu halten. Tägliches Auskämmen der Haare mit eigenen, weiten und engen Kämmen, so wie leichtes Dressiren und Locken derselben verdient vor Allem beachtet zu werden. Ihr Aufbrennen geschehe so selten, wie möglich, oder werde vielmehr durch leichtes Aufwickeln über Papillotten ersetzt; (s. bewährte Haarrecepte. Annab. 1824.).

Jegliches Eigenhaar darf weder bei schwitzendem Haupte, wenn es nicht zuvor, gleich dem dunstenden Haar, mit einem Tuche gut abgetrocknet ist, noch auch, besonders im Winter, zu sehr mit Wasser, am wenigsten mit eiskaltem, befeuchtet, oder muß doch nach dem Benetzen jedes Mal schnell mit Puder gut durchgekämmt und wieder getrocknet werden, wie das beim Baden, Schwitzen ꝛc. etwa durchnäßte Kopfhaar [1]); sonst leiden nicht wenig davon die Augen u. a. organische Gebilde, oder im letzten Falle folgt Schnupfen, Kopfweh u. s. w.

Aus den Haarpomaden müssen alle ranzigen Fette und scharfen Öle wegbleiben. — Ein zu blondes Haar wird durch öfteres Abscheren und Bloßtragen mit der Zeit dunkler, (vergl. oben Haarfärbestoffe.)

Das Tragen von leichten Perüken ist mehr solchen anzurathen, die sehr schwachen, dünnen Haarwuchs, eine Glatze, oder einen ganzen Kahlkopf haben, das Netz darin muß eher weiter, als enger gestrickt, und das Haar (wohl zu merken, von gesunden Menschen, wenn das abgeschnittene eigene dazu nicht ausreicht), möglichst fein darauf dressirt seyn. Dasselbe gilt von den Haartouren, einem Ersatzmittel des Vorderhaars für Frauenzimmer, am besten aus ihrem abgeschnittenen Haar, oder aus dem jetzt beliebten Seidenhaar in Lokkenform, das aber vor aller Nässe geschützt seyn will. Dem bisherigen Modekopfputz der reichen, vollen und dicken Locken, bei unsern Damen, mit einer einfachen Flechte, oder ein paar glatten Haarschleifen ꝛc. am Hinterkopfe, läßt sich, wenn er nicht übertrieben wird, Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit im Allgemeinen keineswegs absprechen [2]). Aber noch bequemer für unser Geschlecht ist der jetzt mehr allgemeine, leichter zu säubernde, und den Haarwuchs verstärkende schwedische Haarschnitt, mit oder ohne Backenbart, wie es sonst beim weiblichen der à la Titus war. Außer daß letzterer runde, oder ovale Gesichter vorzüglich gut kleidete, ihre liebliche Form ungemein begünstigte, und am besten die Schönheit des Nackens entwickelte, hielt er auch den Kopf rein, beförderte den Haarwuchs; das Haar ließ sich selbst leichter säubern, und, um es fein und geschmeidig zu machen, vollkommener vor Schlafengehen netzen und einölen. Noch tragen hier und da die Bäuerinnen ihr Haar mehr oder weniger kurz verschnitten, und befinden sich wohl dabei [3]). Bei den Samogiten, einem polenschen Volksstamme, ist es Sitte, daß ledige Mädchen der Braut an ihrem Hochzeitabende, während sie tanzt, das Kopfhaar abschneiden.

Schwangere Frauen mögen sich ihr Haar, um nicht zu viel über sich greifen zu dürfen, von Andern in Ordnung bringen lassen, sollten nicht zu lange unter Kämmen und Brenneisen ꝛc. in einer äußerst gezwungenen Stellung ihre Toilette machen. Nichtauskämmen, Nichtwaschen des Haares in der Schwangerschaft hindert die Kopfausdünstung im Kindbette. Die ganze Wochenzeit über muß das Haar fleißig, aber vorsichtig durchgekämmt und rein gehalten werden, sonst macht seine Verfilzung und Unordnung, der fettige Schweiß, der sich in ihm ansammelt, der Schmutz, die Federn ꝛc., welche sich darin einnisten, die unangenehmsten Beschwerden. Durch Aufbrennen, Wickeln, Frisiren, Pomadisiren ꝛc. leidet, zumal während der Kindbettzeit, der noch geschwächte Kopf nicht wenig, und Kopfweh, Schwindel, Ohr- und Zahnschmerzen ꝛc. sind oft unausbleibliche Folgen davon.

Das verfilzte Haar Kranker und Reconvalescenten darf weder mit Einem Mal entwirrt, noch abgeschnitten werden. — Dieß gilt auch von den Weichselzöpfen, einer eigenen, in den Weichselgegenden ꝛc. heimischen Haarkrankheit; (s. unten Weichselzopf.)

Gegen die Erscheinung langer, oft sehr dichter Haare auf der obern Mundlippe, oder am Kinn, auf den Armen, Handrücken, im Nacken, Busen, in den Nasenlöchern, Ohren und an andern ungewöhnlichen Stellen des weiblichen Körpers verwahrt eine zweckmäßige Hautcultur, (s. unten); zu warme Bekleidung der Arme, Hände ꝛc. befördert den Haarwuchs auf diesen, und das Ausraufen der Haare überhaupt verstärkt nur noch mehr ihr Wuchern. — Das Haarwegbeizen (s. unten Haartilgungsmittel,) muß Ärzten überlassen bleiben, welche

1) Beim Baden und Untertauchen kann man sein Haupthaar gegen Naßwerden durch wachstaffetne, gut anschließende Badekappen verwahren. 2) s. Allgem. Modenzeitung ꝛc. 1825. Nr. 83 und 93. 3) Eigenes und falsches Haar hat man längst auf mannichfaltige Weise getragen, und immer die neueste Mode auch hier für die schönste gehalten. Zu der Zeit, wo die größten Perüken auf hohen und gelehrten Häuptern am stattlichsten prangten, nahm sich der Kanzler von Ludwig dieses Kopfschmuckes in seinem Perükenrecht (s. Dessen gelehrte Anzeigen. B. I. S. 429) besonders an. — Viele junge Herren unserer Zeit tragen ihr Haar eben so, wie ihre Urältervater, und noch frühere Vorfahren: schlicht gescheitelt und gelockt, wie Peter Bayle und Claud. Salmasius; oder kraus, wie Joh. Reuchlin, oder bürstenförmig, wie Sebast. Castellio, oder auch bis auf 1 Zoll abgeschnitten, wie Justus Lipsius und Scaliger. Fliegendes Hinterhaar, Tituskopfchen, Locken, Löckchen, Flechten, Zöpfe, glatt anliegende Haarpartien, gescheitelte Vorder-, aufgesteckte Hinterhaare, durch kleine oder größere Kämme festgehaltene Zöpfe, Chignons ꝛc. bezeugen den veränderlichen Geschmack der Damen, und die modische Wahl zur Form ihres Kopfes. Sonst wickelten wir unser Hinterhaar in steife, mit Puder überladene Zöpfe, sodann in leichte, dünne Zöpfchen ein, oder wir versteckten es in bald größere, bald kleinere Haarbeutel von eckiger oder runder Form, jetzt tragen wir es frei und ungebunden, der Natur und Gesundheit gemäß. — Jüdische Frauen müssen ihr Haar unter einem Häubchen ganz versteckt tragen. — (Über Haartrachten s. d. Zeitschr. Curiositäten ꝛc. 1823. IX, 6., S. 517. Allgem. Modenzeitung. 1823. Nr. 95.). — Patriotische teutsche Mädchen, die (1813) zu dem letzten Befreiungskriege nichts opfern konnten, ließen sich ihr langes schönes Haar abschneiden, um mit dem Preise desselben ihre Schuld an das teutsche Vaterland zu lösen. —

auch die unschädlichsten Mittel, den Kopfhaarwuchs zu befördern (s. unten,) wählen und verordnen sollten. — Doppelte, oder übel gerichtete Augenwimperhaare bedürfen ebenfalls der ärztlichen Kunsthilfe (vergl. mein kosmetisches Taschenbuch für Damen. S. 133 2c.).

Gleich der Kopfhaarpflege darf auch die **Bartpflege** bei Männern nicht vernachlässiget werden. Diese besteht in dem zeitgemäßen Reinrasiren mit guten Messern oder Scheren, welche man sich, wie alles übrige Barbiergeräthe, am besten selbst im gehörigen Stande erhält, und in dem fleißigen Säubern (auch wohl Wichsen oder Verschneiden) des mehr oder weniger lang gewachsenen Bartes; (vergl. **Buck** a. a. O.) 2c.

(*Th. Schreger.*)

Haaspinsel, s. Pinsel.

Haarpomaden, s. Pomaden.

Haarpudel, s. Scolopax galinula.

HAARPUDER (pulvis comatorius); die ersten Spuren dieser trocknen Haarschminke finden sich in der altrömischen Kosmetik. Die galanten Römerinnen ließen ihr Kopfhaar, um ihm das damals beliebte, ins Feuerroth schimmernde Goldgelb zu geben, von eigenen Haarschminkerinnen, die zu den Kosmeten gehörten, mit einem gelben Staubmehl, oder sogar mit Goldstaub bestreuen. — Jetzt noch pudern sich die Südseeinsulanerinnen ihre Haare mit gelbem Kurkumastaube, die Kaffern und Buschmanen mit rother Ockererde ein. — Auch in Europa war noch im vorigen Jahrhunderte die ursprünglich wohl französische Sitte beider Geschlechter, eigenes und fremdes Haar mit dem feinsten Weizenstärkmehl mehr oder weniger stark weiß gepudert zu tragen, fast allgemein, bis an die Stelle des weißen Haarpuders, zuerst in England, der stahlgraue und andere farbige traten. Seitdem ist alles Haarpudern wenigstens unter uns aus der Mode gekommen, wodurch nicht nur im Ganzen viel feines Stärkmehl erspart*), und zu nützlichern Zwecken verwendet werden konnte, sondern auch der Kopf freier ausdünsten, somit unsere Gesundheit überhaupt gewinnen, und Kopfausschläge 2c. seltener werden mußten.

Jetzt schränkt sich der Gebrauch des Haarpuders höchstens noch auf die Bühnentoilette, und die Carneval's-Maskeraden 2c. und hier und da auf Perüken oder Haartouren ein. Zu **wohlriechendem Haarpuder** kann man: a) mit 9 Pfd weißen, lockeren, trocknen, ganz feinen und geruchlosen weißen Puders ½ Pfd florent. Violenwurzel, 2 Loth Benzoë, ½ Pfd trockne rothe Rosenblätter, 1½ Loth gelbes Sandelholz, 1 Quent. Würznelke, und eben so viel Zimmet, Alles fein gepulvert, auf das genaueste vermengen, oder:

b) ein Pfd Puder mit 1 Quent. irgend eines wohlriechenden Öls zusammenreiben, oder:

c) man stoße 8 Loth florent. Veilchenwurzel, 5 Loth Weihrauchrinde, 2 Loth Benzoë, eben so viel trockne Rosenblätter und Calmuswurzel, 1 Loth Sassafras- und Zimmetrinde, 1 Loth Coriander, 1½ Loth trockne Pomeranzenschalen, 1 Loth Citronenschalen, 3 Quent. Würznelken sehr fein zu einem Pulver, schlage dieses durch ein Haarsieb, und hebe es in einem wohl verstopften Glase auf, um damit andere Puder, auch Wäsche und Kleidungsstücke zu parfümiren.

2) **Farbige Haarpuder**: a) **Blonder** wird aus 1 Pfd weißem Puder, und eben so viel ganz trocknem, schön dunkelgelbem, ganz feinem Ocker bereitet. Oder man röstet 1 Theil feines Stärkmehl in einer Pfanne über Feuer braun, und setzt so viel weißen Puder zu, bis die verlangte Farbe da ist.

b) **Grauer Puder** besteht aus weißem, mit ein wenig ganz feinem Lindenholzkohlenpulver auf das innigste vermengtem Stärkmehl; (vergl. **Tromsdorff's** Kalopistria. Erf. 1804. 8. — Mein kosmetisches Taschenbuch. Nürnb. 1811. N. I. 8. S. 280).

Verwerflich ist der Gebrauch des reinen **weißen Puders** zum Streupulver beim Wundwerden, weil er, eintrocknend, eine Kruste bildet, und dadurch Schmerzen verursacht. Eher dient er trocken zur Stillung kleiner Blutungen, und in einem wässrigen Absud zu Klystieren: bei Durchfällen, Ruhren, mangelndem Darmschleime.

(*Th. Schreger.*)

HAARREIBER, ein von Kuhhaaren gemachtes Stück Filz, dessen sich die Kartenmacher bedienen: es ist an einem Handgriffe befestigt, mit welchem der benetzte Hinterbogen auf die Form gedrückt wird, damit er die Farbe gut annehme.

(*Rüder.*)

Haarröhrchen, s. Haargefässe.

HAARSALZ (Halotrichum). So nennt man den vitriolischen Beschlag oder Überzug, der sich hie und da in Gruben findet und die Gestalt von langen silberblauen Haaren oder Fäden hat, an der Luft und in der Wärme sich in eine Kreide verwandelt. Seine Bestandtheile sind Vitriolsäure, Alaunerde, etwas Eisen und Kalkerde. Außer den Gruben erzeugt es sich auch auf gebranntem Alaunschiefer. (*Schmidt.*) — **Werner** in seinem Mineralsysteme begreift darunter mehrere haarförmige Salze, besonders den natürlichen Alaun von Freyenwalde unweit Berlin, die Salzausbleichungen in der Grube Stam Assar bei Schwarzenberg, auf den vesuvischen Laven 2c.

(*Keferstein.*)

Haarschlächtig, s. Pferd u. Pferdekrankheiten.

Haarschminken, s. Haarfärbestoffe.

Haarschnur, s. Haarseil.

Haarschwamm, s. Racodium rupestre.

HAARSEIL (Haarschnur), Telon, Setaceum, von seta, Borste, weil in früheren Zeiten Borsten zum Offenhalten einer Wunde gebraucht wurden, ist eine

*) Um das Haar eines Kopfes vollständig zu pudern, bedarf es im Durchschnitt 5 Quent., und zum täglichen Zweimalpudern 2½ Loth Puder. Angenommen nun, daß der preußische Stat 12 Millionen Einwohner zählt, (Durchreisende, die doch auch Puder verbrauchten, nicht mitgerechnet), und daß von jenen 12 Millionen bloß 8 Millionen Eigenhaar und Perüken, täglich mit Puder bestreuen ließen, so wurden, auch nur 1 Loth im Durchschnitt auf den Kopf gerechnet, hiezu täglich 250,000, und in einem Jahre 91 Mill., und 250,000 Pfund Puder consumirt, wozu im Durchschnitt 2 Mill. 281,250 Berliner Scheffel (à ½ Dresdner) Weizen erforderlich sind. Hierbei ist der ins Ausland exportirte Haarpuder, als Luxus- und Modeartikel, nicht mit angeschlagen.

Art von Fontanell, welches diesen Namen deßwegen führt, weil in älteren Zeiten die Chirurgen sich bei seiner Verfertigung wirklich der Haare von Thieren bedienten. Gegenwärtig bereitet man es aus einem langen schmalen Leinwandstreif (ungefähr ½ Elle lang und 1 Zoll breit), an welchem man zu beiden Seiten die Longitudinalfäden einzeln auszieht, bis auf einige wenige, welche man in der Mitte zur Erhaltung des Zusammenhangs der Querfäden zurückläßt. An dem oberen und unteren Ende zieht man auch einige Querfäden aus, um die Schnur durch das Öhr der Haarseilnadel dann desto leichter ziehen zu können. In Ermangelung dieses künstlichen Haarseils, zu dessen Bereitung immer einige Zeit erfordert wird, nimmt man auch wohl einige wollene oder seidene Fäden, deren Anzahl nach der Absicht des Gebrauchs bestimmt wird. Man hat hier zugleich den Vortheil, die Zahl der Fäden nach Willkür zu vermindern.

Man zieht das Haarseil gewöhnlich mit einer besonderen Art von Nadel, die von verschiedener Breite ist. Gewöhnlich ist sie gekrümmt, doch sind die geraden bequemer. Von der Spitze bis zu ihrem breitesten Theile ist sie zweischneidig, und hinten ist ein Öhr in derselben angebracht, wodurch ein Stück Faden oder Seide ganz von der Breite der Nadel gezogen wird.

Man faltet die Haut an dem Theile, wo man das Haarseil anlegen will, empor und stößt die Nadel durch, und zieht alsdann den Faden, der in ein mildes Öl getaucht ist, ebenfalls durch. Das Instrument darf weder zu tief, noch zu hoch in der Nähe des Randes durchgestoßen werden. Im erstern Falle könnten die Muskeln und die Theile, die man zu vermeiden hat, verwundet werden; in dem zweiten Fall würde der Zwischenraum zwischen den zwei Wunden zu schmal seyn und das Haarseil könnte ihn theilen.

Wenn keine Haarseilnadel bei der Hand ist, so kann die Hautfalte mit einer Lanzette durchstochen, und der Faden alsdann mit einer Sonde eingebracht werden. Ein Haarseil kann fast an allen Theilen der Oberfläche des Körpers gezogen werden, wenn die Umstände es erfordern, aber eine der Öffnungen der Wunde sollte immer etwas niederer, als die andere seyn, damit der Eiter leicht ausfließen kann. Das Haarseil bleibt einige Tage lang nach der Operation, bis es durch die Eiterung locker wird, unberührt. Alsdann wird der nächste Theil an der Wunde eingeölt, oder mit einem Cerat oder der Digestivsalbe überzogen, und unter dem fleischigen Zwischenraum zwischen den zwei Wunden fortgezogen, und das, was hervorragt, abgeschnitten. Auf diese Art verfährt man des Tages einmal oder zweimal, je nachdem die Menge des Eiters es erfordert. So oft als nöthig ist, setzt man an das alte Haarseil ein neues an. Man muß dasselbe immer außerhalb der Wunde gut bedeckt halten, damit kein Eiter darüber herfließt, der es steif und hart machen könnte, wo es alsdann Schmerz und Blutung beim Durchziehen durch die Wunde verursachen könnte. Sollte sich nicht genug Ausfluß zeigen, so kann man der Digestivsalbe etwas Kantharidenpulver zusetzen.

Man bedient sich des Haarseils:

1) Zur Erregung eines künstlichen Geschwürs. Am gewöhnlichsten legt man es im Nacken.
2) Man wendet das Haarseil nach Bell mit Vortheil zur Eröffnung großer Abscesse an. Am besten nimmt man hier zum Haarseil einzeln zusammen gelegte Fäden von Baumwolle, deren Zahl man, so wie der Ausfluß des Eiters sich vermindert, auch verringert.
3) Zur Operation der Hydrocele nach Pott.

(*Dr. Brehme.*)

Haarsiebe, s. Sieb.

HAARSTEINE (Mineralog.), nennt man diejenigen Bergkrystalle, die mit nadelförmigen Krystallen von Rutil, Strahlstein ꝛc. durchwachsen sind. (*Keferstein.*)

Haarstern, s. Komet.

Haarstrang, s. Hardt.

HAARSTRANG, vielleicht richtiger Hardstrang, ein waldiger mineralreicher Bergrücken, der im preuß. Regirungsbezirke Arensberg belegen ist, strichweise 900 Fuß hoch sich über das Meer erhebt, Hellweg und Sauerland von einander scheidet und zum Systeme des Teutoburgerwaldes gehört. Er ist meistens mit gutem Laubwalde bestanden; seine Umgebungen, wo sie an den Hellweg stoßen, fruchtbar. (*Krug u. Mützele.*)

Haarth, s. Hardt.

HAARTILGUNGSMITTEL (Haarbeizen), sind jene in die Haut- und Haarwurzelgebilde zerstörend eingreifenden Haut- und Haarbeizen, die theils zum temporellen Wegätzen des Oberlippen- und Nackenhaars, so wie überhaupt der an ungewöhnlichen Stellen zumal des weiblichen Körpers wuchernden Haare, theils zum Enthaaren der todten Thierhäute in der Gärberei angewendet werden. — Jene, wohin das sogenannte Rusma der Türken, ein Sälbchen aus Auripigment (Operment), ungelöschtem Kalke und Honig, gehört, darf nur ein Sachkundiger mit einem Malerpinsel leicht und vorsichtig auf die behaarten Partien punktweise auftragen. Oder man kann mit weniger Gefahr versüßten Salzgeist auf Löschpapier dort fleißig überschlagen. Noch gelinder wirkt hier das aus abgeschnittnen Weinreben, deren eines Ende man ins Feuer legt, durch die Hitze aus dem andern Ende hervorquellende Rebenwasser, so frisch und heiß, wie möglich, auf die vorher abgeschornen Hautstellen gestrichen, so wie auf Warzen mit langen Haaren ꝛc. Auch schon schafwollne Bekleidung hindert, ja zerstört den Haarwuchs an sonst unbehaarten Hautstellen. Eine wahre Tortur aber bleibt das sonst übliche Ausreißen der Haare mittels aufgelegter noch heißer Pechpflaster. —

Die Enthaarungsmittel der Gärber bestehen vorzüglich in Kalkbeizen ꝛc. (s. d. Art. Kalk). Um Haare zu Filzschuhen zu beizen, soll man sie, nach Desfosse, mit einer Lauge aus 250 Theilen spanischer Soda und 125 Theilen 19 bis 20gradigen gebrannten Kalkes bürsten. (*Th. Schreger.*)

HAARTMAN (Joh. Johanson), geb. zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, bekam schon sehr frühzeitig große Neigung und Vorliebe für die Naturwissenschaften, lernte deßhalb 4 Jahre in einer Apotheke und studirte dann zu Upsala unter Linnee und andern berühmten Lehrern, die Medicin; hierauf promovirte er und schrieb seine Dissertation: idea pharmacopoeae reformatae. Upsal. 1754. 4. Nach vollendeten Studien wurde er Amtsphysikus zu Åbo-Lehn, dann Assessor des Medicinalwesens und endlich im J. 1764 Ritter des Wasaordens und ordentlicher Professor der Medicin zu Åbo, als welcher er im J. 1787 starb. Er war es, der zuerst die Einimpfung der Pocken in Schweden anempfahl und ausübte. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Tydelig Underrätelse om de måst gångbare Sjukdomans. Åbo 1765. 8., und Sciagraphia morborum (in 8 Dissertationen). Åbo. 1779. 4., eine neue, scharfsinnige Systematik der Krankheiten enthaltend. Außerdem erschienen von ihm mehrere Dissertationen und die Schriften der schwedischen Akademien der Wissenschaften hat er mit manchem schätzbaren Beitrage vermehrt. Im J. 1785 wurde zu Åbo eine neue Professur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst gegründet, und er schenkte zur Sicherung und Vermehrung des Gehalts des Professors einen Fond von 8000 Rthlr. Sein Leben wurde von A. J. Hagström. Stockholm 1790. 8. beschrieben. *(Huschke.)*

Haartücher, Haarteppiche, Haarsocken u. dgl., f. Haar, Haardecken u. Haarflechterei.

HAARVITRIOL (Mineralog.). Die haarförmigen natürlichen Vitriole führte man in ältern Mineralsystemen zuweilen als eigenthümliche Gattung auf. *(Keferstein.)*

HAARWUCHS BEFÖRDERNDE MITTEL, gibt es in großer Menge, nur daß man allein damit selten oder nie seinen Zweck erreicht, oder wohl gar, zumal mit dergleichen noch so laut angepriesenen Geheimmitteln, mehr Schaden, als Nutzen stiftet. — Folgende Waschwasser und Salben haben in den frühern und mittlern Lebensperioden, bei noch gesundem Haarboden, und sonstigem Wohlseyn die Erfahrung für sich:

1) Ein Absud aus einer Hand voll Queckenwurzel in 2 Pfd Braunbier, mit Rosengeist versetzt, womit das Kopfhaar fleißig warm angefeuchtet wird;

2) ein Aufguß von einem Maß Brunnenwasser auf etwa eine gute Hand voll Schmiedehammerschlag, worein, eine Zeit lang gestanden, und jedes Mal gut umgeschüttelt, eine Bürste mit kurzen Haaren getaucht wird, um damit die Glatze des Tags mehrere Male naß zu bürsten; statt dessen auch das gewöhnliche Löschwasser der Schmiede u. a. Eisenarbeiter dient, oder

3) man reibe mit einer frisch aufgeschnittenen Zwiebel die Glatze mehrere Tage hinter einander, bis sie roth und schmerzhaft wird, und sich etwa junge Härchen zeigen; wo nicht, so lasse man unter Vermeidung von Kaffee, Thee, Wein, Gewürzen rc., Abends vor Schlafengehen, 1 Gr. Kalkschwefelleber mit einigen Gr. Zucker innerlich nehmen, worauf der Kopf stark schwitzt, und die Härchen zum Vorschein kommen sollen. —

4) Unter den Haarpomaden thun folgende hier gute Dienste:

a) Die Borsdorfer Äpfelpomade, zu deren Selbstbereitung man 2 Loth weißes Wachs und 1 Loth Schweineschmalz über Feuer zergehen läßt, und darunter mit etwas Provenceröl, 6 Loth frisches Rindsmark, und 2 Loth Saft von Borsdorfer Äpfeln mischt, die deßhalb zerschnitten, mit Rosenwasser angestoßen, und ausgepreßt werden; oder:

b) man kocht zu demselben Zwecke eine Hand voll gestoßenen Kümmelsamens und ¼ Pfd frischen, klein geschnittenen Specks, mit 1 Pfd Franzbranntwein in einem gut verschlossenen Gefäße eine Zeit lang gelinde über Feuer, nimmt das durch nachmaliges Erkalten geronnene Fett oben ab, und reibt es mit 1 Quent. Eieröl zusammen. Mit dieser Pomade wird der kahle Schädel drei bis vier Mal des Tags eingerieben. Auch kann man

c) mit 1 Pfd rein ausgelassenen Rindermarks, 2 Loth Weidenrindenpulver gut zusammen reiben, und bis zur Salbenconsistenz starkes Wegbreitwasser zusetzen, das Ganze aber mit etwas Bergamotöl parfümiren.

d) Man bringe 1 Pfd frisches Rindsmark nebst 1 Loth zerschnittener frischer Lorberblätter, eben so viel gestoßene Muskatblühten, Würznelken und 2 Loth Cardamomen in eine geräumige Glasflasche, überbinde diese mit durchstochener Schweinsblase, und setze sie in einer Schüssel mit Wasser (Wasserbad) sechs Stunden lang über Feuer. Hierauf gieße man die weiche Pomade auf reine, über einen Durchschlag ausgebreitete Leinwand, und drücke den Rückstand gut durch, ehe er ganz erkaltet. Alle Abende werden damit die Haare und die kahlen Stellen des Kopfs eingesalbt. Oder endlich

e) lasse man ¼ Pfd frisches Schweineschmalz in genug Rosenwasser 2 Tage lang einweichen, bis das Wasser klar abläuft, ihn langsam in einem Tiegel über Glühkohlen schmelzen, durch ein Beuteltuch rein abklären, dann in einem Terpentinmörser zu Schaum schlagen, und endlich einen Theelöffel voll eigener Haarasche hinzu mischen. Mit dieser Pomade wird alle Wochen 2 bis 3 Mal vor Schlafengehen der haarlose Theil des Hauptes leicht bestrichen, bis ein Jucken sich einstellt, zum Beweis, daß die Haare durchstechen wollen, und mit diesem Einsalben so lange fortgefahren, bis das Haar zu kleinen Bürsten heranwächst. Zuletzt ölt man es alle Wochen ein Mal mit feinem Mandelöl ein, und wischt dieß wieder mit einem feinen Tuche ab. Dabei trägt man leinene Nachtmützen, keine wollenen, die den Haarwuchs vielmehr hindern, ja zerstören; (vergl. Trommsdorff's Kalopistria. Erf. 1804. kl. 8. — Mein kosmetisches Taschenbuch für Damen. Nürnb. 1811. kl. 8.

S. 208 bis 215). Übrigens bleibt das beste, den Haarwuchs fördernde Mittel: Reinlichkeit und jedesmaliges Trocknen des schweißfeuchten Haares. (*Th. Schreger.*)

HAARWURM, bei den Schafen eine Krankheit, die sich an den Vorderklauen entwickelt, wo sich eine zähe, wurmähnliche Feuchtigkeit sammelt. Mehr darüber unter Schaf und Schafkrankheiten. (*Schilling.*)

HAARZANGE heißt ein chirurgisches Instrument, womit die einwärts gerichteten Wimpern ausgezogen werden, damit sie den Augapfel nicht reizen. (*Dr. Brehme.*)

HAARZEOLITH (Mineralog.) ist der Trivialname für haarförmigen Zeolith, besonders der Gattung Mesotyp. (*Keferstein.*)

HAAS (Damian Ferdinand), ein Jurist zu Wittich im Trierschen, am 25. April 1726 geboren, studirte zu Trier und Göttingen, zuletzt dann zu Gießen, wo er auch am 17. November 1750 beider Rechte Licentiat wurde. Hierauf begab er sich nach Wetzlar, erlangte dort 1755 die Advocatur und 1763 eine Stelle als Kammergerichts-Procurator, wobei er Vorlesungen über die Cameralpraxis hielt. Späterhin ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zum Hofrath und endlich der Fürst-Bischof von Augsburg zum geheimen Rathe. Er hat sich ausgezeichnet als Statsrechts-Schriftsteller und als Sachwalter in den wichtigsten damaligen Reichs-Kammergerichtsprozessen. Seine oft heftige Schreibart zog ihm freilich mancherlei Unannehmlichkeiten zu, so daß er am 13. Februar 1784 sogar auf eine Zeit lang als Procurator suspendirt wurde. Er starb am 5. April 1805. Seine Schriften, meistens Dissert. und Programme, stehen in Meusels gel. Deutschland.*) (*Ad. Martin.*)

HAAS (Ildefons), Benedictiner zu Ettenheimmünster im Breisgau und Bibliothekar seines Klosters, gestorben den 30. März 1791, rühmlich bekannt durch mehrere (in der Lotterschen Officin zu Augsburg) herausgekommene Kompositionen, und durch die reichhaltigen geographischen Beiträge, die er dem Fürstabt Gerbert zu St. Blasien zu seiner Geschichte des Schwarzwaldes lieferte.†) (*Baur.*)

HAAS (Johann Gottfried), ein fleißiger Schulmann, welcher eine große Anzahl von Sprachlehren, Wörterbüchern und andern Schriften zum Besten der Jugend herausgegeben hat. Er war 1737 zu Griesebach bei Zschopau geboren und starb als Konrektor zu Schneeberg den 17. April 1815. Unter seinen Schriften finden sich griechische, lateinische und französische Lexika und Grammatiken, hebräische Elementarbücher, arithmetische und algebraische Anweisungen u. d. m. Am verbreitetsten sind: der Griechische Speccius, oder kleine Übersetzungen aus dem Teutschen ins Griechische. Leipzig 1801. 8v. 8te Aufl. von J. H. Ph. Seidenstücker. 1811. 8v. und das Lateinisch-Teutsche und Teutsch-Lateinische Handwörterbuch. Ronneburg und Leipzig 1804. II. 8. Zweite wohlfeilere Ausgabe: Altenburg 1808. 8v.*) (*R.*)

HAAS (Johann Sebastian), der Verfasser einer Steganographie oder Geheimschreibekunst, welche in der Geschichte der literarischen Kuriositäten Erwähnung verdient. Er war 1641 zu Bern geboren, ward Pagenhofmeister in Cassel und späterhin Bibliothekar und Hofarchivarius daselbst. Auf dem Nimwegenschen Friedenskongreß vertrat er die Stelle eines Gesandtschaftssecretärs und starb zu Cassel 1697. Er ließ auf eigene Kosten in Cassel 1693 in 4o drucken: Stéganographie nouvelle, ou cet Art fort imparfait jusqu' ici a été mis dans une plus grande perfection. Dediée a S. A. S. Msgr. le Landgrave de Hesse. Um sein Geheimniß nicht zu verrathen, ließ er leeren Raum für wesentliche Wörter und Zeichen, den er mit der Feder ausfüllte. Solche Exemplare sind daher sehr selten.†) (*R.*)

HAAS (Karl Franz Lubert), Professor der Geschichte zu Marburg, geboren den 12. August 1722 zu Cassel, wo sein aus der Schweiz abstammender Vater Lehnsecretär war. Er bildete sich auf der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt, zu Rinteln und Marburg, und befriedigte, neben dem Studium der alten Sprachen und der Theologie, seine Liebe zu historischen Forschungen. Seit 1748 hielt er in Marburg Vorlesungen, wurde 1754 außerordentlicher und 1755 ordentlicher Professor der Geschichte, 1778 zugleich Bibliothekar der Hochschule, und starb den 29. October 1789. Was er, mit sorgfältiger Benutzung handschriftlicher Quellen, besonders zur Erläuterung der hessenschen Geschichte schrieb, hat einen bleibenden Werth; außer einigen Dissertationen, Programmen und Abhandlungen in Zeitschriften: Lebensbeschreibung des berühmten D. Heinr. Horchens aus Hessen. Cassel 1760. 8. Opuscula historica. Marb. 1770. 4. Anmerkungen über die hessensche Geschichte, vom Landgraf Heinrich I. bis auf das Jahr 1434. Frankf. a. M. 1771. 8. Versuch einer hessenschen Kirchengeschichte, der alten und mittleren Zeiten, bis gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts. Marb. 1782. 8. Vermischte Beiträge zur Geschichte und Literatur. Ebend. 1784. 8.*) (*Baur.*)

HAAS (Nicolaus) war am 25. November 1665 zu Wunsiedel geboren, und hatte den Senator und Handelsmann Adam zum Vater, besuchte die Schulen zu Gera und Heilsbronn, ging im October 1682 auf die Universität zu Altdorf, zu Ostern 1683 nach Leipzig, wo er 1685 Magister ward, und sich den 7. März mit einer Disputation de Astrologia judiciaria habilitirte. Am 24. März 1686 trat er die Pfarre zu Machern an, den

*) Vergl. Weidlich's biogr. Nachr. Bd. I. S. 240. Bd. IV. Nachtr. S. 714. Bd. V. Nachtr. S. 105. — Pütter's Literat. des Staatsr. Bd. II. S. 48. — Koppe's Lexik. der juristischen Schriftsteller. Bd. 1. S. 237 — 246. — Meusel's gel. Teutschl. 5te Ausg. Bd. III. S. 4. Bd. XIV. S. 1.

†) Allg. Litztg. 1791. Intbl. No. 146. Meusel's Lexik. d. verst. Schriftst. 5. Bd.

*) S. Meusel's gelehrtes Teutschland, wo das Verzeichniß seiner Schriften gegeben ist.

†) Strieder's hess. Gelehrtengesch. Adelung's Nachträge zum Jöcher.

*) Neues gel. Europa, 20. Th. 953 — 968. Strieder's hess. Gel. Gesch., 5. Bd., 192 — 202. 7. Bd., 522. 9. Bd., 386. *J. M. Curtii* memor. Haasii. Marb. 1789. 4. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5. Bd.

8. Mai 1691 die zu Bloßwitz, 1701 das Diakonat zu Oschatz, 1702 wurde er Pastor secundarius zu Budissin, 1703 Primarius und Inspektor der Schule, und starb am 25. Julius 1715. Im Jahre 1708 errichtete er einen Witwenfiscus für Priester- und Schullehrer-Witwen. Seine 38 Schriften, meistens Predigten, bezeichnen ihn als einen geschickten Theologen jener Zeit; auch war er Verfasser des Liedes: Ich hab' mein Herz zu dir gericht't. Seine kleinen theologischen Schriften gab sein Sohn zu Budissin 1728. 8. heraus, und sein Bildniß, das man auch in 4. hat, stehet vor seinem Buche: der treue Seelenhirt, Leipz. 1696. 8., das öfters aufgelegt wurde. S. Frenckels Diptycha Ossitiensia, S. 369. Otto Lex. II. S. 1. (*Rotermund.*)

HAAS (Wilhelm), als erfindungsreicher Mechaniker und geschmackvoller Schriftschneider berühmt und um sein Vaterland durch viele gemeinnützige Dienste verdient, stammte aus einer nürnbergschen Familie, und ward den 23. August 1741 zu Basel geboren, wo sein Vater sich ansässig gemacht hatte. Er erlernte von diesem die Anfangsgründe seiner Kunst, benutzte aber außerdem auch die Universität seiner Geburtsstadt, um sich in den Wissenschaften, und namentlich in den mathematischen unter dem berühmten Bernoulli, auszubilden. Nach dem Tode seines Vaters 1764 setzte er dessen Gewerbe mit dem glücklichsten Erfolge fort, und beschäftigte sich mit vielen Versuchen zur Verschönerung der Schriften und zur Verbesserung der Pressen. Er war der Erste in Deutschland und der Schweiz, welcher mit Glück französische Typen in Baskerville's Geschmack schnitt, die zunächst in der Thurneysen'schen Ausgabe des Voltaire gebraucht wurden. Die von ihm genannte Buchdruckerpresse, die er 1772 errichtete, verdankt ihre Erfindung der Münzpresse und besteht aus einem von Eisen gegossenen, auf einem festen Steinklotz aufgeschraubten Bogen, in welchem sich die Spindel in einer metallenen Schraubenmutter bewegt. Auf der Spindel aber steckt, statt des einfachen Bengels, ein Balancier im Gleichgewicht, an dessen beiden Enden Schwunggewichte angebracht sind, durch welche die Bewegung erleichtert und die Wirkungskraft bedeutend vergrößert wird.[1]) Eine andre Erfindung, welche die Buchdruckerkunst Haas verdankt, ist die systematische Zusammensetzung der Stücklinien und Zwischenspäne.[2]) Noch wichtiger und besprochener ist seine dritte typographische Erfindung, geographische Karten mit beweglichen Typen setzen zu lassen, Typometrie genannt. Preuscher in Karlsruhe bot Haas die erste Idee zu dieser Erfindung dar, aber ohne die praktische Einsicht des Letztern wäre sie nie zur Ausführung gekommen. Von einer andern Seite hat bekanntlich auch der Leipziger Breitkopf auf den Ruhm, dieses typometrische Verfahren erfunden und früher als Haas ausgeübt zu haben, Anspruch gemacht. So viel ist indessen gewiß, daß weder Preuscher noch Haas vor ihren eigenen Versuchen irgend eine Kunde von Breitkopf's Bemühungen hatten.[3]) Die Karten, welche Haas und sein Sohn nach der Methode dieser Erfindung lieferten, sind von 1776 bis 1799 folgende: Kanton Basel (der erste größere Versuch), Sicilien, zwei von Frankreich, zu dem Compte rendu von Necker in der Thurneysen'schen Ausgabe, Neutralitätslinie zwischen Frankreich und Preußen, Theilung von Polen, Moreau's Marsch nach Baiern und desselben Rückzug, Italien nach dem Frieden von Campo Formio, Helvetien nach der neuen Eintheilung, Kanton Basel mit dem Frickthale.

1789 übergab Haas die Schriftgießerei seinem Sohne, welcher damit eine Buchdruckerei verband. Von jetzt an gewannen seine Thätigkeit und Geschicklichkeit ein größeres Feld im Dienste seiner Vaterstadt. Schon in der Jugend dem Kriegswesen vertraut geworden, und späterhin bei der Organisation des neuen Artilleriewesens angestellt, wandte er seine mathematischen Kenntnisse und seine praktischen Talente zur Verbesserung des Geschützes an, welches fast ganz umgegossen wurde. In der Folge leitete er als Gehilfe des Statsbaudirektors den Bau der Landfesten am Rhein, und seine hydrotechnischen Studien benutzte er zur Umgestaltung der Brunneneinrichtung seiner Stadt. In allen diesen Verhältnissen verfuhr Haas mit patriotischer Uneigennützigkeit, ohne jedoch dadurch dem Neide zu entgehen, und alte Vorurtheile und kleinliche Rücksichten traten oft der Ausführung seiner Plane entgegen. Besonders traurige Erfahrungen dieser Art machte er bei den Vorschlägen und Entwürfen, die er zur Verbesserung des Ackerbaues und des Forstwesens durchsetzen wollte. Mißmuthig darüber, stand er im Begriff, sich dem Dienste seiner Vaterstadt ganz zu entziehen, als diese ihn dadurch fest hielt, daß sie ihn, den Sohn eines Ausländers, mit allen bürgerlichen Rechten beschenkte. Bald darauf machte er eine Reise nach Berlin und Schlesien, vorzüglich, um Kenntnisse und Erfahrungen im Forstwesen zu sammeln. Nicht lange nach seiner Rückkehr brach die Revolution in der Schweiz aus, an welcher Haas, als ein Freund des Umschaffens und Verbesserns einen sehr lebhaften und von seiner Gegenpartei vielfach verschrieenen Antheil nahm. Er schmeichelte sich, wie Viele, mit der Hoffnung, den Kanton Basel unabhängig und selbstständig zu erhalten, und als die Baseler Nationalversammlung zusammen kam, um eine solche Urkunde zu entwerfen, war Haas unter ihren Mitgliedern. Auch nachdem die Kantone zu einer Republik verknüpft worden waren, blieb er in dieser politischen Laufbahn und wurde als Abgesandter bei der Legislatur von Helvetien bestellt. Das Direktorium ernannte ihn in der Folge zum Generalinspektor der Artillerie, in welcher Eigenschaft er 1799 unter Massena dem Feldzuge in der östlichen Schweiz beiwohnte. Der

1) S. Beschreibung und Abriß einer neuen Buchdruckerpresse, erfunden in Basel 1772 und zum Nutzen der Buchdruckerkunst herausgegeben von Wilhelm Haas, dem Vater. Gedruckt bei Wilhelm Haas, dem Sohne. 1790. 4. 2) Erklärung einer neuerfundenen Einrichtung der Stücklinien und Zwischenspäne rc. Herausgegeben von W. Haas. Basel 1772. 4.

3) S. Preuscher's Grundriß der typometrischen Geschichte. Basel 1778. 8. Breitkopf's Schreiben in Büsching's wöchentl. Nachrichten. 1776. Vgl. den Artikel Breitkopf.

Rückzug seiner Landsleute machte in ihm den Wunsch rege, eine Artillerieschule zu errichten, und die Regirung bot seinem Entwurfe die Hand und machte ihn zum Direktor dieser Anstalt. So wurde die Schule in dem Kloster St. Urban im Kanton Luzern errichtet, wo der Tod den unermüdlich thätigen Greis mitten in seinen Arbeiten absorderte, den 8. Junius 1800. Er wurde in dem bernschen Dorfe Roggwill begraben, um im Luzernschen dem Fanatismus der Katholiken keine Veranlassung zu Ausschweifungen zu geben, wenn ein protestantischer Leichnam auf ihren Kirchhöfen bestattet würde.

Haas's Verdienste sind in seinem Vaterlande erst nach seinem Tode würdig anerkannt worden. Im Auslande war er früher schon geehrt als ein Mann von seltenem Erfindungsgeiste, allfertiger Geschicklichkeit und vielseitigen Kenntnissen und Erfahrungen. Sein Charakter war ohne Makel; denn, wenn auch einige politische Verirrungen ihm zu Schulden kommen, so theilte er diese doch mit vielen der edelsten und größten Männer seiner Zeit, welche freilich späterhin wohl zu einer Enttäuschung gelangten, zu welcher ihn der Tod nicht gelangen ließ. Er war einer der Stifter der helvetischen militärischen Gesellschaft, und Mitglied der helvetischen Gesellschaft, die sich in Olten versammelte, der Baseler ökonomischen Gesellschaft und seit 1790 der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin.

Seine kleinen ökonomischen und forstwissenschaftlichen Schriften sind theils einzeln, theils in den Abhandlungen der ökonomischen Gesellschaft von Basel gedruckt.[4]) (*R.*)

HAASE (Jakob van), ein Maler aus Antwerpen, welcher zu Rom gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts arbeitete und für Schlachtstücke sehr gesucht war. Indessen war seine Genremalerei ein wenig outrirt und, nach dem Urtheile der Italiener, zu hart. Noch unbedeutender sind seine historischen Arbeiten in der Kirche St. Maria della Pietà in Campo Santo zu Rom, wo er begraben liegt und der Fiamingho ihm ein Denkmal verfertigt hat.*) (*R.*)

HAASE (Johann Gottlob), geboren zu Leipzig den 14. December 1739. Sein Vater, von Profession ein Branntweinbrenner, ließ ihn daselbst die Schule besuchen, wo er fleißig war und vorzüglich die alten Sprachen als Lieblingsstudium trieb; nachdem er hierin die nöthigen Vorkenntnisse erlangt hatte, beschloß er, sich dem Studium der Arzneikunde zu widmen, und besuchte in dieser Absicht die akademischen Vorlesungen seiner Vaterstadt. Wegen seines auch hier fortdauernden Fleißes und Eifers machte er sich hauptsächlich bei den Professoren Ludwig und Pohl beliebt, die ihn bei seinen geringen Vermögensumständen österes auf mancherlei Weise unterstützten, und der Letztere machte ihn zu seinem Amanuensis. Unter den medicinischen Wissenschaften war die Anatomie sein Lieblingsfach, so daß er den Beobachtungen und Untersuchungen in derselben ganze Nächte widmete. Zur Erlangung des Baccalaureats schrieb er eine Dissertation de jecore fetus. Lips. 1764. 4., schrieb dann als Magister im Jahr 1765 Zootomiae specimen und wurde im Jahr 1767 Doktor, wobei er seine Dissertat. de Fabrica cartilaginum herausgab und vertheidigte. Während dieser Zeit war er Prosector, las dabei mit Beifall Collegia und verfertigte vortreffliche Präparate für das anatomische Theater. Im Jahre 1774 wurde er außerordentlicher und 1784 ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie, und starb als Decemvir der Universität und Collegiat des großen Fürstencollegiums den 10. November 1801 im 62sten Jahre. Außer obigen Dissertationen und einer Menge anderer Programme schrieb er noch: de vasis cutis et intestinorum absorbentibus plexibusque lymphaticis pelvis hum. C. tabb. aen. Lips. 1786. fol. Cerebri nervorumque corp. hum. anatome repetita. C. tabb. II. aen. 1781. 8. Seine Schriften zeugen sämmtlich von Scharfsinn und genauen und mühsamen Untersuchungen, die vorzüglich das Gehirn, die Nerven und Ganglien betreffen. Auch widerlegte er durch Versuche und sicher stehende Gründe Johnstone's und Scarpa's Theorie von der Function der Ganglien und ihren Einfluß auf unwillkürliche Muskelbewegung. (*Huschke.*)

HAASE (Karl August). Dieser Rechtsgelehrte ist am 1. Januar 1792 zu Freiberg geboren, studirte zu Leipzig und erlangte dort (1814) die philosophische Magister- und die juristische Doktorwürde. Er fing hierauf an als Privatdocent Vorlesungen über einzelne Theile des Rechts zu halten; allein der Tod nahm ihn in der Blühte der Jahre, am 6. Januar 1817, aus seiner literarischen Wirksamkeit, die viel hoffen ließ. Seine Schriften sind: D. de opere locato et conducto Romanorum. (Commentat. grammat et historica.) Lips. 1814. 4. D. inaug. de opere locato et conducto. (Commentat. jur. civ.) ib. eod. 4. Über Edictalladungen und Edictalprozeß außerhalb des Concurses, mit Hinsicht auf particuläres, vorzüglich Sächsisches und Preußisches Recht. Leipz. 1817. 8.*) (*Ad. Martin.*)

HAASE (Salomon), Rechnenmeister zu Frankfurt am Main, geboren den 3. Mai 1714 zu Worms, wo sein Vater Handelsjude war. Der Sohn wählte die Rechnenkunst zu seiner Hauptbeschäftigung, ließ sich bei verschiedenen Fabriken brauchen, war Universitäts-Rechnenmeister in Marburg, dann in Gießen, lebte seit 1764 in Frankfurt, und starb daselbst den 5. Januar 1790. Man hat von ihm mehrere arithmetische Schriften, die österes gedruckt wurden: Selbstlehrende Rechnenkunst. Frf. 1760, 1766, 1773. 8. Praktischer Rechnenschüler. Eb. 1765, 1781. 8. Vollständiger Münzmeister. Eb. 1765. 4. Einfacher und doppelter Buchhalter. Eb. 1767. 4. u. a. m. †) (*Baur.*)

---

4) S. Intelligenzblatt zur allg. Lit. Zeit. 1800. S. 1050 ff. Luz Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aarau 1812.

*) S. *Passeri* und *Titi*. Füßli's Künstlerlexik. Auch ein Maler von Brüssel heißt van Haase, welcher mehrere Kirchen seiner Vaterstadt mit seinen historischen Bildern geschmückt hat. Er lebte um 1760. S. Voy. de *Descamps*.

*) Vergl. Meusel's gel. Teutschl., 5. Ausg. Bd. XVIII. S. 4. Ersch's Literat. der Jurispr. 2. Ausg. S. 599.

†) Strieder's hess. Gel. Gesch., 5. Bd. 203. 15. Bd. 341.

HAASENTHAL, Dorf in dem meiningenschen Fürstenthume Saalfeld, Amt Gräfenthal, hat 29 Häuser, 211 Einwohner, 1 Mühle und 1 Pechhütte, die jährlich 70 Zntr. liefert. Es ist nach Spechtsbrunn eingepfarrt. Bei dem jährlichen Kirchweihfeste muß der Pfarrer von Spechtsbrunn den Gottesdienst in einer Scheune nach der andern halten. Übrigens nähren sich die Einwohner hauptsächlich vom Holzschlagen und Holzverkaufen, vom Kohlenbrennen und von der Verfertigung von Schiefertafeln und Griffeln aus ihren Schieferbrüchen. *(G. Hassel.)*

HAASHECHT, schönes Dorf auf der Landstraße zwischen Gouda und Schornhoven, Distrikt Rotterdam, Provinz Südholland des Königreichs der Niederlande, mit lebhaftem Verkehr, Ziegelbrennerei, Hanfhandel, Pferdemarkt und 1250 Einwohnern. Der Name soll von einer übereilten Gerichtspflege, wodurch ein Unschuldiger das Leben und nachher der Ort seine Gerichtsbarkeit verlor, herrühren. *(van Kampen.)*

HAASLACH, Dorf im großhrz. badenschen Bezirksamte Oberkirch, mit 297 Einwohnern, durch guten Getreidebau, vortrefflichen Weinbau und altfränkisches Herkommen berühmt, einst ein Bestandtheil der alten Herrschaft Ulmburg. S. Ulmburg. *(Leger.)*

Haavamal, Havamal. Ein Theil de Edda. S. Edda.

Haavella, s. Anas hiemalis.

HAAY, eins der britischen kleinen Eilande, welches an der Westküste von Scotland, nahe an der Küste von Harris belegen ist, und zu den nördlichen Hebriden der Grafschaft Roß gehört. Es hat nur einige Familien zu Bewohnern, die nach Harris eingepfarrt sind. *(G. Hassel.)*

HABACH, Dorf im Salzburger Kreise des Landes ob der Ens, zum Landgerichte Mittersill im Gebirgslande Pinzgau gehörig, unfern des Habacher-Kas, des größten und flachsten Gletschers im Pinzgau; wird vom Haberbache durchschnitten und hat zwei Mauthmühlen und eine Sägemühle.*) *(Rumy.)*

HABAKUK (חֲבַקּוּק LXX. *Ἀμβακούμ*), der achte der zwölf kleinen Propheten. Von seiner Person haben wir weiter keine biblische Nachricht, als die fabelhafte, in dem apokryphischen Zusatze zum Daniel, der so genannten Historie vom Bel und Drachen zu Babel, wo erzählt wird, daß er, als er eben den Schnittern ein Gericht auf das Feld bringen wollte, von einem Engel beim Schopf ergriffen und nach Chaldäa zur Löwengrube, in welcher Daniel saß, geführt wurde, um diesem Propheten Nahrung zu bringen. Nachrichten von seinem Leben wären dazu nützlich, die Zeit, in welcher er geweissagt, und die Zeitverhältnisse, auf welche er in seinen Weissagungen Rücksicht genommen, zu bestimmen; da wir aber gänzlich von allen Nachrichten entblößt sind: so bleibt uns nichts weiter übrig, als die geschichtlichen Grundlagen seiner Weissagungen auf dem Wege der Auslegung zu finden.

*) Darf nicht verwechselt werden mit dem kleinen Dorfe Habach im Salzburger Kreise, zum Landgerichte Salzburg im flachen Lande, an der Eisenstraße, und mit dem Weiler Habach im Herzogthume Salzburg, im Innkreise, Parzelle des Hausruckviertels, zum Landgerichte Grieskirchen gehörig.

Der Prophet schaut im Geiste die von den furchtbaren, raub- und eroberungssüchtigen Chaldäern in seinem Vaterlande verübten Gräuel, die Unterdrückung aller Gerechtigkeit, die Störung alles Friedens, und kündigt dieses Strafgericht, als etwas Unerhörtes und Unglaubliches an (Kap. I.). Hiernach schrieb er offenbar im Anfange der chaldäischen Periode, kurz vor der Invasion Nebukadnezars, durch welche Jojakim demselben zinsbar gemacht wurde (2 Kön. XXIV, 1.). Die Chaldäer konnten damals, als er dieses Kapitel schrieb, noch nicht Palästina betreten haben; sonst hätte er nicht sagen können: „Ein Werk thu' ich in euern Tagen, nicht glaubet ihr's, wird es erzählet; denn sieh'! ich wecke die Chaldäer u. s. w." (V. 5. 6.) Er fürchtet noch nicht den Untergang seines Volkes, sondern kündigt nur dessen Strafe an (V. 12.). Im zweiten Kapitel weissagt er hierauf die Demüthigung des stolzen Chaldäers, der so viele Nationen geplündert, so viel Mord und Gewaltthat geübt habe; (V. 5. ff.) er gibt diese Verheißung den Gläubigen zum Trost (V. 4.). Auch dieses Kapitel setzt keine andere politische Lage der Dinge voraus; es ist die Lichtseite des Vorigen, die Verheißung, welche nach Art der Propheten auf die Drohung folgt. Das dritte Kapitel beginnt von Neuem, enthält aber ungefähr dasselbe, und bezieht sich auf dieselben Verhältnisse. Der Spruch der Drohung, welcher dem Propheten früher (Kap. I.) geworden, macht ihn beben; er ergibt sich in den Rathschluß Gottes, flehet aber um Barmherzigkeit (V. 2.), und hoffnungsvoll schaut er die furchtbare Erscheinung des Rache und Hilfe bringenden, die Frevler (Chaldäer) zerschmetternden Gottes (V. 3 — 15.). Nochmals ergreift ihn Schrecken wegen der zu erwartenden Tage der Drangsal (V. 16. 17.); aber der Hinblick auf Gott stimmt ihn wieder freudig (V. 18. 19.). Also auch dieses Kapitel gehört in die Zeit, wo ein Seher mit dem Blicke der Erleuchtung den nahen Einbruch der Chaldäer schauen konnte. Nach unserer Ansicht ist es ganz falsch, wenn Andere Kap. II. in die Zeit des Jojachim setzen, wo Jerusalem von Nebukadnezar belagert und zur Übergabe gezwungen, und der König sammt einem großen Theile des Volkes weggeführt wurde (2 Kön. XXIV, 14 ff.). Von dem Allen ist ja gar Nichts angedeutet; und was von dem zu bestrafenden Übermuthe der Chaldäer gesagt wird, setzt gar nicht voraus, daß die Israeliten denselben schon damals erfahren hatten. Eben so willkürlich ist es, Kap. III. in die Zeit der letzten Belagerung Jerusalems zu setzen. Nach V. 16. zog der Verwüster erst heran, und der Prophet fürchtet bloß die Verheerung des Landes, nicht die Zerstörung der Stadt, noch weniger den Untergang des States (V. 17.). Hiernach ist es unumstößlich gewiß, daß Habakuk im Anfange der Regirung Jojakims (ungef. 610 J. vor Chr.) geweissagt hat. Andere setzen ihn in die Zeit des Manasse, etliche und dreißig oder noch mehr Jahre früher; aber ihre Gründe sind sehr schwach, und der einzige Gegengrund reicht hin, daß es unzweckmäßig gewesen wäre, so früh schon von den Chaldäern zu weissagen. Etwas für unsere Zeitbestimmung beweiset auch die Sage im

apokryphischen Zusatze zum Daniel, wonach Habakuk noch im babylonischen Exil gelebt haben soll. Hätte er unter Manasse geweissagt, so hätte er das Exil wohl nur als ein neunzigjähriger Greis erleben können; trat er aber im Anfange der Regirung Jojakims auf: so brauchte er nur ein Alter von etlichen und funfzig Jahren zu erreichen, um die Zerstörung Jerusalems und das Exil zu erleben. Er war der jüngere Zeitgenosse Jeremia's, der viel früher als er lebte, nämlich schon im 13ten Jahre des Josia, im J. 629 v. Chr., auftrat.

Habakuks Vortrag ist ausgezeichnet schön, und er reihet sich an die besten Muster der prophetischen Schreibart. Er ist eigenthümlich, reich und kräftig in Gedanken und Bildern. Das dritte Kapitel ist lyrischer Art, und darf als das Schönste angesehen werden, was die hebräische Literatur in dieser Dichtungsart aufzuweisen hat: der Schwung der Gedanken ist kühn und regellos, und doch ist das Ganze weit klarer, als Manches der Art bei den hebräischen Dichtern zu seyn pflegt.

Die vorzüglichsten exegetischen Hilfsmittel zu diesem Propheten: *Abarbanelis* rabb. comment. lat. Helmst. 1790. 8. *Kofod* Comment. crit. atque exeget. Gött. et Lips. 1792. 8. *Tingstadii* animadverss. Upsal. 1795. 4. *Rosenmüller* Schol. in V. T. Part. VII. Vol. III. Übersetzung mit Anmerkk. von G. F. G. Wahl (Hannov. 1790. 8.), von G. C. Horst (Gotha 1798. 8.), von K. W. Justi (Leipz. 1821. 8.). Erläuterungen des dritten Kapitels von Guil. Ad. Schröder (Grön. 1781. 4.), von Ch. F. Schnurrer (Tüb. 1786. 4. in dessen Dissertat. p. 342.), von Mörner. Upsal. 1791. 4. Zur Einleitung: J. C. Friedrich historisch-kritischer Versuch über Habakuks Zeitalter und Schriften in Eichhorns Allg. Biblioth. der bibl. Lit. X, 379 ff. *A. C. Ranitz* introductio in Habacuci Vaticinia. Lips. 1808. *(de Wette.)*

HABAN, HABANER HOF. So heißt ein Theil des Marktfleckens Großschützen oder Nagy Lévárd, im Transmontaner Comitatsbezirke der Preßburger Gespanschaft, der von Habanern oder Nachkommen der so genannten Wiedertäufer, die sich aber jetzt zur römisch-katholischen Kirche bekennen, bewohnt wird. Die Habaner, die zu Anfange des 17ten Jahrhunderts nach Ungarn kamen, und sich vorzüglich hier und in der Umgebung, ferner zu Trentschin, St. Johann, Sobotischt, Dejthe u. s. w. niedergelassen haben, waren keines Weges wirkliche Anabaptisten oder Wiedertäufer, sondern mährensche Brüder oder Hussiten, und mußten sich aus Mähren und Böhmen, um Verfolgungen zu entgehen, nach Ungarn flüchten. In Ungarn wurden sie, unter der Regirung der Königinn Maria Theresia, in den Sechziger Jahren des 17ten Jahrh. genöthigt, sich zur römisch-katholischen Kirche zu bekennen. Diese Menschen zeichneten sich von jeher durch große Industrie, einen sittsamen Lebenswandel und häusliche Reinlichkeit und Nettigkeit aus. Die Meisten unter ihnen trieben ehemals, und Viele treiben noch jetzt das Töpfer-, Messer- und Klingenschmiedehandwerk. Sie verfertigten vormals ein sehr gutes, noch jetzt stark gesuchtes Töpfergeschirr, welchem man den sonderbaren Namen „Wiedertäuferisch Geschirr" gab. Von ihnen wurden auch die so genannten Habanerdächer, die sehr dauerhaft, und feuerfest sind, weil sie aus Stroh und Lehm verfertigt werden, erfunden. Diese Habanerdächer, welche zuerst Adam Landgraf im J. 1772 durch eine eigene Abhandlung bekannt gemacht, und den Landwirthen empfohlen hat, sind jetzt in Ungarn und andern Provinzen des östreichischen Kaiserstats stark im Gebrauch, was sie auch in der That verdienen. Denn sie dauern länger als andere Gattungen von Stroh-, Rohr-, Schindel- und Ziegeldächern. Es schaden ihnen kein Sturm, kein Ungewitter und keine Feuersbrunst, während die Sturmwinde die Stroh- und Rohrdächer verwirren, zerreißen und oft ganz abtragen*). *(Rumy.)*

HABBACH, krainerisch Ablach, Abla, Herrschaft und Dorf im Illyrischen, Laibacher Kreise, zwischen Stein und Laibach (2 Stunden von Laibach), am Flusse Peischeid. *(Rumy.)*

HABBEMA (Joh. Meindert), s. den Artikel seines Lehrers Ruysdael.

HABCHEREN oder HABKERENTHAL. Ein hohes Bergthal des bernerischen Oberlandes im Amte Interlaken. Obgleich nur 3 Stunden von Unterseen entfernt, wo der Weg der Schweizerreisenden nach Lauterbrunn und Hasli gewöhnlich durchgeht, ist er doch wenig bekannt und wird fast gar nicht besucht, daher auch die im Ganzen wohlhabenden Einwohner noch weit mehr den alterthümlichen Sitten treu geblieben sind, als in vielen andern Gegenden. Die Kirche liegt 3360 Fuß über dem Meer. Das Thal steigt äußerst steil an, ist aber stark bevölkert, und gehörte seit dem Anfange des 14ten Jahrh. dem Kloster Interlaken, mit welchem er an Bern kam. Eine Merkwürdigkeit ist das viele Bergöl, welches mehrere kleine Bäche führen. Auch findet man in dem Kalkgebirge Ammonshörner. *(Escher.)*

HABDERRAHMAN oder JALALADDIN ABDORRAHMAN, der Sohn des Abizenad, geb. im J. 849 zu Assiut in Ägypten, schrieb eine dreifache Abhandlung über die Eigenschaften und Heilkräfte der Thiere, Pflanzen und Steine, die von dem Maroniten Abraham Eschellensis aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt und zu Paris im J. 1647. 8. gedruckt wurde, eine andere Ausgabe mit Anmerkungen von J. Eliot erschien Leyden 1699. *(Huschke.)*

HABE. (Sprachbedeutung). Dieses teutsche Wurzelwort hat drei Hauptbedeutungen, 1) der Theil, woran man ein Ding hält (Handhabe); 2) die Haltung oder Festigkeit (jetzt ungebräuchlich. Beispiele im Theuerdank, Kap. 40 u. 69.); 3) das Besitzthum oder zeitliches Vermögen. Das Sprichwort fügt Hab' und Gut zusammen, vielleicht mit dem Unterschiede, daß Habe

*) S. über die Habaner Dächer: Beschreibung des Habaner Strohdachs, von Adam Landgraf. Wien 1772. 8. Zweite Ausgabe. Wien 1801. 8., mit drei erläuternden Kupfertafeln. Rumy's populäres Lehrbuch der Ökonomie. 2r Theil. (Wien, bei Schaumburg 1803). S. 499 ff.

das bewegliche, Gut das unbewegliche Vermögen bezeichnen soll. Aus dem alten teutschen Sprachgebrauche hat sich für bewegliches Vermögen, namentlich im rechtswissenschaftlichen Sinne, fahrende Habe erhalten, als Gegensatz der liegenden Grundstücke. In den Monseeensischen Glossen findet sich varanter scaz, späterhin farendes gut, farende habe und farnus, farnús, Fahrniß. Das Letzte heißt in engerer Bedeutung oft auch nur Hausrath*). (*R.*)

HABE, FAHRENDE (teutschrechtlich), werden im Sachsenspiegel an sehr vielen Stellen, auch in spätern Landrechten, z. B. der nürnbergschen Reformation von 1595. Tit. XI. Ges. 4., in der hessenschen Gerichtsordn. von 1497. Kap. 33. so wie in manchen Statsrechten der Schweiz die beweglichen Sachen genannt. S. diesen Art. ingleichen, da der Unterschied von unbeweglichen Sachen (liegenden Gütern), besonders in den Lehren vom Eigenthum, der Verjährung, dem Pfandrechte, der Veräußerung der Mündelgüter, und, was die früher als am Ende des 18ten Jahrh. entstandenen Legislationen betrifft, vom Erbrechte, vorzüglich der statuarischen Portion der Ehegatten — hervortritt, die hieraus sich beziehenden Art. — einsweilen zu vergleichen Mittermaier Grundf. des teutschen Priv. §. 132. 138. 138a. 335. 340. 342. 357. 2te Ausg. 1826. Hasse gibt es ein Eigenthum an beweglichen Sachen (?) in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswiss. Bd. I. Hft. 1. 1815. S. 18 fg. Eichhorn Einleit. in das teutsch. Priv. §. 153. 170. fg. 295. fg. 311. 2te Ausg. 1825. Hommel's Pertinenz= und Erbsonderungsregister Ausg. v. Winkler 1805. Fahrniß bedeutet zuweilen nur gewisse Arten beweglicher Sachen, die man sich den übrigen entgegen gesetzt denkt: S. *Pufendorf* obs. T. I. c. 47. §. 12. sq. T. III. c. 174., eben so Hausrath, womit aber auch bisweilen alle beweglichen Sachen bezeichnet werden. S. von Zangen Rechtserört. Bd. II. S. 174. Effecten, Kapitalvermögen und Mobilien sind Ausdrücke, deren Sinn nicht allgemein, sondern nur durch den Gegensatz, worin sie zu andern Dingen gestellt, oder sonst durch den Zusammenhang und andre individuelle Momente, Sprachgebrauch des Testator, Ortsherkommen u. s. w. bestimmt werden kann. (*Emminghaus.*)

HABEAS CORPUS. Diese englåndische Verfassung hatte in dem langen Laufe der Zeiten, der seit der Ertheilung der Magna charta oder seit 1215 verflossen war, sich so ziemlich ausgebildet, aber bei Allem dem fehlte doch noch ein Gesetz, das dem Briten Sicherheit der Person gegen Willkürlichkeiten, von welcher Seite sie auch kommen mochten, verschaffte. Lange hatte man darnach gestrebt, allein immer war man noch nicht dahin gekommen, ein festes Gesetz darüber zu entwerfen. Endlich gelang es 1679 unter der Regirung von Charles II. der protestantisch=patriotischen Partei im Parliamente die Habeas Corpus Akte durchzusetzen, die seitdem als ein Palladion der britischen Freiheit mit Rechte betrachtet wird. Sie führt den Namen von den Eingangsworten. Vermöge derselben hat jeder Brite, der in Verhaft genommen wird, das Recht, die Ursache seiner Verhaftung sofort zu erfahren, und innerhalb 24 Stunden ein vorläufiges Verhör und nach demselben, wenn es kein Hauptverbrechen betrifft, unverzügliche Loslassung zu verlangen, doch muß er einen Bürgen stellen, der dafür haftet, daß der Angeklagte sich vor seinem Richter stellen und die Sache im ordentlichen Laufe des Rechts ausmachen werde. Diese Bürgschaft wird in Gelde bestellt, und der ordentliche Richter setzt die Summe der Bürgschaft nach dem Befunde der Umstände fest, wo freilich nur ein Tarif der Billigkeit eintreten kann. Eine ähnliche Einrichtung hat in der Maße kein andres Land, und der Brite kann auf ein solches Vorrecht stolz seyn. Nur in den Fällen, wo dem Reiche, es sei von Außen oder Innen, Gefahr droht, steht es dem Könige und Parliamente frei, die Akte auf eine gewisse Zeit außer Wirksamkeit zu setzen oder zu suspendiren, und Personen, auf welche Verdacht haftet, ohne Rücksicht dieses Vorrechts einzuziehen und in Haft zu behalten. In neuern Zeiten geschah solches in den Jahren 1797 u. 1799. (*Hassel.*)

HABELSCHWERDT, böhmisch BYSTRZICE, Kreisstadt in der Grafschaft Glatz, Regir. Bez. Breslau; 50° 14′ 45″ Br. 34° 21′ 15″ L., in einer sehr angenehmen Gegend, auf einer Anhöhe, an deren Fuße die Weistritz in die Neiße fällt. Sie ist 2 Meilen von Glatz, Mittelwalde, Neurode, 4 von Wünschelburg, ¾ Meile von der böhmenschen und 3 Meilen von der mährenschen Gränze entfernt, mit einem Wallgraben und doppelter Mauer umgeben, hat 3 Thore und im Jahre 1822 8 öffentliche und 322 Privathäuser, 5 Fabriken, Mühlen und Magazinen, 39 Ställe und Scheuern. In einer Entfernung von 1 bis 2 Meilen ist sie gegen Morgen, Mittag und Abend mit hohen Gebirgen eingeschlossen. Die katholische Stadtpfarrkirche zu St. Michael hat 2 Thürme und 4 Glocken; außer dieser ist noch vor der Stadt eine kleine Kapelle und die Hospitalkirche. Die evangelische Gemeinde ist klein, hält ihren Gottesdienst auf dem Rathhause und wird jährlich zweimal von dem Prediger aus Glatz besucht. Das Hospital enthält gewöhnlich 13 Hospitaliten und besitzt 4200 fl. Kapital, eine Ackerwirthschaft und 78 Scheffel jährliches Zinsgetreide. Die Stadt hat hohe und niedere Jagd, auch freie Fischerei in der Neiße und Weistritz, und der Kämmerei gehören die Dörfer Alt= und Neuweistritz, Kroteupfuhl, Brand und Friedrichsgrund, so wie Antheile von Altwoltersdorf und Niederlangenau, ferner 1 Mühle, 1 Ziegelei, 1 Leinwandmangel, 2 große und 2 kleine Waldungen. Es ist hier ein Steueramt, und die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1822 1969, worunter 1925 Katholiken, 35 Evangelische und 9 Juden. Die Nahrung der Einwohner beruhet auf Ackerbau und Bierbrauerei, wozu 113 Stellen berechtigt sind, auf Gärberei, Tuch=, Strumpf= und Wollenzeugweberei, Stein=

*) Schiller, Haltaus und Scherz in den Glossarien. Das Mittelalterlatein machte aus Habe: Averium, Averia. Das Adjectiv ist häbig.

schleiferei und Wachsbleichen. Jahrmärkte hat die Stadt 4. (*Krug u. Mützell.*)

HABELSCHWERDTER KREIS. Er besteht aus den frühern Districten Habelschwerdt und Landeck, der souveränen Grafschaft Glatz, enthält an Flächeninhalt —Quadratmeilen 14¹⁴, preuß. Morgen 313,441, Feuerstellen 7387, Einwohner 37,980, worunter 173 Evangelische und 9 Juden, 4 städtische Gemeinden: Habelschwerdt, Landeck, Mittelwalde und Wilhelmsthal, 95 ländliche Gemeinden und Ortschaften, mit 16 katholischen, 18 lutherschen Mutter- und 10 katholischen Tochterkirchen. Dieser Kreis gränzt mit dem Frankensteiner, Glatzer, Münsterberger und Neißer Kreise, so wie mit dem Königreich Böhmen und der Gränzzug mit letzterm geht preußischer Seits über Schönau, Heidelberg, Leuthen, Karpenstein, Alt- und Neugeesdorf, Bielendorf, Neubielendorf, Mutiusgrund, Neukamnitz, Thanndorf, Alt- und Neuneisbach, Schreibendorf, Bobischau, Steinbach, Rothflössel, Geenzendorf, Freiwalde, Marienthal, Peuker, Stuhlseifen, Langenbrücken und Kaiserswalde. (*Krug u. Mützell.*)

HABEN, (Avoir), in der Buchhalterei ein Ausdruck, der dem Sollen entgegen gesetzt ist. Die Kaufleute pflegen das erstere Wort mit großen Buchstaben auf dem Anfange jeder Seite des Hauptbuchs demjenigen zur rechten Hand zuzuschreiben, mit dem sie Geschäfte machen, wogegen auf der linken Seite desselben das Wort Soll das Debet bedeutet und mithin dem Credit entgegen gesetzt ist. (*Rüder.*)

Habenae. f. Pferd u. Zaum u. Zügel.

HABENARIA. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen, und der ersten Ordnung der 20sten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in fünf, mit Gewölbchen versehenen Kelchblättchen, welche rachenförmig aus einander klaffen, und in einem gespornten (gehörnten) Lippchen. Die Befruchtungssäule ist häufig auf beiden Seiten mit fehlgeschlagenen Staubfäden besetzt. Die Stiele der Pollenmassen verlaufen einzeln in eine eigenthümliche Drüse; ihre Käppchen sind getrennt. Dagegen sind bei der Gattung Orchis, zu welcher früher die meisten Habenarien gezählt wurden, die Stiele der Pollenmassen unter einem ungetheilten Käppchen vereinigt. Die Gattung Habenaria ist zuerst von Willdenow aufgestellt (Spec. plant. Tom. IV. p. 44), neuerlich aber durch Robert Brown (Prodromus flor. Nov. Holland. p. 312) genauer charakterisirt, und umfaßt gegenwärtig 59 Arten, welche man am passendsten nach der Theilung des Lippchens ordnet.

I. Ungetheiltes Lippchen: 1) H. hyperborea *R. Br.* mit lanzettförmigem, glattrandigem, beinahe abgestumpftem Lippchen, und ablangen Kelchblättchen, der Fruchtknoten ist von gleicher Länge mit dem pfriemenförmigen Horn (Sporn) und den Brakteen. Wächst auf Island und in Grönland. Die Blumen sind grünlich. 2) H. herbiola *R. Br.* mit ablangem, stumpfem, an seiner Basis zweigezähntem Lippchen, mit einem Fruchtknoten, der das fadenförmige Horn an Länge übertrifft, und mit Brakteen, welche länger, als die Blume sind. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind grünlich. 3) H. alata *Hook.* mit lanzettförmigem, an der Basis zweigezähntem Lippchen, der Fruchtknoten ist geflügelt und länger als das zusammengedrückte, beinahe keulenförmige Horn, die Kelchblättchen sind ungleich und lanzettförmig, die Brakteen von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten. Wächst in Westindien. 4) H. dilatata *Hook.* (*Hook.* Exotic. Flora. Vol. II. tab. 95.) mit eiförmig-lanzettförmigem, glattrandigem Lippchen, die oberen Kelchblättchen sind mit Gewölbchen versehen, der Fruchtknoten ist länger, als das einwärts gekrümmte Horn, die Brakteen und Blumen sind von gleicher Länge, letztere bilden eine cylindrische Ähre, und sind von gelbgrünlicher Farbe. Diese Art wächst in Nordamerika. 5) H. virescens *Spr.* mit lanzettförmigem, gekerbtem Lippchen, und zusammenstoßenden stumpfen Kelchblättchen, das Zwillingshorn ist stumpf, die Brakteen sind länger, als die Blumen. Wächst in Pennsylvanien. Die Blume ist grünlich. 6) H. huronensis *Spr.* mit lanzettförmigem, lang zugespitztem, einwärts gekrümmtem Lippchen, und zusammenstoßenden, pfriemenförmigen Kelchblättchen, der Fruchtknoten ist länger, als das einwärts gekrümmte fadenförmige Horn, die offen stehenden Brakteen sind länger, als die Blume. Auf den Inseln der großen nordamerikanischen Seen. Blume grünlich. 7) H. integra *Spr.* mit ablangem, glattrandigem Lippchen, welches länger ist, als die inneren Kelchblättchen, mit pfriemenförmigem Horn, welches den Fruchtknoten an Länge übertrifft, die Brakteen sind kürzer, als die Blume. Wächst im State New-York von Nordamerika. Die Blumen sind pomeranzengelb. 8) H. nivea *Spr.* mit linienförmig-ablangem, glattrandigem Lippchen, welches länger ist, als die inneren Kelchblättchen, die Kelchblättchen stehen offen, das fadenförmige Horn ist länger, als der Fruchtknoten, die Brakteen sind abgekürzt, die Ähre ist dicht und eiförmig, die Blätter sind linienförmig-pfriemenförmig. Wächst in Florida. Die Blumen sind glänzend weiß. 9) H. clavellata *Spr.* mit eiförmigem, glattrandigem Lippchen, mit zusammenstoßenden Kelchblättchen, das keulenförmige Horn ist von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Brakteen sind abgekürzt, der Stiel ist einblättrig. In Carolina. 10) H. obsoleta *Spr.* mit lanzettförmigem, glattrandigem Lippchen, und aufrecht stehenden Kelchblättchen, mit stumpfem Zwillingshorn, gestieltem Fruchtknoten, sehr kurzen Brakteen, und nacktem Schaft. Nordamerika. 11) H. obtusata *Spr.* mit linienförmigem, glattrandigem, verlängertem Lippchen, Fruchtknoten und Horn sind von gleicher Länge, das einzige aus der Wurzel hervorkommende Blatt ist umgekehrt eiförmig. Diese Art, welche von Pursh von der Hudsonbai gefunden und unter dem Namen Orchis obtusata beschrieben ist, ist noch zweifelhaft. 12) H. spectabilis *Spr.* mit ablangem, fein gekerbtem Lippchen, welches länger ist als die zusammenstoßenden Kelchblättchen, das Horn und der beinahe keulenförmige Fruchtknoten sind von gleicher Länge, die Blume ist

kürzer als die Brakteen, der wenigblumige, winkelige Schaft gleicht den aufrecht stehenden Blättern an Länge. Wächst in Nordamerika. 13) H. citrina *Thouars.* mit keilförmigem, abgebissenem Lippchen, die unteren Kelchblättchen sind einförmig und offen stehend, die oberen zusammenstoßend, das Horn ist sehr kurz und dünn, die Fruchtknoten sind bei weitem länger, als die Brakteen, und an ihrer Spitze drüsig-haarig. Wächst auf den Mascarenhas. 14) H. purpurea *Thouars.* Das spathelförmige Lippchen ist mit einer stachlicht-stumpfen Spitze versehen, die Kelchblättchen stehen offen, die beiden unteren von ihnen sind die größten, die Befruchtungssäule ist an der Basis mit armförmigen Anhängen versehen, das Horn ist abgekürzt und einwärts gekrümmt, die Brakteen sind sehr kurz, die Blühtenähre ist schlaff. Wächst auf Madagaskar. 15) H. Amphorchis *Spr.* mit rückwärts übergebogenem, umgekehrt eiförmigem, gekerbtem Lippchen, die Kelchblättchen sind nach unten gebogen und stehen offen, der feinhaarige Fruchtknoten ist länger, als das ziemlich stumpfe Horn und die eiförmigen Brakteen, das einzige Blatt, welches aus der Wurzel kommt, ist lanzettförmig und dreinervig. Auf den Mascarenhas. 16) H. orbiculata *Hook.* (a. a. O. t. 145.) mit linienförmig-lanzettförmigem Lippchen, die oberen Kelchblättchen stoßen zusammen, die seitlichen sind zurückgeschlagen, das Horn ist bei weitem länger, als der Fruchtknoten, die beiden Wurzelblätter sind beinahe kreisrund. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind grünlich. 17) H. bracteata *R. Br.* mit linienförmigem, schwach ausgerandetem, an der Spitze fast zweizähnigem Lippchen, zusammenstoßenden Kelchblättchen, sehr kurzem Zwillingshorn, und offen stehenden Brakteen, welche viel länger, als die Blume sind. Wächst in Nordamerika. 18) H. tridentata *Hook.* (a. a. O. t. 81.) mit eiförmigem, stumpf dreigezähntem Lippchen, mit stumpfen zusammenstoßenden Kelchblättchen, das fadenförmige, einwärts gekrümmte Horn ist länger, als der Fruchtknoten und die Brakteen. Wächst in Nordamerika. 19) H. platyphylla *Spr.* mit lanzettförmigem, dreigezähntem Lippchen, und eiförmigen, offen stehenden Kelchblättchen, das keulenförmige Horn und der Fruchtknoten sind von gleicher Länge, die Blätter nervig. Wächst in Ostindien. 20) H. ciliaris *R. Br.* das lanzettförmige, gefranzte Lippchen ist länger als die unteren, offen stehenden stumpfen Kelchblättchen, das fadenförmige Horn länger, als der Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind scharlachroth. 21) H. cristata *R. Br.* mit ablangem, gefranztem Lippchen, und abgerundeten Kelchblättchen, von denen die seitlichen gezähnt sind, der Fruchtknoten ist länger, als das Horn. Wächst in Virginien und Carolina. 22) H. Blephariglottis *Hook.* (a. a. O. t. 87.) Das lanzettförmige gefranzte Lippchen ist von gleicher Länge mit dem obersten, aufrecht stehenden Kelchblättchen, die unteren Kelchblättchen sind abwärts gebogen, das fadenförmige, herabhangende Horn und die Brakteen sind kürzer, als der Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Farbe der Blumen ist glänzend weiß, die Wurzel büschelförmig. 23) H. aphylla *R. Br.* mit fadenförmigem Lippchen, und glockenförmigen Kelchblättchen, die Blumen bilden eine Blühtentraube, Blätter hat diese Art nicht. Wächst in Arabien. 24) H. uniflora *Don.* mit sehr großem, kreisrundem Lippchen, ovalen, stumpfen Kelchblättchen, verlängertem Horn und einblumigem Stiele. Wächst in Nepal.

II. Dreilappiges Lippchen. 25) H. triflora *Don.* mit umgekehrt herzförmigem, dreilappigem Lippchen, die Seitenlappen sind sehr breit und abgerundet, der mittlere Lappen ist linienförmig, die Kelchblättchen sind breit eiförmig und zugespitzt, das pfriemenförmige, gerade Horn ist länger, als der Fruchtknoten, der Stiel dreiblumig. Wächst in Nepal. Die Blumen sind groß, und purpurroth. 26) H. geniculata *Don.* mit dreilappigem Lippchen, die Seitenlappen sind gesägt und halbrund, der Mittellappen ist linienförmig-ablang und glattrandig, die äußeren Kelchblättchen sind oval, stumpf und concav, die inneren kürzer, als jene, linienförmig-sichelförmig, das keulenförmige Horn ist in der Mitte gekniet. Wächst in Nepal. Die Blumen sind weiß. 27) H. goodyeroides *Don.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind fast gleich, stumpf und glattrandig, das Horn ist sehr kurz, und sackförmig, die lanzettförmigen Brakteen sind länger, als die etwas übergebogenen Blumen, die Blühtenähre ist verlängert und vielblumig. Wächst in Nepal. Die Blumen sind weißlich. 28) H. hirtella *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind gleich und glattrandig, die feinhaarigen Kelchblättchen stoßen fast zusammen, der beinahe zottighaarige Fruchtknoten ist länger, als das pfriemenförmige Horn, die Wurzel kriechend. Wächst auf Jamaika. 29) H. graminea *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind glattrandig, der mittlere von ihnen ist der längste, die rachenförmigen Kelchblättchen sind ungleich, der Fruchtknoten ist länger, als das ziemlich stumpfe Horn und die Brakteen, die Blätter sind linienförmig-lanzettförmig. Wächst auf Madagaskar und den Mascarenhas. 30) H. mascarenensis *Spr.* wie die vorige Art, aber das fadenförmige Horn ist mit dem Fruchtknoten von gleicher Länge, die Brakteen sind abgekürzt, die ablangen, zugespitzten Wurzelblätter rosenartig zusammengestellt, und der Schaft ist schuppig. Auf den Mascarenhas. 31) H. chlorantha *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen sind abgekürzt, gleich und glattrandig, die Kelchblättchen offen stehend, und ungleich, das sackförmige Horn ist abgekürzt, die Brakteen und Blumen sind gleich lang, die Blätter ablang und den Stiel umfassend. Wächst auf den Mascarenhas.

III. Dreifach gespaltenes oder dreifach tiefgetheiltes Lippchen.

A. Mit ungetheilten Fetzen: 32) H. viridiflora *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind linienförmig, und glattrandig, die seitlichen offen stehend, der mittlere ist stumpf und abwärts gebogen, das Horn ist länger, als der gestielte Fruchtknoten. Wächst in Ostindien. 33) H. cubitalis *R. Br.* mit dreigespaltenem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind fadenförmig, der mittlere ist eiförmig, der Fruchtknoten länger, als das

fadenförmige Horn, die Blühtenähre verlängert. Wächst auf Zeylon. 34) H. flava *R. Br.* mit dreigespaltenem Lippchen, die Fetzen sind glattrandig, der mittlere ist größer als die seitlichen, das fadenförmige Horn von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Brakteen sind länger, als die Blumen, diese bilden eine lange und dichte Ähre. Wächst in Virginien. 35) H. cordata *R. Br.* mit dreigespaltenem Lippchen, die Fetzen sind lanzettförmig und glattrandig, die Kelchblättchen stoßen zusammen, das Zwillingshorn ist sehr kurz und stumpf, die Blumen sind einseitig, der Stiel ist zweiblätterig, die Blätter sind alternirend, herzförmig und den Stiel umfassend. Wächst in Portugal. 36) H. gracilis *Colebr.* mss. (*Hook.* a. a. O. t. 135.) mit dreigetheiltem Lippchen, die Seitenfetzen sind linienförmig, der mittlere ist ablang und jenen an Länge gleich, die Kelchblättchen sind lanzettförmig und offen stehend, der Fruchtknoten und die Brakteen sind gleich lang, und länger als das fadenförmige Horn, die Wurzel ist zaserig. Wächst in Ostindien. 37) H. marginata *Colebr.* mss. (*Hook.* a. a. O. t. 136.) mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind linienförmig=lanzettförmig, lang zugespitzt und länger, als der mittlere stumpfe, das keulenförmige Horn ist mit dem Fruchtknoten von gleicher Länge, die Zwillingsanthere ist auf beiden Seiten mit Anhängen versehen, die Blätter sind elliptisch, nervig, am Rande durchscheinend, die Wurzel ist knollig. Wächst in Ostindien. 38) H. ochroleuca *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind glattrandig, die seitlichen lanzettförmig und mit einer borstigen Spitze versehen, der mittlere ist länger als jene, fadenförmig und zusammen gedrückt, das keulenförmige Horn, und der Fruchtknoten sind von gleicher Länge. Wächst in Neuholland. 39) H. elongata *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind glattrandig, der mittlere ist kürzer, als die beiden seitlichen, das Horn ist doppelt so lang, als der Fruchtknoten. Wächst in Neuholland. 40) H. praealta *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind glattrandig, lanzettförmig, ziemlich stumpf und von gleicher Länge, die Kelchblättchen stumpf und offen stehend, das keulenförmige, einwärts gekrümmte Horn ist fast länger, als der Fruchtknoten, der Stiel wird hoch, die Blätter sind lang und lanzettförmig. Wächst auf den Mascarenhas. 41) H. sigillum *Thouars.* mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind linienförmig=ablang und stumpf, der mittlere hat eine breitere Basis, und wird dann plötzlich linienförmig, die Befruchtungssäule ist auf beiden Seiten mit Anhängen versehen, die oberen Kelchblättchen sind breiter, die seitlichen ausgeschnitten, das fast keulenförmige Horn ist einwärts gekrümmt, die Brakteen sind sehr kurz. Auf den Mascarenhas. Die Blumen sind weiß. 42) H. macroceras *W.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Seitenfetzen sind borstenförmig, das pfriemenförmige Horn ist sehr lang, die Befruchtungssäule auf beiden Seiten mit armförmigen Anhängen versehen, die Blätter sind eiförmig. In den Alpengegenden Jamaika's. 43) H. brachyceras *W.* mit dreigetheiltem Lippchen, und borstenförmigen Seitenfetzen, das linienförmige zusammengedrückte Horn ist von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Befruchtungssäule auf beiden Seiten mit armförmigen Anhängen versehen, die Blätter sind lanzettförmig, die Wurzel ist knollig. Auf Jamaika und St. Domingo. 44) H. montevidensis *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind glattrandig, die seitlichen linienförmig=fadenförmig, die Befruchtungssäule ist auf beiden Seiten mit Anhängen versehen, die Kelchblättchen sind rachenförmig, die unteren abwärts gebogen, die beiden oberen eiförmig, zugespitzt, und mit krummer Spitze versehen, das Horn ist lang und keulenförmig, die Wurzel zaserig. Wächst in Monte Video. 45) H. arachnoides *Thouars.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind glattrandig und linienförmig, der mittlere verlängert, die Befruchtungssäule auf beiden Seiten mit Anhängen versehen, das oberste Kelchblättchen ist eiförmig, die unteren sind keilförmig, die seitlichen linienförmig und zweifach getheilt, das keulenförmige Horn ist beinahe von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten. Wächst auf Madagaskar. Die Blumen sind gelblichweiß. 46) H. trifida *Kunth.* mit dreigespaltenem Lippchen, linienförmigen Fetzen, die seitlichen Kelchblättchen sind die längsten und dreigespalten, das verlängerte Horn ist keulenförmig und fast ausgerandet, der Stiel ist beinahe einblumig, die Blume gestielt, die Wurzel knollig. Wächst in Neugranada. 47) H. angustifolia *Kunth.* mit dreigespaltenem Lippchen, die Fetzen sind linienförmig und offen stehend, die seitlichen Kelchblättchen zweigespalten, das Horn herabhangend und verlängert, im Übrigen, wie H. trifida *Kunth.* Wächst auch in Neugranada. 48) H. latifolia *Kunth.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind linienförmig und ausgebreitet, die seitlichen Kelchblättchen zweigespalten, die Befruchtungssäule ist auf beiden Seiten mit drei Zähnen versehen, das Horn länger, als der Fruchtknoten, die Blumen stehen in einer Ähre beisammen, die Wurzel ist zaserig. Wächst in Neugranada, vielleicht auch in Carolina. 49) H. repens *Nutt.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Seitenfetzen sind borstenförmig, die seitlichen Kelchblättchen zweigespalten, das Horn und der Fruchtknoten gleich lang, der Stiel an der Basis wurzelnd. In Carolina und Georgien. 50) H. rotundifolia *Spr.* mit dreigespaltenem Lippchen, der mittlere Fetzen ist zweigespalten, der Fruchtknoten länger als das Horn, die Blätter sind beinahe rund. Wächst an der Hudsonbai. 51) H. fissa *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind keilförmig und gezähnt, der mittlere ist zweilappig, das aufsteigende, keulenförmige Horn ist länger, als der Fruchtknoten, die Blumen stehen in einer dichten Ähre. Wächst in Nordamerika.

B) Mit eingeschnittenen, vielgespaltenen Fetzen: 52) H. incisa *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die keilförmigen Fetzen sind eingeschnitten=gezähnt, der mittlere ausgerandet, die seitlichen Kelchblättchen sind stumpf, und beinahe gezähnt, das pfriemenförmige aufsteigende Horn ist mit dem Fruchtknoten von gleicher Länge. Wächst in Nordamerika. 53) H. Susannae *R. Br.* mit

dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgebreitet, und gesägt-gefranzt, der mittlere ist linienförmig, das oberste Kelchblättchen ist groß und eiförmig, das sehr lange Horn fadenförmig. Wächst in Amboina, im südlichen China, und in Nepal. Die Blumen sind weiß. 54) H. radiata *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgebreitet und gefranzt, der mittlere ist lanzettförmig, die oberen Kelchblättchen stehen aufrecht und offen, und sind lanzettförmig, das pfriemenförmige Horn ist beinahe von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Blätter sind linienförmig. Wächst in Japan. 55) H. pectinata *Don.* mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgesperrt, und halbgefiedert, die durch die Theilung entstehenden kleineren Fetzen sind haarförmig, der mittlere Fetzen ist linienförmig und ungetheilt, die Zwillingsanthere ist mit sachförmigen Anhängen versehen. Wächst in Nepal. Die Blumen sind weiß. 56) H. gigantea *Don.* mit dreigetheiltem Lippchen, die seitlichen Fetzen sind ausgebreitet und oft gespalten, der mittlere lanzettförmig und ungetheilt, die Kelchblättchen sind elliptisch, zugespitzt, und offen stehend, das Horn ist sehr lang, die Brakteen sind kürzer, als die Blume. Wächst auf dem Himalayagebirge. Die Blumen sind glänzend weiß. 57) H. fimbriata *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, alle Fetzen sind eingeschnitten-gefranzt und keilförmig, die Kelchblättchen sind oval und offen stehend, das hin- und hergebogene Horn und die Brakteen sind länger, als der Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind purpurroth. 58) H. lacera *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die lanzettförmigen Fetzen sind wiederum fingerförmig zerfetzt, die Fetzchen sind fadenförmig, das Horn und der Fruchtknoten sind von gleicher Länge, die Blühtenähre ist ablang. Wächst in Carolina. 59) H. psychodes *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen sind haarförmig-vielgespalten, die Kelchblättchen sind stumpf, das keulenförmige aufsteigende Horn ist von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten. Wächst in Nordamerika. Die Blumen sind goldgelb. — S. *Linnaei* Syst. veget. cur. *Spreng.* Vol. III. p. 688 — 693. (*Sprengel.*)

HABENDORF, Alt- u. Neu-, zwei Dörfer, die im böhmenschen Kreise Bunzlau, in der Herrschaft Reichenberg und nahe bei dieser Stadt belegen sind. Sie zählen beide gegen 1500 Einw. und sind besonders durch ihre trefflichen Garn- und Zwirnbleichen, die durch Dampfmaschinen betrieben werden, berühmt: auch findet man hier eine Glashütte. (*Hassel.*)

HABERFELDT (Johann Friedrich), ein verdienter lutherscher Theologe, war am 14. Sept. 1770 geboren, hatte zu Leipzig sich der Theologie gewidmet, aber dabei fleißig die Klassiker studirt, wurde 1789 Pfarrer zu Neukirch im damaligen Kursachsen und zeichnete sich sowohl durch einen rastlosen Amtseifer als erbaulichen Kanzelvortrag aus. 1806 wurde er als Superintendent nach Eckartsberga befördert und 1807 erhielt er den Ruf nach Eisenach als Generalsuperintendent, erster Stadtprediger und Consistorialrath, als welcher er am 6. April 1816 gestorben ist. Das erste Werk, wodurch er sich in der Schriftstellerwelt versuchte, war die Fortsetzung des Nitsche'schen Werks: Vorlesungen, über die klassischen Dichter der Römer. Th. III. Leipz. 1800 und Th. IV. 1802, die mit Beifalle aufgenommen wurden: noch haben wir von ihm, außer ein paar Programmen, Baruch oder über die Doxologieen der heil. Schrift. Leipz. 1806 und 2 Bände Predigten. Er war ein freundlicher geselliger Mann: 1806 hatte er bei dem Durchzuge der Franzosen außerordentlich gelitten. (*G. Hassel* aus eingezogenen Nachr.)

HABERING, eine Ortschaft der Susuer auf der Sierra Leonaküste in Afrika. (*Hassel.*)

HABERKORN, eines der ältesten adeligen Geschlechter in Franken, dessen Stammhaus Zellingen hieß. Schon 1235 wohnte es dem Turnier in Würzburg bei, im 16ten Jahrh. aber, da es besonders im Bauernkrieg harte Einbuße erlitt, zog es sich nach der Wetterau, nach Hessen, der Lausitz und Schlesien. Ein Abkömmling dieses Geschlechts ist der bekannte Theolog Peter Haberkorn, der am 9. Mai 1604 in Butzbach geboren war, wo sein Vater das Schreinerhandwerk trieb. Er besuchte das Gymnasium zu Ulm und die Hochschulen zu Marburg, Leipzig und Straßburg. Zu Marburg erhielt er 1632 das ordentliche Lehramt der Physik, kam schon im folgenden Jahre als Hofprediger nach Darmstadt, wurde 1643 Superintendent zu Gießen und 1650 zugleich bei Erneuerung der Universität, Professor der Theologie und der hebräischen Sprache. Sein Tod erfolgte am 5. April 1676. Er war ein strenger Lutheraner, wohnte mehreren Religionsgesprächen bei, schlug sich auf die Seite der Gegner des Calixtus, und schrieb gegen dieselben: Syntagma dissertatt. theolog. quibus tremendum S. S. Trinitatis mysterium ex vet. Test. demonstratur. Giess. 1650. Syntagma II. Ib. 1652. 8. Auch gegen die Römisch-Katholischen zog er oft zu Felde, schrieb eine: Gründliche Widerlegung der Päbstischen Messe, in 3 Theilen. Gießen 1653. 8. und sehr viele Dissertationen und Programme. Mehrere seiner Söhne und Nachkommen haben ansehnliche geistliche Ämter bekleidet, und sich zum Theil als Schriftsteller bekannt gemacht*). (*Baur.*)

HABERKORN (Joh. Christ.), geb. zu Camenz den 22. Febr. 1670, studirte die Arzneiwissenschaft zu Leipzig und Jena, und promovirte in Leyden (de medico physico. 1693. 4.); wurde nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt Rathsmitglied, später Land- und Amtsphysikus in der Lausitz und starb den 24. Februar 1728 zu Dresden. Wir besitzen von ihm: Wohlgemeinte Vorsorge bei jetzigen besorglichen Zeiten. Budissin 1714. 8. Gedanken von den Vieh- und Nervenkrankheiten. 1717. 8. (*Huschke.*)

---

*) Genaue Nachricht von Vielen derselben findet man in Strieder's hess. Gel. Gesch. 5. Bd. 205 — 225. Vergl. das Register zum 18. Bde. Von Peter insbesondere s. *Wittens* memor. Theol. Dec. XV. p. 1893. Hess. Hebopfer, 1. Bd., 252. Vergl. 52. St. 183. *Roll.* bibl. nobil. Theol. 490.

HABERKORN von HABERSFELD (Joseph), ein katholischer Theolog, war zu Königswarth in Böhmen 1734 geboren, anfangs Weltpriester auf einer Pfarre im katholischen Schlesien, wurde dann Doktor der Philosophie und der freien Künste zu Breslau, erhielt 1774 die Professur der Ökonomie und Ästhetik, 1784 die der dogmatischen Theologie daselbst, nahm aber 1786 die einträgliche Pfarrei Wartenberg in Schlesien an, und starb den 26. Mai 1803. Seine Schriften bestehen meistens aus geistlichen Werken und andern Andachtsschriften: seine Predigten auf alle Sonntage des Jahrs oder sein großes Predigerwerk hat 5 Bände und ist seit 1776, wo die beiden ersten Bände desselben zu Breslau erschienen, zum öftern aufgelegt, auch hat sein Werk: Die Landwirthschaft mit ihren Fehlern und Verbesserungen. Breslau 1780, eine neue Auflage erhalten. Seine übrigen Schriften s. in Meusels gel. Teutschland II. S. 6. Nachtr. I. S. 235. II. 114. (*H.*)

HÄBERLIN, 1) Franz Dominicus, wurde am 31. Januar 1720 zu Grimmelfingen, einem Dorfe unweit Ulm, geboren, wo sein Vater Prediger war. Nach erhaltenem Privatunterrichte besuchte er die öffentliche Schule zu Ulm seit 1735, so wie 4 Jahre später die Universität Göttingen, wo er sich zunächst dem Studium der Theologie widmete, bald aber, von besonderer Vorliebe für die Geschichte getrieben, dieser alle seine Kräfte zuwandte, indem er die Schätze der dortigen Bibliothek mit größtem Eifer benutzte. Nachdem er am 17. September 1742. die Magisterwürde erlangt hatte, fing er an Vorlesungen zu halten, gab solches jedoch schon im folgenden Jahre wieder auf, um die Leitung eines Herrn von Forstner während der akademischen Studien desselben zu übernehmen. Als dieser Göttingen verließ, blieb Häberlin zurück und wurde am 16. Septbr. 1745 zum Beisitzer der philosophischen Fakultät ernannt. Er begann von Neuem Vorlesungen zu halten, und erwarb sich einen stets wachsenden Beifall; dieß veranlaßte den Herzog von Braunschweig, ihn als außerordentlichen Professor der Geschichte nach Helmstädt zu berufen. Dort langte er um Ostern des Jahres 1746 an, und erhielt im nächsten Jahre schon eine ordentliche Professur, so wie bedeutende Gehaltszulage. Am 20. Julius eben dieses Jahres hatte er sich mit Katharina Margaretha, einer gebornen Fischer, verheirathet, die er jedoch nach einigen Jahren durch den Tod verlor, worauf er späterhin sich zum zweiten Male verehelichte. — Übrigens begnügte er sich nicht mit der Bearbeitung der Geschichte, sondern wendete sich mit gleichem Eifer auch zur Jurisprudenz, ward am 18. Oktober 1748 Doktor der Rechte und 1751 Professor des Statsrechts, so wie auch Assessor der Juristenfakultät, in welcher er 1763 die oberste Stelle einnahm. Das Ablehnen eines Rufes nach Gießen (1771) veranlaßte die Verwandlung des früher schon ihm ertheilten Hofrathstitels in den eines geheimen Justizraths. Er starb am 20. April 1787 und hinterließ aus seiner ersten Ehe zwei, aus der zweiten Ehe drei Söhne, wovon Karl Friedrich in der Folge den Lehrstuhl seines Vaters erhielt. Als akademischer Lehrer war Franz Dominik in der frühern Epoche beliebt, in der spätern fühlte man, daß er nicht mit seiner Zeit fortgegangen war, und seine Hörsäle standen leer, ob er gleich der einzige Historiker zu Helmstädt war; als Schriftsteller verdient er als Sammler Lob, er verstand es indeß noch nicht, seinen historischen Gemälden Leben zu geben, sein Stil ist unerträglich weitschweifig; in seinem Hauptwerke haben statsrechtliche Eigenthümlichkeiten der Verfassung und das äußerliche Leben der Kaiser und Fürsten mehrern Werth, als das Volk und dessen gesellschaftlicher Zustand! Indeß kann man immer als einen treuen Erzähler auf ihn sich verlassen! Unter seinen vielen Werken, die Meusel im Lex. verstorb. Teutsch. V. S. 13 — 19, aufführt, dürften noch immer einen gewissen Werth behaupten: 1) allgemeine Weltgeschichte, ein Auszug aus dem großen englischen Werke, bloß das teutsche Reich betr. in 12 Bänden, Halle 1767 bis 1773, wozu Professor Hausen die ersten 12 Bogen angefertigt hatte, und als Fortsetzung, 2) neueste teutsche Reichsgeschichte in 21 Bänden, von deren letztem Bande ihm jedoch nur die ersten 440 Seiten gehören. Halle 1774 bis 1786. Dieß ist eigentlich sein Hauptwerk, nach welchem wir seinen schriftstellerischen Werth abmessen müssen: seine übrigen Schriften bestehen theils in Lehrbüchern, wie der Entwurf einer pragmatischen teutschen Reichsgeschichte. Helmst. 1763, seine Statsverfassung des teutschen Reichs von Max I. bis Karl VI. Helmstädt 1763, und der Entwurf der politischen Historie des 18ten Jahrhunderts. Hannov. 1746 und 1748, theils in einer Menge von Programmen, Dissertationen, und Abhandlungen historischen und publicistischen Inhalts, theils aus vermischten Aufsätzen, die zu Helmstädt von 1774 bis 1778 in mehreren Heften erschienen sind. Wir finden sein Leben vorzüglich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des 18ten Jahrhunderts, S. 358 u. f.; dann in Weidlich's zuverlässigen Nachr. von jetzt lebenden Rechtsgel., I. S. 268 — 286, in dessen biogr. Nachr. von jetzt lebenden Rechtsgel., I, S. 249 — 257, in Weyermann's Nachr. von Ulmer Gelehrten, S. 269 — 279, in Hirsching's Handbuche, in Saxii onomost. lit. VIII. p. 22. u. A.; sein Bildniß hat J. J. Haid in schwarz. Kunst gestochen. (*Ad. Martin.*)

2) Karl Friedrich, der Sohn des bekannten publicistischen Schriftstellers, war zu Helmstädt am 5. August 1756 *) geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, bildete sich dann als Justizkanzleiassessor zu Wolfenbüttel noch mehr in der Jurisprudenz aus, nachdem er am 10. April 1778 in Helmstädt die juristische Doktorwürde erlangt hatte. Schon im Jahre 1780 wurde er zu einer ordentlichen Professur in Erlangen vorgeschlagen, allein erst 1782 wirklich dahin berufen, welchen Antrag er auch annahm, indem er fünfter ordentlicher Professor wurde. Bald darauf rückte er in die vierte Stelle ein und eröffnete seine schriftstellerische Lauf-

*) Hugo (Lit. Gesch. 2. Ausg. §. 427) hat, wahrscheinlich verleitet durch die in Weidlich's biogr. Nachr. (Bd. III, S. 107) enthaltene, späterhin aber berichtigte Notiz, statt 1756 das Jahr 1754 angegeben.

bahn mit einer Literatur des teutschen Statsrechts. Vier Jahre nachher kehrte er auf einen deßhalb ihm gemachten Antrag als Professor des Statsrechts und mit dem Titel als Braunschweig-Lüneburgscher Hofrath nach Helmstädt zurück. Im Jahre 1799 erhielt er den Titel als Geheimer Justizrath, wurde vom Herzog von Braunschweig zu mehrern Sendungen gebraucht, namentlich auch als dessen Geschäftsträger bei der Reichsdeputation in Rastadt, und rechtfertigte in jeder Beziehung das Zutrauen seines Fürsten, der ihn im Jahre 1806 zum Propst des Klosters Marienberg vor Helmstädt ernannte. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen wurde Häberlin Reichsstand und Mitglied der Gesetzcommission; allein von einer heftigen Krankheit ergriffen, mußte er sich bei der ersten Reichstagsitzung von Cassel nach Helmstädt zurückziehen, wo er am 16. August 1808 im Kreise seiner Familie starb. Häberlin war einer der gründlichsten Publicisten seiner an wackeren Männern dieses Fachs so reichen Zeit, ein tiefer historischer Forscher, und ein fester freimüthiger Mann, der mit edler Offenheit die Rechte des Fürsten und des Volks vertheidigte: als akademischer Lehrer zeichnete er sich durch einen äußerst gefälligen Vortrag aus, aber er besaß eine schwache Brust und zog daher ein kleines Auditorium einem zahlreichen vor, weil er sich darin gemüthlicher bewegen konnte. Über seinen Charakter ist nur eine Stimme: er galt für den biedersten, uneigennützigsten Mann, und war ein vertrauter Freund Henke's und selbst des edlen Sonderlings Beireis. In der westphalenschen Ständeversammlung hat er nur ein Mal, aber mit Kraft und Würde gesprochen. Unter seinen Schriften, die in Meusel's gel. Teutschl. oder vielmehr dessen Nachträgen verzeichnet sind, führen wir an: 1) Handbuch des teutschen Statsrechts nach Pütters System. 3 Bände. Berlin 1794 — 1797, nachgedruckt Hamburg 1794, eigentlich das letztere gewiegte Werk, was wir über das ein Jahrzehend später entschlafene teutsche Reich besitzen, vom Philosophen dem Publicisten diktirt; 2) das teutsche Statsarchiv. Helmst. 1796 bis 1803, würdig den Schlözerschen Statsanzeigen als Zeitschrift zur Seite stehend, doch fast allein das Gebiet des Statsrechts und der Statistik umfassend. 3) Pragmatische Geschichte der neusten kaiserl. Wahlkapitulationen, Leipz. 1792 und 1793. Außerdem mehrere geschätzte Dissertationen und Vertheidigungsschriften, worunter vorzüglich die in der Berlepsch'schen Rechtssache zu ihrer Zeit Aufsehen erregte; Einiges hat er fortgesetzt, wie Scheidemantels Repertorium des teutschen Stats- und Lehnrechts, wozu er die beiden letzten Theile geliefert hat, Manches angelegt, wie die Vorlesungen über teutsche Reichsgeschichte, die leider nur bis auf Heinrich VI. gehen, die Materialien und Beiträge zur Geschichte, dem Rechte und der Literatur u. a. Vgl. Fikenscher's gel. Gesch. der Univ. Erlangen, I, S. 251; v. Fahnenberg's Lit. des Kammergerichts, S. 165; Weidlich's biogr. Nachr. III, 107. IV. Nachtr. 116. V. Nachtr. 326; Koppe's Lexik. der jurist. Schr. I, 250. S. Bild vor Krünitz Enc. Th. LXIX.

3) Johann Friedrich, Sohn von Franz Dominik und Bruder des Vorigen, geb. zu Helmstädt am 10. Jan. 1753, wurde außerordentlicher Professor der Rechte auf der dasigen Universität 1777, starb am 13. Junius 1790 und hinterließ nur Dissertationen und kleine Aufsätze. (*Ad. Martin.*)

HÄBERLIN (Georg Heinrich), ein gelehrter Theolog, geboren zu Stutgart den 30. September 1644, bildete sich in den Seminarien zu Maulbronn, Babenhausen und im theologischen Stift in Tübingen, wo er Repetent wurde. Zuerst Diakon zu Leonberg, dann zu Canstat und seit 1673 zu Stutgart, kam er 1681 als Professor der Theologie und Superattendent des theologischen Stifts nach Tübingen, wurde 1692 Consistorialrath und Stiftsprediger zu Stutgart, auch Abt zu Alpirspach, und starb den 20. August 1699. Als gelehrter Vertheidiger des orthodoxen Systems seiner Kirche stand er in hohem Ansehen, und viele Provinzen und Reichsstädte bedienten sich in theologischen Angelegenheiten seines gediegenen Rathes. Gründlich widerlegte er, von seinem Fürsten aufgefordert, den Ambrosius Sehmann von Kaminiez, den Vertheidiger der böhmianischen Sekte, Johann Jakob Zimmermann, den Bischof Bossuet, der den Frieden zwischen den Katholiken und Protestanten vermitteln wollte, und den Jesuiten Dezius, in der Schrift: Dezius suo gladio jugulatus. Als würdiger Zeitgenosse Speners, machte er sich durch seine, eine rührende Erbauung bewirkenden, biblisch-praktischen Vorträge verdient; vergl. seine Predigten über die sonn-, fest- und feiertäglichen Episteln, 2 Jahrgänge, Tüb. 1685 — 1687. 4. unter dem Titel: Postilla versicularis. Einen ehrenvollen Ruf des Königs von Schweden zum ersten Lehramte der Theologie auf der Hochschule zu Dorpat, mit dem Versprechen der bischöflichen Würde zu Riga, lehnte er ab.*) — Sein Sohn, ebenfalls Georg Heinrich, geboren zu Stutgart 1680, starb daselbst 1727 als Regirungsrath. Er schrieb: Rerum in supremo ducatus wurt. appellationum, quod Tubingae est, tribunali per 46 annos judicatarum continua recensio.**) (*Baur.*)

HABERMANN (Johann), oder Avenarius, war am Laurentiustage 1516 zu Eger von bürgerlichen Ältern geboren, besuchte die dortige Schule, wurde 1540 in das Comthurhaus des ritterlichen Kreuzordens mit dem rothen Stern aufgenommen, und empfing seine erste Weihe von dem bambergschen Bischof Wigand. Von 1542 bis 1546 stand er als Prediger zu Elsterberg, dann war er Landdiakonus und Pastor zu Jößnitz bei Planen, 1550 zu Schönfels bei Zwickau, 1552 zu Lichtenstein im Schönburgschen und 1555 zu Lößnitz. 1558 erhielt er zu Wittenberg die Magisterwürde, kam 1560 nach Freiberg als Mittagsprediger an den Dom, wobei er zugleich hebräische Vorlesungen in der Schule hielt. 1564 ward er Pfarrer zu Falkenau in Böhmen,

*) *Fischlini* memor. theol. Würt. T. II, 312. *Weismanni* introd. in memor. eccl. P. II, 953. Bök's Gesch. d. Univ. Tüb. 129. Eisenbach's Gesch. d. Univ. Tüb. 154.
**) Moser's erläutertes Würtemb.

1571 Professor zu Jena, 1574 Doktor der Theologie daselbst und 1575 ordentlicher Professor der hebräischen Sprache in Wittenberg, wo er auch gleich in die theologische Facultät trat. 1576 erhielt er die Stiftssuperintendentur zu Zeiz und das Pastorat an der Michaeliskirche. 1581 war er einer der kurfürstlichen Commissarien, welche den Professoren in Wittenberg das Concordienbuch zur Unterschrift vorlegten. Sein Lebensende erfolgte zu Zeiz, den 5. Sept. 1590. Er war ein ausgezeichnet großer Hebräer und hat ein liber radicum s. Lexicon Ebraicum, Wittenb. 1568. ebendas. 1589. fol.; eine hebräische Grammatik, Wittenb. 1562, 1570, 1575, 1585, 1587, 1597. 8., eine Postille, eine evangelische Harmonie, ein Gebetbuch u. s. w. geschrieben. Man muß ihn nicht mit dem Superintendenten in Plauen gleiches Namens, (s. Rankft's Leben kurf. Theolog. welche die Doktorwürde hatten I. 43.) verwechseln. S. Dietmann sächs. Priestersch. Bd. 5. S. 93 folgg. Erdmann Wittenberg. Theol. S. 44. (*Rotermund.*)

HABERMANN (Kaspar), wurde im Jahre 1635 zu Jevern geboren, war Professor der Rechte zu Rostock und starb am 3. Junius 1676. Gedruckt sind von ihm: 1) D. de contrahenda emtione venditione. Rostoch. 1670. 4. — 2) D. de ratificatione, ib. 1673. 4. — 3) D. de operis novi nunciatione, ib. 1674. 4.*) (*Ad. Martin.*)

HABERN, Herrschaft und Marktfl. von 1050 Einwohnern in Böhmen, Haslauer (spr. Tschaslauer) Kreis, an der Wiener Hauptstraße. In der Nähe ist der Gesundbrunnen zu Roßwalda. (*Rumy.*)

HABERNICKEL (Eberhard), ein Rechtsgelehrter, war geboren am 16. Februar 1730 zu Gimborn in Westphalen, studirte seit 1750 zu Halle, und alsdann seit 1752 in Göttingen, wo er (1759) Doktor der Rechte und Privatdocent wurde, und vorzüglich Vorträge über das römische Recht hielt, worüber er ein eignes System aufgestellt hatte. Da er indeß keine Professur erhalten konnte, so ging er von der Theorie zur Praxis über, und starb als Advocat zu Göttingen im Februar 1789. Sein vornehmstes Werk: die Elementa juris Romani. Gotting. 1757. 4. erschien in 2 Auflagen, wovon die zweite, sehr veränderte Ausgabe unter dem Titel: Institutiones juris Romani. Ib. 1764. 8., die dritte aber 1776. 8. ausgegeben ist. Dann haben wir von ihm noch eine Vertheidigung der Pandektenmethode. Leipzig 1758. 8. und seine Inauguraldissertation: de methodo juris privati, quo per Germaniam utimur. Gotting. 1759. 4.†) (*Ad. Martin.*)

HABERSHAM, eine Grafschaft im nordamerikanischen State Georgia, welche vom Tugalu bewässert wird und außerdem die Quellen des Schattahuschi hat. Übrigens sieht es in derselben noch ziemlich wüste aus: 1820 hatte sie erst 3145 Einw., worunter 277 Sklaven, und noch hatte sich keine ordentliche Ortschaft gebildet: das Gerichtshaus stand isolirt. (*G. Hassel.*)

HABERT. Dieser Name begegnet uns seit dem Anfange des 16ten Jahrh. häufig in der Geschichte der französischen Literatur, jedoch ist Keiner von denen, die ihn tragen, in irgend einem Betracht über die Mittelmäßigkeit der Leistungen und des Rufes hervorragend. Die zuerst Aufgeführten gehören einer aus Berri stammenden Familie an.

François Habert, mit dem Beinamen le Banny de Liesse, war zu Issoudun um 1520 geboren und gewann sehr jung eine lebhafte Neigung zur Poesie, der er gegen den Willen seines Vaters, welcher ihn zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmt hatte, auf den Schulen zu Paris und Toulouse nachhing. Durch den Tod seines Vaters aller Mittel zur Fortsetzung seiner Laufbahn beraubt, diente er mehreren großen Herren als Schreiber, bis einer derselben, der Herzog von Nevers, ihn dem Hofe vorstellte. Er fand hier eine günstige Aufnahme, und der König Heinrich II., für den er des Ovidius Metamorphosen übersetzen mußte, belohnte ihn für diese Arbeit mit einem Gnadengehalt, den er jedoch nicht lange genoß. Sein Tod wird gewöhnlich in das Jahr 1561 gesetzt; nach Andern starb er erst 1574.

Einige französische Kunstrichter preisen die Kraft und Anmuth der Poesie Habert's und stellen ihn gleich unter Marot; dagegen behauptet der Abbé Goujet, er gehöre zu denjenigen, deren Werke mit Recht in Vergessenheit versunken wären. Die Zahl von Habert's Schriften ist sehr groß, und er hat sich in vielen Dichtungsarten versucht [1]). Außer den Metamorphosen des Ovid übersetzte er die Distichen des Cato, die horazischen Satiren u. a. in französische Verse. Unter seinen Originalwerken sind die genanntesten: La Jeunesse du Banny de Liesse. Paris 1541. 8. La suite du Banny de Liesse. Eben das. 1541. 8. (Episteln, Rondeaux, Epigramme rc.). Epitres cupidiniques. Ebend. 1541. 8. Le Temple de Chasteté, avec plusieurs épigrammes etc. Eben daselbst 1549. 8. Epitres héroides très-salutaires pour servir d'exemple à toute ame fidèle etc. Ebend. 1551. 8. L'excellence de poésie, contenant épitres, ballades, dixains, épitaphes et épigrammes. Lyon 1556. 12o. Les divins oracles de Zoroastre, interprétés en rime françoise, avec un commentaire moral en poésie françoise et latine. Dazu das Lustspiel Le Monarque. Paris 1558. 8. (Sehr selten) [2]).

Pierre Habert, ein Bruder des Vorigen, lebte als Schreibemeister in Paris, bis er durch die Empfehlung einiger hohen Gönner an den Hof kam, und daselbst zu Ehren und Titeln gelangte. Er nannte sich Con-

*) Vergl. *Witte* diar. biograph. Anno 1676. Jöcher Gel. Lexic. Bd. II. S. 1300.

†) Vergl. *G. H. Ayrer* Pr. de vario et mutabili methodi jur. civ. gustu. Gott. 1759. Pütter's Geschichte der Universität Göttingen. Bd. I. S. 200 u. f. Weidlich's biograph. Nachrichten Th. I. S. 246. Th. V. S. 107. Meusel's Lexikon verstorbener teutscher Schriftsteller. Bd. V. S. 9.

1) S. ein Verzeichniß von Habert's Schriften in den Mémoires de *Niceron*. XXXIII. und in *Goujet's* Biblioth. franç. XIV. 2) S. Annales poét. T. V. Biogr. univ.

seiller du roi, secrétaire de sa chambre, bailli et garde du sceau de l'artillerie, und starb um 1590. Sein Hauptwerk führt den Titel: Le Miroir de vertu et chemin de bien vivre, contenant plusieurs belles histoires, par quatrains et distiques moraux; avec le style de composer toutes sortes de lettres; plus, l'instruction et secrèt de l'art de l'écriture. Paris 1559. 1569. 1574. 1587. 12o.

Seine beiden Kinder, Susanne und Isaak, waren auch Schriftsteller. Jedoch hat jene, die als Nonne 1633 starb, nur Handschriftliches hinterlassen. Isaak, der ältere, Vater des Bischofs von Vabres, hat außer einer Sammlung vermischter Poesien (Oeuvres poétiques. Paris 1582. 4.) ein durch Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Gedicht in 3 Büchern: Météores, Paris 1585 herausgegeben.

Isaak Habert, des Vorigen Sohn, wurde zu Paris geboren und machte seine Studien in der Sorbonne, wo er den Doktorgrad erreichte. Dem geistlichen Stande hingegeben, machte er eine glänzende Laufbahn, besonders seitdem er in den jansenistischen Streitigkeiten die Partei von Port Royal aufgegeben hatte, und als einer der eifrigsten Redner gegen Jansenius hervorgetreten war. Er gab diesem gegen vierzig Ketzereien Schuld, und reizte dadurch den berühmten Arnauld zu der Schrift: Apologie, worin dargethan werden sollte, daß Jansenius sich treu zu der Lehre des heiligen Augustinus gehalten hätte. Auch noch zu einigen andern Schriften lieferte dieser Streit den Stoff und die Veranlassung, und man schreibt dem Habert die Abfassung des berüchtigten Briefes von 1651 an den Papst Innocenz X. zu, welcher, von fünf und achtzig Bischöfen unterzeichnet, um Entscheidung bat. Habert, im Besitze eines Kanonikats zu Paris, und Prediger des Königs, empfahl sich durch seine antijansenistischen Bestrebungen dem Kardinal Richelieu auf das vortheilhafteste und erhielt 1645 das Bisthum von Vabres, dem er drei und zwanzig Jahre lang mit dem Ruhme frommer Thätigkeit vorstand; und auch von Seiten der Gelehrsamkeit war er unter seiner Partei ausgezeichnet. Er starb zu Pont de Salars bei Rhodez 1668. Außer seinen Reden und Streitschriften hinterließ er: Liber pontificalis, graece et latine cum notis. Paris 1643. fol. — De Consensu hierarchiae et monarchiae. Par. 1640. — De Cathedra seu primatu S. Petri. Ebend. 1645. Défense de la théologie des pères grecs sur la grace. Ebend. 1646. — In b. Pauli apostoli Epistolas tres episcopales Expositio perpetua. Ebend. 1656. Ferner mehrere lateinische Gedichte, darunter die zum Lobe König Ludwigs XIII., mit dem Titel: Pietas Regia[3]).

Philippe Habert, geboren zu Paris gegen 1605, war eins der ersten Mitglieder der französischen Akademie, deren Entwurf er mit einigen andern Schöngeistern des Hauses Conrart aufsetzte, und dem Kardinal Richelieu überreichte. Er war Soldat, ohne darum den schönen Wissenschaften und Künsten jemals abwendig zu werden. Nachdem der Marschal de la Meilleraye ihn zum Artilleriecommissär ernannt hatte, zeichnete er sich an mehreren Orten aus und blieb bei der Belagerung von Emmerich 1637 in der Blühte seines Lebens. Er ist Verfasser eines glänzenden Gedichts: Le Temple de la Mort. Paris 1637. 8., welches noch jetzt als Musterdichtung in mehreren Anthologien zu finden ist. Er soll drei Jahre lang daran gefeilt haben, obgleich das Ganze nur aus ungefähr 300 Versen besteht[4]).

Auch sein jüngerer Bruder, Germain Habert, war ein Schöngeist und Mitglied der neuen Akademie. Die ihm aufgetragene Kritik über den Cid des Corneille verfehlte den Beifall des Kardinals und wurde daher unterdrückt, worauf Sirmond und Chapelain dazu befehligt wurden. Habert gehörte dem geistlichen Stande an und wird gewöhnlich als Abbé de Cerisy aufgeführt. Er starb 1655, oder, nach Andern, 1654. Man besitzt von ihm ein zur Zeit seiner Erscheinung sehr überschätztes Gedicht: La Métamorphose des yeux de Philis en astres. Paris 1639. 8., und einige kleine Schriften ohne Bedeutung.

Louis Habert, Doktor der Sorbonne, geboren 1635 zu Blois und gestorben in der genannten Anstalt 1718, war den größten Theil seines Lebens hindurch in die jansenistischen Händel verwickelt und deßwegen mannichfachen Verfolgungen ausgesetzt. Zuerst Kanonikus in Luçon, dann Großvikar zu Auxerre, hierauf zwanzig Jahre lang Direktor und Lehrer der Seminare von Verdun und von Chalons, zog er sich, als er zu altern anfing, in die Sorbonne zurück. Aber, des gemäßigten Jansenismus anrüchig und deßwegen beiden Parteien nicht genehm, wurde er 1714 in Folge der Bulle Unigenitus verbannt. Nach Ludwigs XIV. Tode kehrte er jedoch in diese Anstalt zurück, und wurde 1716 zum ersten Mitgliede des Ausschusses erwählt, welcher ein neues Corpus Doctrinae verfassen sollte. Er hinterließ mehrere theologische Schriften, und namentlich Lehrbücher. Sein Hauptwerk ist: Theologia dogmatica et moralis ad usum seminarii Catalaunensis. Lyon 1709. IV. 8. Ein 7ter Band 1712. Zur Vertheidigung dieser Theologie gegen die Anklagen des Jansenismus: Défense de la théologie du Séminaire de Châlons. Auch Fenelon[5]) hat, jedoch in anderm Bezuge, den moralischen Theil des Buches scharf getadelt[6]).

Von einem reformirten Prämonstratenser Habert mit unbekanntem Taufnamen, der in der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. lebte, wird ein handschriftliches Werk

3) Biogr. univ.

4) Ebend. 5) In der Instruction pastorale du Ier Mars 1711. 6) Der Vollständigkeit wegen machen wir hier noch namhaft:

Pierre Habert, Herr von Orgemont, Arzt des Herzogs von Orleans und Gouverneur der Bäder von Auteuil, gegen Ende des 16ten und in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. Außer einem Buche über die genannten mineralischen Wasser (Des vertus et propriétés des eaux minérales d'Auteuil. Paris 1628. 8.) hat er einige Schriften über die Jagd verfaßt.

Nicolas Habert, Benediktiner der Abtei Mouzon, wo er 1638 starb, ist Verfasser einer lateinischen Chronik seiner Abtei, die zu Charleville 1628 in 8. gedruckt ist.

über die Geschichte der beiden ersten fränkischen Dynastien angeführt, welches in der Revolution verloren gegangen seyn soll. Mabillon hatte es für werth gehalten, herausgegeben zu werden, und daher wird der Verlust desselben um so mehr beklagt[7]). (*R.*)

HABESCH, HABESSINIEN (geographisch). Mangesta-Itjopja oder Geez nennen die Eingebornen das Land, welches die Europäer durch den Namen Habessinien bezeichnen, eben so das Land Agazi, oder das Land Ag-azjan, Medra-Agasgan, das Land der Freien, und erkennen den arabischen Namen Habascha nicht an, woraus Habesch, Abassin, Abessinien, Habessinien und Habissinien gebildet sind. Nach Burkhardt wird das Land auch Nekkatz genannt.

Das Reich Habessinien, jetzt klein gegen ehemals, liegt zwischen dem zehnten bis sechszehnten Grade nördlicher Breite, und von dem 53° bis zum 58° östl. L. Im Osten stößt es an das rothe Meer, doch besitzen wilde Horden einen Theil der Küste, im Norden hausen Stämme der Shangalla, im Westen reicht es an Sennaar, und im Südwesten und Süden umlagern es die Gallahorden. Da diese Stämme rings umher das Reich befeinden und jährlich ihre Angriffe erneuern, so lassen sich die Gränzen nicht bestimmt angeben und ebenfalls nicht die Größe.

Das ganze Land, auch Alberegrun, das hohe Äthiopien, genannt, ist ein Hochland, von allen Seiten steigt man, durch Gebirgspässe, zu großen Ebenen empor. Das Tiefland ist im Osten, Norden und Westen glühender Sand, im Süden zum Theil Sumpf. Verläßt man diese niedrigen Gegenden, so klimmt man, über Hügel, zum Fuß der höheren Berge hinauf, die aus Granit bestehen. Diese Gebirge ersteigt man durch Schluchten, Thäler und ausgerissene Betten von Gießbächen, die zur Regenzeit eine Alles mit unwiderstehlicher Kraft fortreißende Wasserfluth anfüllt. Höher hinauf findet man Kalk, die Ebenen sind Sand und weiter hinauf stößt man auf Sandsteingebirge. Der Reisende trifft auf seinem beschwerlichen Wege, der für Kameele nur in den niedrigeren Gegenden brauchbar ist, bedeutende Flüsse, die zum Theil große Wasserfälle bilden. Die Gebirge streichen von Nordwest nach Südost, erheben sich immer mehr nach Süden und erreichen die höchste Höhe westlich vom Takazze, in der Provinz Samen. Nur einzelne Theile dieser Gebirge sind uns namentlich bekannt: so heißt der nördliche Theil der ersten östlichen Kette Assauli, gegen Süden stößt daran der Taranta, und ein südöstlicher Arm, der nach Enderta zieht, Senafé, unrichtig Senaé oder Senaa genannt; dieß Gebirge soll eben so hoch als der Taranta, der Paß über dasselbe aber weniger beschwerlich seyn. Ist man durch die westlich von diesen Gebirgen liegenden Ebenen gegangen, so gelangt man, im Norden, zu dem Gebirge Geshen, weiter gegen Süden bekommt diese Kette den Namen Devra Tiamo oder Damo, Haramat und Atbara. Noch mehr gegen Mittag stoßen diese an die Hochgebirge von Salo, Bora und Lasta. Weiter noch gegen Abend ist das hohe Gebirge, das, jenseits des Takazze, Samen durchzieht, wo der hohe Begeda und der Amba Hai sich auszeichnen. Messungen fehlen; sind Bruce's Barometerbeobachtungen richtig: so war er, an den Nilquellen, in einer Höhe von 9900 Fuß über der Meeresfläche: Pearce fand, am 17. October, in Samen die Schluchten im Hochgebirge voll von Schnee und Eis, auf dem Gipfel des Amba Hai schneite es den 18. September, und im December war auf den Gebirgen vor Schnee kaum fort zu kommen. Auch im März sah Salt die Berge in Samen mit Schnee bedeckt.

Die auf und in den Bergen liegenden Ebenen und Thäler haben theils einen sandigen, theils schwarzen, fetten Boden. In Tigre ist das terrassenförmig über einander aufsteigende Land überall von Bergen und Felsen begränzt, die horizontal geschichtet und vertikal von Spalten durchrissen sind, wodurch sie das Ansehen großer, ruinenähnlicher Felsblöcke erhalten. Oft sind es große Felsmauern, bald sind sie thurmähnlich, oder haben andere wunderbare Gestalten. An ihrem Fuße liegen gewaltige Massen umher, die oft ganze Strecken überschüttet haben, und die Pässe und Flußbetten ausfüllen. Viele von jenen Felsen, gewöhnlich Sandstein, steigen senkrecht empor, häufig nur durch ungehauene Stufen oder durch Leitern zugänglich; oben sind sie flach, aber, meisten Theils voll von Wald und Kornfeldern, man trifft Quellen, Flüsse u. s. w., nicht selten sind sie von großem Umfang. Im Lande nennt man solche Felsen Amba's; unter ihnen werden am häufigsten erwähnt, Amba Geshen, der als Statsgefängniß diente, Amba Gideon, der Fielenfels, des Statthalters von Samen Wohnort, Amba Dorho u. s. w.

Gegen Süden steigen die Berge bald steil empor, in Salowa, Bora und Lasta, zwischen dem zwölften und dreizehnten Grade, und ziehen weiter nach Osten, mit seltsam zerrissenen und thurmartigen Gipfeln emporstarrend. Südlich vom hohen Lastagebirge breiten sich große Hochebenen aus; dann erhebt sich in Amhara das Gebirge Amba Geshen; Shoa und Efah sind gegen Mittag durch das Gebirge von Chakka begränzt.

In diesen Gebirgen findet man die Quellen des Flusses, den man für den östlichen Hauptquellstrom des Nils hält, Bahar al Azrek oder Azergue, der Blaue Strom genannt, im Lande auch Abey oder Alawey, Aleawi. Die Quellen selbst sind im Gebiet der Agows, im Distrikt Toncua, unweit des Dorfes Geesch, 10° 59′ 25″ nördl. Br., 36° 55′ 30″ östl. L. von Greenwich, auf einer grasreichen Alpenhöhe, man nennt sie die Augen, westlich von den Bergen Litchambra und Aformoscha. Vereint strömen die Gewässer in die Ebenen von Goutto hinab, nehmen mehrere Flüsse auf, eilen über zwei Katarakte immer tiefer hinunter, und nach einem Laufe von drei Tagereisen fallen sie in den See von Tzana, schon über zweihundert Fuß breit. Gegen Südosten tritt dann der Fluß aus diesem See, beschreibt einen großen Bogen und wendet sich dann nach Westen,

7) Biogr. univ.

Gojam und zum Theil Damot einschließend, und bildet den, gegen vierzig Fuß hohen Wasserfall von Alota. Je weiter er strömt, desto bedeutendere Flüsse eilen ihm zu, der Muga, Gammela, Moshillo, Bushilo, Boha, und andere. Von Schoa an wendet er sich nach Westen, den Yabous aufnehmend, dann, in nördlicher Richtung strömend, nähert er sich seinen Quellen wieder, bis auf zwanzig Meilen, und ist reich an Krokodilen. So weit nur haben Reisende seinen Lauf verfolgt, man ist daher nicht sicher, ob der hier geschilderte Strom wirklich der obere Lauf des in Sennaar Bahr el Azrek genannten Flusses ist, und ob dieser vielleicht nicht anderswo entspringt.

Von diesem westlichen Abhange Habessiniens strömen auch der Dender, der Rahb oder Rabad und der Takazze, auch Tekesel und Atbara genannt, zum Nil. Der letzte kommt aus Lasta, wo er aus drei Quellen entsteht; bei Mukkine ist er schon dreißig Fuß breit, von da an behält er seine Richtung gegen Norden, die Ufer werden felsig und er stürzt über Felsbänke, die ihn quer durchsetzen. Zwischen diesen Wasserfällen haben sich tiefe Strombecken gebildet, die, von den Felsen herab gesehen, den Anblick bedeutender Seen gewähren, sie wimmeln von Hippopotamen und großen, grünen Krokodilen. Ihm strömen zu, der Arequa, Warre oder Coror, Mareb, Angrab und Gangue.

Gegen Osten entströmen Habessinien der Sabaleto, der Ancona, der Meli, man kennt aber ihren Lauf nur am obern Theile, vielleicht bilden sie vereint den Anazo oder Hanazo. Südlicher ist der Hawash, der im Adaiel sich im Sande verliert.

Unter den Seen ist der am häufigsten genannte der oben erwähnte Dembea oder See von Tzanu, auch Wed oder Dara genannt, drei Tagereisen von Gondar, ein Alpensee, in einem fruchtbaren Thale, neun geogr. Meilen lang, zwei bis sieben breit. In ihn fallen, von allen Seiten, viele Flüsse.

Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Landes herrscht im Klima große Mannichfaltigkeit. Rings umher, am Fuß der Gebirge, findet man glühende Hitze und Dürre, je höher man steigt, desto kühler wird es, und auf den Hochebenen und Amba's athmet man reine Alpenluft, da hingegen in den eingeschlossenen Thälern die Hitze erstickend ist. Nach Bruce, der im Innern des Landes sich aufhielt, stand das Fahrenheitsche Thermometer, wenn es am tiefsten lag, auf 54 Grad, gemeiniglich hielt es sich zwischen 60 und 80 Grad. Die Nächte sind in manchen Zeiten so kühl, daß man das Feuer sucht. In Massowah, am Meere, stand, nach Salt, der Wärmemesser immer zwischen 96 und 99 Grad, im Arkiko, um Mittag, auf 110 Grad.

Daß in Samen Schnee fällt und eine Zeit lang liegen bleibt, ist vorher angegeben, auch am Dembeasee fallen bisweilen Flocken, auf dem Amba Gideon und anderen Felsen trifft man mitunter Eis, eben so in der Provinz Wogara, auf den hohen Bergen. Sonst herrscht, auch in den hochliegenden Gegenden, eine angenehme Milde. Das Jahr theilt man in drei Theile: die Zeit der Regen und Überschwemmung, Kramt, die Zeit der Reife, Tzadai, und die Ernte oder der größten Hitze und Trockniß, Hagai. Im April beginnen gewöhnlich die Regen und dauern bis in den October, doch mit Unterbrechungen. Meisten Theils sind dann mehrere Stunden des Morgens sehr schön, nach Mittag verdunkelt sich der Himmel, und unter fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen stürzt nun der Regen stromweise herab, einige Stunden hindurch, die Luft wird alsdann schnell abgekühlt. Wasserhosen, Wirbelwinde, Sendo, Schlange, genannt, sollen in dieser Zeit nicht selten seyn, und in den Regenmonaten toben oft heftige Stürme.

Nach den neueren Reisenden trifft man in dem sandigen Küstendistrikt fast nichts als Mimosen, Gira genannt, gegen vierzig Fuß hoch, oft von großen Schlingpflanzen umwunden, und hin und wieder an den Flußbetten, die meisten Theils zur heißen Zeit trocken sind, einen cederartigen Baum, mit herabhangenden Zweigen. Bei den Dörfern wird Djoari gebaut, und die hier herumziehenden Herden bestehen aus Kameelen, Eseln, Schafen und Ziegen. Hasen, Rebhühner, Perlhühner, Wölfe, findet man in Menge.

So wie man höher kommt, wo Quellen und natürliche Cisternen den ermüdeten, lechzenden Wanderer erquicken, nimmt auch die Vegetation zu: man zieht durch Wälder, die aus Bäumen bestehen, die den Mango's in Indien ähnlich sind, es fangen die Tamarinden an, und man trifft Sykomoren und eine Art Asklepias. Antelopen gibt es in großer Fülle, Affen von verschiedener Art, die in den höher liegenden Wäldern selten vorkommen (doch sah sie Salt auch am Atbara), und Kaninchen. Elephanten trifft man hier, die in dem sandigen Distrikt und in dem Hochlande nicht leben. Oberhalb Tubbo, am Tarantapaß, wird es so steil, daß keine Kameele weiter fortkommen können; bei diesen Stellen ändert sich auch die Vegetation, Alles ist dicht mit Collquall, einer baumartigen Euphorbie, bewachsen, die gegen vierzig Fuß hoch wird; weiter hinauf steht die beerentragende Ceder Bruce's, und Wälder von derselben bedecken die Gipfel der Berge. Antelopenarten leben in diesen Gegenden, und große Hyänen wagen sich, bei Nacht, selbst in die Städte und Dörfer. Auf den Hochebenen gedeihet vorzüglich der Mais, man findet die herrlichsten Weideplätze, wo Rindvieh, Pferde und Schafe Nahrung die Fülle treffen, als Raubthiere streifen Schakale und Hyänen umher. Die tieferen Stellen vorzüglich sind mit Gesträuch und Darubäumen bedeckt. Fast überall ist hier Reichthum an Quellen, man stößt sogar auf sumpfige Strecken, und der Collquall, mit seinem armleuchterförmigen Bau, zeigt sich allenthalben. In der Nähe der alten Kirchen trifft man Dattelpalmen, die wahrscheinlich, wie die Orangen, Citronen und Bananen, für welche man auch nur arabische Namen hat, durch Portugiesen hieher verpflanzt wurden. Granaten gedeihen vorzüglich am Westabhange, wo man auch Baumwollenpflanzungen in Menge findet. Kaffee wächst wild in den Gebirgen gegen Abend.

Unter den Rindern zeichnen sich, in Walkayt und in den von Gallastämmen bewohnten Ländern, die Sanga's aus, mit ihren vier Fuß hohen Hörnern. Außer den genannten Raubthieren leben hier noch der Löwe und mehrere Arten von Leoparden. Das Rhinozeros mit zwei Hörnern und der Giraffe finden sich in einigen Gegenden; eben so das Zebra und Quagge.

Die Flüsse führen Gold, in einigen Provinzen gewinnt man es in Gruben, oder wäscht es aus dem Sande. Das meiste Salz, das in Habessinien verbraucht wird, holt man von der Salzebene, die Tigre im Südosten von Dankali trennt.

Pearce, ein Engländer, der lange in diesen Gegenden lebte, sagt: Habessinien wird von Stämmen aller Religionen und von allen Farben bewohnt; man findet schwarze Leute, dunkle, kupferfarbige, und in einigen Gegenden, z. B. in Tigre, sind die Einwohner fast weiß. Die von hellerer Farbe tättowiren sich und reiben die eingestochenen Figuren mit Kohlenpulver. Nach der Lage des Landes zeigt sich auch Verschiedenheit in der Farbe der Haut: hell sind die Bewohner der Hochebenen, fast schwarz sind beinahe alle, die im Tieflande leben, besonders in der Nähe von Sümpfen.

Im Allgemeinen haben sie einen schlanken, ansehnlichen Wuchs, schöne Augen, eine wohlgebildete Nase, weiße Zähne, langes Haar, der Bart ist dünn; selbst von den dunkelfarbigsten gilt diese Schilderung, sie sind nicht den Negern ähnlich. Stark und gewandt erklettern sie die Berge mit großer Leichtigkeit, und tragen schwere Lasten singend über Berg und Thal. An Geist und Anlagen fehlt es ihnen nicht, nur werden diese selten ausgebildet. Ihrer Gelehrigkeit und Anstelligkeit wegen, schätzt man im Orient die Sklaven aus Habessinien vor allen, und bezahlt sie sehr theuer. Obgleich Christen, haben doch die wenigsten eine Ahnung vom Christenthum, und durch die unaufhörlichen Fehden, Bedrückungen und Verfolgungen, sind sie jetzt hinterlistig und betriegerisch geworden, und gelten als Meister in der Verstellungskunst. Die Bewohner der westlichen Provinzen sollen jetzt unterrichteter und milder seyn, als die Leute in Tigre, die als roh und reizbar geschildert werden, leicht auffahrend und zu Mordthaten geneigt sind.

Juden leben in mehreren Gegenden Habessiniens, besonders westlich vom Takazze, man nennt sie Falasjan, Ausgewanderte, ihr Hauptgeschäft ist Häuserbau und Dachdecken.

Die Agaus, Agows oder Agowi, von Takazze, theils östlich von Bora, in Gualiou und Waag, theils in Avergale, sind stärker, aber weniger lebendig, als die eigentlichen Habessinier und reden eine ganz verschiedene Sprache. Sie sind Christen. Andere Agows leben an den Nilquellen, in einer fruchtbaren Gegend. Ihre jungen Leute gehen nackt, die Weiber tragen ein Hemd: zur Regenzeit verfertigen sich Alt und Jung Kleidungsstücke aus Häuten, die sie sehr gut zu gärben und zu bereiten verstehen. Sie sind alle von mittlerer Größe und hager. Sie verehren eine Art Schlangen, täglich setzen sie diesen Nahrung vor, und aus der geringeren oder stärkeren Eßlust derselben, schließen sie auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen. Auch ein Negerstamm, die Dobaneger, sollen sich in Habessinien angesiedelt haben, sie sind wegen ihrer Raubsucht verrufen.

Die Wohnungen in Habesch bestehen aus Holz, Lehm, Stroh oder Rohr, haben in einigen Gegenden flache, in anderen kuppelförmige Dächer, viele Leute leben in natürlichen, oder künstlichen Höhlen. Die Kleidung ist einfach: die Unbemittelten tragen Beinkleider von Baumwollenzeuge, und werfen ein Tuch über die Schultern: die Reicheren haben ein Hemd von weißem indischen Zeuge, Arm- und Halsbänder von Silber und ihr Oberkleid ist dem Haik der Muhamedaner ähnlich.

Die Hauptnahrung ist Milch, Brot und Weizen oder Teff, das täglich, in Gestalt großer, flacher Kuchen gebacken wird, Fleisch von Rindern oder Schafen (Kälber und Lämmer werden nicht gegessen) oder Geflügel, Butter und Honig. Zur Würze dienen Salz und Pfeffer. Ein Leckerbissen für die Habessinier ist rohes Ochsenfleisch, dazu wird, wenn die Gäste am Tische sitzen, ein Ochse niedergeworfen, ihm der Kopf vom Rumpfe geschnitten, die Haut, mit der größten Schnelligkeit, von einer Seite abgestreift; dann schneidet man große Stücke ab, die während daß die Muskeln noch zittern, den Schmausenden gebracht und rasch verzehrt werden. Solche Stücke heißen Brinde. Bruce erzählt, die Habessinier pflegten selbst von lebenden Thieren solche Leckerbissen auszuschneiden, und die Wunde heile bald. Daß so etwas geschieht, bestätigt Salt, aber man thut es nur zur Zeit der Noth, auf Kriegszügen, und schlachtet das Thier bald nachher, wenn man eine sichere Stelle erreicht hat.

Die Habessinier heirathen früh, Jünglinge im vierzehnten, Mädchen im zehnten Jahre. Obgleich Habesch ein christliches Land ist, so ist die Polygamie doch sehr gewöhnlich, und viele Ehen werden ohne Einsegnung des Priesters geschlossen. Die meisten mühsamen Geschäfte, in und außer dem Hause, fallen den Weibern zu. Die Regenzeit bringt gewöhnlich Krankheiten, so wie manche Übel durch die heißen Tage und die kühlen Nächte herbeigeführt werden: alle schreibt man dem Einflusse eines bösen Geistes zu, daher man seltsame Mittel anwendet, diesen zu beschwören und zu bannen.

In Hinsicht der Kultur sind die Provinzen sehr verschieden, einige sind gut angebaut und bringen reichen Ertrag, andere hingegen werden nachlässig bestellt und bewässert. In vielen Distrikten gebraucht man Pflüge, die roh aus einem Baumzweige, oder einer Wurzel verfertigt sind und bisweilen eine Pflugschar von Eisen haben. Zwei Ochsen ziehen den Pflug. Man säet Hirse, Gerste, Weizen, Teff, Mais, Sesane und ein Öl gebendes Gewächs, Nook. Auch baut man Gartengewächse.

Handwerke, Manufakturen und Fabriken findet man wenige und in einem unvollkommenen Zustande. Man gärbt Häute und verfertigt Pergament. In mehreren

Gegenden webt man aus Baumwolle mancherlei Zeuge, und wirkt aus den Haaren der Ziegen und Schafe Teppiche. Eisen und Kupfer werden im ganzen Lande verarbeitet, die feinsten Ketten erhält man aber von den Gallas; Messer werden in Adowa geschmiedet, Speere und Rasirmesser in Antalow. Einige Geschicklichkeit zeigen auch die Hornarbeiter, die aus den großen Ochsenhörnern Trinkgeschirre bereiten und sie auf mancherlei Art ausschmücken.

Ein so großes und ergiebiges Land könnte bedeutenden Handel treiben, diesem stellen sich aber jetzt manche Schwierigkeiten entgegen. Es besitzt keinen Hafen am rothen Meere, dem es leicht und sicher seine Erzeugnisse zuführen könnte, kein schiffbarer Fluß erleichtert die Verbindung, keine gebahnte Straße. Rings umlagern feindselige Horden, wie vorher bemerkt ist, das Bergland, die, wenn sie nicht rauben, hohe Abgaben erpressen; im Innern stören fortwährende Kriege und Unruhen den Verkehr.

Märkte, wo die Bewohner verschiedener Ortschaften ihre Produkte gegen einander austauschen, werden wöchentlich auf freiem Felde gehalten. Geld sieht man fast nicht, man nimmt statt desselben Stücke Steinsalz, Korallen, grobes, baumwollenes Tuch u. s. w. Der Hauptplatz für den Handel mit dem Auslande ist Massowah, im Lande selbst ist der Stapelplatz für das Land östlich und westlich vom Takazze Adowa. Nach jenem Hafen bringen Karawanen die Handelsartikel Habessiniens und einiger westlichen Länder, und holen dafür indische und europäische Sachen. Nach Adowa kommen Karawanen aus Fur, Fundscha und mehreren Staten. — Zur Ausfuhr hat man Elfenbein, Gold, Sklaven, Gewebe von Baumwolle, Teppiche, Rinder, Honig, Zibeth und Rhinoceroshörner. Eingeführt werden Blei und Zinn, Kupfer, Gold- und Silberblättchen, persische wohlfeile Teppiche, Sammet, breite französische Tücher, Leder von allerhand Farben aus Ägypten, Seide, Baumwolle, Feuergewehre, Pulver, Glaswaaren, indische Güter aller Art, Gewürze, besonders Pfeffer und Gewürznelken, vielerlei Wohlgerüche.

Bei den unaufhörlichen inneren Unruhen läßt sich wenig über die Verfassung sagen. Nach den neuesten Angaben soll Habessinien unter fünf Herrscher getheilt seyn, deren Residenzen Gondar, Seaman, Gojum, Begember und Axum sind. Sie selbst aber sind sehr ohnmächtig, die Statthalter der einzelnen Provinzen haben alle Gewalt an sich gerissen. Ehemals war Habesch eine uneingeschränkte Monarchie, der König hieß Negus oder Negusa, Nagast, Zaitiopija, Herr der Herrscher Äthiopiens, jetzt scheint der Ras von Tigre der mächtigste unter den Gebietern zu seyn.

Ras ist der Titel der bedeutenderen Herrscher oder Statthalter, weniger Mächtige heißen Schum und Kantiba. Stirbt ein Ras, so entscheidet jetzt meisten Theils die Gewalt der Waffen, wer sein Nachfolger seyn soll. Einem solchen Herrscher naht man sich nur mit Ehrerbietung, er ist unumschränkter Herr über seine Unterthanen, ihr Leben und ihr Besitzthum sind ganz in seinen Händen. Einen großen Theil des Morgens verwendet er, ihre Klagen zu hören und die Streitigkeiten zu schlichten.

Das Land Habessinien kann man in drei Theile zerlegen, deren Gränzen die Natur selbst bestimmt hat. Die hohe Bergkette von Samen, die sich von Waldubla bis zum südlichen Ende von Lasta erstreckt, und der Takazze, der den Fuß derselben im Nordosten bespült, bestimmen die Gränzen zwischen 1) Tigre und 2) Amhara. Südlich davon, jetzt ganz durch eingedrungene Gallastämme getrennt, liegt ein hohes Bergland, 3) die beiden Provinzen Shoa und Efat. (*Bruce's* travels to discover the source of the Nile. 1768 — 1773. 6 Vol. 4to. Lond. An account of a Voyage to Abyssinia etc. by H. Salt. Lond. 1814. 4to. Bericht von Pearce in den Nouv. Ann. des Voy. T. XII. — C. Ritter, die Erdkunde, 1. Th., 2. Aufl. Berlin 1822. F. A. Ukert, Erdbeschreibung der Nordhälfte von Afrika. Weimar 1824.) (*Ukert.*)

Habessinien, historisch, s. Äthiopien u. Äthiopes.

Habessinien, über Sprache und Literatur, s. Äthiopische Sprache, Schrift und Literatur.

HABHDALAH (Habhdolo), eine Cärimonie der Juden, welche sie am Ende des Sabbaths vorzunehmen pflegen, zur Scheidung dieses Feiertages von dem folgenden Werkeltage. Das Wort הבדיל heißt bekanntlich Scheidung und Unterschied, und die Juden leiten die Cärimonie und ihre Benennung aus 1 B. Mos. 1, 4. und 2 B. 10, 10. ab, in welchen Stellen von der Scheidung des Lichts und der Finsterniß, des Heiligen und Unheiligen, des Reinen und Unreinen die Rede ist. Die Cärimonie wird sowohl in der Synagoge, wie zu Hause verrichtet. Sie besteht aus vier Stücken, die in den Buchstaben des Wortes יבנה (Jibneh) enthalten sind, nämlich: י (יין Jain) Wein, ב (בשמים Besamim) Gewürz, נ (נר Ner) Licht und ה (הבדלה Habhdalah) Unterschied oder Scheidung. Nach dem Abendgebete und dem Erscheinen des ersten Sterns am Himmel wird eine Wachskerze angezündet, der Vorsinger schenkt einen Becher so voll mit Wein, daß etwas davon auf die Erde läuft, nimmt dann ein Gewürzbüchschen, woran er riecht und die Andern riechen läßt, und zum Schlusse hält er beide Hände gegen das Licht, biegt sie ein und besieht dann die Nägel. Die Cärimonie, verschieden gedeutet, wird von verschiedenen Sprüchen und Gebeten begleitet. Nach dem Segensspruche, mit welchem eigentlich der Sabbath schließt, trinkt der Vorsinger ein wenig aus dem Becher, schüttet wieder einige Tropfen auf die Erde oder auf den Tisch, und löscht mit diesem Abgusse die Wachskerze aus. Auch andre abergläubische Gebräuche wurden ehemals mit dieser Feier in Verbindung gesetzt. Im Hause wird die Cärimonie durch eine heilige Mahlzeit beschlossen.*) (*R.*)

HABIA (Ornithologie). Unter diesem Namen hat d'Azara in Paraguai sechs Gattungen von Vögeln ent-

*) Nach der Frankfurter Encyklopädie.

deckt, die er in seinen Apuntiamentos por la Historia natural de los paraxos del Paraguay beschrieben hat. Vieillot hat ihnen den lateinischen Namen Saltator gegeben, und noch einige Gattungen dazu gefügt, welche, nach den alten Benennungen, den Tanagra's und Coracias angehörten. S. Saltator, Tanagra und Coracias. (*R.*)

HABIBI, ein berühmter arabischer Dichter, der im Anfange des 16ten Jahrhunderts unter Bajazeth II. blühete; in seiner Poesie ist der Einfluß der persischen Dichtkunst sichtbar und erklärt sich nicht nur aus dem allgemeinen Charakter der türkischen Poesie, welche sich der persischen, als ihrem Muster, meist genau anschließt, sondern auch aus dem besondern Umstande, daß Habibi erst aus Persien nach Konstantinopel gekommen war. Besonders geschätzt wird ein Gedicht in Strophen von sechs Zeilen, wovon die erste, wie sie durch Chabert*) ins Teutsche übersetzt ist, hier stehen mag, weil sie einen Beweis gibt, daß der Verfasser den gefundenen Beifall wohl verdiente:

Ich sah das holde Mädchen munter und lächelnd
Mit kampferweißer Hand ambraduftende Netze schlingen;
Ein ohnmächtiges Wesen, kraftlos und sterbend,
Mit einer Kette am Halse, schmachtete im Netze gefangen.
„Wer ist der Unglückliche, welche Kette fesselt ihn?"
Die Netze sind meine Locken, sprach sie, — ihr Gefangner ist dein Herz!

(*A. G. Hoffmann.*)

HABICHHORST (Andreas Daniel), ein Sohn des Commandanten Daniel, zu Bützow am 17. März 1634 geboren, studirte zu Rostock, wurde 1654 Rektor zu Lychen in der Mark, 1655 Rektor zu Strelitz und Diakonus, legte diese Ämter Verdrießlichkeit wegen nieder und setzte 1655 sein Studiren in Rostock fort, ward daselbst 1658 Magister und gekrönter Poet, dann Privatdocent, machte 1664 eine gelehrte Reise, kam 1665 zurück und las wieder Collegia, wurde 1671 Licent. der Theologie zu Greifswald, 1672 ordentlicher Professor der Beredsamkeit zu Rostock, 1679 Doktor der Theol. und hielt fünf Dispp. Antipontificias, weßhalb ihn der Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg Schwerin, welcher die katholische Religion angenommen hatte, nun auf einige Zeit suspendirte. 1686 reiste er nach Wien, bekam Audienz bei dem Kaiser Leopold, überreichte ihm seine Centuria Anagrammatum und unterhielt sich mit dem Kaiser in lateinischer Sprache. Nach seiner Zurückkunft erhielt er noch im Jahre 1686 eine ordentliche Professur der Theologie, ward auch in der Folge Assessor des Consistorium, und starb den 31. August 1704 als Senior der Universität und der theologischen Fakultät. Vergl. Rostoch. liter. S. 2. Krey, Andenken an Rostock. Gel. St. 4. S. 13. (*Rotermund.*)

Habicht, (Ornitholog.) s. Accipiter u. Falco palumbarius.

HABICHT (Symbol. und Mythol.). Die alten Ägypter verehrten den Habicht als einen heiligen Vogel, dessen selbst unvorsätzlicher Mord mit dem Tode bestraft wurde. Die Griechen nennen diesen ägyptischen Habicht ἱέραξ, d. h. der heilige Vogel, und von dem Dienste desselben heißt eine Stadt in Oberägypten Hierakonpolis, auf der Westseite des Nil unweit Latopolis, und eben so eine andere im südlichsten Lande auf der Ostseite des Flusses, Eilethyia gegenüber.[1]) Nach Einigen war der Habicht dem Horos heilig, nach Andern dem Osiris. Die gestorbenen Habichte brachte man, wie Herodotos erzählt, alle nach Butos, wo sie begraben wurden. Über den Vogel selbst, welchen die Griechen ἱέραξ nennen, herrschen verschiedene Meinungen, und statt des Habichts wollen Einige den Sperber, Andere den Geier darin erkennen.[2])

Von nicht minder heiliger Bedeutung ist der Habicht in der altpersischen Mythologie. Der Forosch der Zendbücher ist wahrscheinlich der Habicht, und nicht der Adler. Er heißt der Dollmetsch des Himmels, welcher nach Diodoros auch den ägyptischen Priestern das Gesetz gebracht hat[3]), der himmlische Rabe, der an Schnelligkeit und Scharfblick alle andern Vögel übertrifft. Auf diese Weise ist die Hieroglyphik der Perser und Ägypter dieselbe. Nach Plutarchos und Eusebios ist der Habichtskopf den Ägyptern ein Bild der Gottheit[4]), und daher die Habichtsschwingen an den Häuptern der Götter; selbst die persische Mitra ist eine habichtsförmige Kopfbedeckung.[5]) Auch in den Mithrasmysterien hießen nach der Ordenssprache die Väter Habichte und Adler, wenn den spätern Nachrichten darüber zu trauen ist.[6])

Als Vögel von Vorbedeutung erscheinen die Habichte bei den Persern, Griechen und Römern. Ein merkwürdiges Beispiel dazu liefert schon Herodotos (III. 76.). (*R.*)

HABICHT (Melchior), Antistes und Pfarrer von St. Johann zu Schafhausen, wo er 1738 geboren war, und in früheren Jahren am Collegium humanitatis das Lehramt der griechischen Sprache bekleidete. Von 1772 — 1796 war er Pfarrer zu Lohe im Kanton Schafhausen, darauf Pfarrer an der Münsterkirche seiner Vaterstadt, und 1803 Antistes. Dieses Amt legte er 1812 nieder, und den 21. Junius 1817 starb er, allgemein geschätzt wegen seiner aufgeklärten Einsichten, seines Eifers für praktisches Christenthum und seiner Humanität. Ein viel gelesenes und noch immer lesenswerthes, von feiner Welt- und Menschenkenntniß und warmem Gefühl für Religion zeugendes Buch, sind seine: Gespräche, worin verschiedene gemeine Vorurtheile gegen das thätige Christenthum beleuchtet und widerlegt werden. Schafh. 2 Th. 1777; 1783. 8. Außer einigen Gelegenheitsschriften und einzelnen Kasualreden, ließ er auch sechs Predigten über die Wichtigkeit der Vermahnung Jesu, Luk. 13, 23—30. Schafh. 1775. 8. drucken.†) (*Baur.*)

*) Latifi, oder Biographien von vorzüglichen türkischen Dichtern. Zürich, 1800. S. 130.

1) S. diesen Artikel. 2) S. *Herodot.* II. 65. 67. 3) *Diod. Sic.* I, 87. 4) *Plut.* de Isid. et Osir. 51. *Euseb.* Praep. evang I. 10. 5) S. zur Verdeutlichung *Visconti's* Iconogr. grecque. Pl. LI. 7. Weitläufig handelt hierüber von Hammer in der Amalthea, Heft II. S. 119. 6) S. Creuzer's Symbol. I. S. 756.

†) Meusel's gel. Teutschl. Wachler's theol. Nachr. 1812. Jun. 223.

HABICHTSFANG, Vorrichtung zum Fangen der Habichte oder Falken. Sie ist verschieden theils nach der Örtlichkeit der Gegend, theils nach der Gattung der Falken, welche man zu fangen beabsichtigt, theils nachdem man bloß diese schädlichen Raubvögel wegfangen will, oder ob man sie zur Beize zu gebrauchen denkt, da im letztern Falle für die Erhaltung des Vogels mehr Sorge getragen werden muß. Man kann sie eintheilen 1) in Stoßgarne, 2) in Schlaggarne, 3) in Habichtskörbe. Unter die Stoßgarne gehört

a) die Habichtsrinne. Es wird dieselbe entweder mit Einem oder mit Vier Netzen gestellt, welche aus dreidrähtigem festen Zwirne oder aus ganz feinem Bindfaden mit Vier Zoll weiten Maschen gestrickt werden. Wenn der Fang nur aus Einem Netze bestehen soll, so fängt man mit einer Masche zu stricken an, und nimmt zu, so oft man herum gestrickt hat, bis man 20 Maschen bekommt. Alsdann wird auf der einen Seite ab- und auf der andern zugenommen, bis man eine Länge von Vier Klaftern erhalten hat. Hierauf wird wieder so lange abgenommen, bis man zuletzt wieder nur eine Masche erhält, wo dann das Garn fertig ist. In gleicher Art wie dieß einfache, werden auch die Vier einzelnen Netzen bei der andern Art der Stellung gestrickt, nur daß alle Vier wenig mehr in der Länge zusammen betragen, als jenes. Um das einfache Netz zu stellen, werden Vier 6½ Fuß hohe und 1½ Zoll dicke Stäbe einen Fuß tief in die Erde gestoßen, so, daß sie ein Viereck bilden, um welches das Garn so gezogen werden kann, daß keine Öffnung bleibt. Dieß wird dann an, in die Stäbe geschnittene, Kerbe, so lose gehängt, daß der Habicht, wenn er gezogen kommt, um nach der im innern offnen Raume angefesselten Taube zu stoßen, es abwirft und sich darin verwickelt. Wenn man Vier Netze hat, so wird Eines in gleicher Art an jede Seite des Vierecks gehangen. Man stellt diesen Fang auf größern Waldblößen oder auf Feldern zwischen Gehölz liegend auf.

b) Auf diejenigen Raubvögel, welche nicht schräg, sondern gerade herab aus der Höhe stoßen, wie der Wanderfalke, Falco peregrinus, und Blaufuß, Falco Lanarius (*Gmel. Linné*), stellt man den eigentlichen Habichtsfang. Man stößt zu dem Ende 4 zwei bis drei Zoll dicke, 7 — 8 Fuß hohe Pfähle in einem Vierecke in die Erde, so, daß jede Seite 5 — 6 Fuß enthält. Über dieselben hängt man in eingeschnittene Kerbe ein Netz, so daß der Vogel, welcher auf die darunter angefesselte Taube von oben herab stößt, sich darin verwickelt, indem es herab fällt. Man kann auch diesen Fang zugleich mit der Rinne verbinden.

2) Die Schlaggarne. Das Gebräuchlichste ist der Bömsch, welcher sowohl auf dem Lande als im Wasser für solche Raubvögel, welche von Fischen leben, gebraucht wird, wo er dann Land- oder Wasserbömsch heißt. Vorzüglich wird der Landbömsch zum Fangen der Weihen, Bussarde, Raben, Krähen und solcher Vögel angewendet, welche ihren Raub weniger im raschen Stoße erhaschen, als einen Köder im Sitzen aufzunehmen versuchen. Es läßt sich dieser Fangapparat am besten mit einem Schwanhalse, an dessen Bügeln Netze befestigt sind die bei dem Losschlagen den Vogel überdecken, vergleichen. Es werden dazu zwei schlank gewachsene, 6 — 7 Fuß lange, 1½ Zoll dicke Stöcke von einer biegsamen Holzart, als Weiden oder Haseln in einen Halbkreis gebogen und mit einer schwachen Leine befestigt. Beide werden so zusammen gebunden, daß man sie, einen Kreis bildend, aus einander legen kann, sie aber bei dem Fangen auch wieder schnell zusammen schlagen. Beide Bügel werden mit zwei Netzen überstrickt, welche etwas Busen haben müssen, so daß wenn sie zusammen schlagen, der Vogel darunter gefangen wird. Zur Stellung schlägt man einen 14 Zoll langen, 3 Zoll dicken, viereckigen Pfahl ein, worin man ein 4 Zoll langes, 1 Zoll breites Loch macht. In dasselbe wird mit einem hölzernen Nagel eine 10 bis 12 Zoll lange, 3 Zoll breite Zunge, die hinten so eingeschnitten ist, daß sie hinein paßt, befestigt, welche nach vorn zugespitzt ist und sich leicht im Loche auf und ab bewegen muß. Auf der Zunge wird vorn eben so wie oben am Pfahle ein Kerb eingeschnitten, um das Stellholz, welches das Aufwärtsschlagen der Zunge verhindert, befestigen zu können. Wenn man den Bömsch stellen will, legt man die mit Netzen bestrickten Bügel um den Stellpfahl aus einander, steckt einen 9 Fuß langen, etwa 3 Zoll dicken, elastischen Stock, am besten von einer jungen Eiche, 5 Fuß vom Netze fest in die Erde, bindet an seine Spitze gut gezwirnte Leinen und zieht mit diesen den Stock so herab, daß, die eine Leine an die Zunge gebunden, derselbe gebogen wird und die Stellung hält. Zwei andere Leinen, gleichfalls an die Spitze des Stocks befestigt, werden so an die aus einander geschlagenen Bügel befestigt, daß, wenn der an die Zunge befestigte Köder berührt wird, und dadurch die Stellung zurück schlägt, durch den sich wieder gerade biegenden Stock das Netz zusammen schlägt. Es vertritt folglich dieser Stock die Stelle der Feder bei dem Schwanhalse. — Der Wasserbömsch wird auf gleiche Art in stilles Wasser, 10 bis 15 Zoll tief gelegt, und zum Köder bedient man sich eines lebenden Fisches, dem man eine Schnur durch die Rückenfloße zieht und ihn damit an den Stellpfahl so befestigt, daß er sich etwa 6 Zoll tief innerhalb des Raumes, den die auf dem Grunde liegenden Bügel umschließen, bewegen kann. — Alle diese Fangapparate kommen, da sie mühsam sind und viel Zeit zur Verfertigung, Stellung und Abwartung kosten, mit der noch immer sich vervollkommnenden Schießkunst, und der Erkennung, wie nützlich viele so genannte Raubvögel sind, stets mehr und mehr außer Gebrauch.

Um die Beizvögel zu fangen, deren Flügelfedern nicht beschädigt werden dürfen und die deßhalb gleich bei dem Fange behutsam aus dem Netze ausgelöset werden müssen, bedient man sich eines von dem Jäger zu zuziehenden Schlaggarnes. Es werden in der Nähe des Aufenthalts zur Beize tauglicher Falken zwei Pfähle ein-

geschlagen. An den einen wird eine Taube so gefesselt, daß sie noch flattern kann, an den andern ist ein, über einen Reifen von etwa 6 Fuß Durchmesser gezogenes Netz, dergestalt befestigt, daß es durch eine gegen 100 Ellen lange Leine von einem in der Ferne verborgenen Jäger herab gezogen und der Vogel damit bedeckt werden kann, wenn dieser nach der Taube stößt und sie kröpft. Doch darf das Zuziehen erst dann geschehen, wenn man sicher ist, daß derselbe sich nicht sogleich wieder erhebt, welches gewöhnlich bei dem ersten Herabstoßen der Fall ist.

3) Die Habichtskörbe, von denen es mehrere Arten gibt, sind das beste und gewöhnlichste Mittel, sich dieser Raubvögel zu bemächtigen, da ihre Stellung sehr einfach und sicher ist. Sie werden in der Nähe der Gehölze, im Felde um Fasanerien in die Feldhecken gestellt, und selbst Adler darin gefangen: nur auf die schräg stoßenden Sperber verdient die Rinne den Vorzug. Es besteht der einfachste und vorzüglichste Habichtskorb aus einem 4 Fuß hohen, 3 Fuß in das Gevierte haltenden Korbe, welcher einen hölzernen Boden, vier hölzerne Eckpfähle und mit Draht ausgeflochtene Seitenwände hat, in deren einer ein Thürchen die Taube als Köder hinein läßt. In der Höhe eines Fußes kommt quer hindurch ein Drahtbalken, um für diese einen sichern Raum zu bilden; der obere Theil des Korbes bleibt offen. Über denselben wird ein Netz gezogen, welches bei der Stellung sich ganz zurück schieben läßt, aber durch eine Leine, woran ein Stein hängt, sogleich wieder herüber gezogen wird, sobald die Stellung losschlägt. Zu dieser wird eine Leine an das Netz gebunden, welche dieß zurück und den Korb offen erhält, indem sie auf der entgegen gesetzten Seite, als derjenigen, an welcher das Gewicht hängt, an ein Stellholz befestigt wird, welches in Verbindung mit einem quer durch den Korb laufenden, mit Seitensprossen versehenen, schwachen Balken steht, so daß es losschlägt, sobald der Vogel ihn berührt, um nach der Taube zu stoßen, wo dann das Gewicht das Netz herüber zieht. Umständlich sind diese Fänge beschrieben und mit Kupfern erläutert in Winkel's und Bechstein's Handbuche für Jäger u. a. *(W. Pfeil.)*

Habichtsinseln, s. Azoren.

Habichtskorb, s. Habichtsfang.

Habichtskraut, s. Hieraceum.

Habichtsrinnen, s. Habichtsfang.

HABICHTSWALD, ein Gebirge in dem niederhessischen Kreise Cassel auf der N. W. Seite der Hauptstadt und ein Theil des Berggiebels, welcher eines der schönsten Thäler Hessens umschließt. Durch die Fulda wird es von den Sandbergen am jenseitigen Ufer, zu welchen es seiner ganzen Bildung nach gehört, unterbrochen. Das Ganze besteht aus einer Kette durch schmale Thäler von einander geschiedner Berge, deren Kuppen verschiedene Namen führen: so der Karlsberg, das Habichtsspiel, der Ziegenberg, der große Steinhaufen, das hohe Gras; alle scheinen Auswürfe des Urgebirgs und bei einer vulkanischen Explosion das Daseyn empfangen zu haben. Diese Kette nimmt einen Umfang von vier geogr. Meilen ein; sie besteht größten Theils aus einer zusammen hangenden, mit Eichen, Buchen und andern weichen Holzarten bestandenen Waldung. Die Steinarten sind meistens vulkanisch: schwarze Wacke, Basalt, Tuff, Tarras und einzelne, in jene eingeschobne Gebilde, aber die nutzbarste ist die Braunkohle, die in 3 Gruben, dem Erb-, mittlern und Ahnoberger Stollen bearbeitet wird. Die Braunkohle liegt in diesen Gruben flötzweise und ist 8 bis 10 Fuß mächtig; die aus dem Erbstollen wird für die beste gehalten. Jetzt zieht man aus den 3 Gruben gegen 10,000 Scheffel, 1810 gaben sie mit den Ahlberger Gruben einen Ertrag von 59,869 Maß, die größten Theils zu Cassel verbraucht werden. (Nach Raspe's Beschr. des Habichtswaldes: *G. Hassel.*)

HABICOT [HABIGOT] Nicolaus, geboren zu Bonny im Departement Loiret in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, studirte zu Paris die Chirurgie, welche er zuerst in seiner Geburtsstadt ausübte, worauf er später bei der Armee und zuletzt am Hôtel-dieu zu Paris angestellt wurde. Er starb den 17. Januar 1624. Seine Gewandtheit in chirurgischen Operationen, vorzüglich aber seine anatomischen Kenntnisse machten ihn berühmt. Sein frühestes Werk (problèmes sur la nature, préservation et cure de la maladie pestilentielle. Paris 1607. 4.) ist ohne Werth und, obgleich er die Pest in Paris drei Mal sah, nämlich im J. 1580, 1596 und 1606, doch bloße Theorie. Sein Hauptwerk ist: Semaine ou pratique anatomique. Paris 1610. 4. (und dann in mehrern Auflagen, holländ. von *Kasp. Nolleus.* Haag 1629. 8.) Da es damals so sehr schwer hielt, Leichen zu den anatomischen Vorlesungen aufzutreiben, so mußten die Anatomen ihre Vorlesungen oft an Einem Cadaver vollenden; deßhalb schrieb Habicot dieß Buch, theilte die Anatomie in 16 Vorlesungen, deren er jeden Tag zwei hielt, so daß er die ganze Anatomie in 8 Tagen beendigte, und daher obiger Titel; es enthält wenig Irrthümer und handelt vorzüglich die Muskeln sehr genau und manche ganz berichtigt ab. Eine andere Schrift: paradoxe myologique. Paris 1610. 8. hat das Zwerchfell zum Gegenstande, das er für zwei Muskeln hält. Merkwürdig ist auch seine: Gigantostéologie. Paris 1613. 8.; man hatte nämlich im Jahre 1613 beim Schlosse Chaumont in der Dauphiné ein 30 Fuß langes und 12 Fuß breites Grab entdeckt, mit einem Leichensteine, worauf: Teutobocchus rex stand. Hierdurch entstand obiges Werk, das er dem König Ludwig XIII. dedicirte und was eine große Menge Streitschriften, vorzüglich zwischen ihm und Riolan, verursachte. Eine interessante Schrift ist auch: question chir., dans laquelle il est démontré, que le chirurgien doit assurément pratiquer la bronchotomie. Paris 1620. 8. Seine problèmes medicinaux et chirurgicaux. Paris 1617. 8., zwölf an der Zahl, haben alle nicht viel Werth. *(Huschke.)*

HABIHA, ein kleines Eiland des mittelländischen Meeres an der Küste von Algier und zwar im Osten der Bai von Tlemsan; es hat süßes Wasser. *(H.)*

HABINGTON (William),[1]) der Sohn des Thomas Habington,[2]) welcher in die Verschwörung des Babington verwickelt, aber begnadigt worden war, lebte von 1605 bis 1654. Sein Vater befand sich bei seiner Geburt als Verbannter zu Hendlip in Worcestershire, und von seiner Mutter will man wissen, daß sie die Entdeckerinn der Pulververschwörung gewesen sei. Seine Erziehung und Bildung empfing Habington zu St. Omer und nachher in Paris; aber der Plan seiner Familie, ihn in jenem berühmten Seminar zum Jesuiten zu machen, scheiterte an dem Eigenwillen des Jünglings. Von seinem übrigen Leben ist nichts bekannt als seine Liebe und Heirath. Castara ist der poetische Name seiner Gebieterinn, einer Tochter der Lord Powis, welche Lucy hieß. Seine lyrischen Liebesergüsse sind nicht feurig und tief, aber gemüthlich und keusch bis zum Platonischen. Seine Geschichte Eduards IV. ist reichhaltig und anziehend, aber ihr Stil entfernt sich durch gesuchten Prunk von der Würde der geschichtlichen Erzählung. Noch hat man von ihm: Observations on History, London 1641. 8. und eine Tragikomödie: The Queen of Arragon. London 1640. fol.[3]) *Habington's* History of the Life and Reign of Eduard IV., geschrieben und bekannt gemacht auf Antrieb des Königs Karl I., erschien zuerst: London 1640. fol. und findet sich auch im ersten Bande der Compleat History of England. — Die Gedichte führen den Titel: Castara. London 1635. 8. Ebend. 1640. 8.[4]) *(R.)*

HABIT. (Vergl. Kloster und Mönch.) Die gewöhnliche Bedeutung dieses Wortes ist der lange Rock der Mönche. Zuweilen heißt es aber auch das Kloster selbst. *(R.)*

HABITANS, les, ein Kirchspiel auf der Südwestküste der französischen westindischen Insel Guadeloupe, welches seinen Namen von dem durchströmenden Küstenflusse Habitans hat. Es enthält die große Ortschaft les vieux Habitans, die 1788 mit ihren einzelnen Plantagen 588 Weiße, 68 freie Farbige und 2,226 Sklaven zählte, und 142 Zuckersiedereien und 2 Mühlen besaß. *(G. Hassel.)*

Habitant u. Habitatio, in der Kaufmannssprache, s. a. Ende dieses Bandes.

HABITATIO heißt in der Botanik der Wohnort einer Pflanze, wo sie freiwillig wuchs, in der Entomologie der Ort, wo das Insekt sich entwickelt. Die Naturforscher haben ihre besondern Klimate, wornach sie die Erde eintheilen und die Wohnörter der Vegetabilien und Animalien bestimmen: 1) das indische Klima, welches die gesammten Tropenländer einschließt; 2) das ägyptische, das sich dem der Tropenländer anschließt und Ägypten und Arabistan begreift; 3) das Austral- oder südliche Klima, welches sich von der Gränze Äthiopiens bis zum Kap erstreckt und wohin sie auch das außer den Wendekreisen belegene Südamerika und die Australländer rechnen; 4) das mittelländische, wohin sie die Länder am Mittelmeere legen; 5) das Nord- oder Borealklima; dazu gehört der ganze Norden Europa's, bis nach Lappland herauf; 6) das des Orients, wohin Sibirien, die Tatarei oder Hochasien und ein Theil von Syrien gehören; 7) das des Westens, das Nordamerika, aber auch Schina und Japan umfaßt, und 8) das der Alpen, welches die Alpenländer aller Zonen befaßt. *(Schönherr.)*

HABITATIO (röm. Recht), auch usus habitandi caussa, ususfructus habitationis, teutsch Insitz, Bestellung einer Wohnung, ist die persönliche Servitut, eines fremden Hauses als Wohnsitzes sich zu bedienen, welche auch auf Benutzung der für dieses Haus bestimmten Nebendinge, Hof, Stall und Keller, in der Regel mit geht, nicht aber auf selbstständige, mit dem Hause nur zusammen belegene Gebäude oder Grundstücke l. 41 pr. D. VIII. 2. I. Sie entsteht a) durch Vertrag, wozu jedoch nach der theoretisch richtigen Meinung (s. Archiv f. civil. Praxis, Band VII. n. 17.) und jedenfalls nach dem Gerichtsbrauche entweder gerichtliche Überweisung, traditio, damit das persönliche Recht (jus ad rem) ein dingliches (jus in re) werde, noch kommen muß, ausgenommen, wenn der, welcher sie erwirbt, seither Hauseigenthümer war, wo sogar umgewandt es für den Erwerber des Hauses der zu Begründung des Eigenthums sonst nöthigen Räumung nicht bedarf: c. 28. C. VIII. 54. *Schorch* Respons. Erford. n. 341. — b) durch Vermächtniß, in welchem Falle der Erwerb mit dem vom Erben bewirkten Erbschaftsantritt ipso jure geschieht. — Durch Verjährung kann sie nicht entstehen l. 44. §. 5. D. XLI. 3. — II. Wenn über die Rechte des habitans Streit entsteht, so gibt der vor der Begründung faktisch bestandene, oder etwa seither ausgeübte Umfang den Maßstab l. 9. D. VIII. 1. *Reinhardt* ad Christinaeum. Vol. IV. obs. 68. Musäus's Beiträge zum teutschen Recht, Frankf. a. M. 1801. S. 216 fg. Seine Pflichten bestehen in Erhaltung des Hauses im tüchtigen Zustande, und Abtragung der Lasten. — III. Beendigt wird die habitatio a) durch Entsagung, welche, falls der Habitator das ganze Haus gebraucht, aus der Bewilligung des Verkaufs zu schließen ist. l. 4. §. 12. D. XLIV. 4. — b) durch Gewinnung des Eigenthums am Hause, und zwar so, daß spätere Veräußerung ein Wiederaufleben des Insitzes nicht hervorbringt. l. 17. D. VII. 4. l. 30. D. VIII. 2. — c) durch Untergang des Hauses; auf der Brandstätte haftet er nicht fort. S. Schmidt's Abhandl. prakt. Rechtsmater. Bd. II. Leipz. 1795. S. 56 fg. — d) durch Tod des Berechtigten. Daß, wenn der Insitz durch Schenkung entstanden, auch der Tod des Verleihers Aufhebung wirke, darf man nach l. 27. 32. D. XXXIX. 5. nur dann annehmen, wenn bloße mitleidige Unterstützung im Sinne des Bestellers lag, auch die Umstände sonst

---

*) Einige schreiben Habingdon und geben ihm den Vornamen John. Wenigstens wird der Verfasser der History of Eduard IV. in dem ersten Bande der Compleat History of England so genannt. Deßwegen frägt Bouterwek: Sollten der Geschichtschreiber und der Dichter Habingdon vielleicht zwei Personen seyn? 2) Dieser Thomas Habington war ein fleißiger Geschichtsforscher, welcher viele bedeutende Sammlungen in Handschrift hinterlassen hat, z. B. fast alle Materialien zu der von dem Dr. Nash herausgegebenen Geschichte der Grafschaft Worcester. 3) Auch in *Dodsley's* Old Plays. 4) *Cibber's* Lives. II, 11. Biogr. univ. *Wood's* Athen. Oxon.

nicht widerstreiten. Noch bemerkt l. 10 pr. D. VII. 3., die habitatio endige weder durch *non usus*, noch durch Verschenken abseiten des Habitator (daß er sie vermiethen kann, ist erst von Justinian entschieden c. 13. C. III. 33.), noch durch *capitis deminutio*, und für Letzteres gibt l. 10. D. IV. 5. den Grund an: quia in facto potius, quam in jure consistit, womit darauf hingedeutet wird, daß es eine unpassende Anwendung eines positiv rechtlichen Instituts seyn würde, wenn man mit Beziehung auf solche nicht etwa eine statsbürgerliche Gerechtsame, sondern eine Bewilligung, wobei die Betheiligten ein früher, als alles positive Recht bestandenes naturrechtliches Verhältniß, den Selbsterhaltungstrieb, im Auge hatten, für erloschen achten wolle. S. l. 3. D. IV. 5., l. 15. D. XLVIII. 22., l. 1. §. 3. D. XLI. 2., l. 27. §. 2. D II. 14., l. 41. D. XV. 1., l. 48. §. 1. D. XLI. 1. *Hommel* Rhaps. obs. 537. Auf ähnliche Weise muß man sich wohl den Ideengang bei den zwei oben neben die cap. demin. gestellten Fällen denken, wenigstens glaubten die Römer, die Verjährung, ingleichen die donatio sei nicht juris gentium, d. h. kein im allgemeinen Vernunftrecht, das alle Völker anerkennen müßten, gegründetes Institut. pr. I. II. 6. l. 15. D. XLVIII. 22., §. 28. I. IV. 6., l. 22. D. XXXIX. 5. Siehe jedoch überhaupt Thibaut über Habitatio und Partus ancillae in den civilist. Abhandl. 1814. n. 2. S. 17 — 36. (*Emminghaus.*)

HABITZHEIM, ein schönes großes Dorf in dem Landrathsbezirke Breuberg der hessenschen Provinz Starkenburg. Es liegt an den Vorhöhen des Odenwaldes, gehört dem Fürsten von Löwenstein Wertheim Rosenberg als standesherrlicher Ort und hat ein Schloß mit der herrlichen Gartenanlage Karlsau, 1 Pfarre, 146 Häuser, und 1811. 709, jetzt gegen 1,200 Einwohner, die sich sonst ganz von Ackerbau und Viehzucht nähren. An wenigen Orten im Großherzogthume sieht man besser bebaute Felder; der hiesige Ackerbau kann zum Vorbilde dienen. Das Schloß erhebt sich auf den Grundmauern des alten Stammhauses der Familie von Habitzheim, die in den tiefbewegten Zeiten des 30jährigen Krieges erlosch. (*Pauli.*)

HABLIZIA M. B. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen, und der 2ten Ordnung der 5ten Linnéschen Klasse. Der Charakter der Gattung ist folgender: Ein fünfblätteriger, radförmiger Kelch; keine Corolle; getrennte Staubfäden; zweifächerige Antheren; eine dreilappige Narbe; ein einziges Samenkorn in einem Fruchtschlauche. Die einzige Art, welche diese Gattung ausmacht, H. tamnoides, entdeckte Marschall von Bieberstein in den Schluchten des waldigen Berges Metschucha, nahe beim Badeorte Constantinogorsk in Kaukasien. Sie hat eine dicke fleischige Wurzel, welche auf dieselbe Art jährlich schuppige Sprossen treibt, wie der Spargel und Hopfen. Aus dieser Wurzel kommen einige einfache, schwache, dunkelrothe, unten schuppige, tief gefurchte Stiele, welche an den nahe stehenden Pflanzen empor klettern. Die Blätter gleichen denen des Tamus communis, und sind alternirend, herzförmig, zugespitzt und etwas scharf anzufühlen. Die Blühten bilden eine lange, blattreiche Rispe.*) Diese Gattung hat Marsch. v. Bieberst. so benannt nach Karl Hablizl, s. den folgenden Artikel. (*Sprengel.*)

HABLIZL (Karl), ein Preuße von Geburt, aber in Rußland erzogen, war als Student einer der Begleiter Sam. Gottl. Gmelin's auf dessen Reisen durch das südliche Rußland, die Umgebungen des kaspischen Meeres und einen Theil von Persien, in den Jahren 1769 bis 1773. Im Jahre 1773 verließ Hablizl aber die Gesellschaft Gmelin's, indem ihm dieser auftrug, von Engelli am kaspischen Meere aus eine Reise nach der persischen Landschaft Ghilan anzutreten. Hablizl war also weder bei der Gefangennehmung Gmelin's durch den Chan oder Usbek der Chaitaken, noch bei dessen in der Gefangenschaft 1774 erfolgendem Tode zugegen. Nachdem er Ghilan glücklich durchreist hatte und nach Astrachan zurückgekehrt war, ernannte ihn die russische Regierung zum Aufseher der dasigen kaiserlichen Gärten, und endlich im Jahre 1783 zum Collegienrath, Ökonomiedirektor und Vicegouvernör von Taurien. Wann er gestorben, ist nicht bekannt. Er ist Verfasser der Bemerkungen auf einer Reise durch die persische Landschaft Ghilan, welche im 4ten Bande der Gmelin'schen Reise als zweiter Anhang stehen; mehrerer kleiner Aufsätze über ökonomische und naturhistorische Gegenstände in Pallas's nordischen Beiträgen, Thl. I — V, und einer Beschreibung von Taurien in naturhistorischer Hinsicht (der ersten, welche herauskam). Dieß letzte verdienstvolle Werk gab Hablizl im Jahre 1785 in russischer Sprache heraus, eine französische Übersetzung davon erschien in Haag 1788, unter dem Titel: Description physique de la contrée de la Tauride, relativement aux trois règnes de la nature; eine teutsche durch L. Guckenberger, Hannover 1789, in 8v. (*Sprengel.*)

HABOR (hebr. חָבוֹר, 2 Kön. 17, 6. 18, 11. 1 Chron. 5, 26.) oder Chabor, Chabur, (arab. خابور), bei den Griechen Chaboras (*Χαβώρας* Ptolem.) und Aboras (*Ἀβώρας*, *Ἀβόῤῥας* (Strabo, Ammian.), [1]) im Hebräischen und Syrischen auch Chebar (כְּבָר, Ezech. 1, 3. 3, 15. 23., 10, 15. 22., ܟܒܪ, ܟܒܘܪ), ein Fluß in Mesopotamien, welcher unterhalb des masischen Gebirges in der Nähe von Râs-el-Ain aus vielen Quellen, denen Plinius (hist. nat. 31, 3. §. 22) einen angenehmen Geruch zuschreibt, entspringt, anfangs Obermesopotamien parallel mit dem Euphrat und Tigris durchscheidet, dann aber plötzlich sich gen Westen wendet und bei Circusium in den Euphrat ergießt. Ammian beschreibt seine Ufer als fruchtbar und blühend (XIV, 3.), und wie bedeutend er seyn müsse, zeigt der Umstand, daß Julian mit seinem Heere auf einer Schiffbrücke über ihn gehen mußte.[2]) Schon die assyrischen Könige führten jüdische Colonien aus den eroberten 10 Stämmen an die Ufer dieses Flus-

*) Vergl. *Marsch. a Bieberstein*, Flora taurico-caucasica. Tom. III. (Supplem.) p. 170. und *Sprengelii* Syst. veget. Volum. I. p. 824.

1) *Cellar.* Not. orb. ant. T. II. p. 608. 2) *Ammian.* XXIII, 5.

fes ins Land Gosen (Gauzanitis, s. 2 Kön. 1 Chron. a. a. O.), und Nebukadnezar wählte die Gegend von Neuem zum Sitze einer Colonie, in welcher der Prophet Ezechiel lebte und lehrte (Ezech. a. a. O.). In der Nachricht der Chronik (a. a. O.), über die erste Colonie findet sich übrigens eine Verwirrung des Textes, die wir kurz beleuchten müssen, da sie zu ganz falschen historisch-geographischen Resultaten führen mußte und geführt hat. Während es nämlich 2 Kön. 17, 6. ganz deutlich und passend heißt: „und er ließ sie wohnen in Halach (Chalcitis) und am Hebor, dem Strome von Gosen, und in den Städten Mediens," lautet die Nachricht der Chronik: „er führte sie nach Halach, und dem Habor, und Hara (d. i. das medische Bergland) und den Strom von Gosen," so daß also der Strom von Gosen und der Habor etwas Verschiedenes zu seyn schienen. Wirklich haben mehrere Ausleger und Geographen ihn für einen andern Chaboras (nämlich einen Berg in Medien) annehmen wollen: [3]) aber wer mit dem Charakter der Chronik bekannt ist, wird die Identität jener Nachricht anerkennen und nicht zweifeln, daß die Trennung der Orte „Habor" und „Fluß Gosens" durch das dazwischen gestellte „Hara" bloß ein aus Unkunde der Geographie begangenes Versehen dieses späteren Schriftstellers sei, dergleichen sich bei ihm mehrere finden.

Außer dem Chabur in Mesopotamien gibt es noch einen gleichnamigen Fluß, der Hjasemitische Khabur (الخابور الحسنية) genannt, welcher im Gebiete von Mosul von Osten her in den Tigris strömt, [4]) und ebenfalls öfter mit dem biblischen Chabores für einerlei gehalten worden ist, auch so, daß man den Chabor (חָבוֹר) und Chebar (כְּבָר) unterschied, und den einen derselben für den Chaboras jenseit des Tigris erklärte: [5]) allein der Unterschied liegt höchst wahrscheinlich bloß in den Formen, von welchen die eine der arabischen, die andere der syrischen ähnlich ist, und der Chaboras jenseit des Tigris durfte an keiner biblischen Stelle verstanden seyn. Da sich nicht gewiß sagen läßt, welche von diesen Formen die ursprüngliche ist, so läßt sich noch keine sichere Etymologie geben: חָבוֹר würde der verbindende (Fluß) heißen, כְּבָר die Länge, der lange (Fluß). (*Gesenius.*)

HABRON wird von dem Plinius als ein griechischer Maler zweiten Ranges aufgeführt. Derselbe macht von ihm die Bilder der Freundschaft und der Eintracht namhaft und erwähnt auch eines Sohnes desselben, Nessos, als eines Künstlers von geringerer Bedeutung. *) (*R.*)

HABRONEM MALACHIT (Mineralog.). Als 5tes Geschlecht der Malachit-Ordnung, stellt Mohs den Habronem (von ἁβρός, hart, schön und νῆμα, der Faden) Malachit auf, welcher in zwei Arten, nämlich den prismatischen (das Phosphorkupfer) und den hemiprismatischen (den Malachit) zerfällt. (*Keferstein.*)

HABSAL (oder Hapsal), eine kleine, im Jahre 1279 erbaute Kreisstadt in dem vormaligen Herzogthume und der jetzigen russischen Statthalterschaft Ehstland, mit einem kleinen Hafen an der westlichen Küste der Ostsee. Sie ist die Kreisstadt des Habsalschen oder des vormaligen Wiekschen Kreises. Dieser Bezirk wurde sonst in die Land- und Strandwiek eingetheilt, und begreift jetzt außer Habsal den Flecken Leal, die Inseln Nucko, Worms und Dagen, nebst noch einigen kleineren in sich. Habsal selbst liegt 10 Meilen von Reval, hat 160 Häuser und etwa 800 Einwohner, welche meistens Teutsche sind und theils von Handwerken, theils vom Handel leben, der hier einen Gegenstand von jährlichen 90 — 100,000 Rubeln ausmacht. Den Hafen, den 10 — 12 Schiffe besuchen, versandet von Jahr zu Jahr mehr. Bedeutende Fabriken und Manufakturen hat die Stadt nicht, ihre Bürger nähren sich aber gut. Viele unter ihnen treiben auch etwas Ackerbau, die Ärmeren Fischerei. Die Stadt hat eine Luthersche Kirche, in welcher abwechselnd Teutsch, Ehstnisch und Schwedisch gepredigt wird, das Letztere für die daselbst und auf mehreren da herum liegenden Inseln wohnenden Schweden. — Ehemals war Habsal eine mächtige Stadt und hatte ein festes Schloß, wovon die Ruinen in starken Mauern zum Theil noch jetzt auf dem dabei liegenden Berge zu sehen sind. Unter ihren vormaligen Bischöfen prägte sie ihre eigenen Münzen. Der Bischof Hermann soll ihr erster Erbauer gewesen seyn. An der westlichen Seite sind noch einige Überbleibsel von Steinen, welche vermuthen lassen, daß sie ehedem mit Mauern ist umgeben gewesen; jetzt ist sie ein offener Ort. Im Jahre 1559 kam sie an Dänemark, bald darauf an den Herzog Magnus von Holstein, als den Bischof von Ösel und der Wiek, und 1574 wieder an Dänemark; dann 1645 an Schweden, und endlich 1710 an Rußland. Der gleichnamige Kreis, den man auch die Wiek nennt (von einer großen Bucht oder Einwiek, den die See macht), ist ansehnlich, aber unregelmäßig und wegen der dazu gehörigen Inseln sehr zerstreut und weitläufig. Daher erstreckt er sich ungefähr vom 58. Gr. 16 Min. bis zum 59. Gr. 17 Min. der Breite, und vom 39. Gr. 36 Min. bis zum 42. Gr. 17 Min. der Länge. Der Flächeninhalt beträgt 2182 Quadratwerste, wozu noch etwa 700 Quadratwerste auf die Inseln kommen. Er ist meistens eben, aber mit vielen Morästen durchschnitten, der Boden abwechselnd, im Ganzen nicht sehr fruchtbar, daher die Ernte vom 4ten bis auf das 8te, selten bis über das 10te Korn geht. An Waldungen fehlt es nicht, und an Wiesen ist sogar Überfluß. Der Kreis enthält mit Einschluß der Pfarreien 114 Höfe und über 46,000 Einwohner. Viehzucht, Ackerbau und Flachsbau sind die vornehmsten Beschäftigungen derselben, die Strandbauern

---

3) S. Rosenmüller's bibl. Alterthumskunde I. S. 296. vergl. mit *Ker Porter* Travels I. p. 267. 4) S. Jakuti in Schultens's ind. geogr. ad vit. Saladini, v. Chaboras. 5) Wahl's Asien, S. 708, 709, 718. Rosenmüller's Alterthumskunde a. a. O. Jahn's Archäol. I, 1. S. 17.

*) *Plin.* Hist. nat. XXXV, 11. Unter dem Namen des Habron (ἅβρων) war auch, wie derselbe Plinius erzählt, ein berühmtes Bild des Apelles vorhanden, welches zu seiner Zeit noch in Samos bewundert wurde.

leben jedoch mehr vom Fischfange, der in manchen Jahren überaus ergiebig ist. *(J. C. Petri.)*

HABSBURG, ein um das Jahr 1020 erbautes Schloß auf dem nicht sehr hohen, aber steilen Wülpelsberge im Bezirk Brugg des schweizerischen Cantons Aargau, von welchem das gräfliche Geschlecht, welches mit Kaiser Rudolf I. den teutschen Thron bestieg, seinen Namen hat. Der anfänglich sehr beschränkte Umfang muß nachher, wie die Spuren zeigen, weiter ausgedehnt worden seyn. Jetzt ist nur ein sehr fester Thurm übrig, von bedeutender Höhe, der von einem Feuerwächter bewohnt wird. Nach einem im Jahre 1804 verfertigten Modell von diesem Überbleibsel wurde dasselbe zu Laxenburg nachgeahmt. Die Aussicht von dem Thurme über einen großen Theil der Aargau und Solothurn, und über den Schwarzwald, ist sehr ausgedehnt. Kaiser Rudolfs I. Vorfahren bewohnten dieses Schloß beständig: seit der Erwerbung von Östreich aber hielten sich seine Nachkommen selten mehr in Helvetien auf, und wenn es noch geschah, so war das bedeutendere Schloß bei Baden im Aargau (der Stein zu Baden) ihre Wohnung, oder auch das aus Gütern, die in der Blutrache Kaiser Albrechts I. erobert wurden, gestiftete Kloster Königsfeld. Im vierzehnten Jahrhunderte belehnten die Herzoge von Östreich die Edlen von Wildegg mit diesem Stammschlosse, und hierauf diejenigen von Wolen, von denen es im Jahre 1415, als die Eidgenossen den Östreichern das Aargau entrissen, der Stadt Bern übergeben wurde. Diese belehnte damit die Segesser von Brunegg, von denen es 1469 dem Kloster Königsfelden verkauft wurde, bei dessen Säcularisation zur Zeit der Reformation es wieder an Bern zurück fiel. Seit der Statsumwälzung im Jahr 1798 gehört es zum Canton Aargau. — Im J. 1815 besuchte Kaiser Franz II. diese Stammburg seiner Voraltern von mütterlicher Seite. — Von diesem Schlosse kommt auch der Name Grafschaft Habsburg, womit die alten habsburgschen Besitzungen im Aargau bezeichnet werden, die aber nie eine eigne Grafschaft ausmachten, sondern zu der Grafschaft Rore gehörten. (S. den Art. Habsburg, Grafen von). — Den Namen Habsburg hat man auf mancherlei Weise zu erklären gesucht: bald von einem Habichte, der sich auf diese Stelle soll niedergelassen haben, weßwegen die Grafen zuerst diesen Vogel als Schildhalter gehabt hätten: bald von Hapt, Haupit und Habis, welches man durch Haupt erklärte; bald von Habe oder Haben zu Bezeichnung eines eignen Gutes; damit stimmt dann in der Bedeutung die wahrscheinlichste Etymologie überein, die das Wort von terra aviatica ableitet. Von einer andern Etymologie von dem aventischen Berge zu Rom, s. Habsburg, Neu-. Von diesem Schlosse hat auch ein benachbartes kleines Dorf seinen Namen. *(Escher.)*

HABSBURG, Neu-, ein zerstörtes Schloß im Canton Luzern auf dem Hügel Ramenflüe, an derjenigen Bucht des Vierwaldstättersees, die bis Küsnacht reicht. Eine grundlose Sage läßt dasselbe von Flüchtlingen aus dem Geschlechte der römischen Petro-Leone oder Frangipani erbaut werden, und macht es zur eigentlichen Stammburg des habsburgschen Geschlechtes: den Namen Habsburg sollen ihm die Erbauer von dem aventinischen Berge zu Rom gegeben haben. (S. Habsburg, Grafen von). Das Schloß ist aber spätern Ursprungs als das Schloß Habsburg im Aargau, und war eine Besitzung der dortigen Grafen, die vielleicht durch desselben Erbauung festen Fuß in der Nähe der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden fassen wollten. Es wurde im J. 1352 von den Eidgenossen in dem Kriege gegen Östreich nach einer zehntägigen Belagerung erobert und zerstört. — Die Gerichte über die zu der Burg gehörigen Dörfer kaufte Luzern 1406 von den Edlen von Hünenberg, an welche sie von den Östreichern verpfändet waren. Die daraus gebildete Landvogtei hieß Habsburg, so wie der jetzige Gerichtskreis, der zu dem Amte Luzern gehört. *(Escher.)*

HABSBURG (Grafen von), Genealogie und Geschichte des Geschlechtes. Je höher die Macht und der Glanz dieser Häuser gestiegen ist, desto größer war der Reiz zu Verfertigung fabelhafter Genealogien. Nur als Beispiel, wohin sich die grundlosen Träumereien, oder absichtliche Erdichtungen versteigern können, wird hier angeführt, daß dem Hause ein trojanischer Ursprung gegeben wurde, indem man es theils von dem Geschlechte Frangipani oder Petro-Leone zu Rom (das aber jüdischen Ursprungs ist); theils von den Merovingern, und beide wieder aus trojanischem Geblüte und dann von Gam ableitete [1]). Kaum bedürfen dergleichen Fabeln heut' zu Tage mehr einer Widerlegung, obgleich mehrere der berühmtesten Kaiser aus diesem Hause es bewiesen, wie vielen Gefallen sie daran fanden. Der wahrscheinliche Ursprung von den alten elsassischen Herzogen wurde zuerst zwar nicht erwiesen, sondern errathen durch Lazius (de Migrationibus Gentium, L. VIII.), Gebwyler (vita S. Odiliae.), Guilliman (Habspurgiaca I, 3.), und Buzelinus (germania Topo-chrono-stemmatograph. s. et prof.). Lazius und Buzelinus sind bekannt als Verfertiger von Genealogien, die ohne urkundliche Grundlagen aus bloßen Vermuthungen abgeleitet sind. Guilliman läßt die habsburgschen Landgrafen des obern Elsasses aus Helvetien ins Elsaß kommen, und nennt ihre Voraltern Grafen von Altenburg. Dagegen erinnert Schöpflin (Alsatia illustrata T. 2. 462) richtig, daß die geographischen, von Bürgern abgeleiteten Namen der Grafschaften, erst im eilften Jahrhundert anfangen, da sie vorher bloß mit dem Taufnamen der Besitzer bezeichnet waren. Hingegen tadelt er Guilliman ohne Grund darüber, daß er Altenburg in die Gegend der alten Vindonissa (Windisch, oberhalb des Zusammenflusses der Reuß und Aare) verlege, und sucht dasselbe im Klekgau jenseits des Rheines. Denn allerdings findet sich in der Gegend von Vindonissa eine Burg dieses Namens, welche zu den Stammgütern der Habsburger gerechnet wird (s. Leu's Lexikon. Altenburg.).

1) S. Jo. *Ludwig Schönleben*, Diss. de prima origine Domus Habspurgo-Austriacae. Laubaci 1680. fol.

Gründlicher verfolgte dann Vignier [2]), die vor ihm aufgefundene Spur, und zeigte wahrscheinliche Grade der Abstammung der Lothringer und Habsburger von Ethiko, Herzog des Elsasses im siebenten Jahrh. Aber indem er Leudesius, Major Domus in Neustrien unter Theoderich III. als Ethiko's Vater, und den Major Domus Erchinoaldus als seinen Großvater aufstellte, verlor er sich wieder in unhaltbare, und völlig unwahrscheinliche Vermuthungen. Eben so unrichtig behauptete dann le Cointe (Annales Ecclesiast. Francorum), daß Herzog Leutharius II. von Alemannien unter Sigebert II. der Vater von Ethiko gewesen, so gewiß es auch ist, daß Ethiko alemannischen Ursprungs war. Mit weit mehr Wahrscheinlichkeit könnte man Schöpflins Vermuthung folgen, der sie aber selbst als bloße Vermuthung gibt, daß Ethiko von den alten Guelfen abstamme. Sein Vater Luithericus oder Leutericus wird zwar in Urkunden genannt, aber ohne alle nähere Bezeichnung. Wahrscheinlich war er einer der großen Güterbesitzer, Dynasten, am Rheine: wenigstens hatte sein Sohn der Herzog Ethiko II. sehr ausgedehnte Besitzungen im Elsaß, Breisgau und der Ortenau, wie die Urkunden einiger von ihm gestifteter Klöster beweisen. Er macht daher die Gränze der genealogischen Wahrscheinlichkeit, über welche hinauf Alles dunkel und nur die Unrichtigkeit der meisten aufgestellten Vermuthungen erweislich wird. Von ihm gehen daher auch die Begründer der wahren habsburgschen Genealogie aus. Diese sind der hannoversche Historiograph und Bibliothekar Johann Georg Eccard, der Pater Marquard Herrgott zu St. Blasien und Johann Daniel Schöpflin, Professor zu Straßburg [3]).

Der Pagus Alsaticus, als dessen Herzog Ethiko erscheint, kam mit dem übrigen Alemannien durch die Schlacht bei Tolbiacum (496) unter fränkische Hoheit, und gehörte folglich zu Austrasien. Bis ins siebente Jahrhundert bildete er einen Theil des Herzogthums Alemannien, das im Anfange des sechsten Jahrhunderts errichtet, dann aber durch König Pipin oder doch im Anfange von Carls des Großen Regirung, wegen der unaufhörlichen Empörungen dieser allzu mächtigen Herzoge gleich andern aufgehoben wurde. Damals aber erstreckte sich dieser Pagus südlich tief in Helvetien hinein bis an die Aare. Im Anfange des siebenten Jahrhunderts erscheint nun der Pagus getrennt von Alemannien unter eigenen Herzogen. Wahrscheinlich jetzt schon, um die alemannischen Herzoge zu schwächen. Vor Ethiko werden in den Urkunden Gundonius und sein Nachfolger Bonifacius, beide ungewissen Geschlechtes, als Herzoge des Elsasses genannt. Auf diese folgt Ethiko, wahrscheinlich im Jahre 666. [Der Name erscheint verschiedentlich in den Urkunden und Geschichtschreibern: Edith, Etich, Edichin, Athicus, Atticus, Adalricus, Athelricus, Ethico, Ethicus, und mit der bei den Franken häufigen Aspiration Chadichus] [4]).

Sein Geburtsjahr setzt Schöpflin um 626, das Todesjahr um 690, und beweiset unwidersprechlich die Unrichtigkeit von Herrgott's und Andrer Behauptung, daß er zugleich Herzog in Alemannien gewesen. Er wird als hart und grausam in jüngern Jahren, als milder endlich im Alter geschildert, womit die Legende von seiner Tochter, der heil. Odilia, übereinstimmt, welche blind geboren auf Befehl des Vaters sollte ausgesetzt werden, von der Mutter Berswinda aber gerettet und in einem Kloster Burgunds erzogen wurde, worauf sie durch ein Wunder in der Taufe soll sehend geworden seyn. Einen ungenannten Bruder, der sich für sie verwandte, soll der Vater umgebracht haben. Nachher stiftete er, um sein Verbrechen nach den Zeitbegriffen abzubüßen, bei seiner Burg Hohenburg das gleichnamige Frauenkloster, für Odilia, von welcher dann auch der Berg seinen Namen erhielt [5]).

Einen geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit als der Stammvater haben die einzelnen Glieder des Geschlechtes bis um die Mitte des zehnten Jahrhunderts. Daher finden sich auch bedeutende Abweichungen in den Geschlechtsregistern, welche Eccard, Herrgott und Schöpflin, meist nach Urkunden aufgestellt haben. Doch hat das System des Letztern, der außer den Quellen, welche seinen Vorgängern zu Gebote standen, noch eine große Menge andrer Urkunden benutzte, am meisten für sich. Zwei Söhne, welche Ethiko hinterließ, Adelbertus oder Adalardus, und Ethiko II., erscheinen beide mit dem Namen Herzog; aber Schöpflin beweiset wieder, daß Herrgott sie unrichtig Herzoge in Alemannien nennt. Man darf indessen daraus keine Erblichkeit dieses Amtes folgern, obgleich nach alemannischer Sitte der Sohn bei Verleihung desselben nicht leicht übergangen wurde. Ein dritter Sohn Hugo I., welcher vor dem Vater starb, ist der Stammvater eines gräflichen Geschlechtes in Elsaß, das um die Mitte des achten Jahrhunderts verschwindet. Nach Herrgott wäre Ethiko II., der älteste Sohn aber nur kurze Zeit Herzog gewesen, und auf ihn Adelbert gefolgt. Schöpflin hingegen zeigt, daß Ethiko II. wohl den Titel, aber nicht das Amt besessen habe, und jünger als Hugo gewesen, der jenen Titel nie erhielt, weil er vor dem Vater starb. Von Ethiko II. wird das Geschlecht der Herzoge von Lothringen, von dem ältesten Adelbert aber werden die Habsburger und die Zäringer abgeleitet.

Adelbert wurde von Theoderich III. noch bei Lebzeiten Ethiko's I. zum Grafen des untern Elsasses

2) Hieronymus Vignier, geb. 1606 zu Blois, reformirter Prediger daselbst, nachher Katholik, starb zu Paris 1661 als Père de l'Oratoire. 1649 gab er zu Paris heraus: La véritable origine des très illustres maisons d'Alsace, de Lorraine, d'Austriche, de Bade et de quantité d'autres. 3) Origines sereniss. ac potentiss. Familiae Habsburgo-Austriacae, ex Monumentis veteribus etc. demonstratae a *J. G. Eccardo.* Lips. 1721. fol. — Genealogia diplomatica Augustae Gentis Habsburgicae. Opera et studio *Marquardi Herrgott.* 2 Tom. 3 Vol. fol. Viennae 1737. — Alsatia illustrata. Auctor *J. D. Schoepflinus,* Colmariae 1751. 2 Tom. fol.

4) Wie Chlodwich und Ludwig. Schöpflin beweist daher, daß der Herzog Chaticus, welchen *Bobolenus* in Vita S. Germani anführt, eben dieser Ethiko sei. 5) Kaiser Maximilian I. setzte einen großen Werth darauf, daß seine Abstammung von dem Vater dieser Heiligen könne gezeigt werden.

oder Nordgaues ernannt[6]), und folgte nach des Vaters Tode als Herzog des Elsasses. Er erscheint als Stifter einiger Klöster und starb zwischen 720 und 723, indem er nebst fünf Töchtern drei Söhne hinterließ, Luitfridus I., Maso und Eberhardus. Jedem der beiden letztern wird ein einziger Sohn zugeschrieben, mit welchen ihre Descendenz verschwindet. Luitfridus I. (auch Liutfridus, Leudofredus, Leudefridus), folgte dem Vater Adelbert als Herzog und starb um die Mitte des achten Jahrhunderts. Mit ihm hört die herzogliche Würde im Elsasse auf und seine Nachkommen werden immer Grafen genannt. Das Land aber selbst behielt noch den Namen eines Herzogthums. Die Aufhebung dieses Amtes fällt also ungefähr in die gleiche Zeit mit der Abschaffung der alemannischen Herzoge und gehörte zu dem allgemeinen System der Carolinger, die Großen zu schwächen[7]). Desto mehr erhoben sich aber dann die Grafen, besonders diejenigen, welche zu Verwaltung der Rechtspflege über einen größern Gau gesetzt waren, und wieder andre Grafen unter sich hatten, von denen sie sich aber erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts durch den Namen Landgrafen zu unterscheiden anfangen. Zu jenen höhern Grafen gehörten auch mehrere der Nachkommen Luitfrids I., die als Grafen des obern Elsasses erscheinen, ohne daß bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts das Amt erblich, oder alle, die den Namen Grafen führen, dasselbe wirklich besessen hätten[8]). Man muß daher in dieser Grafschaft des alten Sundgaues, woraus die spätere Landgrafschaft der obern Elsasser entstand, zwei Perioden unterscheiden, die auch für die Geschichte der Habsburger wichtig sind. In der ersten, die bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts geht, ist dieselbe noch nicht erblich und die Grafen sind nach ihrer ersten Bestimmung noch Beamte des Königs. Daher wechseln Grafen aus verschiedenen Geschlechtern. Allein als die kaiserliche Macht gegen Ende des eilften Jahrhunderts sank, so usurpirten Luitfrids Nachkommen, die damals im Besitze der Grafschaft und durch große Stammgüter mächtig waren, dieselbe als erbliches Lehen, und sie blieb ihnen bis zum westphalenschen Frieden. In dieser zweiten Periode war aber ihre Ausdehnung weit beschränkter als unter den Carolingern. Was früher in Helvetien und im Jura dazu gehört hatte, war im J. 888 bei Entstehung des hochburgundschen Königreichs abgerissen worden, und wurde nie mehr damit vereinigt. Dagegen standen diese Grafen, die sich von 1186 an Landgrafen, zuweilen aber auch noch Grafen des Elsasses nennen, seit 916 bis zum Untergange der Hohenstaufen 1268 neuerdings unter Herzogen, indem unter Conrad I. nach dem Falle der Kammerboten, Berchtold und Erchanger das alte alemannische oder jetzt schwabensche Herzogthum hergestellt, und auch das Elsaß in seiner gegen Süden zwar beschränktern Ausdehnung wieder damit verbunden wurde. Aber wie überall, so usurpirten auch diese Grafen Lehen und Kammergüter, und vermischten sie so mit Stammgütern und andern später erworbenen Allodien, daß es oft unmöglich ist, die Natur jeder Besitzung auszumitteln.

Auf Luitfridus I., den letzten Herzog aus Ethiko's Stamme, lassen die Urkunden seinen einzigen Sohn Luitfridus II. als Grafen des Elsasses folgen, der ums J. 800 starb, mit Hinterlassung von zwei Söhnen, den Grafen Leutardus und Hugo II. Der Sohn des erstern ist der berühmte Gerhard von Rossillon, Graf von Paris. Hugo hingegen († 837) pflanzte das Geschlecht im Elsasse fort. Von seinen drei Söhnen Luitfridus III., Adalardus und Hugo starb der letzte als Knabe, Adalardus wahrscheinlich kinderlos. Ihre Schwester, Ermengardis, war die Gemahlinn Kaiser Lothars I., und die Annales Bertiniani (beim Jahre 862) erwähnen, daß Luitfridus von seinem Neffen König Lothar an Kaiser Ludwig II. nach Italien gesandt worden. Luitfridus III. starb 864. Der ältere seiner Söhne Hugo III., von dessen großer Macht sich unzweifelhafte Spuren zeigen, starb kinderlos ums Jahr 880. Der jüngere, Luitfridus IV. folgte ihm in den sämmtlichen Besitzungen. Sein Todesjahr ist ungewiß. Zwei seiner Söhne Hunfridus, der älteste, im Nordgaue mächtig, und Hugo IV., der jüngste, werden beide nur ein einziges Mal in Urkunden erwähnt[9]). Der zweite Sohn Luitfridus V., Graf des Sundgaues, wurde 925, als er das Land gegen einen Einfall der Ungern vertheidigte, in die Flucht geschlagen. Sein Todesjahr ist ungewiß. Ihm folgte als Graf des Sundgaues sein älterer Sohn Luitfridus VI., welcher noch im Jahre 977 in einer Urkunde erscheint, dieses Jahr aber wahrscheinlich nicht lange überlebte. Eben so ist auch das Todesjahr seines Sohnes Luitfridus VII., Grafen im Sundgau und Nordgau, ungewiß. 999 erscheint er zum letzten Male in Urkunden; und da mit ihm der Name Luitfridus verschwindet: so vermuthet Schöpflin, daß er der einzige männliche Nachkomme von Luitfridus VI. gewesen. Dieß wird auch dadurch wahrscheinlich, daß nach dem Jahre 1000 die Enkel seines Oheims Guntram als Besitzer der Güter und wahrscheinlich auch der Grafschaft im Elsasse erscheinen. Dagegen hatte Luitfridus V. wahrscheinlich einen zweiten Sohn Guntram den Reichen, von

6) Der Eckenbach oder der benachbarte Landgraben zwischen Schlettstadt und Gemar theilte das obere vom untern Elsaß, oder das Sundgau vom Nordgau, eben so wie die Baseler von der Straßburger Diöcese. Nach den Carolingern aber erscheint der Name Sundgau in beschränkterer Bedeutung und begreift nur einen Theil des oberen Elsasses bis zu dem Flüßchen Thur bei Thann und Sennheim.

7) Unter den Carolingern findet sich nach Liutfrid nur noch ein einziger Herzog des Elsasses, Hugo, ein natürlicher Sohn König Lothars, des Sohns von Kaiser Lothar I. Vom Jahre 867 an erscheint er 17 Jahre lang als Herzog.

8) Der Name Comes wurde allmälig auch als bloßer Titel gebraucht, den besonders diejenigen führten, die aus einem herzogl. Geschlechte stammten.

9) Von Hunfridus leitet Herrgott Guntram den Reichen ab, mit welchem die sichere Geschlechtsfolge der Habsburger beginnt. Schöpflin hingegen macht es wahrscheinlich, daß er ein Sohn Luitfrids V. war.

welchem das habsburgsche Geschlecht nun mit Gewißheit kann hergeleitet werden, während die ganze frühere Periode keineswegs darauf, sondern nur auf große Wahrscheinlichkeit Anspruch machen darf. Hier beginnen nämlich die Acta Fundationis Monasterii Murensis[10]), die in Verbindung mit den Urkunden ein helleres Licht verbreiten. Zwar hat Herrgott das Alter und das Ansehen derselben angegriffen und ihren Ursprung ans Ende des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt. Kopp vertheidigte sie aber in den Vindiciis, wo er den Verfasser der Acta ins zwölfte Jahrhundert setzt, und zwischen ihm und dem Verfasser[11] einer späteren als der voranstehenden Genealogie unterscheidet.

Guntram der Reiche, der mit zweihundert Mann der Schlacht bei Merseburg gegen die Ungern soll beigewohnt haben, hatte wahrscheinlich durch Theilnahme an der Empörung Herzog Ludolfs von Schwaben und Elsaß gegen seinen Vater Kaiser Otto I. (953 u. 954), sich die kaiserliche Acht und den Verlust seiner Besitzungen im Elsasse und Breisgau zugezogen, und war auf die Altenburg bei Windisch geflohen[12]). Seine elsaßschen und breisgau'schen Güter kamen durch Schenkung der Ottonen an das Kloster zu Payerne und an Einsideln. Aber der größere Theil der Stammgüter und Lehen, auch die Grafschaft des Sundgaues blieb den Luitfriden, die keinen Theil an der Empörung scheinen genommen zu haben, und nach deren Erlöschen um 1000 ihre Besitzungen an Guntrams Enkel müssen gefallen seyn. Durch List und Gewalt unterwarf sich Guntram die freien Güterbesitzer zu Wolen an der Reuß und legte ihnen Dienste und Pflichten auf. Auf gleiche Weise dehnte sein Sohn Kanzelinus oder Lanzelinus das kleine Erbgut über die Ortschaft Muri aus, und zwang theils die freien Einwohner zur Knechtschaft, theils vertrieb er sie mit Gewalt von dem Ihrigen. Sein Beispiel wurde von manchen seiner Nachkommen befolgt. Allgemein wird angenommen, daß Kanzelinus eben der Lantoldus sei, von welchem auch die Zäringer abgeleitet werden. Kanzelinus wohnte auf der Altenburg und starb wahrscheinlich i. J. 990. Über die Namen zweier seiner Söhne Radeboto und Rudolf I. waltet kein Zweifel. Weniger gewiß, aber wahrscheinlich ist Bischof Wernherus von Straßburg sein Sohn, der noch einen Bruder Lanzelinus erwähnt. Ist die Gleichheit des ersten Kanzelinus und des Lantholdus erwiesen, so müssen nach Urkunden des Klosters Einsidlen noch Birctilo oder Bertholdus, von welchem die Zäringer abstammen, und ein unbekannter Graf Gebhardus beigefügt werden. Von Radeboto und Rudolf, dem Stifter des Klosters Othmarsheim im Elsaß, meldet die Geschichte, daß sie die übrigen väterlichen Güter getheilt, aber über den Besitz von Muri sich gestritten haben, weßwegen Rudolf die Gegend mit Feuer und Schwert verheert, Radeboto aber dennoch im Besitze blieb. Dieser, vermählt mit Idda, der Schwester Herzog Theoderichs von Lothringen, erbaute um 1020 auf dem Wülpelsberge in dem alten Stammgute im Eigen, nicht fern von der Altenburg, das festere aber kleine Schloß Habsburg[13]). Bekannt ist die Erzählung, daß er mit dem Gelde, welches ihm Bischof Wernher, der das Kirchengut für Bereicherung seines Stammes mißbrauchte, zu dem Baue gegeben, der Burg viele Dienstmannen aus dem umwohnenden Adel erworben. Als nun Wernher die Burg zu besehen kam, und den Umfang für so viel aufgewandtes Geld allzu enge fand, mahnte Radeboto in der Nacht seine Getreuen. Bei Tages Anbruch erblickte Wernher das vermeinte feindliche Heer, billigte dann aber des Bruders Klugheit, welcher ihm diese lebenden Mauern als die festeste Schutzwehre der Größe eines Hauses vorstellte. Eben dieser Wernher, auch als Erbauer der Stiftskirche zu Straßburg bekannt, erscheint als Stifter des Klosters Muri in Verbindung mit Radeboto's Gemahlinn Idda, welche ihr Witthum, das von Kanzelinus in dortiger Gegend geraubte Gut, dessen rechtmäßige Besitzer, wie erzählt wird, nicht mehr zu finden waren, zu Erbauung eines Klosters weihete. Von daher blieben die Besitzer der Habsburg Schirmvögte des Klosters Muri. Wernher starb 1028 oder 1024 zu Constantinopel, wohin Kaiser Conrad II. ihn soll gesandt haben, um sich des gewaltthätigen aber mächtigen Mannes zu entledigen, über dessen Beraubungen unaufhörlich von den elsaß'schen Klöstern geklagt wurde. Er übergab vor seiner Abreise die Verwaltung Habsburgs und der übrigen Güter seinem Bruder Lanzelin, da Radeboto, der in einer Urkunde Graf im Klekgau genannt wird, im Jahre 1027 starb. Dieser hin-

10) Muri im Aargau. Die beste Ausgabe dieser Acta ist von dem Abt Fridolin Kopp von Muri: Vindiciae Actorum Murensium, Muri 1750. 11) Zwei andre in diesem Streite erschienene wichtige Schriften sind: Anonymus Murensis denudatus. Auctore *P. Rusteno Heer*. Friburgi Brisgoviae 1755. 4. gegen Kopp. Hingegen für ihn: Vindiciae Vindiciarum Koppianarum etc. adornatae a *Jo. Bapt. Wieland*. Muri 1760. 4. Das letztere Werk ist aber verstümmelt; denn da Wieland (Conventual zu Muri) zu beweisen suchte, daß die Habsburger schon im zwölften Jahrhundert erloschen, und die spätern von den Grafen v. Thierstein abstammen: so wurde von Wien und Rom her die Unterdrückung des Werkes verlangt. Haller hat die weggelassenen Stellen bekannt gemacht in der schweiz. Biblioth. Bd. 2. S. 488 fg. 12) Da diese Burg mit der dazu gehörigen Landschaft Eigen im burgundschen Königreiche lag, so hatte das über Guntram gesprochene Urtheil auf den Besitz derselben keinen Einfluß. Ob er sie aber schon vorher besessen, und ob sie wirkliches Stammgut des Geschlechtes gewesen, ist höchst ungewiß, und weit wahrscheinlicher, daß er sie, vielleicht durch eine Heirath, erworben. In den St. Gallenschen Chroniken wird nämlich nach der Mitte des neunten Jahrhunderts ein Verwandter des gelehrten Abtes Hartmut von St. Gallen erwähnt, Namens Landolo, als Besitzer von Vindonissa und Altenburg und vieler andrer Güter. Er wurde Bischof zu Darwis (Treviso) und starb 882 zu Roschach, nachdem er dem Kloster St. Gallen große Schenkungen gemacht. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die vermeintlich uralten Stammgüter der Habsburger im Aargau erst im zehnten Jahrhundert durch Guntram erworben wurden; vorausgesetzt, daß dieser Guntram der Reiche wirklich jener im Elsaß geächtete Graf gewesen, was sehr wahrscheinlich, aber nicht erwiesen ist.

13) Unter mancherlei Etymologien des Namens hat am meisten für sich diejenige, welche ihn von terra aviatica ableitet; da v oft in b verwandelt wurde. Die Gegend hieß im Eigen.

terließ nebst einer Tochter Richenza, die an Graf Ulrich zu Lenzburg vermählt wurde, drei Söhne Otto I., Adelbertus I. (oder Albertus I.) und Wernher II. Von dem Letzten stammen die folgenden ab. Otto wurde 1046 von einem Edelmann ermordet und zu Straßburg begraben. Adelbertus starb bei Hüningen; zu Muri begraben. Beide heißen Grafen ohne weitere Bezeichnung: aber der jüngste Bruder Wernher II. erscheint zuerst mit dem Namen Graf von Habsburg in einer Urkunde[14]), wodurch die Kardinäle zu Rom in Abwesenheit des Papstes die Einrichtung Wernhers bestätigen, daß jeder Älteste des Hauses von dem Abte zu Muri mit der Schirmvogtei solle belehnt werden. Um diese Zeit fing man nämlich auch in Teutschland an, die etwas frühere italienische Sitte nachzuahmen, nach welcher die Edelleute sich von ihren Schlössern oder andern Besitzungen benannten. Die Genealogie erhielt dadurch ein helleres Licht; aber indem der gräfliche Titel auch in Geschlechtern forterbte, die kein gräfliches Amt mehr besaßen, und dann allmälig der Name Grafschaft auch in geographischer Bedeutung gebraucht wurde, erhielt manche Gegend von ihren Besitzern den Namen Grafschaft, die früher nicht als solche erscheint. So entstand auch der Name der Grafschaft Habsburg, obgleich die habsburgschen Besitzungen in Helvetien nie eine Grafschaft im ältern Sinne bildeten. In dem Ausdrucke Graf zu Habsburg zeigt sich noch das frühere Verhältniß. Die habsburgschen Besitzungen gehörten zu der Grafschaft des niedern Aargaus, die oft von der Mallstatt Rore[15]) benennt wird. Das alte Grafengeschlecht, welches von Lenzburg seinen Namen erhielt und 1172 erlosch, verwaltete dieselbe. Wernher II. erscheint in dem Kriege zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf als eifriger Anhänger des Letztern. Dieß und die Sorge für Erhebung des Klosters Muri, das er 1064 weihen ließ, hat ihm von den dortigen Mönchen den Zunamen des Frommen verschafft. Von seinen zwei Söhnen Otto II. und Adelbert II. wurde der erstere in seinem Hause ermordet im J. 1111. Wahrscheinlich war er auch Graf im Elsasse, in welcher Würde ihm sein Bruder Adelbert scheint gefolgt zu seyn, der im J. 1140 starb, ohne daß seine Descendenz erwähnt würde. Otto II. hingegen hinterließ Wernher III., der ums Jahr 1163 starb und dessen Sohn erweislich Adelbert III. war[16]). Dieser hat den Zunamen des Reichen, und wird als menschenfreundlich, mild und wohlthätig gegen Unglückliche, zugleich aber als tapferer, großherziger Krieger geschildert. Beweise davon gab er in zwei Kreuzzügen nach Palästina (1187 bis 1191 und 1196 bis 1198), und in den Kämpfen für Berchtold V. von Zäringen gegen den Unabhängigkeitssinn der Großen im burgundschen Helvetien. Das Städtchen und die Burg Waldshut nahe am Zusammenflusse der Aare und des Rheins sind von ihm angelegt. Er vermehrte die habsburgschen Besitzungen mit einigen Ortschaften im jetzigen Kanton Zürich, die ihm seine Gemahlinn Idda von Pfullendorf zubrachte. Auch erhielt er von Kaiser Friedrich I. die Grafschaft im Zürichgau. Adelbert ist auch der erste, der sich Landgraf im Elsaß nennt[17]); doch kommt auch nachher noch einige Male bloß der Name Graf vor, und die Habsburger zogen den Namen Grafen von Habsburg, wodurch Allodialbesitzthum bezeichnet wurde, meist dem Namen Landgrafen im Elsaß vor. Denn diese Landgrafschaft hatte niemals fürstliche, sondern immer nur gräfliche Würde, und erst als die Östreicher im funfzehnten Jahrhundert aus ihren Landgrafschaften im Elsaß und Breisgau, aus dem Schwarzwald und den vier Waldstädten am Rheine ein Fürstenthum bildeten, dessen Regirung zu Ensisheim im Elsaß ihren Sitz hatte, wurde auch die Landgrafschaft im Elsaß zuweilen Fürstenthum genannt. Daher ging auch durch die Annahme des Titels Landgraf im Verhältnisse der Habsburger zum obern Elsasse keine Veränderung vor. Regalien besaßen sie anfänglich so wenig als andre königliche Beamte, sondern nur die richterliche Gewalt, zumal da sie bis zum Untergang der Hohenstaufen unter den Herzogen von Schwaben standen. Der Übergang zu den neueren Verhältnissen geschah auch hier nur durch allmälige Usurpationen, die dann durch Erwerbung der Reichsvogtei und des Reichsvikariats über das obere Elsaß im vierzehnten Jahrhundert noch besonders erleichtert wurden.

Mit Adelbert III. erhält nun die habsburgsche Genealogie unbezweifelte Gewißheit durch eine Urkunde Kaiser Rudolfs I. vom Jahre 1259, worin er seinen Vater, Großvater und Ältervater (eben diesen Adelbert) nennt. Adelbert III. starb 1199 und es folgte sein einziger ihm unähnlicher Sohn, der übermüthige und gewaltthätige Rudolf II. als Graf von Habsburg und Landgraf im Elsaß. Durch ihn machte die habsburgsche Macht nicht geringe Fortschritte, wozu der Kampf um

---

14) Die Jahrzahl der Urkunde fehlt: Kopp setzt sie 1094; Heer weniger richtig 1095, da Wernher höchst wahrscheinlich 1096 starb.

15) Rore wird von Einigen im jetzigen Dorfe Rohr, von Andern auf dem Platze gesucht, wo jetzt das Rathhaus zu Aarau steht.

16) Eine etwas verwirrte Stelle der Genealogie bei den Actis Murensibus hat hier die Vermuthung erzeugt, daß mit Wernher III. der habsburgsche Mannsstamm erloschen, und die folgenden Habsburger von den Grafen von Honberg oder Thierstein im Frickthal (die sich nachher in die nach diesen beiden Schlössern benannten Linien theilten), abstammen, in welches Haus Idda, eine Schwester Otto's II. soll vermählt gewesen seyn. Man hat diese Behauptung, welche die ganze Genealogie der Habsburger umzustürzen drohte, auf mancherlei Weise zu widerlegen gesucht, (s. Schöpflin in der Alsatia illustrata. Tom. 2. S. 470) den sichersten Beweisgrund aber lange übersehen, der in einer Urkunde liegt, die Joh. Heinr. Hottinger in dem Speculum Helvetico-Tigurinum 1665 (Seite 234) bekannt gemacht hat, in welcher Adelbert ausdrücklich Sohn des Grafen W. (Wernher) von Habsburg genannt wird. Sie ist vom Jahre 1153. Zurlauben hat zuerst ihre Wichtigkeit für die habsburgsche Genealogie dargethan in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions. Tom. 35. p. 677. Damit stimmt dann auch die Genealogie einer andern alten Handschrift, Gesta Murensia, überein, worin jene Idda nicht als Schwester, sondern als Gemahlinn Otto's II., und geborne Gräfinn von Thierstein erscheint.

17) Die Urkunde ist vom J. 1186. Er nennt darin Luitfridus, Rampertus und Otpertus seine Vorfahren und Voraltern. Wohin aber die beiden letztern in der Genealogie zu ordnen seien, ist völlig dunkel.

die Kaiserkrone zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben und das Erlöschen des lenzburgschen Hauses (1172) ihm Gelegenheit darbot. Ungeduldig ertrug der hochfahrende Landgraf die Hoheit der schwabenschen Herzoge und nahm Partei für Otto. Diese Unruhen veranlaßten nähere Berührungen Habsburgs mit den drei Reichsländern Uri, Schwyz und Unterwalden. Nach alter Sitte in stürmischen Zeiten wählten die Unterwaldner den Grafen Rudolf, der in ihrem Lande einige Höfe erworben hatte, zum Schirmherren auf gewisse Jahre. Denn seit dem Erlöschen der Lenzburger, von denen mehrere die Rechte jener Reichsländer, besonders in den Streitigkeiten zwischen Schwyz und Einsidlen um die Gränzen, treu geschützt hatten, schien von den Habsburgern gleicher Schutz zu hoffen. Noch kannten diese Länder selbst die Kraft nicht, die in ihnen lag, und die sie nachher im Kampfe für Recht und Eigenthum so ruhmvoll entwickelten. Darum wählten oft alle drei, oft zwei oder einer aus ihnen einen benachbarten Großen zum Schirmherren. Doch bei den Habsburgern herrschte ein andrer Geist als bei den Lenzburgern. Nicht Ertheilung von Schutz und dafür kleine Vortheile und allenfalls Hilfe in eigner Noth, sondern Herrschaft suchten die Habsburger, und was später Kaiser Albrecht, Rudolfs Urenkel, mit so unglücklichem Erfolge unternahm, das versuchte dieser schon hundert Jahre früher. Als nämlich Otto IV. nach der Ermordung Philipps von Schwaben durch den Wittelsbacher allgemein als König anerkannt wurde, forderte er 1209 auch von den drei Ländern Huldigung. In einfachem und hellerem Sinne hatten diese, die päpstlichen Bannstrahlen verachtend, zu jeder Zeit Treue am schwabenschen Kaiserhause bewährt. Auch Philipp hatten sie Hilfe geleistet: desto weniger verzieh ihnen Otto ihre Antwort, „sie seien frei für sich „selbst, haben auch bisher sich selbst ohne des Reiches „Hilfe schirmen müssen; sie wollen ihm aber sonst Liebe „und Dienst thun." Er willigte in Graf Rudolfs Begehren, ernannte ihn, allem Herkommen zuwider, in des Reichs Namen zum Landvoigt über die drei Länder, und belehnte ihn mit allen dortigen Rechten und Einkünften des Reiches. Eine drohende Aufforderung, dem Voigte sich zu unterwerfen, das Versprechen ihn im Nothfalle zu unterstützen, und die Ermahnung an die benachbarten Städte und Herren, ihm beizustehen, schreckte die drei Länder, die nirgends auf Hilfe hoffen konnten. Sie verglichen sich mit Rudolf, der ihnen eidlich nach Sitte der von ihnen selbst gewählten frühern Schirmherren versprach, sie bei ihren Freiheiten und Rechten zu schirmen. Die Eingriffe, die er aber bald that, waren ihnen eine warnende Lehre, die zu König Albrechts Zeiten noch nicht vergessen war[18]). Auch mit des Reichs Eigenthum schaltete er eigenmächtig, wie ein Tauschvertrag mit dem Kloster Engelberg 1210 beweiset. Als daher im J. 1231 der römische König Heinrich VII. von den drei Ländern Hilfe für den treuen Anhänger seines Vaters Friedrichs II., den Abt Conrad von St. Gallen gegen Graf Diethelm von Toggenburg begehrte, machten sie zur Bedingung, daß ihnen ihr Vogt, Graf Rudolf von Habsburg gänzlich abgenommen, und ihnen schriftliche Versicherung gegeben werde, daß sie in Zukunft zu des Reiches Handen ohne alle Veränderung oder Verpfändung sollen geschirmt werden. Die Bedingung wurde eiligst erfüllt und des Königs Bote zeigte ihnen an, daß Graf Rudolf für alle Ansprachen an sie ausgekauft worden und in Zukunft niemand als der Kaiser oder König selbst ihr Voigt seyn solle. Wie Rudolf entschädigt worden, ist ungewiß; aber seine Anschläge gegen die Freiheit der drei Länder starben im habsburgschen Hause nicht aus. Besser gelangen ihm andre Vergrößerungen. Als der Pfalzgraf in Burgund Otto, Kaiser Friedrichs I. Sohn im Jahre 1200 gestorben war, erhielt Rudolf die Grafschaft im Aargau und die Schirmvoigtei über das Stift Seckingen, welchem das Land Glaris, zwar mit großen Freiheiten unterworfen und womit auch der Besitz der Herrschaft Laufenburg verbunden war. 1207 erscheint er als Besitzer von Laufenburg. Die Kastvogtei über das Kloster Murbach im Elsaß, welchem auch der Münster zu Luzern und verschiedene Rechte über die Stadt selbst angehörten, hatte er geerbt, und sie konnte für die Vergrößerungsplane der Habsburger sehr vortheilhaft werden. Warum er den Zunamen Placidus erhalten, ist schwer zu sagen: er heißt auch oft der Ältere zum Unterschiede von seinem zweiten Sohne, der indessen auch zuweilen der Ältere heißt in Beziehung auf Kaiser Rudolf. Sein älterer Sohn Adelbertus (oder Albertus) IV. erscheint noch bei Lebzeiten des Vaters (schon 1213) mit dem Namen Landgraf des Elsasses und Graf von Habsburg, und wir sehen hier die Sitte entstehen, daß auch die Söhne gräflicher Familien die gleichen Titel noch vor dem Tode der Väter führen. Den ursprünglich aus Demuth entstandenen, aber damals schon in ganz veränderter Bedeutung gebrauchten Eingang zu den Titeln, von Gottes Gnaden (Dei gratia), legen sich Rudolf und sein Sohn Albertus auch bei, in einer Urkunde vom J. 1227. Außer den schon genannten Söhnen Albertus IV. und Rudolf III. hinterließ Rudolf II. († 1232) von seiner Gemahlinn Agnes von Staufen noch zwei Töchter Hedwig und Gertrud, welche an zwei Brüder, Grafen von Froburg, vermählt waren: ein dritter Sohn Wernher starb wahrscheinlich vor dem Vater. Die beiden Brüder Albertus IV. der Weise und Rudolf der Schweigende (Taciturnus), theilten die väterliche Erbschaft. Jener behielt Habsburg mit den meisten im Aargau erworbenen Gütern, die Grafschaft im Aargau, und die Allodien im Elsaß. Rudolf hingegen erscheint als Be-

18) Seine Anmaßungen beweiset auch eine Urkunde (Herrgott Bd. 2. Nr. 273.), wodurch er als Voigt die Streitigkeiten zwischen Schwyz und Einsidlen entscheidet und die Gränzen bestimmt den 12. Jun. 1217. Hier sagt er: „Wan auch ich von „rechter Erbschaft rechter Voget (Voigt) und Schirmer der vorge„nannten Lüten von Schwyz bin." Auf diese willkürlich von Rudolf in seinen Spruch gesetzten Worte gründet der schmeichelnde Herrgott (Bd. I. S. 25) die Behauptung, die Schwyzer haben Rudolf als ihren erblichen Schirmherren und Voigt anerkannt.

sitzer von Laufenburg, Waldshut, Neu-Habsburg am Vierwaldstättersee, und der Besitzungen im Klekgau. Allein ein wirkliches Theilungsinstrument ist nicht vorhanden und die Urkunde vom Jahre 1239 (bei Herrgott) bezieht sich nur auf einige streitige Erbstücke. Doch zeigt sich daraus, daß die Gegend von Muri auch mit unter Rudolfs Vogtei stand. Die Landgrafschaft im Elsaß blieb zwar beiden Brüdern gemeinschaftlich, wurde dann aber nur auf die Nachkommenschaft Alberts vererbt. Einige von Rudolfs Enkeln erscheinen hingegen als Landgrafen in Burgund. Hier theilt sich nämlich der habsburgsche Mannsstamm in zwei Äste, von denen der ältere im J. 1740 mit Kaiser Carl VI., der jüngere oder habsburg-laufenburgsche hingegen zum Theil schon im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erlosch, zum Theil aber unter verändertem Namen noch fortdauert.

I. Der ältere oder Hauptstamm des habsburgschen Hauses. Albertus IV. legte durch seine Vermählung mit Hedwig, Graf Ulrichs von Kyburg Tochter und Schwester des letzten Grafen Hartmann des Ältern, aus dem echten kyburgschen Hause den Grund zu den großen Erwerbungen seines Geschlechtes aus dem kyburgschen Erbe. Wichtige Thaten werden von ihm nicht erwähnt. Im J. 1239 unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina, starb aber wahrscheinlich 1240 zu Askalon. Er hinterließ drei Söhne Rudolf IV., Albertus V. (der als Domherr zu Basel und Straßburg starb) und Hartmann (von dem keine Descendenz erwähnt wird), nebst zwei Töchtern.

Rudolf IV. erhebt das habsburgsche Haus, das unter Guntram und Kanzelin von so unbedeutenden Anfängen ausgegangen war, durch Glück und Klugheit zu einem der mächtigsten im östlichen Helvetien und gibt ihm dann als Kaiser Rudolf I. einen Glanz und eine Macht, welche auch die kühnsten Hoffnungen überstieg. Dieses Glück des Hauses außerhalb Helvetien gehört in den Artikel Östreich, seine Schicksale hingegen in dem Stammlande bis zur endlichen Vertreibung aus demselben sollen hier folgen.

Rudolf IV. folgte im zwei und zwanzigsten Jahre dem Vater im Besitze der durch die Theilung sehr geschmälerten Stammlande, und des gräflichen Amtes über einen Theil des Aargaues, des landgräflichen im oberen Elsaß. Das geringe Erbgut suchte er schnell mit Gewalt zu vermehren durch Befehdung des väterlichen Oheims zu Laufenburg und des mütterlichen, Graf Hartmanns des Ältern zu Kyburg. Beides mißlang; aber im Unmuthe über das Betragen dieses seines einzigen Erben, vergabte Hartmann 1244 seine weitläufige Grafschaft Kyburg, Baden im Aargau, die Kastvogtei über Schännis und die Burg Wandelberg im Gaster an das Domstift zu Straßburg als unveräußerliches Eigenthum. Die sichere Aussicht auf die sein Besitzthum weit übertreffende Erbschaft schien unwiederbringlich verloren, obgleich er sich mit Hartmann wieder aussöhnte; denn dieser hatte in der Vergabung selbst dem Rechte entsagt, dieselbe zu widerrufen. Allein was Hartmanns und Andrer Fürbitten bei dem Bischofe, was die Dienste selbst, die er demselben in seinem Kriege gegen die Stadt Straßburg leistete, nicht vermochten, die Vernichtung der Vergabungsurkunde, das erzwang Rudolf, indem er seine Waffen gegen den Bischof wandte und als Hauptmann der Stadt Straßburg ihm unersetzlichen Schaden that. Denn Rudolf erkannte besser als die meisten des damaligen Adels die Kraft, die in den Bürgerschaften lag, und indem er sich an ihre Spitze stellte, siegte er über Große, deren Macht seine eigenthümliche nicht gleich kam. So brach er als Hauptmann der Zürcher die Macht der gewaltigen Freiherren von Regensberg, welche die von den Zürchern angebotene Hauptmannschaft verschmäht hatten, und in Verbindung mit den Grafen von Tokenburg und Andern die kyburgsche Erbschaft Rudolf streitig zu machen suchten. Denn als mit Graf Hartmann dem Ältern im J. 1264 der kyburgsche Mannsstamm unterging, setzte Rudolf sich schnell in Besitz der weitläufigen Erbschaft, die er mit Glück behauptete und vermehrte. Schon vorher hatte das Land Schwyz ihn zum Schirmvogt erwählt, wozu wohl auch beitrug, daß er mit seinem Oheim Rudolf zu Laufenburg damals in Feindschaft lebte, welchen, weil er Papst Innocenz IV. anhing, die dem Kaiser Friedrich II. getreuen Landleute nicht als Vogt dulden wollten. Um 1271 erwarb er auch das Schloß und Gebiet von Lenzburg, womit 1173 beim Untergang des lenzburgschen Hauses Kaiser Friedrich I. seinen Sohn den Pfalzgrafen Otto belehnt hatte, von dem sie durch weibliche Succession an das Haus Meran, von diesem an Chalons, und durch die Erbtochter des letztern Hauses, Elisabeth, an ihren Gemahl Hartmann den jüngern von Kyburg gekommen war. Da Rudolf, nebst Gottfried von Habsburg zu Laufenburg und Hugo von Werdenberg Vogt von Hartmanns minderjähriger Tochter Anna war, so zwang er sie bei ihrer Vermählung mit Eberhard von Laufenburg zur Abtretung von Lenzburg, worauf er durch seine Mutter Hedwig alte Ansprüche haben mochte. So erhob Rudolf sein Haus zum mächtigsten im östlichen Helvetien, noch ehe er im J. 1273 von den Kurfürsten zum Könige der Teutschen erwählt wurde. Wie er in Teutschland die neue Würde zu Vergrößerung des eignen Hauses benutzte, gehört dem Artikel Östreich an. In Helvetien strebte er auch als König die habsburgschen Besitzungen auszudehnen, um besonders für seinen jüngsten und liebsten Sohn Hartmann (der aber noch vor des Vaters Tode im Rheine ertrank), ein bedeutendes Fürstenthum, vielleicht die Herstellung des alten burgundschen Königreiches zu erwerben. Mit geborgtem Gelde, wofür er oft nach schon eingerissenem Mißbrauche die Rechte des Reiches verpfändete, gewann er Städte, Edelleute und Klöster, daß sie ihm Besitzungen verkauften, Reichslehen abtraten oder doch dem habsburgschen Hause dafür huldigten. Die Verschwendung und Erschöpfung vieler weltlicher und geistlicher Herren begünstigte seine Absichten, und das kaiserliche Ansehen unterstützte die eigennützigen Bestrebungen, gegen welche auch die laufenburgsche Linie durch die Verwandtschaft nicht geschützt wurde. Der Abt von St. Gallen mußte ihm

die Herrschaft Grüningen, derjenige von Murbach, seine Rechte über Luzern nebst vielen Gütern und Rechten zu Stanz, Parnen, Küsnacht u. s. w., Eberhard von Laufenburg die Stadt Freyburg im Üchtland verkaufen. Bei seinem Tode erstreckte sich das habsburgsche Gebiet in Helvetien über die Stammlande im Aargau, mit Ausnahme der laufenburgschen Besitzungen; ferner über Zug, Lenzburg, Zofingen, Aarau, Baden, Kyburg, Winterthur, Grüningen, Luzern, Freyburg und einzelne, an vielen Orten zerstreute Rechte und Güter. Obgleich er sich den reichsfreien Städten und Ländern günstig bezeigt hatte, so erregten diese Vergrößerungen doch um so mehr Besorgnisse, da sein Erstgeborner, Herzog Albrecht, als herrschsüchtig und Feind aller gesetzlichen Schranken bekannt war. Der Sturz Kaiser Adolfs von Nassau 1298 beförderte seine Absichten in Helvetien, und was Rudolf mit List angefangen, setzte Albrecht unter dem Vorwande, Adolfs Anhänger zu bestrafen, mit Gewalt fort. Das Kloster St. Gallen mußte ihn als Kastvogt anerkennen; eben so Einsidlen und Seckingen, ihn und seine Nachkommen für ewige Zeiten; letztres mußte ihm Glaris als Erblehen überlassen: den Grafen von Tokenburg zwang er zu Abtretung der Herrschaft Embrach; dem Kloster Wettingen und dem Stifte zu Luzern entriß er wichtige Rechte und Einkünfte in den Waldstätten. Viele noch reichsfreie Edelleute wurden aus Furcht Vasallen des habsburgschen Hauses. Die Reichsvogteien, welche in der Hand mächtiger Herren immer für die Freiheit gefährlich waren, sollten das Ganze verbinden und allmälig in östreichsche Vogteien übergehen. Daher übergab Kaiser Albrecht seinen Söhnen als erbliches Lehen die Reichsvogtei über Urseren und über einen Theil von Rhätien; er selbst behielt die über das Haslilaud und von da bis ins Aargau. So reifte der große Plan, die in Helvetien zerstreuten habsburgschen Besitzungen durch List und Gewalt, Versprechungen und Drohungen, Tausch und Kauf allmälig in ein großes Fürstenthum zu vereinigen. Dazu gehörte dann auch der Antrag, welchen er den reichsfreien Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, die früher bald einzeln, bald mehrere zusammen auf bestimmte Jahre Grafen von Lenzburg, dann auch von Habsburg zu Schirmherren gewählt hatten, machen ließ, die Grafen von Habsburg zu ewigen Schirmherren anzunehmen. Der Antrag wurde verworfen, und als Albrecht unter dem Namen von Reichsvögten Werkzeuge seines Despotismus in die Länder setzte, bewirkte er die Entstehung des Schweizerbundes. Die gleichzeitige Ermordung Albrechts 1308 durch die Mitverschwornen seines Neffen Herzogs Johann, welche, wie einige Spuren zeigen, die nicht beabsichtigte Wirkung einer großen Verbindung vieler Edelleute gegen Albrechts Gewaltthätigkeit war, gab nicht nur den drei Ländern Zeit, ihren Bund zu befestigen, sondern wurde auch durch die blutdürstige Rache der Königinn Agnes die Ursache der Schwächung des Adels im östlichen Helvetien. Agnes beraubte dadurch ihr Haus manches Vasallen, dessen Nachkommen in den erst 1499 endigenden Kriegen mit den Eidgenossen vielleicht gute Dienste hätte leisten können. Den Ausbruch des Kampfes mit den drei Ländern bewirkte die streitige Königswahl zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Östreich und der erste Freiheitskampf, die Schlacht am Morgarten 1315 bewies die Möglichkeit glücklichen Widerstandes gegen die habsburgsche Macht. Damals schon erklärte Ludwig dieses Haus aller seiner Rechte und Besitzungen in den drei Ländern verlustig und entzog auch die Vogteien über Urseren und Hasliland den Vasallen, an welche sie die Habsburger verpfändet hatten. Hier beginnt nun das Sinken des Hauses Habsburg in Helvetien, das durch den hartnäckigen Kampf sich selbst erschöpft und seine Anhänger zu Grunde richtet. Zwar schien es neue Kraft zu erlangen, als ihm 1330 Kaiser Ludwig die Reichsstädte Zürich, St. Gallen, Schafhausen und Rheinfelden verpfändete: aber der Widerstand der beiden erstern Städte und die Verwendung der drei Länder für Zürich, des Bischofs von Constanz für St. Gallen, vereitelte den Anschlag, und die Habsburger erhielten statt derselben außerhalb Helvetien, Breisach und Neuenburg im Breisgau. — Der Eintritt von Luzern in den Bund der drei Länder 1332, wozu die Stadt berechtigt war, entzog zwar den Habsburgern noch keines der dem Kloster Murbach abgenommenen Rechte über diese Stadt, ja dieselben wurden in dem Bundesbriefe ausdrücklich vorbehalten: aber sie wurden dadurch verhindert, die von der Stadt unter den Äbten erworbenen Rechte zu unterdrücken. Nachtheiliger noch war es für die Habsburger, als Zürich 1351 in den ewigen Bund der vier Waldstätte trat. Nicht nur erhielt derselbe größeres Ansehen und Kraft durch den Beitritt dieser wohl befestigten und durch eine zahlreiche, in den Waffen geübte Bürgerschaft bedeutenden Stadt, sondern der Bund ging damit aus dem Gebirge hervor und näherte sich so dem Herzen der habsburgschen Staten. Daher wagten sie nun auch den Feind im eignen Lande anzugreifen. Ein den dortigen Einwohnern erwünschter Kriegszug nach Glaris 1352, bewirkte die freiwillige Anschließung des Landes an den Bund: und eben so willkommen war dem äußern Amte Zug im gleichen Jahre das eidgenössische Heer, welches diese Stadt zur Übergabe und zum Eintritte in den Bund nöthigte. Zwar wurden in Glaris die Rechte ihrer Herren, in Zug ausdrücklich die östreichschen vorbehalten. Aber obgleich dieß in Friedenszeiten beobachtet wurde, so verloren die Östreicher doch vortheilhafte Angriffspunkte, und jeder Gewinn, welchen der Bund machte, war für seinen Erbfeind ein Verlust. So auch als Bern 1353 das ewige Bündniß mit den drei Ländern schloß, worin sehr deutlich Östreich als der gemeinsame Feind bezeichnet wird. Um weitere Verluste zu verhüten, schlossen die Herzoge, da das Kriegsglück ihnen immer ungünstig blieb, 1357 einen Waffenstillstand, der von Peter von Thorberg seinen Namen hat, den Eidgenossen verbot, in Zukunft habsburgsche Orte in ihren Bund aufzunehmen, und zu verschiedenen Malen verlängert bis 1385 ihre helvetischen Besitzungen gegen Angriffe der Eidgenossen sicherte. Aber als 1386 der lange verhaltene Groll in einen neuen Krieg ausbrach,

wurde die östreichsche Macht in Helvetien besonders durch die beiden Schlachten bei Sempach 1386 und Näfels 1388 tief erschüttert. In dem Frieden 1389 mußte Östreich theils eigne, theils Besitzungen seiner Vasallen, deren Einwohner Burgrechte mit den Eidgenossen geschlossen, oder die von ihnen erobert waren, abtreten. Den Bernern blieben die eroberten Städte und Herrschaften Nidau und Büren, Unterseen und das obere Sibenthal. Den Solothurnern Buchegk. Den Luzernern das Amt Rotenburg, Sempach, Entlibuch, und einige Dörfer. Den Schwyzern ein Theil des unteren March, die Vogtei und das Gericht über Einsidlen; nur die Kastvogtei des Klosters behielt Östreich noch. Den Glarnern blieb Vilensbach, Niederurnen und Bilten. Zwar hatte auch dieser Friede nur den Namen eines Stillstandes für bestimmte Jahre, und wurde dann von Zeit zu Zeit verlängert: aber daß Östreich die Aufkündigung desselben nicht wünschen konnte, lag am Tage; denn das Übergewicht der Eidgenossen war schon zu entschieden, und je mehr die östreichschen Angehörigen durch den Krieg gelitten hatten, desto reger wurde hier und dort der Wunsch, sich an die Eidgenossen anzuschließen. Die Erschöpfung der Finanzen durch Krieg und übermäßigen Aufwand zwang zugleich die Herzoge, manche wichtige Besitzung entweder an eidgenössische Orte oder auch an Andre zu verpfänden, aus deren Händen sie dann nach und nach an die Eidgenossen übergingen. Zwar entrissen die Östreicher 1396 den Grafen von Werdenberg das Rheinthal, hierauf 1404 das Schloß Werdenberg, und erwarben von einem andern Zweige dieses Hauses im gleichen Jahre die Grafschaft Sargans durch Verpfändung, um in diesen oberen, ans Tyrol gränzenden Gegenden den Verlust in den untern Gegenden zu ersetzen. Allein gleich nachher wurde ihre Macht neuerdings erschüttert, als Herzog Friedrich den Abt von St. Gallen gegen die durch harte Tyrannei zum Widerstande gezwungenen Appenzeller unterstützte. Nicht nur schlugen sie des Herzogs Angriffe zurück, sondern ihre siegreichen Waffen verbreiteten sich weit durch Thurgau hinunter in den jetzigen Canton Zürich gegen die östreichschen Vasallen und auf der andern Seite tief in Tyrol hinein. Da sie überall das Volk zur Freiheit riefen, so drohte der östreichschen Macht in diesen Gegenden gänzlicher Untergang. Aber weil den Appenzellern Mäßigung fehlte, und die Eidgenossen den Waffenstillstand getreu beobachteten, gelangte der Herzog wieder zu seinen Besitzungen. Doch sah er sich nun genöthigt, Gaster und Sargans an Graf Friedrich von Tokenburg zu verpfänden, und als er durch unbesonnene Verbindung mit Papst Johannes XXIII. sich im J. 1415 den Bann der Kirchenversammlung zu Constanz, und die Acht Kaiser Sigismunds zuzog, ging der Kern der habsburgschen Güter in Helvetien verloren. Auf wiederholte, zuerst abgelehnte, dann mit Bedrohung der Acht und des Bannes verbundene Aufforderungen ergriffen die Eidgenossen die Waffen gegen den Geächteten: zuerst Bern, dann Zürich, bald die übrigen Orte. Die alten habsburgschen Erbgüter, und die Grafschaften Lenzburg und Baden, oder überhaupt das ganze untere Aargau wurde erobert, und als unablösliche Reichspfandschaften durch den Kaiser gegen festgesetzte Summen den Eidgenossen überlassen. Auch Schafhausen[19]) gelangte damals aus östreichscher Herrschaft wieder zur Reichsfreiheit, und in dem endlichen Vergleiche, welchen Herzog Friedrich 1418 mit dem Kaiser schloß, that er ausdrücklich Verzicht auf Alles, was die Eidgenossen im Besitze haben, oder was der Kaiser zu des Reiches Handen genommen. Dadurch wurden alle frühern und spätern Erwerbungen der Eidgenossen bis zu diesem Jahre förmlich bekräftigt. Bald kam auch die große Grafschaft Kyburg in eidgenössische Hände, die schon 1386 von Herzog Leopold an die Grafen von Tokenburg verpfändet, dann durch Heirath an die Grafen von Montfort-Bregenz übergegangen, und 1415 als Reichspfandschaft war erklärt worden. Kaiser Sigismund gestattete Zürich 1424 die Lösung, nachdem er schon bedeutende Summen darauf empfangen hatte. Auch die Kastvogtei über Einsidlen ging an Schwyz über. So blieb schon damals dem Hause Habsburg von den alten habsburgschen Stammgütern im Umfange der Schweiz nichts mehr übrig, von dem kyburgschen Erbe nur Freyburg im Üchtland, Winterthur und das Thurgau, dessen Landgericht und Wildbann nebst der Vogtei zu Frauenfeld, seit 1415 aber an die Stadt Constanz verpfändet war; endlich von spätern Erwerbungen Neu-Rapperschweil, und das Frickthal mit Laufenburg, Rheinfelden, Waldshut und Seckingen. Zwar schien das Erlöschen des Hauses Tokenburg 1436, der aus den Ansprüchen auf die Erbschaft entstandene innere Krieg der Eidgenossen, und die Erhebung Friedrichs III. aus dem östreichschen Hause auf den Kaiserthron zu der Hoffnung zu berechtigen, den eidgenössischen Bund zertrennen, und das Verlorne wenigstens zum Theile wieder an sich reißen zu können. Aber nur ein Theil der Grafschaft Sargans wurde damals von Östreich gewonnen, den Eidgenossen hingegen nichts abgenommen, und selbst die von den Zürchern in dem Bündnisse mit Östreich abgetretene Grafschaft Kyburg ihnen wieder als Bezahlung der großen Schulden überlassen, nachdem Zürich mit den Eidgenossen ausgesöhnt war. Kurz vorher beraubte sich Östreich selbst, der Stadt Freyburg, seiner letzten Besitzung im westlichen Helvetien und des letzten Stützpunktes seines Einflusses in jenen Gegenden. Die Stadt hatte sich durch ihre Anhänglichkeit an Östreich in große Schulden vertieft, und da der Oberherr nicht nur zu Erleichterung nichts beitrug, sondern im J. 1450 ein Besuch Herzog Albrechts die Last noch vermehrte: so entstand bei vielen Einwohnern Abneigung gegen Östreich. Die Parteiung wurde bald sehr heftig: östreichisch-, savoyisch- und bernerisch-Gesinnte kämpften mit einander, und die Gewaltthätigkeiten des östreichschen Statthalters von Hallwyl, Verbannungen und Hinrichtungen fachten die Leidenschaften immer heftiger an. Auch die Landleute

19) Auch die Diessenhofen erwarb die Reichsfreiheit: allein 1442 kehrte es, geschreckt durch Kaiser Friedrich III. unter östreichsche Herrschaft zurück.

nahmen Theil an den Unruhen, und da endlich Hallwyl die Unmöglichkeit einsah, seine Gewalt länger zu behaupten, borgte er von den Einwohnern so viel Silbergeschirr, als er erhalten konnte, unter dem Vorwande feierlichen Empfanges des erwarteten Herzogs, und verließ dann mit dem entwendeten Gute die Stadt, als ob er dem Herzog entgegen reise. Nachdem er den Raub in Sicherheit gebracht, kündigte er den betrogenen Vorstehern an, daß der Herzog allen seinen Rechten über Freyburg entsage. Die zerrüttete Stadt trat dann 1452 unter savoysche Hoheit, von welcher sie die Eidgenossen während des burgundschen Krieges befreiten. Daß aber auch die Überreste der habsburgschen Besitzungen im östlichen Helvetien wegen der fortdauernden feindseligen Stimmung, die besonders durch den Übermuth östreichscher Beamten genährt wurde, höchst unsicher seien, zeigte sich 1458, in welchem Jahre die durch östreichsche Bedrückungen erbitterte Stadt Rapperschweil, sich den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden näherte. Als hierauf wegen der von Herzog Sigmund beim Papste ausgewirkten Bannbulle gegen die Eidgenossen im J. 1460 ein neuer Krieg ausbrach, schwor die Stadt förmlich zu den drei Ländern, und die östreichschen Rechte gingen an diese und Glaris über. Der auf funfzehn Jahre geschlossene Waffenstillstand sicherte den Eidgenossen den ruhigen Besitz der in diesem Kriege gemachten Eroberungen. Dadurch verlor Östreich nicht nur Rapperschweil, sondern auch Walenstatt, und seinen Antheil am Sarganserlande, ferner seine Rechte über das Thurgau und die Stadt Diessenhofen. Da nun Winterthur ringsum von den Eidgenossen umgeben, und der Verlust dieser Stadt in einem neuen Kriege nicht zu verhüten war, so verkaufte Herzog Sigmund dieselbe, nachdem sie ihre Treue wiederholt erprobt hatte, im J. 1467 an Zürich. Noch größerer Verlust drohete dem habsburgschen Hause, als durch die blinde Wuth des östreichschen Adels und den unbändigen Sinn des schweizerischen Volkes im J. 1468 wider den Willen Herzog Sigmunds und der meisten eidgenössischen Regirungen ein neuer Krieg erregt wurde. Schon schien der Verlust von Waldshut und des ganzen Schwarzwaldes unvermeidlich, als die Eidgenossen den Frieden zu Waldshut im August 1468 bewilligten, nach welchem Östreich mit 10,000 Gulden sich von der Abtretung loskaufte: doch mit dem Anhange, wenn diese Summe nicht in Zeit von zehn Monaten bezahlt würde, so solle Waldshut und der Schwarzwald ohne Zögerung an die Eidgenossen abgetreten werden. Allein eben dieses war einer der Gründe, warum Herzog Sigmund bei Karl dem Kühnen von Burgund Hilfe suchte, und ihm die Grafschaft Pfirt (welche 1324 beim Erlöschen des Mannsstammes dieser Grafen durch Heirath an die Habsburger gekommen war), seine Lande im Elsaß, Sundgau, Breisgau, den Schwarzwald, Rheinfelden, Laufenburg, Seckingen und Waldshut verpfändete. Wider alles Erwarten wurde durch diese Verpfändung, an welcher Sigmunds Haß gegen die Eidgenossen großen Antheil hatte, die Aussöhnung Östreichs mit ihnen eingeleitet. Denn als durch die Beleidigungen des burgundschen Vogtes Hagenbach und durch die Intriguen Ludwigs XI. von Frankreich das gute Verhältniß zwischen Burgund und den Eidgenossen gestört wurde, und zu gleicher Zeit auch das östreichsche Haus mit dem Herzoge von Burgund in Streit gerieth, kam endlich unter französischer Vermittelung im J. 1474 die „Ewige Richtung zwischen Herzog Sigmund und den acht Orten der Eidgenoßschaft und ihren Zugewandten und Zugehörigen" zu Stande, wodurch der Herzog für ewige Zeiten auf Alles Verzicht leistete, was die Eidgenossen bis dahin erobert oder auf andre Weise erworben hatten, und Alles für verglichen und aufgehoben erklärt wurde, was sich zwischen den Eidgenossen und dem Herzoge oder seinen Vorfahren Feindliches ereignet hatte. So wurde das habsburgsche Haus, welches im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ganz Helvetien zu verschlingen drohte, im Laufe von anderthalbhundert Jahren, während es auswärts so große Erwerbungen machte, aus diesem Lande so verdrängt, daß ihm endlich in seinem ganzen Umkreise nur das Frickthal mit Laufenburg und Rheinfelden übrig blieb. Diese auf dem schweizerischen Ufer des Rheines gelegene Landschaft behielt Östreich bis zum Frieden von Luneville 1801., wo es dieselbe an Frankreich abtreten mußte, von welchem sie der schweizerischen Eidgenossenschaft überlassen wurde.

II. Der jüngere Stamm des Hauses Habsburg, oder die Grafen von Habsburg zu Laufenburg. Weder der Stifter dieses Stammes, Rudolf III. von Habsburg, Oheim Kaiser Rudolfs, noch seine Nachkommen haben sich Grafen von Laufenburg genannt;[20] sie erscheinen unter den Namen Grafen von Habsburg, von Kyburg, von Rapperschweil (s. nachher). Laufenburg kam im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an die Habsburger: schon im J. 1207 war Graf Rudolf II. im Besitze der Burg und der Stadt auf beiden Seiten des Rheines. Die Herrschaft Laufenburg war ein Lehn des Stiftes Seckingen, eben so wie die Vogtei über die Stadt Seckingen, mit welcher Rudolf III. von der Äbtissinn belehnt wurde. Auch den Stein zu Rheinfelden besaßen die Laufenburger: aber es ist ungewiß, ob sie diese Burg vor oder kurz nach Kaiser Friedrichs II. Tode erworben. Die Stadt Rheinfelden hingegen behauptete ihre Reichsfreiheit, bis sie 1330 durch Kaiser Ludwig an Östreich verpfändet wurde. Rudolf III. erscheint wieder als Vogt von Schwyz und Unterwalden ob dem Wald. Allein da er in dem Kampfe zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocens IV. des Letztern Partei ergriff, verlor er diese Vogtei, weil die Länder, dem Banne trotzend, treu an dem Kaiser blieben. Aus gleichem Grunde verlor er die Gewalt über Luzern, die ihm die Kastvogtei des Klosters Murbach gewährte. Noch mehr litt das Haus durch die Feindschaft Graf Rudolfs IV., der in wildem Übermuthe der Jugend die Vergrößerung seiner Herrschaft versuchte, welche er nachher mit größerer Klugheit, besonders als Kaiser so

20) In einer einzigen Urkunde vom J. 1258 kommt der Name *Comes de Laufenberche* vor: sonst immer nur *Domini Laufenburgae.*

glücklich erreichte. Streitigkeiten über die Theilung seines Vaters und Oheims dienten dem Jünglinge zum Vorwande, den Letztern zu befehden; und wenn er auch durch seinen Vetter Gottfried von Laufenburg bestraft wurde, der ihm 1242 das Städtchen Brugg verbrannte: so sank doch der Wohlstand des Hauses durch die Fehde. — Fünf, oder nach Andern sechs Söhne, gebar dem Grafen Rudolf von Habsburg zu Laufenburg seine Gemahlinn Gertrud von Regensberg: in welcher Ordnung sie aber auf einander folgen, ist ungewiß.[21]) 1. Werner, † 1253 kinderlos. 2. Gottfried I., † wahrscheinlich 1271, welcher das Geschlecht zu Laufenburg fortpflanzte. 3. Rudolf, Bischof von Constanz, † 1293. 4. Otto, dessen Todesjahr nicht erwähnt wird. 5. Eberhard, der Stammvater der zweiten Grafen von Kyburg, † 1284. 6. Hartmann, ungewiß.

Gottfried erscheint nicht nur als Haupt des Hauses nach dem Tode des Vaters, sondern wir finden ihn auch als Vormund oder Verwalter der kyburgschen Besitzungen im burgundschen Helvetien für den minderjährigen Graf Hartmann den Jüngern von Kyburg. Als solcher führte er eine Fehde mit dem aufstrebenden Bern. Wohl war dieß auch die Veranlassung zu der Vermählung seines Bruders Eberhard mit Anna, Hartmanns einziger Tochter und Erbinn seiner Besitzungen. Daher theilt sich das Haus nun in zwei Zweige: A. die Grafen von Habsburg zu Laufenburg, B. die Grafen von Kyburg.

A. Die Grafen von Habsburg zu Laufenburg. Wie schon der Stammvater Graf Rudolf I. durch seinen Vetter, den nachherigen Kaiser, war verfolgt worden, so richtete nun auch der Herzog Albrecht seine herrschsüchtigen Anschläge gegen den gleichnamigen Enkel, Sohn Grafen Gottfrieds, und suchte ihn zu zwingen, die Herzoge von Östreich als Lehensherren aller seiner Besitzungen zu anerkennen. Ihm widersetzte sich der thätige Gegner der östreichschen Plane, der Bischof Rudolf von Constanz, Vormund seines Neffen, und schloß ein Bündniß mit den Städten Constanz und Zürich, mit dem vom Kaiser Rudolf so heftig verfolgten Abt Wilhelm von St. Gallen und mehrern benachbarten Grafen in Schwaben, welche sich gegen die Östreicher zu vertheidigen suchten. Auch für die Söhne seines Bruders Eberhard, die Grafen von Kyburg, sorgte der Bischof durch ein Bündniß mit Graf Amadeus von Savoyen. Dadurch wurde für jetzt noch die Unabhängigkeit des laufenburgschen Hauses gerettet. Zur gleichen Zeit schloß die Gräfinn Elisabeth von Rapperschweil, damals noch Witwe Graf Ludwigs von Honberg, ein Bündniß auf drei Jahre mit Zürich, und vielleicht beförderte die gemeinschaftliche Gefahr die bald nachher erfolgte Vermählung dieser Erbinn von Rapperschweil mit Graf Rudolf II. von Habsburg zu Laufenburg. Denn so wie der Oheim Eberhard durch die Heirath mit der Erbtochter von Kyburg dem gesunkenen Wohlstande des Hauses aufzuhelfen gedachte, so suchte eben dasselbe Graf Rudolf I. durch die Vermählung mit jener Elisabeth, der Schwester des letzten Grafen Rudolfs von Rapperschweil. Der Mannsstamm von Rapperschweil war 1284 erloschen, und Elisabeth theilte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die ererbten Besitzungen unter die Söhne ihrer beiden Gatten, Ludwigs von Honberg und Rudolfs von Habsburg. Graf Werner von Honberg erhielt, was auf dem linken Ufer des oberen Zürichsees liegt, die alte Stammburg Rapperschweil, die March und das Wäggithal: Graf Johannes I. von Habsburg, Rudolfs († 1314) einziger Sohn, die Burg und Stadt Neu-Rapperschweil, und was auf dem rechten Ufer des Sees dazu gehörte. Die Vereinigung der ganzen Erbschaft bereitete Johannes durch eine Erbverbrüderung mit Graf Werner und dessen gleichbenanntem Sohne vor, wodurch beim Erlöschen der Honberger (1330) nicht nur Neu-Rapperschweil, sondern auch die honbergschen Güter im Frickthal und Sißgau ihm zufielen. Doch zwangen ihn die gewaltthätig um sich greifenden Östreicher, den größten Theil dieser Erbschaft von ihnen zu Lehen zu nehmen. Nur sieben Jahre überlebte Johannes diese Erwerbung. Denn als er die durch die Brunische Statsveränderung (1336) von Zürich vertriebenen Regirungsglieder aufnahm und mit ihnen feindliche Anschläge gegen diese Stadt machte, zugleich aber auch zwischen ihm und Graf Diethelm von Tokenburg über Grynau sich Fehde erhob, wurde er 1337 von den Zürchern bei diesem Schlosse erschlagen. Mit seinen drei Söhnen, Johannes II. († 1380), Rudolf III. († 1383) und Gottfried II. († 1375) wurde von den Zürchern unter Vermittlung Kaiser Ludwigs und Herzog Albrechts von Östreich Friede geschlossen. Aber nicht gewarnt durch des Vaters Schicksal, nahm Johannes II. Theil an der Verschwörung der verbannten Räthe und ihrer Helfer, sich durch einen nächtlichen Mordanschlag der Gewalt über Zürich zu bemächtigen. Die Mordnacht (1350) brachte den Verschwornen den Untergang, und Graf Johannes wurde in der Stadt gefangen genommen. Beinahe drei Jahre lag er im Gefängnisse, indessen die Zürcher Schloß und Stadt Neu-Rapperschweil verbrannten, die Burg Alt-Rapperschweil zerstörten und die rapperschweilschen Unterthanen zur Huldigung zwangen. Herzog Albrecht von Östreich als sein Lehensherr[22]) ergriff um so lieber den Vorwand zum Kriege gegen Zürich, da die Stadt 1351 dem Bunde der Eidgenossen beitrat. Durch den Frieden der Eidgenossen mit Östreich 1352 wurde Johannes endlich aus dem harten Gefängnisse befreit: aber er und seine Brüder verarmten, wie so manches andre Geschlecht, in den Kriegen der Östreicher, die dann ihre Besitzungen an sich rissen. — Zwei Jahre nach seiner Befreiung (1354) theilte Johannes mit seinen Brüdern die väterlichen Besitzungen. Er behielt Neu-Rapperschweil mit einigen andern Herrschaften.

21) Wir folgen der von Herrgott angenommenen, aber nicht urkundlich bewiesenen Ordnung.

22) Johannes I. hatte Alt-Rapperschweil von Östreich zu Lehen genommen. Doch ging ein Gerücht, dieser Lehenbrief sei erst jetzt errichtet worden, um Östreich einen Vorwand zum Kriege zu geben.

Rudolf fiel Laufenburg, einige Pfandschaften an der Aare, und Honburg zu. Gottfried erhielt Alt=Rapperschweil mit der March und Wäggithal. Der Zoll zu Flüelen blieb gemeinschaftlich: auch das Klekgau blieb Rudolf und Gottfried gemein, bis 1365 Rudolf den Antheil seines Bruders an sich kaufte. Nach jener Theilung verkaufte Johannes Neu=Rapperschweil an Östreich, aus Noth und aus Haß gegen die Eidgenossen. Eben dasselbe that 1358 Gottfried mit Alt=Rapperschweil und was dazu gehörte. Das Haus war so gesunken, daß Rudolf als Diener der Stammvettern von Habsburg, als östreichscher Vogt in den Oberen Landen erscheint. — Nach Johannes III., dem Ältern, der 1395 kinderlos starb, dem einzigen Sohne Johannes II., blieb von dem laufenburgschen Zweige in Teutschland nur noch Johannes IV., der Jüngere, ein Sohn Rudolfs. Auch dieser war östreichscher Rath und Vogt. Er verkaufte 1386 die Burg und Stadt Laufenburg mit einigen andern Besitzungen an Östreich, und erhielt sie wieder als Mannslehen. Doch behielt er die Grafschaft im Klekgau, die Herrschaft Krenkingen und das dem Grafen Johannes II. für den Verkauf von Neu=Rapperschweil verpfändete Rotenberg im Sundgau, und vererbte sie, als 1408 mit ihm der laufenburgsche Zweig erlosch, durch seine Tochter Ursula, Gemahlinn Graf Hermanns von Sulz, auf dieses Geschlecht. Das Klekgau blieb den Grafen von Sulz, und ging bei ihrem Erlöschen 1687 durch die älteste Tochter des letzten Grafen an die Fürsten von Schwarzenberg über.

Noch soll aber in England der Mannsstamm der Laufenburger in dem Geschlechte der Fielding fortdauern, welches von dem ersten Gottfried durch einen gleichnamigen Sohn nicht ohne Wahrscheinlichkeit abgeleitet wird. Die Armuth, in welche sein Vater durch die Gewaltthätigkeiten des nachherigen Kaisers Rudolf gestürzt worden, soll ihn nach England getrieben haben, wo er König Heinrich III. im Kriege diente. Der Name Fielding wird von Rheinfelden abgeleitet. (S. Johann. v. Müller Gesch. Schweiz. Eidg., Buch 1, Kap. 16, Not. 335.)

B. Die Grafen von Habsburg von der jüngern laufenburgschen Linie, oder die zweiten Grafen von Kyburg. Die kyburgschen Stammgüter, mehr als verdoppelt durch lanzburgsches und zäringensches Erbe, waren beim Tode Graf Ulrichs von Kyburg 1229 unter seine beiden Söhne, Hartmann den Älteren, und Werner, so getheilt worden, daß dieser das zäringensche Erbe im burgundschen Helvetien erhielt. Die Städte Thun und Burgdorf gehörten zu demselben. Mit der Landgrafschaft in Burgundien auf der rechten Seite der Aare [23]) belehnten die Brüder die Grafen von Buchegk. Werner, der meist zu Burgdorf lebte, hinterließ einen einzigen Sohn, Hartmann den Jüngeren († 1263), dessen Tochter Anna mit ihrer Hand diese kyburgschen Erbgüter dem Grafen Eberhard von Habsburg von der laufenburgschen Linie zubrachte. Auch gegen ihn zeigte sich Kaiser Rudolf feindlich: doch der Zuneigung seiner Bürger von Thun und Burgdorf gewiß, die er durch Achtung und Vermehrung ihrer Freiheiten gewann, behauptete er sich im Besitze des im oberen Aargau Erworbenen. Die Rechte über Freyburg hingegen verkaufte er 1277 dem Kaiser, der ihn schon zur Abtretung von Lanzburg gezwungen hatte. Aus Geldmangel hatte Eberhard den Leuten zu Art und Steinen im Lande Schwyz alle seine Rechte über sie, die er von dem Vater geerbt, verkauft. Von da an schlossen sie sich an die freien Landleute von Schwyz an. Grafen von Kyburg hießen erst seine Enkel; er selbst nannte sich Graf von Habsburg und war auch Landgraf im Zürichgau. Er starb 1284 und hinterließ zwei Söhne, als deren Vormund der Bischof Rudolf von Constanz erscheint. Aber nur der Name des Älteren, Hartmanns I., ist bekannt. Vielleicht hieß der Jüngere Eberhard, und daher mag es gekommen seyn, daß diese Brüder mit Hartmanns I. Söhnen, Hartmann II. und Eberhard II., von Herrgott und Andern verwechselt wurden. Hartmann I. starb 1301, und für seine unmündigen Söhne führte die Verwaltung Ulrich von Thorberg. Durch die Feindschaft der Östreicher wurde gutes Einverständniß mit Bern befördert, und 1301 schloß Thorberg für die Kyburger ein zehnjähriges Bündniß mit dieser Stadt. Schon der Vater Hartmann I. war eines der wichtigsten Glieder des Bundes gewesen, zu dem die Städte Bern und Solothurn und die äußeren Grafen von Savoyen gehörten, und welchem ein anderer gegenüber stand, an dessen Spitze die Östreicher, die savoysche Linie in der Waadt, die Grafen von Greyers und die Stadt Freyburg standen. Aber als die Brüder zur Volljährigkeit gelangt waren, brach gefährliche Feindschaft unter ihnen aus. Eberhard, dem geistlichen Stande gewidmet, Propst zu Amsoltingen, mochte den Bruder um den Besitz der Herrschaft beneiden; deßwegen wandte er sich, den Grundsätzen des Hauses ungetreu, zu den Östreichern, indeß Hartmann die Freundschaft der Berner festhielt. Aber im J. 1317 wurde er durch Eberhard an die Östreicher verrathen und gefangen nach Freyburg geführt. Um seine Freiheit wieder zu erhalten, mußte Hartmann 1318 mit seinem Bruder den Östreichern Hilfe gegen Schwyz versprechen. [24]) Schon vorher 1314 hatte Herzog Leopold von Östreich die Brüder dadurch zu gewinnen gesucht, daß er sie mit der Landgrafschaft in Burgundien belehnte, nachdem er Grafen Heinrich von Buchegk genöthigt hatte, dieselbe ihm zu übergeben. Dagegen mußten sie die östreichsche Hoheit zu Wangen und Herzogenbuchsee erkennen. Der Groll der Brüder stieg indessen, als Eberhard nach Hartmanns Befreiung in Bologna den Studien oblag, und die ihm ausgesetzten Summen nicht richtig flossen. Als er zurück kam, um das väterliche Erbgut zu fordern, wurde er von Hartmann gefangen auf das Schloß Rochefort im Welschneuenburgschen geführt, das

23) Sie erstreckte sich von Thun bis Aarwangen; die Landgrafen hielten an bestimmten Dingstätten Gericht.

24) Die Urkunde ist bei Herrgott.

Hartmanns Schwiegervater, dem Grafen von Neuenburg gehörte. [25]) Dieß gab Herzog Leopold von Östreich neuen Anlaß, Einfluß auf das Haus auszuüben. Er entschied den Erbstreit zum Vortheil Hartmanns. Aber als dieser auf dem Schlosse zu Thun, wo sich der zahlreiche kyburgsche Adel zur Feier der Versöhnung eingefunden hatte, durch übermüthigen Spott den Bruder und dessen Freunde reizte, so wurde er in dem dadurch erregten Kampfe erschlagen, 1322. Die Gefahr, womit die aufgeregten Bürger Thuns Eberhard drohten, besiegte er, indem er eilends durch Abtretung einiger Besitzungen und der Lehenshoheit über Thun das Bürgerrecht und damit Schutz von Bern erkaufte. Allein statt daß dadurch die alte Freundschaft zwischen Bern und Kyburg schien befestigt zu werden, gab das Bürgerrecht Anlaß zur Entfernung. Dem stolzen und mächtigen Manne wurde es bald drückend, dem Aufgebote einer Stadt gehorchen, sie als Lehensherr ehren, ihr eine jährliche Abgabe zahlen und zugeben zu müssen, daß Thun in alle Fehden für Bern ziehen mußte. Mehr geehrt fand er sich durch Uri, Schwyz und Unterwalden, mit denen er 1327 ein Bündniß auf sechzehn Jahre schloß. Vier Jahre nachher (1331) nahm er das Bürgerrecht zu Freyburg an, das unter östreichscher Herrschaft stand, und bald brach zwischen ihm und Bern der lange verhaltene Groll in offene Fehde aus, als Eberhard seinen Vasallen, den Herren von Wippingen, gegen Bern Hilfe leistete. In dieser Fehde wurde sein schönes Schloß Landshut und manche Burg seiner Dienstmannen zerstört. Der Landsfriede vom J. 1333 hatte zwar diese Fehde gestillt, aber 1339 erscheint Eberhard in dem großen Bunde des Adels gegen Bern, der durch die Schlacht bei Laupen gebrochen wurde. Mit dem Namen Graf von Kyburg verband er den des Landgrafen von Burgundien, gab aber dieses Lehen an Östreich 1346 zurück, worauf sein Sohn Hartmann III. damit belehnt wurde. Er starb um das Jahr 1363 und hinterließ vier Söhne: Hartmann III., Grafen von Kyburg und Landgrafen in Burgundien, Graf Berchtold I. von Kyburg, Eberhard, Propst zu Solothurn, und Johannes, Propst zu Straßburg. Durch Krieg und andern Aufwand war das Haus tief in Schulden gesunken: daher verkauften die Brüder 1363 Burgdorf, Thun und Oltigen an die Östreicher, nahmen diese Orte dann aber wieder von ihnen zu Lehen, und verpflichteten sich dabei, ihnen mit aller Mannschaft zu dienen. Hartmanns III. Verwaltung konnte die Lage nicht verbessern: denn indem er, schon zum Glücksritter herabsinkend, während der Stürme der Republik Florenz Krieger dorthin führte, war der Aufwand größer als der Gewinn. Schon 1366 verkaufte er der Stadt Thun das Recht des Blutbannes und verpfändete 1375 seine meisten Rechte über Thun den Bernern. Es half dem Hause nicht auf, daß er 1375, als der letzte Graf von Nidau, Rudolf, der Bruder von Hartmanns Gemahlinn, beim Einfalle Ingelram's von Coucy erschossen wurde, Nidau, Büren und einen Theil der Herrschaft Aarberg erbte. Denn als Hartmann 1377 starb, verkaufte sein ältester Sohn Rudolf noch im gleichen Jahre einige Ortschaften an einen Bürger von Solothurn, und 1379 Nidau und Büren an Herzog Leopold von Östreich, seinen Theil von Aarberg aber an die Berner. Mit dem erhaltenen Gelde erwarb er zwar von dem Grafen von Thierstein die Burg und Herrschaft Bipp in der Nähe von Solothurn, suchte dann aber gleich dem Vater vergeblich sein Glück in den italienischen Kriegen. Aus Verzweiflung nun Alles wagend, suchte er durch einen verrätherischen Anschlag nicht nur des Verschleuderten sich wieder zu bemächtigen, sondern noch Größeres zu gewinnen. In der Nacht des 10. Novembers 1382 sollte die Reichsstadt Solothurn von ihm und andern Verschworenen durch Hilfe eines Verräthers in der Stadt eingenommen und geplündert, hierauf von Rudolf besetzt, die an Bern verkauften aarbergschen Besitzungen eingenommen und Thun wieder unterworfen werden. Der Anschlag mißlang; aber es entstand daraus ein Krieg mit Bern und Solothurn, an welchem dann auch die Eidgenossen Theil nahmen und durch den die kyburgsche Macht gänzlich gebrochen wurde. Rudolf, welchem Herzog Leopold nach dem mißglückten Unternehmen nicht öffentlich Hilfe leistete, starb 1383, und obgleich die Belagerung Burgdorfs mißlang, so sahen sich doch seine Brüder, Ego, Hartmann IV. und Berchtold II. mit ihrem Oheim Berchtold I. 1384 genöthigt, den Frieden durch den Verkauf von Burgdorf an die Berner und gänzliche Abtretung von Thun zu erkaufen. Damals blieb ihnen nebst wenigen andern Besitzungen noch Landshut und das landgräfliche Amt in Burgundien. Bipp mußten sie an die Östreicher verpfänden. Hartmann IV. und Berchtold II. starben als Ritter des teutschen Ordens. Berchtold I. und Ego suchten 1406 in der Erwerbung des Bürgerrechtes zu Bern und Solothurn die letzte Zuflucht: sie übergaben die Landgrafschaft in Burgundien der Stadt Bern, nachdem sie allmälig alle ihre Besitzungen verpfändet und verkauft hatten. Landshut und Neubechburg blieben ihnen allein noch übrig. Als auch diese Überbleibsel verkauft waren, zog Graf Ego nach Champagne, wo seine Gemahlinn aus dem Geschlechte von Rappoltstein einige Güter besaß. Mit ihm geht 1415 der kyburgsche Stamm der Habsburger unter, verarmt durch die gleichen Ursachen, wie manches andre große Geschlecht, das die Zeiten verkennend sich in fruchtlosem Kampfe gegen die kräftig emporwachsenden Städte erschöpfte, oder der Väter Sitte verlassend im Aufwande es andern Geschlechtern gleich thun wollte, die, vom Zufalle begünstigt oder durch große Männer gehoben, sich zu fürstlicher Stufe empor geschwungen hatten. (*Escher.*)

25) Hieraus erklären sich die abweichenden Nachrichten der Geschichtschreiber, von denen die Einen den Hartmann, die Andern den Eberhard als den Gefangenen erwähnen, aber die erstere Treulosigkeit im Jahre 1317 nicht anführen, die doch aus den Urkunden bei Herrgott sich erweisen läßt. Auch Müller (Buch 2, Kap. 1, Not. 178) übersah die erstere Unthat.

Erste Stammtafel des Hauses Habsburg.

Ungewisse Zeit.

I. Luithericus, unbekannt.

II. Ethiko I., † um 690, Herzog des Elsasses, 666.

III.
1. Adelbertus, Herzog des Elsasses, † 720 — 723.
2. ? Von dem Vater umgebracht.
3. Odilia, † um 720, Äbtissinn zu Hohenburg.
4. Hugo, † vor 720. Sein Geschlecht erlischt um die Mitte des 8. Jahrh.
5. Ethiko II., Herzog, Stammvater der Herzoge von Lothringen.

IV.
1. Luitfridus I., Herzog des Elsasses, † um 750.
2. Eugenia, Äbtissinn zu Hohenburg.
3. Attala, Äbtissinn zu St. Stephan.
4. Maso, Stifter v. Masmünster. Die Descendenz erlischt mit seinem Sohne.
5. Gundelindis, Äbtissinn z. Niedermünster.
6. Eberhardus, Graf, stiftet mit Luitfridus d. Kloster Murbach, hinterl. keinen Sohn.
7. Luitgardis u. Savina.

V. Luitfridus II., Graf des Elsasses, † um 800.

VI.
1. Leutardus, Graf. † um 830. Sein Sohn ist Gerhard v. Rosillon, Graf von Paris.
2. Basilla, Äbtissinn von St. Stephan.
3. Hugo II., Graf. † 837.

VII.
1. Ermengardis, Gemahlinn Kaiser Lothars I.
2. Luitfridus III., Graf, † 864.
3. Adelardus, Graf, † um 876, kinderlos.
4. Hugo, † minderjährig.
5. Adelheid.

VIII.
1. Hugo III., Graf, † um 880, kinderlos.
2. Luitfridus IV., Graf, † ?

IX.
1. Hunfridus, Graf im Nordgau, † ?
2. Luitfridus V., Graf des Sundgaues, † ?
3. Hugo, Graf; zu Egisheim. † ?

X.
1. Luitfridus VI., Graf des Sundgaues, † um 977.
2. Guntram, Graf; wahrscheinlich Guntram, der Reiche, Stammvater der Habsburger, † ? S. Tafel 2.

XI.
1. Luitfridus VII., Graf im Sundgau und Nordgau, † um 1000, wahrscheinlich ohne Descendenz.

(*Escher.*)

Zweite Stammtafel des Hauses Habsburg.

Sichere Zeit.

I. . . . . . . Guntram der Reiche. S. Tafel 1.

II. . . . . . Kanzelinus (Lantoldus ?), Graf; † 990.

III. 1. Wernherus, Bischof zu Straßburg, † 1028 od. 1029. 2. Radeboto, Graf im Klekgau, † 1027. 3. Rudolf I., † ? 4. Lanzelinus, † ? 5. ? Birctilo oder Bertholdus, Graf im Brisgau, Stammvater der Zäringer. 6. ? Gebehardus, Graf.

IV. 1. Otto I., Graf. † 1046. 2. Adelbertus I., Graf. † ? 3. Wernherus II., Graf von Habsburg, † 1096. 4. Richenza, Gemahlinn Graf Ulrichs zu Lanzburg.

V. 1. Otto II., Graf im Elsasse, † 1111. 2. Adelbertus II., Graf im Elsasse, † 1140, wahrscheinlich kinderlos. 3. Idda, Gemahlinn eines Grafen zu Thierstein, (ungewiß, vielleicht nicht Schwester, sondern Gemahlinn Otto's II.)

VI. 1. Wernherus III., Graf v. Habsburg, † um 1163. 2. Adelheid, an einen Edlen von Hüneuberg vermählt.

VII. 1. Adelbertus III., Graf zu Habsburg, Landgraf im Elsaß, † 1199. 2. Gertrud, Gemahlinn des Grafen Theoderich von Mümpelgard. 3. Richenza, Gemahlinn des Grafen Ludwig von Pfirt.

VIII. 1. Rudolf II., Graf zu Habsburg, Landgraf im Elsaß, † 1233. 2. ? Gemahlinn eines Grafen von Leiningen.

IX. 1. Adelbertus IV., Graf zu Habsburg u. Landgraf im Elsaß, † 1240. Gemahlinn Heiltwig v. Kyburg. 2. Rudolf III., Graf zu Habsburg und Landgraf im Elsaß, Stammvater der laufenburgschen und 2ten kyburgschen Linie. † 1249. S. Tafel 3. 3. Wernherus. † ? 4. Heiltwig, Gemahlinn Graf Hermanns von Froburg. 5. Gertrud, Gemahlinn Graf Ludwigs v. Froburg.

X. 1. Rudolf IV., Graf zu Habsburg und Landgraf im Elsaß; Kaiser. † 1291. 2. Adelbertus V., Domherr zu Basel und Straßburg. 3. Hartmann. † ? 4. Elisabeth, Gemahlinn d. Burggrafen v. Nürnberg. 5. Kunigunde, Gemahlinn eines Edl. v. Küssenberg u. in 2ter Ehe eines Edl. von Ochsenstein. 6. ? Klosterfrau.

(Escher.)

Dritte Stammtafel des Hauses Habsburg.

Die Grafen von Habsburg zu Laufenburg.

I. : : : : Rudolf I. (III.), Graf von Habsburg. † 1249. S. Tafel 2.

II. 1. Werner, † 1253, kinderlos. 2. Gottfried I., † wahrscheinlich 1271. 3. Rudolf, † 1293, Bischof z. Constanz. 4. Otto, † ? 5. Eberhard, Stammvater der Kyburger, † 1284. S. Tafel IV. 6. ? Hartmann.

III. 1. Rudolf II., Gemahlinn Elisabetha von Rapperschweil. † 1314. 2. Gottfried, Stammvater des Hauses Fielding in England.

IV. Johannes I., Graf von Habsburg, Landgraf im Klekgau, Graf von Rapperschweil; † 1337. Gemahlinn: Agnes, Tochter Simons, Landgrafen in Nieder-Elsaß.

V. 1. Johannes II., Graf von Habsburg und von Rapperschweil; † 1380. 2. Rudolf III., Graf von Habsburg und Graf im Klekgau; † 1383. 3. Gottfried II., Graf von Rapperschweil; † 1375. 4. Agnes, Stiftsdame zu Serbingen.

VI. Johannes III., Graf von Habsburg; † 1395, kinderlos. Johannes IV., Graf von Habsburg; † 1408. Der Letzte.

1. Ursula, Gemahlinn Graf Hermanns von Sulz. 2. Agnes, unbekannt.

(Escher.)

Vierte Stammtafel des Hauses Habsburg.

Die zweiten Grafen von Kyburg.

I. : : Eberhard I., Graf von Habsburg, Landgraf im Zürichgau. S. Tafel 3. Gemahlinn Anna von Kyburg. † 1284.

II. 1. Hartmann I., Graf von Habsburg; † 1301. 2. ? 3. Margarethe, Gemahlinn Graf Dietrichs zu Cleve.

III. 1. Hartmann II., Graf von Kyburg; † 1322. 2. Eberhard II., Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † um 1363. Gemahlinn Berchta von Buchegk.

IV. 1. Hartmann III., Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † 1377. Gemahlinn Anna von Nydau. 2. Berchtold I., Graf von Kyburg; † ? kinderlos. 3. Eberhard, Propst zu Solothurn. 4. Johannes, Propst zu Straßburg.

V. 1. Rudolf, Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † 1383, kinderlos. 2. Hartmann, 3. Berchtold, Ritter des teutschen Ordens. 4. Ego, Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien. † 1415. Der Letzte.

(Escher.)

HABSBURG, Marschälle, Truchsessen, Schenken von. Gleich andern großen Geschlechtern ahmten auch die Grafen zu Habsburg das fürstliche Gepränge nach durch Ertheilung solcher Hofämter, und je mehr sich das Haus erhob, desto mehr wurden von den ihrer alten Unabhängigkeit vergessenden Edelleuten diese Ämter und die damit verbundenen Lehen gesucht. Daher finden sich Marschälle, Truchsessen, Schenken von Habsburg aus den Geschlechtern von Hallwyl (s. diesen Artikel), von Schnabelburg, von Wart, von Wädischwyl u. s. w. Oft werden dieselben auch ohne ihre Geschlechtsnamen genannt, woraus man keineswegs auf eine Verwandtschaft mit dem habsburgschen, sondern auf bloßes Lehensverhältniß und auf Hofdienste schließen darf. S. *Herrgott* Genealogia gentis Habsburgicae. Tom. I. p. 81. (*Escher.*)

HABSHEIM, großes Dorf in dem Bez. Altkirch des franz. Depart. Oberrhein, hat 1538 Einw., Marktgerechtigkeit, indem vom 28. October an ein achttägiger Markt gehalten wird, und starken Weinbau: das hiesige Gewächs gehört zu den bessern Weinen des Oberrheins. (*G. Hassel.*)

HABSTHAL, ein hohenzollern-sigmaringensches Pfarrdorf von 200 Einw., mit einem aufgehobenen Dominikanernonnenkloster, welches 1259 von Graf Rudolf von Habsburg gestiftet wurde und 1805 an Sigmaringen kam, das eine bürgerliche Mädchenschule darin einrichtete. (*Memminger.*)

HABSUCHT. Die beiden Begriffe, welche das Wort verbindet, führen von selbst auf den Sinn. Haben deutet auf Besitz, und Sucht bezeichnet immer ein fehlerhaftes Übermaß, sei es in der Befriedigung einer Leidenschaft, oder in einem gestörten körperlichen Zustande. Habsucht ist daher das Übermaß im Begehren und Streben nach Eigenthum aus Überschätzung des Besitzes. Denn an sich ist das Streben, Etwas als Eigenthum betrachten zu können, und Wohlgefallen daran und an seiner Vermehrung zu finden, keineswegs tadelhaft. Es liegt in der Natur des Menschen und dem Triebe nach Vervollkommnung des Zustandes; ist Mittel zu vielseitiger Ausbildung, zu erweitertem Wirkungskreise und selbst zur Zufriedenheit. Sobald jedoch entweder der Gegenstand oder der Grad dieses Strebens in keinem Verhältniß zu dem wahren Werth desselben steht, oder sobald dabei die gleichen Rechte, die auch Andre daran haben, vorzüglich aber die Rechtmäßigkeit der Mittel übersehen wird, wird es zur Untugend. Den Habsüchtigen leitet bloß der Trieb haben, und immer mehr haben, und wär's möglich, Alles haben zu wollen. Wenn dem Eigennützigen nur an der Befriedigung seiner Wünsche oder seiner vermeinten Bedürfnisse liegt, wenn der Gewinnsüchtige alle mögliche, oft selbst unedle Mittel aufbietet, wenn er namentlich im Handel dem kleinsten Vortheil alle bessere Gefühle aufopfert: so läßt der Habsüchtige wenigstens keine Gelegenheit aus dem Auge, wo er seine Habe vermehren, seine Vorräthe, selbst ihm wenig brauchbare, aufhäufen kann. Das Gemeinsame dieser Fehler ist Ausartung des Gewerbtriebs.

Gewöhnlich ist die Habsucht mit einer Beschränktheit des Verstandes und einer Kleinlichkeit, oft selbst schon moralischer Verderbniß des Charakters verbunden, und geht besonders im letzten Fall oft in Verletzung der Pflichten der Gerechtigkeit und Billigkeit über. Sie macht sich kein Bedenken, bei Erbschaften oder Theilungen sich immer vorzudrängen; sie hat es dabei häufig mit dem Geiz gemein, daß sie sich durch das Haben befriedigt fühlt, ohne oft selbst zu wissen, was mit dem Erworbnen anzufangen sei. Doch entsteht sie auch häufig aus dem Hang zum Verschwenden. Denn weil die Verschwender Viel haben müssen, um Viel verthun zu können, so wird die Begier immer unersättlicher. (Aviditas). Als Leidenschaft wird sie auch dadurch gefährlich, weil es Andern so leicht gelingen kann, den zu allen seinen Zwecken zu mißbrauchen, welcher der Versuchung sich zu bereichern nicht widerstehen kann; oder auch weil großer Besitz alle Pforten öffnet, und oft jede andre Macht zu ersetzen erscheint.

In Kindern ist das Verlangen, alles, was sie sehen, haben zu wollen, anfangs bloß die Folge der mangelnden Vorstellung von dem, was Eigenthum ist, und von den Rechten andrer Menschen. Aber dennoch ist der Trieb zu bewachen, und durch frühe Aufklärung der Begriffe und zeitige Gewöhnung, fremdes Eigenthum zu achten, bei Zeiten zu mäßigen. Sonst kommt die Selbstsucht (Solipsismus) empor, und erstickt alle edleren und zarteren Gefühle. (*A. H. Niemeyer.*)

HABUCHTHUND, auch HAPPUCHTHUND und HAPPIHUND, kommt in den bojoarischen Gesetzen vor, nach welchen dessen Entwendung mit 3 Schillingen gebüßet werden mußte. Schon der Name Habuchthund zeigt seine Bestimmung an. Es war ein rascher Windhund, welcher auf der Beize gebraucht wurde, um die gebeizten größern Thiere, als Rehe, Kraniche &c. zu fangen, wenn sie vom Habicht im Laufe gehindert oder im Fluge zur Erde gebracht waren. Das Wort Habucht, Happucht, kommt in den ältern Gesetzen oft vor: so Ganshapuch, Habicht, womit wilde Gänse gebeizt wurden, Anothhapuch, Äntenhabicht u. a. (*W. Pfeil.*)

HÄBUDES, bei Ptolemäos Ebudä, eine Inselküste, die auf der Westseite der Britannia zwischen Scotland und Ireland sich herunter erstreckte und mit den heutigen Hebriden identisch ist. Plinius zählt ihrer 30 auf, Solinus nur 5. Vgl. Hebrides Inseln. (*G. Hassel.*)

HABUR, Stadt im Bezirke Tulla des arabischen Stats Jemen, wo vorzüglicher Wein gebaut wird. Nach Niebuhr. (*G. Hassel.*)

HABYB oder HABIB (Ali ben Mohammed), ein Araber aus dem 9ten Jahrh., der eine Zeit lang als Schwärmer und religiöser Betrüger sein Wesen trieb. Ali und sein Geschlecht waren im 7ten Jahrh. untergegangen, aber unter den Moslemim, besonders der Schiiten, erhielt sich die Tradition, daß noch Sprossen jenes Heiligen sich gerettet, daß der zwölfte von ihnen in einer Höhle verborgen wohne, einst aber wiederkehren werde, um die

Gewalt des Dejal zu vernichten und alle Menschen unter den Islam zu vereinigen. Auf diese Sage gestützt, erschien auf Einmal jener Habyb, dessen Herkunft wir nicht einmal kennen, und gab sich für den verborgenen Aliden aus: er wurde das Haupt und der Schöpfer einer Sekte, die einen ungemeinen Zulauf bekam und ihn bald in den Stand setzte, den Khalifen die Spitze bieten zu können. Er schlug seinen Sitz im Jahre der Hedschra 256 oder 870 unsrer Ära zu Bassra auf und setzte diesen Platz besonders durch die Erbauung der Feste Moktarah in solchen Vertheidigungsstand, daß er darin der ganzen Macht des Khalif Al Motamed Trotz bieten konnte. 14 Jahre lang hielt er sich darin, bis endlich der Prinz Muaffak, Bruder des Khalifen, 883 Moktarah und kurze Zeit darauf auch Bassra eroberte, Habyb gefangen nahm und sogleich hinrichten ließ: sein Kopf wurde auf einer Lanze durch die vornehmsten Städte und Provinzen getragen und zuletzt über einem Thore von Bagdad aufgesteckt. Mit Habyb erlosch die von ihm gebildete Sekte, die so vielen Lärmen gemacht hatte. Er selbst war ein feiner Kopf, der Scheinheiligkeit mit einem seltnen Muthe verband; seine Anhänger hingen mit dem größten Eifer an dem heiligen Mann, der ganz wie Mohammed handelte und eben so beredt war. Nur fehlte ihm das Glück, was jenen begleitete, und die Zeiten hatten sich anders gestaltet*). Vergl. Khabith und Zendsch. (*H.*)

HACAN, oder HAÇAN, auch HACHEM. S. die unter dieser Orthographie hier und da aufgeführten Namen in Hakem und Hassan. (*R.*)

HACCIUS (Georg), oder wie sein teutscher Name Hacke, ein lutherscher Theolog, Sohn des Predigers Wilhelm Haccius zu Utleben im Schwarzburgschen, wo er am 30. August 1626 geboren war. Wie sein Vater, widmete er sich der Theologie, studirte zu Jena, und nahm dann eine Hofmeisterstelle in Westphalen an, wodurch er in diese Gegend versetzt und 1648 Conrector zu Minden wurde. Doch vertauschte er diese Stelle 1661 mit dem Pastorate an der Marienkirche, wurde 1663 Licentiat der Theologie zu Rinteln und zeichnete sich durch einen schönen und erbaulichen Vortrag so aus, daß ihn die Hamburger 1669 zum Prediger an die Maria Magdalenenkirche beriefen und ihm 1680 die einträgliche Pfarrei zu St. Michael geben. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, der 1683 durch Hamburg kam, erhob ihn zum Consistorialrath zu Minden und beschenkte ihn mit einer goldnen Medaille; indeß scheint er jene erstre Stelle nicht angetreten oder abgelehnt zu haben, indem er zu Hamburg am 12. April 1684 starb. Seine Schriften, die Jöcher II. S. 1303 aufführt, bestehen in Kanzel-, Leichen-, Einweihungs- und andern Predigten, in einer Postille, einem geistlichen Baumgarten und andern Andachtsschriften, die ihr Zeitalter nicht überlebt haben. (*G. Hassel.*)

HACH, Dörfchen bei Auggen im großherz. badenschen Bezirksamte Müllheim, dadurch merkwürdig, daß daselbst schon im J. 789 der Weinbau getrieben wurde, wie aus urkundlicher Nachricht entnommen wird†). (*Leger.*)

HACHA, Rio de la, d. i. Beilfluß, 1) der Fluß an der Nordküste des südamerikanischen Continents, Costa oder Tierra firma, der unter 304° 48′ L. über Ferro, westlich von Punta de la Cruz ins westindische Meer mündet. Er entspringt bei Bobillo 10° 30′ nördl. Br. am nordwestlichen Abhange der Serra de Peija, einem Theile der Andenkette von Santa Marta, unweit der Quelle der südwestlich dem Magdalenenstrome zufließenden Zezare und vollendet, meistens durch stark bewaldete Niederungen, einen Lauf von 16 geogr. Meilen fast gerade nach Norden; er ist über 7 Meilen weit für flache Fahrzeuge schiffbar; seine Ausflüsse aber, die einen sumpfigen Delta-Werder umgeben, sind sehr seicht und wegen der starken Gegenströmung des Meeres bei dem in dieser Gegend vorherrschenden Nordwinde gefährlich zu beschiffen. Er wird daher, ungeachtet seines Reichthums an kostbaren Hölzern 2c. nur wenig benutzt. 2) Die Stadt. An der Westseite des Ausflusses dieses Rio de la Hacha liegt die Ciudade de la Hacha, von der Stadtkirche auf einigen Karten Nuestra Señora de los Remedios (unserer Frauen zum Heilmittel) genannt, unter welchem Namen aber der Ort in Westindien ganz unbekannt ist. Sie hat schon durch Karl V. den Rang einer Hauptstadt (ciudade) empfangen, ist aber ein schlecht gebaueter Ort von höchstens 120 Häusern, 1823 mit kaum 1500 Einwohnern, worunter etwa 700 Schwarze und Farbige. Sie hat ein kleines, sicheres Hafenbassin, welches in das hier die Küste umlagernde Klippenriff eingeht, ziemlich sicher und 10—12 Klafter tief ist und durch ein Fort beschützt wird. Der Landungsplatz ist auch zum Ausbessern der Schiffe bequem. Die Stadt ist ein Einfuhrhafen mit einer Zollbehörde. Es haben sich hier, außer den Einheimischen, einige britische Kaufleute niedergelassen. Hauptausfuhrartikel ist Färbeholz, namentlich Gelb- und Rothholz, und zwar letzteres von der Sorte, die in Hamburg St. Martaholz heißt: 10 — 20 Mark Banko kostet die Quantität von 100 Pfund. Es wird mit andern geschätzten Hölzern in den Niederungen des Rio stromaufwärts gefällt und auf Maulthieren zu Markte gebracht. Im Junius 1824 lagen daselbst 18 fremde Schiffe, worunter 4 aus Jamaika. Von Kingston, dem Haupthafen dieser britisch-westindischen Insel liegt die Stadt de la Hacha, 112 Meilen im Südosten; Maracaibo, wohin ein Maulthierpfad führt, liegt 16 Meilen Land einwärts, und Santa Marta westwärts fast eben so weit; der Weg dahin längs der Küste wird durch 8 Flußmündungen unterbrochen. Mit dem Innern steht die Stadt de la Hacha, schlechthin Hacha genannt, nur über Maracaibo in Verbindung und mit Santa Marta, Cartagena, Puerto Caballo, Caracas und andern colombischen Häfen wird eine ziemlich lebhafte Küstenfahrt unterhalten.

*) Nach *Elmacini* hist. Sarac. und Ockley's Gesch. der Sarazenen.

†) Fecht's Gesch. der großh. bad. Landschaften. II. Heft, S. 92.

In der Nähe der Stadt baut man Mais, Baumwolle, Zucker und etwas Indigo. Das Klima ist heiß, feucht und sehr ungesund; Fremde und Einheimische leiden häufig an gastrischen Fiebern. Die mittlere Temperatur ist + 18 — 19° R. und im April und Mai steigt die Hitze gewöhnlich auf + 26 — 28°. — 3) Der Bezirk, wovon diese Stadt der Hauptort ist, bildet mit den Bezirken Santa Marta und Cartagena einen Kreis des columbischen Departements Magdalena. Der Bezirk Rio de la Hacha, größten Theils noch Wildniß, aber wegen der starken Bewässerung mit sehr fruchtbarem Boden, erstreckt sich von der Stadt 8 Meilen südwestlich an der Küste hin bis zum Kuppenberg el Palanque am Cabo S. Agostino und 15 Meilen nordöstlich von der Stadt bis zur Punta de las Gallinas, schließt also Cabo de Vela und die ganze Nordostküste der zungenförmigen Halbinsel ein, welche sich vor den Meerbusen von Maracaibo nach Nordosten hin zieht. Die Südwestküste dieser Halbinsel gehört zur Intendanz Maracaibo (Departamento Sulia), woran der Bezirk Rio de la Hacha auch im Süden gränzt. In den kleinen Buchten und Flußmündungen, nordöstlich von den Mündungen des Hauptstromes liegen die Landungsplätze: Marvelo, Orino, Calabaza, el Toco, Tocuraca, Rincon del Carpintero, el Portete und nahe an Punta de las Gallinas die Bahia honda, eine tiefe, zu einem trefflichen Kriegshafen geeignete Bucht. In diesen und andern Küstenpunkte und an den Ufern der Flüsse leben ungefähr 7000 Menschen, meistens Schwarze und Mulatten, worunter auch Flüchtlinge aus Cuba, Jamaika ꝛc., die sich als sehr brauchbare Schleichhändler zeigen. Im Gebirge, in den Urwäldern und Wildnissen und an einzelnen Stellen bis an die Küste hin, streifen wilde Guajiros, ein zahlreicher tapferer Indianerstamm, der unbezwungen und unbekehrt geblieben ist und durch Überfälle den Ansiedelern und Holzhauern gefährlich wird. Ihre Krieger sind sämmtlich beritten und durch den Verkehr mit der Küste mit engländischen Flinten versehen. Sie wagen in ihren Canoes Fahrten ins Meer und sie allein treiben noch, als geschickte Taucher, Perlenfischerei auf dem Klippenriff am Strande. Durch diese Perlenaustern bänke angelockt, stiftete der spanische Eroberer Rodrigo Bastidas schon im Jahre 1527 die Stadt de la Hacha und jene Bänke lieferten bis zum Jahre 1530 für mehr als 300,000 Piaster schöner, großer Perlen vom reinsten Wasser. Weil aber die indianischen Taucher von den Spaniern und besonders nachmals von den Teutschen, welche das Augsburger Handelshaus Welser, Eigenthümer der ganzen Küste, unter Ambrosius Alfinger hinsandte, aufs grausamste gemißhandelt wurden, so gerieth die Perlenfischerei gänzlich in Verfall. Im Jahre 1823 hat eine britische Aktiengesellschaft das Recht, Perlenaustern fischen zu lassen, von der colombischen Regirung gepachtet. Bis zum Ausbruche der Revolution in Südamerika bildete Rio de la Hacha eine Provinz des spanischen Vicekönigreichs Neugranada, welche zur Intendanz Santa Marta gehörte. Unter den Kaufleuten in Santa Marta, wie unter denen in der Stadt de la Hacha herrschte große Eifersucht gegen das in jeder Rücksicht mehr begünstigte, reiche Cartagena und als sich nun diese Handelsstadt im August 1810 für unabhängig erklärte und jene beiden Provinzen aufforderte, sich ihrem Gebiete als Föderativstaten anzuschließen, folgte Hacha dem Beispiele der Provinz Santa Marta, erklärte sich standhaft für die spanische Regirung und nahm an der blutigen Fehde, welche von 1813 bis 1815 zwischen den Royalisten und Republikanern in dieser Gegend geführt ward, lebhaften Antheil. Die Spanier unter Morillo benutzten beide Küstenstädte mit großem Erfolge als Waffenplätze gegen die Insurgenten und erst im Julius des Jahres 1821 unterwarfen sich Stadt und Bezirk de la Hacha der republikanischen Regirung, welche durch Bolivar's Siege fest gegründet war. Doch noch im Anfange des Jahrs 1823 führten einige royalistische Parteigänger eine Horde Guajirosindianer von Rio de la Hacha nach der von dem republikanischen Obersten Rieux schlecht vertheidigten Stadt Santa Marta, besetzten das Fort, plünderten die Stadt und behaupteten sich, bis der columbische General Montilla von Cartagena her anrückte und sie um die Mitte des Februars vertrieb. Jene Indianer scheinen sich seitdem ruhig zu verhalten, aber sie scheinen der Regirung der Republik, welche sie jedoch mit Bekehrungsversuchen verschont, nicht unterworfen zu seyn. Das columbische Zollgesetz von 18. Julius 1824 bestätigte dem Hafen de la Hacha das Recht des Handels mit dem Auslande; von hamburgschen und andern teutschen Schiffen wird er selten besucht. (*C. Röding.*)

Hache, Pierre Jos., s. Haitze.

HACHEL (die), Mehrheit: die Hacheln, heißen in einigen Gegenden die dünnen Stacheln, welche die Getreideähre umgeben, also gleichbedeutend mit Acheln und Stacheln. An andern Orten nennt man sie Agen und Grannen. Die Wurzel ist das veraltete Hache, Hake (Haken), welches überhaupt etwas Spitziges bezeichnet und vielleicht mit dem Griechischen *ἀκὴ* verwandt ist. Daher kommt auch die Benennung der Hächel oder Hechel, als eines aus scharfen Drahtspitzen bestehenden Werkzeuges, und des Hachelkrautes, d. h. des stacheligen Hauhechels (Ononis spinosa L.) (*R.*)

Hachen Ben Haschem, s. Hakem.

HACHENBERG (Paul), Geschichtforscher, zu Steinfurt 1652 geboren, war Erzieher des gemüthskranken Kurfürsten Karl von der Pfalz, des letzten Regenten seines Hauses, bekleidete darauf das Lehramt der Geschichte und Beredsamkeit zu Heidelberg, und starb daselbst im December 1681 mit dem Charakter eines kurfürstlichen geheimen Raths. Mit großem Fleiß und Belesenheit lieferte er schätzbare Beiträge zur Aufklärung einer sehr dunkeln historischen Periode, in seinem Hauptwerke: Germania media, in qua mores, ritus, leges, sacrae profanaeque ceremoniae a Trajano ad Maximilianum I. recensentur. Heidelb. 1675; Jen. 1686; und ex edit. W. Türkii. Halae 1709. 4. Für die Specialgeschichte von Werth ist sein (jetzt seltenes) Gedicht: Tubantus redivivus, seu illustr. comitum in Benthem genealogia. Steinf. 1663. 8. Mehrere Dis-

sertationen und eine Abhandlung de rebus ad Labadiam pertinentibus im Museum Turic. Vol. I. T. I. n. VI.*) (*Baur.*)

HACHENBURG, 1) Stadt im gleichn. Amte des Herzogthums Nassau. Sie liegt auf dem Westerwalde zwischen dem Horterbache und dem Niester, hoch und angenehm; auf dem höchsten Punkte erhebt sich das Schloß, einst der Sitz der alten Grafen von Hachenburg, die eine Nebenlinie der Burggrafen von Kirchberg ausmachten, und gewährt eine der reizendsten Umsichten. Außerdem hat die Stadt 1 Kirche, 310 Häuser, 8 Loh-, 1 Mahlmühle, 1 Ziegelei und 1428 Einw., die 3 Tabaksfabriken, Rothgärbereien und Leinweberei unterhalten, auch 7 Märkte haben, und Krämerei treiben. Es ist jetzt der Sitz des Amts. (*Pauli.*) 2) Ein nassau'sches Amt am Westerwalde, das außer der vormaligen Grafschaft Sayn-Hachenburg auch noch andre Parzellen begreift. Es gränzt im Westen und Norden mit der preuß. Provinz Niederrhein, im Osten mit dem Amte Marienberg, im Süden mit dem Amte Selters, ist rauh, gebirgig, von einem Theile des Westerwaldes bedeckt und vom kleinen Flusse Niester bewässert, und hat nach dem Nassauer Statshandbuche 51,386 Morgen, wovon 120 Wohnplätze, 454 Gartenland, 20,649 Ackerland, 6667 Wiesen, 3572 Weiden, 19,689 Wald und 715 unbesteuerte Grundstücke ausmachen. Die Zahl der Einwohner belief sich 1825 auf 10,232 in 2510 Familien: 1821, wo erst 9764 gezählt waren, waren darunter 7022 Evangelische, 2539 Katholiken und 203 Juden. An Wohnplätzen sind registrirt 1 Stadt, 53 Dörfer, und 37 Höfe, worin 1673 Wohnhäuser und 3421 Nebengebäude standen: an Vieh 1821 135 Pferde, 3 Esel und Maulesel, 8319 Rindvieh, 3195 Schafe, 822 Schweine, 303 Ziegen und 837 Bienenstöcke. Das Steuersimplum betrug 4954 Gulden 39 Kreuzer. Das Amt ist in 42 Gemeindebezirke eingetheilt. (*Pauli.*)

HACHENBURG (die Grafen von), ein altes wetterau'sches Dynastengeschlecht, das im Mittelalter erlosch und seine Besitzung, die Grafschaft Sayn Hachenburg, die auf der wetterau'schen Grafenbank Sitz und Stimme hatte, an die Burggrafen von Kirchberg vererbte. Dieß uralte Geschlecht erlosch 1799 mit Johann August im Mannsstamme; und die Grafschaft Sayn Hachenburg kam an des letztern Burggrafen Bruders Enkelinn, Gemahlinn des regirenden Fürsten von Nassau-Weilburg als rechtmäßige Erbinn, wodurch sie ein Bestandtheil der weilburgschen Länder wurde. (*H.*)

HACHETTE (Jeanne), eine französische Heroine, die sich 1472 bei der Belagerung ihrer Vaterstadt durch die Burgunder hervor that, indem sie auf die Mauern sprang, einem burgundschen Soldaten die aufgepflanzte Standarte entriß und sie in die Kirche der Jakobiner trug. Um ihretwillen soll Louis XI. dem schönen Geschlechte zu Beauvais durch ein Patent von 1473 den Vorgang vor den Männern bei der Procession, die jährlich am Tage der heiligen Agadrema bis zur Revolution Statt fand, und jetzt wohl wieder hervorgesucht seyn wird, zugestanden haben. Indeß nennen die Schriftsteller den Namen dieses Mädchens verschieden: Comines Jeanne ourquet, Mathieu Jeanne Fouquet, Andere Jeanne Lainé und erst in einem Trauerspiele Roussets, das sich handschriftlich auf der königl. Bibliothek zu Paris findet, kommt sie als Jeanne Hachette vor, ein Name, den die meisten franz. Historiker jetzt adoptirt haben. Nach der Biogr. univ. XIX. p. 284. (*G. Hassel.*)

HACHIA, im Mittelalterlatein: die beschimpfende Strafe des Hunde- und Satteltragens, über welche unter dem Artikel Harmiscara gehandelt werden wird. Neufranzösisch: la Hachée. Vgl. *Du Cange* s. v. Harmiscara. (*R.*)

HACHINBUAYA, d. h. Hainbuche, altteutsches Wort (carpinus betulus). (*W. Pfeil.*)

HACHIREN, 1) in der Technologie, bei den Emailleuren, Vergoldern und Schwertfegern den Grund aufkratzen oder kerben, das heißt, die Arbeit, die vergoldet, emaillirt oder versilbert werden soll, vorher mit einem Messer oder eingreifenden Stahle ritzen und rauh machen, damit das einzutragende Gold, Silber oder Email besser hafte. (*H.*) 2) in der Zeichnenkunst, die Züge der Feder oder des Grabstichels dergestalt anbringen, daß einer quer über dem andern zu stehen komme, um Etwas zu schattiren. (*H.*)

HACHURE, 1) in der Zeichnenkunst, die Kreuzschattirung; 2) in der Heraldik, die Schraffirung, wodurch die Tinktur angezeigt wird. (*H.*)

HACK und MACK, und zusammen gezogen Hackemack, ein sprichwörtlicher Ausdruck, mit welchem die gemeine Sprache theils einen Haufen des schlechtesten Pöbels, theils einen Zusammenwurf werthloser oder doch unordentlicher Dinge bezeichnet. Daher heißt Hack und Mack auch zuweilen: unordentlich durch einander. An manchen Orten — Adelung führt Lübeck an — sagt man Hack und Pack, im Meklenburgschen Hüsk und Schlüsk. Da nun Hüsk dort ein Schweinchen bedeutet, so hat man daraus gefolgert, Hack habe dieselbe Bedeutung, (das gemeine: Hacksch) und Mack heiße dann (von Mage) etwas Verwandtes oder Ähnliches. Also: Schwein und Familie. Im Schwedenschen ist dagegen Hack die niedrigste Karte; und wenn die Bedeutung dieses ersten Wortes überhaupt fest stände: so wäre das folgende leicht als bloßer Reimschluß zu erklären. Man könnte bei Hack leicht an das unordentliche Durcheinanderfallen des Gehackten (wie auf dem Wurstklotz) denken, um so mehr, da es gebräuchlich ist, zu sagen, durch einander wie Häckerling. Der Begriff des Unordentlichen liegt ferner auch in Hacken, wenn es einen stammelnden Vortrag oder überhaupt eine mühselig durchgeführte Leistung bezeichnet. Das engländische to hack ist dem verächtlichen Sinne noch näher, daher sogar in neutraler Bedeutung: zu Jedermann's Gebrauch seyn (von öffentlichen Dirnen), und das Hauptwort hack,

*) Sein Leben in der Vorrede von Jung's histor. Benthem. Hanov. 1773. 4. p. I—VII. *Königii* bibl. vet. et nov. *Freytagii* adpar. lit. T. III. 477. *Saxii* onomast. T. V. 102. 602. Wundt Magaz. f. d. pfälz. Gesch. 3. Bd. 209.

ein Pferd zu Jedermanns Gebrauch, welches nicht nothwendig als Abkürzung für Hackney (haquené) zu nehmen ist*). (*R.*)

HÄCK (Robert van). Von dem Leben dieses Künstlers ist wenig bekannt. Er war 1609 zu Antwerpen geboren, sein Todesjahr wird nicht angeführt, und auch seine Lehrer nennt man nicht. Seine Bilder, meist kriegerische Scenen mit sehr kleinen Figuren darstellend, erregen Bewunderung durch die außerordentliche Genauigkeit und Schärfe ihrer Ausführung und die Schönheit ihres Kolorits, und auch als Porträtmaler wird Häck ausgezeichnet**). (*R.*)

HACKBORD, oder HACKEBORD, eine Verzierung hinten am Spiegel des Schiffes, welche nicht selten mit bunten Figuren ausgeschmückt ist und ganz von der Laune, oder dem Geschmacke des Baumeisters abhängt, aber nicht wenig zur Schönheit der Figur des Schiffes beiträgt. Die engländische Benennung ist the taffarel of a ship, die Franzosen nennen es le Couronnement. (*Braubach.*)

HACKBRETT, oder HACKEBRETT, auch CYMBAL genannt, ist ein heut' zu Tage gänzlich außer Übung gekommenes, nur etwa beim gemeinen Volke hier und da, z. B. bei Tanzmusiken, noch vorkommendes, krustisches Saiteninstrument, bestehend aus einem flachen Resonanzboden, über welchen Metallsaiten gespannt, und (zwei bis dreichörig) in eine Tonleiter gestimmt werden. Das Spiel des Instrumentes besteht darin, daß man dasselbe vor sich hinstellt, und mit einem leichten Klöppel in jeder Hand die Saiten anschlägt. Nicht unwahrscheinlich gab zuerst das Hackebrett die Idee zur Erfindung der Claviere und Pianoforte, welche, wie man sieht, im Wesentlichen nichts Anderes sind, als sehr verbesserte Hackebrette mit Dämpfungen, Pedalen u. s. w. versehen, und mit Claviaturhämmern statt mit Klöppeln angeschlagen. Auch der Name Clavicymbalum (ein mit Claves oder Tasten versehenes Cymbal oder Hackebrett), scheint solche Abstammung zu beweisen. (*Gfr. Weber.*)

HACKE (die), 1) in der Ökonomie, ein Instrument von verschiedener Gestalt, je nachdem es in den Wein-, Obst- und Grabegärten gebraucht wird. Man nennt es auch an manchen Orten die Haue. Die Hacke oder Haue, womit man die Weinberge behackt, ist vorn 4 — 5 Zoll breit, und nebst dem Öhr, in welches der Stiel kommt, 2 — 6 Zoll lang. Die Bickel oder Bick ist wohl einen guten Fuß lang, ohne das Öhr und vorn zugespitzt, und wird im steinigen Boden gebraucht. Die Reuthaue ist vorn 3 — 4 Zoll breit und einen guten Fuß lang, gleichfalls mit einem Öhr; sie wird zum Ausrotten der Wurzeln gebraucht. Der Karst ist eine Hacke mit 2 Zinken, jeder 6 Zoll lang und 1 Zoll breit; sie müssen stark seyn, daß sie sich beim Zwängen der Erdschollen nicht leicht biegen. Die Karste sind sehr gut in den Obstgärten, besonders den Rasen vor Winters umzuhacken, um die Winterfeuchtigkeit eindringen zu machen.

Noch hat man verschiedene große und kleine, schmälere und breitere Hacken und Häckchen, die man beim Behacken der Pflanzen zu gebrauchen pflegt. In den Baumschulen, um die Erde zwischen den jungen Obstbäumen aufzulockern, und das Unkraut zu gäten, braucht man statt der Hacke lieber eine Gabel mit 3 Zinken, wie eine Mistgabel, nur dürfen die Zinken nicht so lang, wie an dieser, aber stämmiger seyn. Mit einer Hacke, sie sei von welcher Beschaffenheit sie wolle, und noch mehr mit einem Grabscheite, sticht man viele Wurzeln an den jungen Stämmchen entzwei oder macht sie wohl ganz locker. Dieses ist nicht der Fall mit diesem zinkigen Instrument, und doch macht es die Erde locker, daß das Unkraut ausgelesen, und die Erde hinreichend aufgelockert werden kann. 2) Bei dem Bergbau, s. Haue. (*Schilling.*)

HACKEBORN, Dorf des vormaligen magdeburgschen Holzkreises, 1sten Distrikts, 1 Meile von Egeln, welches Markgraf Gero 964 seinem Kloster Gernrode schenkte, scheint das Stammhaus der Dynasten dieses Namens zu seyn, die auch Eisleben, Wippra, Helfta, Allstädt, dann einen beträchtlichen Antheil an Querfurt besaßen. Die heil. Gertrudis (19. November), eine geborne von Hackeborn, war von 1251 — 1291 Äbtissinn des 1219 gestifteten Cisterzienser Nonnenklosters Helfta, und Verfasserinn der Schrift: Insinuationes divinae pietatis. Sie starb den 17. Nov. 1311. Ihre Schwester Mechthildis war Nonne in dem Kloster zu Eisleben, und beschrieb ihre Geschichten und Offenbarungen unter dem Titel: Spiritualis gratiae libri V. Ludwig von H. scheint mit der Prinzessinn Elisabeth, Tochter Herzog Boleslaus des Kahlen von Liegnitz die Herrschaft Priebus in Schlesien erheirathet zu haben (um 1268). Albrecht von H., Herr zu Priebus und Triebel, schenkte 1350 dem Hospital zu Sorau das Dorf Leuthen. Albrecht, Friedrich und Hanns, Gebrüder, Inhaber der Feste Hackeborn, bei Großsärchen, im Triebelschen, lebten mit allen ihren Nachbarn in immerwährender Fehde. Albin und Ludwig verkauften 1378 Beyernaumburg bei Sangerhausen, um 8000 breite Groschen an die Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm. Im J. 1413 verkauften die von H. Schloß, Stadt und Herrschaft Priebus an den Herzog Johann I. von Sagan, weil aber die Zahlung der bedungenen Kaufsumme unter mancherlei Vorwand verweigert wurde, erfolgten neue Fehden, die endlich 1427 gesöhnet wurden. In dem J. 1418 wird einer Propstinn Mechethildis von Quedlinburg, aus dem Hause H. gedacht. Friedrich von H. hatte im J. 1429 das Schloß Roynungen in Böhmen (vielleicht Ronnow, im bunzlauer Kreise) inne. In dem Hussitenkriege waren die von H. immer auf Seite der Katholischen, wodurch die Sage, daß einer von ihnen die Stadt Budissin den Hussiten verrathen helfen, sehr unwahrscheinlich wird. In spätern Zeiten soll die Familie in den Adel-

*) Vergl. übrigens das S. 4 im ersten Bande dieser zweiten Section auf der zweiten Spalte von Hrn. Grotefend über den Ausdruck Hack und Mack Mitgetheilte. (*St.*)

**) Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste rc. B. III. S. 30.

stand herabgesunken seyn, doch können wir nicht sagen, ob die von H., welche noch im vorigen Jahrh. die Güter Bahrendorf und Sülldorf, im ersten Distrikt des Holzkreises besaßen, und aus welchen Wolf Christoph 1719 als königl. preuß. Generallieutenant das Zeitliche verließ, ob ferner die Patricier dieses Namens in Staßfurt von den alten Dynasten, oder von ihren Lehenmännern abstammen. Die Dynasten führten einen achtstraligen Stern im Wappen. — Einer der Soolbrunnen zu Halle heißt der Hackeborn, und es wäre wohl unmöglich, daß die Familie von ihm zuerst den Namen empfangen hätte. *(v. Stramberg.)*

HACKELBERG. Die Sage vom wilden Jäger, wüthenden Heere, oder von dem durch seine nächtlichen Luftjagden berühmten Gespenste Hackelberg ist bekannt. Der Aberglaube ließ sie folgender Gestalt entstehen: Hanns von Hackelberg, geboren 1521 zu Wolfenbüttel und gestorben 1581 zu Wülperode unweit Homburg, wo er in dem Garten des Mulenschenkrugs auf seinem Leichensteine in voller Jagdrüstung abgebildet ist, war Oberjägermeister am braunschw. Hofe. Als leidenschaftlicher Jäger durchstreifte er ununterbrochen die Forsten, schonte auch wohl nicht immer die Felder und Saten der Bauern, bis er an einer, durch ein starkes wildes Schwein erhaltenen Wunde starb. Auf dem Todbette forderte ihn sein Beichtvater auf, den harten Jägersinn vom Irdischen nach dem Himmlischen zu wenden, worauf er erwiederte: „Was Gott mir dort oben zugedacht „hat, will ich gern einem Andern überlassen, wenn mir „nur die Jagd bleibt." Deßhalb wurde er nun auf der Stelle verdammt, ewig des Nachts in den Lüften zu jagen, wo er von einer großen Eule: der Tut-Ursel begleitet wird, welche seinem Zuge voraus eilt. Gewöhnlich soll dieser über dem Hackel, einem Gehölze bei Halberstadt, von der wüsten Dornburg nach der gleichfalls wüsten Dorfstelle Ammendorf gehen. — Der Ursprung dieser Sage ist jedoch offenbar älter: denn schon unsre Vorfahren vor ihrer Bekehrung zum Christenthume fabelten von nächtlichen Luftjägern, die sie die Strietzhelden nannten und unter die bösen Geister zählten, wie wir aus den vorgeschriebenen Beichtfragen wissen, da die christliche Geistlichkeit sorgfältig bemüht war, dieses Überbleibsel des Heidenthums auszurotten. *(W. Pfeil.)*

HACKELMANN (Leopold), ein Rechtsgelehrter, wurde 1563 zu Stade im Herzogthum Bremen geboren, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war. Nachdem er sich auf der dortigen und der lüneburgschen Schule vorbereitet hatte, bezog er im Jahr 1584 die Universität Helmstädt, von wo er erst nach Leipzig und dann nach Jena sich begab. Hier erlangte er am 23. September 1591 die juristische Doktorwürde und verband sich an demselben Tage mit Margaretha verwitweten Schneidewein, gebornen Benfold. Bald darauf wurde ihm die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, so wie 1594 eine außerordentliche Professur der Pandekten ertheilet, endlich erhielt er nach Daniel Eulenbeck's Tode (1596) dessen Stelle, als ordentlicher Professor und Beisitzer des Hofgerichts. Dennoch folgte er im J. 1598 einem Ruf nach Magdeburg, als Rath des Erzbischofs. Vergebens wünschte der Kurfürst von Sachsen ihn im J. 1604 als Hofrath nach Dresden zu ziehen. Das magdeburgsche Domkapitel verweigerte seine Entlassung und erst 1612 nach Wirth's Tode setzte der Kurfürst es durch, daß er an dessen Stelle ordentlicher Professor zu Leipzig und Beisitzer des dortigen Oberhofgericht's wurde. Als 1613 der Herzog Johann Philipp von S. Altenburg zum Rektor der Universität ernannt wurde, übergab derselbe Hackelmann das Prorektorat. Um eben diese Zeit starb seine vorhin erwähnte Gattinn und 1614 verehelichte er sich zum zweiten Male mit Elisabeth, der Witwe des Professors der Medicin, Georg Feig. Die Ehrenstellen, welche er bekleidete, wurden am 17. Junius 1618 noch um zwei vermehrt, indem er zum Domherrn von Merseburg und Decemvir der Universität Leipzig hinauf rückte. Allein schon im folgenden Jahre lähmte ein Schlagfluß seine rechte Seite und er starb bald darauf am 11. November 1619. Er war als Lehrer und Fakultist eben so ausgezeichnet, wie als Praktiker: für das Erzstift Magdeburg hatte er besonders einige wichtige Sachen ausgeführt. Unter seinen Schriften bemerken wir nur die quaestiones illustres ex jure civili, pontificio, feudali et saxonico. Jenae 1594. 4. Ed. 2. Francofurt. 1602. Ed. III. Magdeb. 1613, die noch jetzt Auktorität haben. Sonst haben wir von ihm bloß Dissertationen, manche nicht ohne Bedeutung, auch hat er *Schneidewins* epitome in usus feudorum. Hannover 1595 und Magdeburg 1613 neu auflegen lassen und mit Verbesserungen versehen*). *(Ad. Martin.)*

HACKEMANN (Johann Gottlieb v.), ein Rechtsgelehrter, der am 6. Mai 1706 zu Helmstädt geboren wurde, wo sein Vater, August von Hackemann, Professor der Moral war. In Erfurt und nachher in Weimar bereitete er sich zum Studiren vor; besuchte auch in dieser Absicht seit 1731 die Universität Halle, und seit 1734 Helmstädt. Hier erlangte er am 12. November 1737 eine außerordentliche Professur der Rechte, und späterhin 1740 zu Halle die juristische Doktorwürde. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf als Professor der Institutionen zu Frankfurt an der Oder an, welche Stelle er 1744 mit der Professur der Pandekten und diese 1752 mit der des Codex vertauschte. Zugleich wurde er Senior der dortigen Juristenfakultät. Er starb am 30. Julius 1784. Sein Vortrag war nicht gefällig, daher er auch keinen großen Beifall hatte: er nützte auch mehr in der Fakultät, wo er höchst gediegne Arbeiten lieferte, als durch seine Schriften, die bloß in Dissertationen und Programmen bestehen, und in Meusel's verst. Deutschl. V. 10 u. 11., in Weidlich's verschiednen Werken und Hymmer's Beiträgen zur jurist. Lit. in den preuß. Staten. Samml. 5. S. 238. verzeichnet sind. *(Ad. Martin.)*

*) Über ihn parentatio in ejus honorem a *B. Walther*, abgedruckt in *Witte* Mem. Ictorum. Decas I, 67.; *P. Freher* theatr. p. 1026.; *Zeumer* vitae prof. Jenens. classis II. p. 71. *Jöcher* und And.

HACKENBROICH, Pfarrdorf des preußischen Reg. Bez. Düsseldorf, auf dem linken Rheinufer, bei Dormagen und hart an der Gränze des Reg. Bez. Cöln gelegen, so daß einige Zubehörungen des Kirchspiels bereits in den Reg. Bez. und Landkreis Cöln, Bürgermeisterei Worringen, gehören, ist als der Hauptort der Herrschaft H. merkwürdig. Es war dieselbe einer der gräflichen Sitze des Erzstiftes Cöln, d. h. auf dem Landtage nahm der Besitzer, der Graf von Salm-Rufferscheid-Dyk, seinen Platz auf der Grafenbank. Nach dem Regulativ vor 1669 gehörte das herrschaftliche Gut, 530 Morgen, zu den vollkommen steuerfreien Sitzen. (*von Stramberg.*)

HACKENLANDES. Ist ein sehr alter Ausdruck und bezeichnet den sehr unsichern Maßstab der Größe der Land- und Bauerngüter. Er ist nur noch in Liefland gebräuchlich, wo er einen Umfang von Ländereien bedeutet, der keinen festen, bestimmten Maßstab hat, und gewöhnlich den Bauern für eine Abgabe von 60 Rubel und einige Frohndienste überlassen wird. (*Schilling.*)

HACKER (Joachim Bernhard Nikolaus), Pfarrer zu Zscheyla bei Meißen, geboren den 11. November 1760 zu Dresden, wo sein Vater, Joh. Georg Nikolaus, beinahe 48 Jahre lang ein sehr beliebter Prediger war. Der Sohn studirte zu Grimma und Wittenberg, wo besonders Reinhard sich um seine Bildung verdient machte. Nachdem er mehrere Jahre zu Dresden als Hauslehrer gelebt hatte, wurde er 1786 Rektor und Diakonus in Gommern, 1790 Pfarrer zu Haseloff, 1796 zu Straacha bei Wittenberg, 1805 zu Brück und 1812 zu Zscheyla, wo er am 4. October 1817 starb. Eine hohe Achtung gegen das Christenthum und den Stifter desselben, in Wort und That, war das leitende Princip seines Lebens, und machte ihn auch zu einem geschätzten, moralischen und ascetischen Schriftsteller. Man hat von ihm: Thanatologie, oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber; ein unterhaltendes Lesebuch für Kranke und Sterbende. Leipzig 1795 — 1799. 4 Th.; 2te Aufl. 1819. 8. Jesus, der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe für alle seine wahren Verehrer. Eb. 2 Th. 1800. 8. Der Schulmeister Anton. Eb. 2 Abth. 1809. 8. Der Unsichtbare, oder Menschenschicksale und Vorsehung. Eb. 2 Th. 1811. 8. Meine Vorbereitung zum Tode, nebst der Jugendgeschichte des Verfassers, nach dessen Tode herausgeg. von J. G. Trautscholb. Eb. 1818. 8. Anordnung, Composition und Diction sind in diesen Schriften nicht ohne Tadel, aber sie enthalten doch auch für nachdenkende Verehrer des Christenthums viele schätzbare Belehrungen und für Leidende viele Tröstungen. Hacker ließ auch Geistliche Gesänge. Pirna 1783. 8. und andere Gedichte drucken, die keinen besondern Werth haben*). (*Baur.*)

*) Leipziger Lit. Zeit. 1818. No. 104. Allgem. Anzeiger der Teutschen 1819. No. 125. Bengel's Archiv. 3. Bd. 1. St. 289. Richter's Lex. d. Liederdichter. Hall. Lit. Ztg. 1819. Ergänz. Bl. No. 6.

HACKER (Joh. Georg August), erster evangelischer Hofprediger in Dresden, wo er den 24. Januar 1762 geboren war. Sein Vater war ein Bäcker, der den talentvollen Sohn die Kreuzschule besuchen und zu Wittenberg die Theologie studiren ließ. Wie J. B. N. Hacker, sein Vetter, dankte auch er das Meiste dem Unterrichte Reinhards, mit dem er später in den angenehmsten amtlichen und freundschaftlichen Verhältnissen lebte. Schon 1784 wurde er Prediger und Katechet bei dem Zucht- u. Arbeitshause zu Torgau, kam 1790 als Substitut des Garnisonpredigers nach Dresden, und seinen empfehlenden Leistungen, wie Reinhard's Verwendung, hatte er es zu danken, daß er 1796 als zweiter, ja noch vor Ende dieses Jahres als erster Hofprediger angestellt wurde. Obgleich von Reinhards ausgezeichnetem Predigertalente überstrahlt, wußte er dennoch als Prediger und Seelsorger sich allgemeine Liebe und Achtung zu erwerben und zu bewahren, bis er den 21. Februar 1823 starb. Ohne auf den Ruhm eines vorzüglichen Gelehrten Anspruch zu machen, besaß er dennoch gründliche Kenntnisse, und reichte seinen Zuhörern gern gesunde, kräftige Nahrung. Viele Beweise davon enthalten seine mit Beifall aufgenommenen Schriften: Abendmahlsreden an Familien aus den gebildeten Ständen. Freiberg 1801. 2 Th.; 1810. 8. Ausführliche Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägliche und über freie Texte. Leipz. 6 Samml. 1804 — 1813. 8. Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heil. Schrift, welche 1810 und 1811 beim evangelischen Gottesdienst in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen. Ebend. 2 Bde. 1810. 8. Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden. Ebend. 6 Bändchen. 1806 — 1813; n. Aufl. 1817. 8. Religiöse Amtsreden in Auszügen und vollständig. Ebend. 6 Samml. 1816 — 1821. 8. Kommunionbuch für Personen aus den gebildeten Ständen. Stuttg. 1812; 1822. 8. Einzelne Predigten und a. m. Was er für die Kanzel schrieb, empfiehlt sich durch logische Ordnung, eine natürliche und leichte Behandlung sehr erheblicher und anziehender Gegenstände und einen herzlichen Vortrag. Zu der Leipziger Literaturzeitung lieferte er viele Recensionen, auch übernahm er 1813 die Herausgabe des letzten Jahrganges der Reinhardschen Predigten und dessen Übersetzung der Psalmen, und aus den ungedruckten Predigten desselben gab er einen Jahrgang Evangelienpredigten heraus.*) (*Baur.*)

*) Zum Andenken Hackers von (seinem Amtsnachfolger und Schwager) S. G. Frisch. Dresd. 1823. 8. (mit Hackers Bildnisse). J. A. Schmidt's neuer Nekrolog der Teutschen. 1 Jahrg. 1 Heft. 207 — 223. In der Abendzeitung und dem literar. Merkur wurde Hackers Verlust in Gedichten beklagt.

HÄCKERLING, HECKERLING, HÄCKSEL, HEXEL, SIEDE wird das klein geschnittene Stroh genannt, welches zum Viehfutter kurz geschnitten wird. Das Häckerlingschneiden ist für jede Landwirthschaft vom größten Vortheile; 1) weil man so alles Geströh zur Fütterung nutzen kann, und das Vieh durch die Ver-

mischung der verschiedenen Futterarten gezwungen wird, auch diejenigen Futterkräuter, welche es sonst nicht fressen würde, obgleich dieselben eben so nahrhaft wie andere sind, mit zu fressen; 2) frißt ihn auch das Vieh leicht und gern, so wie es ihn auch leicht kauet und verdauet; 3) kann das Vieh das Futterkorn, in der Vermischung mit Häckerling in kleinen Portionen gegeben, viel kauen und mit den Zähnen zermalmen, welches von der größten Wichtigkeit für die thierische Ökonomie ist; 4) kann man damit viel haushalten, da nichts von dem Viehe in die Streu getreten wird; 5) ist es nothwendig, daß den Pferden Häckerling unter den Hafer gemischt werde, damit sie sich nicht überfressen und verschlagen; 6) kann man auch, wenn etwas Körnerschrot darauf gestreut wird, das Rindvieh damit wohlfeiler und kräftiger satt füttern.

Wenn man beim Häckerlingschneiden unten in die Bank langes Stroh, darauf Heu oder Grummet, und dann auf dieses wieder Stroh legt, und Beides schneidet, so erhält man einen kraftvollern Häckerling. Das Schneiden desselben ist das Geschäft der Knechte, welches sie vorzüglich in den langen Winterabenden verrichten. Der Häckerling zum Pferde- und Rindviehfutter darf nicht länger als höchstens ¼ Zoll geschnitten werden; für Schafe muß er noch kürzer seyn. — Das Stroh, welches zu Häckerling geschnitten werden soll, muß besonders gut und rein seyn. Der Häckerling muß an einem trocknen und nicht dumpfigen Orte aufgehoben werden.

Roggenstroh wird gewöhnlich für die Pferde geschnitten; sollte aber dieß verdorben oder sonst Mangel daran seyn, so wählt man auch Gerstenstroh; Haferstroh aber nur in der allergrößten Noth. Das Stroh sei von Unkraut so rein als möglich, besonders kein Radenstroh darunter befindlich. Wenn der Häckerling mit Hafer vermischt wird, so nimmt man dem Maße nach doppelt so viel von jenem; wird aber Roggen gefüttert, so muß vier Mal so viel Häckerling genommen werden. Den Zugpferden mischt man statt des Hafers zuweilen auch Wickenfutter unter, und zwar läßt man in diesem Falle zwei Bund langes Stroh mit einem Bund Wicken unter einander schneiden. — Den Ochsen und Kühen läßt man auch Gerstenstroh unter das andere schneiden; zuweilen werden auch Kleien darunter gemischt und dieses naß verfüttert.

In allen gut eingerichteten Landwirthschaften ist die Häckerlingfütterung wegen des großen einleuchtenden Nutzens eingeführt. — Die Arbeit und Kosten, die durch das Häckerlingschneiden verursacht werden, sind keineswegs von Erheblichkeit, weil die Nachtheile der so genannten Rauhfütterung jenes weit überwiegen. Man hat nämlich durch mehrere Erfahrungen gefunden, daß ein Landwirth, welcher sein Stroh ungeschnitten füttert, weit weniger Vieh zu halten im Stande ist, als wenn er das Stroh zu Häckerling schneiden läßt; dieses beträgt so viel, daß in jenem Falle nur 30, in diesem hingegen 50 Stück Kühe von derselben Menge Futter erhalten werden können. Eine Mannsperson kann auf der gewöhnlichen Häckerlingsbank täglich wenigstens 36 Scheffel Häckerling schneiden. Für eine melkende Kuh, welche Häckerlingfutter bekommt, werden täglich nicht mehr als ¾ Scheffel Häckerling, bei Voraussetzung eines guten Anmengsels, erfordert. Wenn ein Arbeiter täglich 36 Scheffel Häckerling schneiden kann, so ist offenbar, daß damit 48 Stück Kühe unterhalten werden können. In einer Melkerei von 100 Stück Kühen würden also täglich nur zwei Futterschneider nöthig seyn. (*Schilling.*)

HÄCKERLING STREUEN, ein Gebrauch, der in ganz Niedersachsen und in andern Gegenden Teutschlands in älteren Zeiten üblich war und jetzt noch wohl trotz der strengsten Verbote Statt findet. Haftete nämlich ein Makel auf der Ehre einer Braut, die als Jungfrau zur Kirche ging, so war es gebräuchlich, daß am Abende vor der Hochzeit vor der Hausthüre der Braut Häckerling hingeworfen, auch wohl der Weg, der zu dem Tempel führte, damit beworfen wurde. Hier und da bedient man sich statt des Häckerlings der Spreu. An einigen Orten aber streuet man Häckerling einer verlassenen Geliebten an dem Tage, wo der untreue Liebhaber Hochzeit hält, oder umgekehrt dem Manne, dem ein Mädchen untreu geworden ist. Die Gesetze haben diese alte Sitte verpönt, und verstatten dem Bräutigam einer auf diese Art beschimpften Braut sowohl, als dem Vater einer beschimpften Tochter die Injurienklage gegen den Thäter. (*Rüder.*)

HÄCKERLINGSBANK, HÄCKSELBANK, FUTTERBANK, FUTTERLADE, SIEDKASTEN, heißt das hölzerne Gerüste, worauf das zum Viehfutter bestimmte Stroh, Klee u. s. w. zu Häckerling geschnitten wird. Die gewöhnliche Häckerlingsbank besteht aus einem hölzernen Gestelle in Gestalt einer länglich schmalen Lade, welche oben und auf beiden schmalen Seiten offen ist, um nicht allein das Stroh von oben in die Lade zu legen, sondern auch zum Schneiden des Häckerlings vorn gegen die Futterklinge vorzustoßen. An diesem vorderen Ende sind die Bretter, woraus die Lade zusammengesetzt ist, mit Eisen beschlagen, und daselbst ist auch die Futterklinge vermittels eines Gelenkes mit einem Fußtritt vereinigt. Dieser ist unter der Lade angebracht, und mit ihm wird die Futterklinge bei dem Schneiden des Häkkerlings in Bewegung gebracht, das Stroh aber mit der linken Hand aus dem Kasten so weit vorgestoßen, als der Häckerling lang werden soll.

Die eben beschriebene Häckerlingsbank ist eine teutsche Erfindung, und erst seit dem 7jährigen Kriege den Franzosen und Engländern bekannt geworden. Von Letzteren wurden nach der Zeit immer mehrere Verbesserungen an derselben nach und nach angebracht; so daß jetzt die von Lester in London erfundene Patent-Häckerlingsmaschine, mit der Verbesserung, welche der Schmied Haak in Rostock angebracht hat, für die beste gehalten wird. Eine Abbildung der Lesterschen Häckerlingsmaschine findet man im I. Bde der 2ten Lieferung des Magazins aller neuen Erfindungen, Entdekkungen und Verbesserungen ꝛc., und in André's ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, 1819, 18 Heft,

wird nicht allein eine Abbildung und Beschreibung dieser Maschine gegeben, sondern auch deren Anwendung und Gebrauch von dem Herrn von Boddien zu Aurich in Ostfriesland angezeigt. Zugleich wird aber auch in genannter Zeitschrift von dem Bergmeister und Eisenhüttenverwalter auf der Graf Sala'schen Eisengießerei in Blansko, Herrn Teubner, eine Häckerlingsschneidemaschine aus Gußeisen bekannt gemacht, welche nicht nur wohlfeiler als die Lester-Haak'sche, sondern auch weit vortheilhafter seyn soll. Diese große Maschine hat im Wesentlichen die völlige Einrichtung der gewöhnlichen Häcksel-, Futter- oder Schneidelade oder Bank. Vorn, wo die Klinge sitzt, ist ein großes Schwungrad, welches das Ganze bewirkt. An demselben sitzt nicht nur das Messer oder die Klinge, sondern an dem inneren Ende der Welle desselben findet sich eine Kurbel, durch welche mittels eines Gestänges und dessen Hebers das eingelegte Stroh fortgerückt und zugleich zusammengedrückt wird. — Zu ihrem Gebrauch gehören zwei Personen, welche durch sie in einem Tage 4 Schock Schüttenstroh zerschneiden, welches ungefähr das Tagewerk vier guter Häckselschneider ist. — Bei dieser Maschine können auch Leute gebraucht werden, welche bei der Häckselbank fast gar nicht, oder doch nur schlecht zu gebrauchen sind. Ferner: durch diese Maschine erhält man Häckerling von völlig Einerlei — und zwar beliebiger — Länge. — Durch das stärkere Zusammenpressen des Strohes mittels gekammter oder beleisteter Walzen wird das Stroh gleichsam weich gemacht, so daß der Häcksel davon ganz weich anzufühlen ist: und daher kommt es auch, daß ihn das Vieh so gern frißt. (*Schilling.*)

HÄCKERLINGSBODEN, HÄCKERLINGSKAMMER, nennt man denjenigen Boden oder die Kammer, wo der Häckerling aufbewahrt wird. — Dieser Ort muß trocken und luftig seyn, und der Häckerling daselbst nicht zu dick auf einander liegen, weil er sonst leicht verdirbt und einen üblen Geruch anzieht. Mit Steinen darf der Häckerlingsbehälter auch nicht belegt seyn, weil der Häckerling hier leicht feucht, stinkend und schimmlig wird. Am besten ist es, ihn zu dielen. (*Schilling.*)

HÄCKERLINGSMÜHLE heißt eine Maschine, worauf, wie auf der Häckerlingsbank, der Häckerling geschnitten, die Maschine selbst aber von einem Wasserrade in Bewegung gesetzt wird. Herr Pastor Mayer liefert im 2ten Theile seiner landwirthschaftlichen Reise die Beschreibung und Abbildung einer solchen Maschine, die ein kleines Wässerchen nebst einer Schrotmühle treibt. Eine andere erfand der Graf von Bork und beschreibt sie in seiner stargard'schen Wirthschaft. Auch in Beyer's Schauplatz der Mühlenbaukunst findet man die Angaben zur Einrichtung einer Häckerlingsmühle. (*Schilling.*)

HACKERT (Johann), ein holländischer Maler, welcher nicht mit den teutschen Künstlern desselben Namens verwechselt werden darf, war um 1635 zu Amsterdam geboren und gilt für einen der ersten, welche Schweizerlandschaften nach Naturstudien geliefert haben. Er brachte den größten Theil seines Lebens in der Schweiz und namentlich in Zürich zu, wo sich auch mehrere seiner besten Gemälde und Handzeichnungen erhalten haben. Er hat mit besonderer Vorliebe wilde Gebirgsansichten, Höhlen, Klüfte und beschneiete Felsen in seinen Gemälden dargestellt, in denen leider der graue und bräunliche Ton zu vorherrschend ist. Auch vermißt man in den meisten den eigenthümlichen Charakter der Schweizernatur. Die Figuren und Thiere hat in vielen seiner Landschaften Adrian van der Velde gemacht. Seine radirten Blätter sind in Waaterlo's Geschmack*). (*R.*)

HACKERT (Philipp oder vollständiger Jakob Philipp). Dieser berühmte Landschaftsmaler stammt aus einer preußischen Künstlerfamilie ab. Sein Großvater, welcher in Königsberg geboren war, und sein Vater mit denselben Vornamen, welcher 1768 starb, malten Porträte, und der Letztere stand in dem Dienste des Markgrafen Heinrich von Schwedt und nachher des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Philipp war der älteste von fünf Brüdern, deren Namen der seinige in der Geschichte der Kunst verdunkelt hat. Karl Ludwig, geboren 1740, Landschaftsmaler in Öl und Gouache, lebte meisten Theils in der Schweiz und endete durch einen Selbstmord 1800.[1]) Johann Gottlieb, geb. 1744, Landschaftsmaler von vortrefflichen Anlagen, arbeitete mit seinem berühmten Bruder in Paris und Rom, ging 1772 nach England und starb dort schon im folgenden Jahre. Wilhelm, geb. 1748, Historien- und Porträtmaler, arbeitete eine Zeit lang unter Mengs und starb 1780 als Lehrer der Zeichnenkunst in Petersburg. Georg Abraham, geb. 1755, Kupferstecher und Kunsthändler, war ein Schüler Philipps, bei dem er in Rom und Neapel lebte, bis die Stürme der Revolution sie trennten. Er starb zu Florenz 1805 und unter seinen Blättern zeichnen sich die nach Gemälden und Zeichnungen seines Bruders gestochenen aus.

Jakob Philipp Hackert war den 15. September 1737 zu Prenzlau geboren. Von seinen Ältern zum geistlichen Stande bestimmt und dazu auf der Schule seiner Vaterstadt tüchtig vorbereitet, gab er doch von seinen frühesten Jahren an so entschiedene Proben eines ungewöhnlichen Kunsttalents, daß sein Vater von seinem ersten Plane abstand und ihn, nachdem er ihn selbst in die Elemente des Zeichnens und Malens eingeweihet hatte, zu einem seiner Brüder, einem Dekorationsmaler, nach Berlin schickte, wo der lehrbegierige Knabe späterhin in dem Unterricht des damaligen Direktors der Akademie le Sueur, reiche Nahrung fand. Dieser bestimmte ihn auch, sich ausschließlich der Landschaftsmalerei zu widmen. Dem gemäß bereitete er sich durch Kopien nach Claude Lorrain, Swanefeld, Moucheron und andern Meistern dieser Gattung zu eigenen Studien nach der Natur vor. Daneben wirkte der Umgang mit Sulzer und einigen andern gelehrten Kunstfreunden

---

*) Vgl. Bartsch IV. 289 ff. Füßli's Künstlerlex.

1) Seine mit Link herausgegebenen kolorirten Blätter von Ansichten aus Savoyens Eisthälern und von dem Genfersee werden noch jetzt gesucht.

einflußreich auf seine höhere Ausbildung, und dem genannten Gönner verdankte er auch die erste Versetzung nach einer dem Landschaftsmaler günstigern Gegend. Er war nämlich durch denselben dem Baron Olthoff in Stralsund empfohlen worden, welcher ihn nach Rügen und Stockholm führte, und dessen Haus für den jungen Künstler eine Schule guter Sitte und Gesellschaft wurde. Ein Neffe des Barons war Hackert's Schüler geworden, und als Begleiter desselben kam er 1765 nach Paris, wo eine neue Periode seines Künstlerlebens beginnt. Er erwarb sich hier theils durch sein Talent, theils durch seine anziehende Persönlichkeit Gunst und Beschäftigung, so daß er in Kurzem nicht allein seine eigene Existenz hinreichend gesichert hatte, sondern auch noch für den Unterhalt seines Zöglings sorgen konnte, dessen Oheim in unglückliche Umstände gerathen war. Auch ließ er seinen Bruder Johann Gottlieb aus Berlin zu sich kommen und malte mit diesem besonders viel in Gouache, welche Manier damals in Paris sehr beliebt war. Seine Studien nach der Natur setzte er auf kleinen Ausflügen durch die Normandie und Picardie fort, und sobald er die Mittel erschwungen hatte, eine größere Reise unternehmen zu können, eilte er mit seinem Bruder nach dem Lande der schönen Natur und Kunst, Italien, und beide langten im December 1768 in Rom an. Hier wetteiferten die Meisterwerke der Kunst mit dem malerischen Reichthume der Natur, seine Aufmerksamkeit und Bewunderung und sodann seine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen. Mehrere Monate brachten die Brüder in Tivoli zu, durchstreiften von da die benachbarten Berge, und füllten ihre Mappen mit Zeichnungen und Studien, deren Vorarbeitung ihnen leicht von der Hand ging und sich einträglich bezahlt machte. Reifenstein, seit Winkelmann's Tode der Führer aller Fremden von Stande und Namen, wurde damals ihr Freund und beförderte in vieler Hinsicht die Annehmlichkeit und den Erfolg ihres ersten Aufenthalts in Rom. Im Frühling 1770 reiste das Brüderpaar nach Neapel, wo besonders der engländische Gesandte Lord Hamilton und dessen berühmtere Gemahlinn sie in ihre Gunst schlossen und ihnen mehrere Aufträge zu Zeichnungen und Gemälden ertheilten. Kurz nachdem sie wieder in Rom eingetroffen waren, hatte der russische General Schuwaloff von seiner Kaiserinn den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, welche so genau als möglich die von den Russen über die Türken erfochtene Seeschlacht bei Tschesme (5. Jul. 1770) und die hierauf erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten. Hackert übernahm diese Arbeit, die er nach seinem eigenen Plane auf sechs Darstellungen vertheilte, mit dem Beding, daß man ihm alle zu einer so fremdartigen Aufgabe gehörigen Details mittheilte. Dieser Forderung entsprach der Sieger von Tschesme, Graf Orlow, welcher damals mit einem Theile seiner Flotte nach Livorno kam, auf das großartigste, indem er als Modell für den Maler, eine russische Fregatte vor dem Hafen dieser Stadt in die Luft sprengen ließ. Das Aufsehen, welches dieses ungeheure, viele Monate vorher in allen Zeitungen angekündigte Modell erregte, trug nicht wenig dazu bei, Hackert's Namen mit ungemeiner Geschwindigkeit zu verbreiten, und die Seeschlacht von Tschesme legte den Grund nicht allein zu seinem Ruhme, sondern auch zu seinem Glücke, wenn wir dahin seine Wohlhabenheit und seine nachherigen glänzenden Verhältnisse an dem neapolitanischen Hofe rechnen wollen.

Nachdem der Künstler diese große Arbeit vollendet und seinen brüderlichen Gehilfen und Begleiter, welcher mit bestellten Gemälden nach London gegangen war, durch einen frühzeitigen Tod verloren hatte, suchte er sich durch Reisen und Naturstudien zu zerstreuen und zu stärken. Er besuchte 1774 Neapel wieder, wo der Ausbruch des Vesuvs seine Mappen mit neuen Skizzen bereicherte, und späterhin durchstreifte er die Gebirge des mittlern Italiens, von den neapolitanischen Gränzen der Abruzzen über die Apenninen bis nach Ravenna. Auf dieser Reise zeichnete er eine Ansicht von Cesena, dem Geburtsorte des Papstes Pius VI., die er nachher für diesen in Öl ausführte und sich dadurch dessen Gunst erwarb. Inzwischen war Hackert's jüngster Bruder, Georg Abraham, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, zu ihm nach Rom gekommen, und ließ es sich angelegen seyn, ihm den Verlust Johann Gottliebs zu ersetzen. Eine mit zwei Engländern 1777 unternommene Reise nach Sicilien war besonders fruchtbar für Hackert's Naturstudien, und das folgende Jahr führte ihn in entgegen gesetzter Richtung durch Ober-Italien bis in die Schweiz. Unterdessen hatte sich sein Ruf immer mehr ausgebreitet; alle bedeutende Fremde besuchten ihn; und obgleich er um diese Zeit die Preise seiner Gemälde beträchtlich erhöhet hatte: so waren doch immer für Holland, England, Teutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre Vorausbestellungen vorhanden. Auch fehlte es ihm nicht an Einladungen von hohen Häuptern, wie z. B. die Kaiserinn Katharina ihn unter glänzenden Versprechungen nach Rußland ziehen wollte, und ihm durch den Großfürsten und die Großfürstinn, welche 1781 Italien bereisten, ihren Antrag auf das Dringendste wiederholen ließ.

Im Frühlinge 1782 trat Hackert eine malerische Reise nach Neapel an, und wurde während seines dortigen Aufenthaltes durch den russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, dem Könige Ferdinand vorgestellt, welcher sogleich ein besonderes Wohlgefallen an den Arbeiten und der Persönlichkeit des Künstlers fand, und ihn bald nachher unter den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen in seine Dienste nahm. Hackert gewann allmälig die Neigung und das Vertrauen seines neuen Herrn in einem hohen Grade, und machte sich demselben, besonders auf seinen Jagdzügen, unentbehrlich. Er und sein Bruder genossen einer ansehnlichen Pension und erhielten außerdem eine herrliche Wohnung in dem Palaste Francavilla auf der Chiaja, und es verging nicht leicht eine Woche, in welcher sie sich nicht irgend einer Auszeichnung ihres königlichen Freun-

des hätten rühmen können. Dagegen erwiesen sie sich aber auch diesem in vielen Angelegenheiten selbst über die Sphäre ihrer Kunst hinaus als tüchtige und treue Diener, unter andern in der Anlegung einer Papiermühle und in der Verbesserung der Druckerei. In diesen glücklichen Verhältnissen lebten sie theils in Neapel, theils auf den Lustschlössern des Königs, theils auch in malerischen Ausflügen an den Küsten Kalabriens und Siciliens umherstreifend, bis zum Ausbruche der Revolution, welche die königliche Familie nach Sicilien versetzte. Hackert, von den Franzosen für einen Royalisten, von den Royalisten für einen Republikaner gehalten, rettete sich nach manchen Gefahren, Mühseligkeiten und Verlusten nach Livorno. Hierauf ließ er sich in Florenz nieder, wo sein Bruder einen Kupferstichhandel unternahm. Er selbst kaufte sich in der Nähe der Stadt ein kleines Gut, auf welchem er den Rest seiner Tage verlebte. Sein Bruder ging ihm 1805 in dem Tode voran, und er folgte ihm im April 1807. Mehrere Monate vorher hatte ein Schlagfluß seine Thätigkeit gelähmt.

Goethe charakterisirt Hackert mit folgenden Worten:

„Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glückes Schmiede sind. Sein angeborenes Talent entwickelte sich bald und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachten ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung Jedermann dienen und Niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, sich in Menschen zu schicken, ohne im Mindesten biegsam zu seyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit welcher er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andere, indem sein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und Jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talents gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst seyn, ohne den Menschen lästig zu fallen. Seinen Brüdern war er mehr als Vater; er ward ihnen zugleich Lehrer, Gönner, Führer und Beschützer. Sein Äußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut zeigte er sich strack, ohne steif zu seyn, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstande. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomat sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann."

Hackert's künstlerische Würdigung ist in der Goethe'schen Darstellung gewiß überspannt, so wie auf der andern Seite die neueste Kunstkritik ihn zu tief herabsetzt. Betrachten wir das, was er geleistet, in Zusammenhange mit seinem Zeitalter, so gebührt ihm unstreitig die Anerkennung, die Prospektmalerei durch Zurückführung auf treue und detaillirte Naturstudien zu einer Vollkommenheit erhoben zu haben, welche alle gleichzeitigen Leistungen hinter sich läßt und den nachfolgenden in vielem Betrachte als Vorbild gedient hat. Die Zahl seiner Gemälde in Öl und Gouache, und seiner Zeichnungen in Sepia ist sehr groß; und obgleich der Werth derselben ungleich ist: so zeigt sich doch nirgends in ihnen eine Spur des Herabsinkens seiner leichten und behaglichen Fertigkeit zu fabrikmäßiger Arbeit. Alle seine Werke zeugen von Lust und Liebe, und selbst den ungünstigsten Prospekten, die er zuweilen auf Bestellung machen mußte, verstand er irgend einige freundliche oder doch charakteristische Züge abzugewinnen. Sein Pinsel und Griffel haben die Natur von den Küsten der Ostsee bis zu denen von Sicilien in unzählbaren Studien, Skizzen und ausgeführten Werken nachgebildet, und fast immer mit charakteristischer Treue, Sicherheit und Leichtigkeit. Die glänzendste Periode seiner künstlerischen Laufbahn bezeichnen seine römischen und neapolitanischen Prospekte, und wo er sich in diesen ohne Zusätze und Veränderungen darauf beschränkt, die Natur zu kopiren, da ist er Meister in der Auffassung und Anordnung der Landschaft. Weniger glücklich zeigt er sich in eigenen Erfindungen; und obgleich alle seine Kompositionen aus Naturstudien bestehen: so fehlt ihm doch das Talent, die Natur aus ihren Fragmenten natürlich zusammen zu stellen. Das läßt sich auch schon oft aus den Vorgründen bemerken, die er seinen Prospekten zuweilen nach eigenen Ideen hinzu fügt.

Was sein Kolorit betrifft, so fehlt es demselben nicht an Lebendigkeit und Frische, aber wohl oft an Harmonie, besonders in der Verbindung der Vordergründe, die gewöhnlich zu stark und grell gegen die Fernen abstechen, mit den Hintergründen. Einige seiner Aquarellmalereien sind frei von diesem Vorwurfe und überhaupt zu seinen trefflichsten Arbeiten zu zählen. Übrigens führte er den Pinsel mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachtete im Anlegen und Vollenden eine so zweckmäßige Methode, daß es ihm dadurch möglich ward, so viele und doch so fleißig ausgeführte Arbeiten zu liefern. Seine Lüfte sind leicht, seine Fernen oft von vorschwebender Durchsichtigkeit, sein Baumschlag beweglich und nach der Blätterverschiedenheit deutlich behandelt, an den Felsen ist oft die Steinart angedeutet, und die Pflanzen der Vordergründe sind oft bis in die botanischen Details ausgemalt.

Nicht bloß im Malen, sondern auch im Restauriren hatte er besondere Einsicht. Davon zeugt sein Send-

schreiben an den Ritter Hamilton Sull' uso della Vernice nella pittura [2]). Andre schriftstellerische Fragmente von seiner Hand finden sich in dem Goethe'schen Buche aufbewahrt.

Außer den Blättern, welche Georg Abraham Hackert nach Zeichnungen und Gemälden seines Bruders gestochen hat, gibt es eine Unzahl von bessern und schlechtern Nachbildungen derselben durch die Radirnadel und den Grabstichel. Wir nennen die Blätter von Eichler, Lorieur, Lacroir, Dunker, Volpato, Gmelin rc. [3]) Er selbst hat mehrere kleine Landschaften radirt [4]). (*R.*)

Hackesia, f. Astrantia und Hacquet.

HACKET (John), stammte von einem alten schottischen Geschlechte ab, und war zu Westmünster 1592 geboren, studirte zu Cambridge, wo ihn der Bischof in sein Haus nahm, ward darauf Kaplan bei König Jakob I. und Prediger zu St. Andrews Holbrun, und 1631 Archidiakonus zu Bedford. Als das Parliament nach Jakobs Tode die Bischöfe abschaffen wollte, brachte er es durch seine Vorstellungen bei dem Unterhause dahin, daß die Bischöfe in ihren Würden blieben, er selbst aber wurde in Verhaft genommen und flüchtete sich nach wieder erhaltener Freiheit auf das Land, bis Karl II. wieder an die Regirung kam; darauf erhielt er das Bisthum Lickfield und Coventry, und starb im Jahre 1670, nachdem er dem Trinity College zu Cambridge 1200 Pfund, und der dortigen Bibliothek seine Bücher, die man 1500 Pfund schätzte, vermacht hatte. Er war ein guter Theolog und Philolog, hielt es zwar nicht mit den Remonstranten, that ihnen aber auch kein Leid, und wünschte eine Vereinigung der christlichen Kirchen, ob er gleich keine Möglichkeit dazu sah. Er starb am 28sten October 1670. Man hat von ihm das Leben des Erzbischofs William, unter dem Titel: Scrinia reserata, or a memorial of John William, Arch-Bishop of Yorck. Lond. 1693. fol., auch eine Sammlung Predigten, welchen ein gewisser Plume Hacket's Leben beifügte. (*Rotermund.*)

HACKHOPFEN nennt man denjenigen Hopfen, welcher im Jahre zwei Mal behackt und ein Mal gedüngt wird, im Gegensatze des Grashopfens. (*Schilling.*)

HACKING, 1) Dorf im Viertel unter dem Wiener Walde des Landes unter der Ens an dem Flüßchen Wien, der teutschen Ordenscommende in Wien gehörig, mit einer Sohlen- und Kalblederfabrik und einem schönen Wäldchen von weißen Maulbeerbäumen, welches die Kaiserinn Maria Theresia zur Beförderung der inländischen Seidenraupenzucht angelegt hat. — 2) Dorf im Lande ob der Ens, in dem Hausruckviertel, am Flusse Aschach, welches zum Werbbezirk Aschach, zur Herrschaft Erlach und zum Stift Lindach gehört und nach Hartkirchen eingepfarrt ist. (*Rumy.*)

2) Übersetzt von Riedel (Dresden 1801. 4.). 3) Eine große Auswahl derselben liefert der Winckler'sche Katalog. 4) Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe. Tübingen 1811. 8.

HACKINSACK, Hauptort der Neujersey Grafschaft Bergen an dem gleichnamigen Küstenflusse, der aus Neuyork her strömt, sich in die Newarkbai ergießt und bis an die Baien des Orts große Fahrzeuge trägt. Er besitzt ein Rathhaus, worauf die Grafschaftsgerichte gehalten werden, 1 Gefängniß, 2 Kirchen, worin noch holländisch geprediget wird, 1 Akademie, und 1,918 Einw., die von den Holländern zum Theil fortstammen und Krämerei treiben. (*G. Hassel.*)

HACKMANN (Jakob), der Sohn eines Schreibe- und Rechnenmeisters, war zu Otterndorf im Lande Hadeln im Jahre 1610 geboren, besuchte das dortige Lyceum und einige andere Schulen, zog 1634 auf die Universität Wittenberg, studirte neben der Theologie die spanische, griechische, hebräische, chaldäische und arabische Sprache, und erhielt im März 1637 die Magisterwürde. Im Begriff, Adjunkt der dortigen philosophischen Fakultät zu werden, bekam er einen Ruf zum Predigtamte im Holsteinschen und zugleich einen andern, den er auch annahm, nach Altenwalde im Herzogthume Bremen. Dieses Amt hatte er nur wenige Jahre verwaltet, so verlangte man ihn 1641 als Prediger nach Amsterdam, und gleich darauf auch als Hauptpastor an die Nikolauskirche in Stade; er zog die letzte Stelle vor. Als ein eifriger Verfechter der Orthodoxie, bekam er mit seinem Collegen M. Gerhard Ramm über dessen 1654 gedruckte Predigt, Jesus Episcopus, vielen Streit*); er predigte nicht allein dawider, sondern setzte auch 40 Anmerkungen auf, die er unter dem Namen Carneadis Cyrenaci Antitragus, 1655 der Welt vorlegte, und da er von der theologischen Fakultät zu Jena, auch von zwei andern Gegnern scharf beurtheilt wurde, vertheidigte er sich in einer Schrift, Correctio Caco-Censoris. Eben so bekam er auch mit dem Generalsuperintendent und Licent. Mich. Havemann und mit dem Mag. Johann Fischer Streit. Er erlebte in Stade 1645 die Einnahme der Stadt durch die schwedenschen Truppen, 1657 durch die dänemarkschen, und 1659 den großen Brand dieser Stadt. Im Jahr 1658 ward er Senior des Ministeriums, 1669 königlich schwedenscher Consistorialrath, stand bis in das 61ste Jahr im Predigtamte, und starb den 30. Sept. 1698. Unter seinen Schriften, die man in meinem gelehrten Hannover, Bd II. S. 209 f. findet, ist sein Stada Tabeerae s. igne castigata, d. i. Denkmal der großen Stade'schen Feuersbrunst, Stade 1661. 4. 14 Bog., wegen der historischen Anmerkungen noch jetzt brauchbar. (*Rotermund.*)

HACKNEY, eins der Dörfer, die in der britischen Grafschaft Middlesex um London her liegen, und durch an beiden Seiten bebauete Straßen dergestalt mit der ungeheuern Metropolis verbunden ist, daß es jetzt nur eine Vorstadt auszumachen scheint. Zu seiner Pfarrkirche gehören 5 Weiler; außerdem hat es im Weiler Clapton das Irrenhaus Broke House, den St. Johns palace, einst ein Sitz der Johanniterritter, mehrere Bet-

*) S. Pratje's Relig. Gesch. der Herzogth. Bremen und Verden, III. Abschnitt, 2te Hälfte, S. 26 folgg.

häuser für Dissenters, eine Freischule, eine Armenschule, 17 Armenhäuser, die Temple-Mühlen, 2812 Häuser, zum Theil von reichen Privatleuten und Kaufleuten bewohnt, und 1810. 16,771 Einwohner, welche die Fabrikatur von London theilen. Von diesem Orte nennt man die englândischen Fiacker gewöhnlich Hackneys. Neuerlichst hat man hier die Überbleibsel einer Römerstraße entdeckt. (*G. Hassel.*)

HACKSPAN (Theodoricus oder Dietrich), geb. 1607 zu Weimar, bildete sich zu Jena und Helmstädt, wo Georg Calixtus am meisten auf ihn wirkte. Er beschäftigte sich neben dem Studium des A. und N. Test. auch mit den orientalischen Sprachen und wurde Professor der letztern an der Universität zu Altorf, erhielt aber auch zugleich eine theologische Lehrstelle und starb am 19. Januar 1659. Er zeichnet sich unter den Exegeten der lutherschen Kirche jener Zeit rühmlich aus, theils durch seine gediegenen und umfassenden Kenntnisse in den alten Sprachen, theils durch ein sehr richtiges und gesundes Urtheil, weßhalb man ihn einem Salomon Glassius nicht nur gleich setzte, sondern selbst vorzog [1]). Die Lehre und das Beispiel des großen Calixt mögen ihn hauptsächlich zu seinen unbefangenen Ansichten geführt haben, wodurch er, wie sich einer seiner Beurtheiler richtig ausdrückt [2]), glaucomate nullo objecto in ipsum sacrae orationis tenorem inquirere posset rectius oculata, quod ajunt, ἐρευνήσει, tantoque felicius, quo majori acumine ingenii et judicii ἀκριβείᾳ, quae rara est cum memoria insigni conjunctio, polleret et a praeceptoribus etiam, si quando opus esset, dissentire, religioni haud sibi duceret. Richard Simon hat, wie schon Buddeus [3]) richtig bemerkt, viel zu flüchtig über Hackspan abgeurtheilt und ohne seine großen Verdienste anzuerkennen [4]), was uns aber nicht wundern darf, da er ja überhaupt den protestantischen Theologen viel zu wenig Gerechtigkeit widerfahren läßt [5]). Weil nämlich Hackspan, von sicheren philosophischen Principien ausgehend, immer auf die Denkgesetze und die Bestimmungen der Grammatik hinweiset, so behauptet Simon, er bringe fast gar nichts Neues vor, was sich aber schon durch eine oberflächliche Ansicht seiner Schriften widerlegt. Eben so unbedeutend ist ein anderer Vorwurf, nämlich der, daß Hackspan bei Erklärung neutestamentlicher Stellen durch Vergleichung und Benutzung des Hebräischen nicht immer glücklich sei; denn die von Simon in Anspruch genommenen Deutungen lassen sich unsers Erachtens recht wohl vertheidigen; und wenn die Combination auch dann und wann minder treffend war: so sind doch die Stellen, wo das Gegentheil Statt findet, ungleich zahlreicher. Daß jenes parteiische Urtheil selbst in Frankreich nicht allgemein sei, kann uns schon das Diction. universel (T. VIII. p. 204.) lehren, welches die Behauptung ohne Tadel oder Widerspruch anführt, daß Hackspan unter seinen Zeitgenossen die hebräische Sprache am meisten inne gehabt habe [6]). Bei einer schwächlichen Constitution, vielem häuslichen Unglück und äußeren Widerwärtigkeiten, hat er doch sehr viele, zum Theil noch jetzt sehr geschätzte Werke herausgegeben. Dahin gehören vor Allem seine Notae philologico-theologicae in varia et difficilia scripturae loca. 3 Partes. (Altdorf. 1664. 8.) Die beiden ersten Theile erstrecken sich über schwere Stellen des A. T. und der dritte über die 4 Evangelien, weil der Verfasser an der Vollendung durch den Tod gehindert wurde. Diese schätzbaren Anmerkungen sind auch in den 3ten Bd. der Supplementa Criticorum sacrorum aufgenommen. Nach Calixtus freisinniger Weise scheut sich Hackspan nicht, von dem Herkömmlichen abzuweichen, und gerade hierin liegt wohl der Grund, warum er Manchem, der mehr an dem Alten festhielt, nicht ganz gefiel. Die Vocalpunkte und die Accente im hebräischen Texte erklärt er für eine Erfindung neuerer Zeit, und behauptet sogar, daß die Juden aus polemischem Interesse sich Änderungen erlaubt hätten [7]), eine Meinung, welche durchaus unhaltbar ist. Er beschränkt sich nicht auf Angabe und Durchführung seiner eignen Erklärung, sondern beleuchtet recht scharfsinnig die Deutungen Anderer, tritt auch, nach Sitte jener Zeit, nicht selten zugleich als Polemiker gegen andere Religionsparteien, als die Reformirten und Katholiken, besonders auch gegen die Socinianer auf. Seine Miscellanea sacra in 2 Büchern (Altdorf. 1660. 8.), die erst nach seinem Tode edirt wurden, behandeln wichtige und schwierige Stellen der Bibel mit großer Ausführlichkeit, doch auch Sätze der Hermeneutik, und zeigen von echter Gelehrsamkeit und von einem richtigen exegetischen Takte. Angefügt ist eine lesenswerthe Exercitatio de Cabbala Judaica, und gibt eben, so wie das Specimen theologiae Thalmudicae, einen schönen Beweis von Kenntniß der rabbinischen Sprache und Literatur [8]). Zu den exegetischen Arbeiten gehören auch noch die Lucubrationes Franckenthaleuses in difficillima utriusque Test. loca (Altorf. 1685. 8.) und die Observationes arabico-syriacae in quaedam loca veteris et novi Testamenti. Die arabische Literatur zu fördern, sind seine, freilich unbedeutenden, Institutiones arabicae bestimmt, und können durch die beigefügten Fides et leges Mahomedis auch nicht größern Werth erhalten. Zuletzt ist noch zu erwähnen eine Sylloge

1) *Gust. Georg. Zeltner* vit. theologg. Altdorphinorum. p. 315 ff. 2) Zeltner a. a. O., S. 315. 3) Isagoge historico-theologica, p. 1700. 4) Histoire critique des principaux Commentateurs du N. T., p. 721 — 2. 5) Man vergl. z. B. nur das, was er p. 719 ff. über Salomon Glassius sagt.

6) Ähnlich spricht sich schon Fabricius in der Histor. bibliothecae *Fabricianae*, P. V. p. 323, über ihn aus. 7) Man sehe z. B. seine Anmerk. zu Ps. 2, 12.

8) Als Beleg seiner Kenntniß der rabbinischen Sprache verdankt man ihm die Herausgabe des rabbinischen Manuscriptes: Sepher Nizzachon Rabbi *Lippmanni*, prim. edit. etc. Norimb. *Endter*, 1644, 69 Bogen in 4., welches Manuscript, wie erzählt wird, H. einem Juden in Altorf mit Hilfe einiger Studenten hinterlistiger Weise entwendet und auf das schnellste soll haben abschreiben lassen. Ferner: De usu libror. Rabbinicor. — Nach seinem Tode erschien aus Dürr's Manuscripte: Th. H. Manuale theol., h. e. termini, distinctiones et divisiones in schol. Theologg. occurr. Alt. 1664. 1742. 4. (*R.*)

disputt. theol. et philologg. (Altorf. 1663. 4.), ganz im Geiste der früher erwähnten Schriften.

(*A. G. Hoffmann.*)

HACKWALD — auch HAUBERGE genannt — ist Niederwald, welcher nach der Abholzung einige Zeit zum Getreidebaue benutzt wird, indem man zwischen den abgeholzten Stöcken den Boden umhackt und besäet. Es ist die Hackwaldwirthschaft in Franken und Schwaben gebräuchlich, vorzüglich in der Gegend von Siegen, wo sehr beträchtliche Flächen von ihr eingenommen werden. Ihr Ursprung verliert sich in die Vorzeit, denn schon eine nassau'sche Verordnung von 1562 regelt die Behandlung der Hauberge. Sie ist in der neuern Zeit vielfach beschrieben und auch zur größern Ausdehnung empfohlen, um stark bevölkerten waldreichen Gegenden das Mittel zu geben, die nöthigen Nahrungsmittel zu gewinnen, wenn der Boden die Umwandlung des Waldes in bleibendes Ackerland nicht gestattet; sie kann aber wohl nur unter gewissen Umständen als empfehlenswerth betrachtet werden.

Die Hackwaldwirthschaft ist wahrscheinlich im Siegenschen entstanden. Dieser Landstrich, reich an Bergbau und Hütten, hatte eine sehr starke Holzkonsumtion, welche die Umwandlung der Hochwälder in Niederwald herbeiführte, indem der Bedarf an Kohlen nicht mehr erlaubte, das Holz ganz auswachsen zu lassen. Die gebirgige Gegend machte die Ausdehnung des Ackerbaues durch Rodung des Waldes zu Ackerland, so weit, daß er der anwachsenden Bevölkerung genügt hätte, unthunlich. Man kam daher auf die Idee, den Boden zwischen den abgetriebenen Mutterstücken umzuhacken, und ihn einige Jahre mit Roggen oder Buchweizen zu besäen, bis die wieder hervortreibenden Wurzel- und Stammausschläge so groß wurden, daß sie die Getreidebenutzung hinderten, wo dann der Schlag liegen blieb und als Wald behandelt wurde. Da man das schwache Reißholz nicht benutzen konnte und die düngende Kraft der Asche bemerkte, so wurde das schlechtere, wenig Werth habende Holz, wie auch zum Theil noch jetzt geschiehet, auf Haufen gebracht, angezündet und zugleich dadurch der abgeschälte, getrocknete Rasen mit verbrannt, und die Asche dann mit einem eisernen Haken — Hainkratze — über den Schlag verbreitet. Hierauf erfolgt die Getreidesaat, gewöhnlich das erste Jahr mit Buchweizen, das folgende mit Roggen.

Die Hauberge sind Privateigenthum. Vor der Haubergsordnung von 1567 bewirthschaftete jeder Eigenthümer sein Stück in gleicher Art nach Willkür. Da jedoch alle Stücke sehr unter einander lagen, so wurde es unmöglich, die jungen Schläge gehörig gegen das Vieh, das Getreide gegen Verdämmung durch das anstoßende alte Holz zu schützen, weßhalb die Haubergsordnung erlassen wurde, wodurch nicht bloß die Zusammenlegung aller Schläge erfolgte, sondern auch die Haubergswirthschaft zweckmäßiger geregelt wurde. Der ganze, einem Dorfe gehörige Hackwald wurde als ein Ganzes zusammen gelegt, wovon jährlich ein bestimmter Theil, $\frac{1}{17}$ — $\frac{1}{20}$ der Fläche, in einem Schlage oder in mehreren, abgeholzt wurde. Von diesem Schlage bekam ein jeder Interessent nach Maßgabe der ihm früher gehörigen Fläche einen gewissen Antheil. Um die Vertheilung bewirken zu können, theilte man jeden Schlag in eine gewisse Anzahl Stammjähne, — deren Zahl niemals über 16, gewöhnlich weniger ist. Diese Stammjähne waren anfangs wahrscheinlich Antheile der Interessenten, so daß jeder Theilhaber einer Stammjahn erhielt. Da jedoch in der Folge durch Erbtheilung und Verkauf auch diese Stammjähne wieder mehrere Besitzer erhielten, so wurde jeder wieder in gewisse Theile getheilt, die man entweder mit einem bestimmten Fruchtmaße oder einer Geldmünze bezeichnet. Wenn z. B. ein Jahresschlag in 4 Stammjähne getheilt ist, und jeder Stammjahn in 12 Albus, so hat ein Einwohner des Dorfes, welcher für 3 Albus Haubergsgerechtigkeit kauft, das Nutzungsrecht von $\frac{1}{16}$ der Fläche eines Jahresschlags. Es kann auf diese Art wohl das Nutzungsrecht getheilt werden; in Hinsicht der Wirthschaftsführung aber sind die Hauberge als untheilbares, mehreren Mitgliedern einer Kommune gehörendes, Privateigenthum zu betrachten.

Wo man den Wald mit Vortheil als Niederwald behandeln kann, der Ackerbau wegen gebirgiger Beschaffenheit der Gegend und Armuth des Bodens nicht mehr durch Rodung zu immerwährendem Acker auszudehnen ist, hinreichende Bevölkerung die Mittel darbietet, den Boden mit der Hacke zur Getreidesaat zu bereiten, da ist der Hackwald gewiß eine vortheilhafte Art der Wirthschaft. Unter andern Verhältnissen ihn aber einführen zu wollen, wie z. B. für Würtemberg der Vorschlag gemacht wurde, dürfte dagegen nicht vortheilhaft seyn, indem man mehr Frucht und mehr Holz erziehen wird, wenn man die Waldfläche lieber verkleinert, indem man die fruchtbarsten, zu Acker sich eignenden Stellen umwühlt und rodet, den bleibenden Wald aber als regelmäßigen Hoch-, Mittel- oder Niederwald behandelt, da es selten nützlich ist, ganz geschlossene Holzbestände in den Haubergen zu erziehen, wovon die am besten bewirthschafteten Siegener Hauberge den Beweis führen.

(*W. Pfeil.*)

HACQUET (Belsazar*)), ein Naturforscher und Geograph. Er war zu le Conquet in der Bretagne 1739 geboren, war aber schon, man weiß nicht wie, nach Östreich gekommen, und diente schon im siebenjährigen Kriege als Wundarzt in der Armee. In der Folge verließ er gegen die Absichten des berühmten Swieten, der ihn für den Generalstab zu behalten wünschte, diese Laufbahn, wurde Professor der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst am Lyceum zu Laibach, dann 1788 Professor der Naturgeschichte zu Lemberg, eine Stelle, die er 1810 aufgab, um den Rest seines Lebens in literarischer Muße zu Wien, wo ihm die Schätze der dortigen

*) Nicht Balthasar, wie die vaterl. Blätter 1815. S. 53 berichtigen. Auch steht der Taufname richtiger auf dem Kupferstiche von Hale Berlin 1797.. Nach dem Nekrolog in der A. L. Z. Ergänz. Bl. 9. S. 69 soll er zu Metz geboren seyn, welches indeß Ribini bestreitet.

Bibliothek und Kunstanstalten offen standen, zuzubringen. Mehrere gelehrte Gesellschaften eilten, ihn in ihren Schooß aufzunehmen: er war auch beständiger Secretär der k. k. Societät der Agrikultur und Künste, und beschloß sein thätiges Leben am 10. Januar 1815 zu Wien. Hacquet hat fast alle östreichschen Staten mit der größten Aufmerksamkeit durchreiset. Während seiner Reisen, welchen er 3 Monate des Jahres widmete, und durchaus zu Fuß machte, stieß er häufig auf Schwierigkeiten und hatte zuweilen unerwartete Gefahren zu bestehen. Die Bewohner von Kärnthen sahen in ihm einen Ketzer, und zeigten ihn als solchen der Behörde an. Indeß hinderte ihn nichts, seine den Wissenschaften geweiheten Reisen nach einem gewissen vorgesteckten Plane, den besonders Maria Theresia und Joseph II. durch Geldunterstützungen förderten, fortzusetzen. Das, was ihm ein vorzügliches Verdienst um die Monarchie, der er angehörte, erwarb, war die einheimische Erzeugung der Flintensteine, die man bis dahin mit großen Kosten für das Heer aus Frankreich ziehen mußte, und deren Mechanism er zuerst den Östreichern kennen lehrte. Er war als biederer, großherziger Mann hoch geachtet; seine Thätigkeit war ohne Beispiel, sein Urtheil unbefangen und frei, meistens auf Thatsachen sich gründend: und er würde gewiß den ersten Naturforschern an die Seite zu stellen seyn, wenn er nicht als Anatom sich zu fest an die Außenseite der Natur, ihre materiellen Kräfte gehalten, und darüber die geistigen so sehr verkannte und aus der Acht ließ, daß er nicht zu jenen Ansichten gelangen konnte, die sich dem Auge des tiefer blickenden oder philosophischen Naturforschers durch den Nebel der spekulirenden Vernunft darbieten. Ein Bonnet war er nicht. Seine vornehmsten Schriften sind: 1) Oryctographia carniolica, oder physikalische Geographie von Kärnthen, Istrien und einem Theil der benachbarten Länder, Leipzig, 4 Bände in 4. mit Karten und Figuren, 1776, 1781, 1785 und 1789; 2) physikalisch-politische Reise auf die dinarischen, julischen, kärnthner, rhätischen und norischen Alpen, gemacht in den Jahren 1781 und 1783, 4 Bände in 8. mit Figuren und Karten, Leipzig, 1785, 1787; 3) Reise durch die norischen Alpen in Bezug auf Physik, gemacht vom Jahr 1781 bis zum Jahr 1786, 2 Bände in 8. Nürnberg, 1791. 4) Neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1794 und 1795 durch die dacischen und sarmatischen oder nördlichen Karpathen. Nürnberg. gr. 8. 4 Theile, 1796 mit 6 Kupfern. 5) Mineralogische und botanische Reise auf den Berg Terglou in Kärnthen und auf den Berg Glockner in Tyrol, gemacht im Jahr 1779 und 1781, ein Octavband mit Figuren. Wien 1784. 6) Plantae Alpinae Carniolicae. Wien 1782. 4. 7) Über Versteinerungen von Schmalthieren, die sich in ausgebrannten feuerspeienden Bergen finden. Nürnb. 1790. 8. 8) Beschreibung der Flintensteine. Weimar 1780. 8. Diesem fleißigen Schriftsteller, der außerdem noch eine Menge Abhandlungen in Zeitschriften geliefert hat, zu Ehren hat Necker eine Pflanzengattung Hacquesia aufgestellt, welche aber von der Gattung Astrantia nicht generisch verschieden und daher eingegangen ist. Sein Nekrolog von Ribini in den vaterl. Bl. 1815. S. 53 und A. L. Z. Ergänz. Bl. 9. S. 69.

(*Sprengel u. Brehme.*)

HACSAVA (spr. Hatschawa), slowakisches Pfarrdorf in Oberungarn diesseits der Theiß, Gömörer Gespanschaft, Kleinhonter Comitats-Bezirk, an dem Flusse Rima, mit 34 Häusern, 46 Familien und 300 luther. Einwohnern. Die Einwohner zeichnen sich durch Thätigkeit aus: die meisten von ihnen sind Drechsler, die hölzerne Scheiben, Teller, Mörser und andere Hausgeräthe, vorzüglich aber die in Ungarn auf Reisen sehr gewöhnlichen hölzernen Weinflaschen, die den Namen Veres Gyurko (spr. Djurko) führen, in Menge drechseln. Es befindet sich hier eine Sägemühle. Das Ortsgebiet ist bergig und die Äcker und Wiesen liegen den Rücken der Hügel hinan. In den hiesigen Bergen gräbt man von Zeit zu Zeit Granaten und Topasen aus. (Ungrisches Magazin von Windisch, IV's Heft. S. 252 ff.). Das Dorf gehört mehreren Herrschaften, den größten Theil besitzt aber die gräfliche Familie Vass (spr. Wasch)*).

(*Rumy.*)

HACZFELD, HATZFELDS ZSOMBOLY (spr. Schombolj), Marktfl. in Oberungarn jenseits der Theiß, Torontaler Gespanschaft, Török-Kanischaer Comitatsbezirk, der adeligen Familie Csekonics (spr. Tschekonitsch) gehörig, mit einer kathol. Pfarre und Kirche und einer herrschaftlichen Bibliothek. Der fruchtbare, aus Thon und Humus gemischte Ackerboden erzeugt vorzüglich guten Weizen, der auf den Wochenmärkten zu Török-Becse abgesetzt wird.

(*Rumy.*)

HADAD (הֲדַד), 1) Name einer syrischen Gottheit, wovon oben u. d. W. Adad, I. 356. Er findet sich deßhalb auch in den Eigennamen syrischer Könige, Ben Hadad (Sohn d. i. Verehrer des Hadad) und Hadad-Eser, u. m. a. Josephus nennt auch die Könige, welche in der Schrift Ben-Hadad genannt werden, bloß Hadad, und Nikolaus Damascenus (in Jos. Archäol. VII, 6.) erwähnt eines syrischen Königs dieses Namens zur Zeit Davids. 2) Ein Edomiter von königl. Stamm, der bei dem von Joab in Edom angerichteten Blutbade als Kind entkommen, in Ägypten erzogen, mit der Schwester Pharao's vermählt und von Pharao sehr begünstigt war, unter Salomo aber zurückkehrte, und sich unabhängig zu machen suchte (1. Kön. 11, 14—21.), ohne daß dieses jedoch von Erfolg gewesen zu seyn scheint, da wir unter Josaphat keine Könige, sondern nur Statthalter daselbst finden (1. Kön. 22, 48.). Auch sonst kommt Hadad von idumäischen Fürsten vor (1. Chr. 1, 50.).

(*Gesenius.*)

HADAD-ESER (הֲדַדְעֶזֶר d. i. dem Gott Hadad hilft, s. Hadad, vgl. Asarja, dem Jehova hilft, Hasdrubal, dem Baal hilft), König von Arem Zoba, d. i.

*) Der Name Hacsava bezeichnet etymologisch einen eingedämmten Wasserkanal für Mühlen und Eisenhämmer, und diesen Namen erhielt der Ort wahrscheinlich wegen der benachbarten Eisenhämmer.

nicht, wie seit Michaelis fast allgemein angenommen wurde, Nesibis in Mesopotamien, sondern ein Landstrich zwischen Damaskus und Haleb, der sich bis an den Euphrat erstreckte*). David schlug ihn, der ausgezogen war, seine Hand gegen den Euphrat zu wenden (2 Sam. 8, 3.), nebst den verbündeten Damascenern, und eroberte unter andern viel Erz. (2 Sam. 8, 3 — 12. 1. Chron. 19, 3 — 10.). Eben so glücklich war ein späterer Krieg Davids gegen die Ammoniter, welchen Hadadeser seinen Feldherrn mit Miethstruppen aus Mesopotamien geschickt hatte (2. Sam. 10, 16 ff.). An mehreren Stellen steht statt Hadad-Eser im Texte Hadar-Eser הדרעזר, welches aber offenbare Corruption ist, wie schon die Bedeutung des Namens zeigt. (*Gesenius.*)

HADAD-RIMMON (הֲדַד־רִמּוֹן), Name einer Ortschaft in der Ebene Megiddo im nördlichen Palästina, wo der König Josias in einer Schlacht blieb. Nur Zach. 12, 11. vgl. 2. Kön. 25, 29. Hieronymus zu Zach. a. a. O. gibt als späteren Namen des Ortes Maximianopolis an, welcher Ort nach dem Itin. Hieros. 17 römische Meilen von Cäsarea, und 10 von Jesreel lag†). (*Gesenius.*)

HADAMAR, 1) Stadt und Amtssitz an der Els in dem Herzogthume Nassau. Sie liegt höchst angenehm, und ist mit verfallnen Mauern umgeben, im Innern altfränkisch gebauet, mit 1 Schlosse der längst erloschenen nassau-hadamarschen Linie, worin das Pädagogium, das 7 Lehrer hat und viele treffliche Männer gezogen hat, seinen Sitz hat; außerdem sind 1 evangel., 1 kathol. Kirche, letztere sehr geräumig und aus dem 16ten Jahrh. originirend, 330 Häuser und 1600 Einw. vorhanden. Diese unterhalten 1 Buchdruckerei, 3 Tabaksfabriken, 1 großen Eisenhammer, 1 Papiermühle, Leinen- und Strumpfweberei und andre Gewerbe, treiben auch Krämerei und halten Märkte. Der Ursprung des Orts verliert sich in die Nacht der Vorzeit: es wurde Residenz einer nassau'schen katholischen Linie 1606 und blieb es bis zu deren Aussterben 1711. (*Pauli.*) 2) Das Amt, welches einen Theil des vormaligen Fürstenthums Hadamar, aber auch andre Parzelen begreift. Es liegt auf dem Westerwalde, wird von den Ämtern Weilburg, Runkel, Limburg und Meudt umgeben, von der Els durchflossen, und hat einen wellenförmigen, nicht eben fruchtbaren Boden, doch gute Viehzucht und Obstbau. Nach dem Statshandbuche hält es 41,669 Morgen, wovon 195 Wohnplätze, 161 Gärten, 22,395 Äcker, 5276 Wiesen, 3609 Weiden, 26 Triften, 9713 Wald und 294 steuerfrei. Die Zahl der Einwohner belief sich 1825 auf 14,339 in 3350 Familien, 1821 auf 13,072 in 3082 Familien, worunter 221 Evangelische, 12,678 Katholiken, 7 Mennoniten und 160 Juden; die Zahl der Wohnplätze auf 1 Stadt, 28 Dörfer und 47 einzelne Höfe, worin 2526 Wohnhäuser, 30 Kirchen und 3956 Nebengebäude standen. An Vieh sind 1821 gezählt: 683 Pferde, 22 Esel und Maulesel, 7660 Rindvieh, 9025 Schafe, 1383 Schweine, 431 Ziegen und 445 Bienenkörbe. Das Steuersimplum beträgt 8869 Gulden 13 Kreuzer. Das Amt zerfällt in 28 Gemeindebezirke. (*Pauli.*)

HADAREM, ein Stamm der Dankoli in dem Küstenlande von Habesch, der in den die Salzebene begränzenden Bergen wohnt und 200 Krieger in das Feld stellen kann. (*H.*)

HADARNIEL, bei den Talmudisten, ein Engel des Firmaments von ungeheurer Größe. Er gehört zu denen, die über das Feuer gesetzt sind, und bei jedem Worte, das er spricht, fahren zwölf tausend Blitze aus seinem Munde. Als er den Moses erblickte, der auf Gottes Befehl durch das Firmament wandelte, um das Gesetz zu empfangen, redete Hadarniel ihn mit ungestümen Worten an: Was hast du an dem Orte der oberen Heiligen zu suchen? Da erschrak Moses so sehr, daß die Thränen ihm aus den Augen flossen und er von der Wolke, die ihn trug, herabfallen wollte. Aber Gott erbarmte sich seiner und sprach zu dem Hadarniel: Von dem Tage an, da ich euch erschaffen habe, seid ihr zänkisch gewesen. Als ich im Anfange den Menschen erschaffen wollte, habt ihr euch beklagt und gesprochen: Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest? Deßwegen habe ich mich über euch erzürnet und euch haufenweise verbannt. Und nun zanket ihr mit demjenigen, der meinem Hause getreu ist, und hier her kommt, um das Gesetz für meine auserwählten Kinder zu empfangen, und wenn dieses Gesetz nicht wäre, so hättet ihr keine Wohnung in dem Firmament. Da beruhigte sich Hadarniel und ging als Botschafter vor dem Moses her, wie ein Jünger vor seinem Meister. Gebückt schritt er vor ihm her, bis er zum Feuer des Engels Sandalfon gekommen war. Da sprach er: Gehe zurück, denn ich kann mich wegen des Feuers des Sandalfon hier nicht aufhalten, daß er mich nicht verbrenne*). (*R*)

HADDINGTON, ein Grafentitel, der dem Hause Hamilton in Scotland gehört. Von den Hamiltons, die diesen Titel vorzugsweise geführt, zeichnen wir nur aus: 1) Thomas, den ältesten Sohn Thomas Hamiltons von Pristfield, war 1563 geboren, und widmete sich den Rechten seines Vaterlandes mit solchem Erfolge, daß er zu seiner Zeit für den scharfsinnigsten Richter und besten Juristen in Scotland galt. Er bekleidete seit 1592 die oberste Richterstelle bei dem court of Session, wurde 1616 dessen Präsident, 1626 Geheimerath und starb 1637. 2) Die Lady, eine Tochter des Grafen Gaspard Coligny, Urenkelinn des berühmten Admirals, eine der liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, merkwürdig durch ihre weiblichen Talente, ihren Witz und ihre

*) S. *Michaelis* de Syria Sobaea, in dessen Commentt. in Soc. Scientiar. Gotting. per annos 1763 — 68 praelectis. Bremae 1769. 4. S. 67 ff., und dagegen Rosenmüller bibl. Alterthumskunde II. S. 144. 250, wo die ältere Meinung von *Hyde* ad *Peritsol* itin. mundi cap. 8. not. 5. und And. mit überwiegenden Gründen vertheidigt wird.

†) s. Reland's Palästina. S. 891. 892.

*) Parascha Mischpatim im großen *Jalkut Rubeni.* 107. 2. 3. Pesikta rabbetha. 35. 2 — 4. Eisenmenger's entdecktes Judenthum. I. S. 803 ff. Majer's mythol. Lexikon.

Schicksale, heirathete den dritten Grafen Haddington, nach dessen Tode 1651 sie sich zum zweiten Male mit Gaspard Champagne, Grafen von Suze, einem Hugenotten verband, aber schon 1653 scheiden ließ, nun katholisch wurde und 1673 starb. (*G. Hassel.*)

HADDINGTON (John Ramsay), ein Bruder Georgs, des ersten Lord Ramsay, lebte am Hofe Königs James V. von Scotland (I. von England). Er machte sich um denselben hoch verdient, indem er bei dem Überfalle des Grafen Gowrie und dessen Bruders Alexander Ruthven 1600 den König rettete, ihn von Ruthven, mit dem er rang, losmachte und Gowrie niederstieß. Der König vergaß ihm diesen Dienst nie, erhob ihn zum Viscount Haddington, überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen und blieb bis an seinen Tod 1625 sein Gönner. Nach Wilh. Harris in den histor. account of the life and writings of James I. etc. Lond. 1754. 8. (*G. Hassel.*)

HADDINGTON, 1) auch EAST LOTHIAN, eine Seeprovinz und der östliche Theil der vormaligen Shire Lothian, die von 14° 37′ bis 15° 20′ östl. Länge und 55° 44′ bis 56° 4′ nördl. Br. reicht, im N. W. an den Frith of Forth, im N. O. an das teutsche Meer, im S. O. und S. an Berwick, im W. an Edinburgh stößt, und nur 13⁹⁶ QMeilen groß, mithin eine der kleinsten scotischen Grafschaften ist. Die gewellete, im S., wo sich das Lammermoor mit dem 1615′ hohen Spartlehill erhebt, gebirgige Oberfläche hat nur einen dürren und sandigen Boden, der jedoch leicht Verbesserungen annimmt, und ist auch zum Theil ganz gut angebauet; die Flüsse Biel und Tyne bewässern ihn, und am Frith öffnen sich in kleinen Baien gute Häfen. Der Ackerbau, der mit vieler Umsicht betrieben wird, liefert vorzüglich Weizen, Garten- und Hülsenfrüchte und Flachs: man bauet Turnipse und andre Futterkräuter, brennt am Meere Tang, und unterhält eine bedeutende Hornvieh- und Schafzucht, welche Thiere besonders auf dem Lammermoore eine ihnen sehr zusagende Weide finden. Die Dörfer am Strande nähren sich zum Theile von der Fischerei, die auf Häringe, Hummern und Austern geht. Das Land gehört hier, wie überall in Scotland, den Baronen, aber die Pächter, die für ihre Produkte einen leichten Absatz im nahen Edinburgh finden, sind wohlhabend, der Kunstfleiß ist unbedeutend, man unterhält einige Tuchweberei und Papiermühlen. Die Volksmenge belief sich bei dem Census von 1821 auf 35,127 Köpfe, worunter 16,828 männlichen, 18,299 weiblichen Geschlechts; der Familien waren 7934. 1811 waren erst 31,164 gezählt. Überall hört man das Broad Scots. Die Grafschaft, die in 24 Kirchspielen 5882 Häuser enthält, sendet 1 Deputirten zum Parliament und zahlt jährlich an Grundsteuern ein Aversionalquantum von 168,000 Pfd St.; die übrigen königl. Gefälle mögen 200,000 Pfd betragen. Keine der scotischen Grafschaften zählt so viele schöne Landsitze (nach Playfair und dem Edinb. Gaz). 2) Ein Burgflecken und der Hauptort der vorgenannten Grafschaft, der mit Duabar, Nothberwick, Jedburgh und Laudes ein gemeinschaftliches Parliamentsglied stellt. Er liegt am reißenden Tyne, besteht aus 4 Straßen, die sich in rechten Winkeln durchkreuzen, hat 1 alte gothische Kirche, 1 Stadt- und 1 Grafschaftshaus, wo die Gerichte gehalten werden, 1 Grammatikalschule, 1 Vorstadt Nungate, die mit der Stadt durch eine Brücke von 3 Bogen zusammen hängt, 680 Häuser und 4910 Einw., die 4 Jahr- und 1 Wochenmarkt halten. Die vormalige starke Tuchweberei hat abgenommen, dagegen findet man 1 weitläuftige Brantweinbrennerei. Von der ¼ Meilen entfernt gewesenen Abtei Haddington ist jede Spur verschwunden, auch sieht man nichts weiter von den Festungswerken, die sie im Mittelalter umgaben. In der Vorstadt Nungate ist der berühmte John Knox geboren. (*G. Hassel.*)

HADDO, eine kleine Stadt oder Ortschaft in der scotischen Grafschaft Aberdeen, wovon der älteste Sohn des Grafen Aberdeen den Titel Lord Haddo führt. (*G. Hassel.*)

HADDON (Walter), ein gelehrter Engländer des 16ten Jahrh., welcher sich besonders durch seine ciceronianische Latinität berühmt gemacht*), war 1516 von einer guten Familie aus der Grafschaft Buckingham geboren und bekleidete verschiedene Professuren an der Universität Cambridge, zuerst des bürgerlichen Rechts, dann der Rhetorik. Sein Eifer für die Reformation empfahl ihn dem König Eduard VI., und dieser beförderte ihn bis zum Präsidenten des Magdalenencollegiums von Oxford. Aber Maria's Thronbesteigung vermochte ihn, diesen Posten unabberufen aufzugeben. Elisabeth eröffnete ihm wieder glänzende Aussichten. An den Hof gezogen, bekleidete er mehrere hohe Ehrenstellen und wurde 1566 als Abgesandter nach Brügge geschickt, um dort den unterbrochenen Verkehr zwischen England und den Niederlanden wieder anzuknüpfen. Er starb 1572, verehrt wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Haddon hat sich wesentliche Verdienste um die Belebung des Studiums der klassischen Sprachen in seinem Vaterlande erworben. Als Schriftsteller gehört er mehr seiner Zeit, als der Ewigkeit an. Wir nennen seine kleineren vermischten Aufsätze: Lucubrationes. Lond. 1567. 4. Poemata, ebend. 1576. 8. Als theologischer Auctor hat er Theil an der von John Fox 1571 herausgegebenen Übersetzung der englischen Kirchengesetze in das Lateinische, Reformatio Legum Eccles. Auch lieferte er die Streitschrift: Admonitio ad Elizabetham, Reg. Angl. (contra Osorium). Lond. 1563**). (*R.*)

HADELICH (Siegmund Lebrecht), ein fleißiger Sprachforscher und außerdem vielseitig beschäftigter Lehrer der Kameralwissenschaften und Schriftsteller über naturgeschichtliche, physikalische, ökonomische, politische und moralische Gegenstände, war 1734 zu Frohndorf in Kursachsen geboren und begab sich nach Vollendung seiner Studien nach Erfurt, wo er erst die hebräische Sprache,

*) Königinn Elisabeth soll bei einem Streite über den Vorzug der Latinität des Buchanan und des Haddon gesagt haben: *Buchananum* omnibus antepono, *Haddonum* nemini postpono. **) Biogr. Brit. und Biogr. univ.

nachher als ordentlicher Professor die Kameralwissenschaften lehrte. Daneben bekleidete er auch die Stelle eines Oberbürgermeisters und starb 1783. Seine kleineren und größern Abhandlungen in lateinischer und teutscher Sprache finden sich zerstreut in den Erfurter Gelehrten Nachrichten, in den Erfurter, Hamburger, Wiener, Braunschweiger und andern Wochenblättern, in Beckmann's Beiträgen zur Ökonomie, oder sind als akademische Programme gedruckt. Wir nennen davon, der Kuriosität halber, folgende: America dudum ante Columbi tempora veteribus Rabbinis nota. Rabbini e tenebris Talmudicis vocantes. De Solano in Prophetis passim obvio. De acaciis earumque usu apud Ebraeos. De tormento militari Erfordiensi, quod insigne est antiquitatis monumentum etc.*) (*R.*)

HADELN, ein Bestandtheil des Königreichs Hannover und zwar gegenwärtig der Landdrostei Stade. Das Ländchen gränzt im Norden an die Elbe, im Osten ans Amt Neuhaus, im Süden ans Amt Bederkesa, im Westen an das Klosteramt Neuenwalde, Land Wursten und Ritzebüttel. Es enthält 6 □M. und 14,960 Einwohner. Der Medemfluß durchströmt das Land und fließt unterhalb Otterndorf in die Elbe. Der Boden ist größten Theils Marsch, im Süden findet man Moor. Hadeln besteht aus 3 Ständen, dem Hochlande mit 5 Kirchspielen, dem Siedlande mit 4 Kirchspielen und dem Weichbilde Otterndorf. — Das Hochland enthält die Kirchspiele Altenbruch, Ludwigworth (wo von 1590 bis 1644 die Festung Franzenburg bestand) Nordlede, Neuenkirchen, Osterbruch, Wester- und Osterende, Otterndorf. Im Siedlande sind die Kirchspiele Flienworth, Westerende und Osterende, Odisheim, Steinau und Wanna. Den dritten Stand macht die Stadt Otterndorf (400 Häus., 1760 Einw.) aus, ein volkreicher Ort, der gute Nahrung von der Schifffahrt hat. Bekannt durch ausgezeichnete Männer, die derselben vorstanden, ist die gelehrte Schule zu Otterndorf. — Das Land Hadeln, welches in sehr frühen Nachrichten genannt wird, war ein Wohnsitz der chaukischen Sachsen. Der Name rührt von dem Worte h a h l e n, zuwachsen, her und bezieht sich auf die Art und Weise, wie der Boden dem Meere abgewonnen ward. Karl der Große bezwang die Einwohner dieser Gegend, durch einen Zug, den er selbst in ihr Land unternahm. Hadeln gehörte später zur Grafschaft Lesum, der Erzbischof Adalbert gab das Land den Grafen von Stade zu Lehn; Kaiser Lothar vererbte Hadeln an das Welfische Haus; bei Heinrich des Löwen Fall huldigten die Einwohner, geschreckt durch das Benehmen des Erzbischofs Siegfried von Bremen wider die Ditmarsen, lieber dem Bruder desselben, dem Herzoge Bernhard, Stammvater der Häuser Anhalt und Lauenburg, und seitdem blieb das Land bis 1689 unter den Herzogen von Lauenburg. Die Hamburger suchten im 13ten Jahrh. Verträge und Bündnisse mit den Hadelern einzugehen; sie erhielten von Herzog Johann II. dem Blinden († 1321) die Erlaubniß zu Neuenwerk einen Thurm zu erbauen. Unter Erich IV. († 1412) ward Ritzebüttel, ein Lehn des Geschlechts der Leggen von Hadeln getrennt und kam an Hamburg. Erich V. verpfändete das ganze Land Hadeln 1414 an Hamburg und erst 1480 ward es von Johann IV. gegen Erlegung von 3000 Goldgulden wieder eingelöset. Im Jahre 1524 bemächtigte der Erzbischof Johann Rode sich auf kurze Zeit des Landes. Um diese Zeit verbreitete sich die Reformation nach Hadeln. Franz I. ließ 1583 das Landrecht sammeln und gab demselben gesetzliche Kraft. Dieser Fürst vermachte Hadeln seinem Sohne, dem Erzbischofe Heinrich; nach dessen Tode (1585) ward es aber wieder von Bremen getrennt und blieb bei den Herzogen von Lüneburg. Als diese 1689 mit Julius Franz ausstarben, verlangten dessen Töchter, die Pfalzgräfinn von Neuburg und die Markgräfinn von Baden als Allodialerbinnen den Besitz des Landes; gleiche Ansprüche aber machten Kursachsen, Lüneburg und Brandenburg. Es ward darauf eine kaiserliche Sequestration verfügt und erst 1731 aufgehoben, da Hadeln an Kurbraunschweig abgetreten ward. Das Land wurde während der lauenburgschen Herrschaft stets als abgesonderte Provinz, sowohl in geistlichen wie weltlichen Sachen betrachtet. Die alte Gerichtsverfassung ist am 20. December 1813 wieder hergestellt und das Land am 5. August 1816 der Provinzialregierung in Stade (jetzt der Landdrostei) untergeben. Die weltlichen Gerichte sind Ober- oder Untergerichte; erstere bestehen aus dem so genannten Landgerichte, dem Vicegerichte, dem Ober-Stadt- und Ober-Stadt-Appellationsgerichte, dem Extraordinär- oder Obergerichte und dem Execeutionsgerichte; letztere sind die Kirchspielgerichte und das Gericht der Stadt Otterndorf. An der Spitze aller Gerichte stand bis auf neuere Zeiten ein Grefe. Zur Handhabung der peinlichen Gerichtsbarkeit ist in jedem Stande ein besonderes Criminalgericht angeordnet. — Das Gut Wellingsbüttel, früher den Kuhlen, gegenwärtig den von Klenck (nicht zu verwechseln mit den Klenken) gehörig, hat Patrimonialgerichtsbarkeit. Früher gab es mehrere adelige Geschlechter im Lande, wie das der Jling, Lüding, beim Graben und von der Medem. Sie wurden kurz vor der Reformation vertrieben und ihre Güter einigen Landsassen zu Theil; daß die Kuhlen blieben, hatten sie den Wohlthaten zu danken, welche sie in einigen Nothfällen der Landschaft erwiesen hatten. Die Grundeigenthümer sind alle freie Erberen. Hadeln bildete eine eigene Landschaft, deren Rechte darin bestehen, daß keine Steuern ohne Bewilligung erhoben werden können, wie ihr denn auch das Recht zusteht, die Pfarren und Schulstellen zu besetzen und die Rechte eines Consistoriums (welches 1588 gegründet ward), zu üben*). (*v. Kobbe.*)

HADER (der), Mehrheit: die Hadern, ein oberteutsches Wort, welches alte, zerrissene Lumpen bezeichnet, die so abgenutzt sind, daß ihr Gewebe lose gewor-

*) S. Meusel's gelehrtes Teutschland. B. 1.

*) Die Literatur über Hadeln s. in Kobbe bremenscher Geschichte I, 183.

den und ihre Fäden zerrissen sind. Man nennt solche Hadern auch Haderlumpen und die Lumpensammler oder Haderer: Haderlumpenmänner. Das Messer, womit solche Lumpen geschnitten werden, um sie zur Papierfabrikation vorzubereiten, und welches Ähnlichkeit mit einer Häckerlingsschneide hat, heißt Hadermesser, die ganze Maschine Haderlade, und der sie in Bewegung setzt: Haderschneider. Auch größere Lappen werden zuweilen Hadern genannt, z. B. ein Fußhader, Schuhhader (ein Lappen, um sich Fuß oder Schuh daran abzuwischen), Küchenhader, Wischhader (Handtuch).

Über die Etymologie dieses Wortes hat Gottsched in seiner Sprachkunst eine seltsame Meinung an den Tag gelegt. Er sagt, es sei aus dem Geschrei der Lumpensammler entstanden: Hat ir Lumpen? (habt ihr L.). Daher man zum Spott gesagt ein Haderlump, und endlich allein ein Hader und die Hadern. Stosch leitet es ab von dem niedersächsischen sich häddern, verhäddern, d. h. verwirren, verwickeln, z. B. vom Garn gebräuchlich, dessen Fäden sich in einander gewirrt haben. Damit stimmt die gemeine Aussprache Hader, die nicht bloß niedersächsisch ist, überein. Ferner nennt man in Obersachsen eine Art Suppe Hadersuppe, in welche man Eier so hinein laufen läßt, daß sie sich, Weißes und Gelbes, gleichsam wie verhäddert zertheilen. Eine dritte Ableitung ist die von dem alten Hadeln, welches nach Fulda eine und dieselbe Wurzel mit Hat, Haz, Haß und mit Huzen und Hudeln haben soll. Mag nun aber auch der ursprüngliche Begriff von Hadeln der des Zerreißens seyn, wie andre Sprachforscher behaupten: so scheint doch Hadel, Hader und Hadder bald zu einer Bedeutung des Verwirrens zusammen zu fließen. Daher nennt man die Büschel der Hirse und einiger Grasarten, die das Ansehn verwirrter Fäden haben, Hadeln, und die durch solche Büschel ausgezeichnete Grasart, (gramen paniculatum, Bromus L.) Hadelgras.

Dem Begriffe des Zerreißens und Verwirrens verwandt ist der Hader, d. h. ein heftiger Zank, der, obgleich er nur um eine Kleinigkeit ausgebrochen ist, doch in Rauferei und Schlägerei auszubrechen droht oder wirklich ausbricht*). Den Begriff des Kleinen und Unbedeutenden legt wenigstens der Sprachgebrauch hinein, wonach Hadergericht ein Untergericht bedeutet, welches nur geringe Streitigkeiten schlichtet. Dahin gehört auch das Haderbuch, worin z. B. in Nürnberg, Prozesse über unerhebliche Gegenstände verzeichnet wurden. Dieß führt dann den verächtlichen Sinn herbei, in welchem es in der Zusammensetzung Haderlehre, Haderschrift ꝛc. gebraucht wird, und noch mehr in Hadergern, Haderkatze, Haderbalg ꝛc. So sagt auch Hagedorn:

Sie wollen nun als Helden fechten,
Und nicht wie kleine Had'rer rechten.

*) In verschiedenen Zeiten verschiedene Begriffe des Worts. Namentlich hat die lutherische Bibelübersetzung Hader in weiterer und stärkerer Bedeutung.

Nach Frisch bedeutete Hadern vormals vorzüglich das Zanken um Ehrenstellen, und Haderleute hießen die, welche, um ein Amt zankend, Andre verdrängen wollten. Ob Haderer, als Benennung der hervorstehenden Hauer des Ebers aus Hauer verderbt, oder ebenfalls mit Hader (im Begriffe des Zerreißens) verwandt sei, mag hier unentschieden bleiben. *(R.)*

Hadern oder Lumpen, s. Papier.

HADERSDORF, Dorf im Viertel unter dem Wiener Walde des Landes ob der Ens, westlich von Wien, hinter Maria Brunn, der Hauptort einer freiherrlich von Loudon'schen Herrschaft mit einem Schlosse, einem großen Park und der Grabstätte des berühmten östreichischen Helden. Dieses Dorf hat eine äußerst romantische Lage. Es besteht, außer dem herrschaftlichen Schlosse, aus einem Wirthshause, einer Mühle und 24 Häusern, worunter sich einige hübsche Landhäuser und Gärten befinden. Die Einwohner nähren sich vom Feldbau und von der Viehzucht. Das Schloß gleicht in seiner Bauart einer alten Festung, in deren Inneres man über eine Aufzugbrücke gelangt: es ist mit einem breiten Wassergraben umgeben. Der Park ist im französischen Geschmack, aber der daran stoßende Thiergarten dehnt sich in eine reizende Gegend aus, wo Hügel, Thäler, Wälder und Wiesen abwechseln. Mitten auf einer Wiese erhebt sich ein kleines Sommergebäude, welches der Lieblingsaufenthalt Loudon's war. Sein Bildniß aus carrarischem Marmor hat zur Unterschrift: Meditatio mortis optima philosophia. An der äußersten Spitze des Parkes ist ein eigener eingeschlossener Platz, das türkische Gärtchen genannt. In der Mitte desselben erhebt sich Loudon's Grabmahl. Es ist ein längliches Viereck von Sandstein, mit Tropäen, Kriegs-Armaturen und Basreliefs geschmückt, welche sich auf die ausgezeichnetsten Unternehmungen des Helden beziehen, von der Hand des Professors Franz Zauner. Auf der Vorderseite ist die Inschrift:

Tiro
Ad Borysthenem
Dux
Ad Moravam. Viadrum
Boberim. Neissam. Vistritiam
Veteranus
Ad Unnam. Istrum. Savum
Clarus Triumphis
Simplex. Verecundus
Carus Caesari
Militi. Civi.

Auf der Rückseite steht:

Gideoni. Ern. Loudono
Conjux
Contra Votum Superstes
Ac Haeredes
Pos.
MDCCLXXXX.

(Rumy.)

*) S. über Hadersdorf: Wiens Umgebungen von Seidel, Wien 1826. S. 245 ff. Wiens Umgebungen von Weidmann.

HADERSDORF, großes Dorf *) im Viertel Untermanhartsbergs des Landes unter der Ens, bei Poysbrunn, nahe am Kampfluß, 106 Wiener Klafter über dem Meere, nicht zu verwechseln mit Hadersdorf im Viertel unter dem Wiener Walde, zur Herrschaft Walterskirchen gehörig, mit einer eigenen katholischen Pfarre (im Decanat an der Hochleiter) und 104 Häusern. Das Patronat ist landesfürstlich. Das Landgericht übt die Herrschaft Walterskirchen aus, welche auch die Ortsobrigkeit besitzt. Gehört zum Werbbezirk des Infanterie-Regiments Baron Kerpen Nr. 49. Die Einwohner treiben Weinbau und erheblichen Weinhandel. (*Rumy.*)

HÄDERSDORF, ungarnsch Haduskalva (spr. Haduschfalwa), slawisch Hadussowce (spr. Hadusch wowze), ein slavakisches Dorf im Oberungarn diesseits der Theiß, Zipser Gespanschaft, im obern Proceß oder Bezirk, im so genannten Sitz der X Lanzenträger (Sedes X Lanceatorum), theils dem ungarnschen Studienfond, theils mehreren Gutsbesitzern gehörig, in einer Ebene bei Tamaskalva (Thomsdorf), 3 Stunden von Leutschau, mit einer katholischen Filialgemeinde von Letharfalva, dessen Einwohner sich vom Feldbau nähren. (*Rumy.*)

HADERSFELD, Dorf im Viertel ob dem Wiener Walde an der Donau, zur fürstlich Liechtensteinschen Herrschaft Judenau gehörig. Das fürstl. Schloß liegt auf einem Berge, von dessen 400 Toisen hoher Spitze man eine der entzückendsten Ansichten über die Umgebungen, die malerisch sich krümmende Donau, das fruchtbare Marchfeld u. s. w. genießt: auf dieser Spitze erhebt sich ein Obelisk. Auch hat der Fleck mehrere Sehenswürdigkeiten, die erst seitdem entstanden sind, nachdem die Herrschaft, die vormals der Familie Stettern gehörte, Liechtensteinisch geworden ist. (*Rumy.*)

HADERSLEBEN, 1) ein königl. dänemarksches Amt in dem Herzogthume Schleswig. Es bildet dessen nördlichsten Theil, hat in O. das baltische, in S. die Ämter Apenrade und Lygan, nebst der Lohharde, im W. das teutsche Meer, im N. die Koldinger- und Schottburger-Aue nebst den jütischen Ämtern Ribe und Koldingen zu Gränzen, und ist nicht völlig geschlossen, indem mehrere Parzelen des Amts Ribe in seinem Umfang: im teutschen Meere gehört der nördliche Theil des Eilands Romöe zum Amte. Der Flächeninhalt wird zu 32^{05} Q.M. von Rhode, der indeß die Ribe'schen Enclaven mitzurechnen scheint, auf 45 Q.Meilen angegeben, die Volksmenge beläuft sich gegenwärtig mit der Stadt auf etwa 45,000 Köpfe: im J. 1769 machte sie auf dem Lande 30,825, 1803 36,964 Köpfe aus. Es sind durchaus Dänen, die auch die dänische Sprache reden und bloß in der Amtsstadt findet man Teutsche; sie befinden sich meistens im Mittelstande, die Männer bearbeiten den Boden, treiben Viehzucht und Fischerei und hausiren mit Spitzen, die ihre Weiber knüppeln, dabei Wodmal zum eigenen Gebrauche weben, stricken und spinnen; überhaupt ist der Landmann fleißig, welches er indeß auch seyn muß, da sein Boden nicht durchaus gut ist. Das Land erhebt sich im O. gegen das baltische Meer und wechselt hier mit Hügeln und Thälern ab: dieß ist der beste Theil, der mancherlei Abwechselung und gute Kornfelder und Wiesen darbietet. Nach W. zu fällt das Land immer mehr in Ebenen und Flächen ab: schon der mittlere Theil, die Gram- und Frößharde haben viele Heiden und Moor, noch mehr der westliche Theil oder die Kaislund- und Hviddingharde, doch zieht sich längs der Küste eine unbedeichte und daher der Fluth häufig ausgesetzte Marsch hin. Die Torfmoore gewähren hinreichende Feuerung, so daß man die freilich sehr verwüsteten Wälder ganz zu andern Zwecken schonen kann. Die beiden vornehmsten Flüsse sind die Nips- und Schottsburger Aue, die beide dem teutschen Meere ihr Wasser zollen und fischreich, aber nur in den Mündungen fahrbar sind; der größte See ist der Heilssee in der Thystrupharde; im O. treten 3 Föhrden, die Haderslebener, die Koldinger und Gianner, etwa 2 bis 1 Meilen tief in das Land. Die durch den O. dringende Hügelkette oder vielmehr Landrücken erhebt sich nicht über 400 bis 500', doch soll eine Spitze, der Grönninghövet, 620' hoch seyn. Der Ackerbau besteht in einer Art von Dreifelderwirthschaft und wird meistens mit Pferden, nur strichweise mit Ochsen getrieben: Rocken ist die Hauptfrucht der bessern Striche, Buchweizen die der Geest. Auf der Ostseite fällt eine gute Pferderasse, auch zieht man schönes Rindvieh und Schweine, die Schafe tragen nur grobe Wolle, doch in den neuern Zeiten auch hier Verbesserung durch andere Rassen. Das Amt enthält 1 Stadt, welche aber besondere Gerichtsbarkeit hat, 1 Marktflecken und 254 Dörfer, die 60 Kirchspiele bilden, wovon 35 zur Propstei Hadersleben gehören, 25 aber dem Sprengel des Bischofs von Ribe zugeschrieben sind. In Hinsicht der politischen Eintheilung wird es in 7 Harden und 1 Vogtei eingetheilt: die Harden Hadersleben, Thystrup, Gram, Fröß, Kalslund, Hvidding und Norderrangstrub und die Vogtei Boltersleben. Jede Harde hat ihren Hardesvogt und Reitvogt: das Amt bilden 1 Amtmann, 2 Amtsverwalter und 2 Hausvogte; in Hinsicht der finanziellen Eintheilung wird es in den Oster- und Westertheil abgetheilt. Zum Landausschusse stellt das Amt 21 Reiter, eben so viele Pferde und 200 Infanteristen,

Fünfter Ausflug. Wien 1826. S. 213 ff. Dr. Rumy's Erläuterung von Kunike's 264 Donauansichten von dem Ursprunge des Stroms bis zu seinem Ausfluß in's schwarze Meer, in pittoresker, topographischer und historischer Hinsicht. Wien 1826. Fol. S. 18. — Daß Hadersdorf schon im 12ten Jahrhunderte existirte, weiß man urkundlich. Die Familie der Ritter Hederichesdorf, die es damals besaß, scheint aber schon im 13ten Jahrhunderte ausgestorben zu seyn, denn in späterer Zeit hatten mehrere adelige Geschlechter Hadersdorf von den Landesfürsten zu Lehen gehabt. Das Schloß zu Hadersdorf war damals ein kleines Jagdhaus. Ferdinand I. verkaufte im Jahre 1530 Hadersdorf an den Waldmeister Nikolaus Pithy. Im Jahre 1677 brachte die Kaiserinn Eleonore, Witwe Leopolds I. Hadersdorf an sich. Im Jahre 1778 gelangte Johann Baptist von Lichtenstern in Hadersdorf Besitz und von diesem erkaufte es 1779 der Freiherr Gideon von Loudon. Nach dessen Tode ging es 1790 an seine Witwe, und, als diese starb, an seinen Neffen über.

*) Nach Crusius im Postlexikon, und nach dem niederöstreichschen Landschematismus von Strinius 1822, nach Blumenbach's Landeskunde von Östreich unter der Ens aber ein Marktflecken.

an Rekruten jährlich 30 Mann (größten Theils nach Niemann's Handbuche der schleswig-holstein. Landeskunde S. 1—32, vergl. mit Guals und Cron und Gudme). 2) Die Harde, eine der Abtheilungen, worein das Amt politisch zerfällt: sie liegt im Ostertheile, zwischen der Hadersleben und Gienaer Bucht und enthält die Stadt und 10 Kirchspiele: Althadersleben, Moltrup, Aastrup, Wonsbäk, Starup, Grarup, Ösbye (mit dem Eilande Aaröe), Halk, Wilstrup und Holtrup mit etwa 9,000 Einwohnern. 3) Die Stadt, die nördlichste in Schleswig, unter 55° 15′ 30″ N. Br. und 27° 10′ Ö. L. Sie liegt am nördlichen Ufer der Haderslebener Föhrde, ist ganz offen, und wird durch ein schmales Wasser in Neu- und Althadersleben getheilt. In beiden findet man 1 ansehnlichen Markt, 22 Straßen, 2 Kirchen, 1 lateinische Stadtschule, 1 deutsche und 1 dänische Filialschule, 1 Hospital für 36 Präbendarien, gegen 320 H. und 3100 Einw. (1803 390 Häuser und 2685 Einw.), die sich von Ackerbau, Handwerken, Brauerei und Brennerei nähren. 1798 fanden sich 20 Kaufleute und Krämer und 152 Handwerksmeister. Schiffe wurden 1795 nur 11 mit 67 Commerzlasten und 26 Mann gehalten; auch 2 Kram-, 2 Fisch-, 2 Hornviehmärkte und Pferdemärkte von Fastnacht bis Ostern jeden Montag. Überhaupt ist der Ort ganz ländlich. Doch hat sie 1 Druckerei und auch Garnison. Ihre Majestät übt die Gerichtsbarkeit über Stadt und deren Feldmark aus; aber der daneben liegende Schloßgrund gehört unter das Amt. (*G. Hassel.*)

HADERWASSER (hebr. Me Meriba מֵי מְרִיבָה). So hieß ein Brunnen in der Wüste Zin (צִן) unweit Kadesch im Süden Palästina's und Osten von Idumäa, nach der biblischen Relation 4 Mos. 20, 1—13 durch ein Wunder entstanden, indem die Israeliten dort aus Wassermangel gegen Mose haderten, dieser aber auf Befehl Gottes den Felsen 2 Mal mit seinem Stabe schlug, und Wasser hervorsprang. Zu genauerer Bezeichnung wird der Brunnen auch „das Haderwasser von Kadesch“ genannt 5 Mos. 32, 51. Ez. 47, 19, auch auf die Begebenheit häufig angespielt (Ps. 81, 8. 106, 32.) — Eine ganz ähnliche wird indessen als zu andrer Zeit und an einem andern Orte, nämlich in den ersten Jahren des Auszugs und in der Wüste Sin (סִין), nahe am Sinai vorgefallen, 2 Mos. 17, 1—13 erzählt, so daß die Vermuthung von Vater und de Wette Wahrscheinlichkeit hat, daß beides nur verschiedene Gestaltungen derselben Sage sind, zumal die Namen Zin und Sin leicht verwechselt werden konnten. Das letztere Wasser wird Massa (Versuchung) und Meriba (Zank) genannt. Jetzt zeigen die Mönche des Sinai in einem Thal el Ledscha 1 Viertelstunde vom Kloster Erbaia einen Granitblock mit etwa 20 (aber größten Theils künstlichen) Öffnungen, welchen sie für den Wunderfelsen Moses ausgeben, der übrigens jetzt gar kein Wasser hat *). (*Gesenius.*)

Hades (ᾅδης), s. Pluto und Unterwelt.

*) S. Burkhardt's Reisen in Syrien, Palästina u. s. w. Th. 2. S. 925. Note des teutschen Übers.

HADESSITEN (الحدثية), ist eine der zahlreichen ketzerischen Secten der Muhamedaner und führt diesen Namen von ihrem Stifter Fasl Alhadessi *). (*A. G. Hoffmann.*)

HADEWIG (Joh. Heinrich), ein lutherscher Prediger zu Lübbecke im Stifte Minden, welcher von 1623 bis 1671 lebte, hat eine große Anzahl geistlicher Gedichte in verschiedenen Sammlungen herausgegeben, wie z. B. Christliche Weihnachtsfreude; Geistliche Donner- und Wetterglocke; der blutige Jesus u. s. w. Sie sind mit seinen Predigten, deren er auch mehrere durch den Druck bekannt gemacht hat, verschollen. Als literarisches Curiosum verdient seine teutsche Verskunst schon durch ihren seltsamen Titel eine Erwähnung. Dieser ist: מלאכת השיר בלא, das ist wohlgegründete teutsche Verskunst oder eine nützliche und ausführliche Anleitung, wie in unsrer teutschen Muttersprache ein teutsches Gedicht zierlich und ohne Fehler könne geschrieben und verfertigt werden; in gewissen Regeln und allerhand Gedichten also deutlich vorgestellt, daß ein Liebhaber der teutschen Poesie zu einer gründlichen Wissenschaft in derselben ohne sonderliche Mühe gelangen kann ꝛc. Bremen 1660. 8. †). (*R.*)

HADGE HAJIL, eine afrikanische Ortschaft in dem Reiche Fezzan, ostwärts von Mursuk, mit etwa 300 armen Fezzanern: es ist Hornemanns Sidi Beschir und in der Nähe liegt dieser berühmte Reisende begraben, auch findet man die Trümmer des alten Castells Gusser Hamadi. (*H.*)

HADHÁZ oder HATHÁZ (spr. Hathás), ein privilegirter Hajducken-Flecken oder Stadt in der Szabolcser Gespanschaft Oberungarns jenseits der Theiß, 2 Meilen von der königl. Freistadt Debreczin, auf einem sehr sandigen, jedoch nicht unfruchtbaren Boden, mit 1 reformirten Pfarre, 1 kathol. Filialkirche und Poststation zwischen Nyiregyház, Nagy Kálló und Debreczin. Die wohlhabenden Einwohner, 3700 an der Zahl, treiben sehr einträglichen Feldbau, Viehzucht, Krämerei, welche Märkte unterhalten, leiden aber Holzmangel. (*Rumy.*)

HADHER NADHER oder HADHIR NADHIR, (حَاضِرْ نَاظِرْ) nach persischer Aussprache hasir nasir, heißt wörtlich gegenwärtig und sehend und gehört zu den in der moslemischen Religionslehre oft gebrauchten Formeln, um die Unermeßlichkeit und Allwissenheit Gottes, der Nichts entgehen kann, zu bezeichnen. Der Islam legt auf die verschiedenen Namen, welche man dem höchsten Wesen gibt, einen hohen Werth, und nach Angabe der Araber sind ihrer nicht weniger als 99, meistens Bezeichnungen gewisser Ortschaften [1]). Der Koran selbst bedient sich zahlreicher

*) Encyklop. übers. des Orients S. 410 nach dem Dürr des Anßariten.

†) S. Jöcher.

1) Man findet sie z. B. von Marracci zusammengestellt in seiner Ausgabe des Koran S. 414 in der refutatio von Sur. 17, 109. und Joh. Heinr. Hottinger liefert in der Historia orientalis

Wendungen, um die Größe und Allwissenheit Gottes zu bezeichnen[2]); jedoch hat er, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht triegt, den Ausdruck habher nadher selbst nirgends gebraucht, auch sucht man ihn vergebens in den Verzeichnissen der Namen Gottes, welche Marracci und Hottinger[3]) geliefert haben, und aus bloßen Übersetzungen, welche z. B. Toderini[4]) davon gegeben hat, läßt sich natürlich nichts Sicheres schließen. Nichts desto weniger hat es seine Richtigkeit, daß diese Formel zu den Bezeichnungen der Gottheit gehört. Denn bei Anfertigung der Listen von den Namen Gottes hielt man sich wohl nicht immer genau an den Buchstaben, sondern erlaubte sich, wie eine Vergleichung der beiden eben erwähnten außer allem Zweifel setzt[5]), ein anderes, aber freilich synonymes Wort zu wählen. Als einen solchen parallelen Ausdruck betrachte ich in dem Koran selbst z. B. die beiden mit einander verbundenen Worte vase' alim (وَاسِعٌ عَلِيمٌ) d. i. amplus et sciens (Sur. 2, 116. 269.). In den mehrmals namhaft gemachten Verzeichnissen bei Marracci und Hottinger fehlt es an Synonymen des habher nadher nicht; so ist unter andern das gegenwärtig wohl durch وَلِيٌّ gegeben. Der Koran bedient sich der Hinweisung auf Gottes Allwissenheit sehr gern, hauptsächlich da, wo er Pflichten einschärft und zu ihrer Erfüllung ermuntert, oder wo er vor Fehlern und Lastern warnt[6]). Die Commentatoren machen mit Recht auf die Wichtigkeit des Glaubens an Gottes Allwissenheit aufmerksam und betrachten ihn als ein kräftiges Hilfsmittel der Tugend[7]). Man wird allerdings nicht läugnen können, daß ein solches Motiv leicht zu dem beschränkten und egoistischen Verfahren verleiten kann, der Tugend nur aus Hoffnung auf Belohnung nachzujagen, und das Laster lediglich aus knechtischer Furcht vor der Strafe zu meiden. Allein dieß wird man dem moslemischen Religionsstifter nicht zur Last legen dürfen, denn er begegnet sich darin mit den Moralisten des A. T.; selbst der herrliche Ausspruch des alten Tobi (Tob. 4, 5—6) geht von dieser Ansicht aus. Muhammed hatte seine Nation und ihren Charakter richtig aufgefaßt und glaubte, gewiß nicht ohne Grund, die hartnäckigen Gemüther durch die Hindeutung auf Gottes Allgegenwart und Allwissenheit am ehesten beugen zu können. Daneben bemühte er sich, auch edlere Gesinnung zu erwecken und zu nähren. — Der echt religiöse Beweggrund zum Guthandeln, den das Christenthum aufstellt, nämlich die Liebe zu Gott, blieb ihm zwar fremd; allein es finden sich doch zahlreiche Ermunterungen zur Dankbarkeit gegen die gütige Gottheit.

Da die Erklärer über solche Stellen des Koran, wo es von Gott heißt: er hört, was ihr sprechet, er sieht die Thaten der Menschen u. s. w., sich besonders ausführlicher Erläuterungen beflissen, so sammelte Dschemaleddin ebn alkhateb almocdessi († 698 d. Hedsch.) das Merkwürdigste davon in ein großes Werk von mehr als 50 Bänden[8]). (*A. G. Hoffmann.*)

S. 387 ff. nach einer arab. Handschrift ein ähnliches, das aber nicht nur in der Reihenfolge der Epitheta, sondern auch in der Bestimmung derselben von dem erstern in mehreren Stücken abweicht. Vergl. auch *Reland.* de relig. muhammed. p. 8., wo aber die lat. Übersetzung durch einen Druckfehler nur von 90 Namen Gottes redet, jedoch der arabische Text das Richtige enthält.

2) Dahin gehören unter andern عَلِيمٌ wissend (Sur. 2, 274 u. 283 ed. Marracc.), welches auch gern mit سَامِعٌ hörend (Sur. 2, 128. 138) verbunden wird; ferner خَبِيرٌ erkennend und بَصِيرٌ sehend (Sur. 2, 110. 172. 5, 9. 57, 10.), auch wohl حَكِيمٌ weise (Sur. 2, 130. 261. 3, 6. 57, 2.) und andere Synonyma. 3) S. Anmerk. 1. 4) Literatur der Türken. Aus dem Italien. von Hauslentner. 1 Th. S. 26—27.) 5) Vergl. das, was unter Anmerk. 1 darüber bemerkt ist. 6) Man sehe z. B. Sur. 5, 8—9. 57. 4. 68, 8. ed. *Marr.* 7) Einiges dieser Art findet man bei d'Herbelot in der oriental. Biblioth. u. d. W. Habher nadher.

8) S. d'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Tahrir.

HADI (هَادٍ oder هَادِي) bezeichnet seiner ursprünglichen Bedeutung nach einen „Anführer und Leiter" und wird z. B. auch von dem wilden Stiere gebraucht, der an der Spitze der Herde geht, und sie gleichsam anführt, oder von dem Stiere, der zum Behuf des Ausdreschens des Getreides von den Morgenländern in die Mitte der Tenne gestellt wird und von andern mit dem Austreten des Korns beschäftigten Stieren rings umgeben ist. Derselbe Name wird aber auch mehreren Personen beigelegt, theils in Beziehung auf ihr Amt und Geschäft, theils aber auch, weil man sie irgend eines Verdienstes wegen einer solchen Auszeichnung werth hält. Daher heißt Muhammed als Lehrer und Prophet bei Persern und Türken hadii sübül (هادي سبل) d. i.: dux viarum und Gott selbst aus gleichem Grunde hadis-sebil (هادي السبيل) oder hadit-terik (هادي الطريق) d. i. der Führer des (rechten Weges*). Mehrere Männer empfingen dieses Wort als Beinamen †). (*A. G. Hoffmann.*)

Hadi al nedschm, s. Hadin-nedschm.

Hadi el nedschm, s. Hadin-nedschm.

HADID, in der biblischen Geographie, eine Stadt in Judäa, zum Stamme Benjamin gehörig. Esra (2, 33.) und Nehemiah (11, 34.) nennen sie unter den Städten, welche nach der babylonschen Gefangenschaft wieder von den Juden bezogen wurden. (*R.*)

HADIDI (حديدي) d. i. der Eiserne, ein türkischer Dichter aus Karadschik bei Adrianopel, benannt

*) *Meninski* Lex. Turcico-Pers.-Arabicum und *Richardson* dictionary Persian Arabic and English unt. d. W. هادي.

†) d'Herbelot orient. Bibl. teutsch. Übers. 2r Bd. S. 608.

von dem Schmiedehandwerke, welches er, wie sein Vater trieb, um sich damit seinen Unterhalt zu verdienen. Trotz seiner mannichfachen Kenntnisse und seines dichterischen Rufes bewarb er sich niemals um eine seinen Talenten und seiner Bildung angemessene Ehrenstelle, weil er es unter seiner Würde hielt, sich durch Kriecherei oder durch Geschenke eine Laufbahn zu eröffnen, welche für ihn geeigneter gewesen wäre, als seine niedrige und mühsame Beschäftigung. Im wahren Selbstgefühl sagte er:

Es ist besser, glühendes Eisen mit der Hand biegen,
Als die Hand vor dem Minister auf die Brust legen.

Der Name Habidi ist weder sein Geschlechts- noch Geburtsname, sondern ein bloßer Beiname (Machlas), den er nach einer gewöhnlichen Sitte der morgenländischen Dichter und Gelehrten sich selber beigelegt hat. Eine Probe seiner Poesien findet man in Chabert's Latifi oder biograph. Nachrichten von vorzüglichen türk. Dichtern. S. 132. Er lebte in der glänzendsten Periode des türkischen Reichs unter Sultan Suleiman II, welcher neben seinen großen Eroberungen die Wissenschaften mit vieler Großmuth pflegte. *(A. G. Hoffmann.)*

HADIE, ein Kasaban in dem Bezirke Kusma des arabischen Staats Jemen, der auf einer Anhöhe liegt und einer so frischen und gesunden Luft genießt, daß sich daselbst gewöhnlich die Franken von Beit el Fakih aufhalten: auch werden ansehnliche Geschäfte in Kaffee gemacht. Nach Niebuhr. *(G. Hassel.)*

HADIK (Andreas), Graf von, Zeitgenosse und Freund des großen östreichschen Helden Loudon, wurde im J. 1710 zu Futak in der Bätscher Gespanschaft in Ungarn geboren. Sein Vater war ungarnscher Rittmeister. Er widmete sich Anfangs den Rechten, aber sehr bald vertauschte er die Feder und das Verböczy'sche Tripartitum mit dem Degen. Schon im J. 1738 wohnte er in dem k. k. Heere dem Feldzuge wider die Türken bei und war bei der siegreichen russischen Armee in Bessarabien und bei der Einnahme von Oczakow (Otschakow) und Bender. Im J. 1744 wurde er Oberster bei einem Husarenregimente. Im folgenden Jahre zeichnete er sich durch einen Angriff aus, welchen er auf die französischen Verschanzungen bei Erbstatt unternahm. Nicht lange darauf zerstreute er einen großen französischen Convoi, welcher nach Bergopzoom bestimmt war. Zur Belohnung für diese und andere tapfere Thaten wurde er zum Generalmajor befördert, erhielt ein ungarnsches Husarenregiment und 1756 die Würde eines Feldmarschalllieutenants. Im siebenjährigen Kriege zeigte Hadik seine kriegerischen Talente noch weit glänzender. So nahm er Theil im Jahre 1757 an der Schlacht bei Görlitz, wo ein ganzes preußisches Corps aufgerieben wurde und der berühmte preußische General Winterfeld auf dem Platze blieb. Von da ging er mit 1500 Ungern und Kroaten in das Brandenburgsche, überrumpelte am 16ten October Berlin, und nachdem er 310,000 Thlr. Brandschatzung erhoben, 800 von der Besatzung niedergemacht, über 400 derselben gefangen bekommen und 6 Kriegszeichen erbeutet hatte, kehrte er glücklich zu der Hauptarmee zurück. — Im J. 1758 wurde Hadik durch das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens geehrt, eroberte am 5ten September desselben J. Pirna mit der Festung Sonnenstein und wurde am 19ten December General der Cavallerie. Im J. 1769 belohnte ihn seine Königinn mit der schönen Herrschaft Futak *) und i. J. 1771 am 26sten Mai ertheilte sie ihm das Prädikat von Futak. Nun kam er als Commandirender nach Siebenbürgen, darauf nach Galizien und erwarb sich in beiden Ländern so viele Verdienste, daß er im J. 1774 von der Königinn Maria Theresia zum Hofkriegsraths-Präsidenten erhoben wurde, welche Stelle er bekleidete, bis ihm Kaiser Joseph II. im J. 1789 das Commando gegen die Türken übergab. Aber seine Gesundheit wurde durch die Kriegsstrapazen geschwächt, er wurde krank und mußte seine Stelle niederlegen. Als der große Joseph II. starb, stand Hadik an dessen Sterbebette und folgte bald darauf, im J. 1790, seinem Kaiser in die Wohnungen der Ruhe. Er wurde zu Futak begraben †). Hadik war für den kleinen Krieg geschaffen, und immer wird sein Name in dem östreichschen Heere mit Achtung genannt werden: als Feldherr würde er dagegen selbst in jüngern Jahren sich nicht ausgezeichnet haben. Was Ziethen den Preußen war, war Hadik den Östreichern. *(Rumy.)*

HADITH, oder nach persisch-türkischer Aussprache Hadiss (حَدِيثٌ), bezeichnet im Allgemeinen jegliches Ereigniß, eine Neuigkeit, dann Erzählung, daher auch so viel als Tradition, wird aber von den Bekennern des Islams besonders gern von den Traditionen gebraucht, die sich auf ihren Propheten beziehen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Traditionen auf die Handlungen und Reden Muhameds gleiche Rücksicht nehmen; auffallender ist es, daß sie auch das in sich begreifen, worüber Muhamed schwieg und was er zu thun unterließ. Um sie von andern zu unterscheiden, wird die nähere Bestimmung des Propheten öfters hinzu gefügt, also ahadith arrassul (أَحَادِيثُ ٱلرَّسُولِ). Anfangs hielt man die Aufzeichnung solcher Traditionen für unnöthig, ja Einige verwarfen das Aufschreiben z. B. Ibni Abbas, weil das Gedächtniß dann im Vertrauen auf die Schrift die Thatsachen und Aussprüche nicht so treu bewahre und durch zufällige Zusätze der Wahrheit leicht Eintrag geschehe.[1]) Eine solche Veränderung glaubten sie dagegen bei der mündlichen Überlieferung nicht befürchten zu dürfen, wovon ihnen freilich die Erfahrung bald genug das Gegentheil zeigte. Denn nachdem die ersten Jünger und Nachfolger des Propheten hingeschieden waren, und man also die bisherige Gewähr für die Reinheit des Glaubens zu entbehren anfing, als der Islam immer mehr Bekenner fand und sich weit

*) Diese große Herrschaft wurde von seinen Nachkommen an den Grafen Breusnik verpfändet.
†) S. Magyar Plutarkus (Ungarnscher Plutarch) von Kölesy und Melzer. 1r Band. Pest 1815. 8.
1) Encykl. Übersicht der Wissenschaften des Orients S. 128.

über Arabiens Gränzen hinaus in viele Länder verbreitet hatte, da konnten Verschiedenheit der Ansicht über Religionswahrheiten, Zweifel an der Richtigkeit dieser oder jener Überlieferung, und in ihrem Gefolge Uneinigkeit, Zank und Streit nicht ausbleiben. Die Entscheidungen der Gelehrten (Fetwa's) wurden immer zahlreicher, selbst die Hilfe der Großen und Mächtigen nahm man in Anspruch; doch die Einheit suchte man vergebens. Hatten sich die Freunde mündlicher Überlieferung auf Muhamed's Beispiel berufen, der dem Sawal-Hasri die begehrte Erlaubniß zum Aufschreiben derselben verweigert habe[2]): so sahe man dennoch ein, daß ihnen nicht länger gewillfahret werden könne, und die richtigeren Grundsätze fanden an mehreren Aussprüchen Muhamed's, welche durch die Tradition selbst aufbewahrt worden waren, einen Haltepunkt. Dahin gehört z. B. das Wort des arabischen Propheten: „Die Wissenschaft ist das Wild der Jagd, die Schrift ist das Netz und der Herr hat sich Eurer durch die Schreibkunst erbarmet[3]). Sehr bald wurde die Kenntniß der Überlieferungen zu einer eignen Wissenschaft; es entstand die Überlieferungskunde (علم الحديث). Sie zerfällt in 2 Theile, nämlich 1) in die Erzählung der Überlieferung, welche die Traditionen selbst angibt, von ihrem Zusammenhange unter einander handelt und den Grad ihrer Glaubwürdigkeit in Beziehung auf ihre Quellen untersucht, und 2) in die Überlieferungsgrundlehre (علم أصول الحديث), oder wie man, das Geschäft dieses Zweiges der Wissenschaft besser bezeichnend, auch sagt, Überlieferungskritik (علم دراية الحديث). Denn diese letztere Wissenschaft hat den Sinn der überlieferten Worte nach den Regeln der Sprachgesetze zu untersuchen, setzt also Kenntniß der Philologie nothwendig voraus, vergleicht dann aber auch die einzelnen Überlieferungen mit dem Zustande und der Lage des Propheten, um über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben ein entscheidendes Urtheil fällen zu können, und verlangt daher gründliche Erforschung der Geschichte und Lehre Muhameds[4]). Beide Zweige sind von den moslemischen Gelehrten bearbeitet; da indeß Kritik, auch die historische, nicht Jedermanns Sache, mehr ein unschätzbares Geschenk der Natur ist, als daß sie sich durch Unterricht und Übung erwerben ließe, so ist der erstre Theil dieser für den moslemischen Theologen und Juristen höchst nothwendigen Wissenschaft unseres Erachtens von Mehrern weit glücklicher behandelt, als der letztere.

Sammlung der Überlieferungen war ein Lieblingsgeschäft im ersten Jahrhundert der Hedschra, und Mancher unternahm große und beschwerliche Reisen, um eine einzige Überlieferung zu hören[5]). Zuletzt war eine ganze Schar von Imam's oder Gesetzgelehrten mit der Aufbewahrung der Hadith beschäftigt, als Abdolmalek ben Dscherich, Malek ben Ins und Andere[6]). Wer zuerst darüber geschrieben habe, darüber sind die Historiker und Bibliographen nicht einerlei Meinung; Einige behaupten es vom Ibn Dscherich, Andere vom Malek und noch Andere von Er-rabil ben Saleh aus Bassora[7]). Außer der Überlieferung selbst suchte man auch — und dadurch wurde der Kritik vorgearbeitet — die Zeugnisse ihrer Gewährsmänner durch die folgenden Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht zu erhalten.

Die Anzahl der Überlieferer ist fast unzählbar, indeß haben doch schon in den ersten Jahrhunderten des Islam sechs Sammlungen allen übrigen den Rang abgelaufen und werden als bewährte und kanonische Werke betrachtet; nämlich die des Bochara, Malek, Ebu David, Tarmesi, Nissai und Moslim. Später wurde ihnen ein siebentes, nämlich die Sammlung des Sejuti, zugesellt[8]). Im Ganzen und Wesentlichen stimmen alle diese und ähnliche Sammlungen mit einander überein, weichen jedoch darin von einander ab, daß sie theils mehr, theils weniger Überlieferungen enthalten, sie verschieden eintheilen und auch wohl über dieselbe Handlung, denselben Ausspruch oder denselben Theil der Lebensweise des Propheten sich etwas anderer Worte bedienen.

Was die Methode der Bearbeiter dieses Faches betrifft, so ist diese sehr mannichfaltig. Bald beschränken sie sich darauf, die Überlieferungen bloß zusammen zu stellen, und unbekümmert um Kritik berufen sie sich auf irgend einen Gewährsmann; zu dieser Klasse gehört Abdollah ben Musa Al-abassi, ferner Ebu David Et-tailassi und Achmed ben Hanbal, deren Auctorität Ebubekr ist[9]). Viel zweckmäßiger war das Verfahren einer zweiten Klasse, welche sich der Sachordnung befliß, und ihre Werke nach den Materien in Abschnitte zerlegte. Auf diese Weise war der reiche Stoff, welcher immer mehr angewachsen war, leichter zu übersehen. Da indeß eine und dieselbe Überlieferung zuweilen auf mehrere Gegenstände Bezug hatte, so war freilich die kleine Inconvenienz unvermeidlich, daß hier und da eine Wiederholung eintrat. Nach dieser nützlichen Methode arbeitete zuerst Malek sein berühmtes Werk Motha (متى); und da man sich von der größern Brauchbarkeit der Sammlungen überzeugte, welche so bearbeitet wurden: so folgten die späteren Sammler bis auf die Zeiten Bochara's und Moslim's diesem Muster[10]). Nachmals verließ man indeß diese Methode wieder und zog es vor, die Quelle der Überlieferung als Eintheilungsgrund zu gebrauchen. Diesem Principe folgen z. B. die Sammlungen des Achmed ben Mohammed Er-remani, dann Ebu Meßud Ibrahim ben Mohammed, ferner Ben Abdu Dimischti und Ebi Abdollah Al-hamidi[11]). Noch andere Gelehrte haben Compendien der Überlieferungen entworfen

2) Encykl. Überf. a. a. O. 3) Encykl. Überf., S. 130. 4) Encykl. Übersicht, S. 620 ff. 5) Hadschi Khalfa in der Encykl. Übersicht, S. 623. 6) Hadschi Khalfa a. a. O.

7) Hadschi Khalfa a. a. O. 8) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146. 9) Hadschi Khalfa in der Encykl. Übers., S. 624. 10) Hadschi Khalfa a. a. O. S. 625. 11) Hadschi Khalfa a. a. O.

oder Commentare über den Text derselben gefertigt, so daß ihre Anmerkungen lediglich die Sprache betreffen, nicht aber auch den Inhalt. Dahin gehören Ebu Obeid Alkassem, Ben Selam, Ebu Mohammed Abdollah ben Moslem, Ben Kotaiba und Andere. Manche dagegen benutzten die Überlieferung, um Lehren und Ermahnungen daran zu knüpfen, z. B. Ebu Suleiman ben Mohammed Alkhatai in seinem Werke ilm assonan (علم السنن[12]).

Es war natürlich, daß die späteren Schriftsteller in diesem Zweige der Literatur von den älteren abhängig wurden und diese als ihre Quellen betrachteten, während man sonst auf die ersten Verbreiter einer Überlieferung, ja, wo möglich, bis auf die unmittelbaren Jünger Muhamed's zurückging. Die 6 kanonischen Werke, welche oben namhaft gemacht wurden, galten schon als sichere und zuverlässige Grundlagen und man fing an, sich lediglich auf sie zu berufen. Zur Erleichterung ihres Gebrauchs wurde es Sitte, ihre Namen durch eine Abbreviatur anzudeuten, so daß Ch den Bochara, Th Malek's Motha, D den David, T den Tarmesi, Ss den Nißaji und M den Moslim bezeichnet. An diese Werke schließt sich unter andern an Ebul-hassan Serni ben Moawije[13]).

Die Methode der Überlieferer war übrigens auch nach den Orten verschieden, wo sie lebten und sich bildeten. Obschon anfangs viele Städte und Länder im Besitz von Männern waren, welche sich in dieser Wissenschaft Ruhm erworben hatten, als Bassora, Damask, Kairo, Kufa und in der Provinz Irak, so stellte man doch die Verfahrungsweise der Überlieferer aus dem Theile Arabiens, welcher Hedschas heißt, vor Allem hoch, weil man durch sie die Zuverlässigkeit der Überlieferung am meisten gesichert glaubte. Der Imam Malek ben Ins aus Medina gilt als das Haupt dieser Methode; ihr huldigten auch Schafii Ibn Weheb, und später Ahmed ben Hanbal. Der berühmteste Sammler, Bachara, hat die Überlieferungen zu Folge dieses an verschiedenen Orten abweichenden Verfahrens in hedschas'sche, syrische und irak'sche eingetheilt[14]).

Ein wahrer Überlieferungsgelehrter zu seyn im vollen Sinne des Wortes, ist keinesweges leicht. Das Geringste, was man von ihm fordert, ist nach Hadschi Khalfa's Angabe[15]), daß er alle Auctoritäten, Ursachen und Quellen der Überlieferungen kenne, eine große Anzahl derselben auswendig wisse, außer den Werken der sechs kanonischen Überlieferer die des Imam Ahmed ben Hanbal, des Bihaki und Ali Ettaberani studirt, auch selber Etwas über die Hadith geschrieben habe. Da es eine heilige Beschäftigung ist, so pflegt ein frommer Moslem keine einzige Überlieferung niederzuschreiben, ohne sich vorher durch die gesetzmäßige Waschung gereinigt und ohne ein Gebet von zwei Rik'at verrichtet zu haben[16]). Die moslemische Literatur hat sogar eigene Schriften aufzuweisen, in welchen die von den Überlieferern beobachteten Gebräuche geschildert werden; z. B. das Adab al Mohaddethin (آداب المحدثين) von Abdalgani[17]). Für diese Beschwerlichkeit seiner Arbeit wird er reichlich durch das Ansehen entschädigt, das er genießt, darf sich auch wohl nach einer herrschenden Meinung ein langes Leben versprechen[18]). Ja Muhamed soll versichert haben, Gott werde den von der Furcht vor dem jüngsten Tage befreien, wer aus seinem Volke 40 Überlieferungen bewahre. In Folge dieser Voraussetzung haben die Überlieferer sich bemüht, wenigstens diese Anzahl zusammen zu bringen und nach ihrer Weise auszulegen[19]).

Von den einzelnen Überlieferern selbst kann hier nicht ausführlich Bericht erstattet werden, sondern es ist über sie und ihre Werke in den sie betreffenden Specialartikeln das Wichtigste erwähnt, worauf hier ein für alle Mal verwiesen seyn soll. Mehreres dahin Gehörende findet man auch unter den Artikeln Sunna und Sonan. Nach den kanonischen Werken hebt Hadschi Khalfa noch folgende als die besten hervor: das Kefaiat des Khatib Ebibeker ben Thabet, dann die Bücher des Hakim Ebi Abdallah und des Ibn Essaleh[20]). Nach und nach erkaltete der Eifer, so daß sich mit Bochara und Moslim ihre Blühtenzeit schließt und sie immer mehr in Verfall geräth.

Als besondere Zweige der Überlieferungskunde zählt Hadschi Khalfa folgende Wissenschaften auf: 1) die Exegetik der Überlieferung (علم شرح الحديث); daran schließt sich 2) die geheime Auslegung der Worte des Propheten (علم تاويل اقوال النبي), es gibt darüber Abhandlungen vom Mewlana Schemseddin Alfanari und vom Scheich Sadreddin aus Konia; ferner 3) die Überlieferungsätiologie (علم اسباب ورود الحديث) oder die Kunde von der Zeit und dem Orte, wo eine Überlieferung entstand, und von den Ursachen, welche sie veranlaßten; 4) die Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Überlieferungen (علم ناسخ الحديث ومنسوخه) oder die Bekanntschaft mit denjenigen Traditionen über den Propheten, welche mit einander im Widerspruch zu seyn scheinen, wovon aber die eine durch die andere aufgehoben ist; hiermit hängt innig zusammen 5) die Vereinigungskunde der Überlieferungen (علم تلفيق الحديث) oder die Wissenschaft, scheinbar einander widersprechende Traditionen, wovon weder die eine noch die andere aufgehoben ist, in Einklang zu bringen; 6) die Apologetik der Überlieferungen (علم دفع طعن عن الحديث)

12) Hadschi Khalfa a. a. O., S. 625. 13) Hadschi Khalfa a. a. O., S. 626. 14) Hadschi Khalfa a. a. O., S. 626 — 27. 15) Encykl. Übers., S. 628.

16) So machte es wenigstens Bochara nach seinem eigenen Geständniß; vergl. Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 148.; s. auch den Artikel Bukhara in Encycl. 13. Th. S. 418. Anmerk. *) 17) D'Herbelot orient. Bibl. I. S. 16. 18) Daß die meisten Überlieferer dieses Glück gehabt haben, erzählt Tadscheddin Es-sebeki; s. Encykl. Übers., S. 628. 19) Encykl. Übers., S. 640. 20) Encykl. Übersicht, S. 629.

oder Lehre der Vertheidigung derselben gegen den Spott und die Polemik der Ungläubigen; 7) die Kunde des Fremdartigen der Überlieferung (علم غرايب الحديث) oder die Kenntniß von den dunkeln, schwer verständlichen Stellen in den Überlieferungen, auch wohl der nicht rein arabischen Ausdrücke, welche hier und da darin gebraucht sind [21]); 8) die Kenntniß aller Feinheiten der Überlieferung (علم رموز دقايق الحديث) ist von wenig Belang, da sie sich nur mit Spitzfindigkeiten und gesuchten Erklärungen beschäftigt; dasselbe gilt 9) von der Prophetenarzneikunde (علم طبّ نبوة) oder der Kenntniß von der Heilkraft, welche dem Propheten allein zu Theil geworden. Dagegen ist 10) die Literargeschichte der Überlieferer (علم احوال رواة الحديث) offenbar von großem Interesse; da sie sich mit den Lebensumständen der Überlieferungserzähler, aber auch mit ihrer Beurtheilung beschäftigen, oder sich auf eine bloße trockene Nomenclatur derselben beschränken kann: so erhält sie verschiedene Namen, je nachdem das Eine oder das Andere hervorsticht. So heißt sie Wissenschaft der Überlieferungsmänner (علم رجال الحديث) oder Namenkunde der Überlieferer (علم اسماء رجال الحديث) oder auch Wissenschaft der Bewährten (علم ثقات). Bloß bibliographischen Inhalts sind unter andern die Geschichten des Ibn Dscherir, ferner des Morudsch as-sahab (مروج الذهب), worin außer den Namen der einzelnen Gelehrten nur ihre Geburts- und Sterbejahre angeführt sind; Andere z. B. Hakem in seiner Geschichte von Nischabur und Ebubekr Al-khatib in seiner Geschichte von Bagdad, trennen die bibliographischen Notizen von den biographischen Angaben. Nützlicher ist es aber, Beides zu vereinigen, weßhalb mehrere Historiker dieses vorziehen, als Abulfaradsch ben El-dschusi, dann Ebischschame in seinem Werke: die zwei Gärten, Hafis Schemseddin Es-sehebi, gewisser Maßen auch der Scheich Amadeddin, obschon er mehr von dem Propheten, als von den Überlieferern redet. Das vorzüglichste Werk in dieser Wissenschaft verdankt man dem Imam Hafis Ebi Hatem Mohammed ben Haban Albeßi [22]). In Bochara's Sammlung sind 134 Überlieferer einzeln angeführt [23]).

Die Sammler der Überlieferungen sind sehr oft schwer zu verstehen und setzen vielfältige Kenntnisse voraus; moslemische Schriftsteller, sogar vom ersten Range, gestehen dieß ein. So urtheilt z. B. Ibn Khaledun über Bochara's Sammler [24]), und führt auch einen Ausspruch an, wornach ein Mann die Erklärung des Bochara kaum unternehmen möge, sondern dieß das Werk der vereinten Kräfte aller moslemischen Gelehrten seyn müsse. Bochara will seinen Sammler aus 600,000 Überlieferungen ausgezogen und 16 Jahre damit zugebracht haben; und wenn diese ungeheure Masse bei ihm auf 7275 zusammen schmolz, wie Ibn Salah und nach ihm Hadschi Khalfa berichtet, auch die Wiener Handschrift (No. 278 nach von Hammer's [25]) Angabe) am Ende ausdrücklich sagt [26]): so kommt dieß daher, daß er keine Überlieferung aufnahm, von deren Wahrheit er sich nicht durch vollständige Beweisführung überzeugt hatte [27]). Aber selbst diese sehr verminderte Anzahl läßt sich noch gewaltig reduciren und auf ein paar Tausend zusammen schmelzen, da immer noch sehr viele Wiederholungen, zuweilen mit wenigem oder fast gar keinem Unterschiede, darin angetroffen werden. Dieß läßt sich schon aus den Proben sehen, welche Joseph von Hammer in den Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 149 — 188 und S. 277 — 316 daraus mitgetheilt hat [28]). Unter jenen, welche nach Absonderung der Wiederholungen noch übrig bleiben, sind wiederum mehr als die Hälfte nicht Reden und Ermahnungen des Propheten, sondern umständliche Berichte von seiner Art zu schlafen und zu wachen, zu essen und zu fasten, zu gehen und zu stehen, zu sitzen und zu knieen [29]). Einiges der Art hat der Verfasser der Encyklopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients (S. 629 ff.) aus dem Enmusedsch des Tarßußi beigebracht. Vieles aus dem Leben des Propheten ist in der Tradition enthalten, was einer Region angehört, die man der gebildeten Welt wohl nicht durch eine Übersetzung enthüllen darf.

Nach Hadschi Khalfa war der Imam Nowi der Erste, welcher die Traditionen im Bochara sonderte und aufzählte; ihm folgte der Imam Hafis ben Hadscher, welcher in Allem eine Summe von 7397 Überlieferungen, also 122 mehr, als Hadschi Khalfa und die Wiener Handschrift annimmt, herausbrachte, die jedoch im Grunde nach Abrechnung der Wiederholungen, wie jener große Bibliograph selbst hinzu setzt, nicht mehr als 2602 Überlieferungen ausmachen. Rechnet man hierzu noch die dazu gehörigen Texte (المتون المتعلقة), an der Zahl 159: so sind es in Allem 2761 reine Überlieferungen. Nimmt man nun zu jener Anzahl von 7397 noch die Anhängsel (التعاليق), welche freilich meist Wiederholungen sind und sich auf 1341 belaufen, so wie die Folgerungen (المتابعات) und Ermahnungen, welche sich an mehrere Erzählungen anschließen: so erhält man die Gesammtsumme von 9082 Überlieferungen. Hierin sind aber die Zusätze der Jünger und Gefährten des Propheten nicht mit begriffen [30]).

Aus dieser kurzen Analyse des trefflichen Bochara läßt sich für die Überlieferungen überhaupt Manches ab-

21) Letzteres versteht wenigstens der berühmte Imam Ebu Soleiman Mohammed ben Mohammed Al-chatai mit darunter; vergl. Encykl. Übers., S. 641. 22) Encykl. Übers., S. 640 — 646. 23) Hadschi Khalfa in Fundgruben, 1. Th. S. 148. 24) Encykl. Übersicht, S. 627, und Fundgruben des Orients, 1. Bd., S. 146.

25) Fundgruben des Orients. 2. Th. S. 411. 26) Fundgruben a. a. O., S. 147 — 48. 27) A. a. O., S. 148. 28) Man vergl. z. B. No. 216 und No. 461; No. 233 u. No. 314; No. 284 und No. 451; No. 378 und No. 461; No. 388 u. No. 459. 29) Fundgruben des Orients, 1. Bd. S. 148 — 9. 30) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146 — 148.

nehmen, da die Moslemen den **wahrhaften Sammler** (جامع الصحيح), wie er sein Werk betitelt hat, nicht nur als das vortrefflichste Buch in diesem Zweige der Literatur ansehen, sondern ihm den Platz unmittelbar nach dem Koran anweisen. Reicher an reiner Tradition ist kein andres Werk, und der nach ihm berühmteste Bearbeiter der Überlieferungen, **Moslim**, legt selber das Geständniß ab, daß Niemand dem Bochara in der Überlieferung gleich komme [31]).

Wegen der großen und zahlreichen Schwierigkeiten, welche der Erklärung der Überlieferungen in den Weg treten, sind die namhaftesten Sammlungen derselben sehr oft commentirt worden. So zählt uns z. B. Hadschi Khalfa nicht weniger als 77 Bücher auf, welche theils eigentliche Commentare über den Bochara sind, theils das Verständniß desselben erleichtern sollen [32]).

Durch den Druck ist zur Zeit keine der Sammlungen im Originaltexte bekannt gemacht, so daß zur gründlichen Kenntniß des Islams und seines Stifters eine wichtige Quelle noch immer nicht gehörig und vollständig benutzt werden konnte. **Joseph von Hammer** ist in unserm Vaterlande der Einzige, der bei verschiedenen Gelegenheiten, als in der Encyklopädischen Übersicht des Orients hier und da, besonders aber in den Fundgruben des Orients im 1sten Bande, wo er 700 Überlieferungen übersetzte, und neuerdings im 34sten Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur, wo er den Werth seiner Anzeige des **Mischkat** durch die Übersetzung von 100 Numern der Tradition erhöht, sehr instructive Auszüge aus diesem reichen Borne islamitischer Theologie und Rechtslehre gegeben hat. Vor ihm waren bei europäischen Schriftstellern nur wenige Stellen der Hadith benutzt, selbst der große Umfang derselben und der darin wehende Geist war wenig erforscht. Der große Umschwung, den die englischen Pressen in Ostindien für die morgenländischen Studien erwarten lassen und zum Theil schon bewirkt haben, wird wahrscheinlich auch hier das, was den beschränkten Kräften Europa's nicht gelingen will, nämlich eine vollständige Ausgabe wenigstens eines der kanonischen Sammler, vor Allem des Bochara, und zwar in der Ursprache bewerkstelligen. Ein schöner Anfang, der auch für diesen wichtigen Zweig orientalischer Gelehrsamkeit noch Wichtigeres für die Zukunft verheißt, ist von dem engländischen Artillerie-Kapitän A. N. **Mathews** gemacht worden. Er hat zwar keines der 6 kanonischen Werke edirt oder übersetzt, sondern nur einen sehr geschätzten Commentar des arabischen Werkes **Masabih d. i. die Lampen** (s. diesen Artikel), welches **Hussein ben Mesud** von Karabagh gesammelt hat, nämlich das **Mischkat al Massabih**, d. i. die **Nische der Lampen** (s. den Art. Mischkat), verfaßt von **Welieddin Ebu Abdallah Mahmud**, ins Engländische übertragen unter dem Titel: Mishcat-ul-Masabih or a collection of the most authentic traditions regarding the actions and sayings of Muhammed; exhibiting the origin of the manners and customs, the civil, religious and military policy of the Muslemans. Translated from the original arabic by Capt. A. N. Mathews, Bengal artillery. Calcutta. 1809. 2 starke Bände in 4. Nichts desto weniger ist der daraus zu schöpfende Gewinn nicht unbedeutend; denn dieses Werk zeichnet sich durch die Auswahl und Anordnung der Überlieferungen nach dem Grade ihrer Verdächtigkeit oder Echtheit sehr vortheilhaft aus. Dieser Umstand ist natürlich von großem Gewichte; denn bei der ungeheuern Masse von Überlieferungen sind viele verdächtig, andere völlig untergeschoben und irrig, was vernünftige Moslemen selbst zugestehen. Über diese unechten Traditionen gibt es besondere Schriften, z. B. von **Ebu Mohammed Kasem Annahui** und von **Hebatallah ben Salama** [33]). Die wichtigsten europäischen Bibliotheken, welche im Besitz orientalischer Handschriften sind, haben auch mehrere Codices, welche sich auf die Traditionen der Moslemen beziehen. Sehr viele führen die Namen **Sonan**, **Sahih**, **Sahihin** und sind daher von **d'Herbelot** unter diesen Artikeln in seiner orientalischen Bibliothek aufgeführt worden; viele andere findet man bei demselben Schriftsteller unter **Khetab**. Eine ähnliche Übersicht soll auch bei uns unter den erwähnten Artikeln folgen.

Da Athâr, oder **Atsar**, besonders aber mit dem Artikel el-athâr (أَلْآثَار), eigentlich **Zeichen**, **Spuren**, daher auch **Denkwürdigkeiten**, **Traditionen**, von der **moslemischen Überlieferung** gebraucht wird [34]), so sind mehrere Schriften über die **Hadith** mit diesem Namen bezeichnet. Auffallend könnte es scheinen, daß auch arba'un oder erbe'un (أَرْبَعُون), welches im Arabischen die Zahl 40 bedeutet, als Büchertitel von vielen Sammlungen moslemischer Überlieferung gebraucht wird [35]); allein dieser Name verliert dadurch das Auffallende, daß er nur bei solchen Büchern angewandt wird, welche 40 Traditionen enthalten, und der Ausdruck demnach nur elliptisch ist. Nach einem Ausspruche Muhammed's ist dem Verfasser einer Sammlung von diesem beschränkten Umfange mit den ausgezeichnetsten Gesetzeslehrern im Paradiese ein gleiches Loos beschieden [36]); daher haben Viele ihren Fleiß über diese Zahl hinaus für unnöthig gehalten, aber auch im Titel des Buches sogleich ihren beschränkten Zweck angedeutet. Daß auch sie die verschiedenartigsten Gegenstände behan-

31) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 147. 32) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146.

33) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Nasseth.
34) *Golii* Lexic. Arab. unter أَثَر; vergl. auch *Camus* ed. Calcutt. T. I. p. 449, wo die ganz gleichbedeutende Pluralform othar oder otsar أُثُور durch نقل الحديث, d. i. Erzählung der Überlieferung, erklärt ist. 35) D'Herbel. orient. Bibl. unter d. W. Arbain. Vergl. *Richardson* dictionary Persian, Arabic and English, p. 70. 36) Hadschi Khalfa in der Enc. Übers., S. 640. Vergl. D'Herbel. a. a. O.

delt haben werden, welche anders hier in Betracht kommen konnten, ist von selbst zu erwarten. Einige haben solche Traditionen, welche sich auf einen Gegenstand beziehen, zusammen gestellt; Andere haben ohne solche Auswahl die 40 Denkwürdigkeiten aufbewahrt, wie sie ihnen der Zufall gerade zugeführt haben mag. Unter diesen Sammlern sind vorzüglich zu erwähnen Mobarek El-meruzi[37]), Mohammed ben Aslem El-tusi[38]), Ibn Sofian[39]), Mohammed ben Hosein El-Adschari[40]), Darcathani[41]), Saiefi El-isfahani[42]), Muhammed ben Hosein Assalemi[43]), Malini[44]), Ebu Othman Sabuni aus Nisabur[45]), Ansari[46]), Albihaki[47]), Navavi[48]), Sojuthi[49]) u. s. w. Viele derselben, z. B. Navavi und Sojuthi, haben wieder ihre Commentatoren gefunden[50]). Noch in den neuern Zeiten hat man solche Sammlungen veranstaltet; so bewahrt die ältere herzogliche Bibliothek zu Gotha eine im J. 1052 der Hedschra vollendete Handschrift, in welcher sich neben andern Sammlungen dieser Art auch eine im Jahr 1202 unsrer Ära zu Mekka entstandene befindet, der ein Commentar in türkischer Sprache, wahrscheinlich noch viel späteren Ursprungs, beigegeben ist[51]). Daß man übrigens auch solche Sammlungen veranstaltete, um gewisse Ansichten durch sie in Umlauf zu setzen, lehrt das Beispiel des Abulkasem ben Hamza Sehemi, welcher 40 vorgebliche Traditionen des Muhammed in ein Ganzes brachte, um die Ansprüche der Abbasiden auf das Khalifat zu begründen, und sie zu empfehlen[52]).

Die Lehrer der Tradition werden mit dem Ehrennamen Mohaddeth oder Muheddes (مُحَدِّث) belegt[53]). Der Sultan Nureddin Zenki, welcher ein großer Freund der sunnitischen Ansicht war[54]), hat zuerst ein eignes Concilium gestiftet, worin die Tradition gelehrt werden sollte[55]).

Die Traditionen müssen auswendig gelernt werden, und wer ihrer recht viele weiß, bekommt den ehrenden Beinamen Hafedh oder Hafis (حَافِظ), mit dem Artikel al Hafedh, d. i. Bewahrer, memoriae tenens. Daher finden wir dieses Wort als Name mehrerer moslemischer Gelehrten. Wer ein glückliches Gedächtniß besitzt, kann sich diesen Titel freilich leicht verdienen; im Allgemeinen aber sind Völker, welche sich wenig aufs Schreiben einlassen, leichter im Stande, Viel zu behalten. Da ein großer Theil der moslemischen Nationen das Schreiben nicht allzu fleißig treibt, besonders aber die Beduinen Arabiens gewöhnlich nicht darauf zu kommen: so gibt es sehr viele Individuen unter ihnen, die sich hierin auszeichnen und von denen sich dasselbe behaupten ließe, was jener Bewohner der arabischen Wüste antwortete, als man ihn wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß der Tradition bewunderte. Ich behalte deßhalb so viele Überlieferungen, sagte er, weil ich dem Sande der Wüste ähnlich bin, der alle herab fallenden Tropfen des Regens in sich zieht, und keinen einzigen verloren gehen läßt[56]). Als einen von der Natur mit einem vorzüglichen Gedächtnisse beschenkten Mann nennt man Abdallah Alhafedh. Er konnte, wie man sagt, ungemein viele Überlieferungen an den Fingern herzählen, und leitete diese Fähigkeit von dem fleißigen, mit großer Andacht geschehenen Trinken des Wassers aus dem Brunnen Zemzem zu Mecca (s. den Art. Mecca) her[57]). Ein anderer berühmter Erhalter der Traditionen oder Hafedh war Abul-Donja Abdallah ben Muhammed[58]). Wer nicht mit solchem Gedächtnisse von der Natur beschenkt ist, darf ihm durch Aufschreiben der Traditionen zu Hilfe kommen; man beruft sich dabei auf Aussprüche des Propheten. Er soll nämlich einem über Schwäche des Gedächtnisses klagenden Araber als Trost die Lehre gegeben haben: Hilf dir mit deiner Rechten! Bei einer andern Gelegenheit läßt man ihn sagen: Binde das Wissen durch die Schrift fest[59]). Eine ähnliche Auszeichnung wie Hafedh, nur noch höherer Art, ist der Name Ombat almohaddethin (عُمْدَةُ ٱلْمُحَدِّثِين), d. i. Stütze oder Säule der Überlieferer[60]).

Die interessante Frage, was als Quelle dieser Überlieferungen anzusehen sei? beantwortet D'Herbelot[61]) offenbar ganz unrichtig dahin, daß die moslemische Überlieferung großen Theils aus dem Talmud entnommen sei. Höchstens hätte diese Hypothese von denjenigen Überlieferungen sich mit einigem Scheine vortragen lassen, welche die alttestamentliche Geschichte und Geographie oder die hebräischen Alterthümer berühren; allein diese sind gerade die unwichtigeren und eine unbedeutende Anzahl gegen den ganzen gewaltigen Reich-

37) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Mobarek. 38) A. a. O. unter d. W. Aslem. 39) A. a. O. unter d. W. Arbain. 40) A. a. O. unter d. W. Agiari. 41) D'Herbel. unter dem Worte; vgl. *Abulf.* Annal. II. p. 588. 42) D'Herbel. a. a. O. Art. Salefi. 43) Ebend. Art. Nischaburi und Salemi. 44) Ebend. unter d. W. Malini. 45) Ebend. unt. d. W. Sabuni. 46) Ebend. Art. Arbain. 47) Ebend. unter d. W. Baiheki. 48) Ebend. unter d. W. Nauai. 49) Ebend. unter d. W. Sojuthi. 50) So besitzt die herzogl. Bibliothek zu Gotha über Navavi allein 3 handschriftliche Commentare (Cod. 74 — 76); s. *Mölleri* Catalog. librorum in bibl. Goth. Part. I. p. 14 — 15. 51) *J. H. Mölleri* Catal. libr. cet., p. 38 — 39. 52) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Sehemi. 53) S. D'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Nauai und *Golius* lex. Arab. unter حدث. Firuzabadi gebraucht dieses Wort gewöhnlich, wenn er den Namen eines solchen Mannes anführt, der sich durch Sammlung der Traditionen ausgezeichnet hatte, s. z. B. unter ربيع und أنس. 54) *Abulfed.* Annal. T. IV. p. 14; vergl. p. 643. not. 12. *Barhebr.* chron. Syriac. p. 372, 15. text. Syr. 55) D'Herbelot a. a. O. unt. d. Art. Hadith.

56) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Hadith. 57) D'Herbel. orient. Bibl. unt. den Art. Abdalla u. Hadith. 58) D'Herbel. a. a. O. unt. d. W. Abul Donja. 59) D'Herbelot a. a. O. unt. d. W. Hadith. 60) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Ketab Thena. 61) Orient. Bibl. unt. d. W. Hadith, 2. Bd. S. 609.

thum moslemischer Tradition, und es möchte selbst von ihnen schwerlich Jemand den Beweis zu führen im Stande seyn, daß sie den jüdischen Talmud zur unmittelbaren Quelle hätten. Sie haben gewiß mit den Lehren und der Geschichte des Korans einen und denselben Ursprung (vergl. die Art. Islam und Koran). Verschieden hiervon ist aber eine zweite, hier noch zu beantwortende Frage, nämlich diese: auf wessen Auctorität stützen sich denn die islamitischen Überlieferungssammler in letzter Instanz? Natürlich können nur Zeitgenossen des Propheten und unter diesen wieder solche, welche demselben nahe standen und daher Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten, seine Aussprüche zu hören und seine Handlungs- und Lebensweise mit eigenen Augen zu sehen, kurz, die Freunde und Vertrauten des Muhammed, seine ersten Anhänger, die so genannten Helfer (s. den Art. Ansarier und Muhammed) und Gefährten (s. den Art. Sahabah) desselben als Gewährsmänner gelten. Doch sind einige Personen vorzugsweise eines besondern Ansehens gewürdigt worden, nämlich vor Allen Ajeschah, nach dem Tode der Chadidscha, die liebste Gattinn Muhammeds, welche ihn lange überlebte und über viele Dinge von den Anhängern des Islams befragt wurde, ferner Ebu Hureire, Muhammeds beständiger Begleiter und Diener [62]), Abdallah Ibn Abbas, ein Verwandter desselben und wegen seiner Kenntniß der Tradition der Lehrer genannt [63]), Abdallah ben Omar ben El-aß, dessen Nachrichten jedoch Bochara nicht allzu große Sicherheit beilegt [64]), Dschaber ben Abdallah El-anßari [65]), und Ans ben Malek, einer der letzten Genossen Muhameds [66]). Mit diesem gelangen wir an das Ende des ersten Jahrhunderts der Hedschra, nach dessen Schluß der Eifer für die Überlieferung erkaltete [67]). Was nach dieser Zeit sich mit diesem Zweige des Wissens beschäftigte, mußte auf die Überlieferer des ersten Jahrhunderts zurück gehen, so daß die so genannten Nachfolger (s. die Art. Muhammed und Tabeun), welche ohnehin den ältern Lehrern im Ansehen nicht gleich kommen, nicht mehr als sichere Quellen für die Überlieferung angesehen werden können. Sonst aber war man in dieser Zeit mit dem Sammeln beschäftigt und arbeitete dadurch denen vor, welche sich nachmals darum die größesten Verdienste erwarben, einem Bochara, Moslim und Andern.

Eine zweite Frage, welche noch kürzlich erledigt werden muß, betrifft das Verhältniß, in welchem Hadith und Sunna zu einander gedacht werden müssen. Der Etymologie nach nämlich sind beide Worte nicht einerlei, indem die Grundbedeutung des erstern Wortes in dem Neuen, Frischen, in dem Erzählen einer Neuigkeit, eine Begebenheit liegt, der Stamm des zweiten aber, das Verbum sanna (سن) ein Bilden im physischen und tropischen Sinne, daher auch vorschreiben, Lebensregeln geben bezeichnet. Es ist demnach Hadith mehr die Angabe und Relation der Überlieferungen, Sunna dagegen die durch mündliche Tradition erhaltenen gesetzlichen Bestimmungen [68]). Da aber beide Begriffe einander sehr nahe liegen, so sind sie im Sprachgebrauch nicht selten mit einander verwechselt worden und werden oft ganz gleichbedeutend genommen [69]). Daraus erklärt sich auch der Name Sonan, die Pluralform von Sunna, als Bezeichnung vieler Sammlungen der Hadith (s. die Art. Sunna und Sonan).

Die mündliche Überlieferung nimmt in der Reihe der Quellen für die islamitische Gesetzgebung die zweite Stelle ein; die aus ihr abgeleiteten Gebote und Verbote gelten dem Moslem eben so gut, als die Aussprüche des Koran als das unmittelbare Resultat göttlicher Eingebung und Offenbarung [70]). Koran und Sunna enthalten Gottes und des Propheten Wort. Auf beide stützen sich erst die beiden andern Quellen der Theologie und Rechtskunde, nämlich die Entscheidungen der rechtgläubigen Imams (s. den Art. Idschmaa) und die Analogien, welche aus Koran, Sunna und jenen Entscheidungen abgeleitet sind (s. den Art. Kias). Diese große Wichtigkeit der Überlieferung nach moslemischer Ansicht kann man schon aus folgenden Aussprüchen Muhammeds abnehmen. Er sagte, wie Alhakim nach Ebuhureire erzählt, einst zu den Seinen: „Ich habe euch zwei Dinge hinterlassen, bei deren Besitz ihr unmöglich in Irrthum geführt werden könnt: die Schrift Gottes und meine Sunna. Beides wird bei Euch bleiben bis an den Tag des Gerichts." Und ein anderes Mal, wie Ed-dilemi angibt, sprach er: „Welch' eine vortreffliche Hilfe des Glaubens ist die Sunna!" [71]).

---

62) Wenigstens halten die meisten Moslemen seine Angaben für richtig, obschon mehrere wegen der ungeheuern Masse seiner Überlieferungen ihn in den Verdacht des absichtlichen Truges gebracht haben. Vergl. *Abulfed.* Annal. T. I. p. 374. 63) *Abulf.* Annal. I. p. 416. Vergl. D'Herbelot's orient. Bibl. unter Abbas und Rabbani. 64) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Malek. Vergl. über Ibn Omer überhaupt auch D'Herb. a. a. O. unter dem Worte Amru ben al As. 65) S. über ihn Ibn Koteiba's liber notitiarum Cod. Goth. (N. 316) p. 181. 66) S. Ibn Koteiba a. a. O. 67) Hadschi Khalfa in der Encykl. Übersicht, S. 624.

68) So sagt Firusabadi im *Camus* (ed. Calcutt.) T. I. p. 201: الحديث الجديد والخبر d. i. Hadith heißt das Neue und die Erzählung und vom Stammwort حدث erklärt er a. a. O. نقيض قدم es ist der Gegensatz von قدم alt seyn. Ganz anders spricht er sich über سنة aus (T. II. pag. 1766.); es bedeute, sagt er unter andern, so viel als الصورة . . والسيرة d. i. ratio vitaeque modus, und führt dann fort, was hier besonders her gehört, von Gott gebraucht bedeute es حكمه وامره ونهيه d. i. seine Urtheile, seine Befehle und seine Verbote. 69) So auch *Mouradgea d'Ohsson* tableau général de l'empire othoman. Paris 1788. 8. T. I. p. 5. Vgl. in teutsch. Übers. v. Beck. 1r Th. S. 17. 70) Fundgruben des Orients. 1r Thl. S. 144—45. 71) Encyklop. Übers.

Außerdem verdient die Überlieferung auch deßhalb unsre Aufmerksamkeit, weil die in ihr erhaltenen Reden Muhammeds ohne allen Vergleich höher stehen und von einem umfassenderen Geiste zeigen, als diejenigen, welche der Koran darbietet. Fast überall stößt man auf edlere religiöse und moralische Grundsätze, als im Koran, und sonder Zweifel enthält die moslemische Überlieferung die trefflichsten und geistreichsten Sittensprüche, welche der Orient überhaupt kennt.

Die Überlieferungen werden in verschiedene Klassen zerlegt. Man theilt sie zunächst nach ihrem Ursprunge in zwei Arten, welche man echt menschliche und himmlische nennen könnte. Denn die erstern sind von Muhammed, als solchem, ausgegangen und werden el hadissün nebewi (الحديث النبوى) d. i. Überlieferungen des Propheten genannt; die andern aber sollen durch Offenbarungen des Engels Gabriel an Muhammed veranlaßt seyn und heißen daher hadissil kudüss (حديث القدس), d. i. heilige Überlieferung[72]). Bei einer zweiten Eintheilung der Überlieferungen geht man von dem Grade ihrer Glaubwürdigkeit und ihres Ansehens aus und zerlegt sie darnach in folgende vier Klassen. Obenan stehn die allgemein und öffentlich anerkannten, sie heißen Hadiss mütewatire (حديث متواترة), d. i. wörtlich die ununterbrochene, also eine durch eine ununterbrochene Zeugenreihe hinlänglich begründete Überlieferung[73]). Die zu dieser Abtheilung gehörenden sind in den 3 ersten Jahrhunderten der moslemischen Ära bekannt, als richtig anerkannt und aufgezeichnet worden. Die zweite Klasse begreift die zwar öffentlich, aber nicht von Allen anerkannten, die Hadiss meschhure (حديث مشهورة), d. i. die bekannte, verbreitete Überlieferung[74]). Sie sind, wie die der ersten Klasse, im ersten Jahrhundert der Hedschra bekannt gewesen, unterscheiden sich aber dadurch von ihnen, daß sie erst in den beiden folgenden Jahrhunderten aufgezeichnet und angenommen wurden. Eine dritte Klasse bilden die geheimen, durch mündliche Tradition erhaltenen Erzählungen und Aussprüche. Ihr Name deutet auf ihre geringe Verbreitung hin; denn sie heißen Khaber wahhid (خبر واحد), d. i. vereinzelte Nachricht, Erzählung eines ungewissen Ursprungs[75]). Da sie schon von Muhammeds Zeitgenossen Wenigen bekannt geworden waren, so kamen sie in der folgenden Zeit zu keiner allgemeinen und öffentlichen Anerkennung, sondern traten immer mehr in den Hintergrund zurück. Endlich die letzte Klasse enthält diejenigen, welche sich nicht, wie die bisher erwähnten, durch giltige Gewährsmänner bis auf den Propheten zurück führen lassen; man nennt sie Hadiss mürsel (حديث مرسل) gering geachtete Überlieferung. Das hierher Gehörige wurde im ersten Jahrhundert nach Muhammed selten und in den beiden folgenden Jahrhunderten auch nicht besonders häufig aufgezeichnet und ist daher sehr wenig gekannt[76]). Will man endlich die Überlieferungen nach ihrem Inhalte rubriciren, so zerfallen sie erstlich in die Aussprüche, Rathschläge und bloß mündlich gegebenen Gesetze Muhammeds und werden mit kawl (قول), d. i. Ausspruch benannt. Dann aber zweitens faßt man die Überlieferungen über seine Handlungen, seine Werke und Gewohnheiten und bezeichnet dieses Alles mit dem Worte fil (فعل), d. i. Handlung. Nach Mouradgea d'Ohsson[77]) wird sünneth auch in dieser speciellen Bedeutung angewandt. Endlich drittens die Traditionen über Muhammeds Stillschweigen bei verschiedenen Handlungen der Menschen, wodurch sie von seiner Seite, ohne es gerade auszusprechen, nach dem Grundsatze: qui tacet, consentit, gebilligt sind und daher gesetzmäßig und mit seiner Lehre übereinstimmend angesehen werden. Man bezeichnet diese Art der Überlieferung mit dem Worte takrir (تقرير), was hier wohl so viel als Bestätigung oder Billigung (nämlich stillschweigende des Propheten) heißen soll[78]).

Die Pflichten, welche der Islam durch seine verschiedenen Quellen vorschreibt, sind nicht alle gleich wichtig, sondern sind sehr von einander verschieden nach dem Grade ihrer Verbindlichkeit, welche sie auflegen. Unumgänglich nothwendig sind nur die im Koran vorgeschriebenen Pflichten, minder streng verbindlich sind dagegen die durch die anderen Quellen der islamitischen Gesetzgebung, also auch die durch die Hadith auferlegten. Nennt man die erstern fars (فرض), d. i. (göttlicher) Befehl oder nothwendige Pflicht[79]), deren Unterlassung als eine Todsünde betrachtet wird, so heißen die andern wadschib (واجب), d. i. gebührende, die man billig beobachten sollte. Einen dritten Grad bilden die frommen Handlungen, welche bloß nach dem Beispiele des Propheten und der ersten Imams verrichtet werden; man nennt sie Sunneth (سنّة), d. i. nachzuahmende. Sie zerfallen wieder in mehrere

S. 635 u. S. 637. 72) *Golii* Lex. arabic. latinum. *Meninskii* lex. Turcico-Arabico-Persicum und *Richardson* dictionary Persian, Arabic and English unt. d. W. حديث. 73) Vgl. *Meninskii* lex. unt. d. W. متواتر. 74) Beck in seiner Übersetzung des classischen Tableau général de l'empire othoman von *Muradgea d'Ohsson* (1r Th. S. 18) nennt diese Klasse „mündliche Gesetze, die nicht so öffentlich anerkannt werden," allein seine Übertragung ist falsch und willkürlich; denn das Original hat les lois orales d'une notoriété publique und nur dieses liegt im Worte meschhure. 75) Vergl. *Meninskii* lex. unt. d. W. وحد, welches er durch solitaria et ab aliis separata (fora) und incognitae tribus aut originis (vir) erklärt.

76) *Mouradgea d'Ohsson* tableau général de l'empire othoman. Introduction. §. 1. 77) a. a. O. Introduction. §. 1. 78) *Meninskii* lexic. unt. d. W. تقرير. 79) *Meninskii* lexic. und *Richardson* Dictionary unter d. W. فرض.

Unterabtheilungen; ein Mehreres darüber s. im Artikel Sunneth[80].

Die orientalischen Christen haben den moslemischen Traditionen, wie es scheint, zu Folge einer wunderlichen Rivalisation mit den Muhammedanern, etwas Analoges entgegen gestellt. Besonders hat aber die Sitte, vierzig Überlieferungen zusammen zu stellen, ihren Beifall gefunden. Daher findet sich ein Buch unter dem Titel Arbeun Khabar (أربعون خبر), d. i. 40 Erzählungen, worin ein Anonymus die Lebensbeschreibungen von 40 Vätern, die zum Theil in einer ägyptischen Wüste hausten, mittheilt[81]). (*A. G. Hoffmann.*)

HADLEY (John), ein geschickter Optiker und Astronom des 18ten Jahrhunderts, Vicepräsident der königl. Societät zu London, in deren Denkschriften mehrere werthvolle, vorzüglich optische Instrumente betreffende Aufsätze von ihm enthalten sind. Am meisten ist sein Name bekannt geworden durch den nach ihm benannten Spiegeloctanten, welchen die Engländer Hadley's Quadrant nennen *). Die erste Beschreibung dieses trefflichen Instruments legte H. im Jahre 1731 der königl. Societät vor; es verflossen aber wenigstens 20 Jahre, ehe dasselbe in Gebrauch kam. Am frühesten scheint Hooke die Idee eines Reflexionswinkelmessers aufgefaßt zu haben (s. dessen posthumous works, p. 503), ohne jedoch seinen Zweck ganz zu erreichen, weil er nur eine einfache Reflexion anwandte. Späterhin nahm Newton die Sache wieder auf, und theilte seinem Freunde Halley einen Aufsatz mit, welcher die Beschreibung eines Instrumentes enthielt, das im Wesentlichen mit dem nachher von Hadley angegebenen übereinkommt. Halley machte aber Newtons Schrift nie bekannt, sie wurde erst nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden. Vielleicht hatte nun Hadley, der auch mit Newton befreundet war, von diesem gehört, daß sich durch eine doppelte Reflexion erreichen lasse, was Hooke beabsichtigte, und so mag er auf die Construction seines Octanten gekommen seyn, ohne von Newton's Schrift Etwas zu wissen. Halley hat ihn wenigstens nie eines Plagiats beschuldigt. Auch Godfrey in Pennsylvanien kam auf eine ähnliche Combination von Spiegeln und wird daher von einigen seiner Landsleute für den Erfinder des Spiegeloctanten gehalten. Leicht kann es seyn, daß jeder der genannten Männer unabhängig von den Übrigen die Erfindung gemacht hat. — Über Hadley's Lebensumstände lassen sich keine weitern Nachrichten auffinden; wir müssen uns daher begnügen, diesen Artikel mit der Angabe seiner vorzüglichsten, in den philos. Transactions enthaltenen Aufsätze zu beschließen: 1) An account of a catadioptrik telescope — with the description of a machine contriv'd for the applying it to use Year 1723 (Nr. 376). 2) Observations on the satellites of Jupiter and Saturn (Nr. 378). 3) The description of a new instrument for taking angles. Year 1731 (Nr. 420). 4) An account of observations made on board the Chathom Yacht ..... for the trial of an instrument for taking angles. Year 1732 (Nr. 425). 5) A spirit level to be fixed to a quadrant for taking a meridional attitude at sea, when the Horizont is not visible. Year 1733 (Nr. 430). 6) On the combination of transparent lers's with reflecting planes (Nr. 440). †) (*Gartz.*)

80) Vgl. Ibn Eßir in der Encyklop. Übersicht S. 622 und v. Hammer Statsverfassung und Statsverwaltung des osmanischen Reichs. 1r Th. S. 14—16. 81) d'Herbel. Orient. Bibl. unt. d. Art. Arbain Khabar.

*) Eine Beschreibung desselben wird in dem Art. Spiegel-Sextant gegeben werden.

HADMERSLEBEN, Stadt an der Bude im Kreise Wanzleben des preuß. Reg. Bez. Magdeburg. Sie besteht aus der ummauerten, mit 2 Thoren versehenen und in 2 Viertel getheilten Stadt, und aus dem gleichnamigen Dorfe, welches gleichsam die Vorstadt bildet, aber zum platten Lande gerechnet wird. In ihrer Mauer hat sie 3 gottesdienstliche und 10 andre öffentliche Gebäude, 143 Privatwohnhäuser, 196 Ställe, Scheuern und Schuppen und 801 Einw., worunter 722 Evangelische, 42 Katholiken und 37 Juden. Die Nahrung der Einwohner beruhet auf Ackerbau, Viehzucht, Garn- und Leinwandhandel. (*Krug u. Mützell.*)

HADIN-NEDSCHM (حادي النجم), bedeutet wörtlich Treiber des Gestirns und ist Bezeichnung eines Fixsternes erster Größe im Stier. Er bildet mit 4 andern kleinern Sternen, welche rechts von ihm liegen, fast die Gruppe eines liegenden lateinischen >, oder wie es die arabische Astronomie bezeichnet, des arabischen Buchstaben dal (د)[1]), am Kopfe jenes Sternbildes; diese Sterne heißen bei uns die Regensterne oder Hyaden (s. diesen Art.). Das Wort nedschm mit dem Artikel steht hier nicht in seiner ursprünglichen und allgemeinen Bedeutung, sondern wird in specie und vorzugsweise von dem Siebengestirn oder den Plejaden gebraucht[2]), in sofern behauptet wird, daß der Regen, der bei ihrem heliacischen Aufgange fällt, einen großen Überfluß bringe[3]). Dieser Stern heißt nun der Treiber des Siebengestirnes, in sofern er kurz nach demselben aufgeht, ihm also nachfolgt, wie ein Kameeltreiber seinen Thieren. Aus derselben Ursache erklären sich auch seine anderen Namen, als Tabit el nedschm (تابع النجم) und das Synonymum Tali el nedschm (تالي النجم) Nachfolger der

†) *Hutton's* math. and philos. dict. vol. II. p. 311. Bohnenberger's Anl. zur geogr. Ortsbestimmung. S. 57. Biogr. univ. S. XIX. Philos. Transact. a. a. O.

1) s. *Ed. Pococke* Specimen hist. Arabum. p. 130. 2) *Firusabadi* im *Camus*. T. II. p. 1698. ed. Calcutt. sagt النجم . . الثريا d. i. en-nedschm bedeutet . . . die Plejaden. So im Griechischen τὸ ἄστρον für den Sirius. 3) Vgl. Ideler's Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen S. 137 und dessen Fragmente zur Erläuterung der arabischen Sternnamen in den Fundgruben des Orients. 2r Th. S. 248 ff.

Plejaden oder schlechthin El-tabi (التابع) der Nachfolgende, und der gewöhnlichste Name desselben Aldebaran (s. den Art.) oder Eldebaran (الدبران). Denn schon Kazwini in seinem trefflichen encyklopädischen Werke[4]) sagt ausdrücklich, daß dieser Stern den Namen Debarân führe, weil er hinter den Plejaden stehe (لاستدباره الثريا). Dieser Name ist abgeleitet von dabar (دبر) hinten seyn, nachfolgen[5]). Unsere Astronomen nennen ihn das Stierauge, weil er wirklich das südliche Auge des Stiers bildet; eben so nennt ihn Kazwini[6]) und Nassir Eddin[7]) ain el thaur (عين الثور) d. i. Auge des Stiers. Außerdem findet sich auch der Name el-midschdah (المجدح) für diesen Stern[8]), nur ist die Bedeutung des Wortes nicht ganz klar[9]). Endlich finden wir auch noch die Benennung großes, fettes Kameel im Gegensatz der herum liegenden Sterne, welche Kalass (قلاص) d. i. junge Kameele heißen[10]). Nach einer andern Vorstellung wird Eldebaran als Treiber der jungen Kameele d. i. der herum liegenden Sterne, namentlich der Plejaden, betrachtet, weßhalb ein Dichter, davon sein Bild entnehmend, sich so ausdrückt:

Ibn Auf genüget in seinem unterthänigen Dienste,
Wie der Plejaden Kameelchen genüget ihr Treiber[11]).

Die beiden, am Ohre des Stieres nahe bei einander stehenden Sterne heißen El-kelbein (الكلبين) d. i. die beiden Hunde, und zwar die Hunde des Eldebaran[12]).

Eldebarân hat ein röthliches Licht, wie schon Kazwini bemerkt[13]), und bezeichnet die 4te Mondstation, wie das kurz vor ihm aufgehende Siebengestirn die dritte. Diese vierte führt daher von ihm den Namen Debarân[14]). Die Araber halten diesen Stern für ein böses Zeichen und haben daher das Sprichwort: böser als Hadi elnedschm. Diese Annahme geht wahrscheinlich von seiner rothen Farbe aus, weßhalb man auch vom Antares, dem vorzüglichsten Sterne im Skorpion, dieselbe Vorstellung hatte[15]). Wenn bei seinem heliacischen Aufgange Regen fällt, so behaupten die Araber, es bedeute ein unfruchtbares Jahr[16]). Die alten Araber, welche dem Sterndienst ergeben waren[17]), verehrten auch den Eldebaran[18]). (*A. G. Hoffmann.*)

HADLEIGH, ein Marktflecken am Bret in der engländischen Grafschaft Suffolk, ist gut gebauet und hat 1 Kirche, 12 Armenhäuser, 456 Häus. und 2592 Einw., die 1 Wochenmarkt halten und sich von der Garnspinnerei für die norwicher Weber nähren; die sonstige Manufaktur in Trauerflor und Flaggentuche ist verschwunden. Hier sollen einst die Könige von Ostengland residirt haben und Guthram, der Däne, geboren seyn, der Prediger Rowland Taylor starb hier am 9. Febr. 1555 für seinen Glauben. (*G. Hassel.*)

Hadock, s. Gadus.

HADORAM (הֲדוֹרָם), ein Volk des südlichen Arabiens vom joktanitischen Stamme, 1. Mos. 10, 27. 1. Chron. 1, 21., dessen weitere Bestimmung und Nachweisung Michaelis[1]) mit Unrecht aufgab. Fast ohne Zweifel sind die *Ἀδραμῖται* des Ptolemäos[2]) an der Südküste zwischen den Homeriten und Sachaliten (11 — 14' Gr. der Breite, 82° — 90° der Länge) zu verstehen, und einerlei mit den Atramitae des Plinius[3]) die er zu den an Weihrauch reichen Sabäern rechnet. Der samaritanische Codex 1. Mos. a. a. O. liest Adoram (אדורם). (*Gesenius.*)

HADORPH (Johann), ein berühmter schwedenscher Antiquar, ward den 6. Mai 1630 zu Hadorp, einem Dorfe nicht weit von der Stadt Linköping in Östergöthland geboren, und starb 1693. In seiner Jugend studirte er zu Upsala, und wurde im Jahre 1660 zum Secretär dieser Universität gewählt. Seine gründliche Kenntniß der schwedenschen Alterthümer machte ihn bald darauf dem Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie bekannt, der ihm 1666, nach des Antiquars Lorenz Burri Abgang, dessen Stelle verschaffte. Doch wurde ihm, mit seinem guten Willen, zuerst Nicolaus Verdius und nachher dessen Stiefsohn Reenhielm als Mitarbeiter beigesellt, bis dieser im Jahr 1679 wei-

4) Die ganze Stelle s. in den Fundgr. d. Orients. 2r Th. S. 249. 5) *Ed. Pococke* spec. hist. Arab. p. 129. Nassir eddin el Tusi bei Hyde in Commentar über Ulug Bek'h's Sternverzeichniß S. 40. Vgl. auch Fundgruben des Orients. 2r Th. S. 249. 6) Pococke a. a. O. S. 130. 7) Bei Hyde und in den Fundgruben a. a. O. 8) *Pococke* specimen histor. Arab. p. 129. und *Camus* ed. Calc. T. I. p. 279. Letztrer legt jedoch denselben Namen auch einem kleinen Sterne zwischen den Plejaden und dem Debaran bei. 9) Das Wort bedeutet nämlich nach Golius (col. 476) ein Instrument, womit man Arznei und andre Dinge durch einander rührt; damit stimmt auch Firusabadi im Camus (ed. Calc. T. I. p. 279) überein. Nun setzt zwar Golius hinzu: Ita autem dictum volunt (Eldebaran), quod postremo oritur et *quasi commoto coelo* (mit Anspielung auf die Grundbedeutung der Radix (جدح) commovendo miscuit) emergit; allein das Gezwungene in dieser Erklärung liegt vor Augen. 10) Fundgr. d. Or., 1r Th. S. 12. *Pococke* im spec. histor. Arab. p. 129 — 30 nach Kazwini. Derselbe gibt dabei das Wort الفنيق als Bezeichnung des Eldebaran an, wofür wohl أَخْيَفُ zu lesen ist. Denn dieses bedeutet nach Golius, womit auch Firusabadi (*Camus* ed. Calc. T. II. p. 1161) übereinstimmt, camelus ampliore ubere, wozu denn die jungen Kameele recht gut passen. Da mir de Sacy's Ausgabe des Specimen hist. Arab. zufällig nicht zur Hand ist, so weiß ich nicht, ob diese oder eine andre Verbesserung von jenem ausgezeichneten Arabisten bereits vorgeschlagen ist, denn فنيق ist kein arabisches Wort. 11) Fundgruben des Orients Th. 2. S. 237. 12) Ideler's Untersuchungen S. 137. vgl. Fundgruben 2 Th. S. 249.

13) Fundgr. a. a. O. S. 249. 14) Ideler in den Fundgr. 2 Th. S. 249. 15) Ideler nach Kazwini in den Fundgruben 2 Th. S. 249 u. 50. 16) Fundgruben a. a. O. 17) Fundgruben des Orients 1 Th. S. 3 — 4. Gesenius Commentar zum Jesaia 3 Th. S. 330 ff. 18) *Pococke* specimen hist. Arabum. p. 4. vgl. p. 130.

1) Spicileg. Geogr. Hebr. externae II, 162. 2) VI, 7. 3) VI, 28. S. 32. XII, 14. S. 30.

ter befördert wurde, da Hadorph endlich die Stelle allein bekam. 1669 ward er zum Secretär des königl. Archivs ernannt, und als König Karl XI. in den Jahren 1670 und 1673 mehrere Provinzen seines Reichs besuchte, hatte Hadorph die Ehre ihn zu begleiten, um ihm die merkwürdigsten Denkmähler des Alterthums zu zeigen. Diese Reise gereichte ihm selbst zum größten Nutzen, indem sie seine Kenntnisse bedeutend vermehrte. Unter andern fiel ihm während derselben ein altes schwedensches Gedicht eines Ungenannten, der zu des Königs Albrecht von Mekelnburg Zeiten gelebt, in die Hände, das Leben Alexanders des Großen enthaltend, welches er 1672 drucken ließ. Das folgende Jahr ging er nach Kopenhagen, wo er mit dem dänischen Antiquar Thomas Bartholinus Freundschaft stiftete. Nach seiner Rückkehr nach Stockholm ließ er zwei alte schwedensche Reimchroniken, unter dem Titel: Twå gambla Swenske Rümkröniker uthgångne of Joh. Hadorphio. Stockholm 1674. in 4to drucken, und zwei Jahre später (1676) suchte er die Wahrheit dieser Chroniken durch eine Menge Urkunden unter dem Titel: theu andra Delen til Rymkrönikorne hörande etc. in 4to zu bestätigen. Um die nämliche Zeit, nämlich 1675, gab er auch die Geschichte Olofs des Heiligen, Königs von Norwegen, unter dem Titel: St. Olovs Saga på Swenske Rym etc. in 8vo, und im folgenden Jahre then gambla Skåne-Laghen und Dahle-Laghen, oder alte Gesetze der Schonen und Dalen in Folio heraus. Da er 1676 die volle Besoldung als Reichsarchivar erhielt und sich also ganz dem Dienste des Königs widmen mußte, legte er seine Stelle als Secretär der Hochschule zu Upsala nieder. Es ward ihm zu gleicher Zeit von Karl XI. ein Gnadenbrief gereicht, worin der König allen Unterthanen befahl, ihm auf seinen Reisen zur Aufsuchung der Alterthümer behilflich zu seyn. Nach der Zeit machte er fast alle Jahre eine Reise in diese oder jene Landschaft des Reichs, untersuchte besonders der alten Könige Schlösser und Höfe und kam zuletzt auf den Gedanken, es könne aus den Überbleibseln derselben bewiesen werden, daß die Art zu befestigen, deren sich die alten Schweden und Gothen bedient, dem Festungsbaue der Römer, den Vegetius und Lipsius beschrieben, nicht nachstehe. Im J. 1680 ließ Hadoph 23 Runendenkmähler, mit einer schwedenschen Übersetzung, drucken, welche dem König so wohl gefielen, daß er, ähnliche Unternehmungen zu fördern, neue Runenstaben gießen ließ. Durch seinen Rath und seine Empfehlung bei des Königs Ministern munterte der Reichsarchivar auch andere Gelehrte zur Nachfolge seines Beispiels auf; so entstanden die Observationes de tribus coronis, die Schesser seinem Buche de antiquis verisque regni suecici insignibus anhängen ließ, ferner der Anti-Cluverius und die Dissertatio de Hyperboreis. Im J. 1687 gab er Biörköarätten (die Stadtgesetze nämlich Stockholms) gedruckt heraus, und ließ zugleich die vornehmsten Abschiede und Hofrechte von der Zeit des Königs Magnus Ladulås (Scheunenschloß) bis auf Gustav I. Wasa abdrucken. Zu gleicher Zeit ließ er Östgötha-Laghen und Westgötha-Laghen (die Gesetze der Landschaften Öster- und Westergöthland), nebst einem alten historischen Bericht, von den Einwohnern des Gothenreichs (Götharike) und ihren Kriegszügen in Druck erscheinen. Das folgende Jahr ließ er die Municipalgesetze der Stadt Wisby auf der Insel Gottland, mit einer neuen schwedenschen Übersetzung, und 1689 die Seerechte Wisby's, mit der Übersetzung Michaelis Agricola, Bischofs von Åbo, der zur Reformationszeit gelebt, auflegen. Durch alle diese Arbeiten, die geeignet waren, auf die ältere schwedensche Geschichte neues Licht zu verbreiten, hat sich Hadorph um sein Vaterland verdient gemacht. Hauptquelle seines Lebens und Wirkens ist: Dal in specimine biographico de antiquariis Sueciae. (*von Eckendal.*)

HADOT (Marie Adélaide Richard, verwitwete Barthélemy), gehört zu den fruchtbarsten, aber auch mittelmäßigsten Romanschreiberinnen Frankreichs und verdient bloß wegen der Masse ihrer Produktionen hier erwähnt zu werden. Sie war Erzieherinn in Paris und starb daselbst den 19. Februar 1821 in einem Alter von zwei und funfzig Jahren. Ihre gedruckten Schriften füllen über 100 Bände und bestehen, außer den Romanen, auch aus Theaterstücken, besonders Molodramen, welche auf den kleinen Bühnen der Hauptstadt gegeben worden sind. Dazu hinterließ sie noch Materialien zu vielen Bänden in Manuscript†). (*R.*)

HADRACH (חַדְרָךְ), eine Gegend von Syrien, welche nur Zach. 9, 1. in Verbindung mit Damaskus genannt wird:

Ausgesprochen ist Jehova's Wort gegen das Land Hadrach und Damaskus, seinen Ruhesitz.

Die Rabbinen nahmen das Wort, wie manche andere, die sie nicht verstanden, für einen Namen des Messias. Aber schon R. Jose, aus Damaskus, erklärte in einer gelehrten Disputation gegen R. Juda, Sohn des Elai (lebte unter Hadrian): „Wie magst du so die „Schrift verdrehen? Ich rufe Himmel und Erde zu „Zeugen an, siehe, ich bin in Damaskus geboren, (dort) „ist ein Ort, der Hadrach heißt*)." Dazu stimmt eine Nachricht des Joseph Abassi, eines Arabers aus der Gegend jenseit des Jordan, der 1768 in Göttingen war, und Joh. Dav. Michaelis auf Befragen sagte: so heiße eine jetzt kleine, ehemals größere Stadt in der Wüste östlich von Damaskus, die Hauptstadt eines gleichnamigen Landes, aus welchem viele vornehme Familien ihr Geschlecht ableiteten, und von welchem man sich viel Fabelhaftes erzählte**). Obgleich Niemand, der mit eingebornen Arabern zu thun gehabt hat, auf deren Aussagen ein großes Gewicht legen wird, so möchte ich doch diese nicht bezweifeln, wenigstens das Urtheil aufschieben, bis die Gegend zwischen dem Libanon und Euphrat genauer bekannt seyn wird, als es bis jetzt der Fall ist. (*Gesenius.*)

†) Ein Verzeichniß ihrer Schriften gibt Mehul im Annuaire nécrologique von 1821.

*) s. Jarchi zu Zachar. a. a. O. **) S. *Michaelis* Supplemm. ad Lexic. hebr. S. 576.

HADRAMAUT حضرموت (das ist Vorhof des Todes, nach der Erklärung eines arabischen Lexikographen, nicht sowohl wegen der Ungesundheit des Landes und der benachbarten Giftwinde, noch wegen der Todesgefahr derer, welche Weihrauch sammelten, als wegen der nordöstlich anstoßenden großen Wüste, worauf auch der Name der zu Hadramaut gehörigen Landschaft Mahrah Bab al Bawady, die Pforte der Wüste, zielt). Eine große südarabische Provinz, die nach Westen an Jemen, nach Südost an das Weltmeer, nach Nordost und Ost an die große Wüste und an Oman gränzt, und welche die alten griechischen Erdbeschreiber zum so genannten glücklichen Arabien rechneten; so wie sie noch jetzt unter Jemen im weiteren Sinne begriffen wird. In der Genesis heißt dieß Land Chatsar mavet חצר מות, wovon aber Hadramaut keine Verstümmelung ist[1]). Von einem Sohne Joditan's, des Stammvaters der Südaraber (1. Mos. 10. V. 26.); bei Eratosthenes und Strabo Chatramotitis, wo jede Stadt, wie noch jetzt, ihrem Häuptling gehorchte, und wo alle gebärende vornehme Weiber sich Hoffnung machen konnten, ihren Sprößling zur Herrschaft zu bringen, weil nicht der Sohn, sondern der nächste vom Adel aus den Kindern des Landes zum Nachfolger des Herrschers genommen wurde[2]). In diesem heißen und dürren Küstenlande, dessen Berge aber mit schönen Weiden besetzt und bewohnt sind, war immer der Hauptsitz der Myrrhen und Spezereien, auch des südarabischen Handels, von Jemen bis Maskat und Hindostan, wohin noch jetzt die gewerbtreibenden Hadramauter (die im Auslande nur Beischläferinnen nehmen und immer wieder kehren) reisen und ihre Shawls, Teppiche und Leinwand zu Markte bringen, so wie sie auch Jambna's oder große Messer verfertigen, welche die Araber in ihrem Gürtel tragen. Auch führen sie noch den südarabischen Binnenhandel mit ihren Kameelen. Sie sind fromme Sunniten von der Schaffäischen Lehre, und reden einen eigenen, von dem der Jemen's verschiedenen Dialekt. Leider haben wenig neuere Reisende dieses Land besuchen können, ungeachtet der von einem Hadramauter in Mecka gerühmten Wohlfeilheit und Sicherheit des Landes[3]). Bisher war das Land immer unruhig wegen der vielen Fehden der auf den Bergen wohnenden Häuptlinge, die ihre eigenen Soldaten halten; auch hatten die Wahabiter einige Küstenstädte, nicht aber das Innere des Landes besetzt. Einige Nachrichten über die Produkte und die Städte dieses Landes kann man bei Seetzen (Zach. a. a. O.) und Niebuhr[4]) finden. Die Städte sollen alle von den Hamjariten d. h. von der ältesten Zeit herrühren, welches durch die Übereinstimmung der alten mosaischen Geschlechtsnamen der Chuschiten mit einigen Ortsnamen dieser Gegend bestätigt wird[5]). Abulfeda, der den Ort Hadramaut zu Jemen im engern Sinne rechnet[6]), nennt hier nur zwei Städte Tariam (jetzt Terim) und Schebam, die Hauptstadt, wo auch noch jetzt einer der mächtigsten Schechs wohnt (bei D'anville unter 67° der Länge und 16° der Breite), vermuthlich der Ursitz Seba's des Sohnes Kaema's (1. Mos. 10, 25.). Der dabei gelegene Berg zeichnet sich, nach dem Zeugniß arabischer und persischer Geographen, durch Steinbrüche von Karneol, Onyx und Achat aus[7]). Zu Hadramaut im weiteren Sinne des Wortes gehören die kleineren Landschaften Mahrah, nordöstlich an Oman und die große Wüste stoßend, und Schehr شحر (nicht Schebscher oder Sebschâr, wie in Zachs monatl. Corresp. B. 20. S. 320 aus einer unbekannten arab. Geographie und auf einigen Karten steht) eine Landschaft, welche zwischen Mahrah und Hadramaut (im engeren Sinn) an der Küste liegt, vermuthlich auch noch südlich unter Hadramaut weg den Küstenstrich bis zur Gränze Jemens begreift: ursprünglich von den Stammen Mahrah's, die einen eigenen Dialekt reden, bewohnt. Mahrah, die alte Pforte der Wüste, ist zwar dermalen ganz unbekannt[8]). Man weiß aber aus Abulfeda und anderen orientalischen Erdbeschreibern, daß es hier viel Kameele oder Dromedare und Myrrhen, aber wenig Palmen gibt. Auf der Gränze von Schehr aber noch zu Mahrah gehörig liegt die Stadt Merbath مرباط nicht Marbat, eine bequeme Hafenstadt (unter 71° der L. und 17° der Br.), wo man schon vor Alters, wie noch jetzt, den Weihrauch aufkaufte, und wo nach einem unbekannten arabischen Geographen[9]) die Männer ihre Schwestern heirathen, und Weiber und Verwandtinnen den Fremden Preis geben. Hier lag in der Nachbarschaft das Grabmahl des alten Patriarchen Hud, (so Abulfeda und Edrisi) das ist Eber's, des Vaters Joditan's oder Kachtan's (1. Mos. 10. V. 25.), dessen auch im 46sten Kap. des Korans gedacht wird, und den einer Sage nach die unter Abu Beckr zuerst hieher bringenden Mohammedaner noch in seinem Grabe mit einem Schwerte an der Seite fanden. Auch Niebuhr (der dieses Grab unweit Keschin setzt) hörte, daß die eifrigen Hadramauter sich hier noch versammeln, um das Andenken ihrer alten Propheten (darunter Noah's und Abraham's) zu feiern, und bemerkt dabei, daß es in dieser Gegend noch einen Ort Kachtan gibt. Von der Landschaft Schehr, die nach einer von Seetzen mitgetheilten Nachricht (Zach's monatliche Corresp. a. a. O.) 900 arabische Meilen lang und 25 breit (?) und fast durchgängig sandig ist (die Einwohner leben nur von Fischen und Datteln), konnte Niebuhr nichts erfahren; daher er auch die kleine Hafenstadt Schähr wiewohl unrichtig zu Jafa, einem Gränz-

1) Vgl. Ritter's Erdkunde. Th. II. S. 198. 2) *Strabon.* lib. XVI. 3) S. Zach's monatl. Corresp. B. 28. S. 243, vorher 242 u. 241. 4) Beschr. von Arabien. S. 283 u. f. w. 5) Niebuhr's Arab. S. 293.

6) p. 42 meiner *Abulf.* Arab. descr. 7) S. *Abulf.* Arab. desc. a. a. O. S. 37. 8) Vgl. die vollständ. Erdbeschr. von Gaspari und Hassel Abth. IV. B. II. S. 470. 9) Zach's monatl. Corresp. B. 20. S. 309.

distrikt Jemens rechnet, man muß aber dem ausdrücklichen Zeugniß Abulfeda's zu Folge, die durch ihren Weihrauch (Oliban) berühmte, in der Nachbarschaft von Merbath (unter 71° der L. und 17° der Br.) gelegene Weltseestadt Chafar (Dafar, gleichnamig der untergegangenen alten Hamjaritenstadt in der Gegend von Jerim) zur Landschaft Schehr rechnen, von welcher Stadt Niebuhr glaubt, daß sie Sephara des Moses sei[10]). Sie hatte keinen bequemen Ankerplatz, daher die zu ihr fahrenden fremden Schiffe in Merbath blieben. Abulfeda's Nachricht, daß hier der Kokosbaum (bei den Arabern Nardschil) und die Betelpflanze (Tenbul), so wie andere indische Pflanzen einheimisch wären, wird durch den Ebn Batutah[11]) bestätigt, der auch Bananen bei Saphar fand (so nennt er diesen Ort), und unter andern bemerkt, daß man hier aus den Fibern der Kokospalmen Stricke zum Nähen der Schiffe bereitet, welche Vorzüge vor den Schiffen hätten, die mit eisernen Nägeln gezimmert wären. (Arrian, der schon den Kokosbaum auf einer der hier an der Küste liegenden unbekannten Inseln angibt, erwähnt auch des Gebrauchs der Blätter dieses Baumes für die Schambedeckung). Nach Ebn Batutah ist der größte Theil der hiesigen Einwohner mit der Elephantiasis behaftet, auch herrsche hier wegen der Menge von Fischen ein übler Geruch.

(*Rommel.*)

HADRANUM (Ἄδρανον), eine Stadt in Sicilia, welche ihren Namen von dem Nationalgotte Hadranus hatte, dessen alter Tempel hier, auf einem Hügel am westlichen Abhange des Ätna auf dem östlichen Ufer des Symäthus stand. Dionysius der Ältere gründete bei demselben die Stadt, deren Name sich bis heute in Aderno erhalten hat. Auch das Flüßchen, welches sich bei dieser Stadt, von Norden herab fließend, in den Symäthus ergießt, hieß Hadranum und heißt jetzt Adriano, jedoch gewöhnlicher Gabella*). (*W. Müller.*)

HADRES, großes Dorf des Landes unter der Ens, im Viertel unter dem Manhartsberge, am Pulkabach, zur Herrschaft Kadolz gehörig, mit Marktgerechtigkeit, 222 Häusern, einer eigenen kathol. Pfarre (im Decanat an der Pulka), deren Patronat landesfürstlich ist. Gehört in den Werbbezirk des Infanterieregiments Erzherzog Karl Nr. 3. Das Landgericht übt die Herrschaft Kadolz aus, welche auch die Ortsobrigkeit besitzt. Die Grundherrschaften sind: Kadolz, Mailberg und die Pfarre Hadres. (*Rumy.*)

HADRIA (ἡ Ἀδρία), eine Stadt in Picenum, welche, obgleich sie gegen 5 Milliarien von der See entfernt lag, dennoch als Seestadt aufgeführt wird, und von welcher bekanntlich einige Schriftsteller den Namen des Hadriaticum Mare ableiten. S. Hadr. Mare. Nach Plinius sollen die Liburner ihre ersten Bewohner gewesen seyn. Die Römer führten sehr frühzeitig eine Kolonie hierher, und die Stadt erhielt sich, durch ihre Lage an der Küstenstraße, in Wohlstand, begünstigt auch durch den Kaiser Hadrianus, welcher sein Geschlecht aus Hadria herleitete. Im Mittelalter verfiel sie, aber ihr Name hat sich in dem kleinen Atri aufbewahrt. Hadria lag zwischen zwei Flüssen, welche sich hier in das adriatische Meer mündeten, dem Vomanus im Norden und dem Matrinus im Süden. An dem letztern befand sich wahrscheinlich der Hafen der Stadt, denn der Vomanus ist zu klein, um Seeschiffe zu tragen†). (*W. Müller.*)

Hadriametum, s. Adriametum.

HADRIAN oder ADRIAN, eigentlich ADRIANI (Giambattista), aus einer adeligen Familie, zu Florenz im Jahre 1513, nicht 1511 geb., war ein Sohn des Marcellus (nicht Marcus) Virgilius, Professors der Beredsamkeit und Secretärs der Akademie; als die kaiserlichen und päpstlichen Truppen 1530 Florenz zugleich angriffen, mußte er mit vielen seiner Landsleute Kriegsdienste nehmen. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er sich durch seine Geschicklichkeit und Tapferkeit aus. Nach wieder hergestellter Ruhe setzte er seine Studien in Florenz und Padua fort, wurde auf der letzten Universität außerordentlicher Professor der Philosophie, 1549 aber ordentlicher Professor der Beredsamkeit zu Florenz, wo er auch 1579 sein irdisches Leben beschloß*). Außer mehrern schönen gedruckten lateinischen Reden, Elegien, Oden und Epigrammen, hat man von ihm: Istoria de' suoi Tempi divise in libri ventidue, di nuovo mandata in luce. Con li Sommarii e tavola delle cose più notabili. In Firenze, nella Stamperia dei Giunti 1583. Fol. mit seinem Bildniß in Holz geschnitten, et in Venezia 1587, 3 partes in 4. libri XXII., welche sein Sohn Marcellus nach seinem Tode herausgab. Es ist eine mit vieler Beurtheilungskraft, Wahrheit und Genauigkeit geschriebene Fortsetzung des Guicciardini, oder wie er selbst pag. 3. Edit. in Fol. sagt, des Vacchi, nicht aber, wie es in der Bibl. Hamburg. hist. Centur. V. S. 292 heißt, des Nardi. Sie fängt mit dem Jahre 1536 an und gehet bis zu Ende des Jahres 1573 also bis zum Tode Cosmus I. Herzogs zu Florenz. (*Rotermund.*)

Hadrianopolis, s. Adrianopolis.

Hadrianus, s. Adrianus nebst allen Zusammensetzungen mit Hadrian.

Hadrias, s. Hadriaticum mare.

HADRIATICUM MARE[1]), ὁ Ἀδρίας (κόλπος) und außerdem bei den Griechen und Römern noch unter verschiedenen Benennungen vorkommend, wie ὁ Ἀδριατικὸς μυχός, ὁ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλπος oder θάλαττα, Ἀδριανὴ θάλαττα, Adria, Hadria, Adrianum, Hadrianum, Adriaticum, Hadriacum mare (sinus, aequor) etc. Die Gränzbestimmung des Meeres, welches unter diesem Namen in den alten Schrift-

10) S. 290 a. a. O. Vergl. m. *Abulf.* Arab. desc. p. 30.
11) Bei Seetzen, Zach's monatl. Corresp. 1819. B. 20. S. 308.
*) S. *Diod.* XIV, 37. *Ael.* nat. anim. XI, 20. *Steph. Byz.*

†) S. *Plin.* III, 14. *Sil. Ital.* VIII, 438. *Strabon.* V. p. 369. *Ael. Spart.* Vit. Hadr. c. V.
*) S. *Ant. Landi* Hist. de la litérature d'Italie, Tom. IV. S. 262. *Mich. Pocciantius* de script. Florent.
1) Vgl. adriat. Meer im ersten Bande, S. 437.

stellern erscheint, ist sehr schwankend. Nach der weitesten Ausdehnung ist es gleichbedeutend mit der bei den Römern üblichen Benennung des Meeres, welches die ganze Ostseite Italiens bis nach Sicilien umfaßt, Mare Superum. Die engere Bedeutung beschränkt es aber auf den nördlichen Theil dieses Meeres, ungefähr in dem Umfange des adriatischen Meeres in der neuen Benennung. Die Meerenge von Hydruntum trennt alsdann das Mare Hadriaticum von dem Mare Jonium. Nun ist aber noch zu bemerken, daß auch das Mare Superum zuweilen das Mare Jonium ausschließt und somit synonym mit Hadriaticum Mare, auch in der engen Bedeutung, ist. Wenn Skylax und Thukydides das Mare Hadriaticum als gleichbedeutend mit dem *Ἰώνιος κόλπος* anführen, so muß diese alte Benennung des ionischen Busens nicht mit dem ionischen Meere verwechselt werden. Ionischer Busen heißt bei den Griechen, ehe die Benennung *Ἀδρίας* herrschend wird, eben dieses Meer, wahrscheinlich, weil die ionischen Griechen aus Kleinasien es zuerst besuchten und ihre Landsleute mit demselben bekannt gemacht hatten. Ionisches Meer hingegen heißt beim Herodotos und Thukydides das ganze Mare superum bis an die Küsten des Peloponneses. Als nun aber die Benennung *Ἀδρίας* oder Hadriaticum Mare die gewöhnliche wurde für das Meer von dem Passe bei Hydruntum bis zum tergestinischen Meerbusen, so schränkte sich der Umfang des ionischen Meeres auf den südlichen Theil des Mare superum, von Hydruntum bis an die Küsten des Peloponneses und Siciliens ein: und so ist die römische Benennung Ionium mare zu verstehen. Nahm man aber Mare Hadriaticum in der weitesten Bedeutung, so war der ionische Busen nur ein Theil desselben [2]).

Was den Ursprung des Namens betrifft, so ist die wahrscheinlichste Herleitung die von dem Worte *ὁ Ἀδρίας*, mit welchem Herodotos den Küstenstrich an den Mündungen des Padus bezeichnet [3]). Auf der Westseite dieser Landschaft Adrias lag das Städtchen Atria, jetzt Adria, zwischen den Mündungen des Po und der Etsch, und dabei die Paludes Atrianorum und viele alte künstliche Kanäle. Die eine Etschmündung, nahe bei Atria, welche Ptolemäos Atrianos benennt, heißt bei Stephanos Hadrias, und so zeigen alle diese Namen auf eine weit ausgedehnte Bedeutung von Adrias an dieser Küste hin. Dazu kommt, daß, nach Livius und Plinius, eine tuscische Völkerschaft, also gebildete und gewiß Schifffahrt und Handel treibende Menschen, die ältesten Bewohner dieses Küstenstriches waren, welche vielleicht Adrianer hießen [4]). So brauchen wir also das Meer nicht von der Stadt Atria zu benennen, welche darauf wohl nicht viel mehr Ansprüche haben kann, als das südlichere Hadria in Picenum, sondern von der Landschaft Adrias. Jenes Hadria kann, vermöge seiner Lage, fünf Milliarien von der Seeküste [5]), und ohne Berührung mit einem großen schiffbaren Flusse, nie eine meerbeherrschende Stadt gewesen seyn. Und wie sollte es also ein Meer benannt haben? — Mit der hier angenommenen Herleitung des Namens des Mare Hadriaticum stimmen auch einige oben angeführte Benennungsarten desselben, besonders bei Polybios, welcher *ὁ Ἀδρίας* als Hauptwort stets ohne Verbindung mit *κόλπος* gebraucht. Sein Epitheton ist *Ἀδριατικός*, und zuweilen sagt er: *ὁ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλπος* und *ἡ κατὰ τὸν Ἀδρίαν θάλαττα*, einmal sogar: *οἱ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλποι* [6]). (*W. Müller.*)

2) Leitende Stellen in dieser Verwirrung sind: *Herod.* VI, 137. VII, 20. *Thucyd.* I, 24. *Scyl.* p. 5 u. 11. *Strabo* II, p. 185. *Eustath.* ad *Dion. Perieg.* v. 92. Über die verschiedene Bedeutung von Mare Sup. s. *Liv.* V, 33. *Plin.* III, 5. 20. *Pomp. Mel.* II, 4. 3) *Herod.* I, 163. V, 9. Vgl. Mannert's Geogr. von Italia. I. S. 9 ff. 4) *Liv.* V, 33. *Plin.* III, 16.

5) *Plin.* hat irrig sieben angegeben. Vgl. Hadria. 6) S. Mannert a. a. O.

HADSCHAR (Hadsiar) هَجَر, so heißt die ganze ostarabische, nach Osten an den persischen Meerbusen, nach Norden an das Gebiet von Basra, nach Westen an Nadsched und Jamamah, nach Süden an Oman gränzende Provinz, von der die Küstengegend und Inselgruppe von Bahhrain nur ein Theil ist (S. diesen Artikel oben Th. VII. S. 131 bei Bahrein Bahhrain). Man nennt auch diese Provinz El-Hassa oder Lachsa richtiger Al-Ahhsa الأحسا (nicht Hesse) von der Stadt gleiches Namens, deren sandiger, vom Wasser durchdrungener Boden mit diesem Worte bezeichnet wird [1]). Diese im Alterthum durch das Handelsvolk der Gerrhäer, in neuester Zeit durch die von den Briten besiegten und zurückgedrängten arabischen Korsaren, zu allen Zeiten durch die Perlenfischerei berühmte Gegend hat so viel Datteln, daß man bei den Arabern sprichwörtlich sagt: Datteln nach Hadschar bringen. Die darin wohnenden Beduinen, welche im Bund mit den Wahabiten stehen, und von denen die Beni Chaled und Mussilim auf dem festen Land, Dschiwassem auf den Inseln die mächtigsten sind (die Montesidi wohnen nördlicher nach dem Euphrat zu) sind Sunniten oder Rechtgläubige, die Städtebewohner, so wie die Einwohner von Bahhrain Schiiten (Abtrünnige, oder Aliten, wie die Perser ihre Nachbaren). Das ganze Land, ehemals eine türkische Provinz, jetzt unter zertheilter Herrschaft der eingebornen Stämme, ist in Gefahr von den Briten besetzt zu werden, deren Siege über die Dschiwassem und andern Inselbewohner, so wie ihre Handelsstationen an der Küste eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit ist [2]). Unter den Städten sind zu bemerken Katif القطيف an einem Busen des Meeres, wo nach Abulfeda die bis an die Stadtmauern dringende Seeflut die Anlandung der Schiffe so sehr begünstigte [3]), schwerlich, wie Mannert glaubt, das (weiter südlich zu suchende) Gerrha der Alten, wenn auch Abulfeda die Lage von

1) Vergl. meine *Abulf.* Arab. descr. p. 91. und Niebuhr's Arab. S. 339. 2) S. Ritter's Erdkunde Th. II. S. 156. 157. 166. 167. 3) S. Abulf. nach meinem Commentar S. 90.

Katif zu weit nördlich (nämlich 6 Tagereisen von Basra) setzen sollte[4]). Östlich von Katif eine halbe Tagereise davon lag nach Abulfeda eine Stadt Tarut (an Weintrauben reich) der Wasserflut so ausgesetzt, daß sie bis zur Zeit der Ebbe eine Insel wurde, wie noch zur Zeit Niebuhrs[5]), dann aber wieder gangbar bis nach Katif[6]). Zwei Tagereisen südwestlich von Katif lag Ahhsa (wovon die Provinz auch ihren Namen erhalten hat), der Hauptsitz der kurz nach Muhammed aufgetretenen Karamatah[7]). Diese Stadt hieß auch Hadschar, wie die Provinz[8]), ist aber verschieden von dem kleinen auf Niebuhrs Karte des persischen Meerbusens (S. 310 der Beschr. Arab.) weiter südlich angegebenen Hafen Adsiar, den Einige für Gerrha halten[9]). Der alte Hafen Catara findet sich in dem neben Adsiar liegenden Hafen Gattar, der Bahhraininsel gegenüber wieder. Hier herrschte zur Zeit Niebuhrs der Stamm der Mussillim, der auch weiter südöstlich an dieser Küste die Hafen von Huále, Jusofie und Faráha besaß, und daselbst an das kleine Gebiet der Beni As stieß. Ob die im Westen der Insel Charedsi خارج (nicht Scharadsche) gelegene gerühmte Hafenstadt Ras al Khyma (nach Andern Ras-El-Khraim), das Algier des Schechs der furchtbaren Dschiwassem, deren Arsenale 1809 von den Briten zerstört wurden, noch zur Provinz Hadschar gehört[10]) ist zweifelhaft. Nach Niebuhr gehört aber in dieser nördlichen Gegend noch die einige Tagereisen unter Basra gelegene Hafenstadt Rounit mit 10,000 Einwohnern und 800 Schiffen dazu, in deren persischem Namen Grán (Krain قرين) er eine Ähnlichkeit mit Gerrha findet, obgleich die Lage dieses Orts weiter südlich gesucht werden muß. Merkwürdig ist aber das Stillschweigen der neueren Reiseberichte über die Stadt Kathemah كاظمة, welche nach Abulfeda zwischen Basra und Katif in gerader Linie, zwei Tagereisen von jener, von dieser vier Tagereisen entfernt lag (eine so genaue Bestimmung, daß man dadurch seine Angabe von der Lage Katifs bestätigt findet), ein berühmter Standort der Araber wegen der grasreichen Plätze und der in der Nähe der Meeresflut gelegenen Brunnen. Er rechnet sie bald zu Bahhrain, bald zur Wüste von Basra[11]). Diese ganze Gegend, zu der weder Niebuhr noch Seetzen kamen, verdiente die genauere Untersuchung eines Engländers, unter dem Schutz der dasigen Handelsstationen seiner Nation[12]).
(Rommel.)

4) S. Mannert's Bemerkungen hierüber im V. Th. seiner Geogr. S. 148. 149. 5) S. 341. a. a. O. 6) S. Abulf. a. a. O. p. 92. eine Notiz, die Ritter a. a. O. S. 160 irrig auf Kathema bezieht. 7) S. Sale zum Koran discours préliminaire. p. 184. 8) *Abulf.* a. a. O. p. 92. Vergl. auch meine Bemerk. in den geogr. Ephem. B. 14. S. 27. 9) Ritter's Erdk. Th. II. S. 160. 10) S. vollständige Erdbeschr. von Gaspari und Hassel Abth. IV. B. II. S. 478. 11) S. Abulf. a. a. O. S. 96. 12) Vergl. history of Seyd Said, Sultan of Maskat, together with an account of the Persian Golf particularly of the Wahabees By *Shaik Mansur*, a native of Rome. Translated from the origin. Italian. Lond. 1819.

HADSCHAR oder HADJAR-ALASSOVAD*), d. h. der schwarze Stein. So benennen die Muhammedaner einen wunderbaren Stein von schwarzer Farbe, welcher an einem Pfeiler der Halle des Tempels zu Mekka befestigt ist, in dem südöstlichen Winkel der Kaaba. Er hat mancherlei Schicksale und Veränderungen erlitten. Nach Khandemirs Bericht, im Leben des Muhamed, wurde er seit den ältesten Zeiten im Tempel zu Mekka verehrt. Damals waren die Dschorhamiden die Wächter des Tempels, und als die Banu Modar (Söhne Modar) die Stadt Mekka erobert hatten, flüchtete Amru Ben Hareth, das Oberhaupt der Dschorhamiden, mit dem Steine und verbarg ihn in dem Brunnen Zempem. Hier lag er lange Zeit, bis Abdalmothleb, Muhamed's Großvater, durch eine Offenbarung unterrichtet, ihn herauszog und wieder im Tempel aufstellen ließ. Als unter dem Kalifat des Moktader die Karmathen oder Karmothianer Mekka plünderten, nahmen sie den Stein weg und erst nach mehr als zwanzig Jahren wurde er zurück gebracht. Ein kleines Stück davon ließen die Kalifen in einen Thorpfosten ihres Palastes zu Bagdad einmauern, wodurch alle Hinein- und Herausgehende sich verbunden hielten, ihn zu küssen.

Die Muhammedaner küssen den Hadjar Al Assovad bei ihren Wallfahrten mehrere hundert Male und schreiben ihm viele wunderbare Kräfte zu. Er soll ein mageres Kameel, das ihn trägt, fett machen, zuweilen so leicht seyn, daß er auf dem Wasser schwimmt, und zuweilen so schwer, daß mehrere Ochsen und Pferde nicht im Stande sind, ihn von der Stelle zu bewegen. Seine schwarze Farbe soll von den Sünden der Menschen herrühren. Denn früher war er weiß und fiel mit dem Adam aus dem Paradiese auf die Erde**).
(R.)

Hadschi, s. am Ende dieses Bandes.

Hadschi, Emir al, s. am Ende dieses Bandes.

HADSCHI HAMSA, ein osmanischer Kasaban im Sandschak Tschurum des Paschalik Siwas, groß und mit Bädern, Hafen- und Kaufmannsbuden angefüllt.
(G. Hassel.)

Hadschibei oder Gadschibei, s. Odessa.

HADSCHREK, einer der 15 Sandschaks, worein der Paschalik Tschaldir oder das osmanische Georgien abgetheilt ist. Er hat von einem Kasaban und Schlosse den Namen.
(Hassel.)

Hadusfalva, s. Hädersdorf.

HADY MUZA, der vierte Khalif der Abassiden, der Sohn Al Modil und der ältere Bruder des großen Harun, folgte dem Vater 785, und wurde von den Arabern als Khalif anerkannt. Aber er glich seinem großen Vorfahrer nicht, und wurde von einem kleinlichen Geiste beherrscht, der ihn eifersüchtig auf die hervorstechenden Talente seines Bruders und seiner Verwandten machte. Im Begriff, sich diese von der Seite

*) Bei *Herbelot* Bibl. Orient. Hagiar Alassovad. Andre schreiben Hadschr ul eswed. **) *Herbelot* l. c. Majer's Mythol. Lexikon.

zu schaffen, ließ ihm seine Mutter Khaizeran Gift beibringen, und er starb nach einer 15monatlichen Regierung 786, ohne Etwas für die anwachsende Größe des Reichs gethan zu haben. Doch hatte er das Glück, daß der Alide Hussein ben Ali, welcher sich in Arabistan gegen die Abassiden erhoben hat, durch sein Haar unterdrückt und getödtet wurde. Ihm folgte auf dem ruhigen Throne Harun al Raschid. Nach Ockley und Marigny. *(H.)*

HAFAIVA, HAFAIVE, eins der kleinen Eilande, welches zu der Gruppe Kotu des Tongaarchipels gerechnet wird. Es liegt neben der Hauptinsel Kotu, ist von einem Korallenriffe eingeschlossen, aber mit starker Vegetation bekleidet, gut angebauet und bewohnt. *(G. Hassel.)*

HAFAR, ein Kasaban im Lande des arabischen Stamms Beni Kiab der iranschen Provinz Khusistan: er liegt an einem Arme des Karun. *(G. Hassel.)*

HAFEDHAH, HAFEDAH, eine Gottheit der alten Araber, und namentlich der Aditen, eines Stammes, welcher das Land Hadramaut in Jemen bewohnte. Es werden überhaupt vier Götzen der alten Araber namhaft gemacht: Hafedah, welcher die Reisenden schützt und segnet; Sakiah, der Regengeber; Razekah, welcher über die Bedürfnisse des Lebens schaltet; und Salemah, der die Kranken heilt und die Gesunden erhält. Der Patriarch Heber, der Hud des Korans, soll diese Götzen gestürzt haben. Im Koran heißt es: „An den Stamm Ad haben wir den Hud geschickt, der ihm sagen mußte: O meine Brüder, dient nur Gott allein; es ist sonst kein Gott außer ihm. Was ihr euch eingebildet habt, sind falsche Götzen. Bekehret euch zu eurem Schöpfer, so wird er eure von dreijähriger Dürre ausgesogenen Felder durch einen Regen befeuchten." Aber die Aditen gehorchten und glaubten dem Propheten nicht, der sich mit wenigen Gläubigen in die Gegend zurückzog, wo hernach Mekka erbauet wurde. Unter Anrufung des Hafedah wanderten sie nach der Provinz Hegiaz, und dort stellte sich, während Einige sich zu der neuen Lehre hin gezogen fühlten, ein eifriger Anhänger des Hafedah an die Spitze der Betenden und rief: Herr, gib den Aditen einen Regen, wie dir gefällig ist! Da zeigten sich drei Wolken am Himmel, eine weiße, eine rothe und eine schwarze, und zugleich hörte man eine Stimme, welche rief: Wähle! Der Adit glaubte, die schwarze Wolke sei die wässerigste und wählte dieselbe. So kehrten die abgöttischen Pilger wohlgemuth in ihre Heimath zurück. Die schwarze Wolke kam, aber aus ihr hervor stürmte ein kalter und heftiger Wind, welcher in sieben Tagen und Nächten das ganze Volk sammt seinen Götzen spurlos vertilgte†). *(R.)*

HÄFELI (Johann Kaspar), der Vater, gebürtig von Zürich, einer der vorzüglichsten teutschen Kanzelredner neuerer Zeit. Er wurde den 1sten Mai 1754 in dem thurgau'schen Dorfe Basadingen geboren, wo sein Vater, Johann Kaspar, Prediger war. Seine Ältern verlor er in zarter Jugend, wurde dann zu Winterthur von mütterlichen Verwandten erzogen, und erhielt auf dem Gymnasium zu Zürich seine wissenschaftliche Bildung. Hier zeichnete er sich durch Aufmerksamkeit, Bestimmtheit und Klarheit seiner Antworten und schriftlichen Arbeiten, angestrengten Privatfleiß und dadurch erworbene gründliche Kenntnisse bald rühmlich aus. Denn schon damals bewies er in Allem ein auf's Tiefe und Gründliche gerichtetes Forschen, das ihn auch durch's ganze Leben charakterisirte, und ihm alle Oberflächlichkeit verhaßt und verächtlich machte. Eine gewisse Verschlossenheit und ein düsterer Sinn, vielleicht zum Theil auch durch den Eindruck bewirkt, den der Verlust der Ältern auf den tief fühlenden Knaben gemacht hatte, begünstigte jene Richtung seiner Studien. Mit seinen Mitschülern hatte er daher wenig Umgang. Im Jahre 1773 wurde er ordinirt, und hierauf seinem betagten mütterlichen Großvater, Kaspar Freudweiler, Pfarrer des zürcherischen Dorfes Elsau, als Vikar zugegeben. Etwas mehr als drei Jahre besorgte er die Pfarrgeschäfte mit großer Gewissenhaftigkeit und wurde in der Umgegend als Prediger rühmlichst bekannt. Seine Verbindung mit einer treuen Lebensgefährtinn, Regula Trachsler von Zürich, führte ihn im Frühjahre 1777 nach Zürich zurück, wo er sich 7 Jahre mit dem Unterrichte von Jünglingen beschäftigte, die zum Theil in seinem Hause Kost und Wohnung hatten. Zu letztern gehörte auch der selige Professor Georg Müller von Schafhausen. Während seiner Studienjahre war er mit dem frommen und geistreichen Pfenninger in Zürich, Lavaters eifrigem Anbeter, und dadurch mit Lavater selbst bekannt geworden, wodurch zwar einsweilen seine theologischen Ansichten eine dem Geiste dieser Männer entsprechende Richtung erhielt, ohne daß jedoch sein Sinn für eignes, tieferes Forschen geschwächt worden wäre, welcher ihn vor sklavischem Nachbeten und andern Verirrungen bewahrte, und nachher zu weit freiern Ansichten führte. Auf Lavater's Empfehlung erhielt er im J. 1784 einen Ruf nach Wörlitz als Hofkapellan des Fürsten von Dessau und als Vorleser seiner Gemahlinn, bei denen Lavater Alles galt. Es ist kein Zweifel, daß die Entfernung aus den bisherigen Umgebungen seiner theologischen Selbstständigkeit, die er nun immer mehr zeigte, sehr beförderlich war. Bis zum September 1792 blieb er in diesem Verhältnisse, und begleitete die Fürstinn auf ihren Reisen: dann wurde er nach seinem Wunsche, damit seine beiden Kinder die Schule zu Dessau besuchen könnten, dahin als Consistorialrath versetzt, mit dem Auftrage, abwechselnd Sonntags zu predigen. So kurz sein Aufenthalt daselbst war, so wirkte er doch als Prediger und durch die Stiftung der anhalt-dessau'schen Pastoralgesellschaft sehr wohlthätig, so daß die Bürgerschaft höherer und niederer Stände zu Dessau, als Häfeli im März 1793 von der Gemeinde zu St. Ansgarii in Bremen zum dritten Prediger berufen wurde, den Fürsten dringend bat, dem Lande diesen Mann zu erhalten. Die Antwort des Fürsten lautete: „Es soll Mich sehr freuen, wenn der Consistorialrath H. hierauf Rück-

†) *Herbelot* Bibl. orient. Vgl. Ad, Aditen, I, 355 f.

sicht nehmen will und kann, und werde Ich das Meinige hierzu möglichst beizutragen suchen." Indessen nahm H. den Ruf nach Bremen an, wo er sich anfänglich in den neuen Verhältnissen nicht recht gefiel, bis der glückliche Erfolg seines Predigtamtes ihn allmälig in eine frohere Stimmung versetzte. Ganz ausgezeichnet als Prediger, wovon nachher die Rede seyn wird, wirkte er auch in andern Beziehungen höchst wohlthätig zu Bremen. In Verbindung mit Ewald, der 1796 nach Bremen berufen wurde, errichtete er aus Beiträgen der Einwohner eine Bürgerschule als Privat-Institut, die zwar nach mehrern Jahren wieder einging, aber den Nutzen hatte, daß die öffentliche Schule dem Bedürfnisse gemäßer eingerichtet wurde. Die Verleihung der theologischen Doctorwürde durch die Fakultät zu Marburg, den 23. Jan. 1798, war eine verdiente Anerkennung seines Werthes. Vier Jahre nachher, 23. Apr. 1802, wählte ihn der Senat zum Professor der Theologie am Gymnasium zu Bremen, und als im J. 1804 der Pastor Primarius an der Kirche St. Ansgarii starb, wurde er von der Gemeinde zur zweiten Predigerstelle gewählt. Allein noch in demselben Jahre erhielt er vom Fürsten von Anhalt-Bernburg einen Ruf als Superintendent, den er auch annahm. Im Mai 1805 trat er diese Stelle an, und bekleidete dieselbe mit großem Ruhme bis zu seinem allzu frühen Hinscheiden im 57sten Altersjahre, den 4. Apr. 1811. Versuche, den ausgezeichneten Mann seinem Vaterlande wieder zu gewinnen, waren mißlungen, und die Stelle eines Professors der didaktischen Theologie an der Akademie zu Bern, die ihm 1808 angetragen wurde, lehnte er eben so wohl ab, als eine vorgeschlagene Hofpredigerstelle zu Berlin oder Potsdam, zwischen welchen er selbst wählen sollte. Häfeli hinterließ eine Witwe, die ihm im nächsten Jahre folgte, einen Sohn und eine Tochter. — Als gelehrter Theologe erhob sich Häfeli zu einer nicht geringen Stufe durch gründliche, in allen Verhältnissen fortgesetzte und in schönem Gleichgewichte gehaltene philologische, historische und philosophische Studien. Seine tiefe Kenntniß der Kirchengeschichte beweisen die Vorlesungen, die er zu Bremen über diese Wissenschaft hielt [1]). In der Philosophie vertraut mit allen, auch den neuesten Systemen, unterwarf er sich keinem, und hier so wenig als in der Theologie gab es für ihn ein Stillestehen, oder ein Verwerfen oder Annehmen irgend einer neuen Ansicht, ehe er sie sorgfältig geprüft hatte. Aber je mehr dadurch der seinem ganzen Wesen natürliche Geist des Prüfens geschärft wurde: desto mehr gewann auch seine Selbstständigkeit. Beweise davon gab er schon zu Dessau, noch stärkere dann zu Bremen. Das religiöse Gefühl selbst, das im Umgange mit Lavater und Pfenninger viele Nahrung gefunden hatte [2]), blieb immer gleich innig: aber es wurde immer mehr geläutert und reiner durch die Fortschritte in wissenschaftlicher Bildung. Häfeli's hellere Ansichten in spätern Jahren beweisen besonders die Recensionen theologischer Schriften, welche er vom Jahre 1801 bis 1804 für die Marburger theologischen Annalen verfertigte [3]), und man muß die frühere Periode seines theologischen Lebens, die auch noch einen Theil seines Aufenthaltes zu Dessau umfaßt, wohl von der spätern unterscheiden. Deßwegen mußte sich auch das Verhältniß zwischen ihm und Lavater allmälig ganz umgestalten, je mehr Letzterer in gründlichen Kenntnissen gelehrter Theologie zurück blieb. — Vorzüglich glänzt Häfeli als Kanzelredner. Schon in jüngern Jahren entwickelte sich sein ausgezeichnetes Talent, und erregte zu Zürich, weil gerade damals Lavater, als Redner mit Recht so berühmt, krank war, den Wunsch, Häfeli von der Reise nach Dessau abzuhalten. Je mehr dann der Schatz seiner Kenntnisse anwuchs, je tiefer er in's Innerste des menschlichen Herzens blickte, durch die mancherlei Berührungen, in die er kam, und besonders durch die Wachsamkeit, womit er die leisesten Regungen seines eignen Herzens beobachtete, und je klarer und reiner, aber eben dadurch auch, bei gleicher Innigkeit, kräftiger und sicherer sein sittliches und religiöses Gefühl wurde: desto gehaltreicher und ergreifender wurden seine Predigten. Eine besondere Stärke besaß er in moralischen Ermahnungen, Warnungen, Ermunterungen, Strafen oder den so genannten Nutzanwendungen. Der Eindruck war um so stärker, da Alles als augenblicklicher Erguß ungeheuchelter Empfindung und eines ergriffenen Gemüthes erschien, und nirgends eine Spur mühsamer Vorbereitung sich zeigen konnte. Denn der allmälig gesammelte Reichthum von Ideen gab ihm endlich eine solche Sicherheit, daß er auch vor einem an treffliche Prediger gewöhnten, und sie zu beurtheilen fähigen Auditorium, wie dasjenige zu Bremen, oft nur nach kurzen Entwürfen, zuweilen auch ohne irgend Etwas schriftlich aufgesetzt zu haben, nach bloßer Meditation, und doch immer mit großem Erfolge predigte. Unstreitig wurde der Eindruck, welchen er machte, durch sein ganzes Äußeres sehr befördert. Häfeli's College zu Bremen, Stolz aus Zürich, schildert dieß trefflich in der Vorrede zu den nachgelassenen Schriften: „Seine ganze Gestalt, sein kräftiger Körperbau, sein auffallend markirtes und dabei wohl proportionirtes, blasses Gesicht, sein unter den Stirnknochen tief liegendes Auge, sein durchdringender Blick, der sein cholerisch-melancholisches Temperament schon dem dunkeln physiognomischen Gefühle empfindbar machte, seine gewaltige, selbst die größte Kirche füllende Stimme, seine scharfe Articulation jedes Wortes, seine schöne Diction, sein edler Anstand, seine ausdrucksvolle Geberdensprache, die gehaltene Kraft und die durch sein ganzes Äußeres sich ankündigende Würde seiner Rede hatte etwas Imposantes für Reiche wie für Arme, für Gelehrte wie für Ungelehrte. Alle fühlten sich ergriffen durch die Macht seiner Beredsamkeit u. s. w." Häfeli war von der Natur zum Redner bestimmt, und das angeborene Talent zeigte sich im höchsten Glanze,

1) Man findet sie im zweiten und dritten Bande von Häfeli's nachgelassenen Schriften, herausgegeben von Stolz. Winterthur 1815. 3 Bde in 8. 2) Pfenninger gedenkt Häfeli's einige Male in den bekannten Zirkelbriefen.

3) Ein Theil derselben ist im dritten Bande seiner nachgelassenen Schriften wieder abgedruckt.

weil es durch die trefflichste, meist durch sich selbst gewonnene Ausbildung unterstützt wurde. Denn auch die ästhetische Bildung vernachlässigte er neben den ernstern Studien keineswegs. Es ist höchst merkwürdig, ja es scheint sogar ein Widerspruch, daß der tiefsinnige, verschlossene und zur Hypochondrie geneigte Jüngling, der mit eisernem Fleiße seinen Studien oblag, zu gleicher Zeit alles verschlang, was im Gebiete der schönen Wissenschaften einige Bedeutung hatte, und dabei vom Scherzhaften eben so sehr als vom Ernsten angezogen wurde, ja selbst das Mittelmäßigste nicht verschmähete. Was auf Viele so verderblich wirkt, unmäßiges Romanenlesen, war für Häfeli in seiner Jugend ein Gegengift gegen das Finstere und Herbe seines Charakters. Später bedurfte er dessen nicht mehr; denn so wie bei Andern eine solche Anlage mit zunehmenden Jahren immer nachtheiliger wirkt, so hatte hingegen Häfeli eine solche Gewalt über sich selbst errungen, daß er nach und nach mittheilender und umgänglicher wurde, so daß, wer ihn erst in Teutschland kennen lernte, nur die Kraft und Tiefe, aber keineswegs mehr die ursprüngliche Bitterkeit des Charakters erkennen konnte. Seine Einbildungskraft hatte übrigens durch das Lesen jener Schriften einen reichen Schatz von Bildern gewonnen, die er auch als Prediger trefflich benutzte; und obgleich er sich allmälig nur auf das Vorzüglichere aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften beschränkte: so blieben ihm doch einige Romane als Jugend-Erinnerung Zeit Lebens werth, wie z. B. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, die er von Zeit zu Zeit wieder las. — Als Mensch wird Häfeli dadurch desto achtungswürdiger, daß jene Kraft des Charakters, jene Überlegenheit der Kenntnisse und Talente ihn nicht zum Stolze verleitete: im Bewußtseyn seines Werthes duldete er zwar keine Zurücksetzung; aber vorherrschend blieb immer ein reines sittliches Gefühl, das ihn abhielt, Andern sein Übergewicht auf drückende Weise fühlen zu lassen. — Was Häfeli im Drucke erscheinen ließ, ist von keinem großen Umfange [4]): aber der Gehalt seiner spätern Schriften (außer den oben angeführten Recensionen meistens Predigten), und besonders die nachgelassenen Schriften sichern ihm den Namen eines vorzüglichen, wenn schon nicht fruchtbaren, Schriftstellers. Denn so schnell er auch Etwas zu entwerfen im Stande war, so langsam arbeitete er es aus, und arbeitete es oft mehrere Male ganz um, ehe er einiger Maßen damit zufrieden war. Das reifste Werk seines Geistes sind wohl die drei Predigten über die Reformation. 1790. — Ein sprechend ähnliches Bild vom Jahre 1778 findet sich in Lavater's franzöſ. Physiognomik (Tom. 3. p. 110), und es verlohnt sich der Mühe, Lavater's Bemerkungen darüber an dieser Stelle, und in der teutschen Physiognomik (Th. 3. S. 38) und endlich in der kleineren von Armbruster heraus gegebenen Physiognomik (Th. 3. S. 232) zu vergleichen.

(*Escher.*)

4) Das Verzeichniß seiner Schriften findet sich in der Vorrede zum ersten Theile der nachgelassenen Schriften.

HÄFELI, Johann Kaspar, der Sohn des Vorigen; geb. zu Zürich 1779. In dem durch vorzügliche Talente und ausgebreitete Kenntnisse zu großen Hoffnungen berechtigenden Jünglinge schien der treffliche Vater verjüngt. Seine Bildung erhielt er neben der Leitung des Vaters zuerst auf dem Gymnasium zu Bremen, dann auf den Universitäten Helmstädt und Göttingen. Im J. 1803 kam er in sein Vaterland zurück, wo er im Frühjahr 1804 als erster Lehrer an die Stadtschule zu Frauenfeld im Thurgau berufen und 3 Jahre später auch zum Actuarius des dortigen Kirchenrathes gewählt wurde. Die Klarheit, Bestimmtheit und Gründlichkeit seines Unterrichtes bleibt bei seinen Schülern in dankbarem Andenken. In dieser Zeit gab er heraus: Ebene und körperliche Elementar-Geometrie. Zürich und Leipzig. 1806. Später erschienen von ihm, Griffe aus meinem Gedankentopf, die den tiefen Denker beweisen; hingegen wurde ihm unrichtig Antheil an der Schrift, über Schwärmerei, zugeschrieben. Eine vorzügliche metrische Übersetzung des 104ten Psalms beweiset seine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache, so wie seinen gebildeten Geschmack und sein dichterisches Talent. — Den 16. Oktober 1809 erhielt er vom Herzoge von Anhalt-Bernburg einen ehrenvollen Ruf als Kapellan an der Schloßkirche zu Bernburg und Pfarrer des Filialdorfes Dröbel. Allein bald entwickelte sich eine Anlage zur Lungenschwindsucht, die ihn endlich im Junius 1811, da durch das Hinscheiden des Vaters auch das Band gelöset war, wodurch er an Bernburg gefesselt wurde, nöthigte, seine Entlassung zu begehren. Mit dem rühmlichsten Zeugnisse erhielt er dieselbe. Allein die Hoffnung, im Vaterlande die Herstellung seiner Gesundheit zu finden, ging nicht in Erfüllung. Er verwaltete zwar nach seiner Rückkunft in die Schweiz im Junius 1811 wieder einige Zeit das Actuariat des thurgau'schen Kirchenrathes; allein den 31. Oktober 1812 machte das unheilbare Übel seinem schönen Leben ein zu frühes Ende.

(*Escher.*)

HAFEN, SEEHAFEN, FLUSSHAFEN. Einleitung. Ein Ort zum sicheren Aufenthalte, zu einem Bergeplatze der Schiffe, zu ihrer Beladung und Entladung, Bemannung und Entmannung, Ausrüstung und Abrüstung bestimmt, ist zur Förderung der Schifffahrt im Frieden und im Kriege unentbehrlich. Er wird am Meere und an Landseen, so wie an Flüssen gebraucht, und unterscheidet sich hauptsächlich ein Mal als Seehafen und Strom- oder Flußhafen, dann wieder in beiden Arten als Kriegs-, als Handlungs- und als Fischerhafen, durch nothwendig größere und kleinere Wassertiefe, und mehr und weniger bedeutenden Umfang und Masse der ihn bestimmenden Theile. Die Handlungshäfen sind manchmal bloß solche, die zum Ein- und Ausladen der Waaren als Ladungshäfen, und andere, die nur als Niederlagshäfen gebraucht werden. Ein gemischter Hafen ist derjenige, der für Kriegs- und Handlungsschiffe zugleich bestimmt ist.

Ein Hafen muß, um der oben angezeigten Bestimmung vollkommen zu entsprechen, eine Rhede seyn, die zur

Schifffahrt und zum Handel bequem eingerichtet, von allen Seiten gegen den Einfall der Sturmwinde, gegen Räuber und Staatsfeinde, und von der Wasserseite her noch besonders gegen das Eindringen aufgeregter Wellen geschützt ist, von dieser Seite auch zugleich durch eine Einfahrt, die *Mündung* und *Hafenmund* heißt, mit der See oder mit dem Strome in Verbindung steht. Eine *Rhede* aber ist ein Ort, der unfern vom Gestade, über einem guten Ankergrunde eine der Art und Größe der Schiffe, die sich hier vor Anker legen sollen, angemessene Wassertiefe hat. Ein *Hafen entsteht* also, wenn eine Rhede von allen Seiten mit hohen *Dämmen*, die man *Hafenwände*, *Hafenhäfter* und *Molen* nennt[1]), mit Uferbefestigungen oder *Kaien*, und mit andern Gebäuden zur Bewirkung der eben bezeichneten Sicherheit und Bequemlichkeit umfangen, und mit einem zweckmäßigen Hafenmunde von der See oder dem Strome her versehen wird. Diese Art Häfen pflegt man dann besonders *künstliche Häfen* zu nennen. Wenn hingegen die Natur selbst so beschaffene Wasserbecken, Busen oder Baie durch Erdzungen oder Inseln gebildet, und allerseits mit Hügeln, welche die Winde abhalten, umgeben hat, oder so geschützte große Strommündungen, die weit in das Land hinein mit schweren Schiffen befahren werden können, erzeugt hat: so sind und heißen diese *natürliche Häfen*. Die meisten bestehenden Häfen sind aber solche, welche die Natur nur zum Theile gebildet hat, die Kunst also oft mehr oft weniger zusetzen mußte, um einen möglich vollkommenen Hafen zu Stande zu bringen. Beispiele von allen diesen Arten liefern die Beschreibungen der merkwürdigsten Häfen der Alten und Neueren, auf die im historischen Theile dieses Artikels verwiesen wird.

Die *baulichen Mittel*, welche bei Anlage, Ausführung und Unterhaltung der Häfen überhaupt angewendet werden, sind in Bezug auf die vier Hauptelemente aller architektonischen Werke, auf Zweckmäßigkeit, Festigkeit, Schönheit und vernünftige Ökonomie in folgenden XIV Abschnitten zur allgemeinen Übersicht gebracht. Der XV. Abschnitt enthält den historischen Theil oder die Hinweisung auf Vorbilder und Erfahrung.

I. *Wahl der Lage.* Ehe ein Hafenbau unternommen wird, hat man in der Gegend, wo der politische Zustand des Staates, in Bezug auf Schifffahrt, auf Handel und Krieg, die Anlage eines Hafens bedingt, einen Ort aufzusuchen, und nach *Grundsätzen* zu wählen, die unmittelbar aus den voranstehenden allgemeinen Begriffen und aus den eben angezeigten Hauptelementen alles Bauwesens abzuleiten sind. Durch solche Grundsätze, welche dieser erste Abschnitt kurz zusammenfaßt, hat man sich in der Art bestimmen zu lassen, daß man den Ort vorzieht, wo die meisten der in diesen Grundsätzen ausgesprochenen Vortheile sich vereinigen, oder die von ihnen bezeichneten Nachtheile auf dem kürzesten Wege entfernt werden können.

Man hat also erstlich und vor Allem darauf zu sehen, daß der Ort dem oben aufgestellten *Begriffe eines natürlichen Hafens* am nächsten komme.

Küsten, die eine solche Richtung haben, daß sie den Ort vor heftigen Stürmen und vor starken Brandungen schützen, sind schon eine Annäherung zu einem natürlichen Hafen.

Ein guter Ankergrund an einem Küstenlande ist ein wichtiger Bestimmungsgrund zur Anlage eines Hafens. Dieser aber ist ein solcher, in welchem die Anker gern und fest haften, und während eines Sturmes nicht geschlappt werden. Die besten Ankergründe sind: Thon, Leimen, Kreide, Sand, steifer Schlamm, und auch feiner Schlamm, wenn er durch viele darin wachsende Kräuter befestigt ist, wie der Grund in den Baien des *mittelländischen Meeres*, und vortrefflich sind die Ankergründe, besonders für *Rheden*, wenn sie sich zugleich meerwärts erheben. Viel Seetang, eine Art von Meergras, zeigt gewöhnlich einen schlechten Ankergrund an; weil meisten Theils Klippen darunter liegen, worauf es zu wachsen pflegt: auf Felsen aber können die Schiffe nicht Anker werfen, wenn nicht einige Fuß hoch Sand darüber liegt. — Das *Wasser* an einem solchen Orte muß aber auch für die schwersten Schiffe, die hier geborgen werden sollen, tief genug seyn, damit sie nie der Gefahr zu stranden ausgesetzt werden, sondern zu jeder Stunde, und auch beim Sturme ohne Gefahr einlaufen können.

Ferner soll der Ort frei von *Sandbänken* und *Klippen* seyn. *Klippen* hingegen, welche mit in die Umfassung des Hafens gezogen (s. unten VIII. Abschn.), oder außerhalb des Hafens zur Beschützung desselben gegen feindliche Überfälle benutzt werden können (s. XI. Abschn.), bestimmen zur Wahl des Ortes.

Der Ort soll *hinlänglich groß* seyn, damit der Hafen eine bedeutende Weite zur bequemen Aufnahme einer großen Anzahl Schiffe erhalten kann. Solche Orte, wo *Meeresströme* die künftige Mündung des Hafens umbrausen müssen, sollen so viel wie möglich vermieden werden. Hingegen nahe dem Orte, wo der Hafen angelegt werden soll, eine *hinlänglich große Rhede*, welche leicht zu einer geschützten Rhede gemacht werden kann (s. X. Abschn.), soll zur Wahl des Ortes bestimmen.

Ein *Fluß* in der Gegend, der leicht durch einen Kanal mit dem Hafen in Verbindung gesetzt werden kann, oder sich gar selbst schon in dem Orte, der zum Hafen bestimmt werden soll, ausmündet, ist ein weiterer Bestimmungsgrund, den Hafen an dieser Stelle anzulegen: denn durch ihn allein wird nicht nur der Werth des Hafens erhöht, indem er dessen Verbindung mit dem innern Lande befördert, den Handel blühend, und den Kriegsstand mächtig macht; sondern er kann auch zur Verbesserung und Unterhaltung des Hafens mit großem

---

1) Einige Neueren machen in diesen Benennungen einen Unterschied, indem sie nur jene *Dämme*, welche außerhalb der Hafenumfassung *zum Schutze der Mündung* oder *zum Schutze der Rhede* angelegt werden, *Molen* und *Meerdämme*, diejenigen aber, welche die *Hafenumfassung* selbst bilden, *Hafenwände* und *Hafendämme* genannt wissen wollen. Daß aber diese bei Seehäfen eben so gut *Molen* oder *Meerdämme* seyn müssen und sind, wie jene, wird Jedermann leicht einsehen.

Vortheile angewendet werden: doch darf er nicht zu viel Erde, Sand und Schlamm mit sich führen, wodurch er dem Hafen gerade zu schädlich würde (s. II. Abschn.). Daher soll auch ein Ort, in welchen sich ein solcher unreiner Landstrom ausmündet, und wenn dieses auch selbst in einer nicht zu großen Entfernung oberhalb des Ortes in einem vorbei streichenden Meeresstrom erfolgte, in so weit es andere Umstände zulassen, vermieden werden (s. II. Abschn.).

Die umliegende Landgegend soll aber reich an Erzeugnissen seyn, welche zum Schiffbaue, zur Unterhaltung und Ausbesserung aller Arten von Schiffen erforderlich sind.

Endlich soll man sich's zum unabänderlichen Grundsatze machen: unbequeme und fehlerhafte Hafenanlagen gänzlich zu verlassen, und dafür günstige aufzusuchen: denn man kann wohl mit erstaunlichem Aufwande manche Fehler auf eine Zeit lang verbessern, allein mit der Zeit werden sie wieder so schlimm wie zuvor.

Noch gehört hierher die Bemerkung, daß in Meeren, deren Wasser nicht sehr salzig ist, ein Schiff nicht länger, als 18 bis 24 Jahre gebraucht werden kann, da es hingegen in anderen salzreichen Meeren 30 bis 45 Jahre die See hält, wenn die Ausbesserungen gehörig geschehen. Daher sind die Häfen am Ocean und am Kanale den Häfen an der Ostsee und den Flußhäfen vorzuziehen.

II. Wassertiefe. Ursachen ihrer Zerstörung. Mittel zu ihrer Erhaltung und Wiederherstellung. Hafenräumer. Stau- und Spülschleusen. Spülbusen. Das Wasser muß für die schwersten Schiffe tief genug seyn, damit sie zu jeder Stunde ohne Gefahr einlaufen können, und im Hafen selbst flott liegen bleiben. Für die großen Kriegsschiffe und für die größten Handlungsschiffe, wie die Ostindienfahrer, sind bei vollkommener Ladung 25 bis 30 Fuß Tiefe nöthig. Die kleineren Handlungsschiffe erfordern wenigstens 10 bis 16 Fuß Wasser (s. übrigens Schiff). Weil aber zu tiefes Wasser eben so nachtheilig ist, wie eine seichte Rhede, indem die Anker in großer Tiefe nicht gut haften: so muß man sich bei solchen Häfen, wo die Flut stark ist, wie am großen Weltmeere, mit einer Wassertiefe von 12 Fuß für die Ebbe begnügen. Vor der Anlage eines Hafens muß also das Wasser abgelothet werden. Findet sich die gehörige Tiefe über dem guten Ankergrunde vor, so hat man an Orten, wo die Wasserhöhe durch Ebbe und Flut nicht sehr verändert wird, wie z. B. im mittelländischen Meere, keine weitern Rücksichten mehr in Beziehung auf die Tiefe zu nehmen, als auf eine künftig mögliche Versandung.

Die verschiedenen Ursachen und Umstände, welche die Zerstörung der Hafentiefe durch Versandung oder Verschlammung herbei führen können, sind nebst den Mitteln gegen dieselbe zu wirken, hauptsächlich folgende: Wenn sich ein Fluß in den Hafenraum ausmündet, welcher, wie die Flüsse an den Küsten des mittelländischen Meeres, entweder Sand oder Erde oder Schlamm mit sich führet: so wird er den Hafen unfehlbar nach und nach ausfüllen, und durch so bewirkte Untiefe unbrauchbar machen. Man muß ihn daher ableiten, und ihm seine neue Mündung möglichst weit von dem Hafen entfernt und unterhalb desselben anweisen, weil sonst der Meeresstrom die Theile, die der Fluß ausschüttet, dem Hafen zuführen, dessen Mündung verstopfen, und zuletzt auch den H. selbst zusanden würde. Wenn daher ein Meeresstrom vor dem Hafen vorbei streicht, in den sich oberhalb des H. ein solcher unreiner Landstrom ergießt, so hat man außer andern Unfällen auch die eben angezeigte nachtheilige Folge für den H. zu erwarten. Man kann ihm aber durch dasselbe Mittel, das auch den Meeresstrom stehen macht, entgegen wirken, und man wird es weiter unten im V. Abschn., wo von dem Hafenmunde und dessen Verwahrung gehandelt wird, anzeigen. Dort wird man auch finden, wie derjenigen Versandung möglichst gesteuert wird, welche an den Küsten oder vor dem Hafen im Meere befindliche Sandbänke herbei führen, wenn der Sturm ihren Grund in Bewegung setzt, und mit ihrem Sande spielt. Denselben Nachtheil, wie ein unreiner Landstrom, haben für den Hafen auch Entwässerungsgräben und Kloaken. Sie werden den Hafen mit Sand, Schlamm, und Unrath aller Art anfüllen, wenn man ihre Leitung in den Hafenraum zuläßt. Ja sogar das süße Flußwasser, wenn es sich mit dem salzigen Meerwasser vermischt, soll einen der Tiefe des H. schädlichen Bodensatz veranlassen. Aber auch die Natur des Wassers selbst im H. kann von der Art seyn, daß es jetzt an der Stelle, wo es durch Umdammung in einen ruhigen Zustand versetzt ist, bedeutende Niederschläge von sandigen, schlammigen, oder erdigen Theilen macht, welche vor der Anlage des H. durch die gewaltige Bewegung der Wellen mit fort genommen wurden, und nun bei der künstlich zu Stande gebrachten Wasserruhe den Hafen auszufüllen drohen. Wie trieglich es ist, sich durch Versuche von dem zu überzeugen, was erst eine langjährige Erfahrung am sichersten lehren kann, und wie schwierig und meistens unmöglich, dann einen Ort von allen Fehlern frei für den Hafenbau aufzufinden, wird man leicht begreifen. Meistens kann man daher den Ort, den vor dem Hafenbaue im offenen Meere guter Ankergrund und zweckmäßige Tiefe zur Anlage des Hafens empfohlen haben, nach vollendetem Baue nicht ganz ohne alle auswärts treibende Bewegung des Wassers lassen, und man muß daher fast in allen Fällen die der Lage und den Umgebungen angemessensten Reinigungs- und Vertiefungsmittel vorbereitet halten.

Wenn also der H. die hinlängliche Wassertiefe, welche zum Gange der Schiffe, für die er bestimmt ist, erfordert wird, von Anfange her nicht gewährt, oder in der Folge durch herbei geführte Versandung oder Verschlammung verloren hat: so muß er vertieft oder gereinigt werden. Ehe man aber dieses Geschäft bei einem neu anzulegenden H. vornimmt, muß man zuvor untersuchen, ob sich der H. auch vertiefen lasse, wobei man seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf zwei Stücke zu richten hat;

erstens, ob man auch nach der Vertiefung einen guten Ankergrund erhalten werde, zweitens, ob das Wasser vor dem H. auch eine solche Tiefe habe, daß der Grund daselbst nach der Vertiefung des Hafenraumes nicht höher zu liegen komme, als im H. selbst: denn wenn dieses der Fall wäre, so würde das Meer den höheren Vorgrund in die Tiefe des H. hinab schieben, und der H. in kurzer Zeit seine vorige Untiefe wieder erhalten.

Die Reinigung und Vertiefung der Häfen kann übrigens auf mannichfaltige Weise geschehen. Das erste Vertiefungsmittel, das sich dem menschlichen Verstande aufdringt, ist, den Hafenraum theilweise abzudammen, das Wasser aus der Umdammung heraus zu schöpfen, den Grund bis zur nöthigen Tiefe vermittels Spaten und Schaufeln auszuheben und auf Kähnen fort zu bringen. Zur Ersparung des großen Zeit- und Kostenaufwandes, welchen diese Abdammungen und dieses Ausschöpfen des Wassers u. s. w. veranlassen, hat man längst schon Maschinen ersunden, durch welche die Häfen ohne alle weitere Vorbereitungen vertieft und gereinigt werden können. Sie sind unter dem Namen Hafenräumer, Modermühlen und Moderzangen bekannt, und werden in der Reihe des Alphabetes dieser Encyclopädie unter ihren eigenen hydraulischen Artikeln beschrieben werden. (S. Vertiefungsmaschinen.)

Allein schneller und einfacher wird dieser Zweck erreicht, wenn sich ein Fluß in den Hafen ergießt, der zwischen festen Ufern herströmt, von denen kein Gewässer keine bedeutende Theile abschwemmen kann, wie dieses bei den meisten an den Küsten des Weltmeeres der Fall ist. Er wird nicht nur allein den Werth des H. erhöhen, indem er die Verbindung desselben mit dem inneren Lande erleichtert (s. I. Abschn.), und zugleich auch zu einem inneren H. gebraucht werden kann (s. VII. Abschn.), sondern ein solcher ist auch gerade am tauglichsten, zur Verbesserung und Unterhaltung des H. und der meistens nothwendigen Hafenstraßen (s. V. Abschn.), zu ihrer Vertiefung und Reinigung. Ja es ist in Bezug auf Gewinnung des ersten Vortheils nicht nur allein höchst nützlich, sondern auch zur Erreichung des andern Zweckes mehrsten Falls nothwendig, dergl. Flüsse durch Gräben mit dem H. zu verbinden, die natürlicher Weise ebenfalls zwischen festen unabschwemmbaren Ufern geleitet werden müssen. Zu diesem Ende muß man den Hafenmund der Flußmündung gegen über anlegen, oder den vom Flusse in den H. geleiteten Kanal der bestimmten Hafenmündung gerade entgegen richten. Im Flusse oder Kanale wird hierauf eine Stau- und Spülschleuse erbaut, und vermittels dieser das hinter ihr herbei strömende Wasser geschnellt. Öffnet man nun beim Eintritte der Ebbe die Schleuse: so stürzt das Wasser mit voller Gewalt in den Hafenraum herab, bringt allen darin liegenden Schlamm oder Sand in Bewegung und führt ihn mit sich zum Hafenmunde hinaus. Beispiele liefern Cherbourg, Dünkirchen, Havre und viele andern. Ist ein Kanal zur erforderlichen Wirkung nicht hinreichend, so müssen mehrere Kanäle herbei geführt, und auf gleiche Weise eingerichtet werden, und leicht begreiflich wird es aus diesem, daß auch mehrere kleinere Flüsse reinen Wassers, die sich in einen H. ausmünden, durch eine gleiche Einrichtung zu demselben Zwecke benutzt werden können. Wenn aber die Herbeiführung solcher Gräben wegen großer Entfernung der Flüsse oder wegen einer zur zweckmäßigen Leitung ungünstigen Lage nicht thunlich ist: so führt man am obersten Ende des H. ein großes Wasserbecken auf, das man auch einen Spülbusen nennt, und dem Hafenmunde gegen über mit einer, oder nach Maßgabe der Größe des Beckens und des H., mit mehreren Spülschleusen versieht. Bei der Fluthöhe wird das Wasser durch diese Schleusen eingelassen, und durch Schließung derselben zurück gehalten. Bei eintretender niedriger Ebbe werden aber die Schleusen geöffnet, wodurch man denselben Zweck, wie durch Flüsse und Kanäle, erreichen wird. Wenn ein H. im Verhältnisse zu der Menge eingeleiteter Gewässer zu weit ist, so werden diese ihre Gewalt verlieren, den Grund des H. überall aufzuwühlen und die Schlamm- und Erdtheile mit sich zur Mündung hinaus zu führen. In solchen Fällen bedient man sich der Hafenknechte, das sind bewegliche Maschinen, mit denen man den Strom einschränken, seine Gewalt vermehren und nach allen Theilen des H. hin lenken kann.

Man wird aus dem bisher Gesagten entnommen haben, daß diese zuletzt beschriebenen Hafenreinigungsmethoden auf das Steigen und Fallen des Wassers bei Flut und Ebbe berechnet sind. Allein auch da, wo diese nicht Statt finden, können Spülbusen zur Unterhaltung der Hafentiefe angewendet werden, sobald es nur die Ufer des Flusses oder der Kanäle, welche zu dem gedachten Zwecke in den Busen geleitet werden, zulassen, daß ihr Wasser 4 Schuhe hoch oder höher für eine Spülzeit geschwellt werden kann. Ja selbst da, wo sich auch kein Fluß vorfindet, wo keine Kanäle in den H. gezogen werden, und keine Ebbe und Flut herrscht, können Spülbusen vermittels Schöpfmaschinen und besonders der Dampfmaschinen angefüllt werden. Es gibt daher fast keinen H. und keine Hafenstraße, die man nicht vermittels Spülschleusen reinigen und vertiefen könnte, wenn nur ihr Bett aus beweglichem Materiale besteht, und keine falschen Begriffe von Sparsamkeit von Seiten des States im Wege stehen. — Endlich kommt es für die gute Wirkung der Spülschleusen hauptsächlich noch auf ihre Entfernung von dem Hafenmunde an. — Diese Bestimmung hängt aber von gar verschiedenen Umständen ab; und zwar erstlich, von der Art des Materials, welches fortgeschwemmt werden soll; zweitens, von der Höhe, zu welcher der Spülbusen mit Wasser angefüllt wird, drittens, von der Wassermenge, die er faßt; viertens, von der Größe der Öffnung oder von der Weite der Spülschleuse, und fünftens, von der Gestalt, und von der Länge und Breite einer Hafenstraße, welche vertieft werden, oder in vertieftem Zustande erhalten werden soll. Denn ist z. B. der Spülbusen groß, und die Wasserspannung hoch: so kann man die Spülschleuse bei sonst gleicher Menge und Zusammenhaltbarkeit des fortzufüh-

renden Stoffes von der Mündung der Hafenstraße weiter entfernen, als im entgegen gesetzten Falle geschehen könnte. Wiebeking gibt hierüber einsweilen folgende, aus einigen Erfahrungen abgeleitete Regel an: Wenn nämlich die Schleusenweite nicht über ⅔ kleiner als das Profil des Kanals, die Spülflut 12 Fuß hoch, und der Spülbusen zugleich so groß ist, daß bei diesen Umständen zwei Stunden gespült werden kann: so kann man die Schleuse von der Hafenmündung beim Sande 5000 Fuß, beim Schlicke weniger, beim Kiesel aber nur 1600 Fuß entfernen. — Wiebeking gesteht aber, daß die Anzahl der Erfahrungen, auf welche er diese Bestimmungen gründet, sehr gering sei, und wünscht daher, daß man Beobachtungen anstellen möge, wie groß die Geschwindigkeit des Spülstroms seyn müßte, um dieses oder jenes Material bei dieser oder jener Entfernung fortzureißen. Er gibt endlich für Hafenstraßen überhaupt den Rath, die Spielschleuse, wenn es anders möglich ist, in die Straße selbst, wie zu Schiedam anzulegen, wo dieselbe dann zu einer Kammerschleuse einzurichten ist; wenigstens bei langen Hafenstraßen dieses niemals anders zu machen, weil über 5500 Fuß von der Schleuse der Spülstrom, selbst auf den Sand, wohl nicht mehr stark wirken möchte. — Oft ist das Flutwasser in einem Hafen tief genug, allein bei der Ebbe tritt eine so geringe Wassertiefe ein, daß die Schiffe, die zuvor flott waren, nun auf den Strand gesetzt würden, welches bekanntlich in jedem Tage zwei Mal der Fall wäre. Der VII. Abschnitt wird zeigen, welches Hilfsmittel man anwendet, um diesem Übel zuvor zu kommen.

III. Gestalt und Größe der Häfen im Allgemeinen. Die Gestalt der Grundfläche oder eigentlich der Wasserfläche richtet sich bei den Häfen, für welche die Natur schon vorgebaut hat, nach diesen bestimmten örtlichen Umständen. Der Baumeister hat dann so viel wie möglich eine regelmäßige Gestalt durch die Umfassung zu bewirken. Denn durch eine regelmäßige Gestalt wird nicht nur allein der Zweck der Bequemlichkeit in Raumbenutzung und innerer Raumabtheilung leichter und vollkommener erreicht, sondern auch dem Zwecke der Formbildung in einer edeln Anschauung entsprochen. Noch bewundert man in den Ruinen der H. des Alterthums, wie zu Antium, Ostia (Porto), Terracina und Civita-Vecchia diesen herrlichen Anblick, welchen die Regelmäßigkeit der Gestalt der H. gewährt. Vorzüglich eigenen sich die längliche Rundung und ein längliches, ungleichseitiges, doch reguläres oder symmetrisches Rechteck und Vieleck (s. im VII. Abschn.). Aber auch der Kreis, das gleichseitige Rechteck, und ein gleichseitiges, regelmäßiges Vieleck können zur Formbestimmung eines H. mit großem Vortheile gebraucht werden. Allein vor solchen Figuren, welche nach Innen vorspringende Ecken haben, muß man sich hüten, weil diese in den Hafenraum vortretenden Theile Widerströme und Schlammanhäufungen erzeugen. — Die so eingeschlossene Wasserfläche muß aber auch eine hinlängliche Größe haben, um eine große Anzahl Schiffe fassen zu können, ohne daß Verwirrung und unbequeme Störung in ihrem Gange veranlaßt werde. Über die genauere Bestimmung dieser Größe vergl. man dasjenige, was weiter unten im VII. Abschn. von Bestimmung der Größe der inneren Häfen oder Bassin mitgetheilt wird. Besonders wichtig ist es, den Hafenraum durch dergl. innere Häfen, Gräben oder Grachten, die in die anliegende Stadt selbst hinein reichen, zu vergrößern [2]). Durch eine solche Anordnung wird zugleich der große Vortheil gewonnen, daß die Waaren ohne viele Umschweife vor den Handlungshäusern selbst abgeladen und unmittelbar von denselben eingenommen werden können. In Rotterdam, welches hier als ein ausgezeichnetes Beispiel dient, landen sogar Dreimaster in der Stadt. Ja es befinden sich in der Stadt über dreimal so viel Schiffe, als in dem H. selbst vor Anker liegen. (Vergl. übrigens den folgenden IV. Abschn.).

IV. Innere Raumabtheilungen der Häfen. Unmittelbar an die im vorhergehenden Abschnitte für Form und Größe der H. entwickelten Grundsätze schließt sich die Idee von innerer Raumabtheilung derselben an. Solche Raumabtheilungen werden nun wirklich auch als Hauptabtheilungen der gemischten H. bedingt; dann können sie auch von dem Gesetze der Bequemlichkeit als Abtheilungen der H. überhaupt, oder als Unterabtheilungen der Hauptabtheilungen eines gemischten H. für die verschiedenen Größen der Fahrzeuge und für andere Hafenbedürfnisse gefordert werden. In Bezug auf die Hauptabtheilungen eines gemischten H. müssen besonders in einem solchen, den seine vortheilhafte Lage und darnach bedingter Bau zu einem Kriegs- und Handlungshafen bestimmt haben, die Kauffahrteischiffe durch einen hohen und breiten, doch mit Durchfahrtsschleusen versehenen Damm von den Kriegsschiffen geschieden werden, nicht nur allein, um vielen Unbequemlichkeiten auszuweichen, welche die Geschäfte der Marine und des Handels, und das Treiben der Bemannung auf beiderlei Flotten in zu naher Berührung veranlassen würden, sondern auch um die Kriegsflotte der Gefahr eines in einem Handlungsschiffe unversehens entstehenden oder von Verrätherei absichtlich veranstalteten Brandes zu entrücken, und weil man überdieß noch die Arbeiten auf den Kriegsschiffen und die Bewegungen im Kriegshafen verborgen zu halten Ursache hat. Auf solche Weise waren die alten H. von Alexandria, Karthago und Rhodos angeordnet, und sind heut' zu Tage noch die H. von Copenhagen, Toulon, Venedig und andere.

Außer solchen Hauptabtheilungen, die ein gemischter Hafen nothwendig macht, werden aber auch in großen und stark besuchten H. Unterabtheilungen für die verschiedenen Arten und Größen von Schiffen gefordert, welches besonders dann, wenn der Hafen eine verschiedene Wassertiefe hat, ganz unumgänglich nöthig wird,

2) Unter den zu diesem Artikel gehörigen Zeichnungen ist in Fig. 1 eine solche Hafenanlage durch äußere Anschauung versinnlicht, wo A, B der Hafen, und C, D, E, F, G, H, I, K u. s. w. die in die Stadt hinein reichenden Wasserbecken vorstellen.

damit eine jede Art Schiffe ihren sicheren und bequemen Lagerort findet. Diese Abtheilungen werden gewöhnlich durch Abpfählungen bewirkt. Allein vortrefflicher wäre es, sie durch Erbauung mehrerer größerer und kleinerer Bassin, Grachten oder Kanäle auszuführen, und diese alle vermittels Durchfahrtsschleusen mit einander in Verbindung zu setzen. Da könnten die verschiedenen Arten von Schiffen, so wie die Schaluppen, Holzflöße, Masten und Schiffszimmerwerfte ihre eigenen Plätze erhalten, und der ganze Hafenbezirk würde dadurch in eine Anzahl Hafendämme verwandelt, auf welchen die Anlage der nöthigen Hafengebäude die musterhafteste Lage und Anordnung, alle in der Nähe des H., und eine jede Art in der Nähe der Hafenabtheilung, mit der sie zunächst in Verbindung steht, erhalten könnten. (Vgl. XII. Abschn.). Die Verbindung auf diesen Molen wäre über den Schleusen durch Dreh- und Aufziehebrücken herzustellen. Diese Hafenabtheilungen oder kleinen Häfen und Kanäle müssen aber also angelegt werden, daß ein H. oder Kanal durch das Wasser eines andern oder mehrerer andern gespült werde, und daß aus dem H., der eben gespült werden soll, die Schiffe in einen andern mit der Schleuse verschlossenen H. gelegt werden können. Überdieß muß man, um der möglichsten Vollkommenheit einer solchen Anlage sich zu nähern, die so neben und hinter einander angelegten Hafenabtheilungen rücksichtlich ihrer Wassertiefe also ausführen, daß die vordersten oder untersten Hafenabtheilungen oder Bassin tiefer ausgegraben werden, als die hintersten oder obersten, um in diesen die kleineren und in jenen die größeren Schiffe zu bergen. Das hinterste oder oberste Bassin kann dann auch wohl zum Hafenbaue dienen, und an ihm können die Schiffswerfte und Docken angelegt werden. Es springt einem Jeden in die Augen, wie durch Anlage solcher Wasserbecken die unbrauchbarsten H. in die vortrefflichsten Anstalten dieser Art umgewandelt werden können (vergl. übrigens auch VII. Abschn.), und wie durch eben solche Bassin und Kanäle der Hafenraum selbst mit unübersehbarem Vortheile vermehrt werden kann, habe ich bereits in dem vorhergehenden III. Abschn. erwähnt.

V. Hafenmund. Hafenstraße. Würde man den Hafenmund so anlegen, daß er dem am H. herrschenden Hauptwinde oder dem Flutstrome gerade entgegen stände: so würden dieselben die Wellen durch diese Unterbrechung der Hafenwände, welche die Mündung bildet, mit voller Gewalt hinein treiben, die dann den inneren Hafenraum in gefährlich stürmische Unruhe bringen, und überdieß noch Versandung desselben bei jedem Sturme bewirken würden. (Vergl. weiter unten bei der Hafenstraße). Auch würde das Auslaufen der Schiffe bei einer solchen Lage des Hafenmundes ungemein erschwert. Man muß also dem Hafenmunde vor Allem eine von dem herrschenden Hauptwinde sowohl als von dem Flutstrome abgewendete Richtung zu geben suchen. Kann aber dieses wegen anderer Umstände nicht wohl geschehen; so muß vor der Mündung ein Vordamm, wie zu Civita Vecchia, zur Abhaltung der Wellen erbaut werden, welcher auch zugleich der eben erwähnten Versandung entgegen wirkt. Denn die Mündung darf auch nicht zu versteckt liegen, und sich nicht zu stark seitwärts ziehen, damit die Schiffe sie leicht und schnell, und selbst im Sturme treffen können, und soll überhaupt so beschaffen seyn, daß man mit 3 Viertheilen der 32 Winde des Compasses ein- und auslaufen kann. Dieß war der große Vortheil des alten H. von Alexandria in Ägypten, daß die Schiffe fast mit allen Winden frei ein- und auslaufen konnten. Häfen, welche nur einen Wind zum Einlaufen und einen andern zum Auslaufen haben, sind der doppelt großen Unbequemlichkeit ausgesetzt, daß ein Mal eine Flotte, die Schutz in der Noth sucht, nicht zu allen Zeiten hinein kann, und das andere Mal, daß eine Flotte, der es am Auslaufen gelegen ist, hier oft wie eingeschlossen liegen muß. Daher sind dergl. H. dem Handel nicht günstig: denn sie werden von den Handlungsschiffen gemieden. Lassen sich zwei Mündungen, beide in günstiger Lage anbringen, so werden durch eine solche Anordnung nicht nur große Vortheile für Schifffahrt und Verkehr gewonnen, sondern der Strom des Wassers, dessen Durchzug zwei Mündungen in günstiger Lage bewirken, wird auch zur Reinhaltung des H. beitragen. — Ein Meeresstrom, der vor der Mündung des H. vorbei streicht, drängt nicht nur allein die ankommenden Schiffe auf die Seite und macht die Einfahrt höchst unbequem und gefährlich, sondern er treibt auch, besonders wenn der Sturm die Sandbänke aufrührt, oder wenn sich oberhalb ein unreiner Landstrom in das Meer ergießt, Sand und Erde zur Hafenmündung hinein, verstopft sie, und versandet endlich auch den H. Ihm wirkt man durch einen Damm o p Fig. 1. entgegen, den man oberhalb der Mündung, wie einst am H. von Rhodos geschehen ist, von einem der Hafendämme aus so weit in die See führt, bis der Strom durch ihn gebrochen wird. Er wird nun nicht nur allein das ruhige Einlaufen der Schiffe zulassen, ja sich zum Theile gegen den Hafenmund abwenden, und selbst die Schiffe zur Mündung einlenken, sondern auch das Eintreiben des Sandes verhindern, der sich jetzt hinter dem Damme in der Gegend q q ansetzt, und selbst zu dessen größerer Befestigung beiträgt. — Aber auch die Weite ab des Hafenmundes muß so beschaffen seyn, daß durch sie das Einrollen der Meereswellen so viel wie möglich verhindert, und zugleich das Ein- und Auslaufen der Schiffe begünstigt werde. Es wird sich sogleich der passendste Ort, hierüber bestimmter zu reden, darbieten, wenn wir zur Bestimmung der Mündungsweite der Hafenstraße gelangen, welche denselben Rücksichten, wie der Hafenmund, unterworfen ist.

Die Hafenstraßen, von den Franzosen Chenals genannt, finden da Statt, wo eine Versandung des H. durch die Einfachheit der oben im II. Abschn. beschriebenen Reinigungsmittel nicht mehr zu heben ist. Dieser Fall tritt unter zweierlei Umständen ein. Ein Mal in großen Strommündungen, die sich zu H. ausbreiten: denn die Ströme haben hier, wo sie ihre engen Ufer verlassen und sich erweitert haben, die Gewalt nicht

mehr, die Theile, die sie mit sich führen, in die Tiefe des Meeres fortzureißen. Sie lassen sie also in dieser Gegend niederfallen; die Küste versandet, und schwere Schiffe können nun nicht in den H. einlaufen. Ein anderes Mal zeigt er sich bei H., vor deren Mündung die See in der Ebbe weit zurück tritt. Die zur Reinigung geöffneten Schleusen haben hier keine weitere Kraft mehr, als daß sich der eingestürzte Spülstrom über dem Strande ausbreitet, und krumme Gänge aushöhlet, ehe er sich in das Meer ergießt. Dem Strome oder den geöffneten Schleusen muß jetzt die Hafenstraße zu Hilfe kommen. Diese besteht aber aus 2 Dämmen o p und n b Fig. 2, 3, 4, von uns Hafenstraßendämme und Einfahrtsdämme, und in Frankreich Jettés (jettées) genannt, welche den Ausfluß in Gestalt eines Grabens fassen, und die Gewalt des Stromes durch diese Einschränkung so vermehren, daß er den Grund nach und nach vertieft, oder in vertieftem Zustande und den Schiffen die Bahn zum Ein- und Auslaufen offen hält.

Die Länge dieser Dämme wird hauptsächlich durch die Größe der Untiefe vom eigentlichen H. an bis zu derjenigen Stelle in der See bestimmt, wo die Wassertiefe in der Ebbe noch groß genug ist, um das Einlaufen der schwersten Schiffe zuzulassen. Sie ist daher oft sehr bedeutend, und die Anlage eines solchen Werkes mit großem Kräfte- und Kostenaufwande verknüpft. So z. B. Dünkirchen. Da indessen die Hafenstraße ungemein Viel dazu beiträgt, die Ruhe der Wasserfläche im H. herzustellen: so pflegt man bei Bestimmung ihrer Länge, besonders für Untiefen, die kürzer als 900 Fuß sind, und wo der Hafenmund zugleich dem Flutstrome sehr ausgesetzt ist, auch diese Umstände zu berücksichtigen, und für enge, aber von Schiffen stark besuchte H., die eine ziemlich weite Mündung haben, und nicht seitwärts von derselben sich ausbreiten, die Hafenstraße nicht leicht unter 900 Fuß lang zu machen; weil nur in dieser Weite ein Schiff bei hartem Winde mit Sicherheit aufgehalten werden kann; es müßte dieses dann durch Kabeltaue, die auf den Straßendämmen befestigt sind, geschehen, was aber ein unsicheres und gefährliches Unternehmen ist. Bei einem engen Hafenmunde und weiten H., auf dessen großer Wasserfläche die zur Mündung hinein rollenden engen Wellenprofile sich ausdehnen, und ihre Höhe und Gewalt verlieren, kann die Hafenstraße immer kürzer werden. Beide Dämme werden ganz zweckmäßig von gleicher Länge in die See hinaus geführt. Allein wenn gewöhnlich ein starker Meeresstrom vor dem Ende der Straße vorbei streicht, welcher die einlaufenden Schiffe seitwärts treibt, und das Einsegeln ungemein schwierig, ja oft gefährlich macht: so muß man den oberen Damm, das ist jenen, von dessen Seite der Strom herzieht, und der in Fig. 2, 3 nnd 4 mit o p bezeichnet vorgestellt ist, um ein Stück a p weiter als den unteren in die See hinaus reichen lassen. Hierdurch wird der Meeresstrom von der Mündnng abgehalten, und das Einlaufen der Schiffe nicht mehr stören. Doch darf man den oberen Damm nicht zu weit über den unteren hervor treten lassen: denn je weiter er vortritt, desto mehr wird die Mündung eintreibender Gewalt von Meereswogen geöffnet und dem Versanden ausgesetzt, ja der Widerstrom, der sich von dem am oberen Hafendamme auslaufenden Meeresstrom erzeugte, würde sogar das Einlaufen der Schiffe wieder stören. Der Baumeister muß daher die Wirkung des Spülstromes, die Beschaffenheit des Bodens von der Hafenstraße und vom Strande, die Tiefen längs der Küste, und die Richtung, so wie die Stärke des Ebbe- und Flutstromes wohl erforschen und gegen einander vergleichen, ehe er die Anlage der Hafenstraße entwirft: denn von allen diesen Umständen hängt Länge und Gestalt der Hafenstraßendämme sowohl als der ganzen Hafenstraße ab. Im Allgemeinen gilt die Regel: den oberen Straßendamm um die Weite a b der Mündung über den unteren hervor treten zu lassen, also daß a p gleich a b werde: denn alsdann wird der Strom gewöhnlich gerade so abgewiesen, daß er selbst die einlaufenden Schiffe in die Straße lenkt, und die Gefahr der Versandung bleibt ohne Wirkung, sobald nur die Spülschleusen ihre richtige Anordnung und Lage erhalten haben. Endlich ist es rathsam, an das Ende jeden Dammes einen Schenkel b r und p t unter einem ziemlich spitzen äußeren Winkel anzusetzen, um zu bewirken, daß der aus der Straße heraus geführte Sand von der demselben entgegen wirkenden See an diesen schief gerichteten Dammschenkeln hin und hinter dieselben getrieben werde. Er wird sich dann an den äußeren Seiten q q... der Straßendämme wie hinter Buhnen in einem Strome zu Boden setzen, diese immer mehr durch nach und nach erfolgende immer größere Versandung befestigen, am Ende gar verlanden, und schwere Unterhaltungskosten für die Zukunft ersparen.

Die Breite der Hafenstraße wird regelmäßig ihrer ganzen Länge nach gleich gehalten, oder, welches einerlei ist, beide Hafenstraßendämme werden in gerader und paralleler Richtung gegen einander aufgeführt, und dieß vorzüglich, wenn die Straße eine bedeutende Länge hat; weil dann die eingetriebenen Wellen sich ohne dieß abmatten und verlieren, auch die Erhaltung der Gewalt des Spülstromes in diesem Falle besonders zu berücksichtigen ist. Die Bestimmung des Maßes dieser Breite ist mit Bestimmung der Weite des Hafenmundes einerlei; denn sie beruhet auf derselben allgemeinen Regel, welche also lautet: „Die Mündung des Hafens darf nicht zu weit seyn, damit von Außen das Einrollen der breiten Meereswogen so viel wie möglich verhindert werde, und von Innen der Spülstrom die beste Wirkung zur Reinigung oder Reinhaltung des Hafens behalte, das ist, mit der möglichsten Geschwindigkeit und Kraft nach Außen ströme. Sie darf aber auch nicht zu enge seyn, damit das Ein- und Auslaufen der Schiffe unter allen Umständen mit der möglichsten Leichtigkeit geschehen kann." Aus Vergleichung der Mündungsweiten vieler Häfen mit der inneren Beschaffenheit derselben hat Wiebeking folgende Maßbestimmungen als Gränzen, zwischen denen sich der Hafenbaumeister nach Maßgabe der ört-

lichen Umstände halten soll, abgeleitet: Die Weite der Mündung bei gewöhnlicher Fluthöhe kann 108 Fuß betragen, wenn sie eine bedeutende Tiefe, die Straße selbst aber die beste Lage und zugleich eine Rhede vor sich hat. Sie betrage 120 Fuß, wenn weder Sand- noch Kiesbänke vor ihr liegen. Sie werde 125 Fuß weit gemacht, wenn auf das Ausweichen zweier Kriegsschiffe gerechnet werden muß. Sie sei 150 Fuß, wenn das Einlaufen schon mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Aber nie mache man sie größer als 180 Fuß, außer wenn sie von einem Flusse, der etwa eine größere Weite nöthig macht, gebildet wird: denn in diesem letzten Falle, oder vielmehr in jedem Falle muß die Weite der Mündung so wie auch die Weite der ganzen Hafenstraße mit der Normalbreite des Stromes, oder mit der Summe der Breiten aller Kanäle oder Spülschleusen, die zur Reinigung in den Hafen geleitet werden, übereinstimmen. Ist aber der Fall oder die Gewalt dieser Ströme stark genug, so kann man auch den Wunsch der Schiffer berücksichtigen, und die Breite der Straße, nie aber die Weite des Hafenmundes vergrößern, welche letztere sich immer nach den eben gesetzten Bestimmungen zu richten hat.

Nach Belidor soll diese Erweiterung der Straße nach Außen, gegen das Meer hin, erfolgen, und in allen Fällen den zwölften Theil der ganzen Straßenlänge betragen. Nach diesem würde also der Hafenmund am Anfange der Straße seine Stelle haben. Gewiß aber ist Wiebeking's Regel richtiger, nach welcher diese zur Bequemlichkeit der Schifffahrt erfolgende Erweiterung von Außen nach Innen, das ist, gegen den Hafen selbst hin geschehen soll, und der eigentliche Hafenmund also am Ende der Straße bei a b Fig. 5. bestimmt festgesetzt ist: denn dadurch wird nicht nur allein der durch diese Erweiterung geschwächte Spülstrom nicht zu sehr geschwächt, weil sich mit der Entfernung von seinem Falle das Stromprofil verengt, und so die Geschwindigkeit oder Kraft, die er durch diese Entfernung verloren hat, zum Theile wieder ersetzt wird, sondern es wird zugleich auch der andere Hauptzweck, die Hafensicherheit erreicht, indem die vom Meere her in die Hafenstraße hinein rollenden Wellen desto niedriger und kraftloser werden, je näher sie dem eigentlichen Hafen kommen, weil sie bei dieser Anordnung aus engeren Profilen immer in weitere übergehen; welches Alles bei der Belidor'schen Anordnung der umgekehrte Fall seyn würde. Damit aber diese Erweiterung einer Seits für die Wirkung des Spülstromes nicht zu groß, anderer Seits für die Schwächung der in den Hafenmund einrollenden Wellen und für die Bequemlichkeit der Schifffahrt groß genug ausfalle: so hält man jetzt für das Sicherste, daß diese Erweiterung $\frac{1}{20}$ der Straßenlänge betrage. So daß z. B. bei einer Straßenlänge a w von 3000 Fuß die Mündungsweite a b bis auf ungefähr 200 Fuß von der Mündung, im Beispiele bis o n, dieselbe bleibe, und sich von hier an nach der eben festgesetzten Regel erweitere, folglich in $wx = ab + \frac{1}{20} yz$ werde. Übrigens dürfen sich weder bei den Stellen o und n, wo die Erweiterung der Straße anfängt, noch in w und x, wo die Straßendämme mit den Hafenwänden zusammen stoßen, scharfe Ecken dem inneren Hafenraume darbieten, sondern die Verbindung muß nach krummen Linien gebildet werden, wie es auch im Beispiele Fig. 5. anschaulich gemacht ist.

Die Richtung der Hafenstraße ist desto vortheilhafter, je mehr sie mit der Richtung des Stromes oder der geöffneten Schleusen überein stimmt; denn das Wasser wird um so kräftiger strömen, und folglich um so sicherer die ausgespülten Theile mit sich fortführen, je weniger Hinderniß seiner freien Stromrichtung entgegen steht. Doch muß man bei Bestimmung dieser Richtung auch noch den Strich der Flut und die herrschenden Winde in Betrachtung ziehen. Denn wenn die Flut gerade und schnell in die Straße rollt, so werden die Schiffe in eine schwankende Bewegung gesetzt, wodurch sie in Gefahr kommen, gegen einander selbst und gegen die Straßendämme gestoßen zu werden. Kann man aber die Richtung der Straße gegen die Flut nicht vermeiden, so legt man dieselbe nach einer gebogenen Linie an, um die Gewalt der Flut zu brechen, welches um so nothwendiger wird, wenn die Straße nicht besonders lang ist. Doch darf die Biegung nicht bedeutend seyn, damit nicht zugleich der Strom aus dem Hafen her zu viel von seiner Kraft innerhalb der krummen Straßendämme verliere. Die vortheilhafteste Anordnung dieser Biegung ist, wenn dieselbe nach Fig. 3. bloß an der unteren Hälfte u a p b v der Straßenlänge, und zwar also erfolgt, daß der obere Straßendamm o p gegen die Straße hin hohl werde, die Krümmung selbst aber in der oberen Hälfte n o u v in geradelinige Richtung übergehe: denn nun wird der Spülstrom nicht nur allein seine Wirkung nach der ganzen Länge der Hafenstraße hin nicht verlieren, sondern auch an ihrem Ende und zwar gerade auf diesen hohlen Theil p u des oberen Straßendammes besser wirken, wo sich sonst immer der von dem Widerstrome oder auch von der Flut und von den Brandungen herbei geführte Kiesel anwirft. Wenn aber nach Fig. 4. der untere Damm b n diese nach der Straße hin gewendete hohle Gestalt erhielte, so würde aus bekannten hydrotechnischen Gründen der Strom von dem oberen Straßendamme o p abgewiesen und in der hohlen Bahn nach n b zu laufen genöthigt werden, sich also in der ganzen Straßenlänge am oberen Damme o p hin eine Sandbank anlegen. Noch weniger darf man die Straße gerade dem herrschenden Winde entgegen richten: denn dieser würde sie bei jedem Sturme so sehr mit Sand verstopfen, daß sie in langer Zeit nicht wieder gereinigt werden könnte. Erlauben es endlich noch die anderen Forderungen und Umstände, der Hafenstraße eine solche Lage anzuweisen, daß die größte Ausdehnung des Hafens seitwärts von der Straße zu liegen komme, wie die musterhafte Anlage des Hafens von Havre hievon ein Beispiel liefert, und wie ich dieses auch in zwei der hieher gehörigen erklärenden Figuren, nämlich in Fig. 1. und Fig. 5. durch äußere Anschauung versinnlicht habe: so hat man alles

Mögliche gethan, des Hafens Wasserfläche den heftigen Bewegungen der Meereswogen zu entziehen, und ihr die schönste Ruhe und die vollkommenste Sicherheit für die Schiffe anzueignen.

Fast alle Häfen längs der franz. Küste am Ocean und am Kanale müssen Hafenstraßen haben, wie Bajonne, Boulogne, Calais, Cherbourg u. s. w., und es gibt Fälle, daß fast der ganze Hafen, wie zu Brielle und Helvoetsluis, nichts als eine solche Hafenstraße ist. Häfen an Seen, die, wie das mittell. Meer, eine unbedeutende Abwechslung von Ebbe und Flut haben, bedürfen der Hafenstraßen nur in dem Falle, wenn man sich derselben zur Einschränkung eines in den Hafen zur Erhaltung der Tiefe geleiteten Flusses bedienen will, wie z. B. Bajonne, Colberg, Memel und Riga.

VI. Hafenleuchten, Leuchtthürme oder Pharen und Baaken. Besonders nothwendig ist es, die Lage des Hafenmundes den ankommenden Seeleuten in möglichst weiter Entfernung kenntlich zu machen, und in der Nacht die Einfahrt selbst durch ein sicheres Licht zu erhellen. Hiezu dienen gewaltige Thürme, die am Tage durch ihre bedeutende Höhe, ihre ausgezeichnete Dicke und Farbe, bei Nacht aber durch angebrachte Leuchtfeuer diesem Zwecke genügen. Solche Thürme müssen also zunächst an der Mündung erbaut, und mit einer Einrichtung für Leuchtfeuer in der Art versehen werden, daß sie nicht nur allein im Verhältnisse zu ihrer Höhe in der weitesten Entfernung sichtbar werden, sondern auch die Mündung selbst und ihre Umgebung so weit als möglich erleuchten. Sie dienen ferner durch ihre Höhe, die Signale, besonders die Nothschüsse ankommender Schiffe aus weiter Ferne zu vernehmen, und auch den fernen Schiffen, die Gegenlosung durch bewegliche Leuchtsignale, Flaggen und Kanonenschüsse zu empfangen. Sie sind unter dem Namen Hafenleuchten, Leuchtthürme und Pharen bekannt, und werden in Bezug auf ihre Anlage, Form, Einrichtung, Ausführung und Alterthum unter einem eigenen Artikel, Leuchthürme abgehandelt.

Auch der Weg zum Hafenmunde muß so viel wie möglich gesichert werden. Machen ihn also Klippen oder unsichtbare Strandorte gefährlich: so werden für die Nachtzeit ebenfalls Leuchtthürme an solchen Stellen unterhalten, für den Tag aber Tonnen, am besten aber Baaken ausgelegt. S. d. Art. Baaken.

VII. Innere Häfen oder Bassin und Vorhäfen. Wenn das Flutwasser in einem Hafen tief genug ist, allein bei der Ebbe eine so geringe Wassertiefe eintritt, daß die großen Schiffe auf dem Strande liegen würden, wie dieses bei den meisten Häfen an der Nord- und Westküste Europa's der Fall ist: so muß durch Erbauung eines oder mehrerer großen Wasserbecken, wie C, D, E, F, G u. s. w. in Fig. 1. geholfen werden, welche Bassin und innere Häfen heißen. In Bezug auf sie wird nun der übrige Hafen A B Fig. 1. der Vorhafen genannt. Ein solcher innerer Hafen wird mit einer Schleuse, wie an den inneren Häfen C, D, E u. s. w. bei c, d, e u. s. f. versehen, welche während der Flutzeit offen steht, und das Einlaufen der Schiffe zuläßt, vor dem Eintritte der Ebbe aber geschlossen wird, um so die darin befindlichen Schiffe während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes flott zu erhalten. Dieses Hilfsmittel ist aber nur für Fregatten von 40 bis 50 Kanonen hinlänglich, aber nicht für die schweren Schiffe, die 25 bis 30 Fuß Wasser brauchen: denn der Unterschied der Wasserhöhe von Ebbe und Flut beträgt gewöhnlich, selbst in den Zeiten des Neu- und Vollmondes, wo er am bedeutendsten ist, nur 15 bis 16 Fuß. Wenn also während der Ebbe nicht eine eben so große Wassertiefe übrig bleibt: so müssen die schweren Kriegsschiffe und die größten Handlungsschiffe auf der Rhede vor Anker liegen bleiben, welche daher bei Häfen dieser Art durch Natur und Kunst besonders gut verwahrt seyn muß. Allein die inneren Häfen können auch, so wie die Spülbusen durch herbei geführte Kanäle und durch Wasserhebmaschinen bis zur nöthigen Wasserhöhe angefüllt werden: denn auch die Spülbusen sind innere Häfen, und die inneren Häfen selbst können zur Reinigung des Hafens, und müssen zu ihrer gegenseitigen Reinigung als Spülbusen eingerichtet werden. Vgl. übrigens II. und IV. Abschn.

Bei Anlage der inneren Häfen hat man indessen vor Allem zu beobachten, daß man sie und ihren Eingang in dem Falle, wo die Flut gerade in den Hafenmund streicht, nie diesem gegenüber, sondern seitwärts anlege, damit die schnell einrollende Flut keinen Schaden verursache. Die Gestalt ihrer Grundfläche soll aber so lang und so schmal seyn, als nur möglich ist, weil dadurch nicht nur allein die vollkommenste Ruhe auf ihrer Wasserfläche hergestellt wird, indem sich die Wellen nur desto höher erheben, je breiter die regelmäßige Wasserfläche ist, die der Wind trifft, sondern weil auch der Verkehr am Hafen erleichtert wird, wenn alle Schiffe sich an den Hafenwänden anlegen können, wie dieses durch die angedeutete Gestalt bei der größten Ökonomie des Raumes möglich wird.

Zur Beurtheilung und Bestimmung der Größe solcher inneren Häfen, so wie des Hafenraumes überhaupt, dienet die Kenntniß der Länge und Breite der verschiedenen Arten von Schiffen (s. Art. Schiff), welche der Hafen fassen soll, und die Erfahrung des Raumes, welchen eine jede Art bei der Bewegung zum Umdrehen einnimmt. Ein allgemeines Beispiel wird das höchst einfache Verfahren für alle Fälle anschaulich machen. Wenn nämlich z. B. die nöthige Breite und Länge eines inneren Hafens, einer Gracht oder eines Kanales, welche alle, wie ich bereits im III. u. IV. Abschn. bemerkt habe, theils zur Erweiterung der Häfen, theils zur bequemen Abtheilung derselben so zweckmäßig sind, bestimmt werden soll: so muß man wissen, daß sich die Schiffe mit ihrer Länge an die Hafenwände oder Kaie anlegen, und daß zur Bequemlichkeit je zwischen zwei Schiffen eine halbe Schiffslänge Raum erforderlich ist. Soll nun auf jeder Seite eines Hafens eine solche Reihe von Schiffen zu liegen kom-

men: so muß zwischen beiden Reihen zur sicheren Bewegung der Schiffe ein Raum gleich der ganzen Länge eines Schiffes mit dem Bugsprit gelassen werden. Bezeichnet also b die größte Breite eines Schiffes, l seine ganze Länge mit dem Bugsprit, B die Breite des Hafens, L dessen Länge und n die Anzahl der Schiffe: so ist $L = n\left(l + \frac{1}{2}\right)$ und $B = 2\,b + l$. Nach Wiebeking ist für einen auf diese Art angelegten Hafen, wenn er bloß für große Kriegsschiffe bestimmt ist, eine Breite von 392 Fuß erforderlich, und wenn auf einer Seite große, auf der andern Seite kleine Kriegsschiffe liegen sollen, eine Breite von 300 Fuß; für einen dergleichen Handlungshafen mit größeren Schiffen fordert er ebenfalls eine Breite von 300 Fuß, und wenn nur auf die eine Seite große, auf der andern aber kleinere Kauffahrteischiffe gelegt werden: so hält er eine Breite von 250 Fuß für hinlänglich. Übrigens zeigt sich bei den bestehenden Bassin oft eine große Abweichung von diesen Maßen, und eine große Verschiedenheit derselben unter sich. Zur Beurtheilung des nutzbaren Raumes eines weiten Hafens kann man das Quadrat der doppelten Länge eines Schiffes mit dem Bugsprite für den zur bequemen Bewegung nöthigen Raum auf der Wasserfläche des Hafens annehmen. — Die inneren Häfen kommen sehr häufig vor, z. B. in Italien zu Civita Vecchia, in England zu London, zu Liverpool u. s. w. In Frankreich sehr viele, z. B. in Cherbourg, in Dünkirchen, in Havre u. s. w. In Holland trifft man eine noch größere Anzahl an, wie die Beschreibung der Häfen viele Beispiele davon liefert. Als Muster eines in dieser Hinsicht wohl angeordneten und eingetheilten Hafens wird der Hafen von Havre empfohlen. Auch ist in der hieher gehörigen Fig. 1. eine solche, durch innere Häfen bewirkte bequeme Anordnung anschaulich gemacht.

VIII. Kaie; Hafendämme; Hafenwände oder Hafenhäfter; Hafenstraßendämme; Molen oder Meerdämme überhaupt, sind also die wesentlichen Bauwerke, durch welche die Hafenräume gebildet, und gegen die Einwirkungen des Meeres gesichert werden. Die Begriffe der verschiedenen Benennungen sind theils oben in der Einleitung zu diesem Art., theils in dem V. Abschn. festgestellt. Hier bleibt noch übrig, das Nöthige von der Lage, von der Form, von den Abmessungen und von der Construction dieser Bauwerke zu berühren, oder auf die Stellen dieses Art. und jene Art. unserer Encyclopädie zu verweisen, wo davon umständlich gehandelt werden muß.

Die Lage der Kaie und Hafenwände hängt hauptsächlich von der Gestalt des H. ab, welche entweder der menschliche Verstand kunstmäßig angeordnet, oder die Natur zum Theile vorbereitet hat, und diese ist schon durch die Betrachtungen, die im III. Abschn. von der Gestalt der H. und im VII. Abschn. über die inneren H. angestellt wurden, bestimmt, wobei nur noch die Bemerkung zu machen ist, daß Inseln und Klippen bei der Umfassung sehr zu Statten kommen, vorausgesetzt, daß sie nahe genug an der Küste liegen; sie dürfen nur durch Dämme zusammen gehängt werden, und der Hafenraum ist geschlossen. Die Lage der Hafenstraßendämme geht aber aus den Bestimmungen hervor, die im V. Abschn. über die Anlage der Hafenstraßen gemacht wurden, und die Lage der Meerdämme aus dem, was in eben diesem Abschnitte von Sicherung des Hafenmundes überhaupt gesagt wurde, und im X. Abschn. von Sicherung der Rheden noch berührt werden wird.

Die zweckmäßige Form, die nöthigen Abmessungen, und die verschiedene Construction der Kaie wird der Artikel Kai abhandeln, und durch Beispiele der musterhaftesten Kaie zur Anschauung bringen. Hier ist nur im Allgemeinen auf das, was die Hafenkaie besonders angeht, aufmerksam zu machen. Die Kaie sind es, welche nicht nur allein die künstlich befestigten Ufer der See- und Flußhäfen, sondern auch alle Wände der inneren Häfen, der Grachten und Kanäle bilden, wodurch der Hafenraum abgetheilt oder erweitert wird. Ihre Höhe muß natürlicher Weise den Wasserspiegel des Seehafens und an Flußhäfen den höchsten Wasserstand des Hochwassers übersteigen, damit die am Ufer liegenden Waaren und andere Gegenstände nicht benetzt, oder gar von den Fluten fortgerissen werden. Der Verkehr und die Volksmenge, die sich der Geschäfte und des Vergnügens wegen an den Hafenufern umher treibt, fordert, daß sich auf der Höhe der Hafenuferkaie eine 40 bis 60 Fuß breite Straße hinziehe, welcher die zum H. gehörigen Gebäude angränzen. Die Mauerstellen, in welchen gewaltige Ringe zum Anbinden der Schiffstaue mit der größten Haltbarkeit zu befestigen sind, müssen von dem festesten Materiale gemacht werden, und da, wo Mauerpfeiler oder Anbindesäulen zu diesem Ende angeordnet werden, soll ihre Anordnung nicht nur allein der Bequemlichkeit, sondern auch der Symmetrie und Eurythmie, und dem Charakter des Ganzen entsprechen. Die zweckmäßige Form dieser allen Kaien und Hafendämmen eigenthümlichen Theile wird ebenfalls der Art. Kai durch Anschauungen versinnlichen. Gleiches wird von der Anlage und dem Baue der Treppen gefordert, welche von der Höhe der Kaie sowohl als der Hafenwände überhaupt in das Wasser hinab führen. Bei diesen hat man besonders zu beobachten, daß sie nicht in den Hafenraum vorspringen, sondern sich mit der äußersten Wand- oder Mauerfläche der Hafenwände endigen. Je breiter diese Treppen sind, desto vollkommener wird die Bequemlichkeit ihres Gebrauches und der Zweck der Schönheit erreicht. Die höchste Bequemlichkeit und den herrlichsten Anblick gewähren sie, wenn sie in großen Massen den ganzen Hafenraum rings umfangen.

Was nun die Hafendämme besonders angeht, so müssen diese so weit aus dem Meere hervor ragen, daß die vom Sturme aufgeregten Meereswellen nicht mehr über dieselben einschlagen: denn dieses ist eben der Hauptzweck des H., durch dessen Vernachlässigung die Schiffe im H. weit größerer Gefahr Preis gegeben würden, als auf der offenen See, wo sie sich mit Hilfe

der Segel den Wellen entziehen können. Die Hafendämme müssen also nicht nur allein um einige, allenfalls 2 bis 4 Fuß über die tägliche Flut erhöht, sondern auch noch überdieß mit einer Brustwehre versehen werden, welche die Brandungen vom H. abzuhalten hat. Eine solche Brustwehre muß zu diesem Ende eine bedeutende Stärke, allenfalls von 6 bis 10 Fuß, und eine Höhe erhalten, welche über die Brandungen hinlänglich empor ragt, wozu bei geringer Höhe des Dammes oft 20 und etliche Fuß nöthig sind. Hinter der Brustwehre muß aber noch Platz zum Verkehr vorhanden seyn. Dafür ist das Maß von 8 Fuß in der Krone des Dammes das geringste. Sollen die Hafendämme zu Befestigungen dienen, so müssen sie sich wenigstens 12 Fuß über die tägliche Flut erheben, damit sie von feindlichen Schiffen nicht beherrscht werden, und zu Wallgängen müssen sie eine Breite von 14 Fuß erhalten. Allein zur vollkommenen Ausbildung eines nach dem Gesetze der Zweckmäßigkeit wohl angelegten Handlungs- oder Kriegshafens muß diese Dicke oder obere Fläche der Hafendämme noch viel breiter werden, besonders wenn, dem Sinne der Bequemlichkeit gemäß, Magazine und Schuppen auf ihr stehen sollen. Darum haben auch die Hafendämme von Toulon eine Breite von 57 Fuß, ohne die 22 Fuß hoch empor steigende, oben 8 Fuß dicke Brustwehre, noch die tiefer liegenden, an der Hafenseite sowohl als an der Meerseite unter der Fluthöhe hin ziehenden Gänge, jeden ohne die Böschungen der Krone 10 Fuß breit, zu rechnen.

Hohe Mauern, deren Stelle größten Theils die zu den Bedürfnissen der Schifffahrt, des Handels und des Kriegs erforderlichen Gebäude vertreten, müssen überdieß noch die Sturmwinde an jenen Stellen abhalten, wo dieses nicht schon durch Anlage von Stadtgebäuden oder durch Felsen und umliegende Anhöhen bewirkt ist: denn die von Außen herein stürmenden Winde würden den H. ebenfalls zu einem höchst unsichern Aufenthalte machen. Wellen, die ein Sturm im H. selbst erregen würde, wären zwar von keiner Bedeutung, weil zu großen Wellen auch eine große Wassertiefe nöthig ist, die dem H. gewöhnlich mangelt, und weil überdieß die im H. entstehenden Wellen auch noch durch Abpfählungen für die verschiedenen Schiffslager oder durch andere Abtheilungen gebrochen werden. Allein der mit voller Gewalt eindringende Sturmwind würde die Schiffe gegen einander selbst und an die Hafenwände hin werfen, und sie könnten dem Schiffbruche nimmermehr entgehen.

Die Hafenstraßendämme, welche die Hafenstraße begränzen, damit sie der Spülstrom vertiefen kann, brauchten zu diesem Zwecke eigentlich nicht höher zu seyn, als ein Paar Schuhe über die Ebbe bei der Mündung, und in der Nähe der Spülschleusen eben so viel über die Flut, weil nur in der Ebbezeit gespült wird. Damit aber der Flutstrom nicht täglich über sie einwärts falle, so müssen sie selbst da, wo weitläufige Sandbänke vor ihnen liegen und die Wogen des Meeres schon gebrochen haben, wo sie also weder die Sturmfluten abhalten, noch auch dem Verkehre dienen sollen, wenigstens bis zur täglichen Flut empor steigen. Dann müssen aber Pfahlreihen, so genannte Duc d'Alben in den Dämmen eingerammt werden, um die Schiffe an dieselben anzulegen. Sollen sie den Strandkiesel aufhalten, und die Erhöhung des Strandes bewirken, oder ist die Einfahrt bei Seestürmen gefährlich: so muß das massive Werk der Dämme, das ist, der mit Material ausgefüllte Theil 2 bis 4 Fuß über der täglichen Flut, und bei großem Flutintervall $\frac{1}{4}$ dieses Intervalls darüber erhöht liegen. Sie sollen bei dieser Höhe am zweckmäßigsten von Buschsteinwerken erbaut und so eingerichtet werden, daß auf ihrer Krone alle 20 Fuß eine Reihe Duc d'Alben, das ist, quer über die Dammhöhe eingerammter Pfähle stehe, um auf diesen eine Bebrückung zum Ziehwege 8 Fuß über der täglichen Flut anzulegen. Ein solcher Ziehweg muß eine Breite von 4 Fuß erhalten. Ist aber die Hafenstraße enge, und sind Schifffahrt und Verkehr bedeutend: so müssen die Straßendämme entweder von Holzwänden oder von Mauerwerk erbaut werden, weil nur diese mit einer geringen Böschung ausgeführt werden können. Um nun aber auch die Wellenruhe in der Hafenstraße zu befördern, soll der obere Damm, welcher der Flut und dem herrschenden Seewinde entgegen steht, ungefähr 12 Fuß über die tägliche Flut erhöht seyn, wo hingegen der untere nur eine Höhe von 10 Fuß nöthig hat. Doch kann der innere Theil eines jeden Dammes um 2 Schuhe niedriger seyn, als der äußere oder seewärts liegende, weil jener den hohen Wellen weniger als dieser exponirt ist. Dienen endlich die Straßendämme auch zum Verkehre, oder um Befestigungen und andere Gebäude darauf anzulegen: so gelten für sie dieselben Bestimmungen, die bereits oben für die Höhen und Kronbreiten der Hafenwände mitgetheilt wurden. Überhaupt sind alle Molen oder Meerdämme, die einen Hafen oder die Mündung eines Hafens zu decken haben, diesen Bestimmungen unterworfen, weil auf ihnen entweder Festen oder Leuchtthürme oder andere Gebäude errichtet werden.

Meerdämme, die eine Rhede schützen, brauchen eigentlich nicht höher als bis auf $\frac{2}{3}$ der Springflut zu reichen, vorausgesetzt, daß die Rhede von der Küste und von den Inseln gegen die meisten Windstriche gedeckt ist: denn diejenige Höhe, die bis zu $\frac{2}{3}$ der Springflut über die ordinäre Ebbe geht, ist, wie die Erfahrungen beweisen, schon hinreichend, die Wellen auf der Rhede zu mäßigen. Wiebeking macht dieses auch durch die Bemerkung einleuchtend: daß die Wellenbewegung in einer solchen Rhede, die von einem Meerdamme gedeckt ist, dessen Höhe so weit hinauf geht, daß die Basis der Wellen sich unter seine Krone hinab senkt, gemäßigt werden muß; weil der untere Theil einer jeden Welle von dem Meerdamme durchschnitten, und die Welle also in ihrer Schwingung gehemmt werde. Geht jedoch die Springflut so hoch hinauf, daß ihr unterstes Drittel unterhalb der Basis der Wellen steht: dann muß freilich auch der Meerdamm sich höher als dieses Drittel erheben, weil er sonst die Schwingungen der Wellen nicht wirksam unterbrechen würde. Doch ist dieses nur

da der Fall, wo die Flut höher als 25 Fuß steigt. Hat die Rhede aber ein flaches Ufer, und ist allen Winden oder doch den herrschenden Seewinden bloß gestellt: so muß der Meerdamm die Höhe der ordinären Flut erreichen, um die Wellen auf der Rhede zu mäßigen, und die Communikation zwischen ihr und den Meereswogen abzuschneiden. Auch bei einer kleinen Rhede muß der Meerdamm diese Höhe erreichen, ja noch höher seyn, damit der Seefahrer nicht Gefahr laufe, darauf zu stoßen: denn in einem beschränkten Raume kann er während der Stürme den besten Lauf des Schiffes nicht einhalten, es sei dann, daß er schon von weitem die ihm gefährlichen Gegenstände erblicke. Gleiches ist auch in Meeren, wo keine Flut ist, zu beobachten, damit die Dämme, die sonst immer unter Wasser blieben, dem Schiffer keine gefährliche Klippe werden. Überhaupt aber wäre es immer zweckmäßiger, die Meerdämme hoch als niedrig zu machen, wenn nicht die Ökonomie gar zu oft eine mäßige Höhe geböte. —

Um die Gewalt der Wellen zu mindern, müssen sich alle Hafen- und Meerdämme in schiefen Ebenen in die Fluten hinab senken. Je größer diese Böschung ist, das heißt, je mehr sich diese schiefen Ebenen von dem Steilen entfernen, desto mehr werden die Wellen abgemattet. Zu diesem Ende pflegt man auf der Meerseite auf jeden Höhefuß des Dammes wenigstens 3 Fuß Grundlinie zu rechnen, auf der Hafen- und Rhedeseite sich aber mit 1 Fuß Grundlinie zu begnügen. Als eine hinlängliche Dicke wird eine Breite von 18 Fuß in der Krone des Dammes angenommen. — Das volle Dammwerk oder das Profil des Dammes sollte eigentlich wegen des Angriffes der Wellen eine abgerundete Oberfläche, so wie auch eine abgerundete Krone erhalten, über welcher dann eine zweckmäßige Bebrückung zum Verkehre, allenfalls auf die oben beschriebene Art anzubringen wäre. Zu solchen Dämmen wird die Bauart in Buschsteinwerk als die vorzüglich geeignete anerkannt. Allein mannichfaltige örtliche Umstände und andere Forderungen, die wir in diesem Artikel schon berührt haben, machen meistens andere Formen und andere Constructionsarten, z. B. massive Mauern aller Art, Steinwürfe, Kastenbau, Füllwerk und Holzwände nothwendig. Über das Anschauliche dieser Constructionsarten, so wie über die jedem besondern Dienste eines Dammes am meisten entsprechende Bauart, Form und Einrichtung zu belehren, ist dem Artikel Damm vorbehalten, auf den ich also verweisen muß, besonders da derselbe auch die merkwürdigsten oder musterhaftesten Dämme der Alten und der Neueren als erklärende Beispiele durch Zeichnung zu versinnlichen hat.

IX. Schiffsdocken und Schiffswerfte mit den Hellingen und Schiffsstapeln. Mit den Hafenwänden müssen sich die Schiffsdocken und Schiffswerfte als wesentliche innere Bedürfnisse oder Theile eines Hafens unmittelbar verbinden. Die Schiffswerfte oder Stapelplätze sind Bezirke, auf welchen sich die Stapel oder Hellinge zum Baue und zur Ausbesserung der Schiffe befinden. Diese aber bilden schiefe, in das Wasser hinab geneigte Ebenen, deren Einrichtung und Construction der eigene Artikel Schiffsstapel erklären wird.

Die Schiffsdocken, zu gleichen Zwecken bestimmt, sind große, wasserdicht gemauerte, und mit Schutzschleusen versehene Becken, oder so genannte Bassinschleusen. Ein Schiff, das der Ausbesserung bedarf, läuft mit der Flut durch die geöffneten Thore der Schleuse in ein solches Becken ein, und nachdem dieses durch den Eintritt der Ebbe, oder wo keine Ebbe Statt findet, nach Verschließung der Thore und Verdammung der Mündung durch Auspumpen des Wassers trocken gelegt ist, wird die Ausbesserung vorgenommen, oder auch ein ganz neues Schiff in dem trocken gehaltenen Becken erbaut. Nach Beendigung des Baues wird das Wasser wieder eingelassen, und das flott gemachte Schiff läuft durch die geöffneten Schleusenthore aus. Die Beschreibung und Abbildung solcher Gebäude s. im Art. Schiffsdocken.

X. Äußere Bedürfnisse eines jeden Hafens. Wahrzeichen. Springbrunnen. Ruhebänke. Geschützte Rheden. Zur weiteren baulichen Ausbildung eines Hafens gehören auch die Wahrzeichen, um die Lage des Hafens den ankommenden Schiffen schon in möglichst weiter Entfernung anzuzeigen, vorausgesetzt, daß der Leuchtthurm an der Hafenmündung nicht selbst schon durch ausgezeichnete Höhe und Lage, und durch gewaltige Masse diesem Zwecke vollkommen genügt. Diese Wahrzeichen sind also nichts Anderes, als hohe und gewaltige Thürme, die noch überdieß auf hohen Felsen oder auf andern bedeutenden Anhöhen erbaut werden, wenn sich solche in der Nähe des Hafens vorfinden. Die höchste Vollendung wird erreicht, wenn auch diese Thürme als Leuchtthürme ausgeführt werden, um auch in der Nacht diesem wohlthätigen Zwecke zu dienen, wo sie dann freilich im Verhältnisse zu ihrer Höhenlage mit den stärksten Leuchten zu versehen sind. (S. d. Art. Leuchtthürme.)

Ein dringendes Bedürfniß eines Hafens ist ferner gutes und reichliches Trinkwasser. Es wird hier nicht eine bloße Verzierung, sondern zugleich eine höchst zweckmäßige Anordnung seyn, wenn es in mehreren Springbrunnen von der Höhe der Hafenkaie hoch empor steigt, damit es schon aus der Ferne von dem ankommenden Schiffsvolke gesehen werde: denn schon der bloße Anblick frischen Wassers ist den Seeleuten ein wahrer Genuß, der noch verdoppelt werden kann, wenn das sprudelnde Wasser mit dem Anblicke grünender Pflanzungen verbunden wird. Es ist daher auch ein würdiges und ruhmvolles Unternehmen, das reine Quellwasser von fernen Höhen herzuleiten, wenn die Lage des Hafens nachbarliche Quellen versagt, und durch dergleichen Werke zugleich den erhabenen Reiz, den der Anblick eines Hafens gewährt, zu vermehren. Auch reichlich hin und wieder angelegte schöne Sitze und Ruhebänke fordert ein Ort, der wie die Hafenkai nicht nur allein wegen des mannichfaltigen Treibens der Geschäfte, sondern auch wegen des Anblickes der Natur und der

kunstreichen Umgebungen immer der besuchteste öffentliche Spaziergang ist.

Eines der wichtigsten äußeren Bedürfnisse eines Hafens ist endlich eine gute und hinlänglich geschützte Rhede in seiner Nähe, damit die Schiffe, die bei Stürmen oder anderen Unfällen den Hafen nicht erreichen können, hier leicht und schnell einsegeln und sicher vor Anker legen, sich dann die nöthigen Bedürfnisse aus dem Hafen herbei holen und die Zeit abwarten können, mit Bequemlichkeit in denselben einzulaufen. Es ist nicht genug, daß eine solche Rhede einen guten Ankergrund (s. I. Abschnitt) und hinlänglich tiefes, aber bei der Flutzeit nicht zu tiefes Wasser habe (vergl. II. Abschn.), sondern sie muß auch von hohem Lande oder von Bergen umgeben seyn, welche sich in das Meer hinein erstrecken, die herrschenden Seewinde von der Wasserfläche abhalten und die Entstehung der Grundwogen verhindern, damit nicht nur allein die Schiffe vor den Winden gesichert liegen, sondern die Wellen auf der Rhede auch nie so hoch gehen, daß der vermittels Schaluppen zwischen ihnen hergestellte Verkehr unterbrochen würde. Sie muß ferner eine ansehnliche Größe haben, damit sich die Schiffe bequem vor Anker legen und wenden können, wobei für Kriegsschiffe auf eine gegenseitige Entfernung von 900 Fuß gerechnet wird, und vorzüglich eine leichte Einfahrt gewähren, daß man auch bei Seestürmen einlaufen kann, ohne daselbst, wo der Flutstrom ziehet, zum Schlepptaue oder zum Buggsiren seine Zuflucht nehmen zu müssen. Wenn der Strom des Meeres von selbst durch eine Rhede geht: so wird das Einlaufen dadurch sehr erleichtert; kommt er hingegen von der Seite: so hat man Mühe, ihn zu überwinden. Durch richtig gegen die Flut angelegte Meerdämme kann eine Einfahrt, die man für unmöglich gehalten hat, vollkommen hergestellt werden. Man muß sich aber hüten, daß durch dergleichen Anstalten den Strömen eine solche Richtung gegeben werde, die nach Verbesserung eines Übels ein weit größeres herbei führen, die Widerströme und Wirbel veranlassen, ja Versandung des nachbarlichen Hafens nach sich ziehen könnte. Überhaupt muß man mit allen übrigen örtlichen Umständen besonders die Natur und den Zug der Ströme vergleichen, damit sich nicht Sand-, Kies- und Schlammbänke bilden, und die ganze Arbeit unbrauchbar machen. Zur Erleichterung der Einfahrt muß der Eingang zur Rhede eine Wassertiefe von 25 bis 30 Fuß, und zugleich um der Sicherheit willen einen guten Ankergrund haben. In Gegenden, wo eine starke Flut herrscht, muß er auch lang seyn; aber eine große Weite kann nachtheilig werden, weil sie die Vertheidigung erschwert. Leicht könnte es dann einer feindlichen Flotte gelingen, trotz angelegter Festen und Schanzen unter Begünstigung eines guten Windes einzulaufen, von ihr aus, den Hafen selbst zu bombardiren, und die darin liegende Seemacht zu Grunde zu richten.

Es gibt keine Rhede ohne Fehler. Hier kommt es auf einen geschickten Baumeister an, der den Ort überall mit dem Senkblei richtig zu erforschen, die Umgebungen sorgfältig zu untersuchen, die natürlichen Anlagen mit Scharfsinn zu nützen, und die Fehler durch Kunst zu verbessern weiß. Kleine Inseln und Felsen bieten oft die größten Vortheile an. Festen, Schanzen, Thürme und Signale können auf ihnen errichtet, die Schiffe hinter ihnen gegen Stürme und feindliche Überfälle sicher gelegt werden. Eine damit verbundene theilweise Eindammung, ein in das Meer hinein reichender, gegen die Flut gekehrter Meerdamm, können meistens die Rhede zur höchsten Vollkommenheit bringen; wobei man freilich immer die Lage der Küsten, die Inseln und Sandbänke, die Klippen und die Vertheidigung der Rhede gegen feindliche Überfälle zu berücksichtigen hat: denn sie soll nicht nur allein gegen Winde und Grundwogen, sondern vorzüglich auch gegen das Eindringen feindlicher Kriegsmacht geschützt seyn. (Vergl. den XI. Abschnitt). Zur Vollkommenheit einer guten geschützten Rhede gehört auch eine bedeutende Anhöhe oder ein gewaltiger Thurm, der sie den Schiffern von der Ferne anzeigt, und ein hoher Leuchtthurm, um sie des Nachts kenntlich zu machen, und ihre Einfahrt zu erhellen. Finden sich auch Quellen oder Bäche von gutem Trinkwasser am Gestade der Rhede: so hat man Alles, was zur höchsten Vollkommenheit derselben verlangt werden kann.

Die Völker des Alterthums hatten keinen bedeutenden Kriegshafen, der nicht mit einer Rhede versehen war, und unter den H. der Neueren sind die engländischen, so wie die H. von Brest, Cadix, Cherbourg, Copenhagen, Cronstadt, Enkhuysen, Helvoet, Malta, Medenblik, Neapel, Nieuwe-Diep, Toulon und Vlissingen durch ihre Rheden berühmt. Unter diesen zeichnen sich die Rhede von Brest in Frankreich, die von Cadix in Spanien, und die Rhede von Portsmouth in England als besonders treffliche aus.

XI. Befestigung der Häfen gegen feindliche Gewalt. Um die baulichen Mittel zu bestimmen, durch welche ein H. gegen feindliche Unternehmungen gesichert werden kann, hat man seine Aufmerksamkeit theils auf die Seeseite, theils auf die Landseite zu richten. Auf der Seeseite hat man zuerst dafür zu sorgen, daß der Hafenmund ja nicht weiter werde, als es gerade für die Bequemlichkeit der ein- und auslaufenden Schiffe zuträglich ist. Je enger die Mündung ist, desto vollkommner kann der Zweck der Vertheidigung des H. erreicht werden. Sie wird dann mit tüchtigen Ketten, die an beiden, einander gegenüber liegenden Dammenden, entweder in Felsen oder über gewaltigen, zu diesem Zwecke erbauten Pfeilern zu befestigen sind, in den Zeiten der Gefahr versperrt. Hierdurch wird das Einlaufen einer feindlichen Flotte, und besonders das Einschicken der Brander verhindert. Da man aber Beispiele hat, daß dergleichen Ketten von Schiffen in vollen Segeln zersprengt wurden: so werden andere tüchtigere Mittel zur Sperrung des Hafenmundes in Kriegszeiten vorgeschlagen. Dergleichen sind: eine Reihe wohl mit einander verbundener Holzflöße, welche nie zu Grunde gesegelt werden können, sondern den auf sie

anlaufenden Schiffen zum Untergange gereichen; eine Reihe gekuppelter Masten, einige Schuh tief unter der Oberfläche des Wassers an eisernen Ketten und Ankern befestigt, ist ein einfaches und gleich kräftiges Sperrungsmittel; ferner an mehreren Stellen vor dem Hafenmunde eingetriebene gewaltige Grundpfähle, welche eindringenden Schiffen ebenfalls gefährliche Klippen sind.

Ein weiteres Mittel der Befestigung ist, die ganze äußere Linie der Hafenumfassung nach der Grundform anzulegen, welche die heutige Befestigungskunst für das bestimmte Locale fordert, und folglich auch mit denjenigen Theilen, die zu einer solchen Festung gehören, zu versehen. (S. Festung). Als Beispiel einer solchen Anlage kann der H. von Toulon angeführt werden. Daß in jedem Falle die gehörigen Festen, Forts, auf beiden Seiten des Hafenmundes zur Vertheidigung deßselben zu erbauen sind, versteht sich von selbst. Das vorzüglichste Befestigungsmittel eines H. ist aber eine gute Citadelle, welche eine solche Lage haben muß, daß sie den H. sowohl als die Rhede bestreichen, und auch die Stadt in Respekt halten kann. Liegt eine solche feste Burg zugleich am Hafenmunde, und ihr gegenüber auf der andern Seite der Mündung noch eine tüchtige kleinere Feste, wie dieses zu Marseille ausgeführt ist: so kann man mit Zuverlässigkeit behaupten, daß es keinen feindlichen Schiffen gelingen werde, in den H. einzudringen. Wenn eine Straße in den H. führt, so werden die beiden äußersten Enden der Einfahrtsdämme mit Kastellen besetzt, die auch nur von Holz seyn können, aber eine solche Gestalt erhalten müssen, daß man von ihnen aus die umher liegende See bestreichen kann. Ist die Hafenstraße lang, so werden auch noch an die Seiten der Einfahrtsdämme Kastelle angehängt, auch überdieß in einiger Entfernung davon noch andere in der See erbaut, wie solches zu Dünkirchen ausgeführt war. Eben so wie diese künstliche Hafenstraße, wird eine natürliche befestigt, nämlich ein Fluß, der zu einem oberhalb von seiner Mündung entfernt liegenden H. führt; s. als Beispiel den H. von Danzig. — Allein alle diese Befestigungen führen nicht zum erwünschten Zwecke, wenn sie nicht zugleich den Feind verhindern, vor dem H. auf einer Rhede Anker zu werfen, und den H. zu beschießen. Er muß also auch durch außerhalb angelegte Befestigungen so weit als möglich von dem H. entfernt gehalten werden. Dieses wird aber durch Befestigung der Rhede, durch Schanzen an den Ufern und durch Benutzung eines jeden Felsen im Meere bewirkt, auf dem man einen festen Thurm erbauen und mit Kanonen besetzen kann. Je weiter solche Felsen von dem H. entfernt liegen, desto weiter kann der Feind von dem H. abgehalten werden. Hierbei ist anzumerken, daß die Erinnerung, in den Zeiten der Kriegsgefahr die ausgesetzten Warnungszeichen, Tonnen, Baaken hinweg zu nehmen, damit dem Feinde auch durch die allenfalls verborgenen Klippen und Sandbänke Gefahr bereitet werde, nicht in diesen baulichen Artikel, sondern zu den Vorschriften der militärischen Wachsamkeit gehört.

Auf der Landseite wird die Befestigung eines H. im Allgemeinen, wie eine jede andere Festung auf dem festen Lande ausgeführt; nur hat man bei Anordnung der Befestigung einer Hafenstadt zwei politische Rücksichten zu nehmen, und sich von denselben als von festen Grundsätzen leiten zu lassen. Die erste ist: daß der Feind nicht leicht die Absicht hat, die Stadt, die am H. liegt, zu erobern, sondern daß ihm mehr daran gelegen ist, die Schiffe im H., und die zum Seekriege nöthigen Vorräthe, womit die Magazine angefüllt sind, zu verderben; also Stadt und H. in der Hoffnung zu beschießen, daß er dadurch seinen Gegner außer Stand setzen werde, so bald wieder mit einer Flotte auf dem Meere zu erscheinen; die zweite ist, daß der Landesherr die Vorsicht gebrauchen werde, eine Heeresabtheilung an einen Ort zu legen, der von mehreren, den feindlichen Überfällen ausgesetzten H. so ziemlich gleich weit entfernt ist, damit dem Feinde, der eine Landung unternommen hat, eine gewachsene Heeresmacht zum Entsatze der Festung entgegen stehe, ehe noch an eine Eroberung derselben zu denken ist. Man hat also vorzüglich solche Anstalten zu treffen, die dem Feinde wehren, der Festung bald mit Mörsern so nahe zu kommen, daß es ihm möglich werde, Bomben in die Stadt und den H. zu werfen; denn hierdurch würde er in wenig Stunden seine Absicht erreicht haben, und wieder an Bord seyn, noch ehe die Hilfe anlangt. — Hierzu nun kann man sich mit Vortheil künstlicher Überschwemmungen bedienen, die in Hafengegenden meistens leichter als in andern Umgebungen zu bewirken sind. Am sichersten wird man aber seinen Zweck durch eine Linie kleiner Festen erreichen, die man auf der ganzen Landseite rings um die Hauptfestung in einer Entfernung von 1500 bis 1800 Klaftern, und so weit von einander anlegt, daß eine die andere mit ihren Kanonen erreichen kann. Zieht man zwischen diesen und der Hauptfestung noch eine andere Linie dergleichen noch kleinerer Festen, die mit schwachen Besatzungen versehen werden: so wird diese doppelte Linie von Festen wegen der wechselseitigen Unterstützung und der Nähe der Hauptfestung den Feind so lange in bedeutend großer Entfernung zu halten im Stande seyn, bis seine vereitelte Absicht durch die ankommende Hilfe gänzlich unausführbar gemacht wird [3]).

XII. Besondere bauliche Bedürfnisse eines Kriegs- oder Marine- und Handlungshafens. — Gebäude, Magazine und Werkstätten, deren Schiffahrt und Handel in ihrem blühenden Zustande noch außer den in vorstehenden Abschnitten angezeigten wesentlichen inneren und äußeren Theilen eines H. bedürfen, und deren der Krieg zu ihrem Schutze nicht entbehren kann, sind folgende: 1) Eine Handlungsbasilika, auch Börse, Handlungspalast und Kauf-

---

3) Vollständigen Unterricht in diesem Theile der Vertheidigungskunst findet man bei *Montalambert* in Fortification perpendiculaire im III. Kap. d. III. Bdes, und einen Auszug hiervon im VI. Bde des Magazins für Ingenieurs und Artilleristen.

haus genannt, der sich 2) Volkshallen aller Art anschließen: Hallen zur Erregung und Erhaltung des öffentlichen Lebens, zur Nährung der gesellschaftlichen Thätigkeit und zur Begünstigung mannichfaltiger Verbindungen, zur Ausstellung von Waaren, von fremden und einheimischen Kunsterzeugnissen, zur Förderung des Kunstfleißes und der Betriebsamkeit. 3) Große Waarenlager für alle Arten von Waarenvorräthen, welche die Handlungsverbindungen hieher bringen können. 4) Wohl eingerichtete Gasthöfe zur zweckmäßigen Bewirthung der Fremden, und 5) Herbergen für weniger bemittelte Reisende. 6) Ein Kriegsrathshaus mit allen seinen nöthigen Theilen zu Berathschlagungen, Versammlungen, Schreibereien und dergl. 7) Wohnhaus für den Guvernör. 8) Wohnhäuser für den Direktor und für die Inspektoren des H. 9) Wohnhäuser für die Civil- und Militärbaumeister. 10) Casernen: a) für Seecadetten, b) für Matrosen, c) für Soldaten. 11) Krankenhäuser. 12) Alle zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten einer volkreichen Stadt, die durch einen H. bedingt ist, nöthige Baulichkeiten. 13) Eine Seewissenschafts-, Bau- und Kriegsschule mit allen zu ihren Bedürfnissen oder Sammlungen erforderlichen Abtheilungen. 14) Ein Hauptmagazin für alles Zeug zur Ausrüstung der Schiffe, worin z. B. das Segelzeug eines jeden Schiffes für sich u. s. w. aufbewahrt wird. 15) Block- und Scheibenmachereien zur Fertigung von Scheiben, Rollen, Flaschen, Pumpen und anderen dergl. Werkzeugen. Man wünscht sie der Bequemlichkeit in der Nähe des Hauptmagazins, weil die Segel mit Blöcken oder Flaschenzügen versehen werden müssen. Ihnen sollen sich 16) Böttchereien, und 17) Segeltuchfabriken anschließen. Dann 18) eine Seilspinnerei, die 900 bis 1200 Fuß lang seyn muß. Diese sollte bedeckt seyn, wie die zu Caracca, Toulon und Rochefort, und mit ihrer Länge winkelrecht gegen die Richtung einer Hafenseite stehen, wenn es anders die Umgebungen erlauben, damit sie nicht zu viel Raum von dem näheren Hafenbezirke hinweg nehme. Sofort 19) ein Seearsenal für das Geschütz und die Waffenvorräthe aller Art, als ein Hauptgebäude; in seinen Umgebungen 20) Räume und Magazingebäude für die Munitionsvorräthe aller Arten von Geschützen; ferner: 21) eine Stückgießerei, und 22) eine Waffenschmiede. Dann folgen 23) Bauholzschuppen zur Sicherung der Bauholzvorräthe gegen Sonnenhitze und Regen. Hier soll das Bauholz nach seiner Art und nach seinem Gebrauche abgetheilt liegen. Der Raum für diese Schuppen muß sehr groß seyn, weil ein H. einen bedeutenden Holzvorrath bedarf: denn zu einem Schiffe von 110 Kanonen werden 110,000 Würfel Holz erfordert, und es kann kaum 30 bis 45 Jahre die See halten, wenn die Ausbesserungen gehörig geschehen; ja in Meeren, deren Wasser nicht sehr salzig ist, kann es nicht länger als 18 bis 24 Jahre gebraucht werden. 24) Ein Werkplatz zur Zimmerung und Verbindung der Masten soll nicht sehr fern von den Bauholzmagazinen entlegen seyn. Die Länge dieses Platzes muß wenigstens 400 Schuhe betragen, damit drei Masten zugleich gezimmert und verbunden werden können. Auf ihm sollen sich Werkschuppen befinden, die eine zur Arbeit der Zimmerer schickliche und geräumige Anordnung erhalten, und von oben herab erleuchtet werden müssen, damit sich ein gleichmäßig helles Licht in ihren Räumen verbreite, und die Werkleute nicht genöthigt werden, bei Tage Lampen, wie in jenen zu Venedig, anzuzünden. Man schlägt vor, sie zu diesem Ende als Bohlendächer zu construiren und mit Segeltuch zu überziehen. Übrigens soll sich der Werkplatz gegen das Wasser hin mit einer schiefen Balkenfläche zum Auf- und Niederwinden der Masten endigen. Ganz in der Nähe des Werkplatzes soll 25) ein Wasserbehälter angelegt seyn, in welchem die Masten durch hölzerne Mastenzwinger unter Wasser gehalten werden, weil sie an freier Luft aufreißen, und in Häfen selbst, wo der Pfahlwurm ist, nicht eingelegt werden dürfen. Solche Mastenzwinger hat Belidor in seiner architectura hydraulica beschrieben. Indessen scheint es Wiebeking, besser zu seyn, das Bauholz nach dem Beispiele der Holländer in trockenem Sande aufzubewahren, und solche Sandwälle mit Erdrasen zu bedecken, damit der Wind den Sand nicht hinweg wehe. Auch werden zur Verhinderung des Reißens die Enden der Bauhölzer mit Lehm bedeckt. — In der Gegend der Bauholzmagazine müssen sich auch 26) die Räume für viererlei Zimmerplätze ausbreiten, und zwar a) für Handlungsschiffe, b) für Kriegsschiffe, c) für Schaluppen und d) für Werkzeuge und Maschinen, die zur baulichen Unterhaltung des H. nöthig sind. Jede dieser Arten Zimmerplätze soll etliche Bau- und Werkschuppen umfassen, in welchen theils Arbeiten vorgenommen werden, theils die zugerichteten Bauhölzer bereit liegen, theils die fertigen Bau- und Maschinenstücke zwischen Zwingen und Keilen gepreßt stehen, bis sie getheert und angestrichen werden. Daher müssen sich ihnen auch 27) die Werkhäuser der Schreiner und Anstreicher anschließen. 28) Die Kielplätze, auf welchen die Schiffe gekielholt werden, sollen einer Seits ebenfalls in der Nachbarschaft der Werk- und Zimmerplätze vorhanden seyn, anderer Seits aber den Schiffswerften nachbarlich angränzen. 29) Große und kleinere Krahnen und Hebewerke zum Beladen und Abladen der Schiffe müssen an verschiedenen geeigneten Stellen der Hafenufer, und 30) Wohnungen für Aufseher und Visitatoren nahe am Hafenmunde erbaut werden. Endlich muß der Hafenbezirk auch 31) Magazingebäude für Getreide, Mehl, Hülsenfrüchte, Salz, so wie 32) Kammern und Keller für Mundbedürfnisse, für Getränke, Öl u. s. w. umfassen. 33) Die Feuerlöschungswerkzeuge sollen auf dem festen Lande, und in den Kanälen und Bassin vertheilt liegen. 34) Für die Ankerschmieden, 35) Grobschmieden, 36) Kleinschmieden und 37) Zeugschmieden, so wie auch 38) für die Bohrmühlen, 39) Sägemühlen und 40) Getreidemühlen sollen schickliche Plätze in der nächsten Umgebung des Hafenbezirkes, wenn es

anders möglich ist, bestimmt werden. Allein in einer zweckmäßigen Enfernung von dem Bezirke dieser Gebäude sollen zuletzt 41) die Pulvermagazine, und in einer andern Entfernung 42) das Kochflott, worin der Ther, das Pech und das Öl gesotten werden, 43) die Ziegeleien und 44) die Kalkbrennereien umher liegen.

Man hat sich zwar bemüht, alle die hier angezeigten Gebäude so an einander zu reihen, wie es ihre innere Verbindung, d. h. die Verwandtschaft ihrer Zwecke oder der in ihnen bewirkten Thätigkeit unter der Bedingung eines um den Hafenraum selbst geordneten architektonischen Ganzen verlangt. Allein zur sicheren Erkenntniß dieser Verbindung muß noch die allgemeine Lehre ausgesprochen werden, „daß alle diese zur vollkommenen Einrichtung eines H. nöthigen Gebäude dem Hafenraume oder seinen Abtheilungen, den inneren H., zu denen sie gehören, so nahe als möglich, und jedes einem andern in Beziehung auf Beschleunigung der Geschäftsthätigkeit zunächst liegen muß;" daß also z. B. „jedes Magazingebäude in der Nähe solcher Werkplätze oder anderer Magazine sich befinden muß, mit denen es zur Beschleunigung der Arbeiten oder der Ausrüstung einer Flotte in Beziehung steht, oder daß diejenigen Magazine, welche solche Geräthschaften oder Schiffsbaustücke verwahren, die zusammengesetzt größere Theile eines Ganzen ausmachen müssen, sich gegenseitig nachbarlich begränzen; daß aber dessen ungeachtet alle diese Gebäude wegen des Raumes zum Verkehre und wegen der Gefahr beim Ausbruche eines Brandes nicht allein überall die gehörigen Durchgänge oder Umgänge zulassen, sondern auch auf allen Seiten von einander getrennt und frei stehen müssen."

XIII. Fluß- oder Stromhäfen. Bei allen, bis hierher mitgetheilten Erklärungen und Vorschriften hat man zwar hauptsächlich die Seehäfen als den wichtigsten Gegenstand ins Auge gefaßt. Es bedarf aber kaum der Erinnerung, daß alle diese baulichen Mittel und Einrichtungen auch auf Stromhäfen anwendbar sind, und daß der Unterschied fast allein in verminderter Größe der Werke und in weit geringerem Aufwande bei ihrer Ausführung beruhe. Das Bestimmende ist zum Theile schon in dem Vorhergehenden an den geeigneten Orten eingeschaltet. Ich will daher in diesem Abschnitte dasjenige von dem Baue der Stromhäfen zur Vervollständigung nachholen, worauf man in den voranstehenden Abschnitten ohne Gefahr verwirrender Unterbrechung nicht aufmerksam machen konnte.

Der Bau der Stromhäfen ist hauptsächlich auf bedeutenden Hauptströmen, wie die Donau, der Rhein und dergl. sind, nothwendig; weil ihre Wassermasse im Sturme und beim Hochwasser schon gewaltig, und im Eisgange furchtbar ist, auch viele ihrer Hauptschiffe, die Kriegsunternehmungen und Großhandel fördern, sich wohl auf die See wagen dürfen. Zu zeigen, wie diese wieder das Vorbild von Häfen für kleinere Fahrzeuge auf geringeren Flüssen werden, ist ganz unnöthig, und bringt sich Jedem von selbst als ein leichtes Spiel der Anwendung auf.

Das gewöhnliche Verfahren zum Baue eines Stromhafens, was auch durch die Natur der Sache und durch Zweckmäßigkeit des Erfolges gerechtfertigt wird, ist, daß man in der zum H. bequemen Flußgegend in einiger Entfernung vom Ufer ein Wasserbecken ausgräbt, dessen Tiefe durch die Stromtiefe bestimmt ist, die Größe seiner Wasserfläche aber nach der Menge der Schiffe bemessen werden muß, welche ein blühender Zustand mannichfaltigen Handels hierher führen kann. Die bequemste und für Handel und Schifffahrt günstigste Gestalt und Lage der Grundfläche eines solchen Hafenbeckens ist, wenn dasselbe lang und schmal für zwei Reihen Schiffe, die sich beider Seits an die Hafenwände anlegen, eingerichtet, und mit seiner langen Seite in das Land oder in die Stadt hinein gelegt wird. So sind z. B. die H. von Gouda, Schonhoven, Rotterdam, Dordrecht und mehrere andere holländische Flußhäfen angelegt, und ich habe die Gründe hiervon bereits oben im VII. Abschnitte bestimmter angegeben. — Ist das Wasserbecken fertig, so wird der zwischen ihm und dem Strome übrig gebliebene Erddamm durchgestochen, und hierdurch der Hafen geöffnet. Die Weite dieses Durchstiches richtet sich nach der Breite der größten Schiffe, die auf dem Strome zu gehen pflegen, seine Lage aber besonders noch nach der Vorsicht, die man anwenden muß, daß die Richtung der Mündung nicht mit der Richtung des hohen Eisganges im Strome zusammen falle. Man hat also gleich anfänglich bei Bestimmung der Lage des Hafenbeckens schon auf diese Forderung Rücksicht zu nehmen, sofort bei der Ausführung die Mündung überdieß noch mit hohen und gewaltigen Bauwerken zu decken, damit der Eisgang des Stromes nie in dieselbe eindringen kann. Es versteht sich von selbst, daß man auch den Hafendamm mit gleichen Werken hinlänglich gegen jene Gewalt befestigen, die Hafen- und Flußufer aller Seits gegen das Austreten des Hochwassers, wenn dieses die Natur nicht selbst schon gethan hat, verwahren, und erstere so einrichten muß, daß bei jedem Wasserstande das Anlegen der Schiffe, so wie das Aus- und Einladen begünstigt werde. —

Bei der Wahl der Stelle für einen solchen H. ist auch noch weiter zu beobachten, daß das Fahrwasser an diesem Orte zu allen Zeiten eine hinlängliche Tiefe behalten kann, damit die Schiffe in dem H. nicht auf den Grund zu sitzen kommen, was sie wegen ihres dünneren Bretterbodens, und wegen des mangelnden Kieles weniger vertragen können, als die Seeschiffe. Es wird daher öfters nothwendig, das Flußlocal selbst vor Anlage des H. zu rectificiren, und das Fahrwasser nach dem Hafenmunde hin in Einfahrtsdämme einzuschränken, um die Geschwindigkeit des Flusses und hierdurch seine Tiefe zu vergrößern, wie dieses z. B. bei Riga in der Düna geschehen mußte. Ferner hat man darauf zu sehen, daß sich in einiger Entfernung oberhalb des H. kein Fluß oder Bach, der viel Schlamm, Erde oder Sand mit sich führet, in den Hauptstrom ergieße; denn dieser würde seine Theile in die Mündung des H. hinein treiben, und ihn bald verstopfen und unbrauchbar machen.

Trotz dieser angewandten Vorsicht würde aber ein solcher H. theils durch die vom Hauptstrome eingeschwemmten Theile, theils durch den herbei gewehten Staub doch bald versanden, wenn man ihn nicht von Zeit zu Zeit reinigte. Dieses müßte in Ermangelung aller andern Mittel entweder mit Hilfe der Hafenräumer geschehen, oder durch Menschenhände mit Schaufeln und Spaten verrichtet werden, wobei natürlicher Weise der Hafenmund zu verdammen, und der ausgehobene Moder mit Karren zu entfernen ist. Befindet sich aber in der Gegend des Hafens ein See, ein Teich, oder ein Bach, der, mit hinlänglich hohen und festen Ufern versehen, eine Anschwellung seines Gewässers gestattet: so kann das Reinigen des H. mit weit größerer Bequemlichkeit und mit geringerem Zeit- und Kostenaufwande bewirkt werden, wenn man jenes Gewässer zur Anlage eines Spülbusens verwendet, gerade so, wie dieses oben schon im II. Abschnitte für die Reinigung der Seehäfen beschrieben worden ist, und davon in der Zeit des niedrigen Wasserstandes Gebrauch macht. Auch kann man hier wie dort die Anlage solcher Spülbusen in allen Fällen zu Stande bringen, wenn man ihre Anfüllung aus dem H. selbst durch Schöpfmaschinen und besonders durch Dampfmaschinen bewirkt. Sehr vortheilhaft läßt sich auch zur Anlage eines solchen H. die Stelle benutzen, wo sich ein kleiner Fluß in einen großen und reißenden Hauptstrom ergießt. Jenen kann man alsdann in ein Wasserbecken sammeln und dieses zu einem Spülbusen einrichten. — Einfacher aber und mit weniger Bau- und Unterhaltungskosten verbunden ist folgende Bauart eines Stromhafens, der zugleich sich selbst durch seinen eigenen Strom zu reinigen im Stande ist. In der für eine Hafenanlage bequem gelegenen Flußgegend führe man etwas außer der Mitte des Flusses gegen das Ufer hin einen Damm a b Fig. 6, den man einen Abschluß- oder Sicherungsdamm nennt, parallel mit der Stromrichtung auf, so daß der auf solche Weise für den H. abgeschnittene Stromtheil zwar hinlänglich weit für die Landung und Bewegung der Schiffe, aber schmäler werde, als der für den Schiffgang bleibende breitere Strom, um diesen nicht unbequem oder gar gefährlich zu verengen. Man muß daher in Flüssen, die eine große Geschwindigkeit und einen heftigen Eisgang haben, wie der Rhein, bei der Wahl der Gegend für einen solchen H. besonders darauf sehen, daß man die Hafenstelle nur da wähle, wo das Profil des Stromes zu breit ist; und vortrefflich ist es, wenn man zur Aufführung des Dammes eine schon vorhandene Insel benutzen, und zum Hafenufer c d eine etwas landeinwärts gebogene Stelle wählen kann. Diesen so vom Strome abgeschnittenen Theil läßt man stromabwärts für die Hafenmündung offen, aber am oberen Ende schließt man ihn mit einem starken Wehre b c, welches mit drei Schutzschleusen versehen wird, eine e am Anfange, die andere g am Ende des Wehres, und die dritte in der Mitte zwischen beiden. In diesem also abgedammten H. können nun die Schiffe gegen Sturm und Eisgang sicher liegen, vorausgesetzt, daß die Höhen des Abschlußdammes und der Schutzschleusen, so wie auch, was sich von selbst versteht, die Höhe der Ufer oder Uferwerke den höchsten Wasserstand übersteigen, und daß sie selbst den gehörigen Widerstand zu leisten tüchtig sind. Ist nun die Reinigung dieses H. nöthig: so darf man nur die drei Schutzschleusen öffnen, und der Strom wird in kurzer Zeit seinen eigenen H. gefegt und vertieft haben. Ist aber das Wasser zu diesem Zwecke nicht hinlänglich reißend: so darf man nur am oberen Dammende einen Schenkel d h unter einem stumpfen äußeren Winkel ansetzen, so wird durch diese so genannte Schöpfbühne die Gewalt des Einströmens um so mehr verstärkt, je länger der Dammschenkel d h gemacht wird. Wenn endlich der Fluß in dem Hafenbezirke viel Schlick führet, langsam fließt und Bodensatz fallen läßt, da ist es nöthig, daß man den Strom des Wassers aus dem Flusse in den H. nicht gänzlich hemme, sondern durchsichtige Pfahlwerke, wie zu Amsterdam und Hamburg, anbringe.

Die Bauart des Abschlußdammes hängt von der Geschwindigkeit und Höhe des Stromes, und von dem Eisgange desselben ab. Ist jene groß und dieser gefährlich, dann werden Faschinenwerke am zweckmäßigsten zu wählen seyn. Freilich sind gewaltige Mauern das sicherste und für unabsehbare Zeiten dauernde Schutzmittel, wenn Kräfte da sind, ihre Gründung in einem tiefen und reißenden Strome möglich zu machen. In Flüssen, die keine große Geschwindigkeit und einen nicht sehr bedeutenden Eisgang haben, können die Schutzwerke auch aus Pfahlbau bestehen. Doch soll man denselben bei einem nicht festen Flußbette, nach Wiebekings Rathe, durch Siebstücke einrammen, und diese nachher mit Steinen bewerfen, damit keine Unterspülung erfolgen kann. Ist der Damm von Mauerwerk, so kann man bei strengem Winter die Vorsicht anwenden, auf der Höhe des Dammes seiner ganzen Länge nach ein Balkenwerk aufzurichten, um dadurch den H. gegen das Aufthürmen der Eisschollen zu schützen. Zur sicheren Aufstellung eines solchen Balkenwerkes müssen aber in die Krone des Dammes Pfeiler von Werkstücken mit Fugen zur Einlassung der Balken eingemauert seyn. Auch soll man bei dem Eintritte harter Winter, die einen heftigen Eisgang befürchten lassen, vor die Schleusenthore zu größerer Sicherheit ein Balkenlager in dazu angebrachte Mauerfugen einlassen, dahinter Stützen anbringen, und allenfalls auch noch den Zwischenraum zwischen diesem Lager und dem Thore mit Erde ausfüllen, den Hafenmund aber mit einem Pontonthore zuschließen, oder ebenfalls mit einem Balkendamme verwahren.

XIV. Maschinen zum Hafenbaue. Endlich sind die Maschinen, die zum Hafenbaue gebraucht werden: 1) Austiefungsmaschinen, auch Vertiefungsmaschinen, Baggermaschinen und Hafenräumer genannt; 2) Rammmaschinen zum Eintreiben der Pfahlwerke; 3) Pfahlzieher, d. h. Maschinen, um Pfähle auszuziehen; 4) Pfahlsägen, das sind Maschinen, um Pfähle unter dem Wasser abzusägen; 5) Schöpfma-

schinen zum Ausschöpfen des Wassers; 6) Krahnen und andere Hebezeuge; 7) Maschinen zur Fortbringung der Baustoffe, besonders der großen Bau- und Werkstücke; 8) Grundbauungsmaschinen und andere [4]).

XV. Häfen der alten Völker und der Neueren. — Die ältesten Völker, bei denen Schifffahrt und Handel blüheten, und also auch Häfen nothwendig waren, sind die Ägypter und die Phönikier. Aber keine der Völker des Alterthums haben den Hafenbau mehr ausgebildet, als die Griechen und ihre Nachahmer, die Römer. Sie haben ihn durch die einfachsten Mittel zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gebracht, in welchem sie, so wie überhaupt in allem architektonischen Wirken ein bleibendes Vorbild der Studien und der Werke der späten Nachwelt geworden sind. Die baulichen Denkmähler, die wir auch in ihren Trümmern noch bewundern müssen, und die Überreste der schriftlichen Nachrichten von ihren Häfen haben die neueren Völker im Hafenbaue unterrichtet. Sie haben dieselben gelehrt, mit Hafen- und Meerdämmen, welche die Griechen Χηλαι, das heißt Scheren, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Krebsscheren, und ἄκραι τοῦ λιμένος, d. h. Hafenspitzen und die Römer brachia, Arme, cornua, Hörner, so wie auch aggeres und moles nannten, den Hafen, den λιμὴν der Griechen und portus der Römer gegen die Gewalt der Meeresfluten zu schützen, und die Häfen so zu verwahren, daß sie zu wahrhaft eingeschlossenen Orten gemacht werden: daher sie auch die Griechen κλείσεις und die Römer in demselben Sinne claustra, als wollten wir Klöster sagen, zu nennen pflegten. Auch den Hafenmund, das στόμα der Griechen, die fauces oder das ostium der Römer, so wie die Meerdämme, die ihn vor dem Andrange der Wellen und des Flutstromes schützen, haben wir in den Häfen der Alten zum Vorbilde gehabt; und in ihnen auch den μυχός, den inneren Hafen, und die ganze bequeme Hafenanlage, ναύσταθμον gesehen, die mit Schiffswerften, Hallen aller Art, Basiliken und Portiken, mit Zeughäusern für Schiffs- und Kriegsgeräthe, mit Magazinen, Gasthäusern, Tempeln, Altären, Pharen, kurz mit Allem versehen war, was zur Bequemlichkeit und zur Förderung des Verkehres diente, und die Würde des Ortes und des Volkes erhöhen konnte. Ihre Häfen umgaben die Alten mit Mauern und Thürmen, die sie nicht nur allein gegen die Stürme zu schützen hatten, sondern auch zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe erbaut waren. Und nie fehlten ihren bedeutenden Häfen die Rheden, die wir bei den alten Griechen unter verschiedenen Namen, wie ἐνορμίσματα, κατάρσεις, ὅρμοι, σάλοι, ὕφορμοι, und bei den Römern unter der Benennung stationes navium kennen lernen. Vor Allem aber suchten die Alten zuerst nach Grundsätzen, dergleichen ich oben im I. Abschnitte dieses Artikels mitgetheilt habe, einen zweckmäßigen Ort zur Hafenanlage aus, ehe sie die Anlage entwarfen und in Ausführung brachten. Und dieses ist es, was die Neueren gewöhnlich übersahen; indem sie die meisten ihrer Häfen zufällig bei Städten entstehen ließen, die aus kleinen Orten nach und nach durch besondere Umstände wichtige Plätze geworden sind. Daher auch die jetzt bestehenden künstlichen Häfen selten alle die Vortheile und Einrichtungen, die den vorstehenden Abschnitten zum Grunde liegen, vereinigen.

Die meisten Häfen an der West- und Nordküste Europa's haben zwar eine für Krieg und Handel günstige Lage, und dienen, die Schiffe der Unterthanen des States, die mit Reichthümern beladen zurück kehren, gegen feindliche Überfälle zu schützen; weil sie sich gerade da befinden, wo die Gefahr am größten und der Schutz am nöthigsten ist. Allein sie haben zur Zeit der Ebbe wenig oder gar kein Wasser. Die Schiffe können also nur zur Flutzeit, und große Schiffe oft gar nicht einlaufen, sondern müssen sich auf der Rhede vor Anker legen, die aber sehr oft wegen niedriger Ufer schlecht gegen Winde geschützt ist. Andere haben zwar immer Wasser genug, und Raum für mehr als eine Flotte; allein ihre Mündung ist zu weit, und wegen darin befindlicher Klippen beim Ein- und Auslaufen gefährlich. Wieder andere an diesen Küsten haben fast alle Bequemlichkeiten, die wir im XIII. Abschnitte entwickelten, stehen aber immer in Gefahr, von Sand und Moder ausgefüllt zu werden, obgleich für ihre Reinigung alle Anstalten vorhanden sind, und eine stete Sorge wachsam und thätig ist. Die Häfen am mittelländischen Meere sind immer offen, und man kann des Wassers wegen zu jeder Zeit ein- und auslaufen, wenn anders der Wind es zuläßt, weil an diesem Meere keine oder doch nur unbedeutende Ebbe und Flut herrscht. — Englands Häfen sind von der Natur am reichsten ausgestattet, die hier der Kunst nur wenig zuzusetzen überlassen hat. England hat daher unter allen europäischen Staten die vortrefflichsten Häfen. Eben darum hat es aber auch nur zwei ganz mit Hilfe der Hafenbaukunst angelegte, nämlich Liverpool und Ramsgate. Der erstere ist verbessert; der letztere aber ist ein bloßes Werk

---

4) Schriften, die den Hafenbau besonders zum Gegenstande haben, sind mir bis jetzt keine bekannt geworden. Sonst findet man ihn in einigen allgemeinen Werken über die Baukunst, und in mehreren Schriften über den Wasserbau abgehandelt, und zwar am vorzüglichsten in folgenden, wovon einige mehr ins Allgemeine, andere aber auch ins Einzelne gehen: Bei Belidor in Architectura hydraulica im II. Thle. die VII. und VIII. Abtheilung sog. Ausgabe der Übersetzung (v. J. 1769) mit vielen deutlichen und schönen Kupferstichen. Bei Silberschlag in d. Hydrotechnik (v. J. 1773) im II. Thle das XIII. Kap. Mit einigen Fig. Bei Krünitz in d. ökon. technol. Encykl. 21. Thl. (J. 1780) S. 1 — 85. Mit einigen Fig. Bei Milizia in Principii di Architettura civile (v. J. 1781) Übersetzung (v. J. 1784) Th. II. Buch III. Abschn. X. §. 5. Ohne alle Zeichnung. In der teutschen Encykl. oder Realwörterbuch der Kfte und Wissch. im XIV. Bde (J. 1789) S. 2 ff. Ohne alle Anschauung. Bei Stieglitz in d. Encykl. d. Bankst. II. Th. (J. 1794) S. 677 ff. mit einigen Fig. Bei Wiedeking in der Wasserbaukunst die IV. Abtheilung derselben, von S. 613 bis Ende des I. Bds (J. 1811) und von S. 1 bis 234 des II. Bds (J. 1812), nebst Zusätzen im IV. Bde, S. 70 bis 74. Mit sehr vielen instructiven Zeichnungen. — Wahrscheinlich wird die neue Auflage von *Belidor* Architecture hydraulique etc. avec des notes et additions par *Navier* das Neueste und Vortrefflichste über diesen Gegenstand enthalten, was man aber für diesen Artikel noch nicht benutzen konnte.

der Kunst. Auch die Häfen der Niederlande sind vorzüglich gut, obgleich sie von der Natur am meisten vernachlässigt sind. Allein Kunst und Fleiß haben hier ersetzt, was die Natur versagt hat. Besonders große Vortheile bieten die englåndischen und holländischen Häfen dem Handel und der Kriegsmacht dadurch an, daß sie durch Flüsse und Kanäle mit dem inneren Lande in Verbindung gesetzt sind. Holland hat zwar in dieser Hinsicht viel verloren, seitdem die Maaßmündung für Seehäfen zu seicht wurde. Holland und Frankreich sind indessen diejenigen Länder, welche die meisten, von der Kunst angelegten, zum Theile musterhaften Häfen besitzen. Copenhagen, Cronstadt und Caracca bei Cadir können ebenfalls als musterhafte künstliche Häfen betrachtet werden. In Italien sind Civita-Vecchia, Livorno und Venedig gleichfalls vortreffliche, durch Kunst angelegte Häfen. Alle aber nur wenige gegen die große Anzahl derjenigen, die in Frankreich und Holland erbaut wurden. — Die Häfen am Weltmeere sind größten Theils nur Zeit- und Fluthäfen, d. h. es muß die Flutzeit zum Ein- und Auslaufen abgewartet werden, weil Sand oder Untiefen vor den Mündungen liegen, auf welchen die Schiffe bei niedrigem Wasser stranden. Ja die Häfen selbst sind während der Ebbe so seicht, daß die Schiffe in ihnen nicht flott bleiben.

Unterdessen ist mit Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels die Menge der Häfen gegen die Anzahl der Häfen der Alten ganz auffallend angewachsen. Allein eben der Geist, der die unzähligen Häfen unserer Zeit geschaffen hat, ist mit dem Geiste des Alterthums im Widerspruche, indem er den Nationaldenkmählern des Alterthums, das, so wie in allen seinen Werken, so auch in diesen die höchste Kunstbildung des Volkes in einem vollendeten und prächtigen architektonischen Ganzen ausprägte, lediglich dem Bedürfnisse des Handels und des Krieges, und den Bedingungen der strengsten Ökonomie unterworfene Werke entgegen setzt. Zwar können viele der neueren Häfen durch den Anblick einzelner Prachtwerke in ihren Bezirken, und durch manche edle und große Anschauung unseren Geist erheben. Allein es möchte doch wohl der Hafen von Messina, so wie er vor dem letzten Erdbeben bestanden hat, das einzige Beispiel unserer Zeit seyn, das eine höhere Kunstbildung im Geiste des Alterthums ausspricht. Wir wollen das Einzelne und Anschauliche in den architektonischen Beschreibungen der merkwürdigsten und lehrreichsten H. des Alterthums und der neueren Zeit zusammen tragen, und zu diesem Ende zuerst hier auf die merkwürdigsten und lehrreichsten Beispiele jeder Art von H. aufmerksam machen und verweisen. Diese sind aber nach der Ordnung des Alphabetes folgende:

Der Hafen von Åbo in dem finnischen Meerbusen in Schweden. Der H. v. Acre, Acon oder Ptolemais, ein H. der alten Phönikier, jetzt der Türken, im mittell. Meere an der Küste von Palästina. Der H. v. Aden, dem alten Eden in der Bab-el-Mandebstraße an der Küste des glücklichen Arabiens. Der H. v. Agde im mittell. Meere, in der Mündung des Flusses Herault an der Küste von Frankreich. Der H. v. Ägeira, H. der alten Achäer im korinth. Meerbusen an der Nordküste von Morea. Der H. v. Ägina, ein H. der alten Griechen an der Küste der gleichnamigen Insel. H. v. Ajaccio im mittell. Meere an der Westküste der Insel Corsika. H. v. Akanthos, H. der alten Makedonier im ägeischen Meere an der Küste von Chalkidien. H. v. Alexandria, weltberühmter H. der Alten, und der Neueren im mittell. Meere an der Küste von Ägypten. H. v. Alfaques am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Algeciras an der Küste Spaniens im Meerbusen von Gibraltar. H. v. Algheri, und Porto Conde oder Caraco di Porto bei Algheri, im mittell. Meere an der Küste von Sardinien. H. v. Algier am mittell. Meere, an der Küste von Afrika. H. v. Alicante am mittell. Meere, im span. Königr. Valencia. H. v. Almeria, an der Ausmündung des gleichnam. Flusses im mittell. Meere, im span. Königr. Granada. H. v. Almerica oder Villa Ricca im mexikan. Meerbusen, an der Küste von Mexiko. H. v. Ambrakia, H. der alten Griechen an der Küste von Epiros im ambrak. Meerbusen, dem heutigen Meerbusen von Arta. H. v. Amphimalia, s. H. von Sudan. H. v. Anaphlystos, ein Hafen des alten Griechenlandes an der Küste von Attika zwischen Athen und Sunion, wo jetzt Anaphiston. H. v. Amsterdam, Flußhafen in Holland. H. v. Anape, im schwarzen Meere an der russ. Küste der Abassen. H. v. Ancona, berühmter H. der alten Römer, und der Neueren, im adriat. Meere an der Küste des päpstl. Gebietes. H. v. Annapolis oder Port-Rojal an der Küste von Akadien oder Neuschottland in Nordamerika. H. v. Ante im atlant. Ocean an der Küste von Guinea in Afrika. H. v. Antibes, im mittell. Meere an der Küste von Provence in Frankreich. H. v. Antium, H. der alten Römer, jetzt der berühmte H. v. Anzo, auch von Nettuno, im mittell., hier tyrrhen. Meere, an der Küste der Campagna di Roma. H. v. Antwerpen, Flußhafen in der Schelde. H. v. Apollonia, H. der Alten, jetzt H. von Bonandrea im mittell. Meere an der Nordküste der Barbarei im Königr. Barca in Afrika. H. v. Apollonia, H. der alten Griechen, jetzt Hafen von Sozopolis, im Pontus, an der Küste von Thrakien. H. v. Arasch im atlant. Ocean, an der Westküste des Königr. Fez in Afrika. H. v. Arcachon im atlant. Ocean, an der Küste von Medoc in Frankreich. H. v. Archangel im weißen Meere, an der Küste der russ. Provinz Duina. H. v. Argostoli, im ionischen Meere an der Südspitze der Insel Kephalonia. H. v. Ariminium, s. H. von Rimini. H. v. Aristonautä, H. der alten Pellener im korinth. Meerbusen an der Nordküste des Peloponneses. H. v. Asoph oder Saffa, im atlant. Ocean an der Westküste des Königr. Marocco in Afrika. H. v. Ayamonte am Meerbusen von Cadir, in der Mündung der Guadiana. H. v. Azari, H. der alten Griechen in der Propontis im Meerbusen Astakos, dem heutigen Meer-

busen von Nikomedien. — H. Bahia oder Allerheiligenbai, natürlicher H. in Brasilien. H. v. Bajamo, span. Seehafen in einer Flußmündung der Insel Cuba im merikan. Meere in Nordamerika. H. v. Bajona im atlant. Meere, an der Küste des span. Königr. Gallicien unweit der Mündung des Flusses Minho. H. v. Bajonne, am Ocean, oder wie er hier heißt, am aquit. Meere, in der Mündung des Flusses Adour in Frankreich. H. v. Barcelona, im mittell. Meere, im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Bari, im adriat. Meere an der Küste des Königr. Neapel. H. v. Barletta, in demselben Meere an der Küste des Königr. Neapel. H. v. Bastia, im toskan. Meere an der Ostküste der Insel Corsika. H. v. Bathumi, im schwarzen Meere an der Mündung des Flusses Tschorocki, in der russ. Provinz Ghuria. H. Porto Bello, natürlicher H. im Meerbusen von Panama, an der Küste der Erdenge in Südamerika. H. v. Bilbao am Ocean, hier am aquitan. Meere, in der Mündung des Flusses Ibaihalval, an der Küste der span. Provinz Biscaja. H. v. Blaje, am Ocean, in der Mündung der Garonne in Frankreich. H. v. Bonandrea, s. H. v. Apollonia. H. S. Bonifacio, im mittell. Meere, an der Südspitze der Insel Corsika. H. v. Bononia, H. der alten Römer im Kanale an der Küste des ehemaligen Gallia belgica, jetzt Boulogne. H. v. Bordeaux am Ocean, in der Mündung der Garonne in Frankreich. H. v. Bosa, im mittell. Meere, an der Westküste von Sardinien. H. v. Bouc, im mittell. Meere in Frankreich. H. v. Bouf, im mittell. Meere an der Küste von Provence. H. v. Boulogne, im Kanale an der Küste von Frankreich, einst der H. von Gesobriacum und Bononia, an der Küste der Gallia belgica der Alten. H. v. Brandaris, s. H. v. Terschelling. H. v. Brest, berühmter Kriegshafen der Franzosen am Ocean, in der Mündung des Flusses Pinfeldt, einst der H. Brivates oder Gesoscribate, an der Küste der Gallia celtica der Alten. H. v. Briel, Flußhafen an der Maaßmündung in Südholland. H. Brivates auch Gesoscribate, H. der Alten im Ocean, an der Küste von Gallia celtica, von Einigen an die Stelle des heutigen H. von Brest gesetzt, von Andern an die Küste der Nanneter in der Gegend des heutigen Nantes in die Mündung des Flusses Vilaine. H. v. Brundisium, berühmter H. der alten Griechen, nachher der Römer, jetzt H. v. Brindisi im adriat. Meere an der östl. Küste der Südspitze von Apulien. H. v. Butrinto, in der Meerenge von Corfu an der Küste dea alten Epirus. — H. v. Cadix und Caracca, berühmter span. Hafen im Golfo von Cadix an der Westküste von Andalusien. H. v. Caen, projectirter Fluß- und Handlungshafen am Ornefluß in der Niedernormandie, unweit der Küste des Oceans. H. v. Cagliari, im mittell. Meere an der Küste von Sardinien. H. v. Cajeta, s. H. v. Gaeta. H. v. Calais, am Kanale oder der Meerenge von Calais in der Picardie. H. v. Calmar, im balt. Meere an der Küste von Smaland. H. v. Calvi, im mittell. Meere, an der Westküste von Corsika. H. v. Caminha, im Ocean, an der Küste der portug. Provinz Entre Minho e Duro. H. v. Canuscum, berühmter H. der alten Griechen und Römer am adriat. Meere in der Mündung des Aufidas, bei dem heutigen Canosa am Offanto in der Küste Apuliens. H. v. Caracca, künstlicher Hafen bei Cadix, s. Cadix. H. Caraco di Portus, s. H. v. Algheri. H. Carenage, schwed. Seehafen im atlant. Ocean, an der antillischen oder caraibischen Insel St. Barthelemi. H. v. Carthago, s. Karthago. H. v. Cartagena, auch Neukarthago und Spartaria, berühmter natürlicher H. der Alten, jetzt einer der besten im mittell. Meere, und der beste in Spanien. H. v. Neu-Cartagena, berühmter natürlicher Hafen im caraib. Meerbusen von Arien, an der Küste von Neugranada in Südamerika. H. v. Castel-Aragonese, natürl. H. im mittell. Meere, an der Nordküste von Sardinien. H. v. Castillo di St. Pedro, Fischerhafen am mittell. Meere, in der span. Provinz Granada. H. v. Castine, am Ostufer des Peobscot in Großbritannien. H. v. Castromarin, am Ocean, im portug. Königr. Algarbe. H. v. St. Cataldo, im adriat. Meere, an der Küste der neapol. Provinz Ofranta. H. v. St. Catalina, in Brasilien. H. v. Cattaro, im adriat. Meere, an der Küste des Königr. Dalmatien. H. v. Cefalu, am mittell. Meere in Sicilien. H. v. Cera oder Chieri, im ionischen Meere, an der Südspitze der Insel Zante. H. v. Cette, am mittell. Meere in Frankreich. H. v. Chatam, berühmter Fluß- und Kriegshafen Englands, im Flusse Medway, in der Provinz Kent. H. v. Chebabuctut, berühmter natürlicher H. an der Ostküste von Akadien oder Neuschottland in Amerika. H. v. Cherbourg, franz. H. am Kanale, an der Küste der Normandie. H. v. Chibuctu, berühmter natürlicher H. in Akadien oder Neuschottland in Nordamerika. H. v. Chimera, am ionischen Meere, an der Küste des alten Epiros. H. v. St. Christoffel, im caraib. Meere, an der gleichnamigen caraib. Insel in Nordamerika. H. v. Ciotat, am mittell. Meere in der franz. Landschaft Provence. H. v. Cisamo, im mittell. Meere, an der Westküste der Insel Kandia. H. v. Cittadella, im mittell. Meere, an der Westküste der span. Insel Minorka. H. v. Civitavecchia, berühmter künstlicher H. im toskan. Meere, im Patrimonio des heil. Petrus. H. v. Cölln, Flußhafen im Rheine, in Teutschland. H. v. Colberg, an der Ostsee in der Mündung des Flusses Persan, in Hinterpommern. H. v. Colle, im mittell. Meere, an der Küste des Königr. Tunis in Afrika. H. v. Colleville, projectirter franz. Kriegshafen im Ocean, an der Küste der Normandie, unfern der Ornemündung. H. v. Collioure, am mittell. Meere, in der franz. Grafschaft Roussillon. H. Conde, s. H. v. Algheri. H. v. Constantinopel, einer der schönsten natürlichen H. in der Welt. H. v. Copenhagen, berühmter Kriegs- und Handlungshafen in der Ostsee, im Oresund, an der Ostküste der Insel Seeland im Königr. Dänemark. H. v. Corckhafen, in der Mündung des Flusses Lee in Irland.

H. v. Coruna, im atlant. Ocean, im span. Königr. Gallicien. H. v. Cossir, im arab. Meerbusen an der Küste von Ägypten. H. v. San Croce, im adriat. Meere, an der Küste von Dalmatien im Gebiete von Ragusa. H. v. Cronstadt, berühmter russ. Kriegs- und Handlungshafen im finnischen Meerbusen bei Petersburg. Port Cros, im mittell. Meere an der Insel Cros nächst der Küste von Provence. H. v. Santa-Cruz, im atlant. Meere an der Insel Teneriffa. H. v. Curhaven, in der Nordsee an der Elbemündung bei Ritzebüttel unter Hamburg. — H. v. Daman, im Meerbusen von Cambaja, an der Küste des Königr. Guzurate in Indien. H. v. Damiette, des alten Tamiatis, H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere im Ausflusse des östl. Nilarmes. H. v. Dartmouht, berühmter natürlicher Hafen in England, am Kanale, an der Südküste der Grafschaft Devonshire. H. v. Danzig, berühmter Handlungshafen an der Ostsee und der Weichselmündung im poln. Preußen. H. v. Delfshaven, Flußhafen an der Maaß, unfern der Nordsee bei Delft in Südholland. H. Delion oder H. von Tanagra, H. der alten Griechen am euböischen Meere in Böotien. H. Delphinion, H. der alten Griechen bei Oropos, am euböischen Meere, an der Gränze von Attika und Böotien. Portus Delphini, s. Porto-Fino. H. v. Denia, am mittell. Meere im span. Königr. Valenzia. H. v. Deptford in England. Port Desire, natürlicher Hafen in Südamerika. H. v. Dieppe, am Kanale oder britann. Meere in der Normandie. H. v. San Domingo, an der Südküste der Insel Hispaniola in Nordamerika. H. v. Dordrecht, Flußhafen in der Meerwede in Holland. H. v. Dünkirchen, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen am britann. Meere in Flandern. H. v. Dünamünde, an der Ostsee in der Dünamündung im liefländ. Meerbusen. H. v. Düsseldorf, Flußhafen im Rheine, in den teutschen Niederlanden. H. v. Durazzo, im adriat. Meere, an der Küste von Albanien. — H. v. Elbing, an der Ostsee in Polnisch-Preußen. H. v. Emmerich, Flußhafen im Rheine, in den teutschen Niederlanden. H. v. Enckhuysen, an der Südsee in Nordholland. H. v. Epidaurus, H. der alten Griechen und der Neueren, unweit von Malvasia an der Ostküste von Morea. Porto Ercole, Portus Herculis, am toskan. Meere in Italien. — H. Porto Farino, im mittell. Meere an der Küste von Tunis in Afrika. H. von Faros, im atlant. Ocean, an der Küste des portug. Königr. Algarbe. H. v. Fecamp, am britann. Meere in der Normandie. H. Porto di Fermo oder Castellum Firmanum, H. der Stadt Fermo oder Firmium, am adriat. Meere in der Mark Ancona. H. Porto Ferrajo, im mittell. Meere, an der Nordwestküste der Insel Elba. H. Fikus, H. der alten Griechen im Bosporos, an der europ. Küste oberhalb des Meerbusens von Byzanz. H. v. Finale, im mittell. Meere, an der Küste des genues. Gebietes. Porto Fino, im Meerbusen von Ripallo an der genues. Küste, einst der Portus Delphini der alten Römer. H. v. Fiume, im adriat. Meere, an der Küste von Illyrien. H. Fornelle, im mittell. Meere, an der Küste der Insel Minorca. H. v. Fova-Nova, s. H. v. Kumá. H. v. Frejus, dem ehemal. Forum Julii in Gallia Narbonensis, im mittell. Meere an der Küste der Provence. — H. v. Gaeta, dem alten Cajeta, Hafen der alten Römer an der Küste Latiums, jetzt der Neapolitaner an der Küste dieses Königreichs im toskan. Meere. H. v. Genua, berühmter H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere. H. v. S. Georgio, im atlant. Ocean an der Goldküste von Guinea in Afrika. H. v. Gesobrivate oder Gesoscribate, s. H. Brivates. H. v. Gesoriacum, H. der Alten an der Küste von Gellia Belgica, jetzt der H. von Boulogne. H. v. Gibraltar, an der berühmten Meerenge zwischen Europa und Afrika, an der südlichsten Spitze von Spanien. H. v. Goa, im ind. Meere an der Westküste von Indien. H. v. Goes, am teutschen Meere in der östl. Scheldemündung in der holländ. Provinz Zeeland. H. v. Gouda, Flußhafen in der Issel in Südholland. H. v. Granville, am atlant. Ocean in der Normandie. H. v. Gravelins, am britann. Meere in der Aamündung in Flandern. H. v. Guzurate, s. H. v. Surat. — H. v. Haarlingen, an der Südersee in Westfriesland. H. v. Halikarnassos, berühmter Hafen der Alten im keramischen Meerbusen an der Küste von Kleinasia. H. v. Hamburg, berühmter Flußhafen an der Elbe, und zugleich natürlicher Seehafen in der Nordsee an der Elbemündung. H. v. Havana, im merikan. Meerbusen an der Küste der Insel Cuba in Nordamerika. H. v. Havra, am rothen Meere im glücklichen Arabien. H. v. Havre, berühmter franz. Seehafen im Ocean im so gen. Kanale, vor der Seinemündung. H. v. Helsingford, an der Ostsee im finnl. Meerbusen, an der Küste von Finnland. H. v. Helvoetslouis an der Nordsee, nächst Briel und der Maaßmündung, in Südholland. H. v. Heraklea, im See Marmora oder der Propontis an der Küste von Thrakien. H. des Herakles und Telamon, Hafen der alten Griechen an der Westküste Italiens zwischen Pisa und Cäre, dem heutigen Cerveteri. H. La Heve, natürlicher H. an der Küste von Akadien oder Neuschottland in Nordamerika. H. v. Hindelopen, an der Südersee in Westfriesland. H. v. Honfleur, an der Seinemündung in der Normandie. H. v. Hoorn, an der Südersee in Nordholland. H. v. La Hougée, projectirter franz. Kriegshafen am Kanale. H. v. St. Hubes oder Setubal im atlant. Ocean an der Mündung des Flusses Cadaon in der portug. Landschaft Estremadura. — H. v. Ivica im mittell. Meere an der Insel Ivica nächst der span. Küste. H. v. Jarmouth, berühmter engländ. Seeh. an der Nordsee in der Grafsch. Norfalk. H. v. Jarmouth, trefflicher engl. Handlungsh. im Kanale an der Küste der engländ. Insel Wight. H. v. Joppe, heut' zu Tage Jaffa, am mittell. Meere in Palästina. H. Julius, H. der alten Römer bei Bajä in Campanien am Meerbusen von Neapel. — H. v. Karthago, weltberühmter H. der alten Völker im mittell. Meere,

an der Küste von Afrika, unfern des heutigen Tunis. H. v. Kingsale, im Ocean an der Küste der Grafsch. Cork in Ireland. H. v. Kirrha, ehemaliger H. der Stadt Delphos im korinth. Meerbusen an der Küste von Phokis. H. v. Korsiai, H. der alten Griechen im korinth. Meerbusen, unfern der Landenge an der Südküste Böotiens. H. v. Kreusis, H. der alten Griechen im korinth. Meerbusen an der Südküste Böotiens. H. v. Kumä oder Kyme, einst Hafen der Äolier, jetzt H. von Fova-Nova im Meerbusen von Smyrna, an der Küste von Kleinasien. H. v. Kydonia, dem heutigen Canna, H. der Alten an der Nordküste der Insel Kandia. — H. v. Lagos, am atlant. Ocean im portug. Königr. Algarve. H. v. Larache, Arasch und Lira, am atlant. Ocean im Königr. Fez in Afrika. H. v. Lindau, am Bodensee im Königr. Baiern. H. v. Lissabon, berühmter H. am atlant. Ocean im Königr. Portugal. H. v. Liverpool, künstlicher H. in England, an der Westküste der Grafsch. Lancashire, an der Mündung des Merseyflusses ins irelãnd. Meer. H. v. Livorno, berühmter künstlicher Hafen im mittell. Meere an der Küste des Großherzogthums Toskana. H. v. London, in der Themsemündung. Porto Longone, im toskan. Meere an der Nordostküste der Insel Elba. H. Port-Louis, am atlant. Ocean, südlich von Brest in der Mündung des Flusses Blavet, an der Küste von Niederbretagne. H. Port-Louis, im mittell. Meere, 2 Meilen südlich von Frontignan an der Küste von Niederlanguedoc. H. v. St. Lucar de Barrameda, am atlant. Ocean im span. Königr. Andalusien. H. v. Luna, H. der alten Römer im mittell. Meere, an der Küste von Hetrurien. H. v. Luna, H. der alten Römer im Ocean an der Küste des heutigen Portugal. — H. Porto-Mahone, im mittell. Meere an der Südostküste der span. Insel Minorca. H. v. Malaga, am mittell. Meere im span. Königr. Granada. H. v. S. Malo, im atlant. Ocean an der Insel St. Aaron, bei der Küste der franz. Provinz Bretagne. H. v. Malta oder Valette, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen im mittell. Meere an der Südküste der Insel Malta. H. v. Mandri, s. H. v. Theriko. H. v. Maufredonia, im adriat. Meere an der Ostküste vom Königr. Neapel. H. v. Maranhao, berühmter natürlicher Hafen im atlant. Meere an der Nordküste von Brasilien in Amerika. H. v. Marano, am adriat. Meere in Istrien. Puerto di S. Maria, am allantischen Ocean in der spanischen Landschaft Andalusien. Puerto di S. Maria, im merikanischen Meerbusen an der Küste der Insel Cuba in Nordamerika. H. v. Marsalquivir oder Masalquivir, im mittelländischen Meere an der Küste von Algier. H. v. Marseille, berühmter Hafen der Alten und der Neueren am mittell. Meere in der Provence. H. von Mazara, im mittell. Meere an der Südwestküste von Sicilien. H. v. Medenblik, an der Südersee in Nordholland. H. v. Melazzo, H. der Alten und der Neueren im mittell. Meere an der Küste von Sicilien, 8 Meilen westwärts vom Hafen von Messina. H. v. Memel, an der Ostsee im curischen Haff an der Küste des Königr. Preußen. H. v. Messina, weltberühmter H. der Alten und der Neueren an der Meerenge von Messina in Sicilien. H. v. Metelino, im Archipel des mittell. Meeres an der Küste der asiat. Insel Metelino, des alten Lesbos. H. v. St. Michel, im atlant. Ocean an der Küste der caraib. Insel Barbadoes in Amerika. H. v. Middelburg, in der Nordsee auf der Insel Walchern in der niederl. Provinz Zeeland. H. v. Milet, berühmter Hafen der alten Griechen am myrtoischen Meere, dem heutigen Archipel des mittell. Meeres, an der Küste des alten Joniens in Kleinasia. H. Milfordhaven, der schönste und sicherste natürliche H. in Großbritannien, am irelãnd. Meere an der Westküste von England, in der Grafsch. Pembrokeshire in Südwallis. H. v. Milo, einer der besten und größten H. im mittell. Meere, an der Küste der gleichnamigen europ. Insel im Archipel. H. v. Misene, berühmter H. der alten Römer am tyrrhenischen Meere in Campania. H. v. Modon, dem alten Methone, im mittell. Meere an der Westküste von Morea, in der Provinz Belvedere. H. v. Morlaix, am atlant. Ocean in der franz. Landschaft Niederbretagne. H. v. Mudro, im Archipel des mittell. Meeres an der Südostküste der europ. Insel Lemnos oder Stalimene. H. v. Munchia, berühmter H. der alten Griechen, unweit Athen an der Südseite der Halbinsel Munchia. H. v. Mychos bei Bulis, H. der alten Griechen im korinth. Meerbusen an der Küste von Phokis. — H. v. Nantes, berühmter Flußhafen in der Loire in der franz. Landsch. Oberbretagne. H. v. Nauplia, heut zu Tage Napoli und Napoli di Romania, einst Hafen der alten Griechen an der Ostküste des Peloponnes, jetzt sehr guter Hafen der Türken. H. Navalia, H. der alten Römer an der östl. Rheinmündung, jetzt bei Campen am Ausflusse der Issel in die Zuidersee. H. v. Navarino, im mittell. Meere an der Südwestküste von Morea, der beste und geräumigste der ganzen Halbinsel. H. v. Neapel, berühmter H. der Alten und der Neueren, am mittell. Meere im Golfo von Napoli an der Küste von Campanien. H. v. Nettuno, s. H. von Antium. H. v. St. Nicolo, im Archipel des mittell. Meeres an der Ostküste der Insel Cerigo. H. Nieuport, Flußhafen im Flusse Yperlen unweit der Nordsee, in Flandern. — H. Nieuwen-Diep oder das Neue-Tief, berühmter H. in der Nordsee, am Texelstrom, am so genannten Maarsdiep, an der Spitze von Nordholland. H. v. Nizza, im mittell. Meere an der Küste der Grafsch. Nizza im Piemontesischen. H. v. Nola, am mittell. Meere im genues. Gebiete. H. v. Nona, am adriat. Meere in Dalmatien. H. les Sables d'Olonnes genannt, im atlant. oder aquitan. Meere an der Küste von Poitou in Frankreich. H. v. Onar, im ind. Meere an der Küste der Malabaren. H. von Onchesnios, H. der alten Griechen am adriat. Meere in der Landschaft Epiros. H. v. Oneglia, im Ausflusse des Imperiale ins mittell. Meer an der genues. Küste. H. v. Oran, im mittell. Meere an der Küste von Algier in Afrika. H. v. Oratavia, im at-

lant. Ocean an der Insel Teneriffa unweit der afrikan. Küste. H. v. Orbitello, im mittell. Meere an der Küste von Toskana. H. des Orestes, ein H. der alten Griechen im mittell. Meere an der Südküste Italiens bei der ehemal. Stadt Medama. H. v. l'Orient, franz. Kriegs- und Handlungsh. am atlant. Ocean, an der Küste von Niederbretagne im Zusammenflusse der Flüsse Blavet und Ponscroff. H. von Orikon, H. der alten Griechen im adriat. Meere an der Westküste von Epiros. H. v. Orsoy, Flußhafen im Rheine im Herzogthume Cleve. H. v. St. Ospizio, im mittell. Meere an der Küste der Grafsch. Nizza im Piemontesischen. H. v. Ostende, an der Nordsee an der Mündung des Flusses Guele in Flandern. H. v. Ostia und Portus Trajani, berühmter H. der Römer an der Tibermündung ins mittell. Meer, jetzt Hafen von Porto. H. v. Otranto, der Alten Hydrus oder Hydruntum, H. der Alten und der Neueren an der Ostküste des Königr. Neapel, wo das adriat. und ionische Meer sich begränzen. — H. v. Palamos, am mittell. Meere in dem span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Palermo, im mittell. Meere an der Nordküste Siciliens. H. v. Palos, am atlant. Ocean in der span. Landschaft Andalusien. H. v. Panama, in dem gleichnamigen Meerbusen an der Küste der Erdenge in Südamerika. H. v. Panorme, im mittell. Meere an der Nordwestküste von Morea, bei Badra oder Patrassi. H. v. Panormos bei Ephesos, H. der alten Griechen an der Küste Joniens. H. v. Panormos bei Phönike, H. der alten Griechen an der Küste von Epiros, da, wo das adriatische und das ionische Meer sich begränzen. H. v. Panormos bei Prasiá, H. der alten Griechen im myrtoischen Meere an der Ostküste von Attika, jetzt Porto Raphti der Neueren. H. v. Para, am atlant. Ocean, in der Mündung des Amazonenstroms, an der Nordküste von Brasilien in Südamerika. H. v. Paraiba, am atlant. Ocean in der Mündung des Flusses Paraiba, an der Ostküste von Brasilien. H. v. Passage, großer und berühmter H. am atlant. Ocean in der span. Provinz Guipuscoa. H. v. St. Paul de Leon, im britann. Meere an der Nordküste der franz. Landschaft Bretagne. H. Pavone, im mittell. Meere an der Südseite der Insel Nisita bei der südlichen Küste der Terra di Lavoro im Königr. Neapel. H. v. Peiráeos, berühmter H. der alten Griechen an der Westküste von Attika nächst Athen, jetzt Porto di Leone und Porto di Setine genannt. H. v. Peniche, am atlant. Ocean in der portug. Landschaft Estremadura. H. v. Pernambuko, im atlant. Ocean an der Ostküste von Brasilien in Südamerika. H. v. Petersburg, s. H. von Cronstadt. H. v. Phaleron, berühmter H. der alten Griechen an der Westküste von Attika, nächst den Häfen Munchia und Peiráeos bei Athen. H. v. Pillau, in der Ostsee an der Küste von Ostpreußen. H. v. Plymouth, natürlicher H., und nach Portsmouth der größte und berühmteste Kriegshafen in England, am Kanale an der Südküste der Grafsch. Devonshire. H. v. Pola, im adriat. Meere an der Küste von Istrien. H. v. Porto, s. H. von Ostia. H. v. Porto-Cale, am atlant. Ocean in der portug. Landsch. Entre-Minho-y-Duero. H. v. Portsmouth, natürlicher H., der größte und wichtigste engl. Kriegshafen, im südlichen Theile der Grafsch. Hampshire, fast an der Südspitze der Insel Portsey, am Kanale. H. v. Primario, am adriat. Meere im Herzogthum Ferrara. H. v. Ptolemáis, s. H. von Acre. H. Ptolemais von Arsinoe, H. der alten Ägypter am See Möris. H. v. Puteoli, jetzt Pozzuolo, H. der alten Griechen, der Römer, und der Neueren, im mittell. Meere, an der Küste Campaniens im Königr. Neapel. — H. v. Ragusa, im adriat. Meere an der Küste von Dalmatien. H. v. Ramsgate, künstlicher H. Englands, am britischen Kanale, auf der Insel Thanet an der Ostküste der Grafsch. Kent. H. v. Rapallo, im mittell. Meere an der genues. Küste. H. v. Raphti, s. H. Panormos bei Prasiá. H. v. Ravenna, berühmter H. der alten Römer am adriat. Meere. H. v. S. Remo, im mittell. Meere an der genues. Küste. H. v. Rhegium, H. der Alten an der Meerenge von Messina, bei dem heutigen Reggio an der Küste von Calabrien. H. v. Rhodos, weltberühmter H. der Alten im ehemals so genannten karpathischen Meere, jetzt H. von Rhodis an der gleichnamigen asiatischen Insel im Archipel des mittell. Meeres. H. v. Riga, berühmter Flußhafen an der Düna in Liefland, unweit der Ostsee. H. v. Rimini, dem alten Ariminium, berühmter H. der alten Römer im adriat. Meere an der Küste von Umbria, zwischen Bononia und Ancona. H. v. Rochefort, berühmter franz. Kriegshafen am atlant. Ocean im Flusse Charente in der franz. Landschaft Aunis. H. v. Rochelle, im atlant. Ocean an der Küste der franz. Landsch. Aunis. H. v. Rosas, der Römer Rhoda, H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Rostock, an der Ostsee in der Mündung der Warne. H. v. Rotschild oder Roeschild, in der Ostsee an der Küste der Insel Seeland im Königr. Dänemark. H. v. Rotterdam, berühmter Flußhafen an der Maaß in Südholland. H. v. Port-Royal, berühmter natürlicher Hafen im merikanischen Meerbusen an der Südküste der großen antillischen Insel Jamaika. — H. v. Salerno, H. der alten Römer, jetzt der Neapolitaner, am tyrrhen. Meere, 24 Meilen südostwärts vom H. von Neapel im Golfo von Salerno. H. v. Salganeos, ein H. der alten Griechen am euböischen Meere in Böotien. H. v. Salonichi, s. H. von Thessalonika. H. v. Salou, am mittell. Meere im span. Fürstenth. Catalonien. H. v. S. Salvador, im atlant. Ocean an der Nordseite der Allerheiligenbai in Brasilien. H. v. Samos, berühmter H. der alten Griechen, an der Nordseite der gleichnamigen Insel, im ikarischen Meere, dem nördl. Theile des heutigen Archipels im mittell. Meere. H. v. Santander oder S. Andrea im atlant. Ocean, hier auch biscajischen Meere, im span. Fürstenth. Asturien. H. von Santos, natürlicher H. im atlant. Meere an

der südöstl. Küste von Brasilien, südlich von Rio Janeiro. H. v. Sarcelles, im mittell. Meere an der Küste von Algier in Afrika. H. v. Sattalia, im mittell. Meere, an der Südküste Kleinasiens, in Pamphilia, unfern des alten Atalia. H. v. Scanderona, im mittell. Meere an der syrischen Küste. H. v. Scarborough, berühmter natürlicher H. in England, an der Nordsee und Nordküste der Grafsch. Yorkshire. H. v. Schiedam, Flußhafen an der Maaß, unweit Delftshafen und Rotterdam in Südholland. H. v. Schonhofen, Flußhafen am Flusse Leck in Südholland. H. v. S. Sebastian, im atlant. Ocean in der Mündung des Orio an der Nordküste der span. Provinz Guipuscoa. H. v. S. Sebastian, im atlant. Ocean an der Küste der brasil. Provinz Rio Janeiro in Südamerika. H. v. Sebenico, am adriat. Meere in der Mündung des Flusses Kerka an der Küste von Dalmatien. H. Puerto Seguro, im atlant. Ocean an der Küste von Baiha in Brasilien, in Südamerika. H. v. Setubal, s. H. v. St. Hübes. H. v. Senigaglia, am adriat. Meere im ital. Herzogthume Urbino. H. v. Sidon, berühmter H. der Alten im mittell. Meere an der Küste von Syrien, jetzt der H. von Seida in der asiat. Provinz Souristan. H. v. Siphá, H. der alten Thespier im korinth. Meerbusen an der Südküste Böotiens. H. v. Sinope, am schwarzen Meere in der asiat. Provinz Paphlagonien. H. v. Sluys, an der Küste von Flandern. H. von Smyrna, am Archipel des mittell. Meeres, im Meerbusen von Clazomene, an der Küste Kleinasia's. H. v. Sozopolis, s. H. von Apollonia. H. v. Stagira, alter Hafen am ägeischen Meere im strymonischen Busen an der Ostküste von Makedonien. H. v. S. Stefano, an der Küste des Stato delli Presidii in Italien. H. v. Stockholm, berühmter Hafen der Königreichs Schweden an der Ostsee. H. v. Spalatro, am mittell. Meere in Dalmatien. H. v. Stavern an der Südersee in Westfriesland. H. v. Stralsund, in der Ostsee an der Küste von Nordteutschland. H. v. Suban oder Amphimalia im mittell. Meere an der Nordküste der Insel Kandia. H. v. Suez, dem alten Arsinoe, an der nördlichen Küste des arabischen Meerbusens in Ägypten. H. v. Sunion, an der Südspitze des alten Attika. H. v. Surat oder Guzurate, am arab. Meere, im Meerbusen von Cambaja, an der Küste des Kgr. Guzurate in Indien. H. v. Swinemünde, an der Ostsee in der Mündung des Swineflusses in Pommern. H. v. Syrakusá, weltberühmter H. der alten Griechen, der Römer und der Neueren im mittell. Meere an der Ostküste Siciliens. — H. v. Tamiatis, s. H. v. Damiette. H. v. Tanagra, s. H. Delion. H. v. Tarent, weltberühmter H. der alten Griechen und Römer, jetzt H. v. Taranto, im mittell. Meere an der Südküste des Königr. Neapel. H. v. Tarragona, am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Tavira, am Flusse Xilaon im portug. Königr. Algarve. H. v. Tenedos, an der gleichnamigen Insel im Eingange des Hellesponts. H. v. Terracina, H. der alten Römer und der neueren Italiener am tyrrhenischen Meere in der Campagna di Roma. H. v. Terranuova, im mittell. Meere an der Küste von Sicilien. H. v. Terschelling oder von Brandaris, in der Nordsee an der friesländischen Insel Schelling oder Terschelling, nicht weit nördlich vom Texel. H. am Texel, s. H. von Nieuwen-Diep. H. v. Theako, dem alten Ithaka, in der gleichnamigen Insel im ionischen Meere. H. v. Thessalonika, jetzt Salonichi, H. der alten Griechen, jetzt der Türken, am ägeischen Meere im thermaischen, jetzt salonichischen Meerbusen an der Küste von Makedonien. H. v. Theriko oder Porto-Mandri, an der Ostküste von Attika, unweit Sumon. H. Torbai, natürlicher H. am Kanale an der Küste der Grafschaft Devonshire in England. H. v. Tossa, am mittell. Meere im span. Fürstenthume Catalonien. H. v. Toulon, berühmter Kriegs- und Handlungshafen Frankreichs am mittell. Meere in der Provence. Portus Trajani, s. H. von Ostia. H. v. Trani, am adriat. Meere in der neapol. Landsch. Bari. H. v. Trapano, berühmter H. der Neueren, so wie auch einst der Karthager und der Römer im mittell. Meere an der Westküste von Sicilien. H. v. Trapezunt, heute Trabisonda, H. der Alten und der Neueren im schwarzen Meere an der Küste von Natolien. H. v. Travemünde, an der Ostsee in der Mündung des Flusses Trave an der Küste der holst. Landsch. Wagrien. H. v. Treport, am brit. Kanale, in der franz. Landsch. Normandie. H. v. Triest, am adriat. Meere in Istrien. H. v. Tripoli di Soria, im mittell. Meere an der Küste Syriens. H. v. Tripolis, berühmter H. der alten Phönikier, jetzt der Tripolitaner im mittell. Meere an der Nordküste von Afrika. H. v. Troja, H. der Alten im ägeischen Meere an der Küste von Phrygien in Kleinasia. H. v. Tropes, am mittell. Meere in der franz. Landsch. Provence. H. v. Trözen, berühmter H. der alten Griechen an der Ostspitze von Argolis im Peloponnes. H. v. Tyrus, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen der alten Phönikier am mittell. Meere an der Westküste von Asia. — H. von St. Valery en Caux, am Kanale in der franz. Landsch. Normandie. H. v. Valette, s. H. von Malta. H. v. Valona, dem alten Aulon, am adriat. Meere in Illyrien. H. v. Valparaiso, im Südmeere an der Küste von Chili, nächst der chilischen Hauptstadt St. Jago. H. v. Varna, am schwarzen Meere in Bulgarien. H. Porto-Vecchio, im mittell. oder hier toskan. Meere an der Ostküste von Corsika. H. v. Veglia, am adriat. Meere in Dalmatien. H. v. Vendres, am mittell. Meere in der franz. Grafsch. Roussillon. H. v. Venedig, weltberühmter künstlicher Kriegs- und Handlungshafen im adriatischen Meere. H. v. Porto-Venere, an der Küste des genuesischen Gebietes. H. v. Viana, am atlantischen Ocean bei der Mündung der Lima in der portug. Provinz Entre-Douro-y Minho. H. v. Vigos, am atlant. Ocean im span. Königreiche Galicien. H. v. Villa-Franca, im mittell. Meere an der Küste der Grafsch. Nizza. H. v. Villa-Ricca,

f. H. von America. H. v. St. Vincent de la Barquera am atlant. Ocean in der span. Landschaft Asturien. H. v. Vlissingen, an der Scheldemündung in die Nordsee, auf der Insel Walchern in Seeland. H. v. Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika. — H. v. Wesel, Flußhafen am Rheine im Herzogthume Cleve. H. von Wismar, berühmter Hafen an der Ostsee im Großherzogth. Meklenburg. — H. v. Xagua, berühmter natürlicher H. im merikan. Meerbusen, an der Südküste der großen antillischen Insel Cuba. — H. von Zara im adriat. Meere am so genannten Kanale von Zara nächst der Küste Dalmatiens. H. v. Zirckfee in der Nordsee an der Insel Schowen in der niederl. Prov. Seeland.

Die architektonischen Beschreibungen und hydrotechnischen Nachrichten von den wichtigsten Häfen suche man unter den einzelnen Artikeln. (*Leger.*)

HAFEN. (Nautik.) Ist zweierlei Art, entweder natürlich, oder künstlich, im erstern Falle ist er eine Öffnung, welche die See sich selbst zwischen den festen Ufern eines Landes, die meistens aus Klippen bestehen, gebildet, welche Art Häfen gewöhnlich die besten und am wohlfeilsten zu unterhalten sind; im andern Falle sind Häfen Werke der Kunst, welche durch Dämme oder sogenannte Muljen gegen den Wellenschlag sichern, in beiden Fällen sind es Anker- oder Liegeplätze, um Schiffe gegen schwere Strome zu sichern. Die Eigenschaften eines guten H. sind, daß der Eingang desselben nicht seicht, sondern zur Aufnahme der Schiffe tief genug sei; daß keine in der Gegend desselben häufig herrschende Sturmwinde hinein wehen und dadurch in dem H. selbst einen starken Wellenschlag verursachen, wodurch die in demselben liegenden Schiffe leicht beschädiget werden können. Ferner muß die Mündung des H. rein seyn, daß heißt, es müssen keine blinde Klippen oder Sandbänke daselbst liegen, auch innerhalb desselben muß ein guter, haltbarer Ankergrund, nebst hinlänglicher Wassertiefe seyn, damit die Schiffe nicht auf den Grund kommen mögen. Hat der H. einen doppelten Ein- und Ausgang, so ist dieß ein großer Vortheil, indem die Schiffe mit verschiedenen Winden aussegeln können. Die beiderseitigen Ufer des S. müssen Festigkeit genug haben, damit auf denselben Schiffswerfte, Arsenale, Waarenlager u. s. w. errichtet werden können. Gewöhnlich verschließt man den Hintertheil eines H. bei Nachtzeit mit einer Kette, oder mit einem Baume. Manche Seehäfen haben auch Leucht- oder Feuerthürme, wodurch man ihren Abstand vom Schiffe berechnen kann. — Freihafen. Sind Örter, welche von ihrer Regierung so begünstiget sind, daß sie mit allen Nationen Handel und Verkehr treiben und ihre Waaren und Güter frei ein- und ausführen können. — Nothhafen. Ein Hafen, der zwar nicht der Bestimmungsort des Schiffes ist, den es aber wegen Sturmes, Beschädigung, Mangels an Proviant u. s. w. aufzusuchen gezwungen ist, um daselbst auszubessern und sich mit dem Nothwendigen zu versehen, damit es seine Reise fortsetzen möge. — Hafen- oder Kettenanker. Feste, beständig in einem Hafen liegende Anker, welche an einander mit schweren Ketten verbunden sind und woran die Schiffe vermittels starker Ringe befestiget werden. In Kriegshäfen werden sie häufig angebracht und von den Engländern Moorings genannt. — Hafengeld. Eine Abgabe, welche Schiffe, die einen Hafen benutzen, der Landesregierung zur Unterhaltung des Hafens entrichten müssen. Gewöhnlich richtet eine solche Abgabe sich nach der Größe der Schiffe und vorzüglich nach der Tiefe derselben. — Hafenmeister. Ein Beamter, welcher die Aufsicht über einen Hafen hat, der aber auch zugleich praktische Kenntnisse eines Seemannes haben muß, worauf man leider! in einigen Ländern nicht viele Rücksicht zu nehmen pflegt, sondern dieses Amt nicht selten als eine Belohnung für geheime geleistete Dienste zu verschenken gewohnt ist. — Dieser Beamte muß für die Reinigung des Hafens und seiner Mündung sorgen und auf die Ordnung, welche die Schiffe in demselben zu beobachten haben, mit der größten Sorgfalt achten. Sein Ansehn, wenn er sein Amt versteht, ist sehr groß und eben darum, weil er viel zu befehlen hat, nimmt man auch zu diesem Amte gern einen Mann, der zu befehlen versteht. In den Kriegshäfen ist der Capitaine du port gewöhnlich ein Seeoffizier von bedeutendem Range. — Hafenwache. In die Häfen, in welchen Kauffahrer überwintern, müssen gewöhnlich 2 Schiffskapitäne, deren Schiffe in dem Hafen liegen, mit einigen alten Matrosen die nächtliche Wache, oder so genannte Runde übernehmen, um die Schiffe gegen Feuersgefahr und Dieberei zu sichern. — Hafenpolizei. Eine Verordnung, welche von der Landesregierung sanctionirt und nach welcher der Hafenmeister sich in allen seinen Befehlen zu richten hat. Sie betrifft gewöhnlich die Ordnung und Lage der Schiffe, die Anweisung, wohin dieselben sich verfügen sollen, um einen erlittenen Schaden auszubessern, oder sich ihres Ballastes zu entledigen, ihre etwanige Ladung auszulöschen, oder eine neue wiederum einzunehmen u. s. w. (*Braubach.*)

HAFEN, eine Art großer Schmelztiegel, die bei Messing- und Blaufarbenwerken, Glashütten u. s. w. gebraucht werden. Ihre vorzüglichste Eigenschaft ist die Feuerbeständigkeit, vermöge deren sie sich im Feuer weder zusammen setzen, und noch weniger verglasen dürfen. Zu dem Ende müssen sie aus einem richtigen Gemenge von Thon, ohne Beimischung von Kalkerde, und reinem Quarzsande angefertigt werden. Man findet den Thon in diesem Zustande theils in der Natur, theils muß er auf eine künstliche Art zusammengesetzt werden. Vorzüglich guter Hafenthon findet sich am Fichtelberge in Böhmen und zu Erdmannsdorf in Sachsen. Sehr brauchbare Hafen werden in dem baierischen Marktflecken Hafnerzell und der hessenschen Stadt Großalmerode verfertigt. (*A. Schmidt.*)

HAFENREFFER (Matthias), Kanzler der Hochschule zu Tübingen, geboren in dem würtembergschen Kloster Lorch den 24. Junius 1561. Er studirte zu Tübingen, wurde daselbst Repetent, 1586 Diakonus zu Herrenberg, 1588 Pfarrer zu Eningen und 1590 Konsistorialrath und Hofprediger in Stuttgart. Von da kam

er 1592 als Professor der Theologie und Superattendent des theologischen Stipendium nach Tübingen, wurde 1617 Kanzler und Propst, und starb den 22. October 1619. Die Zeitgenossen ehrten in ihm einen eben so gelehrten als bescheidenen, friedliebenden und frommen Theologen, und namentlich rühmt Joh. Val. Andreä von ihm: „es habe sich bei Hafenreffer Alles im höchsten Grade gefunden, Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit, Mäßigkeit und was sonst einen Theologen ziert." Einen weit verbreiteten Ruhm erwarb er sich durch seine Loci theologici. Tüb. 1601. 8., die zunächst zum Unterricht des würtembergschen Prinzen Johann Friedrich geschrieben waren, aber selbst in Dänemark und Schweden mehrmals gedruckt, als ein symbolisches Buch geachtet, und auf königl. Befehl zu Upsala bei den öffentl. Vorlesungen zum Grunde gelegt wurden [1]). Mit vieler Gelehrsamkeit, Klarheit, Präcision und mit einer bedachtsamen Wahl der Sachen trägt Hafenreffer den lutherschen Lehrbegriff, in Fragen und Antworten, treu, und ohne Beimischung scholastischer Terminologien und überhäuften Distinctionen vor [2]). Einen gemäßigten Antheil nahm er an den Streitigkeiten mit den helmstädter Theologen Tilemann Heßhuß und Daniel Hofmann, und an den calvinschen Händeln mit den Heidelbergern. Er besaß auch nicht gemeine mathematische Kenntnisse, und sein Templum Ezechielis s. in IX postrema capita comment. Tub. 1613. Fol. fand den Beifall eines Keplers. Einfach in seiner Lebensweise, ein Freund der Natur, gastfrei, gesellig, uneigennützig, duldsam, ein Vater braver Jünglinge, verdient er auch in diesen Beziehungen ein ehrendes Andenken [3]). (*Baur.*)

HAFENREFFER, Sam., geb. zu Herrenberg im Würtembergschen 1587, practicirte zuerst zu Kirchheim, ging aber später nach Tübingen, las daselbst und starb als Professor der Medicin den 26. Septbr. 1660. Seine sämmtlichen Schriften führen sehr sonderbar und hochtrabend klingende Titel nach dem Geschmacke der damaligen Zeit, doch haben sie fast alle keinen bedeutenden Werth; es sind folgende: Raphaël artem medic. feliciter cum inchoandi, tum absolvendi tractandique informans. Tub. 1622. 12. erlebte mehrere Auflagen. *Πανδοχεῖον αἰολόδερμον* s. nosodochium entis. 1630. 8. Vexillum Raphaëliticum. 1631. 8. Monochordon symbolico-biomanticum. Ulm. 1640. 8., worin er den Pulsschlag nach der Harmonie der Musik und bildlich in Figuren darstellte, und mehrere andere [*]). (*Huschke.*)

HAFER (HABER) avena, (s. oben Avena, VI. S. 479) ist bekanntlich das gewöhnlichste und beste Pferdefutter, weil er unter allen Getreidearten am wenigsten, oder, nach A. Vogel's und Faßmayer's Analyse, gar keinen Kleber, aber desto mehr von einem zuckerigen und einem bittern Grundstoffe, nebst firem, gelblich grünem Öle (auch nach Pleischl Schwefel) enthält, und am spätesten gährt. Ein Gemenge von Hafer und Roggen füttert ebenfalls gut. Ganzer Hafer gedeiht den Pferden besser, als gebrochener oder geschrotener. Das gesundeste Futter für sie bleibt Weizen- und Haferstrohhäcksel mit gutem Heu oder Grummet vermengt, nebst genug Hafer. Doch dürfen sie damit nicht überfüttert werden, und die Rationen müssen ihrer Dienstbestimmung entsprechen. Morgen-, Mittags- und Abendfutter wird jedes Mal in 2—3 Portionen getheilt. Auf ein Pferd, das beständig im Acker und Wagen geht, rechnet man gewöhnlich alle Tage 12—14 Pfd Hafer; weit mehr erhalten Fuhrmannsgäule auf der Reise bei schwerer Arbeit. — Militärfuhrpferde bekommen 3 Mal täglich, jedes Mal 4 Pfd Hafer, Kutsch- oder Reitpferde bei nicht großer Anstrengung im Ganzen täglich 7—8 Pfd, Stuten, die Fohlen säugen und dabei mit arbeiten, täglich 10—12 Pfd, in den ersten 8 Monaten ihres Trächtiggehens eben so viel. Zuchtstuten dürfen nicht zu fett werden, weil sie sonst schwieriger aufnehmen. Der Hafer kann, um leichter von den Pferden zermalmt und verdaut zu werden, zuvor in Wasser etwas quellen. — Trockner Hafer gibt ein Hausmittel zu erwärmenden rc. Überschlägen rc. Aus Hafermehl, dessen Nahrungsstoffproportion, nach Davy, sich überhaupt zu der des besten Weizens = 743 : 1000 verhält, in Wasser gekocht, macht man in England eine Art Sulze (Flumery), die noch warm in Stücke geschnitten, und mit Milch, Bier oder Wein und Zucker als ein Leckerbissen genossen wird. — Hafermalz verlangt, um Braunbier zu geben, eine stärkere Röstung, als Gerstenmalz; der achte Theil davon mit diesem vermengt, soll ohne Hopfen ein eben so gutes Bier in Schweden geben, als mit Hopfen. Indeß fällt überhaupt das Bier aus gemeinem Hafermalz zu schleimig aus, besser jenes aus Malz vom vollkörnigen Weißhafer, vorzüglich dem engländischen mit Gerstenmalze versetzt, wenn es gleich weniger nährt und belebt als reines Weizen- und Gerstenbier. — Auch bereitet man daraus Branntwein, Hefen rc.

Die Hafergrütze, avena excorticata, aus nacktem Hafer läßt sich durch Kochen nicht zu Schleim auflösen. — Arzneilich wendet man den Haferschleim mit Zuckersyrup und etwas frischer ungesalzter Butter im Husten, und die Tisane oder den Absud von Hafergrütze (1 Unze Grütze auf 2 Pfd Wasser bis auf ⅔ eingekocht) in solchen Fällen an, wo Reize durch Schleim zu mildern und gleichsam einzuwickeln sind, mit Zucker, Rosi-

---

1) Die würtembergsche Prinzessinn Anna Johanna, Herzog Johann Friedrichs Tochter, übersetzte dieses oft gedruckte theol. Lehrbuch 1672 ins Teutsche, wovon die Handschrift in der Konsistorialbibliothek in Stutgart verwahrt wird. 2) *Buddei* isagoge hist. theol. 352. Semler's Einleit. zu Baumgartens Glaubensl. 3 Th. 71. 3) *Luc. Osiandri* orat. funebr. in exseq. Haf. Tüb. 1620. 4. *Lansii* amicitiae monumentum, Haf. consecr. Ib. 1620. 4., auch in *Lansii* mantissa consult. Ib. 1678. 8. und in *Wittenii* memor. Theol. Dec. III. 147. *Fischlini* memor. Theol. Würt. P. II. 8. *Weismanni* introd. in memorab. eccles. T. II. 925. Ubse's Leben der Kirchenlehrer. 692. *Spizelii* templum honor. reserat. 53. Böck's Gesch. der Univ. Tüb. 80. Eisenbach's Gesch. der Univ. Tüb. 134.

*) S. *Haller* biblioth. med. pract. II. p. 508.

nen 2c. Brande empfiehlt gleiche Theile Haferschleim und Kuhmilch neuerlich als das beste Surrogat der Muttermilch für Kinder, nur wird er sehr schnell sauer. — Zum etwas dicklichen Absud von Hafergrütze nimmt man 2, zum ganz dünnen 1 Theelöffel, gießt darauf, wenn sie mit kaltem Wasser an- und zusammengerichtet ist, 1 Pfd siedendes Wasser oder kochende Milch, läßt das Ganze unter stetem Umrühren über Feuer fünf Minuten lang sieden, nimmt den Schaum ab, filtrirt die Flüssigkeit durch ein Haarsieb, und setzt etwas Salz, Zucker oder Muskatnuß, oder etwas Ingwer zu, je nachdem man ein einfaches Getränk oder ein Magen stärkendes Süppchen haben will. Im letzten Falle läßt sich auch etwas Wein oder starkes Bier zugießen, oder die Tisane sogleich, statt mit Wasser, mit Bier oder auch mit magerer Fleischbrühe und mancherlei Küchenkräutern kochen. — Die einfache wässerige Hafergrütze ist ein gutes diätetisches Frühstück für solche, denen es an leichter Leibesöffnung fehlt, oder die Tags zuvor sich es zu gut schmecken ließen. — Franklin genoß am liebsten zum Frühstück Hafergrütze mit etwas Butter, Muskatennuß und geröstetem Brote. Sie ersetzt vorzugsweise allen Kaffee und Afterkaffee, auch den Cacaotrank. — Äußerlich dient die gestoßene Hafergrütze zu Breiumschlägen, um Geschwülste, Frostbeulen 2c. damit zu zertheilen; der Absud davon zu Klystieren bei entzündlichem Zustande, bei Durchfällen, Ruhren, Krämpfen 2c. zumal reizbarer Personen und kleiner Kinder. —

Mit Haferspreu oder Haferstroh füllt man Matratzen. *(Th. Schreger.)*

Der Berliner Scheffel von dieser Getreideart wiegt zwischen 42 bis 56 Pfund. Die Haferarten sind in Rücksicht ihres Gehalts an Mehl sehr von einander verschieden. Der engländische Hafer, der orientalische oder Fahnenhafer, der nackte oder tatarische Hafer übertreffen den gemeinen durch reichen Gehalt an Mehltheilen, wogegen der frühzeitige oder Augusthafer unter dem letzteren steht. —

Der Hafer wird in Teutschland selten zur Mehlgewinnung benutzt; in England und in andern nordischen Ländern hingegen geschieht dieß häufig.

Zur Bereitung der Grütze, (der so genannten Hafergrütze) wird aber der Hafer bei uns oft gebraucht. Man wählt dazu einen recht vollkörnigen Hafer.

Der nackte tatarische Hafer geht von selbst aus den Spelzen, und man hat ihn daher als eine natürliche Hafergrütze empfehlen wollen, wozu er aber doch nicht ohne gehörige Vorbereitung taugt.

Die Chocolade wird zuweilen mit Mehle, besonders mit geröstetem Hafermehle, verfälscht. *(Schilling.)*

HAFERBROT wird in den Gegenden gebacken, wo Mangel an Rocken und Gerste ist. Besonders findet dieß in gebirgigen und kalten Gegenden Statt, wo die Kälte gewöhnlich so zeitig eintritt, daß das andere Getreide nicht zur Reife kommen kann. Die Landleute in den nördlichen Ländern essen fast nichts als Haferbrot und Hafermehl, und die mehrsten sind dabei gesunde, starke Leute und zu den härtesten Arbeiten geschickt. Übrigens muß man dazu den besten Hafer, der das mehrste Mehl enthält, wählen, und man kann im Allgemeinen annehmen, daß derjenige Hafer, welcher die dicksten und schwersten Körner hat, am besten dazu taugt. — Zuweilen wird auch Brot aus der Vermischung von Rocken und Hafer gebacken. Am besten wird dieß Brot, wenn mehr Rocken als Hafer dazu genommen wird; auch geben gleiche Theile von beiden ein gutes Brot, nur darf das Getreide nicht zu sehr ausgemahlen werden. Der Hafer, welcher unter den Rocken gemahlen wird, muß recht dürr und trocken seyn: weil sich das inwendige Korn sonst nicht gut zermahlen läßt, sondern nur breit gedrückt wird, und das Mehl in den Hülsen bleibt. Ist der Hafer dürr genug gewesen: so können nach dem zweiten Gange die Hülsen abgesiebet werden; wäre dieses aber nicht, so siebet man es erst nach dem dritten Gange ab. — Bei dem Teigmachen ist Verschiedenes zu bemerken. Zuerst ist die Beschaffenheit des Mehls wohl zu prüfen, ob es trocken oder feuchte, auch ob das Getreide in nasser Witterung eingebracht worden ist, weil man im letztern Falle etwas weniger Wasser zugießen muß; hat man mehr Kornmehl: so gießt man mehr, im entgegen gesetzten Falle aber weniger Wasser. Dieses ist auch bei dem Sauerteig zu bemerken, indem eine größere Menge Hafermehl auch mehr davon erfordert. Überhaupt wird $\frac{1}{3}$ von der ganzen Portion eingesäuert; nach diesem läßt man den Teig 5 — 6 Stunden in mäßiger Wärme stehen, und in die Höhe gehen. Hierauf wird von dem übrigen Mehle wieder $\frac{1}{2}$ unter den aufgegangenen Teig gemischt, und nun noch zwei Stunden in der Wärme stehen gelassen, damit er aufs Neue zum Aufgehen kommt. Unter dieser Zeit muß der Ofen zurecht gemacht werden, weil es nach dem Kneten gar nicht lange Verzug leidet. Ist der Teig gehörig aufgegangen, so wird alsdann das übrige Mehl völlig hinein geknetet, und nur so viel davon übrig gelassen, als man zum Auswirken braucht. Der Teig darf aber lange nicht so derb geknetet werden, wie man bei Rocken- oder Gerstenbrot zu thun pflegt. Nach dem Kneten darf man mit dem Auswirken nicht länger als 6 — 8 Minuten warten, dieses geschwinde verrichten und das Brot bald in den Ofen bringen, weil der Haferteig leicht läuft und dadurch das Brot aus einander fallen und zerreißen würde. Die Brote, welche man zwischen 4 und 6 Pfd schwer macht, müssen in 1 Stunde ausbacken. Der Ofen muß daher eine jählinge Hitze bekommen, und also stärker wie zu anderm Brote geheizt werden. *(Schilling.)*

Hafergrütze, s. Hafer.

Hafermehl, s. Hafer.

Haferrechen, s. Rechen.

HAFERUNG (Johann Kaspar), ein lutherscher Theolog des 18. Jahrh. Er war am 14. Febr. 1669 zu Greuske im Schwarzburgschen, wo sein Vater Prediger war, geboren, vollendete seine theologischen Studien zu Wittenberg, wo er 1692 die Magisterwürde erhielt, ging sodann als Hofmeister in der Boyschen Familie nach Schweden und 1696 nach Amsterdam, kehrte aber 1696 nach Wittenberg zurück, wo er eine Adjunktur in

der philosophischen Fakultät annahm, daselbst 1702, als er in seine Vaterstadt Greussen als Prediger und Adjunkt der Sondershausenschen Ephorie berufen war, Licentiat und nachher Doktor der Theologie wurde, und 1713 als Archidiakon dahin zurückging, kurz darauf auch als außerordentlicher, 1726 aber als ordentlicher Professor in die theologische Fakultät einrückte, und am 17. Mai 1744 starb. Er besaß nicht allein treffliche Kanzelgaben, sondern war auch ein Mann für den Katheder, ein einsichtsvoller, viel belesener Mann, der indeß nicht zu den Orthodoxen gehörte, und in der Lehre vom Evangelium als einer Predigt der Buße und in andern Satzungen seiner Kirche Widersprüche fand, die er durch seine Schriften zu heben suchte: er fand daher an Edzard, Krüger, Löscher, Claudius, Wagner, Wernsdorf Gegner, die ihn heftig angriffen und dadurch einen vorübergehenden Lärmen in der Kirche erregten. Haferung gerieth dadurch in manche Verdrießlichkeit, besonders da man auch in Dresden darauf aufmerksam geworden war, und Manches als Irrlehre angesehen wurde. In seinen letzten Jahren scheint er sich jedoch den Orthodoxen mehr genähert zu haben. Mehr über ihn und seine Schriften, deren Reihen auch Jöcher aufführt, findet man in den Acta histor. ecclesiastica und in Moser's Lexik. jetzt lebender Gottesgelehrten. Sein Sohn Heinrich Gottfried, zu Wittenberg am 13. Octbr. 1713 geboren, war anfangs und seit 1731 Privatdocent bei seiner vaterstädtschen Universität, und wurde 1742 Pfarrer zu Schönwalde, wo er schon zwischen 1750 bis 1760 gestorben ist. Seine theologischen und philosophischen Dissertationen und Programme findet man in Meusel's verst. Teutsch. V. S. 34 und 35 und im Adelung. *(H.)*

HAFERWEIHE, so heißt in der katholischen Kirche die Einweihung des zum Pferdefutter bestimmten Hafers. In der Regel wird sie am Stephanstage vorgenommen, der daher selbst die Haferweihe oder der große Pferdetag genannt wird. *(Rüder.)*

Haferwurzel, s. Tragor.

Hafessa, Hafessah, s. Hafsa.

HAFESSITEN (الحفصية), nennt man eine ketzerische Partei unter den Moslemen von Hafs ben Amru. Da sich ihre Ansicht vorzugsweise in der Lehre von den göttlichen Eigenschaften von der herrschenden unterschied, so nennt man sie auch Sifatijje (صفاتية), d. i. wörtlich solche, die mit den Eigenschaften (Gottes) etwas vornehmen, also dem Sinne nach die von den (göttlichen) Eigenschaften irrig Denkenden,*) von dem arabischen Worte صفات Eigenschaften (sc. Gottes)**). *(A. G. Hoffmann.)*

HAFF, ein veraltetes Wort, welches das Meer oder einen Theil desselben bezeichnet und nur noch als Eigenname dreier großer Meerbusen oder Landseen im Königreiche Preußen vorkommt, welche süßes Wasser und starken, nach der Ostsee ausgehenden Strom haben. 1) Das kurische Haff in der Provinz Preußen, bei Memel, 28 Quadratmeilen groß, 15 Meilen lang, bis $4\frac{1}{2}$ Meilen breit, und durch die 15 Meilen lange und $\frac{1}{4}$ Meile breite Erdzunge, kurische Nehrung (Niederung), einer Reihe von der See gebildeter Sandhügel begränzt, mit der 18 Fuß tiefen Seeenge Tief. 2) Das frische Haff, ebenfalls an der preußischen Küste, zwischen Danzig und Königsberg, $14\frac{7}{10}$ Quadratmeilen groß, 13 Meilen lang, bis $2\frac{1}{2}$ Meilen breit, und seewärts von der frischen Nehrung eingeschlossen. Die 12 Fuß tiefe Seeenge bei Pillau heißt ebenfalls das Tief oder das Gatt. *(Krug u. Mützel.)* — 3) Das pommernsche Haff, unter dem 32° O. L. und zwischen dem 53° und 54° N. Br. gelegen. Früherhin ward dasselbe sowohl von Schriftstellern [1]), als auch in Statsschriften [2]) das frische Haff, Lacus recens [3]), genannt.

Das pommernsche Haff wird eingetheilt in das große und das kleine. Das große wird begränzt im O. vom kamminschen Kreise, im S. vom Papenwasser und vom ükermundschen Kreise, im W. vom kleinen Haffe, im N. von der Diewenow, der Insel Wollin, der Swine und der südöstlichen Spitze der Insel Üsedom. Die Oder ergießt sich in dasselbe, und durch die Swine und Diewenow hat es seinen Abfluß in die Ostsee. Im N. bildet es bei dem Dorfe Lebbin auf der Insel Wollin den so genannten Vietzigersee. Das kleine Haff gränzt im O. an den großen (gewöhnlich wird die Gränzline von Altwarp im ükermundschen Kreise bis zum gegenüber liegenden Dorfe Woitzig auf der Insel Üsedom bestimmt), im S. an den ükermundschen Kreis, im W. an den anklammer Kreis, im N. an die Insel Üsedom. Die Üker oder Uker ergießt sich in dasselbe, und gegen W. endigt es sich in der Peene. Im S. bildet es den Neuwarpersee.

Die größte Breite dieses Haffes von Groß-Ziegenort im ükermundschen Kreise bis nach Lebbin beträgt nahe an 3 Meilen [4]), die größte Länge vom Papenwasser bis zu der anklamschen Fähre etwas über 7 Meilen. Der sonst ziemlich zuverlässige Wutstrak [5]) gibt den Flächeninhalt des großen und kleinen Haffs nebst dem Achterwasser zu $15\frac{1}{2}$ Q.Meilen offenbar zu groß an. Das statistische Büreau zu Berlin [6]) berechnet die Oberfläche des großen Haffs und der damit in Verbindung

*) Jos. von Hammer übersetzt es in der encykl. Übersicht der Wissenschaften des Orients S. 411 durch Eigenschaftslehrer, was mir weniger passend scheint. **) s. Encykl. Übersicht a. a. O.

1) Rantzow's Pomerania, Band II. S. 401. — Mikrael's Altes Pommerland. S. 256 u. a. 2) Dähnert's Landesurkunden, Band I. S. 99. 3) *Val. ab Eickstet* in seiner Epitome nennt es auch lacum recentem; doch sagt er S. 125: in recentem Pomeraniae lacum. — Martin Schmechel in seiner oratio pro laudat. et flor. Pomerania, impr. Sedin. 1620, in Dähnert's Pommernscher Bibliothek, Band IV. S. 409, nimmt schon Anstand, es so zu nennen, indem er sagt: Recens portus (Frische Haff) si licitum sic nominari. 4) Alle Seefahrende schätzen sie nach alter Gewohnheit 2 Meilen; das ist aber zu wenig. 5) in seiner Beschreibung vom preußischen Pommern, S. 197. 6) in den Beiträgen zur Statistik des preuß. Staates. Berlin bei Dunker und Humblot. 1821. 4. S. 38.

stehenden Gewässer, namentlich des dammschen Sees, des Papenwassers, der Diewenow, des kamminschen Boddens, des Viezigersees, des kleinen Haffs, des Achterwassers und des Peenestroms zu 15^{9288} geogr. □Meilen.

Nach einer in Stockholm im J. 1808 herausgegebenen Seekarte beträgt die Wassertiefe des Haffs 12 bis 18 Fuß; nur etwas östlich von der Gränze zwischen dem großen und kleinen Haffe gibt sie 21 Fuß an. Die seichteste Stelle ist unweit der Diewenow und hat gewöhnlich nur 3 bis 4 Fuß, bei hohem Wasser wohl 5 bis 7 Fuß Tiefe. Die Ufer sind meistens flach, ausgenommen bei den Lebbiner Bergen und dem Steinort bei Neuwarp. Das Schar oder Vorland läuft weit ins Haff hinein, besonders an dem usedomschen Ufer, wo überhaupt das Fahrwasser weniger tief ist, als an dem vorpommernschen Ufer. Die Wellen sind natürlich nur sehr kurz und übersteigen bei starkem Winde selten die Höhe von 3 Fuß.

Das Haff ist für die Verbindung der vorpommernschen Hafenstädte sehr wichtig. Von jeher ist dasselbe sehr fischreich gewesen, jedoch anscheinend in frühern Zeiten mehr als jetzt. Die pommernschen Herzoge erhielten bedeutende Einnahmen durch die Fischereien auf demselben [7]) und richteten besonders ihr Augenmerk auf diese, wie die Haff- und Wasserordnungen [8]), die jasenitzsche Erbtheilung [9]) u. s. w. bezeugen. Die erste urkundliche Erwähnung der Fischerei auf dem Haffe selbst findet sich wohl in der Urkunde von 1184 [10]), und genauer wird sie zuerst bezeichnet in der Urkunde von 1244 [11]).

Das Wasser des Haffes ist süß; nur bei starken Nord- und Nordwestwinden, die das Meerwasser durch die Swine und die Diewenow eintreiben, erhält es einen etwas salzigen Geschmack. Zöllner [12]) und wahrscheinlich nach diesem auch Förster geben an, daß das Haff bei starkem Froste mit 2 Zoll dickem Eise belegt wird. Dieses ist falsch. Das Eis auf demselben wird eben so dick als auf allen Nebengewässern und war im Winter 182½ wenigstens 18 Zoll stark, nur bei Groß-Ziegenort und bei Paulsdorf im kamminschen Kreise erhalten die Strömungen es bedeutend schwächer, als mitten auf dem Haffe. *(C. D. Gustav v. d. Lancken.)*

HAFFNER. Zwei Brüder dieses Namens, Schweizer von Herkunft, haben sich in der Geschichte der bolognesischen Malerschule einen Namen erworben.

Der ältere, Heinrich, geboren 1640 zu Bologna, wo ihr Vater unter der Schweizergarde diente, bildete sich dort in der Schule des Baltasar Bianchi und Joh. Jakob Monti vorzüglich für die Architekturmalerei aus, ging dann nach Savona, wo er die erste bedeutende Probe seiner Kunstfertigkeit in der Kirche St. Spirito ablegte, und befestigte seinen Ruf durch die architektonischen Perspektiven, mit denen er zu Genua den Palast Brignola schmückte. Zu Rom arbeitete er mit Dom. Maria Canuti in den Palästen Colonna und Altieri und einigen Kirchen. Er beschloß seine Laufbahn in seiner Vaterstadt, wo er die Stelle eines Lieutenants von der Wache des Palazzo pubblico bekleidete, 1702, nachdem er daselbst in der Bibliothek des Klosters St. Michele del Bosco und der Kirche Corpus Domini ausgezeichnete Malereien vollendet hatte. Die Figuren in seinen Gemälden haben Guidobono, Piola, Greg. de Ferrari, Canuti, Franceschini rc. geliefert.

Anton Maria Haffner, sein jüngerer Bruder, geb. zu Bologna 1654, ging mit Heinrich nach Rom, wo er sich unter Canuti ausbildete. Auch er verdankt seinen Ruhm, welcher den seines Bruders übersteigt, der perspektivischen Architekturmalerei, welcher er sich fast ausschließlich widmete, obgleich er auch einige historische Bilder geliefert hat. Seine Hauptwerke sind in Genua, wo er einen großen Theil seines Lebens zubrachte. Wir nennen davon: die berühmten Freskogemälde in der Kirche S. Luca und in dem Presbyterium der Congregation von Lucca, die architektonischen Verzierungen in der Kirche S. Maria del Rifugio, die für Meisterstücke in dieser Gattung gelten, und viele Arbeiten in der Kirche S. Filippo Neri. Haffner trat in die Kongregation der Väter des zu dieser Kirche gehörigen Klosters und ließ sich daher die Ausschmückung derselben besonders angelegen seyn. Bis zu seinem Tode genoß er als Mensch und als Künstler einer allgemeinen Verehrung, und namentlich wurde er von dem Großherzoge von Toscana, Johann Gaston, mit Gnadenbezeigungen und Geschenken überhäuft. Er starb 1732 und hinterließ sein bedeutendes Vermögen dem Conservatorium der Madonna della Misericordia.

Die Brüder Haffner sind als Architekturmaler ausgezeichnet durch die geschmackvolle Erfindung ihrer Perspektiven und Verzierungen, durch die Anmuth und Feinheit ihrer Ausführung, und durch die Harmonie und Frische ihrer Färbung. In allen diesen Eigenschaften übertrifft der jüngere Bruder den ältern, welcher zu den besten Mitellisten gerechnet werden muß *). *(R.)*

HAFI (حافي), bezeichnet im Arabischen einen Menschen, welcher sich gar keiner Fußbedeckung bedient, einen Barfüßer, und wird mehrern Moslemen als Beiname zugelegt. Wer wie etwa die Pilger Sohlen unter den Füßen trägt, kann noch nicht von sich be-

7) Rantzow, Band II. S. 403 sagt: „Von dem „gelde aber, das vor die fische khumpt, nehmen die fürsten auf „dem Laßanischen wasser den dritten, vnd auff dem frischen haff „den sechsten pfenningk, vnd hat jnen, wie myr gesagt ist worden, „der dritte vnd sechste pfenningk bisweilen an die 3000 gulden „ein jar getragen.“ — Eickstet a. ang. O. berichtet: „Ac saepe „reti grandiore, quod fere quartam milliaris partem occupat, „pro trecentis aut quingentis aureis pisces semel capiuntur. „Interdum etiam vix tantum deprehenditur, ut in diem vivant „retiarii.“ 8) Dähnert's Landesurk., Band III. S. 599. 9) Dähnert's pomm. Bibliothek. Band III. S. 172. 10) Dreger's Codex diplom. No. XX. S. 33 und 34 11) Ebendas. No. CLXIII. S. 250. 12) in seiner Reise nach Rügen, S. 101. 13) in seinem Handbuche der Geschichte des preußischen Reichs, Band II. S. 426.

*) Ein dritter Haffner, Friedrich, hat einige Fresken in der Cölestinerkirche zu Bologna gemalt. S. *Guarienti* Felsina pittr. *Lanzi.* Füßli's Künstlerlexik. und die Biogr. univ.

haupten, daß er ein strenges Leben führe, sondern ganz bloße Füße gehören als ein wesentliches Stück dazu.
(*A. G. Hoffmann.*)

HAFI, vollständig Baschar el Hafi, einer der vielen moslemischen Heiligen von der schiitischen Partei, geb. 150 d. H. zu Barsuma und gestorben im J. 227 zu Bagdad, oder nach Andern zu Meru, in dessen Nachbarschaft sein Geburtsort lag. Einige von ihm aufbewahrte Sentenzen zeigen, daß er nicht ohne Geist war; z. B. die Aussprüche: „Wer die Welt sucht, der halte sich auf Demüthigung gefaßt" und „Unglück bringt es dem Gelehrten in der Welt, wenn das Auge seines Herzens erblindet." Seine Ehrfurcht gegen den Namen Gottes ging schon in der Zeit, wo er noch dem Dienste der Welt sehr ergeben war, so weit, daß er einst ein kleines, auf dem Wege liegendes und bereits sehr beschmutztes Stück Papier, worauf derselbe geschrieben stand, nicht nur sogleich aufnahm und reinigte, was ein jeder fromme Moslem auch gethan hätte, sondern er verwandte auch den einzigen Denar, welchen er bei sich hatte, zum Ankauf von wohlriechendem Wasser, um das Papier damit zu parfümiren. Gleichwohl ging nun seine Gewissenhaftigkeit so ins Kleinliche, daß er das Papier, weil es ihm nicht gehört hatte, nicht behielt, sondern in einer Mauerritze sorgfältig aufbewahrte. Im Traume wurde ihm für diese schöne Handlung reicher Lohn verheißen. Er aber fühlte sich nunmehr gedrungen, die Welt zu verlassen und sich lediglich mit Übungen der Andacht zu beschäftigen. Sein Leben hat Ibn Chalekan und Dschafei im 27sten Abschnitte seiner Geschichte beschrieben †). (*A. G. Hoffmann.*)

HAFI, vollständig Seineddin Mohammed el Hafi, Verfasser eines Gebetbuches, welches in besondere Andachtsarten zerfällt. Die Moslemen bedienen sich desselben sehr viel, besonders der Theil, welcher in äußern Gebetsübungen die wahre Religion fast ausschließlich sucht. Diese sprechen nicht nur die gewöhnlichen, im Gesetz vorgeschriebenen Gebete zu den bestimmten Tageszeiten, sondern wählen sich auch noch den Seineddin zum Führer*). (*A. G. Hoffmann.*)

Hafi Omar, s. Nassavi.

HAFID, sonst Aschirsade Efendi genannt, ein türkischer Derwisch, bekannt als Verfasser des Su risalesi, einer kleinen Abhandlung über die Güte und Eigenschaften des Wassers in den berühmtesten Quellen und Fontänen zu Konstantinopel. Sie ist in der Druckerei von Stambul im J. 1112 d. H. (1797 n. Chr. G.) gedruckt, enthält nur 14 Blätter in klein Octav und ist ohne Seitenzahlen. Im Buchhandel ist sie nicht zu haben und gehört zu den größesten Seltenheiten [1]). Wichtiger und von mannichfaltigerem Nutzen ist ein andres Werk des Hafid Aschirsade von philologischem Inhalte unter dem Titel: **Eddurer almontachabat al mensure fi islahil ghalatat almeschure** d. i. Perlen ausgestreut zur Verbesserung berüchtigter Sprachfehler. Es ist geschrieben im J. 1219 d. H. (1804 nach Chr.), zwei Jahre nachher zu Konstantinopel gedruckt und enthält 534 Seiten in 4t. Der Verfasser benutzte die berühmtesten arabischen Philologen, welche sich mit Aufdeckung und Berichtigung von Sprachfehlern abgaben, z. B. den bei uns durch seine Mekamat besonders berühmten Hariri, den Hotschaleddin und mehrere Andere [2]); allein sein Werk hat dadurch einen größern Werth, daß es sich nicht auf das Arabische beschränkt, sondern auch das Persische und Türkische mit berücksichtigt. Das Buch ist dem Sultan Selim zugeeignet und mit den Empfehlungen und Gutheißungen vieler sehr angesehener Türken ausgestattet [3]).
(*A. G. Hoffmann.*)

HAFIS, حافظ mit vollständigem Namen Schems eddin Mohammed Hafis, ein berühmter persischer Dichter zu Schiras, im achten Jahrh. der Hedschra. Hafis ist ein Beiname, welchen viele moslemische Gelehrte führen; er bedeutet: der Behalter, d. i. der den Koran auswendig Wissende. Hafis ward geboren in der Stadt Schiras im Anfange des achten Jahrh. Er beschäftigte sich in seiner Jugend mit wissenschaftlichen Studien, scheint aber auch in einen Derwischorden eingetreten zu seyn, deren Mitglieder damals sich häufig der den Sofi's eigenen religiösen Beschauung hingaben. Er ward aber bald weit berühmt durch seine lyrischen Dichtungen, deren Lieblichkeit ihm auch den Beinamen Tschekerlib d. i. Zuckerlippe, erwarb. Schiras beherrschten zu seiner Zeit die Sultane aus der Dynastie der Mosaffariden. Diese Fürsten, besonders die Sultane Schah jachja, Schah schedscha, und Schah manssûr, bewiesen dem Hafis große Freundschaft und Gunst. Auch die beiden Wesire Hadschi kawwâm eddin hassan und Hadschi kawwâm eddin mohammed waren besondere Gönner dieses Dichters; der letztere Wesir stiftete zu Schiras eine Schule für Hafis, an welcher er lehrte. Inzwischen scheint er immer in sehr bescheidenen Umständen nach Art der Derwische gelebt zu haben. Er dichtete vorzüglich Gaselen, oder erotische Oden, welche mit den anakreontischen Ähnlichkeit haben. In dieser Gattung von Gedichten versuchten sich unzählige persische Dichter, welche vor und nach Hafis lebten. In ihnen werden die Reize der Schönheit, der Liebe, des Weines, der Blumen, mit Verschmähung der irdischen Größe gepriesen. Allein sehr oft sind diese Ausdrücke nur bildliche, welche die Vollkommenheit des höchsten Wesens bezeichnen, und die religiöse Trunkenheit, in welche die Sofi's durch die Anschauung des Ewigen sich versetzen. Dieß ist auch in Betreff des Hafis von Silvestre de Sacy, in dessen Pend-Nameh, S. 92 bemerkt worden. Bisweilen aber behandelt Hafis auch

†) d'Herbelot, orient. Bibl. unt. d. W. Baschar und besonders Schultens's Zusätze dazu.
*) d'Herbelot u. d. W. Hafi.
1) J. v. Hammer, Geschichte der Literat. der Osmanen. S. 1283.
2) Man findet sie angegeben a. a. O. S. 1289. 3) Ihre Namen findet man a. a. O. S. 1288—89.

unmittelbar ernste Gegenstände, wie die Unbeständigkeit der menschlichen Schicksale, in der Ode, welche Herr Grangeret de Lagrange mitgetheilt hat im Mercure étranger. Paris 1813. Nro. IX. Öfter preiset Hafis auch die Vorzüge und Wohlthaten seiner Gönner. Wegen des mystischen Inhaltes seiner Gedichte, erhielt er auch den Beinamen Lisân el gaib, d. i. die geheimnißvolle Zunge. Da die Sofi's die Beschauung des Ewigen zum Hauptziel des religiösen Strebens machen, so sprechen sie oft mit Geringschätzung von den gewöhnlichen Pflichten der Religion, und den äußeren Formen desselben; dieß findet sich daher auch oft in den Gedichten des Hafis. Der damalige Sultan von Bagdad, Achmed ben owais, ward von den Dichtungen des Hafis so eingenommen, daß er ihn einlud, nach Bagdad zu kommen, und sich dort nieder zu lassen; aber Hafis verschmähte dieß. Der Geschichtschreiber der persischen Dichter, Dewletschah, sagt in seiner Nachricht von Hafis: der damalige Sultan Bagdads, Achmed, hatte eine ungemeine Achtung für Hafis, und wiewohl er ihn auf alle mögliche Weise zu ihm zu kommen beredete, wollte Hafis doch niemals den Aufenthalt von Fars mit dem von Bagdad vertauschen, und zog ein trockues Stück Brot in seinem Vaterlande allen verheißnen Vortheilen in fremden Ländern vor. Er dichtete zum Lobe Sultan Achmeds ein Gasel, und sandte es nach Bagdad. Als Hafis schon hoch bejahrt war, gegen das Ende des Jahrhunderts, ward Persien überschwemmt und verheert durch die mogolischen Heerschaaren des Timur. Timur eroberte auch Schiras, und stürzte die Dynastie der Mosafferiden vom Throne. Er hatte auch von dem Dichter Hafis gehört, und ließ ihn in Schiras vor sich rufen, um ihn scherzhaft zur Rede zu stellen. Hafis hatte nämlich in einem seiner Gedichte von einem schönen Jünglinge gesagt:

> Wenn der Jüngling von Schiràs
> Mir das Herz nur schenken wollte,
> Gäb' ich für sein schwarzes Mahl
> Samarkand, Bochàra hin!

Dewletschah erzählt dieß mit folgenden Worten: Zu der Zeit, da der glückselige Herrscher, der große Fürst Timur Gurkan, dessen Zeichen Gott leuchten lasse, Persien eroberte, im Jahr 789, und den Schah manssur tödtete, lebte Hafis. Jener schickte zu ihm und ließ ihn holen; als er erschienen, sprach er zu ihm: „Ich habe durch die Schärfe des blitzenden Schwertes den größten Theil des bewohnten Erdviertels erobert, und tausend Örter und Landschaften wüste gemacht, auf daß ich Samarkand und Bochara, die da sind meine Heimath und meiner Herrschaft Sitz, blühend machen möchte. Und du, Männlein, willst für ein schwarzes Fleckchen mir Samarkand und Bochara verkaufen, wie du in jenem Verse sagst?" Meister Hafis küßte die Erde, und sprach: „Oberherrscher der Welt, eben durch eine Freigebigkeit solcher Art ist es geschehen, daß ich gegenwärtig zu diesem Glücke gelangt bin." Se. Majestät, der glückselige Herrscher, geruhte diese Antwort für lieb und wohlgefällig anzunehmen, und schalt den Dichter nicht weiter, sondern bezeigte sich huldreich gegen ihn.

Nach einer anderen Erzählung zog Hafis sich durch eine kleine Veränderung des Verses aus der Verlegenheit. Er erwiederte dem Fürsten: O König, ich habe nicht gesagt:

> bachschem samarkand u buchara ra;
> schenke ich Samarkand und Bochàra;

sondern:

> bachschem du ser kandi buchàra ra;
> schenke ich zwei Zuckerbrötchen von Bochàra.

Bald nach der Einnahme von Schiras durch Timur starb Hafis, und ward in dem Mosella oder Betplatz, einer Vorstadt von Schiras, begraben. Als der Sultan Abul kasem babur behadur Schiras erobert hatte, ließ Mohammed Moammaji, einer der Wesire desselben, über dem Grabe des Hafis eine Kuppel aufführen. Nach seinem Tode wurden seine Lieder gesammelt zu einem Diwan, und als mystischen Inhaltes hoch verehrt. Der berühmte Sofi Kassem el enwàr führte immer den Diwan des Hafis bei sich. Mehrere Commentatoren, wie Schemii, Sururi, Sudi, haben ihn erläutert. Indeß fanden die freien, und bisweilen muthwilligen Ausdrücke des Hafis doch auch bald bei Einigen Anstoß. Den Geist derselben charakterisiren ziemlich schon die Anfangszeilen des ersten Gasel, welches Dewletschah aus seinem Diwan anführt:

> O Schenke, komm! Wein glüht im Tulpenkelch!
> Geschwätz bis wann? Und Plauderei wie lange?
> Weg Stolz und Prunk! Die Zeit hat schon geschaut,
> Wie Kaiserkleid und Königskrone sanken.

Gleich nach dem Tode des Hafis traten Einige auf, welche dem Dichter das ehrenvolle Begräbniß versagen wollten, und erklärten, er habe vom Koran und der Religion unehrerbietig gesprochen, und wider den Sinn der göttlichen Lehre zum Genuß des Weines durch Wort und Beispiel aufgefordert. Nachdem der Streit zwischen den Anklägern und den Vertheidigern des Dichters eine Weile gewährt hatte, beschloß man, seine Zuflucht zu nehmen zu der in Morgenlande üblichen Berathschlagung durch das Bücherstechen. Es wird nämlich aufs Gerathewohl in ein Buch gestochen, und alsdann auf den Sinn der dabei getroffenen Stelle des Buches Rücksicht genommen. Man wählte dieß Mal dazu die Liedersammlung des Hafis selbst, und traf auf folgenden Vers:

> Wende die Schritte nicht ab
> Von dem Grabe des Hafis;
> Wenn gleich in Sünden befangen,
> Harrt er doch auf den Himmel.

Dieser Vers besänftigte die Ankläger, und der Dichter ward ehrenvoll bestattet. Aber auch später wurden diese Zweifel gegen ihn wieder zur Sprache gebracht, und zwar zu Constantinopel. Man legte hier die Frage über die Religiosität des Dichters dem berühmten Mufti

oder Oberrichter Abu suud vor, dessen Fetwas oder Gutachten des größten Ansehens genossen. Die Frage lautete, nach der bei diesen Rechtsfragen üblichen Form, also: „Gesetzt, Said sagt: der Diwan des Hafis sei die Sprache göttlicher Geheimnisse, und Amru antwortet: er irre sich hierin, diese Gedichte seien so wenig geheimnißvolle Asketensprache, daß mehr als ein Gesetzgelehrter die Lesung derselben als verboten erklärt habe. Wenn nun hierauf Said erwiedert: daß (ohne der Ehrfurcht für so große Gesetzgelehrte zu nahe zu treten) dieselben hievon Nichts verstanden, und daß solche erotische Gedichte kein Löffel für ihren Mund seien, was ist denn wohl dem Said von Rechts wegen zu antworten?" Hierauf ertheilte der Oberrichter folgendes vortreffliche Fetwa: „Die Gedichte des Hafis enthalten viele ausgemachte und unumstößliche Wahrheiten, aber hie und da finden sich Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Gesetzes liegen. Das Sicherste ist, diese Verse wohl von einander zu unterscheiden, Schlangengift nicht für Balsam anzunehmen, sich nur der reinen Wollust guter Handlungen zu überlassen, und vor jener, welche ewige Pein nach sich zieht, zu verwahren. Dieß schrieb der arme Abu suud, dem Gott seine Sünden verzeihen wolle." Mehrere haben den Hafis für den glücklichsten Dichter in der erotischen Lyrik unter den Persern erklärt. Indeß ist die Zahl der persischen Dichter, welche in dieser Gattung von Poesie sich gezeigt haben, so sehr groß, und Viele unter ihnen führen so berühmte Namen, daß jenes Urtheil etwas unsicher erscheint. Die Gedichte des Enwari, Chakani, Saadi, und mancher Anderer, stehen in der Wahl der Gedanken und der Anmuth des Ausdruckes nicht fern von Hafis. Einzelne Gedichte des Hafis sind in Europa von verschiedenen Herausgebern im Originaltext und in Übersetzungen bekannt gemacht worden. Eine vollständige teutsche Übersetzung des ganzen Diwan hat Herr v. Hammer geliefert, Tübingen 1812 und mit Erläuterungen und passenden Parallelstellen aus römischen und griechischen Dichtern begleitet. Der Übersetzung wäre, dünkt mich, größere Vollendung und Sorgfalt im Ausdruck zu wünschen; die Gedichte erscheinen in ihr etwas skizzenhaft und unbefriedigend. Glücklicher scheint die darin mitgetheilte Übersetzung einer Ode durch den Grafen von Harrach zu seyn. (*J. G. L. Kosegarten.*)

Der Divan des Hafis ist nach dessen Tode von Seid Kasem Anwary herausgegeben worden und hat viele Kommentatoren gefunden, nicht bloß in Bezug auf sprachliche und poetische Schwierigkeiten, sondern vorzüglich auch solche, die sich bemüht haben, den tief versteckten allegorischen Sinn desselben zu enthüllen. In den besten und vollständigsten Handschriften umfaßt er 571 Gaselen. Jedoch enthält die Ausgabe von Calcutta nur 557 Gaselen und 7 Kassiden oder Elegien. Von neueren Gelehrten haben vorzüglich Hyde, Meninsky, Herbelot, W. Jones, A. v. Rewuzki, v. Hammer rc. sich um Hafis verdient gemacht. — Literatur:

Specimen poeseos persicae. s. Hafizi Ghaselae XI. pers, et lat. (ed. *C. Emm. Alex. de Rewuzki*). Vindob. 1771. 8.

Works of H. with an account of his life and writings. (persisch). Calcutta 1791. 4.

Persian lyrics or scattered poems from the Diwan-i-Hafiz with paraphrases in verse and prose etc. (by *J. Haddon Hindley*). London 1800. 4.

A specimen of persian poetry or odes of Hafiz with an english translation by *Richardson*. London 1774 u. 1802. 4. (Nach Rewuzki).

Select odes of H. transl. into engl. verse with notes critical and explanatory, by *J. Nott*. Lond. 1787. 4. (Unbedeutend).

Noch finden sich Gedichte des Hafis mit Erläuterungen in W. Jones Geschichte des Nadir-Schah und in desselben Commentar. poes. asiat. Lond. 1774. 8. Leipz. 1777. 8., in Wahl's neuer arab. Anthologie, in *Ousely's* Persian Miscellany und Oriental Collections etc.

Hafis's Biographie von Dewletschah ist gedruckt in Wilken's Chrestomathia Persica. Vgl. die Notiz über Hafis Leben und Schriften in der Ausgabe von Calcutta, Langlès in der Biogr. univ. und v. Hammer in der Geschichte der schönen Redekünste Persiens.

Einige andre unbedeutende persische Dichter führen den Beinamen Hafis, z. B. Hafis Halwaji (der Zuckerbäcker), welcher unter Schahroch, dem Nachfolger Tamerlans blühte; ferner Hafis von Taurys, genannt Tatakdschi, dessen Ghasele von Einigen aus Irrthum dem berühmten Hafis beigelegt worden ist; Nureddin Lutfullah al Burzawi Hafis aus Prusa (Burusah), der Verfasser einer allgemeinen Völkergeschichte. (*R.*)

HAFIS, nach persisch-türkischer Pronunciation, auch wohl nach französirender Orthographie, HAFIZ, eigentlich aber HAFEDH (حافظ), bezeichnet Jeden, der Etwas bewahrt und bewacht, im Gedächtnisse hat, so daß z. B. die Gouvernöre und Commandöre von Schlössern hafisani kila' (حافظان قلاع), der Hausvogt hafis al beit (حافظ البيت) auf persisch heißen würde. Allein sehr häufig wird dieser Name vorzugsweise denen beigelegt, welche den Koran auswendig wissen, so daß er elliptisch steht für das vollständigere hafis kelâm allah (حافظ كلام الله), d. i. verbum dei memoria tenens; ferner denen, welche, mit der Überlieferung des Islams aufs innigste vertraut, sehr viele Stücke derselben ihrem Gedächtnisse eingeprägt haben (s. den Art. Hadith). Unrichtig ist es, dem Worte auch die Bedeutung eines vollkommenen Dichters unterzulegen, wie es z. B. von Richardson*) geschehen ist. (*A G. Hoffmann.*)

HAFISEDDIN (حافظ الدين) d. i. Bewahrer des Glaubens, heißt 1) Mohammed, der noch gewöhnlicher Hafisi adschem (حافظ عجم) d. i. der persi-

*) Dictionary Arabic, Persian and English, u. d. W. حافظ.

sche Hafis genannt wird. Er lebte unter dem türkischen Sultan Suleiman dem Großen und darf nicht mit dem persischen Dichter Schemseddin Mohammed Hafis aus Schiras verwechselt werden. Hafiseddin war Professor an der von dem Sultan Mohammed II. gestifteten, in 8 Collegien zerfallenden Lehranstalt und hat sich auch als Schriftsteller durch verschiedene wissenschaftliche Abhandlungen bekannt gemacht †). 2) heißt so Abulbarakat Abdallah ben Achmed Nassafi; s. den Art. Nassafi.

(*A. G. Hoffmann.*)

Hafiz, Hafedh, Erklärung dieser Wörter s. vorherg. Art. Hafis.

HAFNER (Gotthart), ein Mathematiker, geboren zu Ulm 27. October 1707, studirte zu Jena und Altdorf, lebte seit 1736 auf erstrer Universität als Privatdocent und machte sich daselbst durch seine Schrift de variis horologia horizontalia delineandi modis. Jenae 1737 der literarischen Welt bekannt. Indeß erhielt er daselbst keinen Lehrstuhl und folgte 1750 einem Rufe in seine Vaterstadt, wo er zuerst in der 5ten Klasse als Lehrer angestellt, dann lector arithmeticus, 1762 Professor der Physik, 1763 Conrector und Professor der Mathematik wurde, und am 24. März 1767 starb. Außer obiger Schrift und mehrern Dissertationen, die in Meusels gel. Teutschl. verzeichnet sind, hat er eine neue stark vermehrte Ausgabe der Onomatologia curiosa. Nürnb. 1764 und eine zweite Ausgabe von Fricks Beschreibung des Münsters zu Ulm besorgt*) (*H.*)

HÄFNER oder HAFNER (der), die älteste teutsche Benennung des Töpfers oder überhaupt desjenigen, der irdene Gefäße bereitet. Die Monsee'ensischen Glossen haben havan (Haffen, Hafen) olla; havanari, plastes; havanscirpi, testa (Hafenscherbe.) S. Töpfer. (*R.*)

HAFNERBACH, Marktfl. im Lande unter der Ens, Viertel ober dem Wiener Walde, zur Herrschaft Mitterau gehörig, 2 Stunden von St. Pölten, unweit der Pielach, mit einer eigenen kathol. Pfarre und 40 Häusern, unter deren Bewohnern einige Töpfer sind. Die Pfarre gehört zum Dekanat Mölk. Das Patronat und Landgericht übt die Herrschaft Mitterau aus, welche auch die Ortsobrigkeit besitzt. Die Ortschaft gehört in den Werbbezirk des Infanterie-Regiments Baron Kerpen Nr. 49. Die Grundherrschaften sind Mitterau und Goldegg. (*Rumy.*)

HAFNERZELL, eigentlich OBERNZELL, Marktflecken im Landgerichte Wegscheid des baiernschen Unterdonaukreises. Er breitet sich, 1½ Meile von Passau entfernt, in einem Kessel von Bergen, die ihn auf drei Seiten umringen, am linken Ufer der Donau aus, hat 1 kathol. Pfarre des Decanats Waldkirchen, 182 Wohnhäuser, 1252 Einw. und ist der Sitz eines königl. Rent-, Oberzoll- und Bergamts, die Station eines Gensdarmeriepostens: der Ort besitzt auch einen ordentlichen Magistrat. Berühmt ist er durch seine Schmelztiegelfabriken, worin jährlich gegen 5200 Zentner Tiegel verfertigt und größten Theils in das Ausland, selbst nach Nordamerika, gesendet werden: man macht Tiegel von solcher Größe, daß sie 2000 Mark Silber fassen können. Außerdem werden andere Töpfer- und Häfnerwaaren in solcher Menge angefertigt, daß wenigstens außer dem Absatze in der Umgegend 1450 Zentner nach Östreich gehen können, woher dann auch der Ort, der eigentlich Oberuzell heißt, den Namen Hafnerzell erhalten hat. Den Thon zu den Tiegeln, zu dem Töpfergute und auch Porzellanerde findet man in nahen Gruben, besonders auf der so genannten Öde, und der Verschleiß der Waaren wird durch die vorbeiströmende Donau trefflich gefördert. Noch befindet sich hier 1 königliche Bleistiftfabrik, die für 6000 Gulden jährlich absetzt. Überhaupt hat der Ort an Gewerbetreibenden 4 Schmelztiegelfabriken, 3 Tabaksfabriken, 1 Bleistiftfabrik, 4 Handelsleute, 2 Weinhändler, 4 Schiffmeister, 11 Bierwirthe, 5 Bäcker, 4 Müller, 6 Metzger, 2 Lebzelter, 1 Maler, 1 Seifensieder, 6 Schneider, 9 Schuhmacher, 3 Schreiner, 1 Wagner, 1 Zimmermeister, 2 Mauermeister, 1 Kaminkehrer, 1 Dreher, 1 Schlosser, 1 Hufschmied, 2 Hammerschmiede, 1 Buchbinder, 1 Riemer, 1 Posamentirer, 2 Uhrmacher, 1 Glaser, 2 Lederer, 1 Weißgärber, 4 Binder, 2 Schiffbauer, 9 Hafner, 1 Färber, 1 Spengler, 6 Fischer und 1 Bierbrauer. Korn wird wenig gebauet, sondern meistens aus Vilshofen zugeführt, doch hat der Ort, der auch Märkte hält, gute Nahrung und man findet vielen Wohlstand. (*Eisenmann.*)

HAFRÖ, eine Gemeinde der nordschwedenschen Provinz Medelpad, an der Gränze von Helsingland und Jemteland, im J. 1815 mit 542 Einw., die sich durch einen hohen Grad von Unverdorbenheit und Sittlichkeit auszeichnen; nur zu Fuß oder zu Pferde kann man im Sommer ins Kirchspiel Hafrö gelangen. (*v. Schubert.*)

Hafs, s. Ebu Hafs und Ibn Abi Hafs.

HAFSA (حَفْصَة), eine Tochter Omar's und eine von den Frauen Muhammed's [1]). Sie verdient hauptsächlich deßhalb erwähnt zu werden, weil ihr der Khalif Abubekr das Exemplar des Korans, welches er theils aus den vorhandenen einzelnen Blättern und Bruchstücken, theils aus dem Munde derer, welche ihn auswendig wußten, hatte sammeln lassen, zur Aufbewahrung zustellte. Denn dieses Exemplar wurde von dem Khalifen Omar, ihrem Vater, als allein authentisch betrachtet, dagegen die im Volke verbreiteten, wesentlich davon abweichenden Handschriften für unrichtig und der Verbesserung bedürftig erklärt. Um mehr Einheit zu bewerkstelligen, fertigte man nach dem bei der Hafsa aufbewahrten Codex neue Abschriften und schickte sie in die größern und wichtigeren Städte, antiquirte dagegen die abweichenden Codices [2]). Hafsa hat ferner nach der Tradition, wie sie sich hauptsächlich bei den Commentatoren des Korans findet, die Veranlassung zur 66sten Sure in jenem Buche gegeben.

†) v. Hammer's Gesch. der Literatur der Osmanen. S. 1178.
*) Vgl. Weyermanns Nachr. von Ulmer Gelehrten. S. 221 aus Meusel.

1) *Abulf.* Annal. Muslem. I. p. 194. ed. *Reisk.* 2) Abulf. a. a. O. S. 212 — 14.

In der Bestimmung des Ereignisses weichen die Erzählungen von einander ab. Während der Abwesenheit der Hafsa hatte Muhammed ihre Wohnung und ihr Ruhebett durch den Genuß einer Sklavinn Maria aus Ägypten entweiht, und schwor der Hafsa, welche Beide noch in ihrer Wohnung traf, jene ägyptische Sklavinn nicht fer- ner berühren zu wollen; nach Zamachschari [3]) soll er zur Beschwichtigung der mit Recht über Verletzung ihres Rechts Erzürnten hinzu gesetzt haben, daß Abubekr und ihr Vater Omar nach ihm die arabische Nation beherrschen würden. Muhammed, wahrscheinlich wohl wissend, daß ihm die Sache nicht eben zur Ehre gereiche, bat sie auch, über das Geschehene das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Es gereute ihn aber sein gegebenes Wort, weil er von heftiger sinnlicher Liebe zu der Sklavinn entbrannt war, und er benutzte daher die Plauderhaftigkeit der Hafsa, welche die scandalöse Chronik einer andern Gattinn Muhammeds, der Ajescha, anvertraut hatte, das eidlich bekräftigte Versprechen zurück zu nehmen. Um sich aber nicht völlig zu compromittiren, führt er in dem genannten Abschnitte seines Buches V. 1. Gott so redend ein: „Warum, o Prophet, versagst du dir, was dir Gott erlaubt hat, um das Wohlgefallen deiner Weiber zu gefallen?" und läßt von derselben Auctorität V. 2. die Lösbarkeit des Eides aussprechen. In V. 3. wird auf die Schwatzhaftigkeit der Hafsa hingewiesen, und behauptet, Muhammed sei von dem Bruche ihres Wortes durch Gott belehrt worden; V. 4. enthält eine Ermahnung an Hafsa und Ajescha, sich zu Gott zu wenden, d. h. doch wohl nach dem Zusammenhange nichts Anderes, als den Propheten nicht durch ihren Tadel in den ersehnten Genüssen seiner unbeherrschten Sinnlichkeit zu stören, ja V. 5. deutet darauf hin, daß längere Widersetzlichkeit leicht eine Scheidung herbei führen könne. Muß man gleich bei Beurtheilung dieser Handlungsweise die orientalische Denkart mit in Betracht ziehen: so wird doch dieser Flecken an Muhammed dadurch nicht verwischt; und wenn Marracci irgendwo Recht hatte, in seinen refutationes Alcorani, von einer magna prorsusque belluina lascivia desselben zu reden: so war es gewiß hier. Noch größer ist die Ungerechtigkeit, wenn Zamachschari's Angabe [4]) richtig ist, daß er die Hafsa eine Zeit lang verstoßen, sich von den übrigen Weibern fern gehalten und einen ganzen Monat lang bei der erwähnten Sklavinn zugebracht habe. Nach Einigen bestand Muhammed's Unrecht darin, daß er eine Nacht, welche nach der bei den in der Polygamie lebenden Völkern gewöhnlichen Sitte [5]) der Hafsa, oder, wie Andere berichten, der Ajescha gehört hätte, in den Armen jener Sklavinn zubrachte. Übrigens muß die Hafsa dem Propheten besonders lieb gewesen seyn, denn er pflegte sich bei ihr am meisten aufzuhalten [6]), was die Eifersucht der Andern erregte. Als daher Ajescha erfuhr, daß sie ihn durch einen mit Honig angemachten Trank bei seinem Besuche erfrene, kam sie mit zwei andern seiner Frauen überein, zu thun, als habe er durch diesen Genuß einen widerlichen Geruch bekommen. Die List gelang in so fern, als Muhammed den Honigtrank nicht ferner annahm; doch hätte die schwatzhafte Hafsa die Sache fast verrathen [7]). Wenn man durch dieses Factum nach Zamachschari die 66ste Sure entstanden dachte, so ist dieß dem Inhalte derselben nicht angemessen, wie schon Marracci in seinen Anmerk. andeutet. *(A. G. Hoffmann.)*

HAFSLUND, ein ansehnlicher, höchst anmuthig belegener Landsitz im südlichen Norwegen, 2½ M. oberhalb Fridrikshald, mit steinernem, schloßähnlichem, herrschaftlichem Wohngebäude und steinernen Häusern der Arbeiter, jetzt dem Staatsrath Rosencrants gehörig, am Flusse Glommen. Zwei herrliche Parke umgeben das Schloß: den größeren durchschneiden einfache Gänge in Hainen von Linden, Eschen, Buchen, Erlen, Lerchenbäumen; sie führen zum Schullhügel, von welchem man den sich vielfach krümmenden Glommen, mit fruchtbaren Hügeln und Thälern umher, und einem bedeutenden Flecken am Ufer, wie den Überbleibseln der 1016 von Olof dem Heiligen angelegten, 1567 durch die Schweden zerstörten Stadt Sarpsborg, die Friedrich II., eine Meile weiter abwärts, am Ausfluß des Glommen in's Meer, unter dem Namen Fridriksstad, erneuerte, überblickt; — der kleinere Park, aus schön bebuschten Hügeln und Wiesen bestehend, läuft das Ufer des Glommen herab; am Fuße eines dieser Hügel mit offenem Säulentempel bildet der Glommen den, schon aus weiter Ferne hörbaren, berühmten Sarpesos, rücksichtlich der Wassermasse (die um Johannis am größten ist) einen der ansehnlichsten in Norwegen: die ungeheure Wassermasse stürzt sich, weniger perpendikulär als horizontal, in 3 Absätzen, in einer Höhe von etwa 60 Fuß, und in einer viel bedeutenderen Länge, zwischen nackten Felsen, die mit Häusern überbauet sind, herab. Am Ufer sind viele Sägemühlen angelegt: mittels einfacher mechanischer Vorrichtung werden die Blöcke aus dem Floße, das sie von Osterdalen (an der Gränze des Stifts Trondhjem) herbei führt, in die Sägemühlen gehoben, die geschnittenen Bretter (jährlich über 200,000) aber sogleich mittels einer, ¾ Meile langen Wasserleitung, stromabwärts, zum Ladeplatz Sannesund geführt, oberhalb welchem eine sehr schwierige und gefahrvolle Fähre auf das Straße von Moß nach Fridrikshald angelegt ist. Bei Hafslund trifft man auch eine Drathzieherei, Mahlmühlen 2c. *(v. Schubert.)*

Haft, s. Ephemera. aber in weiterer Bedeutung nennt man auch alle Eintagsfliegen oder Schnacken Hafte oder Ephemeren. *(Brehme.)*

Hafta, Haftah, s. Hefte.

Haftdolde, s. Caucalis.

Haftdorn, s. Hippoph.

3) S. *Marracci* Notae zu Sur. 66, 1. 4) In Marracci's Anmerk. zu Sur. 66, 1. 5) Vgl. z. B. 1 Mos. 30, 15. 16. und Rosenmüller in seinen Scholien z. d. St. Ein Mehreres darüber findet man im Art. Harem. 6) Bochara's wahrhafter Sammler im Auszuge von Hammer in den Fundgr. des Orients, 1. Bd. No. 532.

7) Bochari a. a. O. S. 299, No. 544.

HAFTE (technol.), bei den Büchsenschäftern, die Ringe, mit welchen der Lauf eines Gewehrs an dem Schafte befestigt wird; bei den Glasern, die kleinen Ringe an den Windeisen der Fenster. (*Rüder.*)

HÄFTEN, Bened. van, ein kathol. Theolog, der 1588 zu Utrecht geboren und Jakob getauft war, aber 1627 zu Affligham in den Benediktinerorden trat und seinen Taufnamen mit Benedikt vertauschte. Er wurde in der Folge Propst in dem Kloster, worin er Profeß gethan, zeigte sich sowohl auf der Kanzel als in seinen Schriften als einen heftigen Eiferer gegen die Reformation und starb am 31. Julius 1648. Seine Schriften, die jetzt längst vergessen sind, hat Jöcher II. 314 und Foppens bibl. belg. I. 133, wo auch sein Bild. (*G. Hassel.*)

HÄFTEN (Niclaus van), ein Maler und Kupferstecher aus Gorkum, welcher gegen Ende des 17. Jahrh. blühete. In der Unterschrift seines von ihm selbst gemalten und in schwarzer Kunst geschabten Bildnisses heißt er ohne Gleichen in der Darstellung von Tabaksrauchern und Betrunkenen. Bartsch beschreibt nun seine Blätter, deren einige mit 1694, andre mit 1701 bezeichnet sind. Sie sind theils geschabt, theils geätzt, theils gestochen, theils bloß mit dem Grabstichel vollendet und beurkunden einen geschickten Zeichner. Über seine Gemälde finden sich wenig sichere Notizen vor. Basan hat einige Blätter nach Häften gestochen*). (*R.*)

HAFTGELD (Arrha, Haftpfennig, Handgeld, Angeld, Darangeld, Aufgeld), ist eine Leistung an Geld oder Sachen bezüglich auf ein Vertragsverhältniß mit dem Empfänger, die man macht, um seine Verpflichtung äußerlich zu bezeichnen. Sie kommt hauptsächlich vor als Obliegenheit des Käufers, Miethers von Sachen oder Diensten und Darlehnsuchers, gründet sich stets bloß auf Übereinkunft, besteht in einer nach Proportion zu dem Hauptgegenstande des Vertrags geringfügigen Sache und zerfällt in zwei Gattungen: I. die so gen. arrha pacto imperfecto data, versprochen oder gegeben a) entweder als Zeichen einer bloßen Unterhandlung, Tractaten; b) oder als Beweis, daß man über einen Contract sich zwar geeinigt, aber ihn schriftlich abzufassen gemeint sei; c) oder als Zeichen, daß ein zu denen, welche gesetzlich vor Gericht geschlossen werden müssen, gehöriger Contract verabredet sei: — in allen diesen Fällen ist die Wirkung folgende. 1) Kommt der Hauptvertrag wirklich zu Stande: so wird in der Regel das Haftgeld nicht entrichtet, und falls es schon hingegeben wäre, dem Geber erstattet, oder auf seine Vertragsleistungen eingerechnet: nach besonderer Abrede oder Particulargesetzen kann es indessen dem Empfänger verbleiben, nur beim Darlehn würde eine solche Abrede als verschleierter Wucher ungiltig und strafbar seyn. 2) Zerschlägt sich der Hauptvertrag und ist Einem der Contrahenten deßhalb eine Schuld beizumessen: so verliert der Letztere das gegebene oder von ihm versprochene Haftgeld, und muß das Empfangene oder ihm Verheißene doppelt geben, von weiterer Schadloshaltung des Andern ist er jedoch befreit. 3) Wird die Vollziehung des Vertrags durch Zufall oder anderweite Übereinkunft verhindert: so kann das versprochene Haftgeld nicht gefordert, das schon Gegebene aber zurück verlangt werden. II. Die so gen. arrha pacto perfecto data, festgestellt oder schon geleistet, während daneben der Hauptvertrag zum Abschluß giltiger Weise gediehen: hier bleibt die Pflicht zu erfüllen stets unverändert, und noch überdieß die hinsichtlich des Haftgeldes zu betrachten, wobei sich ein Unterschied bildet: a) entweder ist es bewilligt zu mehrerer Bekräftigung, daß der Verwilligende zu einer gewissen Zeit und zwar vollständig erfüllen werde; dann ist derselbe, im Falle er sich in irgend einem Verzuge befindet, dessen verlustig, ohne daß ein Nachholen seiner Leistung ihm zu Statten käme; — b) oder es ist diese Absicht nicht erkennbar (Fälle, welche oft um deßwillen vorkommen, weil dem Geber daran liegen muß, nicht nur seinen Mitcontrahenten juridisch zu verpflichten, sondern auch den Gedanken, daß er es sei, bei ihm möglichst lebendig zu machen und zu erhalten, wozu denn jene gleichsam symbolische körperliche Handlung, jenes namentliche Versprechen ein Mittel darbietet), — hier leiden die oben unter No. 1 und 3 gegebenen Regeln gleichfalls Anwendung; in den unter No. 2 beschriebenen Fällen muß der Schuldige das Haftgeld, welches er zusagte, noch außer dem, was ihm zu Folge des Hauptvertrages obliegt, entrichten und büßt das bereits Gegebene ein. S. c. 17. Cod. IV. 21., l. 6 pr. D. XVIII. 3. l. 5. §. 15. D. XIV. 3. Glück Commentar Bd 16. Abth. 1. S. 91 ff. Mittermeier Grunds. d. teutschen Priv. Ausg. 2. S. 363. — Die k. sächs. Legislation warnt in der 16. Dec. v. 1746 (C. C. A. I. S. 354) ausdrücklich vor der Verwechselung des Haftgelds mit dem Reugeld. S. diesen Art. auch Bodenwein, (XI. 145.) Mahlschatz. (*Emminghaus.*)

HAFTORANG, im Zend Haptoriach, (persische Relig.), ein Gestirn und zugleich der Ized desselben. Die außer dem Thierkreise befindlichen Fixsterne, welche alle in Ormuzd's Heer gegen Ahriman kämpfen, theilten die Perser in 4 Hauptscharen und über die nördliche war Haftorang als Wächter und Führer gesetzt. Der Name kommt von Hapti, sieben, deßwegen verstehen die meisten Erklärer mit Anquetil die 7 Sterne des großen oder kleinen Bären darunter, indem sie auch die übrigen 3 Wächter für Fixsterne erklären. Rhode dagegen sucht zu zeigen (s. Taschler), daß man unter ihnen Planeten und unter Haftorang insbesondere den Mars verstehen müsse. Den Namen erklärt er dann: zu den 7 (nämlich Planeten) gehörig. Es wird freilich nicht deutlich, warum Mars gerade dem Norden vorstehen solle; auch erklärt er den Haftorang nur darum für Mars, weil nach seiner Hypothese kein anderer Planet ihm übrig bleibt. Es scheint daher richtiger, unter Haftorang das Bärengestirn und wahrscheinlich das kleine zu verstehen. Sind auch die übrigen Wächter nur einzelne Fixsterne und das Bärengestirn aus 7 bestehend: so zeichnet sich

*) S. Bartsch. V. 445 ff. Füßli's Künstlerlex.

doch unter diesen der jetzige Polarstern so bedeutend aus, daß man ihn insbesondere für Hastorang nehmen könnte.

(*J. A. L. Richter.*)

HAG u. HAGEN, ist ein altteutsches Wort von sehr verschiedenem Sinne, obwohl, wie es scheint, nur von zweierlei Stamme, von hoch und von hegen. In beiden Fällen ging das Wort in Hayn oder Hain über, worin daher ebenfalls ganz verschiedene Bedeutungen verborgen liegen. Sofern der Hagen eine Höhe bezeichnet, gibt es davon nicht nur eine Nebenform Hug, woher der Hügel seinen Namen hat, sondern auch einen tropischen Gebrauch des Wortes, nach welchem es bald ein hohes Gefühl bezeichnet, wie in behagen und Hagestolz oder Dünkestolz*), bald einen hohen Verstand, wie in den Namen Hagen oder Hugo und Heinrich für Hagenreich, bald eine hohe Wissenschaft, wie in dem abgeleiteten Worte Hägse oder Hexe, engl. Hag. Mehr als Alles dieses nimmt aber der Hagen, sofern er vom Hegen und Schützen seinen Namen hat, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Denn die Art des Hegens ist von jeher sehr verschieden gewesen, und nicht Alles, wodurch Etwas gehegt wurde, ist ein Hagen oder Hag genannt. Deßhalb muß man auch zwischen hegen und hägen unterscheiden, so häufig auch beides verwechselt wird. Das Stammwort Hagen bezeichnet jedes Schützen und Unterhalten, aber das vom Hage abgeleitete Hagen bezieht sich nur auf das mit einem Hage Umzogene, wie ein eingehägter Wald oder ein umhägtes Feld. Der Hag ist aber in verschiedenen Fällen von verschiedener Art.

Die einfachste Art des Hägens geschieht vermittels eines Strohwisches, der an der Gränze des Gehägten auf einer Stange oder einem Baume befestigt wird, Hägewisch oder Hägescheibe, auch Hainscheibe oder Heyschaub genannt. Mit diesem Zeichen eines verbotenen Weges hägt man Wälder, Felder und Wiesen, die nicht betreten oder beweidet werden sollen, Hägewälder oder Hägehölzer und Hägeweiden oder Hägewiesen genannt. Wie der Bauer seine Wiese oder seinen Acker hägt, um das Abweiden von fremdem Viehe zu verhüten, oder der Förster das junge Holz hägt, bis es so hoch ist, daß Vieh und Wild demselben durch seinen Biß nicht mehr schaden kann: so pflegt auch der Jäger jährlich sein Jagdrevier eine Zeit lang zu hägen, damit Alles vermieden werde, was die Ruhe und Vermehrung des Wildes stört. Man nennt dieses die Hägezeit, welche gewöhnlich vom Mai anhebt und mit den Hundstagen endet; zuweilen wird das Wild aber auch ganze Jahre gehägt, wenn das Jagdrevier zu sehr ausgeschossen worden oder sonst gelitten hat. So steht ein Hägewasser, worin der Fisch- und Krebsfang verboten ist, im Gegensatze eines Freiwassers, worin Jeder fischen und krebsen darf. So wie ein in Schonung liegendes Stück Wald Hägeholz oder Hainholz genannt wird: so heißt ein gehägter Baumschlag im Walde Hägeschlag, Hainschlag oder Heyschlag; und die schlanken Bäume, welche man auf den jungen Schlägen stehen läßt, nennt man im Forstwesen Hägereiser oder Hägebäume.

Wo ein bloßes Hägezeichen oder eine bekannt gemachte Verordnung zum Schutze des in Häge Liegenden nicht hinreicht, verwahrt man sein Eigenthum durch Zäune, welche, wenn sie aus lebendem Buschwerk bestehen, Hecken genannt werden. Der Feldnachbar, dessen Acker oder Wiese nur durch eine Hecke oder einen Zaun von dem Besitzthume eines Andern abgesondert ist, wird an einigen Orten Hägsmann genannt, welchen man nicht mit einem Hägermanne verwechseln darf. So heißt nämlich im Wolfenbüttelschen und Hildesheimschen der Besitzer eines Hägergutes oder Lehnes, welches dem Hägergerichte unterworfen ist. Wie dieses Hägergericht vormals unter Bäumen abgehalten ward, so heißt in Thüringen Hägermahl eine besondere gerichtliche Versammlung, welche im freien Felde gehalten wird, um verschiedene Gränzirrungen und Feldsachen zu entscheiden. Auch wird in einigen Gegenden die Besichtigung der an den Wegen stehenden Zäune und Hecken Hägeschau oder Hageschau genannt, so wie Hägereiter der Revierjäger oder Förster, der beritten gemacht wurde, weil sein Revier zu groß war, als daß er sonst genaue Aufsicht über die Jagd- und Holzfrevler hätte führen können. Die Stelle eines Zaunes oder einer Hecke vertritt bei Waldungen ein Pfahlwerk oder ein Hagebusch, auch Hainerholz oder Knick genannt; und weil von solchen Buschhölzern oft verbotene Jagd getrieben wird: so hat man alles verbotene Jagen mit dem Namen des Heckjagens belegt.

Bei großen Jagdgehägen werden die Reviere mit besondern Hägestöcken oder Hägesäulen umsetzt, die mit einem Jagdhorne bezeichnet sind, um damit anzuzeigen, wie weit Jemand in fremdem Gebiete das Jagdrecht auszuüben befugt sei. Dergleichen Säulen bezeichnen sowohl die Gränzen der hohen als der niedern Jagd, weßhalb an manchen Orten dasjenige Wild darauf abgebildet zu werden pflegt, welches in dem Bezirke nicht gejagt werden soll. So werden auch wohl an Flüssen und Bächen solche Säulen mit Fischen bemalt, um dadurch zu bestimmen, wie weit daselbst das Fischen verwehrt sei. Wenn aber unsere heidnischen Vorfahren ihre heiligen Wälder vor Entweihung schirmen wollten, so umzogen sie dieselben eben so, wie ihre Länder, mit einem förmlichen Hagen, woraus die Benennung der Haine ihren Ursprung nahm. Unter einem solchen Hagen ist die bei den alten Teutschen übliche Befestigungsart zu verstehen, indem man sich vermittels aufgeführter Erdwälle und darauf in einander geflochtener Baumstämme und dicker Hecken vertheidigte. Der Stadische Abt Albert vergleicht damit in seinem Chronicon p. 72. die Ringe, welche das Land der Hunnen umgaben, da er von Karls des Großen Hunnenkriege also schreibt: „Terra Hunnorum, ut antiquorum temporum relatores testantur, IX circulis, quos Teutonici Haga dicunt, cingebatur, quorum singuli ita stipitibus quernis sive faginis vel abiegnis erant

*) Vgl. Hagestolz.

„exstructi, ut de margine ad marginem XX pe-„dum spacium tenderetur in latum et totidem sub-„rigerentur in altum, cavitas autem universa aut „durissimis lapidibus aut creta tenacissima replere-„tur, porro superficies vallorum eorundem integer-„rimis cespitibus tegeretur."

Einen solchen Hagen hatten dem Tacitus (A. II. 19.) zu Folge die Angrivarier an der Gränze des Cheruskerlandes gezogen, dessen noch erhaltene Spuren zu sehr über die alten Wohnsitze der Angrivarier und Cherusker und über die Schlachten des Germanicus gegen sie aufklären, als daß wir nicht etwas umständlicher davon reden sollten. Der Gegend von Rinteln gegen über im Schaumburgschen liegen ein paar Gränzdörfer der alten Angrivarier, Engern und Bodenengern genannt; von diesen zieht sich nordwärts nach dem Steinhudermeere eine Kette von Ortschaften, welche von dem Hagen benannt sind, der die Ostgränze der Angrivarier gegen das Cheruskerland zwischen der Weser und Leine bestimmte. Stadthagen, ehemals Stadt tom Hagen, civitas indaginis, genannt, ist ungefähr der Mittelpunkt des Hagens, dessen südlichster Punkt Sudhagen genannt wird, und dessen nördlichster Punkt Altenhagen unweit Hagenburg am Steinhudermeere ist. An eben diesem Hagen war es, wo nach Tacitus (A. II, 20 ff.), Germanicus seinen letzten Kampf gegen den Befreier Teutschlands kämpfte, und zu baldiger Vernichtung ein Denkmahl mit der stolzen Inschrift setzte: „Nach Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe habe des Tib. Cäsar Heer das Denkmahl dem Mars, Jupiter und Augustus geweihet." Im Mittelalter besaßen die Grafen von Lauenrode in Hannover einen großen Theil des Hagens als Lehen des Bisthumes Minden, welches das Meiste davon an sich brachte; jetzt haben ihn größten Theils die Grafen von Schaumburg im Besitz, nach deren Stammvater Adolf die von ihm erbauete Stadt Stadthagen zuerst auch Grafen Alfshagen hieß.

Solche Hagen waren besonders bei dem niederteutschen Volksstamme der Sachsen üblich, zu welchem auch die Angrivarier gehörten. Darum findet man einen solchen Gränzwall mit Buschwerk und Graben auch an der Gränze des niedersächsischen und oberrheinischen Kreises, unweit des hannoverschen Gränzdorfes Landwehrnhagen zwischen Münden und Cassel. Die alten Städte Teutschlands führten dergleichen Gränzwälle rings um das Stadtgebiet mit Warten an den Durchgangspunkten auf, wo sie jedoch meist Landwehren genannt werden; wogegen auch die Pallisaden um eine Festung der Hag heißen, woher die Redensart stammt, vom Hag abziehen für eine Belagerung aufheben. Man darf aber nicht glauben, daß alle Namen von Ortschaften, die sich auf hagen endigen, von einem Hagen hergenommen seien, weil Hagen sowohl als Hain auch eine Höhe bezeichnet, wie denn auch das an den Ufern der Flüsse abgesetzte Land Häger genannt wird. Aber die Herren von dem Hagen, oder mit der lateinischen Benennung ab indagine, haben ihren Namen von Umzingelungen der Gränzen erhalten: so auch verschiedene Sträucher und Bäume, die vorzüglich zu Hagen und Hecken gebraucht werden, wie der Hartriegel oder die Rainweide auch das Heckholz heißt. Unter dem Hainerholze wird vorzüglich der Hagedorn oder Weißdorn verstanden, welcher am liebsten in einem trockenen, hohen und mit Gries vermischten Boden wächst, und wie kaum ein anderer Baum der Gewalt des Windes auf offenem Felde widersteht; unter der Hainstecke dagegen der wilde Rosenstrauch oder die Hagerose, Heckenrose, deren Frucht Hagebutte, Hainbutte oder auch Hahnbutte genannt wird. Die von ihrem weißen und besonders festen und harten Holze benannte Weiß- oder Steinbuche schickt sich, weil fast kein Baum dicker am Stamme austreibt, vorzüglich zu Hecken in Gärten, und darum wird sie auch Hagebuche, Hainbuche oder Hahnbuche genannt. Außerdem gibt es noch eine Hageiche und einen Hagapfelbaum. (*Grotefend.*)

Das Wort Hag hat eine ausgebreitete Verwandtschaft. Außer Hain ist noch das veraltete: der Ham (Schwed. Hammar) zu beachten, welches zum Griechischen αἱμος führt. Im Bremenschen heißt: Hameine, Homeine, ein Gehäge, und hier und da in Niedersachsen ist Hameye das Gatterthor eines Gehäges. In Dithmarsen ist die Hamme ein Gehäge, und in Oberschwaben heißt heimen einzäunen und hägen. Dieß leitet dann wieder auf Heim, dessen älteste und ursprüngliche Bedeutung: ein Gehäge oder ein Zaun ist. Heim: sepes, sepimentum, septum. Kilian. Heimen: sepire, obvallare, palare. Kil. Im Mittelalterlatein finden wir Haga, Haya, Heya (haye franz.) Haccium, hama, hamellus, hamelettum (hameau franz.) abwechselnd in den Bedeutungen von Gehäge, Hof und Haus. Andre nehmen dagegen hemen, hemmen (bedecken) als Wurzel von heim an, und davon lassen sie Hemd und Himmel herstammen. Ihre macht es umgekehrt und zieht hemen und hemmen als Ableitungen zu der Wurzel Heim.

Endlich begegnet uns noch in den salischen Gesetzen Cham (griech. κώμη, Lat. campus) und dazu das niederteutsche: der Kamp oder die Kämpe, in der Bedeutung eines eingezäunten Feldes. Zweifelhafter ist die Ableitung von Hamen (Fangegarn), welches mit dem lat. Hamus zusammen fällt. (*R.*)

HAGA, königl. Lustschloß bei Stockholm. Eine kleine halbe Stunde von Norrtull (dem Norderthore), trifft man am See Brunsviken, zuerst auf Alt-Haga, eine einfache ländliche Wohnung, wo Gustav III. anfangs wohnte, und dann auf Neu-Haga, ein kleines, aber freundliches Schloß, welches dieser König späterhin baute; in der Nähe dieses Schlosses wurde 1786 der Grundstein zu einem größeren und stattlicheren Schlosse gelegt; aber es blieb unvollendet, und schon wächset Wald innerhalb der halb aufgeführten Mauern. Die Umgegend der beiden Haga ist still und lieblich: freundliche Waldthäler wechseln mit Meereinschnitten Felsen, Waldalleen, Boskets und schönen Anlagen aller Art;

der Wald besteht aus Eichen, Birken und anderem Laub-, auch Nadelholz. Alles dieses bildet einen großen Park, zu dessen freundlichsten Anlagen ein offenes Lusthaus auf einer Höhe neben dem Schlosse, an den Seiten mit Gitterwerk, mit einem herrlichen Echo im Saale, gehört. Bei Neu-Haga trifft man ein nettes Badehaus und Kasernen, mit kupfernem Seitendach. (*v. Schubert.*)

Hagagriva, s. Hajagriva.

HAGAR (הָגָר), eine ägyptische Magd des Abraham, mit welcher der letztere mit Zustimmung der schon bejahrten und noch unfruchtbaren Sara seinen ältesten Sohn Ismael zeugte, welche aber nachher durch die Eifersucht der Sara, zum ersten Male während der Schwangerschaft (1. Mos. 16.), zum zweiten Male mit dem schon heranwachsenden Ismael für immer vertrieben wurde, worauf Ismael im Süden von Palästina sich niederließ und der Stammvater vieler arabischen Völkerschaften wurde (1. Mos. 21.). S. Ismael, Ismaeliter. Der Name bedeutet Flucht oder flüchtig (von هجر) und stimmt in so fern zu ihrer Geschichte, wie dieses in vielen biblischen Namen der Fall ist. Im N. T. erscheint Hagar, die Magd, als ein Bild des alten Bundes, der nur Knechte hervor bringe, Sara als ein Typus der Freiheit des Evangelium (Gal. 4, 24). Viele Fabeln von Hagar finden sich bei den Muhammedanern, welche die Hagar als die Stammmutter der ismaelitischen Araber verehren. Nach diesen soll sie kein Kebsweib, sondern die rechtmäßige Gattinn des Abraham gewesen seyn, und der Vater seinem ältesten Sohne Ismael das große und reiche Arabien, dem jüngern Isaak nur das kleinere Land Kanaan zum Erbe gegeben habrn. Sie lassen sie zu Farama (Pelusium) in Ägypten geboren werden, und zu Mecca begraben seyn, wo die Pilger noch heut' zu Tage aus dem „Brunnen der Hagar" trinken *). (*Gesenius.*)

HAGARENER (hebr. הַגְרִי 1 Chron. 11, 38. 27, 21, Plur. הַגְרִים Ps. 83, 7 und הַגְרִיאִים 1 Chron. 5, 10. 19. 20), ein arabischer Völkerstamm, der unter andern zur Zeit des Saul mit den Stämmen jenseit des Jordan Krieg führte (1 Chr. 5, 10 ff.). Bei Strabo (XVI, p. 767) und Ptolemäus (V, 19) werden sie Ἀγραῖοι genannt, bei Dionysius Periegetes Ἄγρεες (V. 956), und erscheinen als Nachbaren der Nabathäer, Chaulotäer und Betenäa's: bei den Arabern entspricht die Provinz Hadschar (هَجَر), häufiger Bahhrein genannt, am persischen Meerbusen, mit der Hauptstadt el-Ahhsa (الاحسا) †). Man darf nicht einwenden, daß diese Gegend von Gilead zu entfernt liege, da diese Stämme Nomaden und Karawanenhändler waren, welche häufig ihre Gränzen weit überschritten. — Höchst wahrscheinlich ist nun aber ferner, daß Hagarener und die durch ihren Zwischenhandel so berühmt gewordenen Gerrhäer am persischen Meerbusen dasselbe Volk sind, wiewohl Plinius (H. N. VI, 28: Sabaei, Minaei, Atramitae, Agraei, Homeritae, Gerrhaei) sie unterscheidet. Die Stadt el-Ahhsa liegt ganz auf der Stelle des alten Gerrha, und die Etymologie von Hagarener (Flüchtling) paßt trefflich zu der Geschichte, da die Stadt Gerrha von einer Colonie aus babylonischen Flüchtlingen angelegt seyn soll (Strabo a. a. O.). Vielleicht, daß Gerrhäer (גַּרְיָא Fremdlinge) ihr babylonisch-aramäischer, Hagarener (von هجر fliehen) ihr arabischer Name ist: beide wären von ähnlichem Ursprung, wie die Namen Philister (Ausgewanderte), Vandalen, Sueven, (wahrscheinlich von Wandeln und Schweifen). Fälschlich leiten die Rabbiner dieses Volk von der Hagar, der Mutter Ismaels, ab: und lächerlich erklären es die Targum's durch: Ungern. Ein alter Zeuge für die obige Combination der Hagarener und Gerrhäer scheint der syrische Übersetzer von Ps. 83, 7 zu seyn, wo für הַגְרִים im gewöhnlichen Texte das ganz unpassende ܓܕܪܝܐ Gadareni steht, vielleicht zu lesen ܓܪܪܝܐ oder ܓܪܪܝܐ Gerrhaei. (*Gesenius.*)

HAGARSTOWN, früherhin ELISABETHTOWN, der Hauptort der Marylandgrafschaft Washington. Es ist ein Marktflecken, der sich am Antietam ausbreitet, und die Grafschaftsgebäude, 4 Kirchen, 1 Marktthaus, 1 Postamt, 1 Bank, 1 Zeitungsdruckerei, 330 Häuser und gegen 2000 Einwohner enthält. Alles hat hier schon ein städtisches Ansehen gewonnen; die Häuser stehen dichter zusammen und werden von einer Menge Handwerkern bewohnt; die Wochen- und Jahrmärkte sind stark besucht und der Handel mit den westlichen Grafschaften empfängt von Tage zu Tage mehreres Leben. Der Ort liegt in dem reizenden Conegacheaguethale, etwa 14 Meilen im N.W. von Washington und ist von vielen Mühlen und umgehenden Werken aller Art umgeben. (*G. Hassel.*)

HAGE (HAAGE), ansehnlicher Flecken im Amte Berum in Ostfriesland, in dessen Nähe sich das, 1444 von Graf Ulrich erbaute, 1764 abgebrochene Schloß Berum befand. 156 H. 855 E. (*v. Kobbe.*)

HAGE oder HAAGJE, eigentlich GREIFENHAGE, ein blühendes und wohlhabendes Dorf, ½ Meile von Breda, im Bezirke dieser Stadt, Provinz Nordbrabant des Königreichs der Niederlande, zwischen den beiden Wäldern Mastbosch und Liesbosch, an der neuen Chaussee zwischen Antwerpen und Breda, mit 4600 Einwohnern, zwei katholischen Kirchen, einer neuen reformirten Kirche, 2 Schulen und vielem Handelsverkehre mit Breda. (*van Kampen.*)

HAGE nennt man in den Salzsiedereien einen kleinen, hölzernen Hammer, mit welchem an das Blech der Salzpfanne geklopft wird, wenn man diese nach dem Sieden reiniget. (*St.*)

HAGE, HAGETORF, ein leichter, aber schwarzer Torf, s. Torf. (*St.*)

HAGEA. Eine zuerst von Ventenat dem Gärtner de la Hage bei der Expedition von Entrecasteaux (zur

*) *d'Herbelot* biblioth. orient. u. d. W. Hagiar.

†) S. *Abulf.* Arabia ed. *Gagnier*, S. 48 ff. Niebuhr's Arabien, S. 339 — 342.

Auffuchung von la Pérouse) zu Ehren so genannte, auch von Pers. Syn. I. p. 262. und von *Bivona Bernardi* Manip. II. und III. aufgenommene Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen, und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Sie begreift vier Arten: H. Teneriffae Pers., H. gnaphalodes Pers., H. polycarpoides Bivon, und H. alsinifolia Bivon, welche man aber am passendsten mit der Gattung Mollia W. Gn. vereinigt. — S. den Art. Mollia. (*Sprengel.*)

Hagebuche, s. Carpinus XV. 213.

HAGEBUCHE (Gartenbaukunst). Eine in das Bauwesen einschlagende, wichtige Benutzung der Hagebuche (Carpinus Linnaei) darf hier nicht übergangen werden. Da nämlich die Zweige der Hagebuche ziemlich nahe neben einander, und bis auf eine Höhe von 20 Fuß gleich dicht aus dem Stamme hervorsprossen, dabei sehr kurz wachsen, und sich leicht unter der Schere halten lassen: so ist die Hagebuche einer der vorzüglichsten Bäume zu allen Arten von Umzäunungen und Lauben. Bei der Behandlung zu diesem Zwecke verwachsen ihre Zweige so mannichfaltig unter einander, daß sie eine dichte, undurchdringliche Wand bilden, und die umzäunten Örter sogar gegen rauhe Winde und Frost schützen, welcher letztere Vortheil noch besonders dadurch erhöht wird, daß die, obgleich schon im Herbste dürren Blätter den ganzen Winter über an den Zweigen sitzen bleiben, bis der Frühling die jungen Knospen hervortreibt. Wegen der eben gerühmten Eigenschaften war nun auch die Hagebuche einer der Hauptbäume in der Gartenbaukunst französischen Stiles. Fest konnten durch sie die grünen Massen der Pflanzengebäude gebildet, und mit leichter Mühe in ihrer richtigen architektonischen Form gehalten werden. Dieser ausschließliche Vorzug des Baumes hat daher veranlaßt, alle dergleichen grüne Constructionen von charme, dem französischen Namen dieses Baumes, charmilles zu nennen, wenn sie auch gleichwohl von anderen Baum- und Straucharten gebildet waren.

(*Leger.*)

HAGEBUCHENHOLZ, auch **Hainbuchen-**, **Hornbaum-** und **Weißbuchenholz** genannt, von Carpinus betulus Linnaei, dem Carpinus der alten Römer, ist in allen seinen in- und ausländischen Arten ein im Trockenen sehr brauchbares Bauholz; allein in abwechselnder Witterung und in der Erde ist es baldiger Zerstörung unterworfen. Es ist sehr hart, und wenn es vollkommen ausgetrocknet ist, an Härte dem Ebenholze gleich, nimmt dann auch durch die einfachste Behandlung die schönste Politur an. Es ist ungemein fest, außerordentlich zähe, und eben deßwegen, trotz seiner bedeutenden eigenen Schwere, sehr fähig, große Lasten zu tragen. Bestimmte Maße seines Widerstandes und seiner Tragbarkeit s. man im Art. **Festigkeit der Baustoffe.** Nach **Hartig** wiegt der rheinländische Cubikfuß frischen neunzigjährigen hagebuchenen Stammholzes 62 Pfund 12 Loth, völlig trockenen 50 Pfund 25 Loth. Das allgemeine Maß der specifischen Dichtigkeit des trockenen Stammholzes ist nach **Eytelwein** 0,755 bis 0,805.

Diese vortrefflichen Eigenschaften der Festigkeit empfehlen das Hagebuchenholz für alle Baustücke im Innern trockener Gebäude, wo es besonders für Säulen, für Pfosten, für Unterzugsständer, für Ober- und Unterzüge, und für Balken, am zweckmäßigsten aber für Treppen zu gebrauchen ist. Allein wegen seines seltneren Vorkommens in angemessener Größe der Stämme, wo es dann als Mittelbauholz erscheint, kann es nur selten zu solchen Baustücken verwendet werden, und man muß sich wegen seiner ganz vorzüglichen Brauchbarkeit zu Mühlenwerken, und überhaupt zu Maschinenstücken aller Art hauptsächlich zu diesem Zwecke bei seinem Gebrauche beschränken: besonders da noch überdieß seine vielseitige Benutzung zu Keilen, Arthelmen, Schlägelköpfen, Dreschflegeln, Hebebäumen, Walzen, Rollen, Schaufeln, Schubkarren, Satteln, Kummeten, Kanonenlavetten, und überhaupt zu Ackergeräthen, Wagenzeug und Gerüsten, so wie zu allen Wirthschafts- und Fabrikgeräthen, die eine vorzügliche Festigkeit haben und gewaltigen Lasten und Stößen widerstehen müssen, von so großem Vortheile ist. Je mehr das Holz vom Kerne genommen wird, desto tüchtiger ist es zu allen solchen Werkstücken und Geräthen. Wegen seiner Festigkeit und außerordentlichen Härte ist es ganz vorzüglich noch zu Dielen für Fußböden und Vertäfelungen, so wie zu allem starken bürgerlichen Hausrathe, und weil es, was besonders unsere gemeine Hainbuche betrifft, dabei eine ziemlich eintönige weißliche Farbe hat, auch zu jenem massiven Hausrathe zu empfehlen, der einen einfachen, angenehm großen architektonischen Stil erhalten soll.

Das reife Kernholz von völlig ausgewachsenen Stämmen ist in Art der **Bearbeitung**, in Härte und Ansehen dem schwarzen Ebenholze sehr ähnlich, und kann nach gemachten Erfahrungen mit Hilfe einer guten Beize zu täuschender Nachahmung desselben trefflich gebraucht werden. Überhaupt ist aber das Hagebuchenholz sehr schwer zu bearbeiten. Um dieses Geschäft einiger Maßen zu erleichtern, ist es rathsam, die Stämme gleich nach dem Fällen zu schälen, zu schneiden oder zu spalten, und ins Rohe zu bearbeiten: denn je mehr das Holz austrocknet, desto schwieriger wird seine Behandlung im Großen, und kann in kurzer Zeit nicht mehr mit der Art ausgeführt werden. Weil es indessen gar nicht spröde ist, so geht die weitere Ausarbeitung desselben mit großer Sicherheit von Statten. Bei seiner Bearbeitung überhaupt hat man aber besonders noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß es sich nicht gerade spalten läßt, sondern ungleich aufreißt.

Die **Alten** kannten die ungemeine Härte und die Zähigkeit, so wie auch die Dichtigkeit des Hagebuchenholzes sehr wohl [1]). Sie rechneten es zu jenen Holzarten, die sich nur dann, wenn sie feucht gemacht wurden, bohren, und nicht einmal einen nach dieser Vorarbeit eingeschlagenen Nagel aus ihrer Masse ziehen ließen [2]). Die Griechen brauchten eine Art dieses Holzes, welche sie unter die Ahornarten zählten, so häufig zu

1) *Plinius* Histor. Natural. L. XVI. c. XL sect. LXXVI, 3. *Vitruvius* de Architectura, L. II. c. IX, 12. 2) *Plinius* l. c.

Jochen, daß die Hagebuche bei ihnen nicht anders als Zygia, d. h. Jochbaum genannt wurde [3]). Bei den Römern hatte dieses Holz einen mannichfaltig nützlichen Gebrauch [4]). Besonders hielt man die Zapfen von Hagebuchen nach den eichenen Zapfen für die allerbesten [5]). Auch hatten schon die Römer die Erfahrung gemacht, daß sich das Hagebuchenholz, so wie das Sperberbaum-, das Buchs- und Lindenholz ganz vorzüglich fest mit dem Kornelkirschbaumholze verleimen lasse [6]): eine Erfahrung, die besonders bei Verfertigung eingelegter Arbeiten von der größten Wichtigkeit ist, wie auch der alte Schriftsteller, der diese Erfahrung aufzeichnete, zu bemerken nicht vergessen hat [7]). Übrigens war den Römern die Hagebuche nebst der Haselstaude das gewöhnliche Holz zu ihren Leuchtfackeln, und beide wurden endlich auch sogar zu den Hochzeitsfackeln genommen, zu denen sonst der Weißdorn, als ein Holz guter Vorbedeutung, diente: weil das alte Hirtenvolk, das die Sabinerinnen raubte, sich aus diesem letzteren seine Hochzeitsfackel gemacht hat [8]), und die Römer dem Weißdornholze die Kraft, Unglück und Schaden zu vertreiben, zuschrieben [9]). (*Leger.*)

Hagebutte, s. Cynosbatus.

HAGEBUTTEN (Hanbutten, Hiften) Fructus Cynosbati sind die länglich runden, schön rothen, glatten, fleischigen Fruchtknoten der gemeinen wilden oder Heckrose, Rosa canina, eines bekannten, bei uns heimischen Strauches. Die unreifen enthalten gegen die reifen weniger Säure, aber mehr Gummi und Harze. Reif genug haben sie einen süßsäuerlichen, zusammenziehenden Geschmack, und enthalten nach Bilz *) in 100 Gran 306,00 Schleimzucker, 250,00 Gummi, 0,65 fettes Öl, 2,60 Gärbstoff, 0,50 Myricin, 645,52 Oberhäute, 4,63 Harz der Häute, 14,19 Markfaserweichharz. 140,00 Markfaser, Pflanzenleim, 29,50 Zitronen- und 77,76 unreine Äpfelsäure, 128,65 Wasser und Verlust, einen eisengrünenden und bräunenden Stoff, nebst Spuren von Ätheröl und einigen Salzen. Ihre rothe Farbe rührt vom Harzgehalte her, ihr Glanz vom Harz, Wachs und Eiweißstoff, ihr Geruch vom Ätheröle, ihr Geschmack hauptsächlich von Säure, Zucker und Ätheröle. Die Oberhäute geben Myricin, Hartharz, Eiweißstoff und Faser; das Mark dagegen Gummi, Schleimzucker, Zitronen- und Äpfelsäure, nebst Weichharz. Dieses und der Schleimzucker liefern in ihrer Asche phosphorf. Kalk, Gummi und Eiweißstoff sind die stickstoffhaltigen Bestandtheile der Hagebutten. Entsamt werden sie getrocknet, und zu Suppen, Gemüsen, Compots 2c., oder mit Zukker eingemacht, auch zum Muß und zur Conserve benutzt.

Arzneilich dienen die getrockneten Hagebutten zu Decocten und Tisanen, mit Zucker und mit Wein gewürzt, als ein Labetrunk für asthenische Kranke; mit Zucker und Rosinen abgekocht, als Krankenspeise, der Roob oder eingedickte Saft zu gleicher Bestimmung.

Die Samen, mit Honig oder Fliedermuß, sind ein gutes Wurmmittel.

Mit einem Syrup aus den Früchten und Samen der Hagebutte will man neben dem äußern Gebrauch von heißen Weingeistdampfbädern, die Harnruhr geheilt haben *). (*Th. Schreger.*)

Hagecius und Hageck, s. Hayk.

Hagedorn, s. Crataegus.

HAGEDORN (Friedr. v.), einer der gepriesensten teutschen Dichter der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ward geboren zu Hamburg den 23. April 1708. Sein Vater, Hans Stats v. Hagedorn, ein, wie es heißt, geschickter und thätiger Geschäftsmann, lebte mit dem Titel eines Conferenzrathes, als dänischer Minister-Resident beim niedersächs. Kreise, zu Hamburg. War H. zum Dichter geboren, so fehlten auch nicht die begünstigenden äußeren Umstände, ohne welche die trefflichste Anlage oft unerweckt und unentwickelt bleibt. Sein Vater liebte und übte selbst die Poesie, und mehrere genannte Dichter der Zeit, wie Hunold, Amthor, Feind, Wernicke und Richey, gehörten zu den Freunden des Hauses, in welchem es somit an poetischen Klängen und Mißklängen nicht fehlen konnte. Die Macht des Beispiels, welcher der erwachende Trieb des gelehrigen Knaben entgegen kam, zeitigte die Blühten seines Geistes, und noch hatte er das zwölfte Jahr nicht zurück gelegt, als seine ersten dichterischen Versuche in einem von dem Vater besorgten Abdrucke unter Freunde und Bekannte vertheilt wurden.

Aber schon im J. 1722 verlor er den Pfleger seiner Kindheit, dessen ermunterndes Lob ihm, wie er selbst rühmt, zu „immer neuen Scherzen" den Muth gegeben hatte. Sein Vater starb den 11. December 1722 auf einer Geschäftsreise zu Rendsburg in dem Augenblicke, wo sich ihm die Aussicht zu der einträglichen Stelle eines Oberlanddrosten aufthat, die es ihm möglich gemacht haben würde, seine durch alchymistische Versuche und vorschnelle Bürgschaften zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen. Er starb, ohne den Seinigen etwas, als das Andenken an den ehemaligen Wohlstand, zu hinterlassen. Auf der Witwe ruhte nun, nachdem bald darauf auch ein wackerer Lehrer das Haus verlassen hatte, allein noch die Sorge für die geistige und Herzensbildung der beiden Söhne, von denen unser Friedrich der ältere war (der jüngere, Christian Ludewig, starb als sächs. Geheimer Legationsrath und Generaldirektor der bildenden Künste zu Dresden; ein dritter war bereits in sehr zartem Alter gestorben). Die Ergebung, mit der die fromme Mutter, seltene Augenblicke der Verstimmung ausgenommen, den Wechsel des Glücks ertragen zu haben scheint, mochte nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth ihrer Lieblinge

3) *Vitruvius* l. c. *Plinius* H. N. L. XVI. c. XV. sect. XXVI. 4) *Vitruvius* l. c. 5) *Columella* de Re Rustica. L. XI. c. II, 92 et 93. 6) *Plinius* H. N. L. XVI. c. XLIII. sect. LXXXIII ant. med. 7) *Plinius* l. c. sub. init. 8) *Plin.* l. c. L. XVI. c. XVIII. sect. XXX. 9) *Ovidius* in Fastorum L. VI. v. 129 et 130, et v. 165 seqq.

*) In Trommsdorff's N. Journ. d. Pharm. VIII. 1.

*) S. S. Rep. Rust's Magaz. f. d. ges. Heilkunde, XX. 1.

bleiben. Der heitere Sinn, den die Ältern, als dankenswerthe Mitgabe fürs Leben, aus den Händen der Natur empfangen hatten, blieb ihm ferner getreu, wie drückend auch zuweilen der nicht selten eintretende Mangel und die Nothwendigkeit, von fremder Unterstützung zu leben, dem an Besseres Gewöhnten seyn mußte. Er besuchte seit Ostern 1723 das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo Wolf, Joh. Alb. Fabricius, Richey und Evers seine Lehrer wurden. Außer den Griechen und Römern, mit denen er sich hier näher befreundete, waren es insbesondere die neueren Sprachen und deren Literatur, die seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Daneben ward die älteste Freundinn, die Dichtkunst, nicht vergessen. Günther, Brockes und König blieben noch seine Führer, und zwei in jener Zeit entstandene, gegen allerlei Modethorheiten, vorzüglich gegen die Ausländerei der Zeitgenossen in Sitte und Sprache gerichtete Strafepisteln fanden in dem „hamburg. Patrioten" (von 1726) eine Stelle. Im J. 1726 bezog H. die Universität zu Jena. Die Jurisprudenz, die er, auf sein künftiges Fortkommen bedacht, als Brotwissenschaft erkoren hatte, vermochte ihn nicht zu fesseln; bei weitem mehr mußte seinem beweglichen Sinne das freie Umherschwärmen im Gebiete der Literatur und die Beschäftigung mit kleinen dichterischen Arbeiten zusagen. Einzelne derselben, meist satirischen Inhalts, fanden in dem „Patrioten" und einer andern Hamburger Zeitschrift, der 1728 von J. G. Hamann begonnenen „Matrone", Aufnahme und lenkten die Aufmerksamkeit auf den Verfasser, dessen schwache Jünglingsversuche schon aus der Masse gleichzeitiger Erscheinungen nicht unrühmlich hervortraten. Waren doch unter denselben auch Lieder, wie „das Heidelberger Faß", „Aus den Reben fleußt das Leben", „Mein Mädchen mit den schwarzen Haaren", denen wenig fehlt, um als echte lyrische Ergießungen eines heitern, lebensfrohen Sinnes, auch jetzt noch auf das Freundlichste anzusprechen. Im J. 1729 verließ er Jena und kehrte nach Hamburg zurück. Bald darauf erschien die erste Sammlung seiner Gedichte[1]), die neben einzelnem Guten auch viel des Mittelmäßigen bot, dagegen Anderes, der Bekanntmachung Würdiges, darunter manches muntere, jugendlich fröhliche Lied, unbillig überging und von ihm selbst später als voreilig verworfen wurde.

Hagedorn's Hoffnung, durch einflußreiche Gönner und Verwandte (einer seiner nächsten Verwandten, war dänischer Admiral) eine baldige Anstellung im dänischen Statsdienste zu finden, ging nicht in Erfüllung, und so wendete er sich noch in demselben Jahre nach London, wo ihm in dem Hause des dänischen Gesandten am Londoner Hofe, eines Freih. v. Söhlenthal, die Stelle eines Privatsecretärs angetragen worden war. Nicht ohne mannichfaltigen Gewinn für seine literar. Bildung, obwohl nicht frei von Sorgen, da seine Anstellung ihm keinen Vortheil, als den der freien Kost und Wohnung gewährte, lebte er hier bis zum J. 1731, wo er den Gesandten durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück begleitete. Die Aussicht, die sich ihm hier, kurz nach seiner Rückkehr, zu einer festern Anstellung und einem sichern Einkommen eröffnete, mußte ihm um so willkommener seyn, da er von jetzt an der tägliche Augenzeuge von der beschränkten Lage seiner kränkelnden Mutter war und die Klagebriefe des jüngern Bruders, der seit Kurzem zu Altdorf studirte, ihn öfter, als früher, an seine und der Seinigen Mittellosigkeit erinnerten. Indessen jene Hoffnungen schlugen fehl. Zwei Jahre voll Entbehrungen und bitterer Täuschungen folgten. Ohne ein Einkommen, als das Wenige, was ein Vikariat am Dome zu Hamburg und ein Bergwerkskur abwarf, mußte er oft der Noth des Augenblicks mit erborgtem Gelde zu Hilfe kommen. Mit immer heiterer Stirn und ohne Klage ertrug er dieß Alles, und der Scherz gaukelte munter, wie zuvor, um seine der frohen Geselligkeit gewidmete Leier, die vielleicht zum ersten Male erst dann auf einige Zeit verstummte, als der Tod ihm (im October 1732) die achtbare Mutter entriß. Wie wenig überhaupt dessen war, was er, als Bedingung des Wohlseyns, ersehnte, hat er in einem Gedichte vom J. 1733, „Wünsche" überschrieben, ausgesprochen. Es heißt darin:

„O Freiheit, kann ich nur dich zur Gefährtinn haben,
Gewiß, so wird kein Hof mit meinem Flehn beschwert.
Nichts wähl' ich außer dir, als, deiner zu genießen,
Ein unverfälschtes Herz, ein immer heitres Haupt,
Wo aus zu großem Glück nicht Stolz und Wahn entsprießen,
Noch ein zu großes Leid mir Muth und Kräfte raubt."

Um die Zeit der Entstehung dieses Gedichts gingen endlich auch seine bescheidenen Wünsche in Erfüllung, indem er (1733) als Secretär bei dem English Court, einer im dreizehnten Jahrh. zu Hamburg gegründeten Gesellschaft engl. Kaufleute, eine Anstellung erhielt, die ihm, neben der erwünschten Muße und einer geräumigen Wohnung, ein Einkommen von hundert Pfund St. sicherte. Aber noch mochten die Gläubiger drängen, und vielleicht war es dieser Umstand, der ihn kurz darauf zu dem voreiligen Schritte vermochte, den seine Freunde oft beklagten und der seinem Glücke mindestens keinen neuen Zuwachs brachte. Er verheirathete sich mit der weder reizenden noch geistreichen Tochter eines zu Hamburg ansässigen, nicht unbemittelten Londoner Schneiders, Namens Butler, von der wir, da er ihrer nur selten und nur im Vorbeigehen in seinen Briefen gedenkt, fast nichts wissen, als daß sie ihm eine sorgliche Pflegerinn in seiner letzten Krankheit gewesen[2]).

1) Unter dem Titel: F. v. H. Versuch einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamb. 1729.

2) In einem seiner letzten Briefe an den Bruder nennt er sie in einer Verbindung, die nicht eben das freundlichste Verhältniß vermuthen lassen sollte. „Wenn ich ein Buch vor mir habe, sagt er, so denke ich nicht an meine Krankheit, meine Ärzte, ihre Arzeneien, meine Frau, Pflege und Wartung." Indessen heißt es in einem andern Briefe an Bodmer, worin der Kranke über die lästigen Besuche klagt, wohlwollender: „Jetzt ist mir Niemand willkommener, als eine für mich so wachsame uxor domiseda, wie ein Antiquarius sprechen würde."

Anspruchlos und in gleichmäßigem Wechsel zwischen Berufsarbeit, freier literarischer Beschäftigung und geselligem Genusse verflossen die übrigen Jahre seines Lebens, ganz wie er es sich oft gewünscht hatte, ohne durch große Schmerzen die Ruhe seines Gemüths zu stören, aber auch ohne durch ungewöhnliche Begünstigungen ihn als ein bevorrechtetes Schoßkind des Geschicks auszuzeichnen. Die Quelle des echten Lebensglücks strömte in ihm, und sein immer zufriedener Sinn wußte überall Blumen der Freude zu entdecken.

Seine keineswegs überhäuften Amtsgeschäfte ließen ihm Zeit genug übrig, um den ihm werth gewordenen Umgang mit Griechen und Römern fortzusetzen, und sich von ihrem Geiste zu nähren. Überdieß besaß er in der gründlichen Kenntniß neuerer Sprachen, die er sich früh erworben hatte [3]), den Schlüssel zu den Literaturen des neueren Europa, deren Schätze er, wie Wenige seiner Zeit, zu seinem Eigenthume zu machen verstand. Ein Kreis wackerer Freunde schloß sich um ihn; und wie er im Gespräch mit ihnen und auf Spaziergängen die Seele der Unterhaltung war: so wußte er auch beim fröhlichen Mahle durch geistreiche Scherze und anmuthige Lieder voll echter Lust die Freude zu beleben. Unter jenen vertrautern Freunden, zu denen Brockes, der jüngere Liscov und der Buchhändler Bohn gehörten, war ihm keiner lieber, als der treffliche Carpser, der als Mensch und Wundarzt die allgemeine Achtung seiner Mitbürger genoß, und den der Dichter selbst in seinen epigrammatischen Gedichten mit den ehrenden Worten feiert:

Wünscht Ärzten seine Kunst und Königen sein Herz!
Sein Anblick schon erquickt, die Schwermuth hemmt sein Scherz.

Schien er auch im Kreise dieser Freunde nur der Lust des Augenblicks zu leben, so konnte es doch nur den, der ihn nicht kannte, befremden, ihn bald darauf in seinen Alten nach Sprüchen der Weisheit schöpfen, oder gleich eifrig mit den ernsten Geschäften des Wohlthuns sich befassen zu sehen. In der That, so sehr ihm auch der Umgang mit befreundeten Wesen und die gesellige Freude Bedürfniß waren, so mangelte es ihm doch keineswegs an dem Sinn für die stillern Genüsse des Lebens, und oft wandelte er einsam, mit einigen leeren Kartenblättern zur Aufzeichnung flüchtiger Gedanken versehen, nach seinem lieben, annuthig an der Alster gelegenen Harvstehude, wo er, abgeschieden vom Getümmel des nahen städtischen Lebens, den Bund mit der Natur erneuerte, und wo manches seiner gelungensten Lieder entstanden seyn mag. Indessen scheint es doch, als habe er sich der Freude von Zeit zu Zeit allzu rücksichtlos überlassen und namentlich im Genusse des Weins sich nicht immer in den Schranken der Mäßigung gehalten. Die podagrischen Leiden, über die er schon in seinen Londoner Briefen Klage geführt hatte, wuchsen mit den Jahren und nahmen bald einen bedenklichern Charakter an; die Wassersucht kam hinzu, und, was er einst im Scherz behauptet hatte, „ein ehrlicher Mann dürfe nicht länger, als 45 Jahre leben wollen," ging beinahe wörtlich an ihm in Erfüllung. Er starb den 28. October 1754. Kurz vor seinem Tode schrieb er noch die, wenn wir seine Persönlichkeit ins Auge fassen, zweifach rührenden Zeilen nieder:

Mein Auge füllt sich leicht mit freundschaftlichen Zähren;
Jetzt flößet mir die Dauer eigner Pein,
Die Thräne der Betrübniß ein.
Die Weisheit wird sie nicht verwehren;
Es ist erlaubt, sein eigner Freund zu seyn.

Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Hamburg beigesetzt, wo ein einfacher Grabstein den Ort bezeichnet, der die Gebeine des Sängers der Freude umschließt.

Ist auch die Zeit längst vorüber, wo Hagedorn's Poesien als die ersehnten Blühten eines neuen Frühlings begrüßt und gepriesen wurden und wo es in den Augen Vieler für ein Verbrechen gegen den Geist des Schönen gegolten hätte, die Trefflichkeit auch nur Eines derselben zu bezweifeln: so darf doch auch jetzt nicht vergessen werden, daß wir in ihnen die redenden Denkmahle einer merkwürdigen Literaturepoche besitzen, denen nur Unkunde oder vornehme Dünkelhaftigkeit ihre Bedeutung für ihre und die nächstfolgende Zeit absprechen könnte. Aber auch als die Zeugen eines reichen und schönen Gemüths mögen sie lange noch fortsprechen. Wenn es einem Dichter je gelungen ist — und dem echten Dichter sollte es wohl immer, — sein ganzes eigentliches Leben in seinen Werken niederzulegen: so mag dieß von Hagedorn gelten, der, wie er war, in seinen Gedichten sich gab, und den wir daher auch am besten aus eben diesen Gedichten nach seiner vollen Eigenthümlichkeit kennen lernen. Erfreulich wird es dann seyn, das Bild, zu dem jene die Züge uns lieferten, durch die Zeugnisse derer, die ihm im Leben näher standen, bestätigt zu sehen. Und da ist es denn vor Allem der rege Sinn für alles menschlich Schöne, was unser Herz dem Dichter gewinnt, er mag nun mit stammelnder Rede, wie in einigen seiner frühesten satirischen Jugendgedichte, die Thorheiten der Zeit geißeln, oder, wie in dem Gedicht „die Glückseligkeit", mit frei gewordener Zunge das wahre Glück uns schildern. Es bedarf, um diese Seite seines Charakters ins Licht zu stellen, nicht erst einer Vergleichung mit Horaz, den man in einer Zeit, wo man nur durch vergleichende Zusammenstellung mit einem berühmten Alten stark genug loben zu können wähnte, als Hagedorns geistigen Zwillingsbruder zu nennen nicht müde ward. Gewiß ist es indessen, daß er einen großen Theil seiner Lebensansichten in dem römischen Dichter, den er oft und immer wieder las, bereits ausgesprochen vorfand, dann aber auch kein Bedenken trug, mit Hinweisung auf die übereinstimmenden Stellen seines Auctors, das Vorgefundene, oft mit denselben Wendungen, zu wiederholen. Eben so gewiß ist es aber auch, daß er, was alte und neue Literatur, Griechen und Römer, Franzosen und Engländer, sonst ihm boten, mit unparteiischer Anerkennung

3) Schon in London hatte er zwei kleine Schriften in engländischer Sprache drucken lassen.

des Rechten in sich aufnahm und zu seinem Nutzen verwendete. — Davon zeugen die aus zahlreichen Erinnerungsblättern hervorgegangenen Anmerkungen zu seinen Gedichten, in denen nur der Übelwollende die dünkelhafte Anmaßung des Halbgelehrten erblicken konnte, während sie vielmehr für seine Bescheidenheit, die ein Grundzug seines Wesens war und die es ihm nicht erlaubte, mit fremdem Eigenthume, als dem seinen, zu schalten, das ehrendste Zeugniß ablegen. Je seltener diese Bescheidenheit bei Schriftstellern, selbst von weit minderem Belange, gefunden wird, um so wohlthuender ist es, dieselbe bei einem vor Vielen reich begabten Dichter, der die Freude fast eines halben Jahrhunderts gewesen, so rein ausgeprägt zu sehen. Sie legte sich eben so in der anspruchlosen Würdigung seiner eigenen Leistungen[4]) und in der freudigen Anerkennung fremden Verdienstes, wie in der Genügsamkeit zu Tage, mit der er, uneingedenk der Ansprüche, die Stand und Talent ihm gaben, seine Wünsche mäßigte und dankbar dahin nahm, was das Geschick nicht mit allzu freigebiger Hand ihm gespendet. Die Vorzüge der Geburt galten ihm wenig[5]), und, durchdrungen von einem lebendigen Gefühl für Freiheit, Wahrheit und Recht, kannte er in der That nur eine Aristokratie der Besten. Mit warmer Herzlichkeit neigte er sich denen zu, die ihm als solche erschienen, und es waren gewiß seine innigsten Überzeugungen und Gefühle, die er in dem „Freundschaft" überschriebenen Gedichte niederlegte. Daß bei solcher Ansicht der Reichthum in seinen Augen nur einen untergeordneten Werth haben konnte, versteht sich von selbst; nur als Mittel zu einem freieren Genusse des Daseyns und zu edler, menschlicher Wirksamkeit kam das Geld bei ihm in Betracht, und wie er rastlos im Stillen, selbst helfend oder Andere zur Hilfe ermunternd, des Dürftigen sich annahm, lehrt die bekannte Geschichte des armen Bauernsohnes[6]), in welchem er durch eigene und fremde, für ihn in Anspruch genommene Milde der Wissenschaft einen treuen Verehrer, der Kirche einen wackern Geistlichen und Seelsorger gewann. Überhaupt war die Richtung seines Strebens, fast bis zur Einseitigkeit, eine durchaus praktische, und alles bloß theoretische Wissen galt ihm als werthloser Prunk der Eitelkeit und war ihm ein Gräuel. Er selbst schätzte sich glücklich, daß es nie sein Beruf gewesen sei, ein Gelehrter zu heißen. Eben darum wollte er mit den kritischen Klopffechtereien seiner Zeit Nichts zu thun haben und hielt sich in friedlicher Neutralität fern von dem Schauplatze des Kampfes, „sich in den Wissenschaften nur mit dem beschäftigend, was ihm schön, angenehm und betrachtungswürdig war[7])." Nehmen wir zu den angedeuteten Zügen noch die sich immer gleiche, über sein ganzes Wesen ausgegossene Heiterkeit und Empfänglichkeit des Sinnes, die ihn zur willkommensten Erscheinung in den Kreisen fröhlicher Genossen machte: so haben wir unstreitig das Bild eines selbst in seinen Irrthümern noch, sehr liebenswürdigen Menschen, und sofern dasselbe in seinen Werken sich abspiegelt, auch in diesen eine Reihe dankenswerther Erzeugnisse, die selbst da noch anziehend bleiben, wo bei näherer Prüfung der dichterische Gehalt als geringfügig oder zweifelhaft sich erweisen sollte.

Allerdings sind Hagedorn's poetische Werke, als solche, keineswegs alle von gleichem Werthe. — Die satirisch-didaktischen Gedichte, so wenig wir den darin ausgesprochenen wackern Gesinnungen unsern Beifall versagen können, sind dennoch zum größeren Theile nicht viel mehr, als zweideutige Versuche, eine aus vielfacher Lektüre geschöpfte Lebensphilosophie ohne sonderliche Tiefe in poetische Formen zu bringen, einige derselben in der That fast nur künstliche, aus fremden Gedanken zusammen gefügte Centonen, die durch die hie und da eingeschobenen, eigenen Betrachtungen des Dichters nur eben noch nothdürftig zusammen gehalten werden. Die beiden Gedichte, die in den Ausgaben letzter Hand die Reihe beginnen, „allgemeines Gebet" und „die Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes," von denen das erstere Pope's universal prayer umschreibt, das andere einzelne Bibelstellen zu einem Ganzen verknüpft, veranschaulichen die Weise, in welcher der Dichter auch anderwärts, ohne deßhalb ganz aus dem Kreise seiner Eigenthümlichkeit heraus zu treten, das Eigene dem Fremden zu verschmelzen und dieses in sein Blut und Leben zu verwandeln versuchte. Haged. neigte sich von früh an dieser Gattung, die allein damals auf höhern Dichterruhm Anspruch gab, und für die auf lange Zeit hinaus Opitz den Ton angegeben hatte, mit Vorliebe zu. Für das Höchste, was er darin zu leisten vermochte, bieten zwei Gedichte „die Glückseligkeit" und „die Freundschaft," beide bis auf Weniges von fremder Zuthat frei und rein aus seinem Innern hervorgegangen, den Maßstab dar. In ihnen vorzüglich bewährt sich jene Empfänglichkeit für das Rechte und Wahre und jener warme Eifer für Menschenwohl, deren wir oben gedacht haben, und die freilich für den Mangel an Phantasie und tieferem poetischen Gefühle nicht immer ausreichenden Ersatz leisten, aber in ihrer Zeit um so mehr erfreuen mußten, da der letztere selbst dann, wann er mit verdienter Strenge das Laster oder, wie in dem „Gelehrten," die Thorheit züchtiget, das Gesetz des heitern geselligen Anstandes nie aus dem Auge verliert[8]). — Diesen größeren di-

4) Er war selten ganz zufrieden mit dem, was er geschrieben, und besserte immer fort nach, wie auch die Vergleichung der späteren Ausgaben seiner Gedichte mit den früheren lehrt. 5) „Nicht Erbrecht noch Geburt, das Herz macht groß und klein," heißt es im Gedicht: die Glückseligkeit. 6) Gottl. Fuchs, der Sohn eines armen Bauers im sächs. Erzgebirge, kam in seinem 18ten Jahre auf das Gymnasium zu Freiberg. Ein Gedicht, worin er mit frommem Vertrauen auf göttliche Hilfe sein Schicksal erzählt, kam in Gottsched's Hände und wurde von diesem in dem neuen Büchersaal (1746. B. 2.) bekannt gemacht. Hag. brachte in Kurzem durch seine und seiner Freunde Beiträge 700 Thlr. zusammen, die es dem armen Jünglinge möglich machten, 5 Jahre in Leipzig zu studiren. Im J. 1751 ward er Diak. zu Zehren, 1769 Prediger zu Taubenheim bei Meißen, an welchen letztern Ort er sich 1787 mit einem Ruhegehalte zurückzog.

7) S. Schreiben an einen Freund, vor den Gedichten, 4te Aufl. Bd I. S. XXI. 8) Der Baron Grimm sagt in

daktischen Poesieen, in denen die vertraute Bekanntschaft mit den Lehrgedichten der Engländer nicht zu verkennen ist, schließen sich, als aus denselben Ansichten und Gesinnungen hervorgegangen, seine Epigramme an, Einfälle und Betrachtungen des Augenblicks, erzeugt im Umgange mit Literatur und Welt. Von dem Vielen, was er in dieser Art gedichtet, wurden nur 105 einzelne Stücke in die letzte Sammlung aufgenommen, und auch unter diesen ist, unsers Bedünkens, keines, das mit dem Besten, was das 17te Jahrh. bereits in derselben Gattung geliefert hatte, die Vergleichung aushielte. — Als leichten und gewandten Erzähler zeigte er sich in seinen Fabeln und Erzählungen, zu denen ihm La Fontaine und La Motte die erste Anregung gegeben zu haben scheinen, und von denen die ersten im J. 1732 bekannt wurden. Arbeitete er hier auch meist nur nach fremden Mustern, die er in den beigefügten Anmerkungen offen nannte, und hatte er in Boner und Burkard Waldis nicht zu verachtende Vorgänger, so wie in Gellert einen Nachfolger, der ihn an Gemeinfaßlichkeit weit übertraf: so bleibt ihm dennoch das Verdienst, dieser Gattung unter den Teutschen aufs Neue Eingang verschafft, manches treffliche Alte und Neue abermals in Umlauf gesetzt und zeitgemäße Wahrheiten in einem anmuthigen Gewande der größeren Lesewelt näher gebracht zu haben. Was aber, mehr als alle diese Versuche, Hagedorn's Namen auch jetzt noch uns theuer machen muß, das sind seine Lieder. Wir sind weit entfernt, von ihnen den alten Spruch zu wiederholen, „daß sie die ersten seien, deren sich der teutsche Geschmack nicht zu schämen habe, am wenigsten möchten wir in Eschenburg's Freude darüber einstimmen, daß durch sie die alten Volkslieder verdrängt worden [9]; aber als freie Ergüsse eines heitern, für frohen Lebensgenuß begeisterten, mit sich und der Welt zufriedenen Herzens, die nur selten, bei überwiegender Reflexion, den rechten Ton verfehlen und, sangbar, wie das echte Lied seyn soll, meist alle ihre Melodie schon in sich tragen, so wenig Haged. auch von Musik verstand [10]), verdienen sie die vollste Anerkennung. Außer den oben schon genannten Jugendgedichten zeichnen wir unter ihnen als gelungen aus: „die Landlust," „die Alte," „den Kuß," „den Mai," „den Morgen," und den in muthwilliger Laune scherzenden „verliebten Bauer." Ihnen allen, wie dem Meisten von dem, was des Dichters letzte Feile erfahren, gebührt übrigens das Lob eines leichten, anmuthigen Flusses der Rede, eines gefälligen, von Härten freien Versbaues und einer in jener Zeit seltenen Correctheit des Ausdrucks; er war Einer von denen, die dem Flitterprunke der Lohenstein'schen Schule den Reiz der Einfalt und Natürlichkeit entgegen stellten, ohne in geistloser Seichtigkeit sich selbst zu verlieren; und in Bezug auf diese Vorzüge konnte Wieland ihn den Dichter nennen, „den an Feinheit des Geschmacks Keiner, von welcher Nation er sei, übertroffen, der unter allen unsern Dichtern seine Werke am meisten gefeilt hat, und dem Wenige an Fleiß jemals gleichen werden."

So hat uns Hagedorn in seinen Werken ein schönes Denkmahl seines Seelenlebens hinterlassen. Ein Anderes setzte ihm Klopstock, voll würdigender Liebe, im sechsten Gesange seines Wingolf.

Die erste Sammlung seiner Gedichte war die oben genannte von 1729. Neun Jahre später erschien sein Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen (Hbrg 1738), von denen einige schon früher in die letzten Bände der Poesie der Niedersachsen, einer von Weichmann und Kohl (1730—38) herausgegebenen Sammlung, aufgenommen worden waren. Im J. 1747 veranstaltete H. eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte unter dem Titel: Sammlung neuer Oden und Lieder, in fünf Büchern, Hamburg 1747, von deren beifälliger Aufnahme mehrere, kurz auf einander folgende Auflagen zeugten. Die zum Theil früher schon, seit 1740, einzeln gedruckten moralischen Gedichte wurden 1750 zu einer Sammlung vereinigt, die 1752 in einer zweiten Auflage erschien. Endlich traten nach Hagedorns Tode in einer Ausgabe letzter Hand sämmtliche Werke des Dichters — eine größere Ausg. Hamb. 1756 und eine kleinere ebend. 1767 — ans Licht. Sie erlebten in dieser Gestalt mehrere Auflagen bis zur Erscheinung der ausgezeichneten, mit schätzbaren Abhandlungen des Herausgebers bereicherten Eschenburg'schen Ausgabe [11]).

Außer dieser Ausg. ist über H. zu vergleichen: Chr. H. Schmid's Biographie der Dichter, Th. 2. S. 359 folg.; Dessen Nekrolog rc. S. 278 und folg.; Lessing's Collectaneen zur Liter. herausg. von J. J.

seinen zu Paris im November 1750 geschriebenen Lettres sur la littérature allemande: „Mr. de Hagedorn est un autre poète philosophe, mais un de ces sages aimables et enjoués, qui mêlant le badinage et l'agrément à la philosophie lui attirent plus de sectateurs. Il a chanté l'amour et la vertu, le vin et la sagesse." Freilich ein Lob, das sich wohl nur in franz. Sprache erträglich ausnimmt. S. Supplément à la Correspond. litt. de M. M. Grimm et Diderot, par *A. A. Barbier.* Paris, 1814. 9) S. Eschenburg's Ausg. Th. 4. S. 102. 10) Liscov erzählte scherzend, daß, um die Andacht der Zuhörer nicht zu stören, die engländische Gemeinde in Hamburg bloß seinetwegen eine Orgel habe bauen müssen, damit man seine Stimme nicht hören könne. — Mehrere Hagedornsche Lieder wurden von Bach, Graun, Quanz und Telemann in Musik gesetzt.

11) Fr. v. Hagedorn poetische Werke, mit seiner Lebensbeschreibung und Charakteristik und mit Auszügen seines Briefwechsels begleitet von J. J. Eschenburg. Fünf Theile. Hmbrg 1800. 8. Die ersten drei Theile enthalten die Gedichte in derselben Reihenfolge, wie in den frühern Ausgaben. Der Inhalt des 4ten Theils ist: 1) über H. Leben und Charakter; 2) über d. poet. Werke; 3) Nachtrag von Gedichten; 4) H. Versuch einer Abhandlung von den Gesundheiten und Trinkgefäßen der Alten; 5) Nachträge über H. früheste Jugendversuche, von seinem Lieblingsaufenthalte zu Harvstehude, über Pet. Carpser, von den Gedichten über sein Absterben, über seine Denkmähler und Bildnisse. Der 5te Theil enthält den Briefwechsel: 1) Briefe von H. an Weichmann, an seinen Bruder, an Fuchs, Enderlein, Bodmer, Ebert, Gleim, S. G. Lange; 2) Briefe an ihn von Bodmer, Gärtner, Gellert, Rabener, Ebert, Giseke, Schlegel und Jerusalem. — Eine neue wohlfeile Ausg. seiner poetischen Werke erschien 1825 (Hamburg bei Campe.)

Eschenburg, Bd 1. S. 325 folg.; Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten rc. Bd 2. S. 286 folg. und Fr. Horn, die Poesie und Beredtsamkeit der Teutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart, Bd 3. S. 20. *(Förster.)*

HAGEDORN (Christian Ludwig v.), war der jüngere Sohn des dänischen Conferenz- und Statsraths Hans Stats von Hagedorn, welcher als Minister bei dem niedersächsischen Kreise bald in Braunschweig, bald in Hamburg, bald in Stade lebte, und in Statsgeschäften vielfach bethätigt, durch gelehrte und feine Bildung sich allgemeine Achtung erworben hatte. Er war zu Hamburg den 14. Februar 1713 (nicht 1717, wie Andere angeben) geboren, und erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause durch den nachherigen Landvogt in Oldenburg Heinrich Anton Günther. Der wohlbegüterte Vater verlor durch Unglücksfälle den größten Theil seines Vermögens und starb 1722. Die Mutter übernahm die Erziehung des jüngern Sohns und flößte, da sie selbst die Malerei mit vielem Talent betrieb, demselben Neigung und Interesse für die bildende Kunst ein. Hamann, der Herausgeber einer zu ihrer Zeit vielgelesenen Zeitschrift, die Matrone, ertheilte ihm den wissenschaftlichen Unterricht. Ob er, wie sein Bruder, auch das Gymnasium in Hamburg besucht habe, ist nicht bekannt. Die akademischen Studien betrieb er vom Jahr 1732 zu Halle, und dann in Jena, wohin auch sein aus London zurückgekehrter Bruder kam. Dieser hegte die zärtlichste Liebe zu ihm und unterstützte ihn, als die spärlichen Verhältnisse ihm Sorge zu bereiten anfingen. Er wählte die diplomatische Laufbahn und übernahm als Legationssecretär und später als Minister die Geschäfte an mehreren Höfen, bis er in Dresden seinen festen Wohnsitz fand. Die Malerei und die Theorie der bildenden Kunst überhaupt ward sein Hauptstudium, obgleich er auch der diplomatischen Wissenschaft und Literatur einen selbstthätigen Antheil zuwendete. Seit dem Jahre 1739 sammelte er an einem eignen Kabinet von Gemälden, welches er selbst beschrieb, besuchte die Gallerien in Teutschland und trat mit den vorzüglichsten Künstlern seiner Zeit in nähere Verbindung. Die Kunstschätze in Dresden, die Gunst des Hofes und der Verein kunstliebender Freunde fesselten ihn für immer. Im Jahre 1764 wurde er zum sächsischen geheimen Legationsrath und Generaldirector der Kunstakademien in Dresden und Leipzig ernannt. Der Akademie stand er mit unermüdlichem Eifer vor, und unterstützte mildthätig manchen bedürftigen Künstler, zog ehrenwerthe Lehrer herbei, und war eifrig bemüht, die Talente in den Zöglingen zu wecken und durch äußere Lebenshilfe deren Ausbildung möglich zu machen. Im J. 1765 veranstaltete er die erste Gemäldeausstellung der Akademie zu Dresden. (M. s. Biblioth. der schönen Wissensch. 12. Bd S. 365). Sein Verdienst staunte die Mitwelt bewundernd an. Ein durchaus rechtlicher Charakter und menschenfreundliche Güte, entfernt von allem Stolze, erwarben ihm Liebe und Wohlwollen. In den letzten Lebensjahren verlor er das Licht der Augen. Er starb in der Nacht vom 24. Januar 1780 im 67sten Jahre. Hagedorn's Werth und Verdienst wird gemeinhin zu gering angeschlagen, da doch die spätere Zeit nur auf den von ihm gelegten Grundsteinen fortbaute. Er brach auf vielen Punkten neue Bahn und belebte das Studium der bildenden Kunst in Verbindung seiner Freunde, Winkelmann, Mengs, Lippert, Öser auf eine gründlichere Weise, als bisher die französischen Schriftsteller gelehrt hatten. Doch ist er eigentlich als ein Vorläufer von Winkelmann zu betrachten. Wie sehr ihn dieser achtete und liebte, hat derselbe im fünften der Briefe an Freunde ausgesprochen. Doch wo auch sonst in Schriften jener Zeit seiner Erwähnung geschieht, gebricht es nicht an Anerkennung seines Werthes. Man nannte ihn den teutschen Caylus. Seine Werke erschienen ohne seinen Namen; so wollte es seine Bescheidenheit. Zuerst gab er einen Katalog der seit funfzehn Jahren gesammelten Gemälde an Zahl 225, doch mit dem Zwecke, sich bei der Erläuterung derselben auch über das Leben und die Werke der Meister zu verbreiten, und sowohl auf die Regel der Kunst hinzudeuten, als auch die Grundsätze des damals verbildeten Geschmacks zu läutern: Lettre à un amateur de la peinture, avec des éclaircissemens historiques sur un cabinet et les auteurs des tableaux, qui le composent. Ouvrage entremelé de digressions sur la vie de plusieurs peintres modernes. à Dresde 1755. 8. Da die Gemälde größten Theils von neuern Malern herrührten, fand Hagedorn nicht Gelegenheit, auf die Künstler der frühern, guten und besten Zeit einzugehen, und blieb überhaupt noch zu sehr in Bewunderung befangen; allein ein gesundes, ruhiges Urtheil bewährt sich durchaus, namentlich da, wo er sich den Aussprüchen der Franzosen entgegen stellt. So machte er zuerst auf den Charakter und Werth teutscher Malerei aufmerksam und würdigte den gothischen Stil der Baukunst, wie Keiner vor ihm. Dem Buche war eine Abhandlung über die Widerscheine in der Malerei angehängt. Gehaltvoller und in seiner Wirkung auf die Zeit höchst wichtig war das zweite Werk: „Betrachtungen über die Malerei. 2 Th. Leipzig 1762." Hier wollte H. die Grundsätze der zeichnenden Künste vollständig und, wie er selbst angibt, zur Befestigung des Geschmacks lehren, wenn auch nicht ein förmliches Lehrbuch liefern. Er beginnt mit Erörterung der Natur des Schönen, freilich nach damals durch ihre Neuheit giltigen Ansichten der Baumgarten-Meierschen Schule, aber doch mit Hindeutung auf die Antike, welche es mit Darstellung idealer Schönheit allein zu thun habe und dem Künstler die Muster darbiete. Mit diesem Ausspruche war ein großer Vorschritt bezeichnet. In vier Büchern handelt er von der Erfindung, Composition, Zeichnung und Farbengebung. Mag immerhin der Begriff der Schönheit als der Vollkommenheit im Mannichfaltigen, die nur durch Zierlichkeit vom Guten unterschieden wird, todt und unbrauchbar voraus stehen, und überall der Mangel an systematischer Grundlage und Einheit sichtbar werden, sich auch vieles Einseitige und eine durch die Unkenntniß der Leistungen der

größten Meister herbeigeführte Dürftigkeit der Entscheidung nachweisen lassen: so behauptete das Werk doch einen doppelten großen Werth, indem es den Künstler und Kunstkenner zur Besonnenheit aufrief, und einzelne Regeln in ihrer Gesetzlichkeit und Anwendbarkeit aufhellte. Im Besondern waren die Urtheile über die Gränzen der Kunstsphären, über den behutsamen Gebrauch der Allegorie, über das Wesen und den Werth der Zeichnung für jene Zeit von wirksamer Bedeutung. Daher thut Goethe in s. Winkelmann der Sache und dem Verdienste Unrecht, wenn er von Hagedorns Schrift behauptet, sie habe wie andere auf den Gang der Kunst keinen bedeutenden Einfluß gehabt. Vorurtheile zu vernichten, eingewurzelten Irrthümern entgegen zu arbeiten, war damals schon hoch anzuschlagen; es war der Anbau im Einzelnen achtungswerth. Nicolai's Urtheil und Lob, in den Literaturbriefen 23. Bd S. 3 ausgesprochen, hallte in ganz Teutschland wieder und man bewunderte in dem Werke nicht allein einen unerschöpflichen Reichthum der Kenntnisse, eine besonnene Kritik und das Muster klassischer Darstellung, sondern schöpfte aus ihm auch die Begeisterung für Werke alter und neuer Kunst, die Erweckung eines reinen Kunstsinns, die Läuterung des edlern Geschmacks, welche, nachdem Winkelmann, auf einen freieren Gesichtskreis gestellt und mit gründlicherem Studium ausgerüstet, volles Licht über alte und neue Zeit verbreitet hatte, auf dem nun urbar gemachten Boden tiefere Wurzeln fassen und die Früchte späterer Ausbildung in gedeihlichen Keimen vorbereiten konnten. Man wird von ihm als einem durch lange Erfahrung und mit der Technik vertrauten Kunstkenner immer noch Vieles lernen können. Nicht zu übersehen ist auch das Verdienst, welches Hagedorn in Bildung einer teutschen Kunstsprache zufällt, wenn auch seine Darstellung gezwungen und schwerfällig genannt werden mag; denn er schrieb besser französisch als teutsch. Das Werk erschien von Huber ins Französische übersetzt 1775 mit Zusätzen des Verfassers. Einen Auszug gab Lang in seiner Bibliothek für Maler. Erlangen 1789. S. 65 und in seinen Briefen für Maler. 1r Bd. Frankf. 1791. Auch als Künstler selbst zeichnete sich Hagedorn aus. Sein Fach war Landschaftmalerei. Mit lobenswerther Sorgsamkeit betrieb er die Kupferstichkunst und unternahm ein Werk, in welchem er hundert geäzte Landschaften und charakteristische Köpfe geben wollte nach eigener Erfindung und fremden Vorbildern. Es erschien nur die erste Abtheilung von 51 Landschaften 1744, unter dem Titel: Versuche, denen 1765 neue Versuche in sechs Landschaften folgten. Man kann in ihnen Erfindung und Ausführung geistreich nennen. Über sie spricht Harms in seinen Briefen an Hagedorn, wie über dessen gesammte künstlerische Bildung. Die Unwissenheit des Verfassers eines Katalogs vom Grafen de Vence gab Veranlassung, daß Basan einen teutschen Künstler Namens Versuch aufführte. Außer den genannten Schriften schrieb Hagedorn eine Abhandlung: die Mittel in der gelehrten Welt berühmt zu werden, im Neuen gemeinnützigen Magazin 1r Bd. Hamburg 1760. Discours sur les différens charactères des envoyés, in der Vorrede zu Moser's Schrift: der Belgrader Friedensschluß, Jena 1740. und Recensionen in der von Weiße herausgegebenen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, wo auch zwei Abhandlungen aus dem Werke über die Malerei im 6. Bande früher erschienen waren. Torkel Baden gab: Briefe über die Kunst von und an Hagedorn, Lpz. 1797, aus dem Nachlasse heraus. Sieben Briefe an Hagedorn's Bruder enthalten Ergänzungen zu seinen Schriften und gehaltreiche Notizen und Warnungen für Sammler. Sein Eifer für vaterländische Kunst erscheint hier wahrhaft liebenswürdig. Eine größere Anzahl Briefe gelangte mit des Bruders Nachlaß in Eschenburg's Besitz. Seine Gemäldesammlung befindet sich in Kopenhagen. (*Hand.*)

HAGEL (Schlossen, Graupeln), grando, grêle nennt man die nach gewissen Krystallisationsgesetzen durch Gefrierung aus den zu wirklichen Tropfen zusammentretenden Wasserdünsten in der Luft gebildeten größern oder kleinern Eismassen.

Neuere von J. Nöggerath an den 1822 zu Bonn niedergefallenen Hagelmassen gemachte Beobachtungen, die mit den Delcros'schen in Frankreich zusammen treffen, lehren, daß die Hagelbildung auf bisher unbeachtet gebliebenen Krystallisationsgesetzen beruht, und daß der gewöhnlich fallende Hagel nur aus Bruchstücken großer Massen besteht, die kugelförmig sich gestalten, mehrere regelmäßige Schichten über einander darstellen, und von innen aus durch eine Explosion zerspringen, auch an der Oberfläche in Zacken auslaufen, die aber größten Theils während des Falles schmelzen*).

Im Hagelwasser, wohl dem reinsten atmosphärischen oder Luftwasser, fand Witting eine auffallend große Menge von salpetersaurem Silber, schön purpurn fallender organischer Substanz, außerdem dasselbe ganz frei von Salzsäure und andern Beimischungen, wie das Wasser des einige Tage hinter einander gefallenen Schnee's. Aber auch aus ihm bildet das Sonnenlicht grüne Wasserfäden hervor, und im Dunkeln erleidet es eine allmälige Trübung in Glasflaschen, deren Wände davon erblinden. — Noch unverdorben kann es die Stelle des reinsten destillirten Wassers vertreten zum Waschen unserer Haut, so wie zum chemischen und arzneilichen Behuf.

Hagel heißt auch das Bleischrot für Schießgewehre (s. oben Blei). (*Th. Schreger.*)

HAGEL (Geschichtlich in Bezug auf Wunderglauben). Die alten Völker des Orients betrachteten den Hagel um so mehr als ein furchtbares Wunder des Himmels, je seltener er bei ihnen zu fallen pflegte. Dahin gehört vorzüglich der Hagel, durch welchen Ägypten, mit Ausnahme des Landes Gosen, vor dem Auszuge der Israeliten heimgesucht wurde (2. B. Mos. IX, 15). Ein zweites merkwürdiges Hagelwetter fällt in die Zeiten des Josua (Jos. X, 10) und wird von einigen Auslegern

*) Vergl. Nöggerath in Schweigger's Journ. f. Ph. u. Ch. 1823. VIII. Bd.

für einen eigentlichen Steinregen gehalten *). Vgl. Psalm XVIII, 13 ff. CV, 32 Jesaias XXX, 30. Haggai II, 18. So mag auch bei den Römern der Hagel als Steinregen bezeichnet worden seyn. Von einem solchen erzählt Livius unter der Regierung des Tullus Hostilius und öfter. Andre Wundernachrichten dieser Art lassen sich aber auch auf Meteorsteine deuten.

Die Griechen und Römer hatten im Allgemeinen eine abergläubische Furcht vor dem Hagel. Der berüchtigte Kleon der Paphlagonier hielt sich eigene Hagelpropheten, um ihn abzuwenden oder doch ihm vorzubeugen. Man bediente sich dazu verschiedener Mittel. Pausanias (II, 34) erzählt von Opfern und Zaubereien, und der Kaiser Konstantinus IV. lehrt in seinem Buche von dem Ackerbaue weitläufig, welche Mittel zu diesem Behufe probat, und welche eitel und abergläubisch wären. (*R.*)

Hagel, Schiesshagel, Hagelfabriken, s. Schrot und Schrotkörner.

HAGEL (Linguistik), ein besonders in Niedersachsen gebräuchliches Wort, um, in Verbindung mit Jan oder Hans, (vergl. Hans) den gemeinen Pöbel zu bezeichnen. Die Vergleichung mit dem engländischen John Bull paßt nicht ganz, denn dieser repräsentirt oft das ganze Volk, noch gibt sie eine Erklärung des teutschen Wortes.

Adelung setzt mit dem Jan Hagel den Ausdruck verhagelt d. h. vertrackt, verzweifelt, in Verbindung. Aber dieses erklärt sich leichter durch das Sprichwort: Daß dich der Hagel! **) Vielleicht ist die Benennung gerade zu vom Hagel hergenommen, um eine gedrängte und ungestüme Menge von gleichartiger Masse und Gestalt zu bezeichnen. (*R.*)

HAGEL (Balthasar), zu Murnau in Oberbaiern 1557 geboren, trat 1572 in den Jesuiterorden, war mit der griechischen und hebräischen Sprache, auch mit der Kasuistik wohl bekannt, wurde 1577 Professor dieser Sprachen auf der Universität zu Ingolstadt, 1606 der Kasuistik, legte diese Stelle 1609 Kränklichkeit wegen nieder, las auch philosophische, moralische und dogmatische Collegia, wurde als Missionarius nach Brixen geschickt, die verfallenen Sitten unter dem Klerus wieder herzustellen, schrieb Disp. de metallis et lapidibus Ingolst. 1583 und 1590. 4. Disp. de meteoris, ibid. 1588. 4. Reformationem Brixinensem. — Scholae theologicae in quibus casuum conscientiae cognoscendorum brevis ac certa Methodus, libri tres. Ingolst. 1606. Ms. 4. Unter dem Namen Dan. Paradin, Arznei wider die Ketzer — Formae reformatae conficiendi literas censuales, und starb am 20. Mai 1616 †). (*Rotermund.*)

Hagelasseeuranz, s. Versicherungsanstalten.

HAGELBUNT, wird eine Abänderung des Roheisens genannt, die sich durch eine graulichweiße Bruchfläche, mit weißen Flecken untermischt, auszeichnet. Auf dem Harze nennt man sie halbirtes Roheisen, weil sie bei einem geringern Erzsatz, als die Erzeugung des weißen, aber bei einem höheren, als die Erzeugung des grauen Roheisens erfordert, erblasen wird. Haben die fremdartigen Beimischungen der Eisenerze keinen nachtheiligen Einfluß auf die Güte des Roheisens: so ist die Erzeugung des Hagelbunter oder halbirten Roheisens am vortheilhaftesten. Sind hingegen die fremdartigen Beimischungen der Eisenerze der Güte des Roheisens nachtheilig, oder bedient man sich der Coaks zum Schmelzen: so darf die Erzeugung des halbirten Roheisens nicht Statt finden, da in diesem Falle das Erblasen eines möglichst grauen Roheisens unumgänglich nothwendig ist. (*A. Schmidt.*)

HAGELFEIER. So nennt man in einigen katholischen Ländern das Fest St. Johannes und Paulus, welche für Schutzpatrone gegen die Ungewitter gelten. Auch feiert man hier und da unter den Protestanten die Tage, an welchen irgend einmal ein starker Hagel gefallen ist. (*R.*)

HAGELGANS (Joh. Georg), ein Historiker des 18ten Jahrhunderts, der zu Lauterbach in Hessen geboren war, und als Saarbrückscher und Usingenscher Archivar zu Saarbrücken stand, wo er 1762 oder nach Adelung 1765 gestorben ist. Er schrieb in einem Zeitalter, wo die Kunstgestalt des historischen Stils in Teutschland noch auf einer niedrigen Stufe stand; seine verschiedenen Werke, die zu ihrer Zeit ein starkes Publikum fanden, haben diese nicht überlebt, und dürften nur noch hervor gesucht werden, um zu zeigen, wie der Historiker nicht schreiben müsse. Auch seine Nassau'sche Geschlechtstafel, Frankf. und Leipz. 1753. Fol., dürfte nur durch die beigefügten Diplomata und Urkunden, die jetzt ziemlich zerstreuet seyn werden, einen gewissen Werth behalten. Die zum Theil wunderlichen Titel seiner Schriften hat Meusel im verstorb. Teutschl. V. 40, 41 aufbewahrt. (*G. Hassel.*)

HAGELGANS (Joh. Heinr.) war zu Rodach in Franken am 23. November 1606 geboren, wurde 1633 Professor der Beredsamkeit am Gymnasium zu Coburg, nachher auch Professor der Geschichte und Dichtkunst, war dabei Inspektor der Alumnen, und starb nicht 1647, wie Jöcher sagt, sondern 1653. S. Gottfr. Ludewig Ehre des Casimir. acad. zu Coburg, S. 88. Er hinterließ manche noch nützliche Schriften, unter andern Diss. de prisca Germanor. aetate, in qua de gentis nostrae origine agitur. Cui accessit Ulrici Hutteni Arminius. Cob. 1635. 12. 6 Bogen, und von seinem Enkel Joh. Tob. Hagelgans, Leipzig 1718. 8. — Diss. de Titulo: Nos dei gratia — de re militari priscor. german. ad ductum C. C. Taciti. Lips. 1671. 4. 5 Bogen, — des theuren Fürsten Arminii glorwürdige Thaten, aus den römischen Historien verteuscht, sammt einer Landtafel. Nürnb. 1643. 12. 11 Bog. — Commentatio histor. liter. de cognominibus eruditorum, Coburg. 1720. 4. u. a. m. (*Rotermund.*)

Hagelgeschwulst, s. Hirschkorn.

---

*) S. die Ausleger zu dieser Stelle, und namentlich Josephus, die Übersetzung der Septuag., Vossius und Grotius.

**) So sagt man auch, sich verwundernd: Ei, der Hagel! Ferner: ein Hagelskerl. Hagel i. e. Eierhagel. S. Ei.

†) S. *Mederer* Annal. ingolstad. Acad. II. 33. 185. 194. 216.

HÄGEMAHL, ist die thüringensche Benennung für ein Institut, das auch im Königreiche Sachsen als Körtag, in Hannover und Braunschweig als Bauerkör, Tucht, und in Würtemberg und Baden als Vogt- und Rügengericht vorkommt. Noch andre Localnamen s. bei Klüber öffentl. R. des teutsch. Bundes, 2te Ausg. §. 291 mit Not. c. Der Ursprung fällt mit dem der Dörfer in den nämlichen Zeitraum. Als im 15ten und 16ten Jahrhunderte die jetzige teutsche Gerichtsverfassung sich gestaltete, zogen die Gesetzgeber Gegenstände, zu deren Beurtheilung mehr ökonomische Localkenntniß, als juridische Gelehrsamkeit erforderlich schien, nicht mit in den Bereich der neuorganisirten, mit rechtswissenschaftlich gebildeten Männern besetzten Gerichte; die alten Einrichtungen erhielten sich für dergleichen einfache und schnell und wohlfeil zu erledigende Punkte. Die Dorfordnungen, das Herkommen liefern die Normen, freilich sehr verschieden an verschiedenen Orten, aber meistens folgenden Inhalts: Die Gemeindevorsteher, bald obrigkeitlich ernannt, bald zwar von der Gemeinde gewählt, aber von der Statsbehörde bestätigt, versammeln alle Gemeindeglieder zu gewissen Zeiten an einer bestimmten Stelle; die Dorfartikel werden verlesen, neue Nachbarn gegen eine gewisse Abgabe verpflichtet, Flurschützen, Hirten und andere Gemeindediener ernannt; die Beiträge zu ihrem Lohne und sonstige Gemeindeumlagen eingesammelt; über Benutzungsweise des Gemeindeguts werden Beschlüsse gefaßt, sodann kann jeder Anwesende rügen, worin etwa ein Anderer gegen die Dorfpolizeiordnung gefehlt, z. B. mehr Weidevieh, als ihm zukommt, gehalten, Wege beschädigt, in den Forsten gefrevelt, Gränzsteine ohne Beiseyn des Nachbars verändert, Letzterem etwas im Felde entwendet, abgeackert, abgegrast, abgehütet, zu viel geerntet, durch Vieh Schaden anrichten lassen u. s. w. — Die Sache wird sofort kürzlich ermittelt und dann vom Vorgesetzten die in der Dorfordnung festgesetzte Strafe (meistens in Geld oder Bier bestehend) und Schadloshaltung ausgesprochen. Dem, der sich hierdurch beschwert erachtet, steht gewöhnlich der Recurs an das ordentliche Gericht frei. Ergreift er diesen nicht, so ist das Hägemahl häufig befugt, seinen Spruch durch Abpfändung zu vollziehen. S. Hägergüter und außer den bei Mittermaier Grundf. des teutschen Priv. 2. Ausg. §. 115, 119 und 120 erwähnten Gesetzen und Schriftstellern, von Beck und Lauterer Landrecht der Grafsch. Erlach, Darmstadt 1824 (die Haingerichtsordnung, S. 122 fg.) Andr. Buchner d. öff. Gerichtsverfahren, Erlang. 1825. S. 143 — 148. Klingner Samml. z. Dorf- und Bauernr. Th. III. S. 577 fg. Haubold Lehrb. d. sächs. Priv. S. 37. Westphal teutsches Priv. Th. I. S. 248 fg. W. H. Posselt über Vogt- oder Rügegericht. Lpz. 1801. Die Erfurtischen Instructionen für die Hägemähler des Weichbilds v. 1796 und für die in den Ämtern v. 1797 bei Heinemann Erfurt. Statutenr. 1823. S. 468 fg. 364 fg. G. A. Keyser über die Hägemähler im Erfurtischen 1805. Zachariä Annalen der Gesetzg. in Sachsen, Bd I. S. 135 fg. Maurer Geschichte des öff. mündl. Gerichtsverfahrens. 1824. S. 330. (Nur darf man nicht aus dem historischen Satze des Letztern schließen, daß dem Hägemahle noch jetzt die Idee des altteutschen judicium parium überall unterliege: der Vorgesetzte eines Dorfs hat meistens keine zum patrimonium universitatis gehörige Obrigkeitsgewalt, sondern eine vom State ihm übertragene zu verwalten, und diese seine Eigenschaft ist es dann, in der er, wie oben erwähnt, thätig wird, nicht die vielleicht gleichfalls in seiner Person vereinigte Qualität als von der Gemeinde, zu Geltendmachung ihrer Rechte und Vollziehung ihrer Beschlüsse erwählter Vorsteher; s. Eichhorn Einl. in d. teutsch. Priv. Ausg. 2. §. 380, — wichtig ist dieser Umstand bei der Frage, ob in Dorfordnungen enthaltene Strafdrohungen für Fremde und Eximirte verbietend sind:) und endlich Spangenberg's Beiträge zu den teutschen Rechten des Mittelalters, 1822. S. 199 fg., wo ein „Hägerrecht der sieben freien Hagen zu Wendhagen" (in Schaumburg-Lippe) abgedruckt ist, das viele altteutsche traditionelle Denksprüche enthält, die theils Rechtssätze über Gegenstände, wie sie oben erwähnt sind, theils aber moralische Ermahnungen für das Leben überhaupt in einer bildlichen Form ausdrücken, z. B. zur Ausdauer im Unglücke, zur Zucht und Achtung für fremde Heimlichkeiten, zur treuen Pflege der Angehörigen: ich frage, wenn Einer verarmte, wie er das machen soll, daß er sein Gut wieder bessere? Antwort: wenn er so viel vermöchte, daß er das Feuerfach im Dache behielte, und auf einem dreibeinigen Stuhle sich darunter behülfe, dadurch soll er sein Gut wieder bessern: — Wenn ein Ehemann nebst seiner Ehefrau sein Gut besehen wollte, und bekäme eine Lust bei ihr zu schlafen, käme aber Einer mit einem Fuder Heu darauf zu gefahren, wie sich der verhalten soll? Er soll still halten und die Zwille untersetzen, bis solches vollendet, wenn er es aber nicht abwarten kann, so soll er so weit umhin fahren, als man ein weiß Pferd absehen kann: — Wenn Einem seine Frau ins Kindbett käme, und er wäre aus zu Herrendienst, daß er Mühlsteine fahren sollte, und kriegte unterwegs Botschaft, wie er sich verhalten soll? Er soll alsbald die Pferde abspannen, und ziehen nach Haus, und thun seiner Kindbetterinn was zu Gute, damit sie ihm seinen jungen Bauern desto besser säugen und erziehen kann. (*Emminghaus.*)

HAGEMANN (Joh. Georg), ein Sohn des Predigers Johann, zu Salzderhelden, am 13. Decbr. 1684 geboren, hatte schon im 11ten Jahre beide Ältern verloren. Sein Verwandter, der Pastor A. Th. Hagemann in Einbeck, sorgte für ihn und seine Erziehung, und als dieser Superintendent zu Münden ward, nahm sich ein anderer Verwandter, der Oberkämmerer Cleve zu Wolfenbüttel, seiner an, schickte ihn in die Martinsschule nach Braunschweig. Nach Vollendung seiner Schulstudien konnte H., da er ein Familienstipendium bekam, fünftehalb Jahre in Leipzig studiren. Nach der Zurückkunft bekam er eine Candidatenstelle im Kloster Riddagshausen, wo er mit den andern Candidaten ein alphabetisches Bücherverzeichniß über die Klosterbibliothek verfertigte, die damals mit 8000 Bänden vermehrt worden war. Nach

einigen Jahren ward er Prediger und Conventual der Klosterpfarre Masquerode, dann Hofkaplan und Reiseprediger des Herzogs August Wilhelm zu Wolfenbüttel. Als dieser 1731 starb, versetzte ihn der Herzog Ludwig Rudolph im folgenden Jahre, als Oberprediger und Superintendent des Fürstenthums Blankenburg und des Stiftamtes Walckenried, mit Sitz und Stimme im fürstlichen Consistorium und dem Charakter eines Kirchen- und Consistorialrathes, nach Blankenburg, wo er am 5. Decbr. 1766 starb, nicht 1765, wie Adelung sagt *). Er hat viele einzelne Predigten und Reden geschrieben, auch Nachricht von den vornehmsten Übersetzungen der heiligen Schrift in andere Sprachen, nebst deren ersten und vornehmsten Ausgaben, Quedlinb. 1747. 8., vermehrt Braunschweig 1750. 8., und historische Nachricht von den kanonischen und apokryphischen Schriften des A. und N. Testaments — darinnen dasjenige, was aus der Philologie, Kritik und Historie zu wissen nöthig ist, in einer guten Ordnung zusammen getragen und aufgesetzt worden. Braunschw. 1748. 8. Sein Bildniß stehet vor Wagner's Samml. von Kanzelreden, Theil II. (1744). (*Rotermund.*)

HAGEMANN (Laurentius), wurde den 10. August 1692 zu Wolfenbüttel von bürgerlichen Ältern geboren und hatte Privatunterricht, bis er 1707 auf das Gymnasium zu Quedlinburg kam, und nachdem er daselbst ein selbst geschriebene Disp. de genio tutelari vertheidigt hatte, ging er 1710 auf die Universität Jena, 1713 aber nach Leipzig, wurde nach der Zurückkunft auf Befehl des Herzogs August Wilhelm 1714 in das Kloster Riddagshausen aufgenommen, wo er vier Jahre blieb. 1719 beriefen ihn die Herren von Steinberg an die Laurentiuskirche, im Flecken Bodenburg, 1727 der Magistrat zu Nordhausen an die Blasiuskirche, 1728 die Gemeinden an der Jakobus- und Georgienkirche zu Hannover, 1742 König Georg II. zum Consistorial- und Kirchenrathe, zweiten Hofprediger und Superintendenten der Neustadt Hannover, nach Heinr. Eberh. Königs Tode aber zum ersten Hofprediger und Generalsuperintendenten der Grafschaften Hoya und Diepholz, worauf er 1748 die theologische Doktorwürde annahm, und am 2. Mai 1762 starb *). Sein Bildniß stehet vor dem ersten Bande seines herrlichen Evangeliums des seligen Gottes. Von seinen übrigen Schriften sind noch merkwürdig An Homerus fuerit Philosophus moralis? Jenae 1712. 4. — Reden bei der Feier des zweiten evangelischen Jubelfestes wegen Übergebung der Augsburgschen Confession. Hannover 1731. 8. — Betrachtungen über die göttlichen Erscheinungen im alten Testamente und die darin geoffenbarte göttliche Vollkommenheit. Hannover 1. Th. 1743 2ter Th. 1745. 4. (*Rotermund.*)

HAGEMEIER (Aloys), geb. den 21. Decbr. 1767 zu Mannheim, studirte anfangs Philosophie und Physik, später aber die Heilkunde zu Heidelberg. Er wurde daselbst Doktor, machte dann eine wissenschaftliche Reise nach Straßburg, wo er sich 6 Monate, und nach Paris, wo er sich 3 Jahre lang aufhielt, und sich vorzüglich Desault und Dübois zum Muster wählte, setzte hierauf seine Reise durch den größten Theil von Teutschland und die ganze Schweiz fort und kehrte endlich nach Mannheim zurück. Man gab ihm daselbst die Stelle eines Lehrers der Anatomie und Direktors des chirurgischen Instituts im J. 1791. Zwei Jahre darauf ging er zum zweiten Male nach Paris, auch nach Wien, und im J. 1797 wurde er zum zweibrückenschen Medicinalrathe ernannt. Einige Jahre nachher erhielt er den Ruf nach Baiern; er schwang sich in kurzer Zeit vom Stabschirurgen und Lehrer der Chirurgie an der Münchner Militärakademie bis zum Generalstabschirurgen der baiernschen Armee empor, lebte nun vorzüglich in München, starb aber noch sehr jung schon den 3. April 1806. zu Passau am Lazarethfieber. Zu Mannheim gründete er eine der ersten Badeanstalten Teutschlands, die er ganz zu einer medicinisch pädagogischen Gymnastik einrichten wollte, was aber die damaligen Zeitumstände vereitelten; auch war er in Baiern der erste Arzt, der sich als solcher der Ausübung der höhern Chirurgie ex professo widmete. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind unbedeutend und betreffen das Baden, die Kuhpocken und das Feldlazarethwesen *). (*Huschke.*)

HAGEMEIER (Joach.), ein Jurist, der Sohn eines Ulmer Patriciers, der sich in Hamburg niedergelassen hatte, wo auch Joachim geboren wurde. Nachdem er an seinem Geburtsorte sich vorbereitet hatte, studirte er in Rostock, Wittenberg und Helmstädt, auf welcher letztern Universität er im Jahre 1644 die juristische Doktorwürde empfing. Als Begleiter zweier jungen Hamburger machte er hierauf im folgenden Jahre eine Reise nach Holland, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Graf von Oldenburg und späterhin der Kaiser zu seinem Rathe, in welcher letztern Eigenschaft er dem Collegium der Grafen in der Wetterau diente, und namentlich von dieser Curie auf den Reichstag nach Regensburg geschickt wurde. In der Folge wurde er zum Vicekanzler und Syndikus jenes Collegiums ernannt und lebte meistens zu Frankfurt a. M., wo er im April 1681 starb. Schon die verschiedenen Stellen, die er nach und nach bekleidete, veranlaßten ihn, über manche Gegenstände des Statsrechts zu schreiben. Er hat daher auch in diesem Fache am meisten geleistet. Von seinen Schriften können wir indeß nur auszeichnen: 1) Variar. lectionum liber unus. Rostoch. 1638. 8. — 2) Exercitationes ad Bern. Sutholti diss. Marb. 1643. Ed. II. 1646. 4. — 3) Synopsis jur. feud. ib. 1645. Frf. 1681. 12. — 4) de Foedere Civitatum Hanseat., Frf. 1662. 4. die noch Beachtung verdient. — 5) de Dan., Norweg. et Succ. Statu, ib. 1666. Ed. II. 1677. 4. — 6) de Comitiis Imperii germ., ib. 1676. 4. — 7) Epist. IV de Statu Imp. Germ., ib. 1679. 4. — 8) Epist. VIII de Statu regni Polon.

*) Rotermund's gel. Hannover, Bd II. Die Auswärtigen, S. XXXV.

†) Rotermund's gel. Hannover, Bd II. S. 221.

*) Vergl. Baader's gel. Baiern.

et Imp. Moscovitici. ib. 1680. 4. — 9) Juris publici Europaei epistolae XII. ib. 1680. 4. — 10) Epistolae IX de Statu Hispan. et Portug. ib. 1681. 4. und 11) von Reichsausschüssen, Deputationen, Conventen, Nürnberg 1691. Fol. *) (*Ad. Martin.*)

HAGEMEISTER (Emanuel Friedrich), wurde zu Greifswalde am 12. Februar 1764 geboren, erlangte dort im Jahre 1787 die juristische Doktorwürde, und 1795 eine außerordentliche Professur der Rechte. Zugleich war er Hofgerichtsadvokat, im J. 1797 aber wurde ihm die ordentliche Professur der Rechte an der dasigen Universität übertragen, mit welcher Stelle 1802 die eines Oberapellationsgerichtsraths bei dem dortigen kön. schwed. höchsten Tribunale verbunden wurde. 1808 trat er in Auftrag der interimistischen preußischen Regirung das Präsidium der Verwaltungskommission für Schwedisch-Pommern an. Er wurde hierauf als Geheimer-, Oberjustiz- und vortragender Rath in's Ministerium zur Revision der Gesetzgebung und Justizorganisation in den neuen Provinzen nach Berlin berufen, wo er indeß am 10. Junius 1819 starb. Die verschiedenen, ihm übertragenen, wichtigen Ämter sind der letzte Beweis für seine Trefflichkeit als juristischer Geschäftsmann und als Rechtspolitiker, wofür er auch allgemein anerkannt war, der zugleich im Privatleben als ein durchaus rechtlicher und biederer Mann galt. Unter seinen Schriften zeichnen wir nur aus: 1) Diatribe juris publ. et gentium de eo, quod interveniente bello Suecio intersit, Pomeraniam Suecicam esse partem imperii Rom. Germ. Berl. 1788. 8. (in's Französische übersetzt, Leipzig 1790). — 2) Beitr. zum allgem. und europ. Völkerrechte, besonders bei Gelegenheit des gegenw. nord. Krieges. Stralsund 1790. 8. — 3) Versuch einer Einleitung in das mecklenb. Statsrecht. Rostock und Leipzig 1793. 8. — 4) Auch der Regent ist an die von ihm gegebenen Gesetze gebunden, eine Abhandl. aus dem Lat. von Schnaubert, mit einigen Anmerk. und Zusätzen. Rost. und Leipz. 1795. gr. 8. — 5) Schwedisches Seerecht; aus dem Schwed. des J. A. Flintberg. Greifs. 1796. kl. 4. — 6) Einleit. in die Wissenschaft des schw. pomm. Lehnrechts, Berlin und Greifsw. 1800. 8. — 8) Erörterungen über General- und Specialinquisition. Berlin 1804. 8. und 9) Anleitung zur mündl. Instruction der Prozesse bis zum Spruche. Greifsw. 1814. 8. 2. Aufl. 1820. Außerdem hat er noch mehrere Dissertationen und Programme geliefert, die sich von dem gewöhnlichen Dissertationstroffe auszeichnen, auch sind von ihm gehaltvolle Aufsätze in Hugo's civilistisches Magazin und in die Zeitschr. für geschichtliche Rechtswissenschaft eingerückt †). (*Ad. Martin.*)

HAGEMEISTER (Johann Gottfr.) wurde 1762 zu Greifswalde geboren, wo sein Vater Universitätsnotarius war. Er verlor ihn aber schon so früh, daß er allein von seiner Mutter, oder vielmehr durch sich selbst und durch äußere Umstände erzogen werden konnte. Nach beendigtem Schulunterrichte begann er seine akademische Laufbahn zuerst auf der Universität seines Geburtsortes und besuchte darauf die Universität Halle, die er Michaelis 1783 verließ. Mit vielfachen Kenntnissen versehen und von der Natur mit einer edlen Freimüthigkeit im Denken und Schreiben ausgestattet, begab er sich nun nach Berlin, theils weil er hier die meiste Denkfreiheit und Liberalität des Geistes zu finden hoffte, theils und vorzüglich, um eine Gelegenheit zu haben, sich seinem Lieblingsstudium, der Dramaturgie, zu widmen. Nach einiger Zeit wurde er als Lehrer in dem Schindlerschen Waisenhause zu Berlin angestellt, gab aber diese Stelle im Jahre 1786 freiwillig auf, und beschäftigte sich mit literarischen, hauptsächlich mit dramatischen Arbeiten. Einige Zeit verließ er indeß Berlin, und hielt sich in Hamburg, Cassel und Weimar auf, aber immer kehrte er doch wieder nach Berlin zurück, bis er endlich den Entschluß faßte, seinen beständigen Wohnort in seiner Heimath aufzuschlagen, woselbst er die Stelle eines Rektors der Schule in Anklam erhielt, die er neun Jahre lang bekleidet hat. Seine Lieblingsstudien waren von seiner frühesten Jugend an Geschichte und Poesie und die mit beiden in Verbindung stehende Philosophie. In den gelehrten Sprachen hatte er sich schätzbare Kenntnisse erworben, auch war er der französischen, italienschen und engländischen Sprache mächtig, und liebte vorzüglich die letztere. Er besaß eine lebhafte Imagination und einen feurigen Geist, vereint mit einem wohlwollenden, gefühlvollen Herzen. Seinen Beruf zum Dichter hat er besonders durch seine Schauspiele: die Jesuiten, Johann von Procida, Pausanias Tod, und durch einzelne erschienene Gedichte, z. B. über die Ermordung Gustavs III., Königs von Schweden, beurkundet. Ein Nervenschlag endigte am 4. August 1807 sein Erdenleben. Seine Lebensbeschreibung ist in E. J. Koch's Odeum Friedrichs des Großen. Berlin 1793. S. 116 — 121 befindlich, und seine sämmtlichen Schriften führt Meusel im gel. Teutschland an. (*Rotermund.*)

Hägemeister, s. Hägen.

HAGEN, das heutige großherzogl. hessensche Städtchen Hain zur Dreieich, $1\frac{1}{4}$ Meilen von Frankfurt, war, als der Mittelpunkt des königlichen Wildbannes Dreieich, der, nach dem Weisthume von 1338 an dem Ausflusse des Mains in den Rhein seinen Anfang nahm, durch einen Theil der Herrschaft Epstein und des Nithegaues nach Vilbel, und sodann, den Main hinauf, nach Aschaffenburg ging, von da er sich über Otzberg, Reinheim und Modau bis an den Rhein bei Stockstadt erstreckte, der Sitz der die Oberaufsicht über diesen Wildbann führenden königlichen Beamten. Diese verwandelten allmälig ihr Amt in Erbe und benannten sich nach der Burg Hagen. Eberhard von Hagen, den eine Urkunde von 1118 nennt, ist ohne Zweifel eine Person mit jenem Eberhard, den die Gräfinn Mathilde von Arnsburg, des Grafen Cuno Witwe, des Grafen Eberhard

*) Vergl. *Witte* diar. biogr. ao. 1681. Jöcher Gel. Lexik. Bd II. S. 1319. *Saxe* onomast. literar. Tom. V. p. 92.

†) Vergl. Koppe Lexikon der jurist. Schriftst. Bd 1. S. 247. Meusel's gel. Teutschland, Bd 3. S. 40. Bd. 9. S. 492. Bd 14. S. 13. Jena'sche allg. Lit. Zeit. v. 1820. Intell. Bl. No. 2. S. 13.

von Bilestein Erbtochter, in einer Urkunde von 1093 als ihren Schwiegersohn, sammt ihrem Enkel Konrad anführt, welchen Lambert von Aschaffenburg unter den Jugendfreunden und Verführern Heinrichs IV. nennt, und Papst Gregor VII. in dem gegen den Kaiser ausgesprochenen Bannfluche namentlich einbegriffen, welchem Heinrich IV. die beiden Söhne der Markgrafen Uto und Dedi zur Bewahrung anvertrauete, aus der sie aber, bei Gelegenheit einer angestellten Jagd, nach Mainz entkamen (1076). Eberhard, der durch seine Vermählung die Güter der Häuser Arnsburg und Bielestein erwarb, scheint auch die Gunst Heinrichs IV. sehr emsig benutzt zu haben, um sein Haus über alle Ministerialen des Reichs zu erheben, vorzüglich aber, um auf Kosten des königlichen Fiscus den bedeutenden Landstrich zu erwerben, den seine Nachkommen auf dem südlichen Mainufer besaßen. Eberhard's Sohn, Konrad, Gemahl der Lukardis, wird in der Urkunde, worin Erzbischof Heinrich von Mainz die von ihm geschehene Stiftung des Klosters Altenburg bestätigt (1151), Cunradus de Hagen et de Arnesburg genannt, er scheint auch bereits die Würde eines Reichskämmerers bekleidet zu haben; Eberhard's Enkel, Kuno I., übertrug 1174 die väterliche Stiftung Altenburg auf das Schloß Arnsburg, das fortan ein Cisterzienserkloster blieb, und legte den Namen von Hagen völlig ab, nachdem er, oder vielleicht schon sein Vater, auf einem von der Abtei Fulda eingetauschten Berge die Burg Münzenberg erbauet, und davon den Namen angenommen hatte. S. den Art. Münzenberg.

Dagegen aber entstanden allmälig beinahe in allen Provinzen Teutschlands Familien niederen Adels, die den Namen Hagen (Zaun), abgeleitet von der natürlichsten Schutzwehre eines Hofes, annahmen. Dergleichen waren die Hagen von Hageneck, in Kärnthen, die H. in Holstein, in Pommern und Mecklenburg, in Östreich, in Schwaben, in Braband, in dem Braunschweigschen, aus welchen Johann, Abt zu Bursfeld, 1430 durch die Reformation seines Klosters, woraus die Bursfelder Congregation erwuchs, berühmt gewesen, die von H. auf Badrina, im Amte Delitzsch, und Alten-Gottern, bei Langensalza, zu welchen der berühmte Karthäusermönch in Erfurt, Johannes ab Indagine, der einen Commentar zu den 4 Büchern der Könige, eine Chronik vom Anfange der Welt bis zum J. Christus 1471, überhaupt, der Sage nach, an 300 Werke schrieb, und 1475 das Zeitliche segnete, dann Anton August, Freiherr von H. auf Döbernitz, bei Delitzsch, der 1742 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, gehören, — die von Hagen und Prieborn in Schlesien; die von dem Hagen zu Dünas auf dem Eichsfelde *); die von der Hagen in der Mark Brandenburg, zu Hohen-Nauen angesessen, aus welchen Konekin und Everhard, Gebrüder, 1264 als Inhaber der Burg Hagenowe (Hohen-Nauen) vorkommen, und aus welchen sich in der neuern Zeit Thomas Philipp von der H., kön. preußischer Oberconsistorialpräsident, (s. nachher diesen Artikel) durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat; die von H. im Westerreiche. Aus dieser Familie wird Theodoricus de Hagene unter den Zeugen de Comitibus et de liberis genannt, welche die Urkunde, worin der triersche Erzbischof Billin die Burg Nassau eintauschte (9. März 1158) bekräftigten. Hugo de Hagene, liber erscheint in Urkunden von 1179 und 1181 (in dieser als Hugo de Indagine); endlich heißt es in einer Urkunde von 1197: „de ministerialibus, Hugo de Hagene et filius ejus „Theodoricus." Das Geschlecht gehörte demnach zu denjenigen, welche zwischen Herrenstand und Ministerialität schwankten. Thilemannus ab Indagine war Domdechant zu Trier von 1421 bis 1438. Johann Ludwigs von Hagen, Friedrichs, des Amtmanns zu Pfalzel, und der Erbinn von Ippelbronn, Sophia Greiffenklau von Volraths, Sohn, Propst zu Carden und Archidiakonus der trierschen Kirche, Tit. S. Castoris, von 1519 — 1532, sodann Dompropst, wurde den 3. August 1540 zum Kurfürsten von Trier erwählt. Seine Regirung bietet wenig Merkwürdiges dar, so daß er uns nicht einmal Münzen hinterlassen, doch gab er den Kindern Franzens von Sickingen, durch Vertrag vom 25. Jul. 1542, ihr väterliches Erbe, und 1544 denen von Thann ihre Burg Thannstein, im Wasgau, und was ihnen weiter in der Sickingenschen Fehde genommen worden, zurück. Vielleicht hatte der Umstand, daß sein Vorgänger, Johann von Metzenhausen, so plötzlich zu Thannstein (nicht Nannstein, d. i. Landstuhl, wie Hontheim verbessern will) gestorben, den Kurfürsten erschreckt und erweicht. Er selbst starb zu Ehrenbreitstein, den 23. Mai 1547. Die Hauptlinie des Hauses erlosch in Johann Hugo von H., Reichshofrathspräsidenten (installirt den 3. März 1773), Ritter des goldenen Vließes, k. k. wirklichem Geheimenrathe, Kämmerer und Reichsconferenzminister (Verfasser der Schrift, Decisionum Imperator. Syntagma. Wien 1736. gr. 4.); es meldete sich aber sofort um die Lehensfolge ein Chevalier de la Haye, aus Lothringen, dem es auch glückte, seine Abstammung von denen von H. darzuthun. Er empfing die Lehen über das Schloß zur Motten und Zubehör, starb aber vor wenigen Jahren, unbeerbt. Besitzungen: das Dorf Dupenweiler, Antheil an dem Hochgerichte Hüttersdorf und dem Nalbacher Thale, das Schloß und Stammhaus zur Motten, von welchem einst das ganze Hochgericht Lebach, mit den Dörfern Lebach, woselbst das Erbbegräbniß, Lansweiler, Remmelbach, Nieder-Saubach, Hahn und Jabach, abhing. Späterhin kamen drei Viertheile des Hochgerichtes an Trier, Lothringen und Fraulautern, daß nur ein Viertheil denen von H. blieb. Dagegen hatten sie, doch nur für eine Zeit lang, Ippelbronn, Sassenheim, Hollensels und Brandeville erworben. Im J. 1761 ließ sich Ernst Friedrich von H. auf Borthen, im Amte Pirna, kursächsischer Generalaccise Vicedirektor, von Kaiser Franz I. die freiherrliche Würde erneuern, gleichwie sein Sohn, Ernst Heinrich, auf Potschappel und Klein-Naundorf,

*) Ludwig Friedrich von dem Hagen, k. preuß. Stats-, Kriegs- und Finanzminister, † 1771, verkaufte Möckern und machte daraus ein Majorat, dessen Inhaber Christoph Friedrich Wilhelm 1803 in den Grafenstand erhoben wurde.

kursächs. Appellationsgerichts-Vicepräsident, den 29. Jun. 1792 in des h. R. R. Grafenstand erhoben wurde. Sie scheinen aber keiner den oben erwähnten Familien von H. anzugehören. (*v. Stramberg.*)

HAGEN, ein ansehnliches königl. Amt der hannov. Landvogtei Stade, dessen Sitz im Dorfe Hagen, wovon es seinen Namen führt, ist. Es erstreckt sich über den herzoglich bremenschen Distrikt Osterstade, und die beiden benachbarten Kirchspiele Bramstedt und Wulsbüttel, und wird jetzt in die Osterstader Marsch und in die Börde Bramstadt abgetheilt; in beiden sind 41 Dörfer, 11 Höfe und Mühlen, 1331 Häuser und 7858 Einwohner, die noch einige Freiheiten genießen. In den erzbischöflichen Zeiten befand sich hier ein Schloß, auf welchem sich die Landesherren oft aufzuhalten pflegten, weßwegen sie hier auch eine Art Betsaal zur Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes unterhielten, welche Anstalt noch fortdauert. Der Ort heißt eigentlich Dorfhagen, hat 25 Häuser, 119 Einwohner und ist nach Bramstedt eingepfarrt. (*Schlichthorst.*)

HAGEN, Kreis des k. preuß. Regirungsbezirks Arnsberg, in der Provinz Westphalen. Er macht einen Theil der Grafschaft Mark aus, und wurde bei der französischen Besitznahme ein Theil des Ruhrdepartements und seine Hauptstadt zum Sitze einer Unterpräfektur und eines Distriktsgerichts erhoben. Er gränzt gegenwärtig im N. W. an den Kreis Bochum, im N. O. an den Kreis Dortmund, im O. an den Kreis Iserlohn, im S. O. an den Kreis Düsseldorf, ist 8⁹⁰ geogr. QMeilen oder 190,147 preuß. Morgen groß, und enthielt 1821 in 3 Städten, 1 Marktflecken und überhaupt 9 Bürgermeistereien 7357 Gebäude, worunter 30 gottesdienstliche, 47 andere öffentliche Gebäude, 5119 Privathäuser, 310 Fabriken und Mühlen und 1928 Ställe, Scheunen und Schoppen waren, und 44,446 Einwohner, worunter Evangelische 40,491, Katholiken 3823 und Juden 132, Mannspersonen aber 22,825 und Weibspersonen 21,621. Der Kreis macht den Anfang des Sauerlandes und ist daher voller Gebirge, zwischen welche schmale Thäler eingeschoben sind: die Ruhr fließt im N. O. und nimmt in seinem Umfange die Lenne und Volme auf, welcher letztere die höchst unbedeutende, aber doch, weil sie die bekannte Emper- oder Enneperstraße bildet, merkwürdige Empe aufnimmt. Der Ackerbau kann bei der bergigen Beschaffenheit des Bodens nur sehr eingeschränkt betrieben werden, und sein Erzeugniß an Korn reicht auch kaum so weit, um seinen Einwohnern 3 Monate lang das Brotkorn zu liefern: die Kartoffel hilft auf andre 3 Monate, der Überrest muß zugekauft werden. Besser ist die Viehzucht, die 1821 doch 1724 Pferde, 9422 Stück Rindvieh, 2207 Schafe, 1073 Ziegen und 983 Schweine unterhielt, aber doch ebenfalls für den Bedarf nicht ausreicht. Aber das Hauptprodukt ist die Steinkohle, die im Schlebbusche so reichhaltig bricht, daß davon die große Menge von Fabriken und umgehenden Werken, die sich in der Emperstraße dicht an einander reihen, erhalten werden kann. An der Empe sowohl, als an der Volme, sieht man Fabrik an Fabrik, Hammer an Hammer, Mühle an Mühle gedrängt, und der Himmel ist von den Feuern, die Tag und Nacht auf den großen Herden brennen, in steten Rauch gehüllt: an beiden Flüssen standen 1816 38 Sensenfabriken, 9 Rohstahl- und 11 Reckbreddehammer, 4 Klingenfabriken und 47 Schmieden im Betriebe, und um Schwelm wimmelt Alles von Eisen- und Feuerarbeitern jeder Art, die kurze Waaren in größter Menge liefern. Nach den Fabriktabellen von 1819 gab es im Kreise 123 Wassermahl-, 1 Windmahl-, 4 Öl-, 6 Walke-, 1 Säge-, 3 Papiermühlen mit 6 Butten, 18 Kalkbrennereien, 2 Ziegeleien, 151 Stühle in Leinwand, 89 in Wolle und Halbtuch, 41 in Baumwolle, 37 in Seide, 17 in Strümpfen, 6997 Gänge in Band und 323 Stühle, worauf die Einwohner bloß in Nebenstunden arbeiteten. (*Krug u. Mützel.*)

HAGEN, Kreisstadt des vorgedachten Kreises an der Volma, die hier die Empe empfängt, 75¾ Meilen von Berlin. Sie ist offen, hat 4 gottesdienstliche und 2 andere öffentliche Gebäude, 310 Privatwohnhäuser, 23 Fabriken, Mühlen und Privatmagazine, 9 Ställe und Scheunen, und 3034 Einwohner, worunter 749 Katholiken und 45 Juden. Der Ort nährt sich von seiner Fabrikatur in Tuch, Baumwolle, Leder und Hüten, vorzüglich aber Eisenwaaren, als Sensen, Stahlwaaren, Ambossen rc., treibt auch Brauerei und hält Jahrmärkte. In der Nähe sind Alabasterbrüche. Hier beginnt die bei dem Kreise gedachte Emperstraße, die längs dem Bache hinauf geht und nahe vor Wippersurt endigt. Hagen hatte sonst seine eigenen Besitzer, Dynasten oder edle Herren von Hagen; 1392 kam es an die Mark, aber erst König Friedrich Wilhelm I. verlieh ihm Stadtrechte; 1724 verlor es durch eine Feuersbrunst den größten Theil seiner Häuser. (*Krug u. Mützel.*)

HAGEN, von. Eines der ältesten und ausgebreitetsten edlen Geschlechter Teutschlands, das auf dem Eichsfelde reich begütert war und noch ist, und gegenwärtig theils die freiherrliche, theils die gräfliche Würde behauptet. Adelige Familien dieses Namens blühen in Östreich, in Meklenburg, Pommern, in der Mark Brandenburg, in Braband, in den Rheinlanden und in Niedersachsen: man sucht sie alle von einem und dem nämlichen Stammvater abzuleiten, allein dieß dürfte doch wohl zu gewagt seyn, da sie meistens ganz verschiedene Wappen führen; auch sind doch wohl die Herren ab Indagine, die zu Albrechts mit der Kette Zeiten mit den Wolfenbüttlern und Asseburge gemeinschaftliche Sache machten, nicht die einzigen Stammhalter dieser großen Familie. Derjenige Zweig derselben, der schon seit 800 Jahren auf dem Eichsfelde begütert ist, hat mit dem von Westerhagen (s. Art. Westerhagen) einerlei Ursprung anszuweisen. — Obschon seit dem 11ten Jahrhundert in den Urkunden Mehrere dieses Namens als Zeugen aufgeführt werden, und auch Gebhard edler Herr von Hagen im J. 1093 mit dem Schloß Asseburg und dessen Gebiete von den Herzogen von Braunschweig belehnt wurde: so fängt doch erst 1250 mit Ernst edlem Herrn v. H., der die

jetzt zerstörte Haynerburg bei Mühlhausen besaß, die fortlaufende Genealogie des Geschlechts an. Dessen beide Söhne Dietrich und Heinrich wurden auf den Schlössern Düna und Rüdgershagen Stifter zweier Hauptlinien, wovon die älteste im Anfange des 18ten Jahrhunderts ausstarb, die jüngste aber in mehreren Zweigen noch blüht.

Zu den Ausgezeichnetesten dieses Geschlechts wird unter andern der Polyhistor Johann v. H. gezählt, der Prior der Karthäuser zu Erfurt war, und im 15ten Jahrhunderte unter den Gelehrten seiner Zeit einen bedeutenden Platz einnahm. Ihm zur Seite steht Christoph v. H., der auf den italienschen Universitäten studirte, in Bologna die Würde eines Doktors der Rechte erhielt, heimlicher Rath und Hofmeister des Erzbischofs Ernst von Magdeburg wurde, mit demselben eine Wallfahrt nach Jerusalem 1478 unternahm, zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wurde, und bei seinem Aufenthalte zu Rom sehr viel durch seine Beredsamkeit dazu beitrug, daß der Papst die Errichtung einer Universität in Wittenberg bestätigte. — Christoph II. v. H. war ein eifriger Beförderer der protestantischen Religion. Er stand mit Dr. Martin Luther in Briefwechsel, und gab Eintausend Thaler zum Druck der teutschen Bibel und der übrigen Werke Luthers mit Freuden als ein Geschenk her. Er dotirte die Einkünfte der Pfarrei seines Schlosses Düna zum Ersatz der aufgehobenen Meßgelder, mit 13 Hufen Land und 300 Acker Waldungen. — Ludwig Philipp v. H., Herr zu Möckern bei Magdeburg, zeichnete sich als wirklicher Geheimerrath und dirigirender Etats- und Kriegsminister Friedrichs des Großen aus, und war nicht allein mit den preußischen Orden geschmückt, sondern auch mit der Johanniter Comthurei Schivelbein und einer Präbende des Domstifts Magdeburg begnadigt († 1771). Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so fiel die Majoratsherrschaft und Stadt Möckern auf seinen Brudersſohn, der in den preußischen Grafenstand erhoben wurde, und Stifter der jetzigen gräflichen Linie ist. —

Aus dem andern noch blühenden Hauptstamme, der die freiherrliche Würde führt, waren die Vettern August Christoph und Karl Wilhelm von H., Zeitgenossen von Ludwig Philipp, beide Minister teutscher Reichsfürsten; ersterer stand in hessen-casselschen, letzterer in kurmainzischen Diensten, und war dabei Regirungspräsident vom Eichsfelde. — Ein ehrenvolles Andenken in dieser Genealogie verdient auch noch die am Ende des vorigen Jahrhunderts in der literarischen Welt und Geschichte der Volkskultur durch ihre Gedichte und durch die Stiftung eines Rosenfestes zu Stockey, einem Gute ihres Vaters, rühmlichst bekannt gewordene Philippine v. H.; nur Schade, daß mit ihrem Ableben diese auf teutschem Boden so nachahmungswerthe Sitte auch wieder untergegangen ist. — Das Wappenschild der Freiherren v. H. ist dreimal gespalten, im vordersten Theile eine eisenfarbige Schafschere, im Goldgrund, im mittelsten zwei schwarze Querbalken, und im letzten zwei schwarze Wolfsklauen, alles beides im silbernen Felde. Auf den zwei gekrönten Helmen, rechts ein schwarzer, und links ein silberner doppelter Adlerflug, durch welchen letztern zwei schwarze Balken laufen. — Über die sämmtlichen Hagen sehe man: 1) Beweis, daß die Geschlechte derer von Hagen ursprünglich von einem Urahnherren und Stammvater herkommen, Thomas v. d. Hagen. Berlin 1758. 1766. 2) Albinus Historie der Grafen und Herren von Werthern, p. 64. 3) Fürstens Wappenbuch, 1 Theil. p. 144. n. 13. 4) Hörschelmann's genealogische Adelshistorie, II. Th. p. 107. Erfurt 1777. 5) Zedler's Universallexikon. XII. B. p. 178. 6) von Meding's Nachrichten über adlige Wappen. 1 Theil. 1786. p. 214. (Auch findet man in den ältern Jahrgängen des Braunschw. Magazins von 1748 bis 1755 gute Nachrichten über die im Braunschweigschen begüterten Hagen von A. W. Hassel und Falk.) (*Albert Frh. Boyneburg Lengsfeld.*)

HAGEN (Friedr. Kaspar), der einzige Sohn des Nachfolgenden, zu Baireuth am 9. October 1681 geb., kam im März 1694 auf das Gymnasium zu Heilsbronn, im Herbst 1699 auf die Universität Wittenberg, wurde den 28. April 1700 Magister der Philosophie, im August 1703 Adjunkt der philosophischen Fakultät, trat am 22. Januar 1704 die Professur der Beredsamkeit, Dichtkunst und griechischen Sprache am Gymnasium zu Baireuth an, ward 1710 am 1. Februar Hofdiakonus und am 13. Novbr. Hofprediger, 1711 Beisitzer im Consistorium, 1715 Professor der Geschichte und Mathematik, 1717 aber, mit Beibehaltung seiner Hofpredigersstelle, Archidiakonus und Professor der Theologie, 1723 Oberhofprediger, Superintendent und erster Prediger in Baireuth, weßwegen er 1724 seine Professur mit einer Rede, de Superintendentibus Baruthinis quorum vitas Liebhard non recensuit, niederlegte, und bis zum 13. April 1741 auf Erden lebte. Er kommt als Gelehrter vorzüglich seiner historischen und humanistischen Kenntnisse wegen in Betracht, als Theolog und Philosoph muß er nach der Zeit, in welcher er auftrat, beurtheilt werden. S. Memoria (ab Ellrod.). Außer vielen Disputationen, Programmen, Reden und Predigten, schrieb er Memoriae philosophorum, oratorum, poetarum, historicorum et philologorum nostrae aetatis clarissimorum renovatae. Decas I et II. Francof. et Lips. (Bar.) 1710. 8. (*Rotermund.*)

HAGEN (Joachim), ein zu seiner Zeit geschätzter Dichter, der Sohn eines Bäckers, zu Baireuth am 10. November 1648 geboren, brachte es neben den Schulwissenschaften auf dem dortigen Gymnasium in der Musik und im Singen so weit, daß er sich die Gunst des Hofes erwarb. Da er sich auch im Disputiren und Deklamiren auszeichnete, mußte er auf Verlangen des Markgrafen Christian Ernst zwei Reden drucken lassen, wofür ihm dieser ein Stipendium zusicherte, und der Präsident der Blumengesellschaft an der Pegnitz, Siegmund von Birken (Betulius), nahm ihn unter dem Namen Fila-

bon in die Gesellschaft auf. Kränklichkeit wegen und weil er nicht zum Genusse des Stipendiums gelangen konnte, mußte er auf der Schule verweilen, bis 1668 der Professor Weigel in Jena nach Baireuth schrieb, wenn ein Bürger bereit wäre, seinem Sohne, den er auf das Gymnasium zu Baireuth schicken wollte, Kost und Wohnung zu geben, so würde er dessen Sohne ein Gleiches leisten. Hagen's Ältern nahmen diesen Tausch an, ihr Sohn hielt seine Abschiedsrede (hochfürstliche Ehrenburg und daran gepflanzter Palmenhain) und ward an eben dem Tage vom Direktor Lilien zum Dichter gekrönt. In Jena trat er 1672 in die von Weigel errichtete pythagorische Gesellschaft, wurde im October Doktor der Philosophie und fing an Vorlesungen zu halten. Schon nach einigen Monaten sollte er als Hofmeister zu den Prinzen nach Zeitz kommen. Er suchte bei seinem Regenten um Erlaubniß nach, sich außer dem Vaterlande aufhalten zu dürfen, erhielt aber statt dieser den Auftrag, die Prinzen des Markgrafen Georg Albrecht des Ältern zu unterrichten. Bei seiner Ankunft in Baireuth ertheilte ihm der Markgraf zugleich die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst am Gymnasium, die er am 19. November 1673 mit einer Rede, de claris Germaniae poetis germanicis tum priscis, quam recentioribus, antrat und kurz nachher auch die Professur der Mathematik, und übergab ihm nicht nur seinen Erbprinzen zur Unterweisung, sondern entließ ihn überdieß 1687 nicht, da ihn der Freiherr von Stein als Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale rief. Dagegen machte er ihn 1688 zum untersten Diakonus in Baireuth, 1690 zum mittlern und zum Spitalpfarrer, worauf er 1692 die Professur der Theologie und 1693 das Archidiakonat nebst der Würde eines Consistorialbeisitzers erhielt, aber noch vor dem Antritte dieser Stelle, am 10. Mai 1693 starb. (Vergl. Schöff's Leichenpredigt auf ihn und Räthel's Progr. fun.) Sein Bildniß ist in Fol. in Kupfer gestochen, vergl. auch Schad's Pinac. 1 S. 62. Man hat von ihm Disputationen, Abschieds-, Leichen- und Trostreden, viele Gedichte und Lebensbeschreibungen: z. B. Memoria Jo. Chph. de Pühel. — Frider. Guil. Sueser. — Caroli a Stein. — Jo. Frid. Sueser. — Sebast. Roth. — Caspari a Lilien, abgedruckt in M. Heinr. Pipping memoriae Theologor. Tom. III. Dec. VIII. pag. 1255. — Memoria Herm. Hoffmann. — Jo. Casp. Örtel u. s. w. Auch hat er aus den Müller'schen Erquickstunden die 34ste und 64ste Andacht in Lieder gebracht. (*Rotermund.*)

Hagen, Johann von, s. ab Indagine.

HAGEN (Johann van), ein Landschaftsmaler aus dem Haag, dessen vorzüglichste Arbeiten in die Periode von 1650 bis 1662 fallen. Seine Ölbilder haben so stark nachgedunkelt, daß eine eintönige Schwärze die Landschaft wie den Himmel überzieht. Eine Ursache dieser unangenehmen Veränderung des Kolorits soll in dem häufigen Gebrauche der blauen Asche liegen. Im Übrigen haben seine Landschaften durch treue und geschmackvolle Auffassung der Natur Verdienst, und seine Bilder in Wasserfarbe, Gegenden von Cleve und Nimwegen darstellend, werden sehr geschätzt *).

HAGEN (Johann van der), ein holländ. Theologe, der sich besonders durch seine Studien in der biblischen Geschichte und Chronologie verdient gemacht hat, war geboren zu Leiden 1665 und starb als Prediger zu Amsterdam. Seine anonym herausgegeben Schriften sind: Observationes in Prosperi Aquit. Chron. Amst. 1734. 4. Observationes in veterum patrum et pontificum Prologos et epist. paschal. Ebend. 1734. 4. Observat. in Theonis Fastos graec. priores etc. Ebend. 1735. 4. Obs. in Heraclii Imp. Methodum paschalem etc. Ebend. 1736. 4. Dissertationes de Cyclis pasch. Ebend. 1736. 4.*). (*R.*)

HAGEN auf Obernbürg (Joh. Georg Friedr. v.), ein großer Münz- und Gemäldekenner, mit welchem der Professor Will über 30 Jahre Briefe wechselte und nach seinem eigenen Geständniß in Münzsachen überaus viel von ihm lernte, auch vielen Antheil an der Ausgabe seiner nürnbergschen Münzbelustigungen hatte, war zu Baireuth am 9. Mai 1723 geboren, studirte in Halle, folgte 1748 seinem Vater, als brandenburg-kulmbachscher Hofrath, Kassirer und Rechnungsrath des fränkischen Kreises, hatte eine ausgesuchte Sammlung Bücher, Münzen, Gemälde, Kupferstiche und Instrumente, gerieth aber durch seine Gutthätigkeit und durch die Übernahme der Buchhandlung des Mart. Jak. Bauer in Armuth, mußte seine schönen Sammlungen verkaufen und starb den 30. December 1783. Er gab heraus: Beschreibung der Silbermünzen der Stadt Nürnberg. 1r Theil, enthaltend Thaler, Guldenthaler, Gulden und kleinere Silbermünzen. Nürnb. 1766. 4. mit K. — 2te Aufl. mit Zusätzen und Verbesserungen hat nur ein neues Titelblatt. — 3te viel verm. Aufl. Nürnb. 1769. 4. mit Kupf. Der 2te Theil wurde nicht ganz vollendet. — Verzeichniß eines zahlreichen Original-Münzkabinets. Nürnberg 1769. 8. mit Kupf. ein neuer Titel 1771. gr. 8. — Conventions-Münzkabinet, oder Beschreibung der Thaler, Gulden und kleinen Silbermünzen, welche nach dem 1753 errichteten Conventions-Münzfuß gepräget worden. Nürnb. 1771. 8. mit Kupf. — Münzbeschreibung des gräflich und fürstlichen Hauses Mansfeld. Nürnb. 1778. gr. 4. mit Kupf. ist die 1758 erschienene verbess. Ausg. (*Rotermund.*)

HAGEN (Peter)†), ein geistlicher Liederdichter aus dem Ende des sechzehnten und dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, auch deßwegen merkwürdig, weil er auf Simon Dach's poetische Bildung einen bedeutenden Einfluß geübt haben soll, war ein geborner

*) *Descamps.* T. 3. p. 25. Füßli's Künstlerlexikon. Von einem Johann Baptist Hagen, von dessen Leben aber nichts bekannt ist, besitzt die Lichtensteinsche Gallerie zu Wien zwei ausgezeichnete Seestücke.

*) Biogr. univers.

†) Auch Petrus Hagius und Haggius geschrieben.

Preuße. Sein Geburtsort, das Dorf Henneberg bei Heiligenbeil, hat Wetzel verführt, ihn für einen Henneberger (aus der Grafschaft) zu halten. Er lebte von 1569 bis 1620, wo er in Königsberg als Rektor der Domschule starb, nachdem er vorher eine Zeit lang dem Gymnasium zu Lyck vorgestanden hatte. Seine geistlichen Lieder haben sich in musikalischen Sammlungen und Kirchengesangbüchern erhalten, z. B. Freu' dich, du werthe Christenheit; Nun laßt uns mit den Engelein; Weil unser Trost der Herre Christ ††). (*R.*)

HAGEN (Thomas Philipp von der), Präsident des Oberkonsistoriums in Berlin, und Chef sämmtlicher Medicinalanstalten in den preußischen Staten, war den 12. December 1729 auf dem ritterlichen Lehnsitze zu Hohennauen bei Ratenau geboren. Sein Vater, gleiches Vornamens, diente als Hauptmann bei der preußischen Armee. Der Sohn kam 1743 auf das berlinsche Gymnasium, vollendete von 1748 bis 1752 zu Halle den juristischen Cursus, und machte darauf einige Reisen durch Teutschland. Familienrücksichten nöthigten ihn, im März 1754, die Bewirthschaftung seiner Familiengüter zu übernehmen, und erst im Jahr 1767 trat er in das öffentliche Geschäftsleben, als ihn Friedrich II. aus eigener Bewegung zum Präsidenten des Oberkonsistoriums, des berlinschen Armendirektoriums und des kurmärkschen Amts-Kirchen-Revenüen-Direktoriums ernannte. Jedes Geschäft, das ihm oblag, verrichtete er mit nicht gemeiner Einsicht und Berufstreue. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um Verbesserung des berlinschen Armenwesens, und aller dahin gehörigen Anstalten, wovon sein: Plan zur bessern Einrichtung der Armenkasse und Vertheilung der Almosen in Berlin. Berl. 1787. 4. nachzusehen ist, so wie verschiedene Aufsätze von ihm in Büschings Magaz. für die neueste Hist. und Geogr. Der König, seine Verdienste ehrend, ernannte ihn 1780 zum Chef des Oberkollegium medicum, des Oberkollegium medico-chirurgicum und sämmtlicher Medicinalanstalten in den preuß. Staten, zum Oberkurator der berlinschen Realschule und zum zweiten wirklichen Direktor der kurmärkschen Landschaft und Städtekasse. Der Nachfolger dieses Monarchen, Friedrich Wilhelm II. übertrug ihm überdieß das Präsidium des Oberschul-Collegimn und die Organisirung der Armenanstalten zu Königsberg. Entkräftet durch ununterbrochene Anstrengung, nahm er im Anfange des Jahrs 1797 seine Dienstentlassung, starb aber schon am 23. August dieses Jahres. Der Stat verlor an ihm einen edeln Patrioten, der sich den Geschäften ganz hingab, und in Verrichtung derselben nur das Gemeinwohl im Auge hatte. Schon in früheren Jahren ein Freund und Kenner der römischen und französischen Literatur, und ein leidenschaftlicher Liebhaber der Tonkunst (er spielte die Violine meisterhaft), blieb er es auch bei dem geschäftvollsten Leben. Die Bewirthschaftung seiner Güter gab ihm Veranlassung, sich um die Verbesserung der Landwirthschaft verdient zu machen, daher ihn 1790 die naturforschende Gesellschaft in Berlin unter ihre Mitglieder aufnahm. Eine besondere Vorliebe hatte er zu historisch-genealogischen Ausarbeitungen, und dieser Neigung dankt man mehre schätzbare Beschreibungen adeliger Geschlechter, als derer von Hagen, von Brunn, von Dornstedt, von Stechow, von Willmersdorf und von Uchtenhagen, die er in besondern Schriften bekannt machte. Er bearbeitete solche Gegenstände mit kritischem Fleiß, mit unbefangener Wahrheitsliebe und aller der Sorgfalt, welche genealogische Untersuchungen erfordern, und entschädigte seine Leser für die Trockenheit, die solchen genealogischen Untersuchungen eigen ist, durch eine Menge interessanter, gelehrter und an dem rechten Orte angebrachter Bemerkungen. Auch seine aus Urkunden geschöpften Beschreibungen der Städte Teltow (Berl. 1767. 4.), Freyenwalde (Ebend. 1784. 4. mit vielen Kupfern) [1]) und der Kalkbrüche bei Rüdersdorf (Ebend. 1785. 4. mit Kupf. [2]) sind schätzbar [3]). (*Baur.*)

HAGEN, die Ärzte. In diesem Fache haben sich Folgende dieses Namens ausgezeichnet: 1) Christian Thedel Heinr. v., auch unter dem Namen: ab Indagine bekannt, wurde 1714 zu Salzliebenhalle bei Hildesheim geboren und studirte die Arzneiwissenschaft zu Helmstädt, wo er auch Doctor wurde; er begab sich hierauf nach Braunschweig, — wo er zum Professor der Botanik und zum Stadtphysikus ernannt und als solcher auch im Julius 1767 starb. Außer einigen Aufsätzen in den: Gelehrten Beiträgen zu den Braunschw. Anzeigen erschien von ihm noch seine Inauguraldissert.: de medico vulneratum curante a sectione cadaveris non excludendo. Helmst. 1749. 4. (unter Heister's Vorsitze) und: Gründliche Beschreibung des helmstädtschen Gesundbrunnens. Helmst. 1756. 4. — 2) Johann Heinr., der ältere, geb. zu Mühlhausen den 6. Februar 1669, studirte die Medicin zu Halle. Nachdem er Doctor geworden war, prakticirte er zu Halle, wurde später Landphysikus für den Saalkreis und starb den 24. Februar 1708. Er hinterließ von Schriften nichts, als zwei unter Friedr. Hoffmann's Vorsitze gehaltene Disputationen: de corporum motionibus e gravitate ortis. Hal. 1695. 4. und histor. variolarum 1699. Halae epidemice grassantium, 1699. 4. — 3) Johann Heinr., der jüngere, geb. zu Schippenbeil in Ostpreußen, wo sein Vater Apotheker war. Nach zurückgelegten Schuljahren begab er sich auf die Univer-

††) Auch das Lied: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, obschon viel' Feind' mich plagen ꝛc. wird ihm zugeschrieben. Andre sichere Überbleibsel seiner Muse gibt es nicht. S. Gottsched's Büchersaal. IV, 372. [Vgl. unten den Art. Petr. Hagius. (*St.*)]

1) Vollst. Titel ist: Beschr. d. St. Fr., des dasigen Gesundbrunnens und Alaunwerks. (*St.*) 2) Beschr. d. Kalkbr. b. Rüd., der St. Neustadt-Eberswalde, und des Finowkanals, wie auch der dasigen Stahl- und Eisenfabriken, des Messingwerks und Kupferhammers ꝛc. (*St.*) 3) Kosmann und Heinsius Denkwürd. der Mark Brandenburg. 1798. März 346 — 360. Baur's Gallerie hist. Gem. 3 Th. 396 — 401. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. Sein Bildniß vor dem 15 Bde der Krünitzschen Encykl., der Olla Potrida 1789, auch einzeln und unter Unger's Schattenrissen Berl. Gel.

sität Königsberg und studirte daselbst Chemie und Pharmacie. Gleichzeitig diente ihm auch sein Vater zum Lehrer, der unterdessen nach Königsberg als Hofapotheker und Assessor des Collegium medicum gekommen war. Im J. 1765 ging er nach Berlin, um sich dort in obigen Wissenschaften noch mehr auszubilden, bestand dann die nöthigen Prüfungen sehr gut und kehrte nun nach Königsberg zurück, wo er im J. 1768 die Apotheke zum Kneiphofe kaufte. Neben seinen pharmaceutischen Arbeiten trieb er Chemie und Botanik als Lieblingswissenschaften und hielt den Studenten über erstere sogar Vorlesungen. Er wurde im J. 1773 Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin und starb den 30. Nov. 1775. Außer mehreren Abhandlungen in den Berliner Mannichfaltigkeiten und den Königsberger Frag- und Anzeigungsnachrichten erschien von ihm: Phys. chem. Betracht. über den Torf in Preußen. Königsberg 1761. 4. Physik. chem. Betracht. über die Herkunft und Abstammung des feuerbeständigen vegetabil. Laugensalzes. 1768. 4. Phys. chem. Betracht. über die Weidenrosen und den in Preußen befindlichen 16 nutzbaren Weidenarten. 1769. 4. Chem. Prüf. des Alkohol aceti Ehrenreichs. 1771. 4. Chem. mineral. Unters. einer merkw. blauen Farbenerde aus den preuß. Torfbrüchen. 1772. 4. Mehrere dieser Schriften gab sein Sohn, Karl Gottfried, zusammengedruckt heraus: Abhandlungen chemischen und physikalischen Inhalts. Königsberg 1778. 8. — 4) Johann Philipp, geb. den 24. Januar 1734 zu Tuntzenhausen bei Weißensee, wo sein Vater Bauer und Tagelöhner war. Da seine Ältern in der größten Dürftigkeit lebten: so mußte er jäten und Ähren lesen, um Etwas zu verdienen; im achten Jahre verlor er seinen Vater und nun erbarmte sich seiner ein mütterlicher Oheim, der ihn zu sich nach Frankfurt an der Oder nahm. Nachdem er die Schule besucht hatte, wurde er im funfzehnten Jahre Barbiergeselle und ging als solcher im J. 1753 nach Berlin, wo er für seine Paar ersparten Groschen die meisten medicinischen Collegien hörte. Im J. 1757 ernannte man ihn zum Compagniechirurgen, er machte als solcher den ganzen 7jährigen Krieg mit, wurde zwar niemals verwundet, aber einige Male sehr bedeutend krank und hatte überhaupt immer mit Elend und Sorgen zu kämpfen. Noch vor dem Schlusse des Kriegs ging er nach Berlin zurück, lernte hier in seiner Wirthstochter seine zukünftige Frau kennen und studirte nun, von ihr und einem Freunde unterstützt, nochmals Chirurgie, zu deren Ausübung er endlich nach vielen Anfeindungen und Streitigkeiten im J. 1765 die Erlaubniß erhielt. Von einem Freunde empfohlen und von Armuth getrieben, da er in Berlin keine rechte Praxis bekommen konnte, zog er im J. 1766 als erster Leibchirurg des Erbprinzen von Curland nach Mitau. Beschäftigung fand er gleich, da es an Ärzten und Chirurgen fehlte, allein neue Anfeindungen verbitterten ihm seinen Aufenthalt und schon im J. 1772 kehrte er wieder nach Berlin zurück. Da er einiges Vermögen erworben hatte, lebte er eine Zeit lang in Ruhe und gab sein erstes, für die Wissenschaft nicht sehr wichtiges Werk: Wahrnehmungen zum Behuf der Wundarzneik. in Teutschland. Mitau 1772. 8. heraus. Eine erkaufte Barbierstube warf nicht viel ab und abermals mußte er sich kärglich behelfen, bis er im J. 1774 Rathschirurg wurde; er fing jetzt an in freien Stunden Geburtshilfe zu studiren, gab sich mit geburtshilflichen Fällen ab und hiermit scheint der Wendepunkt für ein ruhigeres und sorgenfreieres Leben eingetreten zu seyn. Im J. 1777 wurde er Assessor des Collegium medicum und im J. 1779 Hebammenlehrer. Jetzt trat er auch bedeutender als Schriftsteller auf, es erschienen von ihm: Versuch eines neuen Lehrgebäudes der prakt. Geburtshilfe. 2 Thle. Berlin 1781—82. 8. und Versuch eines allgem. Hebammenkatechismus. Berlin 1784. 8. Während er 5 Wochen lang zu Potsdam auf die Niederkunft einer preuß. Prinzessinn wartete, fing er an den Plan zu diesem letztern Werke zu entwerfen, und es ist die Ursache seines spätern Glücks und Wohlstandes geworden. Er wußte es dahin zu bringen, daß nicht nur er ein ausschließliches Verkaufsrecht erhielt, sondern daß es auch für alle preußische Hebammen gratis angeschafft werden mußte; deßhalb erschienen davon in den Jahren 1784—92 vier Auflagen. Im J. 1789 wurde er zum Hofrath und Professor der Entbindungskunst am Collegium medicum ernannt. Als solcher gab er: Erläuterungen und Berichtigungen zur Entbindungskunde. Berlin 1790. 8. heraus. Zu Ende dieses Jahres lief ein Geburtsfall einer Gräfinn tödtlich für ihn ab und er wurde deßhalb von Mursinna und Bock heftig angegriffen, wogegen er sich zwar in seiner ausführlichen Beschreibung zweier höchst merkwürdigen und schweren Geburtsfälle. Berlin 1791. 8. vertheidigte, worin er jedoch größten Theils Unrecht behielt, was ihm in seiner Praxis und an seiner Gesundheit sehr schadete; es endete daher auch schon am 12. December 1793 ein Schlagfluß im 59sten Jahre sein kummervolles, durch Ärger und Verdruß untergrabenes Leben. Außer obigen Schriften hinterließ er mehrere Abhandlungen in Schmucker's chirurg. Schriften und in Stark's Archiv für Geburtshilfe; deßgleichen erfand er auch eine Geburtsbank und eine Fußzange und verbesserte die Muzelsche Tabaksklystirmaschine. Ohne Unterricht und nöthige Vorkenntnisse für einen wissenschaftlich gebildeten Geburtshelfer erwarb er sich durch eigenes Studium und Fleiß seine geburtshilflichen Kenntnisse und übte sie dann durch häusliche Noth gedrungen aus; allein seine sämmtlichen literarischen Produkte brachten die Wissenschaft nicht weiter, man ersieht aber deutlich daraus, daß er bei bessern und gründlichern Vorkenntnissen etwas Bedeutendes hätte leisten können und ein geschickter Geburtshelfer geworden wäre. Seine Lebensbeschreibung hat er selbst verfaßt. Jena 1793. 8., auch in Stark's Archiv. Bd. 5. (*Huschke.*)

HÄGEN. Im Allgemeinen vgl. Hag.

HÄGEN oder HAGEN, (in forst- und jagdwirthschaftlicher Beziehung). Das Wort Haag, Hagen, bedeutet eine dicke Hecke, welche einen natürlichen Zaun bildet. Die erste Spur davon finden wir bei den Landwehren der alten Teutschen, indem der Aufwurf aus

den zur Vertheidigung des Landes gezogenen Gräben, so wie es noch jetzt mehrere wilde Völker thun, zum Schutze gegen die Feinde mit dicht in einander verflochtenem Gesträuch bepflanzt wurde. Später umgab man Orte im Walde, welche das Wild gern besuchte, mit solchen, für dasselbe undurchdringlichen Hecken, in welchen man hin und wieder Öffnungen ließ, in denen entweder Schlingen und Fallen angebracht waren oder sie des Nachts, wenn das Wild eingewechselt war, verschloß, um dasselbe dann in dem eingeschlossenen Raume zu erlegen. Davon stammt das Wort Rehhagen, denn vorzüglich diese Wildgattung wurde darin erlegt. Sowohl die eingezäunten Orte als die Hecken selbst mußten geschont und weder Holz- noch Weidegerechtigkeit durfte darin ausgeübt werden, so wie auch der Hagen als privatives Jagdrevier dessen, der ihn angelegt hatte, betrachtet wurde. Einen Hagen um einen Wald ziehen, hieß deßhalb so viel, als alle fremde Benutzungsrechte auf demselben ausschließen. Die Befugniß dazu hat in der ältern Zeit sehr viel Streit erregt und weitläufige Deductionen der älteren Forstrechtsschriftsteller verursacht. Im Allgemeinen kam man darin überein, daß nur derjenige Forstbesitzer dazu befugt sei, welcher zugleich mit der Forst- und Wildbanngerechtigkeit beliehen war und auch dieß wurde in der spätern Zeit noch dadurch beschränkt, daß überhaupt durch Ziehung eines Hages keine fremden Nutzungsrechte gestört werden durften, als auch die Landesherren sich mehr den Gesetzen unterordnen lernten. — Gegenwärtig finden wir die eigentlichen Hagen — als lebendige Zäune zur Beschützung des Forstes — nur noch in den teutschen dänischen Provinzen, in welchen man die Forstservitut frei gemacht, und zum Theil mit ihnen umzogen und geschlossen hat. Wie auf diese Art aus dem Worte Worte Hagen, Hägen gleichbedeutend mit schonen, entstanden ist, wird sich von selbst darthun, so wie auch von diesem wieder eine Menge Worte abstammt, welche alle den Begriff von Schonung, Sicherung gegen fremde Benutzung, mit sich führen. So Hägung des Wildes, Einhägung des Forstes oder Gehäge, Hägesäule, welche die Gränze des Forst- oder Jagdgehäges bezeichnet, Hägewisch, welcher dieselbe Bestimmung hat, Hägereiß, ein junger Stamm, welcher zur Erziehung eines Baumes stehen bleiben soll, Hägezeit als die Zeit, während welcher die Schonung des Waldes oder Wildes fortdauert u. s. w.

In der ältesten Zeit vor Karl dem Großen fand gar keine eigentliche Hägung des Wildes in Teutschland Statt, indem zu jeder Jahreszeit dasselbe erlegt wurde und jeder Freie zur Jagd befugt war. Dieser Fürst richtete zuerst die Bannforsten zu Aachen, Ingolsingen, Nimwegen, Nürnberg und in mehreren andern Gegenden ein, worin er sich das Jagdrecht ausschließlich vorbehielt und woraus später die Reichswaldungen entstanden, von denen der Nürnberger Reichswald sich am längsten als kaiserl. Domäne erhielt. Um das Wild vortheilhafter zu benutzen, wurde es von ihm in der passenden Jahreszeit gejagt und in den übrigen geschont. So fand die Jagd auf Rothwild nur in den Monaten vom Julius bis November Statt; auf Sauen, Bäre, Wölfe und Elenn, welche letztere in den Sommermonaten in den Brüchen wenig Abbruch thun konnten, wurde vorzüglich im November, December und Januar gejagt, die Beize beschäftigte die Jäger vorzugsweise vom November bis März. Als die Herzoge und Vasallen sich vom Kaiser unabhängiger machten, übten sie das Recht des Wildbanns in gleicher Art aus, ohne darum eine allgemeine Hägezeit des Wildes vorzuschreiben. Nur einzelne Thiergattungen wurden dem Landesherrn oft vorbehalten, woraus dann später die Abtheilung in hohe, mittle und niedere Jagd entstand. Bis zu Ende des 17ten Jahrh. findet man wenig Spuren, daß der Wildstand in Teutschland so stark gewesen wäre, daß er dem Landbau oder den Forsten nachtheilig wurde, woran theils die Unordnungen des 30jährigen Krieges, theils die große Menge von Raubthieren Ursache sein mochten. Von da an erschien aber eine Menge Jagdordnungen, welche die Schonung des Wildes zu gewissen Jahreszeiten streng befohlen und die Hägung desselben in vielen landesherrlichen Forsten nahm in Verbindung mit einer unleidlichen Jagdtyrannei, immer mehr überhand, wodurch zu vielen gerechten Beschwerden Anlaß gegeben wurde. Die neuere Jagdgesetzgebung seit der franz. Revolution bezweckt im Allgemeinen nur die Erhaltung der unschädlichern Wildgattungen, indem sie die Schonung des erkennbaren weiblichen Geschlechts in der Setz- und Brutzeit anordnet, oder wo dieß nicht erkannt werden kann, die ganze Thiergattung diese Zeit hindurch zu schonen gebietet. Auch soll dadurch die Beschädigung der Feldfrüchte bei der kleinen Jagd verhütet werden. Teutschland ist übrigens, nebst Dänemark, das einzige Land, wo man den Jagdbesitzer bloß um der Erhaltung des Wildes willen in der Benutzung der Jagd auf diese Art polizeilich beschränkt. Die Hägung des Forstes, um junge Pflanzen gegen Beschädigung durch das Vieh zu sichern, ist in Frankreich, wo man größten Theils nur Schlagholz hat, schon in der Mitte des 16ten Jahrh. gesetzlich bestimmt. In Teutschland kannte man sie so lange, als die Plantarwirthschaft allgemein war, wenigstens im Hochwalde nicht, und erst in den Forstordnungen des 18ten Jahrh., als die regelmäßige Schlagwirthschaft als zweckmäßiger erkannt wurde, schrieb man sie als zur Walderhaltung unentbehrlich allgemein vor und beschränkte die Waldweide so viel als diese erforderte. Über die Grundsätze der Hägung siehe die Artikel Forstschutz und Servitutablösung.

Von dem Worte Hagen und Gehäge stammen auch auch noch die Titel: Hegemeister und Hegereiter ab, welchen oft Forstbeamte führen. Hägemeister war in Preußen eine Art Mittelstelle zwischen Oberförster und Unterförster, indem der Beamte, welcher ihn führte, nicht bloß wie der letztere ausschließlich mit dem Forstschutze beauftragt war, sondern auch unter der Kontrolle des Oberförsters Gegenstände der Revierverwaltung besorgte. In neuern Zeiten hat man diesen Titel abgeschafft. Hägereiter heißen in einigen teutschen Provin-

zen die berittenen Revierverwalter, die auch hie und da reitende Förster heißen: so im Braunschweigschen, im Weimarschen. (*W. Pfeil.*)

HAGENBACH, 1) eine Stadt des baiernschen Rheinkreises, Bez. Landau, Canton Candel unweit dem Rheine mit etwa 900 Einw., einem kathol. Pfarramte des Dekanates Germersheim, 1 Schlosse und gutem Weinbaue, 5 St. von Landau. Sie kannte einst bessere Zeiten, als sie noch zu Pfalz=Zweibrücken gehörte. (*Eisenmann.*) 2) Ein Hof zum Pfarrdorf Eichsal im badenschen Bezirksamte Schopfheim, an der Stelle, wo einst das durch ein Erdbeben untergegangene Schloß Hagenbach stand. (*Leger.*)

HAGENBACHIA. Diese Pflanzengattung haben Nees und Martius (s. Prinz Max von Neuwied Beiträge zur Flora Brasiliens in den neuen Verhandlungen der kaiserl. naturforschenden Gesellschaft, Band XI., Theil I. p. 18 t. II.) nach dem Professor Hagenbach in Basel, dem Verfasser einer Flora basiliensis, so genannt. Die Hagenbachia ist aus der Familie der Hämodoreen (*R. Br.*), und aus der ersten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse. Die Blumendecke steht unter dem Fruchtknoten, und ist sechsgetheilt: die Fetzen sind abwechselnd schmäler; die Antheren stehen auf den Rändern der inneren Fetzen, und sind fast ungestielt; die Fruchtkapsel ist dreifächerig mit zweisamigen Fächern. Die einzige bekannte Art dieser Gattung, H. brasiliensis *N.* et *M.* ist vom Prinzen von Neuwied gegen Ende des Jahres 1816 an trocknen Stellen des waldigen Weges, welcher von Rio Janeiro nach der Provinz Minas Geraes führt, entdeckt worden. Diese krautartige Pflanze hat schwertförmige, zwei Fuß lange, an der Basis verschmälerte, lang zugespitzte, schlaffe Blätter, einen ästigen, dreikantigen, hin und her gebogenen Schaft, welcher vier Mal kürzer, als die Blätter, und oberhalb mit einigen häutigen, scheidenförmigen Brakteen versehen ist; die weißen, kleinen Blumen (von der Größe der Spargelblumen) stehen in Büscheln beisammen. (*Sprengel.*)

HAGENBUCH (Joh. Kaspar), ein als Alterthumsforscher, besonders als Kenner der alten Epigraphik berühmter Zürcher; geb. den 20. August 1700 in dem zürcherschen Dorfe Glattfelden, wo sein Vater sich gewöhnlich aufhielt. Seine Bildung erhielt er in den öffentlichen Schulen und dem Gymnasium zu Zürich, wo sich bald sein Sinn für gründliches Studiren und ein nicht gewöhnliches kritisches Talent entwickelte, aber auch die jugendliche Kraft und ein durch die erworbenen Kenntnisse gehobenes Selbstgefühl bei der Entdeckung von Blößen, welche einige Lehrer gaben, sich oft allzu lebhaft äußerten. Sein Freund und Altersgenosse, der als Kritiker nachher so berühmt gewordene Johann Jakob Breitinger, hatte an diesen Vorfällen Antheil und die Versuchung dazu war um so größer, da diese Lehrer im Bewußtseyn ihrer Schwäche diese aufstrebenden Köpfe zu unterdrücken strebten. Beide hatten sich nämlich dem Studium der Theologie gewidmet, lernten aber bald den damals noch gewöhnlichen Weg einer unfruchtbaren Scholastik und einer als bloße Gedächtnißsache betriebenen vermeintlichen Orthodoxie verachten, und widmeten sich desto eifriger der klassischen Literatur und den Alterthümern als der sichersten Grundlage. Schon im Jahre 1718 entspann sich zwischen ihnen ein Briefwechsel über die bekannten Würfel, welche in der Nähe von Baden im Aargau gefunden werden, woraus die Abhandlung über diesen Gegenstand hervorging, die sich in Konrad Hottinger's Altem und Neuem aus der gelahrten Welt (Zürich 1717—1720) findet. Zu gleicher Zeit kamen sie auch in Briefwechsel mit gleichgesinnten ältern Zürchern, die sich noch auswärts aufhielten, mit dem Theologen Zimmermann, der nachher in Zürich helleres theologisches Licht verbreitete und mit Bodmer, ferner mit Heumann, mit beiden Buxtorf, mit Altmann und Anderm Literarische Neuigkeiten, philosophische und theologische Streitfragen und Kritik waren die Gegenstände. Gewöhnlich schrieb der Eine im Namen von beiden Freunden, und es fällt von selbst auf, wie sehr durch diese genaue Verbindung ihre Bildung gewinnen mußte. Nach dem Rathe des Professors der hebräischen Sprache, David Lavater's, wandten sie sich, um theils ängstlichen, theils böswilligen Censoren zu entgehen, mit den Erstlingen ihres Geistes an Burmann in Leyden und an Fabricius in Hamburg, wodurch sie auch mit diesen Gelehrten in Verbindung kamen. Zu gleicher Zeit sammelten sie mit großer Sorgfalt Hilfsmittel zu einer neuen Ausgabe des Persius, die aber nicht zu Stande kam. So brachte Hagenbuch die letzten Jahre seiner akademischen Laufbahn in Zürich zu, und erhielt im J. 1720 unter rühmlichen Zeugnissen die Ordination. Zwei Jahre verlebte er dann auf dem Lande als Erzieher. Während dieser Zeit entschied sich vorzüglich seine Neigung für die Epigraphik, obgleich seine Briefe zeigen, daß er sich zugleich auch viel mit den biblischen Urkunden beschäftigte. Er machte den Entwurf, die älteste Geschichte Helvetiens zu bearbeiten, und dieselbe vorzüglich auf römische Inschriften zu gründen. Dazu sammlte er dann mit so angestrengtem Fleiße, daß seine Gesundheit darunter litt. Auf genaue Abzeichnung der Inschriften verwendete er die äußerste Sorgfalt, und bereisete nach und nach zu diesem Zwecke die ganze Schweiz. Zugleich bearbeitete er einen ausführlichen Commentar über alle römischen Inschriften in der Schweiz, und dehnte seine Studien immer mehr auf das ganze weitschichtige Gebiet der Epigraphik mit allen ihren Hilfswissenschaften aus. Eine seiner frühesten Schriften ist: Dissertatio de Asciburgio Ulixis, ad Taciti locum de Moribus Germanorum. Tiguri 1723. Durch dieselbe wurde er bald in einem weitern Kreise rühmlich bekannt. Abraham Gronov erhielt von ihm wichtige Beiträge zu seiner Ausgabe des Älians, (1731) und dedicirte ihm zum Danke seine Varia Geographica (Lugd. Batav. 1739), wo sich auch von Hagenbuch findet: Exercitatio, qua Ostiones nec Germaniae nec Britanniae populum, sed Galliae Celticae Osismios esse, conjicitur. Überhaupt rühmen mehrere Gelehrte die Bereitwilligkeit, womit er sie durch

seine Kenntnisse unterstützte. Andre Abhandlungen finden sich in *Gorii* Inscriptt. antiqu. quae exstant in Etruriae urbibus, und in den Miscell. Crit., die seine seltene Alterthumskunde und seinen kritischen Scharfsinn beweisen; Vorzüge, die von den größten Alterthumsforschern seiner Zeit, von Gori, Maffei, dem Cardinal Quirini, ferner von Gronov, Bouhier, Seguier, Schöpflin u. s. w. öffentlich anerkannt wurden. Sein höchst merkwürdiger Briefwechsel mit Maffei ist noch vorhanden. Nur Eine Stimme ist über den großen Werth seiner Epistolae Epigraphicae ad *Joh. Bouhierium* et *Ant. Franc. Gorium.* Tiguri 1747. 4. (vergl. Nova Acta Erudit. 1755. p. 9.), doch vermißt man hier und dort genaue logische Ordnung. Dann erschien sein: Tessaracostologion Turicense, seu inscriptio antiqua, ex qua Turici sub Impp Romanis stationem quadragesimae Galliarum fuisse primum innotescit. Turici 1747. 4. Hier wird aus einer Inschrift, die auf einem Hügel mitten in der Stadt Zürch entdeckt wurde, bewiesen, daß der wahre Name des Ortes, wo sich eine kaiserliche Zollstätte befand, unter den Römern Turicum und nicht Tigurum gewesen. Daher verschwindet der letztere, vorher allgemein übliche Name, von da an gänzlich. Aufgefordert durch Quirini, der sich mehrere Tage zu Zürich bei ihm aufgehalten hatte, gab Hagenbuch 1749 heraus: De Diptycho Brixiano Boëthii Consulis, auspiciis, jussu ac sumtibus Card. Quirini. Turici 1749 fol. mit einer Appendix epigraphica ad Em. Card. Quirinum, und einer Abhandlung über das zu Zürich befindliche Diptychum Areobindi Consulis. Quirini sammelte dann selbst die Urtheile der berühmtesten Alterthumsforscher über dieses Werk, und machte sie in einem Schreiben an Hier. Lajomarsini, S. J., bekannt. — Als Walch (in seiner 1750 edirten Schrift, Marmor Hispaniae antiquum, vexationis Neronianae insigne documentum, illustratum) die Ausdehnung der Christenverfolgung unter Nero außerhalb Rom bis in Spanien zu beweisen suchte, zeigte Hagenbuch in einem gelehrten Schreiben die Unechtheit der Inschrift, worauf Walch diese Behauptung gründete. Letzterer suchte dann seine, seither noch durch andre Gründe widerlegte Meinung zu vertheidigen, in der 1753 erschienenen Schrift, Persequutionis Christianorum Neronianae in Hispania ex antiquis monumentis probandae uberior explanatio, worin auch Hagenbuchs Brief abgedruckt ist. — Leider wurde Hagenbuch durch die damals noch in Zürich Statt findende Einrichtung, nach der die Lehrer am Gymnasium beim Nachrücken in besser besoldete Lehrstellen auch die Lehrstühle wechseln mußten, in spätern Jahren einiger Maßen von seinem Hauptstudium entfernt, und dadurch an der Ausarbeitung und Bekanntmachung der großen antiquarischen Schätze verhindert, die noch in Handschrift von ihm vorhanden sind. Im J. 1730 war er nämlich zum Professor Eloquentiae gewählt worden, damit verband er 1731 die Professio Historiae Profanae, und das mühsame Actuariat des Kirchenrathes. 1735 wurde er Professor der griech. und latein. Sprache am untern Collegium. Allein als 1756 ein theologischer Lehrstuhl und das damit verbundene Canonicat erledigt wurde, trat er als dem Range nach der älteste in beide Stellen ein, nachdem er schon 1749 den Chorherrentitel erhalten hatte, und seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, seine Berufspflichten zu Gunsten seiner Lieblingsstudien zu vernachlässigen. Aus dieser Zeit erschienen noch verschiedene philologisch-theologische Dissertationen von ihm. Schon 1760 litt er stark durch einen Schlagfluß. Er erholte sich zwar wieder und bekleidete seinen Lehrstuhl mit großem Fleiße und Treue, bis den 6. Junius 1763 ein neuer Schlagfluß seiner unermüdeten Thätigkeit ein Ende machte. — 1748 war er von der etruskischen Akademie zu Cortona, und von der colombarischen zu Florenz, 1752 von der königl. franz. Akademie der Inschriften, und 1754 von der göttingschen Gesellschaft der Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede erwählt worden. — Unter seinem großen handschriftlichen Nachlasse finden sich eine Fortsetzung der Epistolae epigraphicae, eine Menge noch unedirter römischer Inschriften und treffliche Realregister, die ein System der Epigraphik begründen. Einiges hat der als Philolog berühmte Joh. Jakob Hottinger im Museum Turicense 1782 bekannt gemacht; der ganze Nachlaß wird von Professor Kaspar von Orelli in Zürich zu einer nächstens erscheinenden Ausgabe römischer Inschriften benutzt. — Als Lehrer war Hagenbuch durch seine Gründlichkeit und durch die Theilnahme, womit er den Studirenden auch außer den öffentlichen Lectionen nachhalf, sehr nützlich: Unfleiß oder schlechte Sitten ahndete er ernstlich, und suchte solche Schüler mit Recht von der theologischen Laufbahn zu entfernen. — Von sieben Kindern aus seiner 1724 geschlossenen Ehe überlebte ihn nur ein Sohn, der als Landprediger starb, und eine Tochter, Gattinn des gründlichen Philologen Steinbrüchel in Zürich, die wohl bewandert in griechischer und lateinischer Literatur dem Vater bei seinen Arbeiten manchen Dienst leistete*). (*Escher.*)

HAGENBURG, 1) ein Amt des Fürstenthums Schauenburg-Lippe. Es gränzt in N. W. an das Steinhuder Meer, im S. an das Amt Stadthagen und ist sonst von dem Hannoverschen umgeben, hat in der Mitte einige Hügel, sonst ist es aber mit gemischtem Sande, strichweise besonders im S. von Waldungen unterbrochen, die eine Fortsetzung der Bückeberge ausmachen. Ackerbau, Viehzucht, Garnspinnerei machen die Hauptgewerbe aus: die am See belegenen Dörfer ziehen etwas aus der Fischerei: auch webt man Lönertleinen und die Einwohner befinden sich im Wohlstande. Das Amt, welches ein Justiz- und Kameralamt bildet, besteht aus 2 Marktflecken, wovon doch nur 1 eine Kirche besitzt, 3 Dörfern mit, 7 ohne Kirchen, 3 Kolonien, der Festung Wilhelmstein im Steinhudermeere, und es hatte 1807 4227 Einwohner, statt deren man jetzt wohl 4500 annehmen kann. 2) Der Marktflecken

*) S. Strodtmann's neues gel. Europa. IV, 902. IX, 230. Leu's Lexicon IX, 425 und Holzhalb's Forts. III, 13.

und Amtssitz im S. des Steinhudermeers und davon nur ¼ Meile entfernt N. Br. 52° 26′ 20″ L. 26° 57′ 45″. Er hat 1 fürstl. Schloß, 150 Häus. und 940 Einw., aber keine eigne Kirche, indem er nach Altenhagen gepfarrt. Landbau, Leinweberei und Drellweberei sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner, die Jahrmärkte halten und von der durchziehenden Rehburger Straße einigen Gewinn haben. *(G. Hassel.)*

Hagenbut, s. Cornarius.

HAGENDORN (Ehrenfr.), geb. den 22. Januar 1640 zu Wohlau in Schlesien, studirte zu Leipzig und Jena, übte dann die Arzneikunst zu Görlitz mit vielem Glücke aus, wurde 1674 Mitglied der Academiae Nat. Curiosorum unter dem Beinamen Pegasus, kam später nach Dresden, wo er als Leibarzt drei Kurfürsten diente und starb den 27. Februar 1692 am Schlagfluß. Außer einer großen Anzahl Abhandlungen in den Schriften der Academia Nat. Curios., seiner Dissertation unter Schenk's Vorsitze: de mania puerorum a fascino. Jen. 1667. 4. besitzt man noch von ihm: de terra Catechu. 1679. 8. Cynosbatologia. 1679. 8. und Observatt. et historiae med. pract. rariores. Centt. III. Rudolst. 1698. 8. Auch gab er Mt. Ruland's secreta spagyrica. Jen. 1676. 12. mit Anmerkungen heraus. *(Huschke.)*

HAGENIA. Eine noch nicht genau bekannte, von *Lam.* (Illustr.) nach dem verdienten Professor Hagen in Königsberg genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linnéschen Klasse, und wahrscheinlich aus der Familie der Meliaceen. Ihr Charakter besteht in einem zweiblättrigen Kelch, und fünf corollenblattartigen, nektartragenden Schüppchen; die Frucht scheint eine Kapsel zu seyn. Die einzige Art dieser Gattung, Hag. abyssinica *W.* Sp. pl., ist ein Baum mit winkligen Zweigen, unterbrochen gefiederten Blättern, eiförmig-lanzettförmigen, ungestielten, spitz gesägten Blättchen, und rispenförmigen purpurrothen Blühten. Dieser Baum ist von Bruce in Abyssinien entdeckt, und unter dem abyssinischen Namen Cusso beschrieben. Abgebildet ist die Hag. abyssinica in *Lam.* illust. t. 311. dann in *Sprengels* syst. veget. II. p. 220. — Eine andre Gattung Hagenia hat Eschweiler (syst. Lichen. p. 20) geschaffen; sie fällt aber nach G. Friedr. Meyer (dispos. method. Lichen. p. 335) mit der Flechtengattung Parmelia Lich. Meth. zusammen. *(Sprengel.)*

HAGENOW, 1) eine kanzleisässige Stadt in dem gleichn. Amte des meklenburg-schwerinschen Kreises Hagenow. Sie liegt an der Schmaar, ist offen, hat 1 Amthaus, 1 Pfarrkirche, 1 Bürgerschule mit 3 Lehrern, 1 Frohnerei, und 1825 296, zu 295,100 Rthlr. versicherte Häuser und 2551 Einw. Die Stadt, welche etwa 1370 Stadtrechte erhalten, aber bis 1754 amtssässig war und erst seitdem kanzleisässig geworden ist, hat die Kriminal- und Civilgerechtigkeit, so wie die Jagd, 755 Morgen Acker, 575 vier- und 1 zweispänniges Fuder Heu und zahlt eine Steuer von 2858 Rthlr. 23¼ Gr.; sie ist der Sitz des Justizamts, einer Präpositur, eines Landzoll- und Postamts. Die Einwohner nähren sich vom Landbau, von ihren Gewerben, der Krämerei: 1825 waren 262 Gewerbetreibende eingezeichnet und darunter 12 Kauf- und Handelsleute, 3 Weinhändler, 1 Apotheker, 9 Brenner und Brauer, 12 Weber, 3 Tabaksspinner, außerdem waren 16 Judenfamilien, 83 Köpfe stark, vorhanden. Die Stadt hält 4 Jahrmärkte. 2) Das Amt. Es liegt im schwerinschen Kreise des Herzogthums Meklenburg-Schwerin um die gleichnamige Stadt, worin es seinen Sitz hat, wird von der Schmaar und Rögnitz bewässert und enthält 16,585,700 □Ruthen: der Boden ist meistens gute Geest und lohnt mit mittelmäßigen Ernten; die Viehzucht ist beträchtlich, und zu Radesin ist ein herzogliches Gestüte. Waldung ist bloß zur Nothdurft da; etwas Bienenzucht. Es zählt in 1 Stadt, 5 Pfarrdörfern, 26 Dörfern und Weilern und mehreren Höfen 15,107 Einw. Das Amt gehörte in ältern Zeiten mit dem Lande Wittenburg zur Grafschaft Ratzeburg, kam späterhin zur Grafschaft Schwein und mit dieser 1369 zur Grafschaft Danneberg, 1373 aber an Meklenburg-Schwerin, das es zum Amte Schwerin schlug: 1757 wurde es mit der 1552 eingezogenen teutschen Commenthurei Kraak zu einem eignem Amte erhoben. *(G. Hassel.)*

Hagenrecht, s. Heckenrecht.

HAGENSCHIESS, großer Wald bei der Stadt Pforzheim, ein Theil des Schwarzwaldes, als nördliche Gränze desselben, und durch ansehnliche Einkünfte, die er abwirft, merkwürdig. Er nimmt einen Flächenraum von ungefähr 9000 rheinländ. Morgen ein, und läuft von dem Großherzogthume Baden in das Königreich Würtemberg aus. Der großherzogl. badensche Antheil dieses Waldes umfaßt ungefähr 8000 Morgen Landes, und liefert die Mastbäume zum Holländer Holzhandel, eichene Klötze zum Schiffbau, Balkenstämme, Bretter, Latten, Schindeln und Handwerksholz; mit Allem diesem wird die Holländerholz-Handlungscompagnie, welche in Pforzheim ihren Sitz hat, versehen. Aus ihm werden ferner bedeutende Holzbesoldungen, und überdieß jährlich noch 8000 fl. für verkauftes Bau- und Brennholz gezogen. Auch haben sieben Gemeinden ihr Vieh in dem Hagenschieß zu weiden. Der Wald besteht, wie der übrige Schwarzwald, größten Theils aus Weißtannen, nur von einigem Laubholz, als Eichen und Buchen unterbrochen. Um ihn in noch größere Aufnahme zu bringen, hat man schon vor dem letzten Zehntel des 18ten Jahrh. nicht nur allein 8000 Lerchenbäume, sondern auch 3000 Stück anderer fremder Holzarten, als amerikanische Fichten, amerik. schwarze und weiße Pechtannen, Forlen aus Virginien und Neujersey, rothe Cedern aus Virginien, und kanadische und virginische Pappeln dahin verpflanzt, allein diese Pflanzungen sind, was wir besonders in Bezug auf den so wichtigen Lerchenbaum bemerken, wegen des sumpfigen Bodens nicht sonderlich gediehen*). *(Leger.)*

*) Geograph. Lex. v. Schwaben, I. Bd. S. 648 bis 649. 2te Aufl. S. 774 bis 775. Kolb Lexik. vom Großherzogth. Baden. II. Bd. S. 2. Graf v. Sponeck über den Schwarzwald. S. 477 u. S. 257.

HAGER (Joseph), geb. zu Mailand am 30. April 1757, gest. 1818, stammte aus einer ursprünglich teutschen Familie und wurde daher von seinen Ältern, welche für teutsche Bildung Vorliebe haben mochten, nach Wien geschickt, daß er dort sich die Kenntnisse erwerbe, deren er in dem gelehrten Stande, welchem er gewidmet war, bedürfen möchte [1]). Er beschäftigte sich als Zögling der dortigen orientalischen Akademie [2]) hauptsächlich mit der Philologie, und zwar der orientalischen, und erregte, wie damals verlautete, viel Hoffnung. Um sich in seinen Studien zu vervollkommnen, nahm er in Rom, wohin er sich nachmals begab, an dem Unterrichte Theil, welcher in der dortigen Propaganda in den lebenden europäischen und in den orientalischen Sprachen ertheilt wurde [3]). Seine teutsche Abkunft machte es ihm möglich, mehrere seiner Werke in unsrer Muttersprache erscheinen zu lassen; andere sind italienisch, französisch, selbst engländisch geschrieben. Seine äußere Lage war seiner Ausbildung sehr günstig, denn er stand 2 Jahre bei der kaiserlichen Gesandtschaft zu Constantinopel, war dann längere Zeit auf Reisen durch Italien, Spanien, Frankreich, England, Teutschland und Holland [4]). Darauf beziehen sich mehrere seiner Werke, als seine „Reise von Wien nach Madrid im J. 1790 (Berlin 1791. 8.)," dann die „Skizze einer Reise nach Berlin" in dem „Blumenstrauß für Freunde u. s. w. (Wien 1792. 12.)" und das „Gemälde von Palermo (Berlin 1799. 8.)" Daß aber seine Bücher theils in dieser, theils in jener Sprache erschienen, hat seinen Grund lediglich darin, daß er sich bei der Herausgabe derselben jedes Mal der Sprache des Landes zu bedienen suchte, in welchem er sich gerade aufhielt. In Leipzig verweilte er im J. 1799 und fing sich damals an für das Chinesische zu interessiren, studirte freilich nur *Bayeri* museum Sinicum, ein wegen der elend gezeichneten Charaktere zu einem gründlichen Studium wenig brauchbares Werk, und untersuchte das einzige chinesische Originalwerk San-tse-king, welches der Buchhändler Breitkopf besaß [5]). Von Leipzig begab sich Hager nach Berlin, und benutzte während seines zweimonatlichen Aufenthaltes in dieser Stadt die handschriftlichen Schätze der königlichen Bibliothek. Er beschäftigte sich indeß auch hier nur hauptsächlich mit den 214 Schlüsseln, welche die Grundlage zu allen chinesischen Schriftzeichen bilden und bereits damals mehrere Male durch den Druck bekannt gemacht waren [6]), und benutzte noch Mentzel's Clavis Sinica, von der sich zwei Abschriften dort befinden. Trotz dieser geringen Studien faßte er dennoch schon jetzt den Gedanken, ein chinesisches Wörterbuch zu ediren, eine Aufgabe, die mit den größesten Schwierigkeiten und sehr vielen Arbeiten verbunden war, wenn sie anders vollkommen gelöst werden sollte. Indeß war auch seine Meinung nicht, ein eigenes Werk darüber auszuarbeiten, und etwa die chinesischen Originallexika dabei zum Grunde zu legen; vielmehr hatte er nur im Sinne, *Mentzelii* lexicon characteristicum Sinicolatinum zu ediren, ein allerdings schätzbares Manuscript der Berliner Bibliothek in 9 Folianten, das aber nur 8000 erklärte Charaktere enthält und ganz aus *Diaz* vocabulario de la letra China con explicacion Castellana gezogen ist [7]). Auf solchem Wege ließ sich freilich nichts leisten, was der Wissenschaft großen Gewinn zu bringen im Stande war, da man sich auf die chinesischen Wörterbücher der Missionare nicht verlassen kann. Was daher Hager in Bezug auf die chinesische Literatur herausgegeben hat, ist äußerst mangelhaft und voller Fehler selbst gegen die Anfangsgründe der Sprache. Er eröffnete die Reihe seiner Schriften in diesem Fache mit dem Piēn Hŏe Yĕ or An Explanation of the elementary Characters of the Chinese, with an analysis of their ancient symbols and hieroglyphics. London 1801. fol., welches mit der den Engländern eigenthümlichen typographischen Pracht auf Velinpapier gedruckt und mit saubern Kupferstichen und Holzschnitten ausgestattet ist. Es ist keine eigentliche chinesische Sprachlehre, sondern nur eine Art von Einleitung zu einem Wörterbuche, weßhalb der in der ostasiatischen Sprachenkunde ausgezeichnete Gelehrte unserer Zeit *Abel-Rémusat* die Hager'sche Arbeit unter den grammatischen Werken, welche vor der Herausgabe seiner alle Ansprüche befriedigenden Elémens de la grammaire chinoise (Paris 1822. gr. 8.) erschienen waren, kaum im Vorbeigehen zu erwähnen für nöthig fand [8]). Inzwischen wäre eine Entzifferung der chinesischen Elementarcharaktere in der Zeit, wo Hager damit auftrat, eine sehr nützliche und dankenswerthe Unternehmung gewesen, wenn sie mit der erforderlichen Kenntniß und Gründlichkeit ausgeführt worden wäre. Allein die erwähnte Explanation of the elementary characters befriedigt auch die gemäßigtesten Ansprüche nicht, welche man an ein Werk machen muß, das den Anfänger auf einer schwierigen Bahn leiten soll. Die Beschränktheit des Verfassers auf dem erwähnten Felde zeigt sich schon am chinesischen Titel seines Buches, denn die darin gelieferten

1) In Eichhorn's Allgem. Bibl. der bibl. Lit. 9. Bd, 1. Stck, S. 160, heißt es wahrscheinlich deßhalb Joseph Hager aus Wien, als wenn er von dort gebürtig gewesen sei. 2) Eichhorn a. a. O. 3) Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10. 4) Eichhorn a. a. O. 5) Asiatisches Magazin, herausgeg. von Julius Klaproth, 2ter Bd, 1. Stck, S. 79 — 80. Mit dieser Angabe, welche Klaproth aus Hager's Munde haben will, scheint die Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10 im Widerspruche zu seyn, indem sie Hager'n in der Propaganda zu Rom neben dem Arabischen auch das Chinesische treiben läßt. 6) Unter andern in *Fourmont's* grammatica Sinica und in *Petity* Encyclop. élémentaire, T. II. P. 2. p. 625 ff.

7) Vergl. *Bayeri* Museum Sinicum in der Vorrede. 8) Elémens de la gramm. chinoise. Préface p. XV: Le temps, qui s'est écoulé entre ces deux publications (der Fourmont'schen Grammatik, Paris 1742. fol. und *Marshman's* Clavis Sinica. Serampore. 1814. gr. 4.), n'a donné naissance à aucun ouvrage sur la grammaire chinoise; *car on ne saurait compter les Elementary characters du docteur Hager*, ni quelques autres ouvrages *moins médiocres*, qui traitaient plutôt de l'écriture que de la grammaire, et de la composition des caractères que du mécanisme de la langue.

drei Charaktere sind falsch gezeichnet, und der dritte Charakter Yĕ würde, wenn er auch richtig abgebildet wäre, immer nicht explanation, sondern interpretation, Übersetzung bedeuten [9]). Die Einleitung enthält eine Geschichte der chinesischen Graphik, welche aber durchaus mangelhaft und voller sonderbarer und unbegründeter Hypothesen ist; am besten möchte noch dasjenige seyn, was über die älteren Schriftcharaktere gesagt wird, obschon sich auch darin manche Unrichtigkeiten finden [10]). Über die verschiedenen Accente (intonations nennt sie *Abel-Rémusat* recht bezeichnend), nach deren einem jegliches chinesisches Wort gesprochen werden muß [11]), erklärt er sich weder deutlich, noch vollständig, übergeht auch die wichtige Lehre von den Consonanten und Vocalen (sons initiaux und sons finaux bei *Abel-Rémusat*), welche sich in der Aussprache kund thun, völlig. Seine Analysis der Charaktere nach den 214 Schlüsseln ist zu allgemein und unbestimmt; größten Theils folgte er hierin Fourmont und ist auch in manchen Fehler verfallen [12]). Bei solchen Umständen war es kaum anders möglich, als daß er mehrere Gegner fand, welche die ungemeinen Mängel einer viel zu voreilig und mit zu großem Selbstvertrauen unternommenen Arbeit aufdeckten. Zunächst trat *Montucci* auf und wollte in einem besondern Werke [13]) Hager's bewiesene Ungenauigkeit und Unwissenheit darthun; inzwischen war seine Stimme nicht eben hoch anzuschlagen, da er schon auf dem Titel des Prospectus zu seinem Werke zwei gar nicht seltene Charaktere mit einander verwechselte [14]), und, wie ihm Hager nachwies, seine im Prospectus ausgekramte Weisheit, von verschiedenen Schriftstellern entlehnt hatte [15]). Vielmehr waren andere, erst nur im Allgemeinen ausgesprochene [16]), dann aber hinreichend motivirte Urtheile [17]) geeignet, das Ansehen zu schwächen, welches Hager sich bereits erworben hatte.

Das unvollkommene Werk hatte jedoch, da es in diesem Zweige des menschlichen Wissens so wenig Kenner gibt, den großen Haufen geblendet; Hager wurde daher noch vor seiner Rückkehr ins Vaterland nach Paris berufen, und fand im J. 1802 eine Anstellung an der heutigen königlichen Bibliothek mit einem Jahrgehalte von 6000 Franken. Er wurde ausdrücklich beauftragt, aus den zahlreichen Vorarbeiten für ein chinesisches Wörterbuch, welche die Pariser Bibliothek besitzt, und aus seinen eigenen Materialien, welche letztere man freilich viel höher anschlug, als sie in der That waren, ein zweckmäßiges Wörterbuch der chinesischen Sprache zu Stande zu bringen. Seit jener Zeit lieferte er einige Werke in französischer Sprache über chinesische Sitten und Alterthümer, sämmtlich wenig geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von seinen Kenntnissen der chinesischen Sprache zu geben. Denn noch im J. 1802 erschien zu Paris das Monument de Yu ou la plus ancienne Inscription de la Chine, suivie de trente deux formes d'anciens caractères Chinois avec quelques remarques sur cette inscription et sur ces caractères in gr. Fol. mit 13 Kupferstichen und 22 Holzstichen. Jene merkwürdige Inschrift hatte Hager zuerst in seiner Explanation aus einer chinesisch-japanischen Encyklopédie, welche durch Titsing aus Japan mitgebracht worden, in Europa bekannt gemacht; zu der neuen Ausgabe veranlaßte ihn ein Manuscript der Pariser Bibliothek, welches nicht allein jene Inschrift, sondern auch eine von chinesischen Alterthumskennern herrührende Übertragung in neue Charaktere und eine französische Übersetzung des Pater Amiot enthielt. Diese Bekanntmachung eines so wichtigen Monumentes war allerdings verdienstlich, aber man vermißt eine genaue Übersetzung und echt kritische Behandlung, auch wohl eine vollständige Geschichte desselben. Denn die Einleitung ist zu oberflächlich, die Amiot'sche Übersetzung, welche beigegeben ist, kann nur als eine schlechte und den Sinn verfehlende Paraphrase gelten, und zum Überflusse bezweifelte Hager noch die Authenticität der Übertragung in neuere Charaktere, weil er die Mittelglieder zwischen den Zeichen des Monumentes und den jetzt gebräuchlichen nicht beachtet hatte. Einen scharfen, aber gewiß nicht ungerechten Tadler fand Hager an Julius Klaproth [18]), der auch zuerst in der Jen. Allg. Lit. Zeit. (1804. No. 45.), dann in einer eigenen Schrift [19]) die besagte Inschrift übersetzte und erläuterte. Hierauf schrieb Hager eine Déscription des Medailles chinoises du Cabinet Impérial de France précédée d'un Essai de Numismatique Chinoise avec des Eclaircissemens sur le commerce des Grecs avec la Chine et sur les vases précieux, qu'on y trouve encore (Par. 1805. gr. 4.). Aus diesem Werke ist der im Titel zuletzt angedeutete Gegenstand in den allgemeinen geographischen Ephemeriden des J. 1805 im Juliusheft, S. 283 — 91, ins Teutsche übersetzt worden unter dem Titel: Über die Bekanntschaft der alten Griechen mit China und über den Zug einer Karawane in das Land der Seren. Er sucht darin zu beweisen, daß die Sera metropolis, deren Ptolemäos gedenkt, in der Provinz Schen-si zu suchen sei, und bestreitet vor Allem die Meinung Gosselin's, eines bekannten Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Paris [20]), daß jenes Sera mit Seri-Nagar jenseits des Ganges einerlei

9) Die richtigere Zeichnung siehe in der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149. 10) Wen nach Belegen für diesen harten Tadel verlangt, wird schon in der angeführten Rec. der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149 — 50 mehr, als er braucht, finden. 11) S. darüber *Abel-Rémusat's* Elémens de la gramm. chin. p. 25 ff. 12) Mehrere Verbesserungen findet man in der Jen. A. L. Z. (1804. No. 150.) angegeben. 13) The characteristic merits of the chinese language illustrated by an investigation of its singular mechanism and peculiar properties, containing analytical strictures on Dr. Hager's Explanation of the elementary characters of the Chinese. Lond. 1801. 4.) 14) Jul. Klaproth's asiat. Magazin, 1. Bd. S. 542 — 43. 2. Bd S. 82. 15) Ebend. 1. Bd S. 501, Anmerk. †. 16) Asiat. Magaz. 2. Bd S. 79 — 82. 17) Vergl. hauptsächlich die öfters angezogene Rec. in der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149 — 50.

18) Asiat. Magaz. 2. Bd S. 473 ff. Jen. A. L. Z. 1804. No. 45. 19) Schenn-Yü-Bei-Dschenn-Y, Inschrift des Yü, übersetzt und erklärt von Jul. v. Klaproth. Halle 1811. 4. 20) S. die Sammlung der Abhandlungen dieser Akademie im 4ten Bande.

sei. Verwandten Inhaltes ist das Pantéon Chinois ou Parallèle entre le culte religieux des Grecs et celui des Chinois, avec une nouvelle preuve, que la Chine a été connue des Grecs et que les Séres des auteurs classiques ont été de Chinois (Paris 1806. gr. 4.). Auch erschien der Prospectus eines dictionaire chinois (Paris 1805). Allein da alle diese Werke durch das Haschen nach frappanten, sehr oft ganz unwahrscheinlichen Hypothesen, wovon Hager in keiner seiner vielen Schriften sich frei erhalten hat, eben sowohl, als durch Mangel an genauer und gründlicher Kenntniß der chinesischen Sprache den Beifall des Kenners verfehlten: so ließ es sich voraus sehen, daß besonders die Gelehrten, welche in seiner Nähe lebten, dieß nicht verschweigen, sondern möglichst verbreiten würden. Es entspann sich daher zwischen Hager und den andern Pariser Orientalisten ein lebhafter Streit, in Folge dessen der Erstere die Hauptstadt des damaligen französischen Kaiserreichs wieder zu verlassen sich genöthigt sahe [21]). Seine Arbeiten, welche er für das chinesische Wörterbuch gemacht hatte, wurden einer Untersuchung unterworfen und entsprachen den Erwartungen nicht, welche man gehegt hatte; daher entließ man ihn. Jetzt begab er sich nach Italien und wurde seit dem J. 1809 Professor der morgenländischen Sprachen auf der Universität zu Pavia [22]). Nach Aufhebung dieses Lehrstuhles wurde er Conservator der großen öffentlichen Bibliothek zu Mailand, welche unter dem Namen der Bibliotheca Braydensis oder der Brera bekannt ist [23]). Durch das früher erfahrne Mißgeschick ließ er sich in seinen chinesischen Studien nicht irre machen, es erschienen noch im J. 1806 seine Elements of the Chinese language zu London, dann die Memoria sulla bussola orientale, letta all' università di Pavia. Sec. Ediz. in Pavia. 1810. fol., worin er die Erfindung des Kompasses den Chinesen beilegt. Hierüber wurde er von *Domin. Alb. Azuni*, einem um das Seerecht und die Geschichte des Seewesens vielfach verdienten Sarden, der bei Napoleon in großem Ansehen stand, angegriffen [24]). Im J. 1811 edirte er den Miniere dell' Oriente (Milano in 4.), eine merkwürdige Parallele zwischen den Türken und Chinesen. Es soll erhellen, daß zwischen beiden Nationen ehemals eine innigere Verbindung Statt gefunden habe und der größeste Theil der türkischen Sitten sich aus China herschreibe. Dergleichen Combinationen sind eine Lieblingssache desselben; so will er auch eine große Analogie zwischen den alten Römern und den heutigen Chinesen in Sitten, Gebräuchen und Handarbeiten entdeckt haben. Er spricht dieß aus in einer seiner letzten Schriften, in den Iscrizioni cinesi, di Quàng-cèu (Milano 1816. in 8.) Es werden übrigens in dieser Schrift die wichtigsten Inschriften, welche sich an den öffentlichen Gebäuden zu Canton finden, einer Erklärung unterworfen; Hager erhielt sie aus der Sammlung des Direktors Maissoni, wo sie auf einem Gemälde enthalten sind und wovon er sie kopiren durfte. Mit jener Erklärung verbindet er noch verschiedene specielle Angaben über die Bestimmung der einzelnen Gebäude, an denen die Inschriften befindlich sind, und die angeführte Parallele. Hätte er bei seinem rühmlichen Fleiße sich vor einem zu großen Selbstvertrauen bewahrt, sich mehr als ein aufrichtiger Forscher, denn als ein Alles wissen wollender Charlatan bewiesen, hätte er es mit seinen Geistesprodukten genauer genommen und vor dem Publikum mehr Achtung gehabt, er würde gewiß auch in der chinesischen Philologie und Alterthumskunde, welche er vorzugsweise und offenbar mit einer gewissen Vorliebe in seinen Werken bearbeitete, wenn auch nicht ganz Vollendetes, doch immer Schätzbares geliefert haben. So aber haben seine gewiß ausgebreiteten Kenntnisse ihm nur dienen müssen, seine sonderbaren und barocken Einfälle mit gelehrtem Zierath aufzuputzen und unhaltbare Hypothesen so heraus zu staffiren, daß der weniger Erfahrene durch den äußeren Flimmer verleitet wird, Alles für Gold zu halten. Das Gute, was sich neben vielem Schlechten bei ihm findet, wurde nun auch nicht mehr beachtet, als der täuschende Schimmer der gelehrten und sonstigen gebildeten Welt in seinem Nichts kund geworden war. Hager ging wie ein glänzendes Meteor am literarischen Himmel auf, ist aber auch schnell von seiner Höhe herab gesunken. Julius Klaproth errichtete selbst einen Leichenstein auf dem Grabe der chinesischen Gelehrsamkeit des Dr. Hager (Halle 1811. 8.), und Hager wurde ein warnendes Beispiel eines mehr ausgebreiteten als tiefen und gründlichen Studiums.

Neben dem Chinesischen beschäftigte er sich auch mit den babylonischen Inschriften, und gab während seines Aufenthaltes in England A Dissertation on the newley discovered Babylonian Inscriptions (Lond. 1801. 4.) heraus, welche Klaproth in seinem asiatischen Magazin [25]) ins Teutsche übersetzt und mit Anmerkungen [26]) versehen, dem teutschen Publikum zugänglicher machte. Hager wurde zu dieser Abhandlung durch die auf Befehl der ostindischen Compagnie zum Behuf gelehrter Forschungen aus den Trümmern Babylons entnommenen Backsteine mit alten Inschriften aufgemuntert und er suchte zu zeigen, daß zwischen ihren Schriftzügen und der Devanagari, oder dem indischen Schriftzuge,

21) Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10. 22) Biogr. nouv. des contemp. a. a. O. Meusel dagegen in seinem Gelehrten Teutschland vom J. 1810 läßt ihn schon seit 1806 diese Stelle bekleiden. 23) Einiges Nähere über diese Bibliothek findet man in *Fr. Blume* Iter italicum, Bd 1. S. 140 ff. 24) Die Biogr. nouv. des contempor. T. I. A Paris. 1820. unt. d. W. Azuni hat den Streit, wie es scheint, ganz falsch aufgefaßt und widerspricht auch den Angaben unt. dem Art. Hager (T. IX.). Es heißt nämlich an der erstern Stelle also: Un petit pamphlet de M. *Azuni*, dans lequel il revendiquoit pour les Français l'invention de la boussole, *que les Italiens s'attribuent*, l'engagea dans une discussion polémique. *Un érudit, Joseph Hager, professeur des langues orientales à Paris, réfuta d'une manière si non triomphante, du moins fort spécieuse, les argumens de M. Azuni contre lesquels l'orgueil des Italiens se revoltait.* Dieß soll in diesem Zusammenhange doch wohl so viel heißen, Hager habe den italienschen Ursprung des Kompasses nachgewiesen.

25) 1. Bd S. 246 – 256. 292 – 317. 478 – 531. 26) A. a. O. S. 582 – 46.

dessen sich die Sanskritsprache vorzugsweise bedient, eine auffallende Ähnlichkeit Statt finde. Hierauf wird der Schluß gebaut, daß die Perser und Indier Schüler der Chaldäer gewesen wären, und die Ägypter die Idee zu ihren gigantischen Bauten aus Babylon empfangen hätten. Die Abhandlung ist mit einer großen Masse gelehrter Citate ausgestattet. Aus ähnlichen Studien ging auch die Illustrazione di uno zodiaco orientale del gabinetto dalle medaglie di S. M. à Parigi, scoperto recentemente presso le sponde del Tigri in vicinanza dell' antica Babilonia, monumento che serve ad illustrare la storia dell' astronomia et alti punti interessanti d'antichità. (Milano. 1811. 4.)

Sehr gern hat Hager, wie schon oben erwähnt ist, Vergleichungen zwischen Völkern angestellt, hat sich aber daher nicht selten zu Mißgriffen verleiten lassen. Zu den Schriften dieser Art gehören Neue Beweise der Verwandtschaft der Hungarn mit den Lappländern, eine Beilage zu Sprengel's und Forster's neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde (Wien 1794. kl. 8.). Seine letzte Arbeit, Observations sur la ressemblance frappante, que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains (Milano. 1817. 4.), zeigt, daß er bis in sein Alter diesem Gegenstande mit Liebe zugethan blieb. In die Reihe dieser ethnographischen Werke ist auch noch das Schreiben aus Wien an Herrn Pallas in St. Petersburg (Wien 1789. gr. 4.) zu stellen. Er gab ferner heraus „Gesandtschaftsreise nach dem Königreiche Ava im J. 1795, unternommen vom Major M. Symes; nebst Einleit. in die Geschichte von Ava, Pegu, Arrakan, Beschreibung des Landes und Bemerkungen über Verfassung, Sitten und Sprache der Birmanen. Aus dem Engl. mit Vorrede und Anmerk. (Hamburg 1800. gr. 8.)"; auch unter dem Titel: Neuere Gesch. der See- und Landreisen, 13. Bd.

Ein bleibendes Verdienst erwarb sich Hager schon bei seinem ersten Auftreten in der gelehrten Welt. Der Malteser Joseph Vella (s. den Art.) wollte einen Codex diplomaticus oder Briefwechsel zwischen den sicilianischen Statthaltern der Araber und ihrem Oberherrn in Afrika, dann einen Codex über die normännische Beherrschung von Sicilien und außerdem noch sogar einen arabischen Livius entdeckt haben, und begann untergeschobene, erst von ihm ins Arabische übersetzte Werke dieser Art zu ediren. Hager entdeckte den Betrug, auf den indeß schon vor ihm hingedeutet war. In seiner Reise von Warschau nach der Hauptstadt von Sicilien (Wien 1795. 8.; auch Bresl. u. Lpz. 1795. 8.) gab er zuerst Nachricht davon; so wie in der eignen Schrift: Nachricht von einer merkwürdigen literarischen Betrügerei, auf einer Reise nach Sicilien im J. 1794 (Lpz. u. Erlang. 1799. gr. 4.). Dieselbe Schrift gab er auch französisch heraus. Er war vom König von Neapel mit der Untersuchung beauftragt worden, und damit in den Jahren 1794—96 beschäftigt gewesen. Das Resultat hat auch Eichhorn [27]) aus Hager's Schriften ausgezogen.

27) Biblioth. der bibl. und morgenl. Lit. 9r Bd. S. 143 ff.

Auf die arabische Literatur bezieht sich endlich ein Aufsatz in den Fundgruben des Orients (2r Bd. S. 65 ff.) unter dem Titel: Memoria sulla sifre arabiche [28]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HAGER (Johann Georg), ein verdienter Hellenist und Geograph, der am 24. März 1709 zu Oberkotzau im Baireuthschen geboren war, seine frühere Bildung zu Hof empfangen und zu Leipzig studirt hatte, wo er sich durch seine Dissertation de methodo disputandi Euclidis. Lips. 1736 für den Katheder qualificiren wollte, und anfangs in den Reihen der Privatdocenten trat, als er 1741 den Ruf zum Rektorate des Chemnitzer Lyceum erhielt, selbigem folgte und als solcher am 17. Oct. 1777 zu Öderan, wo er seine Tochter besuchte, starb. Er war ein gründlicher Humanist, ein guter Geschichtforscher und Literator, der sich aber besser für den Schreibtisch, als zur Führung einer Schule eignete, welcher Stelle der gutmüthige, nur in seinen Büchern lebende Mann nicht gewachsen war, obgleich unter ihm und durch seinen Namen sich die Frequenz der Schule hob. Er hat eine Menge Schriften hinterlassen, theils in Programmen und Schulschriften, theils in größeren Werken bestehend, worunter vorzügliche Auszeichnung verdienen: 1) seine Ausgaben von Homers Ilias, zuerst 1740, dann vollständiger in 2 Bdn, Chemnitz 1745 und 1753, die zu ihrer Zeit mit die vorzüglichste in Teutschland war und 1761, 1767 und 1778 neu aufgelegt ist; 2) ausführliche Geographie in 3 Bänden. Chemnitz 1746 u. 1747, welche nachher drei Mal von ihm umgearbeitet und zuletzt 1773 und 1774 ausgegeben ist. Ein Auszug daraus 1755 wurde 1775 von neuem aufgelegt. Als Hager den ersten Entwurf zu der Ausarbeitung des erstern Werks machte, befand sich das Studium der Erdkunde noch in der elendesten Verfassung: man hatte fast keine andre Lehrbücher, als die die beiden Hübner aufgestellt, aber durchaus auf keine wissenschaftliche Grundlage gebaut hatten; auf manchen Schulen begleitete Berkenmeyer curieuser Antiquar jene Lehrbücher als ergötzlicher Commentar für Lehrer und Lernende. Hager fühlte lebhaft, wie wenig jene Hilfsmittel die Wissenschaft fördern könnten, und nahm sich vor, ein besseres an jener Stelle zu setzen, und gab nun seine Erdbeschreibung heraus, die gewiß unendliche Vorzüge vor allen seinen Vorgängern hat, aber freilich schon deßhalb in einer mangelhaften Gestalt erscheinen mußte, weil dem Schulrektor zu Chemnitz keine große Bibliothek, keine theure Kartensammlung zu Gebote stand. Was er gab, mußte er bloß aus seiner eignen und der Rathsbibliothek entlehnen und beide mochten nur gering ausgestattet seyn. Bei seiner Unbekanntschaft mit den einzelnen bessern Karten des Auslandes waren ihm die der homannischen Officin das non plus ultra der Kunst; und da sie überall in Teutschland verbreitet und die einzigen Schulkarten waren, so kam er

28) Wir ersuchen die geehrtesten Leser dieses vorstehenden Art. dasjenige zu vergleichen, was im XVI. Bande der ersten Section über chinesische Sprache, Schrift und Literatur S. 368 ausführlich und gründlich mitgetheilt worden ist. (*St.*)

auf den Einfall, die Lage der einzelnen Ortschaften nach diesen zu bestimmen und gab gewissenhaft an, ob der Ort zur Rechten, zur Linken, über, unter oder zur Seite des vornehmsten Orts einer Provinz belegen sei, damit die Schüler ihn leichter finden könnten. Diese Methode fand in der Folge in Büsching einen bittern Tadler, der freilich durch besseres Material in den Stand gesetzt war, die Untauglichkeit des homannischen Verlags gründlicher beurtheilen zu können. Indeß muß man doch zugestehn, daß Hagers Methode nicht so ganz unrecht war, und dazu beigetragen hat, manchen tüchtigen Geographen zu bilden. Auch blieb Hagers Werk, das übrigens den fleißigen Sammler beurkundet, lange und bis fast an 1790 das Hauptlehrbuch auf Schulen, und es dauerte lange, ehe Büsching und Fabri ihn aus den Schulen verdrängen konnten. 3) Geographischer Büchersaal zum Nutzen und Vorgängen, 3 Bände 1764—1774. Das erste geogr. Magazin in Teutschland, worin er zugleich die sämmtlichen Progammen einwebte, die er über verschiedene geographische Gegenstände zu verschiedenen Zeiten geschrieben hatte. Einige darunter sind schätzbar und verdienen für den Geographen von Fach noch Beachtung, beurkunden auch, daß Hager nicht bloß Sammler war, sondern eine höhere Bestimmung der Wissenschaft wohl ahnete. 4) Kurze Einleitung in die Göttergeschichte der alten Griechen und Römer nach Pomey's Anleitung. Leipz. und Chemnitz 1762. In diesem geht Hager nicht viel über seinen Meister hinaus. — Seine übrigen Werke sind die, welche die Literatur betreffen, meistens Fortsetzungen oder Ausarbeitungen Anderer; seine Kinderschriften, wie die kleine Kinderbibel, die zwei Mal dreißig biblischen Historien ꝛc. Nachahmungen oder Umarbeitungen Hübners, und erlebten doch mehrere Auflagen*). *(G. Hassel.)*

HÄGER, auch HEGER, (Wasserbau), ein Hügel von Sand (Sandhäger) oder von Kies (Kieshäger) in Strömen oder am Ufer derselben, welcher von dem Wasser angesetzt oder angelegt wird, daher auch **Anlage** genannt, deßgleichen **Horst**, **Sandhorst**, und wenn er eine größere Ausbreitung gewonnen hat, **Werder**. Mag nun der **Häger** durch hohe Fluten, die den Lauf der Ströme verändern und in Unordnung bringen, entstanden seyn, oder mag er durch künstliche Leitung derselben, um sie einzuschränken, zu vertiefen und fahrbar zu machen, hervorgebracht werden (**Anhägerung**): so gilt für die Zulässigkeit desselben folgende Grundregel: Der Häger darf die Strombahn nicht berühren und eben so wenig die möglichst gerade Linie derselben brechen. Man ziehe die Mittellinie der Normalbreite so gerade, als die Lage des Flusses es zuläßt und dazu die Gränzlinien jener Normalbreite. Alles übrige Stromfeld, welches außer den Gränzlinien liegt, kann angehägert werden. Besonders bei einwärts gekrümmten Ufern ist die Anhägerung räthlich und vortheilhaft; dagegen ist die Anhägerung bei hervorspringenden Ufern nicht allein sehr schwierig, sondern sie zwingt auch den Strom zum Serpentiren. *(R.)*

HÄGERECHT, ist die Befugniß des Jagdberechtigten, auf den Gränzen der fremden, seiner Gerechtsame unterworfenen Waldgrundstücken eine Verzäunung herzustellen und zu unterhalten. Sie muß durch Vertrag oder Verjährung besonders erworben seyn; außerdem und an sich darf man sie nicht als im Jagdrechte liegend betrachten, auch dann nicht, wenn solches nach der Landesverfassung als Regel gilt; denn ohne speciellen Rechtstitel kann Niemand gezwungen werden, Anlagen, Baue eines Andern auf seinem Eigenthume zu dulden; sogar das Anführen des eigenen Nutzens der vielleicht in der Nähe des Waldes auch Fruchtfeld besitzenden Jagdleidenden, in Betreff der Waldschäden kann im Rechtswege dawider nicht entscheiden; das Reichskammergericht schon sprach in zwei im J. 1578 gefällten Erkenntnissen aus, daß das Sprichwort „wer darf jagen, der darf hagen" keinen gesetzlichen Grund für sich habe. Wo ein Hägerecht hergebracht ist, muß das Holz zu dem Zaune vom Jagdberechtigten aus eigenen Mitteln geliefert, und darf ohne auch desfallsige Befugniß nicht im fremden Walde gehauen werden*). *(Emminghaus.)*

Hägereiter, s. Hägen.

HÄGERGÜTER, sind Bauergüter, deren Besitzer, (Häger, Hägermänner) ein Kloster oder einen Adeligen (Oberhäger, Hägerjunker) als Grundherrschaft anerkennen. Die Benennung ist abzuleiten vom **Hag**, Zaun, Einfassung, so, daß dadurch angedeutet wird entweder, wie solche Güter bei der Ansiedelung in den Wäldern und Haiden umgeben, oder so, daß ein Gericht für einen gewissen Complexus derselben (gehägtes Gericht, Haggericht, Hachtgericht, Hachting) angeordnet worden sei. Sie kommen vor in Lippe, Hannover, besonders aber in Braunschweig. Hier ist a) jeder Häger verpflichtet, beim Antritte des Guts als Käufer, Erbe ꝛc. ein Laudemium, Kör, zu entrichten, und dann alljährlich gewisse Dienste, Zinsen und Zehnten zu leisten, die Substanz des Gutes nicht wesentlich zu verändern (z. B. durch Umwandelung in Wiese oder Garten) noch zu verringern (z. B. durch Auflegung von Realservituten) solches nicht ohne Zustimmung des Oberhägers zu verpfänden, zu theilen, zu veräußern und als Dos hinzugeben, Alles bei Verlust des Gutes; der Oberhäger ist b) schuldig, die Veräußerung des Gutes, im Falle der Häger durch Unglück verarmt, und zwar, so fern nicht er selbst oder ein Erbe des Hägers ein Näherrecht ausüben will, auch an einen Fremden, zu gestatten, ingleichen dem nächsten Verwandten, oder Einem von mehrern, den der Häger auswählen oder das Herkommen bestimmen kann, es als Erben zu überlassen, wogegen es ihm, wenn keine solchen, oder bloß eine Witwe vorhanden, heimfällt. Die besondern Gerichte für die Hä-

*) Roth memoria Hageri. Hirsching's Handbuch. Adelung zum Jöcher; Biogr. univ.; s. Schriften vollständig in Meusel's Lex. der verst. teutschen Schriftst. V. S. 57—63.

*) S. v. Hellfeld Repert. Jur. privati Th. II. S. 1798. Hagemann's Landwirthsch.-R. S. 368 v. Berg Rechtsfälle. Bd. II. S. 289 fg.

gergüter (S. Vogel von den Hägergerichten in der vormaligen Herrschaft Homburg, Hann. 1816) sind durch die braunschweigschen Verordnungen vom 16. Januar und 3. Februar 1814, und vom 26. März 1823 abgeschafft. Überhaupt sind zu vergl. Hagemann jurist. Aufsätze Th. II. Hann. 1794. S. 14—63 und der Art. Hägemahl. (*Emminghaus.*)

HÄGERHUFE, (die), eben so oft in den Urkunden Hegerhufe, sehr selten Heegerhufe, ein in Pommern früherhin üblicher Ausdruck, ein Stück Landes von 60 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, zu bezeichnen. Es ist sehr zu bezweifeln, daß diese Hufe ursprünglich davon so benamt sei, weil sie eingehägt d. h. eingezäunt oder von diesen und jenen Lasten, Servituten u. s. w. befreiet war, sondern wahrscheinlicher möchte es seyn, weil sie, als die Benennung aufkam, immer noch mit Holz bewachsen war, (Hag, Gehölz, Wald, noch in Böhmen üblich,) woraus sich die beträchtliche Größe derselben erklären ließe. Auch nennt sie die Urkunde von 1249[1]), die ihrer wohl zuerst erwähnt, Hagendorf (für Hagenhova statt Hagenhoba, Hagenhuba); und mag sie nicht mehr geleistet haben, als die Hakenhufe, uncus, die zwar viermal kleiner, aber schon cultivirt und beackert war. Späterhin, als die Grundsteuern für Fürst und Landschaft aufkamen und die meisten Hägerhufen längst schon beackert worden, ward die Hägerhufe als größtes Ackermaß am höchsten besteuert und zwar doppelt so hoch als eine Landhufe, wie Wartislaff's IX. Privilegium an die Landschaft vom J. 1421[2]) bezeugt, und vierfach so hoch als eine Hakenhufe[3]). In den Städten steuerte ein Giebelhaus oder ganzes Erbe einer Häger-, eine Bude einer Land- und ein Keller einer Hakenhufe gleich, wie im Landtagsabschied von 1563 bestimmt ist. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

HAGERICH von Chur, der Maler. S. den Artikel Abel Stimmer.

HAGERSDORF, Herrschaft und Dorf in Böhmens Saatzerkreise (Zatetzky Krag), mit 40 bis 50 Häus., einem alten Schlosse, wobei ein Park und Thiergarten, erstrer im franz. Stile mit Springbrunnen, Glas- und Treibhäusern, und einem guten Sauerbrunnen. (*Rumy.*)

Hägesäule, s. Hägen.

HAGESTOLZ, ein sehr altes teutsches Wort, welches früher einen Unverheiratheten überhaupt bezeichnete, jetzt aber vornehmlich einen alten und eheschеuen Junggesellen. In einigen Gegenden gebraucht man auch die weibliche Form: die Hagestolze oder Hagestolzinn.

Über die Etymologie des Wortes ist man nicht einig. Schon in den Glossen des Rhabanus Maurus ist Caelebs durch Hagustult gegeben. Weiterhin finden sich in verschiedenen Zeiten und Mundarten: Hagenstolte, Hagestelz, Hagestolt, Hagstälz*) und angelsächsisch hehstald. ein Jüngling und eine Jungfrau. Hat dieses Angelsächsische eine Wurzel mit dem Hagestolz: so kann beides nicht besser erklärt werden, als: Einer und Eine, die in ihrem Hage oder Hause gestellt oder gestallt sind, d. h. darinnen bleiben (von hag und stellen, stallen). Denn die alte angelsächsische Bedeutung bezeichnet bloß das Ehelose, nicht das Ehescheue. Diesem letzten Begriffe werden die andern Ableitungen mehr zusagen: Stolz auf seinen Hag oder Hof; Einer, dem der Stolz behagt; Einer, der bei einem Andern im verschlossenen Hofe wohnt. Dieser letzte wäre dann als ein jüngerer Bruder zu nehmen, der bei dem Erstgeborenen, welchem das Grundstück zugefallen, als Kleinhäusler wohnt. Nach Schottelius**) werden die Unverheiratheten an einigen Orten im funfzigsten, an andern erst im sechzigsten Jahre Hagestolze genannt. Haltaus führt als gleichbedeutend mit Hagestolz aus Celle'schen Akten Hoffestolt und Hofestolt an, welches für die Ableitung keine Entscheidung gibt, sondern nur die ohnedieß klare Bedeutung von Hage bestimmt. Es ist möglich, daß aus Hofe nachmals Have, und daraus Haver entstanden ist. Havestolt findet sich wenigstens in braunschweigschen Diplomen des 17ten Jahrh.; aber Haverstolt soll nach Haltaus von einer falschen Lesung des Schottelius herstammen.

Die Vergleichung verwandter Sprachen weist auf die Erklärung durch Hausgesessene oder Eingesessene hin. Im Isländischen Einstädingur, im Schwedischen Enstöding, und im Mittelalterlatein (bei Du Fresne) Haistaldus oder Haistoldus. Dieses gewiß aus Hagestolz gebildete Wort bedeutet einen Hausgesessenen***). (*R.*)

HAGESTOLZENRECHT, ist das in einigen Distrikten von Braunschweig, Hannover, Würtenberg und der ehemaligen Pfalz vorkommende Recht des Landes- oder Gutsherren, die Hagestolzen ganz oder theilweise zu beerben. Man hat es aus dem römischen Rechte ableiten, und sogar die italienischen Vorfahren der Herzoge von Braunschweig für diese Meinung geltend machen wollen. Allein an die L. Papia Poppaea, und deren Strafen für Caelibes darf man hier schon darum nicht denken, weil dieses Gesetz nur den Hagestolzen selbst die Fähigkeit, Andre zu beerben, nicht ihren Verwandten die Rechte auf den Nachlaß der erstern entzog; die Verordnung des Kaisers Caracalla „daß bloß die nächsten Verwandten, „welche der Erbschaftssteuer nicht unterworfen seien, auf Intestatfolge Anspruch machen könnten"[1]), schloß gewiß Vater, Mutter, Bruder und Schwester nicht aus und scheint ohnehin ihren habsüchtigen Urheber nicht überlebt zu haben. Auch die Vermuthung, daß das kanonische Recht, daß die Idee einer Strafbarkeit der Verachtung des Sacraments der Ehe dazu Anlaß gegeben, dürfte mindestens durch den dafür angeführten Umstand, daß Klöster jene Berechtigung häufig angesprochen haben, noch nicht zu begründen seyn. Es bleibt wohl nur übrig, darin ein Erzeugniß der altteutschen Leibeigenschaft oder Hörigkeit zu erblicken, durch die man

---

1) Dreger's Cod. dipl. S. 299. 2) Dähnert's Land. Urk. Band I. S. 431. 3) s. ebend. S. 437.
*) Korrumpirt aus Haverstolt.

**) Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache. S. 467.
***) Schilter und Haltaus. Vgl. Hagen.
1) Collat. Legum Mosaic. et Rom. XVI, 9.

anfänglich ein dem Leibherrn ausschließlich gebührendes, später ein lediglich dem der Kinder nachstehendes Erbrecht, noch später aber ein solches wenigstens in Fällen gerechtfertigt achtete, wo eines Theils der Leibherr um seine Hoffnung gekommen war, daß der Leibeigne auch durch Erzeugung wiederum arbeitsamer Kinder ihm Nutzen bringen werde, andern Theils die Verwandten in den aufsteigenden und Seitenlinien um deßwillen dadurch in keiner billigen Erwartung getäuscht wurden, weil dem gewöhnlichen Gange des Lebens nach Kinder ihnen hätten vorgehen müssen. Das Hagestolzenrecht kann nur ausgeübt werden: 1) bei Nachlässen solcher Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche, ohne durch Krankheit oder Keuschheitsgelübde, die der geistliche Stand erfordert, ingleichen durch Jugend zu heirathen gehindert zu seyn, ehelos sterben. In letzterer Beziehung war man meistens so mild, es auf solche, die das funfzigste Jahr überschritten hatten, einzuschränken; dagegen dehnte man es auf Personen aus, die dreißig Jahre im Witwerstande lebten. — 2) Auf Lehngüter erstreckte man es nie, selten auf ererbte Güter (im Gegensatz der durch Arbeit verdienten und durch Glücksfall erworbenen); häufig ergreift es nur eine Quote des Vermögens oder sinkt zu einem Besthauptsrechte herab. S. diesen Art. auch Wildfangsrecht. Die Fürsten hoben es, soweit es eine fiskalische Intrade gewährte, vielfältig auf z. B. Herzog August Wilhelm von Braunschweig durch Constitution vom 18. November 1730: „weil unsere getreuen Unterthanen da„durch in nicht geringe Apprehension gesetzt, ja wohl „gar Auswärtige dadurch zurückgehalten werden, sich in „unsern Landen häuslich nieder zu setzen": die dazu befugten Privatpersonen sind aber durch dergleichen Verordnungen freilich an sich nicht gezwungen, davon ihrerseits abzustehen. Mehreres s. bei von Hellfeld[2]), Danz[3]), Mittermaier[4]). Neuere Gesetzgebungen kennen es nicht: zuletzt empfahl es, zu Gunsten der Armenanstalten, mit erleichternden Modificationen die k. preuß. Gesetzcommission in dem in J. 1791 bekannt gemachten Entwurfe des Landrechts Th. II. S. 19; allein bei der Promulgation im J. 1794 wurden die demselben gewidmeten Paragraphen geändert. Auf einem gleichen Grundgedanken beruhen die in vielen teutschen Ländern eingeführten Collateralgelder, welche von Erbschaften, welche Andern als Adscendenten, Descendenten und Gatten zufallen, an Waiseninstitute und dergl. entrichtet werden müssen. (*Emminghaus.*)

HAGETMAN, eine Stadt in dem franz. Dep. Landes Bez. S. Sever. Sie liegt 2 Meilen von S. Sever an der Lons, hat 1 altes Schloß, 1 Pfarrkirche, 640 Häus. und 2340 Einw., die Gärbereien und einige andre Gewerbe unterhalten und Jahrmärkte haben, aber ihre vorzüglichste Nahrung aus dem Landbau, dem Weinbau und der Viehzucht ziehen: die Weine, die hier wachsen, gehören zu den besten des Departements. Vor der Revolution war es eine Besitzung der Familie Grammond. (*G. Hassel.*)

HÄGEWEIDE, HÄGEWIESE, eine Wiese, welche Gartenrecht hat, worauf also Niemand sein Vieh weiden lassen darf. (*Schilling.*)

HÄGEWISCH, HÄGESCHAU, HAINSCHEIBE, HEUSCHAUB, heißt ein Strohwisch, der auf eine Stange gesteckt, oder an den Ast eines Baumes befestigt wird, um einen gehägten Acker, eine Wiese oder einen verbotenen Weg damit zu bezeichnen. (*Schilling.*)

HÄGEZEIT, (auch Schonzeit), ist gewöhnlich in den Jagdordnungen mit Androhung von Geldbußen für die Übertreter bestimmt, und zwar meistens für die hohe und mittlere Jagd so, daß sie mit dem 1. Februar anfängt und dem 15. Junius endigt, in ältern, z. B. den königl. sächsischen Gesetzen vom Sonntage Invocavit bis zu dem ersten Sonnt. nach Trinitatis) — für die niedere Jagd auf die Weise, daß sie mit dem 1. Febr. beginnt und bis zum 15. Sept. dauert (nach frühern Vorschriften bisweilen vom 1. März bis zum 31. August). Die Schontage werden von Mitternacht bis Mitternacht gerechnet. Als Modificationen kommen vor die Befugnisse a) der Polizeibehörde, wegen verspäteter Ernte den Aufgang der Niederjagd bis zum 1. October hinaus zu setzen, b) der Berechtigten, die geschlossene Reviere haben aa) zu Erlegung einiger Festhasen, bb) vom 1. Sept. an auf den Anstand zu gehen, cc) vom 15. August an Wachteln und Rebhühner und dd) von letztern im Frühjahre einige Hähne zu schießen. Daß der Landesherr an die Hägezeit selbst nicht gebunden ist, läßt sich wenigstens in Ländern, wo jene in mit landständischer Bewilligung erlassenen Gesetzen bestimmt ward, keineswegs behaupten *). (*Emminghaus.*)

HÄGEZEIT, im Weiderechte, ist zu bestimmen a) zunächst nach den individuellen Normen: Verjährung, Testamenten, Verträgen. Besonders bei den letztern hat die Verbesserung des Calenders (s. d. Art. XIV, 2. S. 121 ff.) Streitigkeiten erregt; juridisch kann man nur behaupten, daß die zur Zeit der Vertragsschließung am Orte, wo sie erfolgte, üblich gewesene Zeitrechnung die Regel für die Beurtheilung abgibt, also z. B. die in einem protestantischen Lande im 17ten Jahrhundert für den 29. Sept. bedungene Öffnung der Weide im J. 1826 den 11. October eintritt; allein billig war es eines Theils, daß manche Gesetzgebungen, z. B. die in Hannover festsetzten, es solle nach dem neuen Kalender (sobald nicht späterer Vertrag oder eine Verjährung eine Änderung herbei geführt) sich gerichtet werden, und andern Theils darf freilich in Ländern, wo der alte Kalender von der Legislation nur dergestalt, wie z. B. im Königreiche Sachsen, Berücksichtigung fand, daß man verordnete, „es solle künftig jedes Jahr 10 Tage später, als bisher üblich gewesen, die Hägung anfangen und aufhören"

2) Repertor. Juris Priv. Th. III. S. 1792. 3) Handbuch des teutschen Privatr. Bd. VI. S. 154 fg. 2te Ausg. 4) Grundsätze des teutschen Priv. S. 558. 2te Ausg.

*) Vgl. überhaupt Westphal's teutsch. Priv. Th. II. S. 227. Hagemann's Landwirthsch.-R. S. 369. Mittermaier's Grunds. d. teutschen Priv. 2te Ausg. §. 276.

(Verordn. v. 6. März 1700. C. A. Th. I. S. 344.) die jetzt bekanntlich noch größere Differenz zwischen beiden Kalendern von keinem Theile für sich angezogen werden; — b) fehlen specielle Rechtsgründe, oder hat eine Particularverordnung, wie neuerlich aus volkswirthschaftlichen Principien z. B. in Weimar geschehen, jene in gewissen Beziehungen als ungiltig erklärt: so kommen gesetzliche Vorschriften in Betracht, welche stets zwischen den verschiedenen Grundstücksgattungen unterscheiden: 1) Lehden, Anger sind nie in irgend einer Jahreszeit der Weide verschlossen; es läßt sich auch nach gemeinem Rechte eine Befugniß des Eigenthümers, sie, sofern sie dem Weideberechtigten nöthig sind, urbar zu machen, nicht vertheidigen; sogar Obstpflanzungen sind nur, wenn sie auf der Trift unschädlicher Weise angelegt werden, erlaubt. Im Königreiche Sachsen ist dieses im Allgemeinen in c. 41. P. II. festgehalten, der Gerichtsbrauch legt im einzelnen Falle dem Triftleidenden den Beweis auf, daß er durch sein Verfahren der Weide keinen Abbruch thue; nur zu Förderung der Forstkultur hat das Mand. v. 30. Jul. 1813 (C. A. C. III. Abth. 2. S. 161) Ansat von $\frac{1}{4}$ der Lehden, die mit Trift belastet sind, erlaubt. — 2) Wälder, Forsten, bestanden oder unbestanden (mit diesem Namen belegt man solchen Holzboden, der noch nicht rechtsverwährte Zeit hindurch die Form einer Lehde an sich getragen) können nur mit folgenden Einschränkungen in Zuschlag gelegt werden, aa) der Weideberechtigte hat zu hägen, bis die jungen Hölzer dem Zahne des Viehs entwachsen, d. h. bei Pferdehut 6 Ellen, bei Rinderhut 4 Ellen, bei Schafhut $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch sind: früher darf aber dann auch der Eigenthümer selbst keine Grasnutzung durch Abhüten oder sonst beziehen; bb) der Raum, welcher zu schonen, ist so zu wählen, daß der Weidebefugte nicht beeinträchtigt wird; als Grundsatz wird angenommen, daß bei unbestandenem Forstgrunde $\frac{1}{12}$, bei bestandenem, wenn er Baumholz enthält, $\frac{1}{18}$, besteht er aber aus Busch- und Schlagholz, $\frac{1}{8}$ des ganzen weidefähigen Areals in Schonung gesetzt werden könne; cc) Nadelholz statt Laubholz anzupflanzen ist unzulässig. — 3) Wiesen sind, wo nicht das Sprichwort „Michaelis thut auf, Walpurgis thut zu" oder ein ähnlicher Satz gilt, bis zu vollendeter Grummternte zu hägen; im Falle eine Zeit fest bestimmt ist, wo sie aufgethan werden, wird die Befugniß des Eigenthümers, früher selbst darauf zu weiden, nur durch Localrechte ausgeschlossen; jedenfalls aber ist diesem gerichtsbräuchlich vergönnt, die Düngung der Wiese, wozu vielleicht die geschlossene Zeit nicht paßlich war, in der offenen vorzunehmen. — 4) Äcker endlich sind aa) in dem Falle, daß eine Brachweide darauf ruht, während der ganzen Jahre, wo sie nicht brache liegen, zu hägen, mithin je nach der Landesart, z. B. an Orten, da die Dreifelderwirthschaft üblich, die zwei ersten Jahre; auch im dritten aber mindestens theilweise, nämlich in so weit, als sie zu einer nach dem Wirthschaftsbedürfnisse der Triftleidenden zu bemessenden Sömmerung verwendet werden; bb) findet eine Ackerweide im Allgemeinen Statt: so kann nur für denjenigen Zeitraum Hägung angesprochen werden, der zwischen dem zur Fruchterziehung nach ökonomischen Principien nöthigen ersten Beackerung und der vollen Einerntung liegt: Änderung der herkömmlichen Pflanzenarten, die den Triftsbefugten benachtheiliget, ist erst neuerlich zu Gunsten des Futterkräuterbaues in manchen Ländern, z. B. in Weimar, verstattet. — S. überhaupt Kind[1]), Hagemann[2]), Münter[3]), Zachariä[4]), Haubold[5]), Schmidt[6]) und das weimarsche Triftgesetz v. 3. April 1821 nebst Nachtrag v. 19. Mai 1826. *(Emminghaus.)*

HAGGADAH *), d. h. Kunde. Die Juden benennen mit diesem Namen die rabbinischen Legenden, welche theils aus moralischen Fabeln und Parabeln bestehen, theils Erklärungen und Zusätze für gewisse biblische Stellen bilden. Die Zahl dieser Legenden in den rabbinischen Schriften ist sehr groß, und ihr Werth ungleich. Einige verlieren sich in die ungereimteste und sinnloseste Fabelei, während andre tiefsinnigen Gehalt unter einer schönen allegorischen Form umschließen. Was den Ursprung derselben betrifft, so wird erzählt, daß Gott alle diese Kunden dem Moses während seines vierzehntägigen Aufenthaltes auf dem Berge Sinai mitgetheilt habe. Dieser habe sie aber wieder vergessen, und der Engel Jefathja sei berufen wurden, sie ihm von Neuem zu erzählen. Alsdann habe sich die Tradition aus Moses Munde fortgepflanzt.

Die allegorischen und metaphorischen Erklärungen dieser Legenden bilden einen großen Theil der rabbinischen Literatur. (S. Rabbin. Literatur.)

Ein Buch unter dem Titel Haggada schel Pesach enthält Legenden und Vorschriften über das Osterfest und wird von eifrigen Juden besonders bei der Ostermahlzeit gelesen, in Bezug auf Moses, II. Buch, XII, 26. Der Verfasser dieses Buches, welches auch zuweilen mit den Anfangsworten מה נשתנה betitelt wird, ist unbekannt. Es ist oft gedruckt und Abarbanel hat einen weitläufigen Kommentar dazu geliefert **). *(R.)*

HAGGAI (חַגַּי), der zehnte der zwölf kleinen Propheten, und der erste unter denen, die nach dem babylonischen Exil, unter den zurückgehrten, in der Heimath sich wieder ansiedelnden Juden geweissagt haben. Wir wissen gar nichts von seiner Herkunft und seinen Schicksalen; aber er selbst hat uns über die Zeit, die Veranlassung und Beziehung seiner Weissagungen mit einer Sorgfalt belehrt, von welcher zu wünschen wäre, daß sie alle Propheten angewendet hätten. Er führt Jahr, Monat und Tag, wo er aufgetreten ist, an.

Wir wissen aus dem Buche Esra's (Kap. IV.), daß die Samaritaner, nachdem sie auf eine in der That lieblose und unverständige Weise mit ihrem Vorschlage,

1) Quaest. T. II. c. 33. 36. 37. ed. 2. 2) Landwirthsch.-R. §. 126. 132. 190. 294 — 296. Dessen prakt. Erört. Bd I. n. 15. Bd II. n. 24. 3) Weiderecht. 2te Ausg. 1810. S. 59. 96. 109. 110. 131. 4) Annalen der königl. sächs. Gesetzg. Bd I. S. 250 fg. 278 fg. 5) Sächs. Privatr. S. 202. 204. 207. 6) Rechtssprüche, S. 331 — 349.

*) Wird von den frühern Juden, so wie auch noch von den gegenwärtigen Haggádah ausgesprochen. (St.) **) S. *Wolfii* Bibl. hebr. II. 1285 und die Frankfurter Encykl.

am Tempelbaue der Juden Theil zu nehmen und dadurch mit denselben Ein Volk zu bilden, abgewiesen worden, gegen dieses Volk Hindernisse erregt hatten, welche bis zum zweiten Jahre des Darius Hystaspis fortwirkten. Um diese Zeit aber sahen sich die Juden wieder im Stande, das unterlassene Werk fortzusetzen; und diesen Zeitpunkt benutzte unser Prophet sammt Zacharia (Esra V, 1.), um zur Fortsetzung zu ermuntern (Kap. I). Er tadelt die Eigensucht der Juden, vermöge deren sie für ihre eigenen Wohnungen sorgten und das Haus ihres Gottes wüste liegen ließen, und findet in der Unfruchtbarkeit des Landes die Strafe dafür (V. 4 — 11). Wirklich fand diese Ermahnung Gehör, und das Volk schritt zum Tempelbaue (V. 12 — 15). In einer zweiten Weissagung (Kap. II, 1 — 9) tröstet der Prophet diejenigen, welche den zweiten Tempel weit geringer als den ersten fanden (vergl. Esra III, 12 ff.), durch die Verheißung, Gott werde eine große Weltveränderung bewirken, wodurch die Kostbarkeiten aller Nationen in den Tempel zusammen strömen würden, so daß er noch herrlicher werden würde, als der erste gewesen sei. Er meinte wohl, die alte Hoffnung werde in Erfüllung gehen, daß der Dienst Jehova's Weltreligion und der Tempel Mittelpunkt derselben werden würde (vergl. Jes. II, 2). In seiner dritten Weissagung (Kap. II. 10 — 19) verheißt er, daß auf die Unfruchtbarkeit, mit welcher die Unterlassung des Tempelbaues bestraft worden, fruchtbare Zeiten folgen sollen. Endlich wiederholt er die Vorhersagung von großen Weltveränderungen, und verheißt dem Serubabel, dem Statthalter von Judäa, die besondere Obhut Gottes (Kap. II, 20 — 23).

Haggai verräth in seinen Hervorbringungen die geistesarme, gedrückte Zeit, in welcher er schrieb; auf ihm ruhete nicht mehr die alte kräftige Begeisterung. Seine Weissagungen sind arm an Gedanken und matt von Sprache, und an die Stelle eines echten Glaubensmuthes tritt Schwärmerei. Als solche nämlich müssen wir die Hoffnung großer Weltbewegungen ansehen, wenn sie durch nichts begründet, sondern gleichsam aus der Luft gegriffen wird.

Wir haben eine Menge alter Bearbeitungen dieses Propheten, welche *Rosenmüller* Schol. in Vet. Test. Part. VII. Vol. IV. Prooem. anführt. Dieser Ausleger selbst ist am meisten zu empfehlen. (*de Wette.*)

HAGUE (Dr. Charles), ein berühmter engländischer Violinspieler und Tonsetzer der neuesten Zeit, war 1769 zu Tadcaster in Yorkshire geboren, und zeigte sehr früh ein entschiedenes Talent für die Musik, welches er unter der Anleitung seines älteren Bruders zur Violine zu entwickeln anfing. In der Folge wurde Cambridge sein Aufenthalt, und Manini auf der Violine, und Hellendaal im Generalbaß seine Lehrer. Nach Manini's Tode genoß er eine Zeit lang Salomon's Unterricht zu London, und studirte daneben unter Dr. Cooke die Vokalharmonie. Nach seiner Rückkehr wurde er 1794 Bachelor of Music zu Cambridge und Doktor in seiner Kunst. Er starb den 18. Junius 1821.

Hague war einer der geschmackvollsten Violinspieler, namentlich für das Quartett und die Begleitung des Fortepiano, deßgleichen ein sicherer und pünktlicher Direktor. In der Theorie der Musik war Rameau sein Meister; demnächst nahm er Tartini, den Lehrer Hellendaal's, zum Vorbilde. Seine Kompositionen sind größten Theils Lieder, von denen 1805 A Collection of Songs erschien. Ferner Six Glees for three and four Voices. Größere: An Anthem composed for the Degree of Bachelor of Music. 1794 (der 137ste Psalm). An Ode performed in the Senate House at Cambridge, at the Installation of his Royal Highness the Duke of Gloucester, Chancellor of the University. Wir übergehen seine Arrangements und einige einzelne Liederkompositionen. (*R.*)

HAGUE, ein kleines Ländchen in der Normandie, dessen Namen jetzt nur noch der Geschichte angehört: es bildet jetzt einen Theil des Manchebezirks Cherbourg; doch führt die im W. in die See hervorspringende Spitze noch immer den Namen Cap de la Hague. (*G. Hassel.*)

HAGUENAU, eine der besten Städte des französischen Departements Niederrhein, Bezirk Straßburg. Sie liegt N. Br. 48° 48′ 45″ L. 25° 27′ 55″ an der schiffbaren Motter, die sie in 2 Theile zerschneidet und mit dem Rheine in Verbindung setzt, ist mit unbedeutenden Festungswerken umgeben, die freilich im Mittelalter furchtbar waren und ihr, bis sie französisch wurde, manche Belagerung zugezogen haben, übrigens altfränkisch gebaut, und besitzt eine katholische, eine luthersche Pfarr- und ein paar andere Kirchen, die vormaligen Klöstern zugehört haben, 1 städtisches Collegium, vormals mit Jesuiten besetzt, 2 Mildthätigkeitsanstalten, gegen 1000 Häuser und nach dem Alm. roy. von 1825 9002 Einwohner, die mancherlei Gewerbszweige unterhalten: 1802 bestanden hier 7 Tabaksfabriken mit 2 Mühlen, 3 Krappfabriken mit 2 Mühlen, 5 Stärkefabriken, 2 Strumpfwebereien, 1 Strohhutfabrik, 3 Lichterfabriken, 1 Kesselschmiede, 2 Fajanzefabriken, 3 Bandmanufakturen, 1 Färberei, 2 Bleichen, 8 Seilereien und 4 Ziegelhütten. Die Krämerei ist nicht unbedeutend: jährlich werden 3 dreitägige Märkte gehalten. Die Stadt hat auch ein Handelsgericht. Sie war einst eine der 10 Reichsstädte des Elsasses und kam mit demselben an Frankreich. Von der Burg, die einst Friedrich der Rothbart hier erbaute, sieht man kaum noch Trümmer. Sie ist der Geburtsort des hebräischen Grammatikers Wolfg. Capito. Vor ihren Mauern breitet sich der weitläufige Hagenauer Forst aus, der dem State gehört, und 27,252 Metres lang, 9731 breit, aber schon sehr ausgeholzt ist. (*G. Hassel.*)

HAGUENIER (Jean), ein französischer Liederdichter aus Bourgogne, blühte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und starb im 60. Jahre 1738. Seine leichten Chansons, zum Theil augenblickliche Ergüsse der Lust und Laune, wie eine gute Gesellschaft und eine wohl besetzte Tafel sie eingaben, finden sich in mehreren Sammlungen. Er wurde zu seiner Zeit als ein witziger Kopf und geistreicher Sänger gesucht und gepriesen, aber sein Nachruhm ist in dem Schwarme der französischen Chansonniers untergegangen. (*R.*)

HAGUENOT (Henri), geboren zu Montpellier den 26. Januar 1687, widmete sich, wie sein Vater, Peter, (der nichts als eine Dissert. quaestiones XII e medicina depromptae. Monspell. 1639. 4. hinterließ) dem Studium der Arzneiwissenschaft, und wurde, nachdem er sehr fleißig das königl. Collegium und die hohe Schule zu Montpellier besucht hatte, noch sehr jung (1706) schon Doktor. Sogleich fing er an eigene Vorlesungen zu halten und zeichnete sich darin als außerordentlicher Lehrer so aus, daß er nach einigen Jahren schon (1709) als ordentlicher Professor der Medicin in die Stelle seines Vaters, der sie zu seinen Gunsten niedergelegt hatte, eingesetzt wurde. Als Lehrer und Arzt folgte er den gewöhnlichen Pfaden, wollte nicht durch außerordentliche und sonderbare Ideen glänzen, hielt sich streng an die Beobachtung und Erfahrung und war deßhalb sehr glücklich in seinen Kuren; als Mensch war er von großer Frömmigkeit und Wohlthäter für viele Arme. Da er deßhalb allgemein beliebt war, so machte ihn der Magistrat zum Rathe beim Gerichtshof für das Rechnungs-, Steuer- und Finanzwesen; auch wurde er Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier. Er starb den 11. December 1775. Da er keine Kinder hatte, so vermachte er sein ganzes Vermögen und seine schöne Bibliothek den Hospitälern, hauptsächlich dem Hôtel-Dieu St. Eloi; deßgleichen ließ er ein sehr schönes Gebäude für die Gesellschaft der Wissenschaften am Platze Peyrou einrichten, was er ihr bei seinem Tode als Eigenthum übergab. Seine Schriften waren zu ihrer Zeit klassisch und sind jetzt noch immer voller Interesse; seine Dissertationen, deren er eine Menge schrieb, sind in einer reinen und sehr verständlichen Latinität verfaßt. Die wichtigsten seiner Werke sind: Tractatus de morbis externis capitis. Avignon. 1751. 12. Otia physiol. de circulatione, de pulsu arteriarum et de motu musculorum. Ibid. 1753. 4. Eine Abhandlung über eine neue Heilart der Lustseuche. Montpell. 1734. und eine über die Gefahren der Beerdigung in Kirchen. 1748. 8., beide in französischer Sprache. In den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier sind die meisten seiner Abhandlungen enthalten.*)

(*Huschke.*)

HAGIOGRAPHA (heilige Schriften), nennt man den dritten Theil des Alten Testaments, welcher die Psalmen, die Spr. Salomo's, das Buch Hiob, das Hohelied, das Buch Ruth, die Klagelieder Jeremia's, den Prediger Salomo's, das Buch Esther, Daniel, Esra, Nehemia, die Bücher der Chronik enthält. Es ist die durch Epiphanius [1]) eingeführte Übersetzung des hebräischen Ausdruckes כְּתוּבִים, den er aber auch anderwärts [2]) durch γραφεῖα gibt.

Mit diesem Ausdrucke wollten die Juden ursprünglich schwerlich mehr sagen als: (heilige) Schriften überhaupt. Man theilte nämlich das ganze alte Testament in Gesetz (תּוֹרָה), Propheten (נְבִיאִים) und כְּתוּבִים, und unter den letztern verstand man Schriften, welche weder zu dem Gesetze, noch zu den Propheten, aber doch zu den heiligen Schriften gehörten; es war eine unbestimmte Bezeichnung in Ermangelung einer bestimmteren, dergleichen ähnliche auch sonst vorkommen, als: die andern, τὰ ἄλλα (Jes. Sir. Prol.), Hymnen und andere, ὕμνοι καὶ τὰ ἄλλα (*Philo* de vit. contempl. p. 893. ed. Francf.); die Übersetzung ἁγιόγραφα ist dem Sinne nach richtig, denn unter כתובים verstand man heilige Schriften; der Ausdruck hat aber bei uns eine besondere Bedeutung, die nämlich eines Eigennamens, gewonnen, welche Epiphanius nicht beabsichtigt hat.

Die Rabbinen [3]) erklären den Ausdruck כְּתוּבִים emphatisch, so daß er so viel als in heiliger Begeisterung geschriebene Bücher (כתובים ברוח הקדש) bezeichnen soll. Man unterschied nämlich drei Arten von göttlicher Begeisterung: die des Mose, welcher Gott von Angesicht geschaut, die Prophezeihung (נבואה), in welcher die Propheten geschrieben, und die heilige Begeisterung oder der heilige Geist schlechthin, in welcher die Bücher des dritten Theils geschrieben seyn sollten. Allein der einfache ursprüngliche Sinn ist wahrscheinlich der oben angegebene. Dieser wird wenig oder gar nicht verändert, wenn man annimmt, der Ausdruck כְּתוּבִים komme von der üblichen Anführungsformel der Rabbinen כתוב, es steht geschrieben, her; er hieße dann auch Schriften, heilige Schriften. Die Eintheilung der Hagiographa ist im Art. Bibel †) angegeben.

(*de Wette.*)

Hagiomachi, s. Iconomachi.

HAGIUS *) (Conradus), geboren zu Rinteln 1559 und gestorben als gräflich Holstein-Schaumburgscher Kammermusikus und Komponist, hat 4-, 5- und 6stimmige Magnificat, deutsche Gesänge zu 2 bis 8 Stimmen und mehrere andere Instrumentalstücke herausgegeben, die zu ihrer Zeit beliebt und geschätzt waren **).

(*K. Breidenstein.*)

HAGIUS (Petr.), war dem Ambrosius Hagius auf dem Gute Henneberg bei Heiligenbeil in Preußen, im Junius 1596 geboren, genoß im väterlichen Hause, zu Lindenau, Heiligenbeil, in der Löbenichter Schule und seit 1585 auf dem Archipaedagogium zu Königsberg Unterricht, studirte daselbst und seit 1592 zu Helmstädt Theologie, begab sich 1593 nach Wittenberg, kam 1595 wieder zu seinem Vater, und da dieser 14 Tage darauf starb, mußte er das Hauswesen annehmen, ward 1598 Rektor in Lyck, 1602 an der Domschule in Königsberg,

*) Vergl. *Eloy* dict. d. l. médécine. *Desgenettes* in den éloges des académiciens de Montpellier 1811, Haller u. Adelung.
1) De pond. et mens. c. 4. Opp. T. II, p. 162. 2) Haeres. XXIX. c. 7. Opp. T. I, p. 122.

3) *Elias* in Tisbi R. כתב u. A. Vergl. *Carpzov.* Introd. ad libros canon. V. T. P. I. p. 25. †) Das hierher Gehörige befindet sich namentlich im 10ten Theile der ersten Section, S. 2 fgg. (*St.*)
*) Nicht zu verwechseln mit Joannes Hagius, welcher gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Superintendent in Eger war und ebenfalls mehrstimmige geistliche Gesänge geliefert hat. (*R.*)
**) S. *Draudii* Biblioth. Class. p. 1631.

den 28. März 1607 Magister, und starb den 31. Aug. 1620 an der Pest. (S. Erläutertes Preußen, Bd. III. S. 371. Arnold's Historie der Königsberger Univ. Th. II. S. 506.) Man hat von ihm Prosopopoeia veri et sinceri Christiani, 1618. 4. in teutschen Versen. — Praxis pietatis maximae quaestuosae. Königsb. 1623. 4. aus den Evangelien in teutscher und lateinischer Sprache, und die Lieder: Nun laßt uns mit den Engelein; — Ich weiß, daß mein Erlöser lebt; — Weil unser Trost der Herre Christ; — Freu' dich, du werthe Christenheit. — Simon Dach war sein Schüler †). (*Rotermund.*)

HÄGLIGEN, ein Pfarrdorf des Cantons Aargau, anderthalb Stunden von Bremgarten, als Schauplatz von zwei Ereignissen bemerkenswerth. Im J. 1531 wurde hier der Friede zwischen Bern und den fünf katholischen Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug unterzeichnet, und dadurch der mehr politische, als religiöse Bürgerkrieg beendigt. Im Frühjahre 1798 zerstreute bei eben diesem Dorfe ein Corps Franzosen eine Schar Zuger und Freiämtler, die sich, mehr patriotisch als klug, ihrem Vorrücken widersetzte. (*Escher.*)

HAGNAU, ansehnliches Pfarrdorf und Herrschaft im Großherzogthume Baden, ehemals eine Besitzung der Edeln von Ellerbach auf Ryfiburg, von denen sie im J. 1433 durch Kauf an die Abtei Weingarten, und im J. 1436 auf gleiche Weise an die Reichsstadt Überlingen kam. Überlingen, von Schulden gedrückt, verkaufte sie im J. 1658 an das fürstliche Stift Einsiedeln, und dieses im J. 1693 wieder an das Gotteshaus Weingarten, bei welchem auch Dorf und Herrschaft bis zu den wichtigen Statsveränderungen unserer Zeit verblieben sind, wo sie als ein Zugehör des Klosters Weingarten durch den Frieden von Lüneville dem Fürsten von Nassau Dillenburg zufielen, und endlich durch den Presburger Frieden an den Großherzog von Baden abgetreten wurden. Der Großherzog nahm die Herrschaft sofort in seinen Titel auf, und führet wegen derselben in dem großen Statswappen unter den zehn spanischen Schilden, welche zu beiden Seiten vom großen Hauptschilde, von den Pranken der Schildhalter herab hangen, das fünfte Schild rechts unten. Es ist mit der Grafenkrone bedeckt, und hat ein vierfach getheiltes Feld, rechts oben und links unten Gold, links oben und rechts unten Grün. Das Dorf ist nach der neuesten Landeintheilung dem Bezirksamte Meersburg einverleibt, liegt am Bodensee, 1½ Meile von der Amtsstadt an der Poststraße von Überlingen und Meersburg nach Friedrichshafen und Lindau, hat 375 Einwohner, 113 Häuser, worunter sich mehrere ansehnliche Gebäude, Klosterhöfe und ein Gasthof auszeichnen. Die Einwohner sind ziemlich wohlhabend und nähren sich vom Weinbaue, der hier mit gutem Erfolge getrieben wird *). (*Leger.*)

HAGNITAS, Beiname des Asklepios, unter dem er einen Tempel in Sparta hatte. Seine Bildsäule war vom Holze des Agnus castus (Keuschbaum)*) verfertigt, daher der Name Paus. III, 14. (*Richter.*)

HAGNO (*Ἁγνώ, οῦς*), eine von den drei Schwestern, die nach arkadischer Mythe den Zeus auf dem Berge Lykäos zogen. Neda und Thisoa waren die andern. Von dieser Hagno führte eine Quelle auf dem Berge Lykäos vom Flusse Helisson westwärts den Namen. Bei langer Trockenheit betete der Priester des Zeus bei demselben und berührte mit einem Zweige die Oberfläche des Wassers. Ein dicker Dampf stieg auf und es erfolgte bald nachher Regen. Paus. VIII. 38. Dieser Glaube scheint in dem bekannten Brauen mancher Berge seinen Grund zu haben. (*Richter.*)

HAGSFELDEN, evang. luther. Pfarrdorf mit 489 Einw. am Anfange des Hartwaldes im großh. badenschen Landamte Karlsruhe, ½ teutsche M. nordöstl. von dieser Residenzstadt, und eben so weit von Durlach entlegen. (*Leger.*)

Hägung (Forstwissenschaft und Jagd), s. Hagen oben S. 166 fgg.

HAGYRKUR, der leicht Dichtende oder Verse Aufsagende, ein Beiname des Odin in der skandinavischen Mythologie. Denn Odin redet immer in Versen und heißt daher auch Lioda smidr, der Liederschmied, und Galdra smidr, der Schmied der Zaubergesänge. (*R.*)

HAHA, HEHA, eine Provinz des afrikanischen Reichs Marokko's, die am atlantischen Oceane belegen ist und Mogodor zur Hauptstadt hat. Jackson gibt ihr wohl zu freigebig eine Bevölkerung von 708,000 Einw., ohne die Städte einzurechnen. Sie liegt nach den Karten übrigens zwischen dem Oceane im W., und den Provinzen Abda im N., Susa im O. und S. (*H.*)

HAHA, (das), ist eine freie Stelle in der Befriedigung am Ende eines Gartens, welche mit einer tiefen Grube von außen verwahrt ist, und eine ungehinderte Aussicht in Freie zu gewähren beabsichtigt. So heißt auch der tiefe Graben, welcher ganze Seiten eines Gartens, oder einer Anlage u. s. f. einzingelt, so daß er die Stelle eines Zaunes vertritt. Wahrscheinlich rührt diese Benennung von dem Ausdrucke der Verwunderung, Haha! her, den man als Ausruf des Vergnügens über die unbeschränkte Aussicht in weite Ferne äußert, oder als Zeichen des Mißvergnügens über das durch einen solchen Graben ganz unerwartet aufgestoßene Hinderniß von sich hören läßt. (*St.*)

Häher, s. Corvus.

HAHN, (biblisch). Das alte Test. erwähnt nach der wahrscheinlichsten Auslegung der Hähne nirgends, und nur die Rabbinen und der Verfasser der Vulgata, haben mehrern Wörtern diese Bedeutung gegeben, und daher des Hahnes erwähnt, wo der Text anders zu erläutern ist, z. B. Hiob 38, 36. quis dedit gallo in-

†) Vgl. oben d. Art. Pet. Hagen. S. 164. 65 dies. Bandes. (*St.*)

*) Meistens nach Kolb im Lexik. v. Bad. II, 2.

*) Vgl. über diesen Baum, *ἄγνος*, im Griechischen genannt, Geoponic. II, 4, 1. edit. *Niclas*, *Heindorf* ad *Plat.* Phaedr. p. 198 et 280; *Schneider* ad *Theophrasti* hist. plant. I, 5, 3, 12. so wie auch *Plin.* Hist. Nat. XXIV, 9, 38. deßhalb, daß bei der Feier festlicher Tage, die Frauenzimmer sich der Zweige dieses Baumes bedienten, um ihre Keuschheit zu verwahren. (*St.*)

telligentiam? richtiger: wer legte Weisheit in das Herz?), Spr. 30, 31.: gallus succinctus lumbos (richtiger: das Streitroß, an den Lenden gegürtet). Jes. 22, 17: dominus asportari te faciet, sicut exportatur gallus gallinaceus (richtiger: Jehova streckt dich hin mit männlichem Wurf). — Der **Hahnenschrei** im neuen Test. (ἀλεκτοροφωνία Mark. 13, 35) ist die 3te Nachtwache nach der römischen Gewohnheit, nur den Tag in Stunden, die Nacht aber in 4 Nachtwachen einzutheilen, zwischen der Mitternacht und Morgenröthe. Die talmudische Grille, daß in Jerusalem keine Hähne geduldet worden, (Gemara, Baba kama fol. 38, col. 2.) wird sogar hinlänglich durch die Verläugnungsgeschichte Christi durch Petrus widerlegt. (*Gesenius.*)

Die neuern Juden opfern, den rabbinischen Fabeln zu Folge, in denen die Hähne, und namentlich der heilige Hahn von Jerusalem, eine große Rolle spielen, einen Hahn am Abend vor dem langen Versöhnungstage (die Weiber ein Huhn) unter mancherlei abergläubischen Cärimonien. Die Muhamedaner haben den Hahn ebenfalls in das alte Testament hinein gedichtet, indem sie erzählen, er sei unter den Thieren gewesen, welche Abraham (1 B. Mos. 15, 10.) zerstückt und auf zwei Seiten gegen einander über gelegt hätte. Ihnen ist dort der Hahn ein Symbol der sinnlichen Lust, welcher der Mäßigkeit geopfert wird. Aber auch in dem Paradiese Muhameds ist ein heiliger Hahn, groß, von weißer Farbe, dessen mit Edelsteinen geschmückte Flügel nach Osten und Westen ausgespannt sind. Sein Kopf erhebt sich bis zum Throne Gottes und seine Füße schweben in der Luft. Alle Morgen singt er einen Lobgesang Gottes, den die Hähne auf der Welt wiederholen. Um die Zeit des großen Gerichtstages wird er aufhören zu singen. (*R.*)

HAHN (symbol. und mythol.). Fast unter allen Völkern des Alterthums war der Hahn ein Symbol der Wachsamkeit oder der kriegerischen Kampflust. In der Mythologie des Zendvolkes ist der heilige Hahn Kehrkas mit dem Hunde ein Wächter gegen den Ahriman. Eigentlich ist dieser irdische Hahn nur der Stellvertreter des himmlischen, des Planeten Hufraschmodads. Im Jescht-Avan heißt es: der Vogel, der in Kehrkas Gestalt Wache hält, drei Mal des Tages, drei Mal des Nachts, über die schutzlosen Wohnungen des Schlafs, damit nicht grausame Gewalt sich ihrer bemeistere. Um das letzte Dritttheil der Nacht, den Gah Oschen, die Zeit dieser Furcht, ruft dieser Vogel drei Mal mit hoher starker Stimme, um Schutz der Quellen Arduisurs[1]). Auch in späterer Zeit erscheint der Hahn auf den Feldzeichen der persischen Könige[2]).

Der Bramaismus opfert der Bhagawadi, in so fern sie als finstere blutdürstige Göttinn erscheint (ähnlich der taurischen Artemis) Hahnen, die noch dampfend in ihrem Blute in die Luft geworfen werden, damit dasselbe herabtriefend auf die Erde und die Schwellen des Tempels falle.

Unter den Gottheiten der Griechen ist der Hahn dem Ares heilig, Attribut und Opfer desselben. Daher nennt Aristophanes die Hähne Ἄρεος νεοττοί, und ihr Krähen ist eine glückliche Vorbedeutung für kriegerische Unternehmungen[3]). Dagegen weissagte die Stimme der Henne Niederlage. Bei den Spartanern opferten die Feldherrn nach dem Siege einen Hahn.

Ferner ist der Hahn geheiligt der Athene, namentlich der Ergane der Eleer, auf deren Helm er sitzt, dem Hermes, dem Apollo, wohl erst später, nachdem dieser Gott mit dem Helios zusammenfloß, dem Asklepios, welchem Sokrates vor seinem Tode einen zu opfern gebot, bei den Römern den Laren, als Hauswächter rc. Die Trözener opferten dem Nordwinde Hahnen.

Auch unter den alten Syrern im Baals Dienst erscheint der Hahn als Symbol des Feuergottes und der Sonne, und vielleicht wurde deßwegen ein Hahn in dem syrischen Tempel zu Mabog zum Wahrsagen gebraucht[4]).

In den Augurien der Römer spielt bekanntlich der Hahn eine sehr bedeutende Rolle, worüber zu vergleichen Cicero de Divin. II, 12. 26. 34. Plin. X, 21. Auch im Orient ist die ἀλεκτρυομάντεια zu Hause, das heißt die Wahrsagerei aus dem Fressen eines in einen Buchstabenkreis gestellten Hahns. Zonaras Annal. T. III. p. 28. Damit ist zu vergleichen Statsorakel der Römer aus dem Fressen der Hühner, welches noch mehr beobachtet wurde, als ihr Gesang. Dieser galt bei Hochzeiten für ein übles Zeichen der Knechtschaft des Mannes. S. Donat. zu Terent. Phormio. IV. 4. 30. Auch die skandinavische Mythologie hatte zwei Hähne, deren einer mit goldenem Kamme in der Wohnung der Asen die Helden in Odin's Sälen weckt. Der andre Hahn ist rußroth und kräht tief unten in Hela's Sälen[5]). (*R.*)

HAHN, HUHN, HAUSHÄHNE u. HÜHNER (ökon. diät.). I. Am schlachtbarsten sind die ganz gut gefütterten **Haushähne** im vierten oder fünften Monate ihres Alters. **Geoffroy** erhielt aus einem 9 Unzen, 4 Quent. und 8 Gr. schweren jungen Hahne 6 Quent. 24 Gr. Gallerte, 7 Quent. 36 Gr. getrockn. Faser und 1 Unze 6 Quent. und 40 Gr. Knochen. Unschlachtbar sind sie während der Mause, auch sobald sie hitzig zu werden, und auf die Hühner zu fliegen anfangen, so wie jene, die noch zu leicht an Gewicht und so mager sind, daß man bald ihren Brustknochen rc. fühlen kann. — Ein 2 Pfd 2 Unzen 6 Quent. schwerer alter Hahn gab Geoffroy 4 Unzen 7 Quent. 66 Gr. Gallerte. Alle zu alten Springhähne sind ungenießbar. — Den echten und vollkommenen **Kapaunen**, unter denen die zweijährigen die besten sind, werden oft unechte, d. i. mehr oder weniger alte, etwas

1) S. Rhode's Heil. Sage des Zendvolks. S. 310. Vergl. den Art. Halka. 2) S. *Plutarch.* in Artax. Daher ist auch der Scherz des Aristophanes in den Vögeln zu erklären, wo er den Hahn als König der Perser aufführt.

3) Vergl. den Artikel Hahnengefecht. 4) z. B. 2. B. Könige 17. 30. *Lucian.* de D. Syr. 48. 5) S. Woluspa. Nr. 44.

ausgefütterte Haushähne, denen die Geilen (Hoden) geblieben, und bloß Kamm und Bart abgeschnitten sind, oder unvollkommen gekappte untergeschoben. Beide haben ein trocknes, zähes, fade schmeckendes Fleisch. Dergleichen Betriegereien entdeckt man bei der genauen Untersuchung des Hintertheils zwischen beiden Lenden.

II. Zu junge Haushühner unter sechs Monaten haben ein zu breiiges, häutiges, unschmackhaftes, zu alte, über ein paar Jahre alte dagegen ein zähes, trocknes, kaum eßbares Fleisch. Am magersten sind alle in der Mause; unschlachtbar auch alle kranke, welche struppig die Flügel hängen lassen, nicht fressen wollen, den Durchlauf haben, oder Eiterbeulen am Rumpfe, und ganz butzig, wie geschwollen aussehen, voll Läuse sind, schwarze Kämme, oder auch Würmer an den Köpfen haben ꝛc.

Von dem hier und da ausgeschlachtet verkäuflichen Hühnervieh gilt das von den Gänsebäuchen oben Gesagte. Vorzüglich groß ist die Gefahr bei diesem während einer Epizootie unter demselben, wie Beispiele in Italien ꝛc. lehren. —

Übrigens ist das Huhn auch für Kranke und Reconvalescenten leicht verdaulich und gesund, ein altes dagegen weniger schmackhaft, gibt aber eine kräftige Brühe. Der Kapaun hat ein zarteres, wohlschmeckenderes, leicht verdauliches und zugleich nährendes Fleisch. Ein Pfd 7 Unzen 2 Quent. 48 Gr. des vom Fette gereinigten Kapaunfleisches lieferte Geoffroy 1 Unze 2 Quent. Extract, welches schwer zu trocknen war.
(Th. Schreger.)

Hahn (ornitholog.), s. Gallus u. Phasianus.

Hahn (Hydraulik), s. Röhre.

HAHN oder KRAN (technol.), heißt ein meistens von Holz oder von Messing verfertigter cylinderartiger und an einem Ende mit einem Griffe oder Wirbel versehener Körper, welcher quer in einer Röhre steckt, um durch seine Drehung rechts oder links eine Flüssigkeit entweder durch die Röhre hindurch und aus der Röhre heraus zu lassen, oder auch diesen Durchgang und Ausgang zu verwehren. Deßwegen ist der gewöhnliche Hahn, wie man ihn z. B. zu Bier-, Wein- und andern Fässern gebraucht, quer durchbohrt. Dreht man nun den Hahn so, daß diese Durchbohrung (die Queröffnung) mit der Höhlung der Röhre einen Weg geht: so läuft die Flüssigkeit durch den Hahn hindurch; dreht man ihn aber so, daß feste Wand vor die Röhrenhöhlung kommt: so wird der Flüssigkeit der Durchgang verschlossen.

Es gibt auch künstlichere Hahnen, welche mehrfach (oder auf verschiedenen Wegen) so durchbohrt sind, daß man, je nach der Art der Drehung des Hahns, die Flüssigkeit nach dieser oder jener Gegend hin führen, durch diese oder jene Röhre fortleiten kann. Solche künstlichere Hahnen findet man vornehmlich bei Dampfmaschinen, Luftpumpen, Luftsäulenmaschinen ꝛc.

Die hölzernen Hahnen, wie sie unter andern zu Fässern gebraucht werden, pflegt der Drechsler, die messingenen der Roth- oder Gelbgießer und der Mechanikus zu machen. Zinnerne Hahnen, welche der Zinngießer verfertigt, kommen unter andern bei Theemaschinen vor.
(Poppe.)

Hahn des Schiessgewehrs, s. Schiessgewehr u. Gewehrfabriken.

HAHN, ein altes, adeliges, jetzt gräfliches Geschlecht, das ursprünglich in Franken zu Hause gehört, aber bereits seit dem 13ten Jahrh. in Pommern eingebürgert ist, wo es die Güter Remplin, Plätz, Bristow u. a. besitzt: 1469 wurde es von Herzog Ulrich II. mit dem Erblandmarschallamte des stargardschen Kreises investirt, und am 7. Sept. 1802 in den Reichsgrafenstand erhoben. Der erste Graf Friedrich geb. den 24. Jan. 1742, gest. den 9. October 1805 war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, thätiger Beschützer der Wissenschaften, besonders der Naturkunde und Astronomie, wie er denn auf seinem Hauptgute zu Remplin eine eigne Sternwarte besaß und Verschiednes über Stern- und Naturkunde geschrieben hat, welches Meusel in seinem gelehrten Teutschl. Nachtr. VII. S. 496 verzeichnet hat.
(H.)

HAHN (Franz Joseph von), Bischof von Arad in Arabien, Weihbischof und Generalvikar zu Bamberg, war am 13. Julius 1699 zu Würzburg geboren, wo sein Vater fürstbisch. Rath und Lehenpropst gewesen ist. Nach erlangter akademischer Würde aus der Rechtswissenschaft widmete er sich noch besonders dem Studium der Geschichte und Alterthümer, reiste mit einem Empfehlungsschreiben des berühmten Geschichtforschers Schannat in die östreichsche Abtei Melk, deren Archiv und Bibliothek der Aufsicht des gleich berühmten Petz anvertraut war, und unter dessen Leitung er seine Kenntnisse ungemein erweiterte. Von hier begab er sich nach der Abtei Göttweih, wohin er durch Petz dem aus Franken gebürtigen Abte, Gottfried Bessel, empfohlen war. Während dieser seinen Landsmann durch Belehrung kräftigst unterstützte, und zur Vollendung des Chronicon Gottwicense benutzte, lernte ihn auch der Reichsvicekanzler und Koadjutor von Bamberg, Friedrich Karl Graf v. Schönborn, daselbst kennen. Dieser ernannte ihn 1727 zu seinem geheimen Secretär, ließ ihn mit sich zum Priesterstande 1728 befördern, verlieh ihm, nachdem er selbst Fürstbischof von Bamberg und Würzburg geworden war, zwei Stiftspfründen in beiden Städten, und erhob ihn zu seinem geh. Rath und Referendar. Als solcher hatte er fast täglich Gelegenheit, seine Kenntnisse in Reichs- und Statsangelegenheiten, in der alten und mittleren Geschichte Teutschlands sehr zu erweitern; er wurde des Fürsten vertrauter Freund, Rathgeber und steter Begleiter, und hatte einen großen Einfluß auf die Reichsanlegenheiten, besonders am Reichstage. Nach dem Tode des bambergschen Weihbischofs, Werner Schnaz, erhielt er 1734 dessen Stelle, und 1739 wählten die Stiftsherrn bei St. Gangolph zu Bamberg ihn auch zu ihrem Dechant. In diesem vielfachen Wirkungskreise wurde es ihm möglich, die auf Philosophie, Theologie und Kirchenrecht beschränkte Universität daselbst mit juristischen, medizinischen und chirurgischen Lehrstühlen zu versehen, und ihr

eine der Zeit angemessnere Sphäre zu verschaffen. Er stand im Briefwechsel mit den größten Gelehrten seiner Zeit, durch deren Mitwirkung seine Bücher-, Gemälde-, Münz- und Naturalien-Sammlung sehr bereichert wurde. Er starb zu Bamberg den 14. Julius 1747, und hinterließ viele Kostbarkeiten; seine Bibliothek haben die Brüder Veit zu Augsburg erst 1756 gekauft. (Vergl. dessen Todesanzeige, und Chronicon Gottwicense. p. XXIII. prologi §. 36.). *(Jäck.)*

HAHN (Heinrich). Hildesheim ist die Vaterstadt dieses zu seiner Zeit sehr berühmten Juristen. Sein Vater war Mitglied des dortigen Stadtrathes und er selbst wurde am 28. August 1605 geboren. Nicht nur auf der dortigen Schule, sondern auch zu Goslar bildete er sich in der griechischen und lateinischen Sprache aus, und begab sich alsdann auf die Universität nach Helmstädt, wo er theils der Philosophie und Geschichte, theils der Jurisprudenz sich widmete; da indeß eine einreißende ansteckende Krankheit (Pest) und der ausgebrochene Krieg 1625 die Hörsäle schlossen, so sah er sich genöthigt, nach Hause zurück zu kehren, und seine Studien so lange zu Rostock fort zu setzen, bis die Universität Helmstädt wieder eröffnet wurde. Dieß erfolgte 1631. Nun ging er nach Helmstädt zurück, gab anfangs Privatvorlesungen und erhielt zwar 1639 nach Joachim Wecke's Abgange eine Professur, indeß konnte doch wegen des damaligen Kriegs seine Bestallung erst 1641 ausgefertigt werden, nachdem er im Monat September des vorhergehenden Jahres bereits Doktor Juris geworden war. Hierauf lehrte er in Helmstädt 27 Jahre lang mit ungetheiltem Beifalle, war aber einer der ersten Docenten, die sich der damals noch ungewöhnlichen Dictirmethode bei seinem Vortrage bediente, auch wohl bei dringenden Abhaltungen Studenten dazu zu Hilfe nahm, worunter auch G. A. Struve sich befand. Besonders thätig arbeitete er in der Fakultät, wobei er zugleich viele Jahre lang die Stelle eines ordentlichen Beisitzers bei dem Hofgericht zu Wolfenbüttel versah. Mehrere während seines Aufenthalts in Helmstädt ihm gemachte vortheilhafte Anträge wies er von der Hand, da er theils vortheilhaft gesetzt war, theils sich durch Nebenarbeiten in der Fakultät und durch Rechtsgutachten Vieles verdiente. Er starb den 24. Februar 1668 an einer zu schnell vertriebenen Rose: seine Kinder aus zwei Ehen waren bis auf eine Tochter vor ihm verstorben. Für sein Fach war er nicht bloß als Lehrer, Fakultist und Richter, sondern auch als Schriftsteller thätig, ob er gleich nur wenige größere Schriften zu Tage gefördert. Aber seinen Namen tragen nicht weniger als 68 Dissertationen, wovon einige weit über seine Zeit hinaus gereicht haben, und was in der Regel wenigen Dissertationen zu Theil wird, bis in die Mitte des 18ten Jahrh. verschiedentlich aufgelegt sind: so die de collationibus 1647, 1676 und 1686, de altero tanto 1648, 1653 und 1676, de alimentationibus 1653 und 1745 u. a. Seine Dissert. de jure rerum et juris in re speciebus. Helmst. 1639 erregte einen heftigen juristischen Zwiespalt, worin Born, Schwendendörfer, G. A. Struve und Gläser für und wider auftraten. Zu seinen großen Schriften gehören observ. theoretico-practica ad Wesenbeckii in L libros digest. comment. Helmst. 1650—1653, 1659, 1668 und 1706, auch zwei Mal nachgedruckt, ein Beweis, wie sehr dieß Werk gesucht wurde, und die conclusiones de jure forensi. Helmst. 1653 und 1654. Der Dissertationen, die unter seinem Präsidium vertheidigt und meistens aus seiner Feder sind, ist ebenfalls eine Menge *). *(Ad. Martin.)*

HAHN (Johann David), geb. zu Heidelberg den 9. Julius 1729, studirte daselbst und zu Leiden die Medicin, wo er auch Doktor wurde. Im J. 1753 erhielt er schon die Professur der Philosophie, Experimentalphysik und Astronomie zu Utrecht und im J. 1759 die der Botanik und Chemie. Dem Rufe nach Leiden als Professor der Medicin im J. 1775 folgte er und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode den 19. März 1784. Da seine Ämter und sein Wissen so vielseitig waren, so sind es auch seine Schriften, meist Dissertationen und kleine akademische Abhandlungen, aber voller Geist und Gründlichkeit. Ihre Titel findet man im Adelung; außerdem besorgte er eine Ausgabe von Gottfried Wilhelm Schilling's comment. de lepra. Lugd. Bat. 1778. 8. und übersetzte Is. Waat's Logik ins Lateinische. *(Huschke.)*

HÄHN (Johann Friedrich), königl. preuß. Generalsuperintendent, Konsistorialrath und Director des Gymnasiums zu Aurich in Ostfriesland, Sohn eines Bäckers zu Baireuth, wo er am 15. August 1710 geboren war. Aus dem Gymnasium seiner Vaterstadt kam er 1733 auf die Hochschule zu Jena, wo er neben der Theologie mit vielem Fleiß die mathematischen Wissenschaften studirte. Vorliebe zum Pietismus bewog ihn, nach Halle zu gehen, wo er eine Lehrstelle am Waisenhaus erhielt. Hier lernte ihn der Abt Steinmetz zu Kloster Bergen als einen sehr frommen Bruder kennen, dem es dabei nicht an Kenntnissen fehlte, und darum berief er ihn 1736 an die berühmte Lehranstalt, deren Vorsteher er war. Hähn widmete sich dem Lehrberufe mit so viel Fleiß und Einsicht, daß ihn Steinmetz 1743 zum Klosterprediger und Inspector der Schule ernannte. Die vielen Programmen und Schulschriften, die er von der Zeit an drucken ließ, und die fast alle Zweige des Schulunterrichts umfassen, sind ehrende Beweise seiner guten pädagogischen Einsichten und eines nie rastenden Fleißes. Mit seltener Geduld und der einnehmendsten Freundlichkeit ließ er sich zu seinen Schülern herab, und suchte ihnen Alles leicht und faßlich zu machen. Nur seine langen Predigten, die gewöhnlich zwei Stunden und darüber dauerten, mißfielen den bergenschen Zög-

*) Vergl. Progr. universitatis Juliae ad exsequias Hahnii. Helmst. 1668; in *Witte* memor. Ictorum. p. 470; *P. Freher* theatr. virorum erud. clarorum. p. 1182. Sincer's Lebensbeschr. großer Juristen I. 74. wo sich jedoch viel Unrichtigkeiten finden; Jöcher II. 1320; Junker's Beiträge II. Nr. 13; *Saxe* onomast. liter. IV. 389. 398.

lingen sehr, und erstickten bei ihnen die Liebe zur Religion, die sie anflammen sollten. In dem Schulmeister-Seminarium, welches unter seiner Aufsicht stand, unterwies er in den besten Methoden des Unterrichts; er ließ von den vornehmsten Rechnungsarten Tabellen drucken, verfertigte ein neues Buchstabir- und Lesebüchlein, und lehrte die Seminaristen den zweckmäßigen Gebrauch desselben. Aber eine Zwistigkeit, die er mit dem Abt bekam, war Ursache, daß er 1749 als Feldprediger der Gensdarmen nach Berlin ging. Hier lernte er den Oberkonsistorialrath Joh. Jul. Hecker kennen, der 1747 eine Realschule für nicht studirende junge Leute angelegt hatte; und da dem äußerst thätigen Hähn seine Predigerstelle hinreichende Muße ließ: so fing er sogleich wieder an, zum Besten der Schulen, und besonders des Heckerschen Instituts, wirksam zu werden. Er schrieb zuerst seine Agenda scholastica, oder Vorschläge, Lehrarten und Vortheile, welche sowohl überhaupt zur Einrichtung und Erhaltung guter Schulanstalten, als auch besonders zur Beförderung und Erleichterung des Lehrens und Lernens, abzielen. Berlin 1750—52. 10 Stücke. 8. Unverkennbar ist darin des Verfassers Reichthum an Kenntnissen, Vorschlägen und Methoden. Dabei erwarb ihm seine Gabe des Unterrichts, die Achtung der vornehmsten Familien, und selbst am Hofe schätzte man ihn. Er wurde daher berufen, den damals fünfjährigen Prinzen Friedrich Wilhelm (Nachfolger Friedrichs II.), der eine etwas schwere und undeutliche Sprache hatte, das Lesen zu lehren. Mit Hilfe mehrer von ihm ersonnener künstlicher Mittel, der Bilder auf Papier, Modelle und verschiedener Spielwerke erreichte er seinen Zweck in kurzer Zeit, und bahnte sich dadurch zugleich den Weg zu weiterer Beförderung. Er übernahm im Mai 1753 die Inspection der Realschule und wurde zugleich Heckern als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche adjungirt. Bei einer vielseitigen amtlichen Thätigkeit in Kirchen- und Schulsachen widmete er alle seine Mußestunden der Verfertigung von Abbildungen des Hauses Brandenburg, des Hauses Sachsen, der römischen Kaiser, der biblischen Geschichte und der Geographie sammt der damit verbundenen Statengeschichte, Chronologie, Genealogie, Heraldik und Numismatik auf eben so vielen verschiedenen Kupfertafeln und deren besonders gedruckten Erläuterung. Er wollte dadurch den Kindern die Erlernung der Geschichte und Geographie erleichtern, indem sie auf den Kupfern die merkwürdigsten Personen und vieles Andere abgebildet sahen, und die Einbildungskraft dem Gedächtnisse zu Hilfe kommen sollte. Die Methode an sich war gut, aber die Anweisungen waren zu sehr übereilt, und daher nicht fehlerfrei. Daneben schrieb er noch eine größere und kleinere Glaubenslehre, die Geometrie, Trigonometrie und Kriegsbaukunst in Tabellen, und gab Predigten, die Bekehrungsgeschichte des Obersten von Bardeleben, des Herrn von Beggerow und der Gräfinn von Beers und andere Schriften, meistens ohne sich zu nennen, heraus. Der Unterricht, den er in der Realschule einführte, wurde ganz nach der von ihm erfundenen tabellarischen Methode ertheilt, der er selbst den Namen Literal-Methode beilegte[1]). Das Wesentliche derselben bestand darin, daß man bloß mit den Anfangsbuchstaben der Worte die Hauptgegenstände des Unterrichts in den Schulen an der Tafel anschrieb, und insbesondere die Folge der Hauptideen in den Wissenschaften tabellarisch vorstellte. Das Gedächtniß sollte dadurch erleichtert, die Zeit erspart, die Aufmerksamkeit geweckt und Übung im Nachdenken erhalten werden. Diese sehr scheinbaren, zum Theil auch wahren Empfehlungsgründe, von einem Manne vorgetragen, der sich zu den Kindern so außerordentlich herab zu lassen wußte, daß er hierin seines Gleichen suchte, verschaffte seiner Methode Gönner und Anhänger, und ihrem Erfinder Ruhm und Ehre. Der Abt Felbiger, Generaldirector des Schulwesens in den sämmtlichen östreichschen Normalschulen, kam selbst nach Berlin, um die Hähnsche Literal-Methode kennen zu lernen, ließ drei Lehrer in der Realschule in derselben unterrichten, und machte von dieser Methode in den östreichschen Normalschulen Gebrauch. Es erhoben sich aber bald mehrere Stimmen gegen dieselbe, die den tabellarischen Unterricht als äußerst trocken, geistlos und ermüdend verwarfen. Die Hähnsche Unterrichtsweise hat längst andern Methoden weichen müssen, indessen bleibt doch dem Erfinder das Verdienst, zur Verbesserung des Schulunterrichts wesentlich beigetragen zu haben, und seine Methode scheint (richtig, und mit den gehörigen Einschränkungen angewandt) den Haß nicht zu verdienen, den man später auf sie geworfen hat.

Nachdem Hähn bis 1759 seine berlinschen Ämter mit der rühmlichsten Thätigkeit verwaltet hatte, kam er als Generalsuperintendent der alten Mark und Priegnitz, wie auch als Inspector und erster Domprediger nach Stendal. Auch in diesem neuen Wirkungskreise machte er die Verbesserung des Schulwesens, nach dem Muster der berlinschen Realschule, zu seiner Hauptaufgabe, und mit seltener Beharrlichkeit besiegte er die nicht kleinen Hindernisse, die ihm in den Weg traten. Indeß war sein Aufenthalt in Stendal zu kurz, als daß er die getroffenen guten Einrichtungen hätte befestigen können. Denn schon im Julius 1762 wurde er Konsistorialrath, Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg, Abt und Direktor des Stifts und Klosters Bergen. Die Erwartungen, welche man von ihm hegte, gingen aber nicht in Erfüllung, vielmehr zeigte sich der neue Abt von einer Seite, die ihm Aller Herzen entzog. Er arbeitete zwar auch jetzt wieder mit rastlosem Eifer an der Schule, gab selbst Lehrstunden, sorgte für eine gute Ökonomie, und bemühte sich ernstlich, die beträchtlichen Schulden des Klosters zu tilgen. In seinem Charakter entwickelte sich aber zugleich eine despotische Herrschsucht, die Alles empörte. Aus übertriebener Sparsamkeit war er hart gegen die Unterthanen des Klosters, und die Lehrer selbst behandelte er mit einer unerhörten Strenge.

1) Eine genaue Beschreibung derselben machte er später bekannt, in der Schrift: Ausführliche Abhandlung der Literal-Methode. Berl. 1777. 8. Vgl. die Beurtheilung in der Allg. teutschen Bibl. Anh. z. 25—36 Bde. Abth. 4. S. 2137 ff.

Er drohte mit Fortjagen, erhob gegen den Convent eine Klage in Berlin, und dieser suchte eben daselbst Hilfe. Die gegenseitige Erbitterung wuchs, und mehrere Lehrer verließen die Anstalt. Das Wechseln dauerte fort, und Hähn beförderte Conventualen und Lehrer nicht nach Verdienst, sondern nach Gunst. Mit den Zöglingen war er vertrauter, als mit den Lehrern, und ein Bedienter galt bei ihm so viel als ein Conventual; gegen die letztern erklärte er sich sogar auf der Kanzel. Dabei verfiel er auf den unseligen Grundsatz: es wäre besser, wenn das Kloster nur eine kleine Schule hätte, weil es bei einer großen Anzahl Zöglinge auch viele Lehrer und Aufseher, viele Bediente und viel Holz haben müßte. Da Friedrich II. durch den Obersten Lentulus auf den Verfall der sonst so blühenden Lehranstalt aufmerksam gemacht wurde, so ordnete er eine Commission ab, um den Zustand der Schule und die Ökonomie des Klosters zu untersuchen. In der letzten Hinsicht konnte Hähn keiner Veruntreuung beschuldiget werden, aber der Verfall der Lehranstalt war so offenkundig, und der Direktor hatte sich dabei so vieler Ungebühr schuldig gemacht, daß Friedrich II. ihn, durch einen Erlaß an die magdeburgsche Regierung vom 6. Januar 1771, von der Direktion entfernte, mit dem Befehl binnen 24 Stunden das Kloster zu verlassen[2]). Er begab sich sogleich nach Magdeburg, und lebte daselbst im Stillen. Auf Verwendung seines ehemaligen Zöglings, des Prinzen Friedrich Wilhelm, der ihn sehr liebte, und anderer hoher Personen, kam er noch im J. 1771 als Generalsuperintendent, Konsistorial- und Kirchenrath, wie auch Direktor des Gymnasium und Prediger an der Schloßkirche nach Aurich in Ostfriesland. Vorsichtig gemacht durch die bisherigen unangenehmen Erfahrungen, benahm er sich in Ostfriesland mit weit mehr Vorsicht und Klugheit, verwaltete seine wichtigen Ämter mit gewissenhafter Treue, und suchte die Leidenschaften, die ihn bisher zu seinem großen Schaden beherrscht hatten, möglichst zu unterdrücken. Mit den ihm untergebenen Geistlichen ging er brüderlich und väterlich um, und da er sehr exemplarisch lebte, so starb er, allgemein verehrt, den 4. Junius 1789 in seinem 79sten Jahre, unverheirathet.

Hähn war kein großer Gelehrter, aber ein Mann von vielen Talenten, und mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüstet, mit denen er vielen Nutzen stiftete. Sein Gedächtniß war weit stärker, als seine Beurtheilungskraft. In der Theologie machte er von den Aufklärungen seines Zeitalters keinen Gebrauch, und unter seinen Schriften haben die asketischen den geringsten Werth. Dennoch war er als Prediger sehr beliebt; er disponirte bloß, und verließ sich dann auf den Geist Gottes. Von Intoleranz war er nicht frei, und die das Christenthum anders betrachteten als er, hielt er für solche, die das Reich des Teufels baueten. Seine Sprachkenntnisse waren nur mittelmäßig, und die alten Philosophen und Geschichtschreiber hatte er nicht mit Geschmack gelesen. In der Mathematik hingegen, vorzüglich in der Mechanik, und in der Kriegs- und bürgerlichen Baukunst, in der Physik und Geschichte hatte er es weit gebracht. Er erfand unter andern eine Dreschmaschine, verschiedene andere Maschinen, und einen ökonomischen Koch- und Bratofen, wovon er (Leipz. 1772. 8.) eine besondere Beschreibung drucken ließ. Was er vortrug oder vorgetragen wissen wollte, mußte er ganz durchdacht und in seinem ganzen Umfange übersehen haben. Daher seine tabellarische Methode, die er dazu vorzüglich nützlich fand. Sein Charakter war ein seltsames Gemische von Gutem und Bösem, von Demuth und Stolz, Hartnäckigkeit und Wankelmuth, Bescheidenheit und Unfreundlichkeit, Klugheit und Unvorsichtigkeit. Wie alle Pietisten, führte er den Heiland häufig im Munde; einer seiner Freunde mochte aber wohl nicht mit Unrecht von ihm sagen: „Hähn läuft unruhig unter dem Kreuze Christus herum, kommt aber nicht heran." Häufig ließ er sich vor einem blinden Vertrauen auf Gottes Vorsehung leiten, und hielt seine seltsamen Triebe und Neigungen für Winke der Vorsehung. In seiner körperlichen Bildung lag wenig Empfehlendes. Er war sehr unansehnlich, klein, sehr schwarz im Gesicht, hatte eine gelbe Haut und einen etwas finstern Blick, den er aber durch ungezwungene Freundlichkeit erheiterte[3]). *(Baur.)*

HAHN (Johann Gottfried von), wurde dem praktischen Arzt Siegmund am 18. Jan. 1694 zu Schweidnitz geboren. Von Privatlehrern unterrichtet, kam er 1708 in die dortige evangelische Schule, 1714 auf die Universität Leipzig, disputirte öfters und vertheidigte pro loco, am 29. Mai 1717, Medicinam Germanorum veterum, ward am 13. Februar 1716 Magister und 1717 Doktor der Arznei. Darauf fing er in Breslau seine praktische Laufbahn, als Arzt an, gab 1729 in Breslau die Geschichte der zwei Jahre vorher in Breslau und auf dem Lande geherrscht habenden hitzigen Fieber und der dazu gefügten Abhandlung von der Wirkung der in der Lunge beständig eingesogenen Luft heraus. In einer andern Schrift, Variolarum antiquitates nunc primum e graecis erutae, Brigae 1733. 4. bewies er mit den alten griechischen, lateinischen und arabischen Ärzten, daß die Blattern nicht eine erst in den neuern Zeiten kund gewordene, sondern auch den Alten bekannte Krankheit seien, wogegen der Hofrath Werlhof seine Zweifel mit aller Achtung für den Verfasser, vortrug, worauf Hahn auf eine eben so freund-

2) Die Verhandlungen über Hähn's Entfernung von Bergen, und besonders Friedrichs II. Erlaß in dieser Angelegenheit an den Minister von Münchhausen hat Büsching abdrucken lassen, im 5ten Bde seiner Beiträge zu der Lebensgesch. denkw. Personen S. 62—71.

3) Henke's Archiv f. d. neueste Kirchengesch. 2 Bd. 1 St. 156 ff. 4 St. 605 ff. 4 Bd. 2 St. 599 ff. (Hauptquelle, aus der alle Nachfolgenden geschöpft haben). Nova acta hist. eccles. 4 Bd. 1053. 5 Bd. 362. Reershemius in den neuen Zusätzen zum ostfriesl. Predigerdenkmahl 245. Fickenscher's Beitr. z. Gel. Gesch. 265. Ebend. gel. Baireuth 3 Bd. 156—181. Denkw. aus dem Leben ausgez. Teutschen 333. Baur's Gallerie hist. Gemälde 6 Th. 156—162. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5 Bd. Baader's Lex. verst. baier. Schriftst. 1 Bd. 1 Th. Seiler's gem. Betracht. 1796. S. 181 ff.

schaftliche Art, in einer Abhandlung Carbo pestilens a carbunculis sive variolis veterum distinctus. Wratisl. 1736. 4. antwortete. 1735 schilderte er die Krankheit, die man die englische, andere aber Rhachitis, nennen, in der Abhandlung Cyrtonosi, quae Glissonio rhachitis est, etliche alte Bilder aus den ältern Geschichtschreibern ab, und erwies dadurch, wie viel die schönen Wissenschaften, einem gründlichen Arzte nicht nur zur Zierde, sondern auch zum wahren Nutzen gereichen und Gelegenheit zum Nachdenken und unverhofften Entdeckungen geben können. Auch zeigte er dieses nicht weniger in dem Denkmahl nach Art der alten Inschriften im J. 1737 auf den verstorbenen Breslauer Rathsherrn, Mich. Glieb v. Liebenau. Im J. 1731 ernannte ihn die kais. Akad. d. Natursorsch. zum Mitgliede. Er erhielt 1751 die Adjunktur in dieser Akademie, und lieferte mehrere Abhandlungen in die Schriften derselben. Seine Gegner widerlegte er in der Schrift: Morbilli variolarum vindices, Vratisl. 1753. 4. Im J. 1745 erklärte ihn der König von Preußen zum Dekan des Collegii medici im breslau'schen Departement und zum Hofrath und 1748 erhob er ihn und alle seine Nachkommen, in den Ritterstand. Er starb auf einer Reise nach dem Karlsbad zwischen dem 30. April und 1. Mai 1753. (Schmersahls neue Nachr. von jüngstverst. Gel. Bd. II. S. 581—594). Sein Bildniß stehet vor J. F. Burg's Schrift, von dem Göttlichen der christlichen Religion in ihrer Schmerz stillenden Kraft. Breslau 1755. Fol. (*Rotermund.*)

HAHN (Knut), Bischof von Lund in Schweden, geboren 1633 in Småland. Nachdem er seine Schulstudien zu Calmar und Wexiö absolvirt, besuchte er seit 1652 die Universitäten Greifswald und Rostock, und dann Upsala. 1661 ward er Professor der Philosophie am Gymnasium zu Lund, und, als dieses zur Universität erhoben wurde, Professor der Logik und Metaphysik. Zwistigkeiten verleideten ihm das akademische Leben; er ward 1671 Pastor und Propst zu Ronneby in Blekingen, 1679 Gehilfe des alten Bischofs von Lund, Winstrup, und, nach dessen noch 1679 erfolgtem Tode, Bischof von Lund und Prokanzler der Universität. Mit großem Fleiß stand er, unter schwierigen Zeitumständen, den neuen Ämtern vor. 1687 ward er Bischof von Wexiö, starb aber 1687 zu Carlscrone, bevor er das Bisthum Wexiö angetreten hatte. Die unter ihm erschienenen Disputationen sind von Döbeln in hist. acad. Lundensis. Th. 2. verzeichnet. (*v. Schubert.*)

HAHN (Ludwig Philipp), ein teutscher Schauspieldichter, dessen ziemlich vergessene Werke aus der Sturm- und Drangperiode nicht ohne kräftige und ergreifende Momente sind. Der Götz von Berlichingen und Gerstenberg's Ugolino scheinen ihm bei seinem ersten dramatischen Versuche als Muster vorgeschwebt zu haben, und seine spätern Arbeiten schließen sich ebenfalls dem goethe'schen Vorbilde an. Er war geboren 1746 zu Trippstadt in der Pfalz, studirte in Göttingen und hielt sich dort zu dem Dichterverein, welchen die Namen Bürger, Voß, Stolberg u. A. m. unsterblich machen. Nachher bekleidete er die Posten eines Kammersekretärs und Rechnungsrevisors zu Zweibrücken, wo er 1787 starb, mit ihm ein noch ziemlich rohes aber einer höhern Ausbildung würdiges Talent. Seine Schriften sind: Der Aufruhr zu Pisa, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ulm, 1776. 8. Ein Ugolino, durch welchen er mit Gerstenberg in einen Wettstreit trat. Aber Hahn läßt die Geschichte von dem Zeitpunkte an spielen, wo die ersten von dem Ruggieri angestifteten Unruhen ausbrechen. Graf Karl von Adelsberg, Tr. i. 5 Aufzügen. Leipzig, 1776. 8. Robert von Hohenecken, Tr. Leipz. 1778. 8. Wallrad und Evchen oder die Parforcejagd, ein (lokales) Singspiel. Zweibrücken, 1782. 8. Lyrische Gedichte. Zweibrücken, 1786. 8.*). (*R.*)

HAHN (Nicolaus), gewöhnlich Gallus genannt, der Sohn eines Bürgermeisters, zu Köthen 1516 geb., studirte 10 Jahre unter Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Cruciger zu Wittenberg, wurde darauf Rektor an der Schule zu Mansfeld, 1543 Diakonus zu Regensburg, mußte aber nach fünf Jahren des Interims wegen mit dem Superintendenten Hieronymus Nopus in das Exilium wandern. Er begab sich nach Wittenberg, versah, weil Cruciger gestorben war, die Schloßpredigten, erhielt eine Vocation vom Herzog Albert zu Meklenburg und eine vom Magistrat zu Magdeburg als erster Pfarrer an die Ulrich- und Levinkirche, welche letztere er 1550 annahm und wohin ihm sein Freund Flacius folgte, dem er an den Centuriae Hist. Eccl. Magdeb. arbeiten half. Er hielt die Belagerung der Stadt mit aus, hielt dem gefangenen Herzog von Meklenburg am 6. Januar 1551 eine scharfe Gesetzpredigt und suchte das reine Evangelium nach allen Kräften auszubreiten. Nach Nopus Tode dachte im J. 1553 das dankbare Regensburg an seine ehemaligen treuen Dienste; so ungern er Magdeburg verließ, so wurde die Sehnsucht und das Verlangen nach ihm so groß, daß er sich entschloß die Superintendentenstelle anzunehmen. Durch ihn erhielt die evangelische Kirche zu Regensburg bei der Nachbarschaft ein großes Ansehen. In zweifelhaften Fällen verlangte man seinen Rath und in der Stadt selbst schaffte er die noch gebliebenen Kerzen, Leviten, Meßgewande und mehrere katholische Festtage ab und richtete die Kirchenordnung nach der kursächsischen ein. Mit dem Scalichius hielt er eine öffentliche Disputation und mit dem Domprediger Barfüßerordens, Johann Albrecht hatte er Streit. 1557 war er auf dem Convent zu Coßwich, die Streitigkeiten zwischen Melanchthon und Flacius, de Adiaphoris endigen zu helfen, (Melancht. Consil. P. II. S. 258 ff.), wo er des Flacius Partei nahm und am Ende nichts entschieden wurde. Er starb im Zeller Bade im Würtembergschen am Schlage im J. 1570, wurde zu Wasser nach Regensburg gebracht und den 24. Junius in der Peterskirche begraben. Vergl. Rotermund's Andenken an die Männer, die für und gegen die Reformation Luther's gearbei-

*) S. Koch's Kompend. Jördens's Lexikon. (Supplementband).

tet haben. Bd. 1. S. 395, wo man auch seine 61 Schriften, die meistens Bezug auf die damaligen Zeiten haben, angeführt findet. Sein Bildniß stehet in Dreyhaupt's Beschreib. des Saalkreises Th. II. S. 626 und in den Unschuld. Nachr. 1733 vor dem 2ten Beitrage. Auch ist eine Münze auf ihn geschlagen worden.

(*Rotermund.*)

HAHN (Philipp), insgemein Gallus genannt, war zu Halle den 1. Mai 1558 geboren, und ein Sohn des Secretärs Georg, kam von der dortigen Stadtschule 1570 nach Kloster Bergen, dann in die Magdeburger und 1576 in das Catharineum zu Braunschweig, studirte seit 1577 in Jena, zog der Pest wegen im folgenden Jahre nach Wittenberg, wurde 1582 daselbst Magister und begab sich nach Tübingen, hörte aber zuvor noch einige Collegia in Heidelberg. Am 2. April 1585 ging er wieder nach Wittenberg, ward Hofmeister des jungen August von Löser auf Pretzsch, setzte seine Studien noch 4 Jahre auf dieser Universität fort und predigte alle 2 Wochen in der Schloßkirche. Im J. 1588 veranstaltete er eine Ausgabe der augsburg. Confession und der drei Symbola in 4 Hauptsprachen, wozu er die hebräische Übersetzung selbst gemacht hat. Den 16. Januar 1589 ward er Unterdiakonus an der Ulrichskirche in Halle, 1591 Oberdiakonus, im folgenden Jahre schlug er die Superintendentur in Querfurt aus, nahm aber 1598 die Dompredigerstelle in Magdeburg an, und wurde im folgenden Jahre auf Verlangen und Kosten des Domkapitels Doktor der Theologie. In diesem Amte hat er 158 Kandidaten examinirt und ordinirt und ertheilte in zweifelhaften Fällen immer Rath, davon er die Consilia und den weitläufigen Briefwechsel im Manuscript hinterließ. Er starb am 16. Julius 1616. Sein Bildniß stehet vor seiner Postille, die 1609 erschien. Außer vielen Predigten gab er auch zu Magdeburg 1615. 4. eine Agende heraus. S. Kettner's Clerus Magdeb. p. 8 folg.

(*Rotermund.*)

HAHN (Phil. Matth.), ein durch seine mechanischen Kunstwerke berühmter protestantischer Geistlicher, geboren den 25. November 1739 zu Scharnhausen, einem Dorfe unweit Stuttgart, wo sein Vater Pfarrer war. Schon als Knabe zeigte er große Neigung zur Mechanik und Geschicklichkeit im Malen und in der Verfertigung von Sonnenuhren, nachdem er sich mit sehr geringen literarischen Hilfsmitteln einige Kenntniß vom scheinbaren Laufe der Sonne verschafft hatte. In seinem siebenzehnten Jahre wurde der junge H. von seinem Vater, der unterdessen eine bessere Pfarre in Östmettingen erhalten hatte, auf die Universität Tübingen gesandt, um Theologie zu studiren. Dort wurde er mit einem Glasschleifer, und, in seinen Universitätsferien, mit dem Schulprovisor Schaudt in Östmettingen bekannt, welcher letztere mit dem jungen Hahn von gleichem Alter, von gleicher Liebe für mechanische Arbeiten beseelt und auch von gleichem Geschick darin war. Beide Jünglinge arbeiteten nun in die Wette an Sonnenuhren von allerlei Art, Sprachröhren, Fernröhren u. s. w. wobei Schaudt Alles, wozu Hahn ihn anwies, mit Leichtigkeit begriff und ausführte. Bei dem geringen Vermögen der Ältern unsers H. war es ihm unmöglich, sich mathematische Bücher anzuschaffen oder mathematische Vorlesungen zu hören. Er schrieb deßhalb Wolff's Elementa Arithmeticae, Geometriae, Trigonometriae et Analyseos und aus dem teutschen Auszuge der wolffschen Elemente die Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perspectiv und Astronomie ab. Lange Zeit behalf er sich mit Wasser und Brot, ohne alle warmen Speisen, bloß um so viel zu ersparen, daß er sich eine Taschenuhr kaufen und durch das Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen derselben seine Wißbegierde über ihren innern Bau befriedigen konnte. Neue Erfindungen, von denen er erzählen hörte und der Wunsch sich und seine Angehörigen in bessere Vermögensumstände zu versetzen, weckten in ihm die lebhafteste Begierde, selbst Etwas zu erfinden. Dazu kam, daß seine erste Liebe auf eine Person fiel, die reich und von Stande war, um deren Hand zu werben er daher nur dann sich getraute, wenn es ihm gelänge, sich Rang und Vermögen zu erwerben. Zwar erreichte er diesen Hauptzweck nicht, wurde aber durch innige Freude an seinen eigenen Arbeiten und an allen mechanischen Kunstwerken überhaupt entschädigt. Das Erste, was er sich bemühte zu erfinden, war ein perpetuum mobile. Da er jedoch bald einsah, daß es ihm noch zu sehr an theoretischen Kenntnissen fehlte: so suchte er so viel zu erübrigen, daß er sich Wolff's Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften anschaffen konnte. Kaum war ihm dieß mit vieler Mühe gelungen, so zwang ihn bitterer Mangel schon wieder das Buch zu verkaufen, und er wurde nun noch dazu von dem Käufer um das Geld betrogen. Es währte lange, ehe H. sich das Buch wieder anschaffen konnte; sobald er es sich aber wieder hatte kaufen können, machte er sich in der Zeit, welche seine Mitstudirenden auf Vergnügungen wandten, mit den Gesetzen der Bewegung bekannt. Er glaubte nun bald mehr als eine Möglichkeit zu sehen, wie sich ein perpetuum mobile machen ließe, und wartete nur auf gelegene Zeit, seine Plane auszuführen. Diese Zeit fand sich endlich, als er im J. 1760 nach vollendeten Universitätsstudien Hauslehrer wurde, wo er nun alle seine Mußestunden auf die Ausführung seines Projects verwandte. Allein nach unzähligen vergeblichen Versuchen, nach langem Hin- und Hersinnen und Nachlesen, worüber er ein Mal drei Wochen lang nicht zu Bette kam, überzeugte er sich von der Unausführbarkeit aller seiner Ideen und richtete nun seine Gedanken auf die Erfindung eines Instruments, das dazu dienen sollte, geographische Längen zur See zu bestimmen. Bald aber kam er auch hievon zurück, da es ihm bei seiner Entfernung vom Meere nicht möglich war, seine Ideen zu prüfen und praktische Nautiker zu Rathe zu ziehen. Leupold's theatrum machinarum brachte ihn auf den Gedanken einen Wagen zu bauen, der durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt würde, die Kostspieligkeit der Sache schreckte ihn aber von Versuchen ab. — Im J. 1761, wo H. bereits Vikarius (Anfangs zu Breitenholz, nachher zu Herren-

berg, dann zu Thieringen, endlich in Ostdorf geworden war, weckte einst in einer sternhellen Nacht der Anblick des gestirnten Himmels in ihm den Wunsch und Vorsatz, die Bewegungen der Himmelskörper zunächst nur nach dem ptolemäischen Weltsysteme durch eine Maschine darzustellen, ohne daß er damals schon wußte, was von Andern in dieser Hinsicht bereits geleistet war. Obgleich dieß nun in den von Amtsgeschäften freien Stunden seinen Geist am meisten beschäftigte, fuhr er doch auch fort, in solchen Mußestunden fleißig weiter zu studiren und las und excerpirte, besonders in Herrenberg, eine Menge chemischer und alchemischer Schriften. Zugleich verfertigte er fortdauernd allerlei nützliche mechanische Arbeiten, besonders Uhren und bequeme Wagen, und gab sich, auch schon zum Behufe des oben erwähnten Längenproblems, viele Mühe, in den Gang der Taschenuhren größere Gleichförmigkeit zu bringen, so wie auch die Pendeluhren zu verbessern. — Im J. 1764 wurde er Pfarrer zu Östmettingen und berief nun aus dem Filial Thieringen einen Weber zu sich, der hölzerne Uhren machte. Von diesem ließ er nach seinen Angaben eine Pendeluhr verfertigen, die eine Scheibe bewegte, auf welcher Sonne, Mond und die wichtigsten Firsterne zur rechten Zeit durch das ganze Jahr sichtbar auf- und untergingen, Sonne und Mond sich zugleich durch die zwölf himmlischen Zeichen bewegten und letzterer dabei noch die Abnahme und Zunahme seines Lichts zeigte. Von demselben Arbeiter ließ H. ferner eine andere Maschine in Holz ausführen, welche die mittleren periodischen Umlaufe der Planeten nach dem kopernikanischen Weltsysteme fast ganz genau darstellte. — Unterdessen hatte Schaudt, der nun wirklicher Schullehrer in Östmettingen geworden war, von taubstummen Uhrmachern in Messing und Stahl arbeiten gelernt und von ihm ließ jetzt Hahn eine mehr zusammengesetzte kleine Maschine ausführen. An den Seiten des cubischen Fußgestelles dieser Maschine waren Zifferblätter, deren eines die Stunden und Minuten, das andere die Bewegungen der Planeten nach dem kopernikanischen System anzeigte, das dritte aber einen Jahrzähler auf 8000 Jahre enthielt. Auf diesem Fußgestelle stand nun eine Himmelskugel, auf welcher die Firsterne und Planeten nach ihren scheinbaren Bewegungen sich umdreheten. Der Herzog von Würtemberg hiervon benachrichtigt, ließ unsern Hahn im J. 1767 zu sich kommen und verlangte sein Kunstwerk zu sehen. Letztres gefiel dem Herzog so, daß er es nur auf Hahns Versprechen ein anderes noch vollkommneres zu liefern zurückgab, und dem Künstler ein Geldgeschenk von 300 Gulden machte. Nach einem halben Jahre brachte H. wirklich eine andere größere, genauer berechnete und bequemer eingerichtete Maschine zu Stande, welche nun in der herzogl. Bibliothek zu Ludwigsburg aufgestellt, und auf herzogl. Befehl vom Professor und Bibliothekar Vischer beschrieben wurde. Das Anerbieten des Herzogs ihn zum Professor zu ernennen, lehnte H. ab, nahm dagegen die Vergütung seiner Kosten und die ihm übertragene bessere Pfarre zu Dornwestheim in der Nähe von Stuttgart, und die Anwartschaft auf die Pfarrei Echterdingen dankbarlich an. Vor seinem Abgange von Östmettingen ließ er, um seinen Gehilfen Schaudt zu belohnen, von demselben eine kleine astronomische Maschine, der früher verfertigten kleinen ähnlich, nur vollkommner, für den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen ausarbeiten, und überließ Schaudten den ganzen Erlös.

Die Trennung von Schaudt, der Östmettingen nicht verlassen wollte, würde unserm H. für seine fernern mechanischen Arbeiten nachtheilig geworden seyn, hätte er nicht an seinen Brüdern, die eigentlich Chirurgen waren, aber bei ihm in Messing und Stahl arbeiten lernten, und an einigen Uhrmachergesellen neue brauchbare Gehilfen gefunden. Durch diese ließ er wieder ein größeres Uhrwerk anfangen, mittels dessen er die Bewegungen der Himmelskörper noch einfacher und vollkommner darzustellen gedachte. Bei der Berechnung der Räder für die Trabanten wurde er durch die dazu nöthigen weitläufigen Multiplicationen und Divisionen, daran erinnert gelesen zu haben, daß Leibnitz eine Rechnungsmaschine erfinden wollte, und lange daran arbeiten ließ, ohne sie ganz zu Stande zu bringen. Hahn dachte nun ebenfalls über diesen Gegenstand nach, und verfertigte wirklich eine solche Maschine, nach deren Muster er von Schaudt noch eine machen ließ. Er hatte Gelegenheit, diese Maschine dem Kaiser Joseph II., der damals nach Stuttgart kam und dem Hahn auf Befehl seines Herzogs die astronomische Maschine erklärte, vorzuzeigen, und erhielt in gnädigen Ausdrücken die Aufmunterung, seine Arbeit den Akademien vorzulegen. Hahn ging aber schon mit Verbesserungsgedanken um und hatte bald eine ganz neue Maschine derselben Art fertig, bei welcher er von der ersten nichts als die äußere Form beibehielt, alles Übrige aber nach einem durchaus neuen Plane anlegte. Die Ausarbeitung theologischer Aufsätze hielt ihn jedoch lange ab, seine Erfindung zu beschreiben, und nur auf Wieland's wiederholte Bitte lieferte er endlich für dessen teutschen Merkur im J. 1774 die gewünschte Beschreibung. Er ließ nun auch Additionsmaschinen machen, welche weit weniger kostspielig als die größeren Rechnungsmaschinen waren, und die Addition langer Zahlenreihen in eine ganz mechanische Arbeit, die man gleichsam spielend verrichten konnte, verwandelten. — Außer den schon erwähnten verfertigte Hahn eine Menge anderer künstlicher Uhren, die nach verschiedenen Orten hin verkauft wurden, und welche theils die Veränderung der Sonnenhöhe und der Tageslänge bei dem jährlichen Umlaufe der Sonne veranschaulichen, theils den Mondeswechsel und Monatstag anzeigen, ohne daß man nöthig hat, sie der ungleichen Länge der Monate halber zu stellen. Von den vielen andern Verbesserungen, die Hahn an Wand- und Taschenuhren anbrachte, wollen wir nur noch der einen erwähnen, daß einige seiner Uhren auch ohne Öl gehen. Ein Verzeichniß seiner mannichfaltigen Kunstwerke nebst den Verkaufspreisen findet man in der weiter unten zu erwähnenden Lebensbeschreibung Hahn's. — Mäßigkeit und eine wohl geregelte Lebensweise erhielten diesen merkwürdigen Mann lange

vollkommen gesund, endlich aber zog sein zu angestrengtes Nachdenken ihm eine Krankheit zu, der seine Kräfte allmälig unterlagen. Schon glaubte er sich völlig hergestellt und ging mit gewohntem Eifer wieder an seine Arbeiten, aber am 2. Mai 1790 versank er in einen Schlummer, aus welchem er nicht wieder erwachte. — Als Mensch war Hahn durch seine kindliche Frömmigkeit höchst achtungswerth, als Theolog neigte er sich zum Mysticismus hin und erhielt deßhalb Verweise von seinem Consistorium. — Von seinen Schriften erwähnen wir hier nur folgende: 1) Versuche über die Locke'schen Witterungsregeln aus dem Laufe und den Aspecten der Planeten. Tübingen 1762. in 8. 2) Einige Versuche dieser Art in Sprenger's ökonomischem Kalender 1770 — 75. 3) Beschreibung einer kleinen astronomischen Maschine, welche für den Fürsten von Hechingen verfertigt worden ist. Costanz 1769. in 4. 4) Die Hauptursache der Offenbarung Johannes. Frankf. und Leipz. 1772. in 8. 5) Nachrichten von seinen durch seine Mitarbeiter verfertigten Maschinen. 3 Stücke. Stuttg. 1774. 6) Sammlung von Betrachtungen über die sonn=, fest= und feiertäglichen Evangelien, vom neuen Jahre bis Ostern, für Freunde der Wahrheit. Frankf. u. Leipzig 1774. in 8. 7) Tabula chronologica, qua aetas mundi septem chronis distincta sistitur. 1774. 8) Muthmaßliche Witterungsanzeigen in dem allgem. wirthschaftlichen Kalender auf d. J. 1772. 9) Das neue Testament mit Anmerkungen, 2 Theile in 12. Winterthur 1777. 10) Vermischte theologische Schriften. 4 Theile. Winterthur 1780. 81. 11) Sammlung von Predigten über alle Sonn= und Festtage, nebst Passionspredigten. Ebendas. 1780. in 8. 12) Verbesserung der Taschenuhren in den Act. acad. elect. Mogunt. scient., quae Erfurti est, ad annos 1782 u. 83. — Hahn's Instrumente wurden nach seinem Tode in London sehr theuer verkauft *). (*Gartz.*)

HAHN (Simon Friedrich), Geschichtforscher, geboren den 28. Julius 1692 zu Kloster Bergen unweit Magdeburg, wo sein Vater Senior des Ministeriums war. Seine seltenen Talente entwickelten sich mit einer Schnelligkeit, die Verwunderung erregte. Schon im zehnten Jahre hatte er Latein, Griechisch, Französisch und Italienisch erlernt, kannte die meisten klassischen Schriftsteller, und beschäftigte sich zugleich mit der Geschichte, Geographie, Genealogie und Mathematik. Das Latein sprach er sehr fertig, und im 12ten Jahre konnte er nicht nur an jeder wissenschaftlichen Unterhaltung einen sehr verständigen Antheil nehmen, sondern er gab auch vielen seiner Mitschüler historische Lehrstunden. Als er im 14ten Jahre Bergen verließ, um in Halle die Rechte zu studiren, hielt er eine Rede de ortu, incrementis et fatis coenobii Bergensis, die in dem Album Bergense continuatum. Klosterbergen 1707. fol., in Meibom's Chronicon Bergense. 1708. fol. und in dem von Hahn besorgten Fasciculus opusculor. hist. sel. Halberst. 1721. fol. abgedruckt wurde. In Halle waren Gundling, Ludewig, die beiden Stryk, Böhmer, Thomasius und Franke seine Lehrer, und er hatte es dem Umfange und der Gründlichkeit seiner Kenntnisse zu danken, daß ihm 1711 die philosophische Fakultät die Erlaubniß ertheilte, Vorlesungen zu halten, ob er gleich noch nicht Magister war. Er las täglich 6 bis 7 Stunden mit Beifall über Reichshistorie und Statengeschichte, hielt ein Zeitungscollegium, zu dessen Behuf er wöchentlich 2 politische Blätter drucken ließ, und schrieb viele, besonders historische, Dissertationen und Abhandlungen, die ein fleißiges Quellenstudium beurkundeten. Deßwegen wurde er 1717 als Professor der Geschichte nach Helmstädt, 1724 aber als Historiograph und Bibliothekar nach Hannover berufen. Hier starb er, durch allzu große Anstrengung erschöpft, den 18. Februar 1729 unverheirathet. Seinem gründlichen und gelehrten Forscherfleiße dankt man mehrere schätzbare historische Monographien, Dokumente und Erläuterungsschriften, als: Diploma fundationis Bergensis. Magdeb. 1710. 4. (mit reichhaltigen gelehrten Anmerkungen). De justis regni Burgundiae novi vel Arelatensis regni limitibus. Hal. 1716. 4. De medii aevi geographia per Germanos uberius excolenda. Helmst. 1717. 4. De genuino ac Salico Conradi II. imp. ortu et vera falsaque Salicae stirpis cum Guelphis convenientia. Helmst. 1717. 4. De exspectativis in feuda imperii. Lips. 1719. 4. Jus imperii in Florentiam. Hal. 1722. 1772. 4. Collectio monumentorum veterum et recentium ineditorum. Brunsv. 1724. Vol. II. 8. *) Da Gladov unter seinem eigenen Namen aus den zu Halle nachgeschriebenen Hahnschen Vorlesungen eine Reichshistorie (Leipzig 1717. 4.) sehr fehlerhaft herausgab, so wurde Hahn dadurch veranlaßt, seine teutsche Stats=, Reichs= und Kaiserhistorie, Halle 1721 — 24. 4 Th. 4., zu bearbeiten, ein reichhaltiges pragmatisches Werk, das noch immer wegen des ernsten Wahrheitssinnes im Untersuchen geschätzt wird. Es beginnt mit Karl dem Großen und geht bis auf Wilhelm von Holland. Einen 5ten Band (bis auf Ludwig IV.) bearbeitete A. E. Roßmann, Professor in Erlangen, Halle 1742. 4. Um die königliche Bibliothek zu Hannover machte sich Hahn durch ansehnliche Vermehrungen und eine neue bibliographische Classification verdient, wovon sein Conspectus bibliothecae regiae Hanoveranae, in ordinem justum redactae. Hanov. 1727. fol. nachzusehen ist **). (*Baur.*)

HAHNBIEGER, heißt bei den Büchsenmachern das eiserne Werkzeug, auf welchem der krumme Hals des

*) Biographische Nachrichten von dem berühmten Mechaniker Phil. Matth. Hahn in der Beilage zur schwäb. Chronik 1790. Nr. 57, daraus abgedruckt im neuen götting. histor. Magazin von Meiners u. Spittler. Bd. I. St. 1. S. 173 ff. — Bernhard in der Biogr. univ. S. 19.

*) Der Inhalt dieser Sammlung ist genau angegeben in der Leipz. gel. Zeit. v. J. 1724. S. 419. und v. J. 1726. S. 501. **) Schediasma de vita etc. Hahnii. Magd. 1729. 4. von seinem Bruder J. F. Gh. Hahn, Pfarrer in Burg, ausgez. in der Leipz. gel. Zeit. v. J. 1730. S. 444. *Fabricii* hist. bibl. P. V. 305. Correspondance des Savans. 1743. p. 529. *Saxii* Onomast. T. VI. 150.

Hahnes am Flintenschlosse und die Krappe der Schlagfeder gebogen wird. (*St.*)

HAHNBOHRER, nennen die Rothgießer einen Bohrer, mit welchem das gegossene Loch eines Hahnes zu Röhren ꝛc. glatt ausgebohrt wird; — bei den Brunnenmachern ist es ein Löffelbohrer, mit welchem hölzerne Dillen und Röhrbüchsen ausgebohrt werden. (*St.*)

HAHNEN, HÄHNE oder HÄHNEN, werden im Hüttenbaue die runden oder länglichen Körner Silber genannt, welche im Treibe- oder Brennofen abspritzen oder sich an die Brandstücke ansetzen; — auch die kleinen Zacken, welche an den Brandstücken entstehen, wenn sie zu geschwind ins Kalte kommen. (*St.*)

HAHNENBALKEN, HAINBALKEN, KATZENBALKEN, RECHENBAND, oberster Kehlbalken, ein bei Dachgerüsten hoher Dächer ganz oben nicht weit unter dem Firste in horizontaler Lage nach der Dachweite hin angeordneter Balken, von dessen Dienst u. s. w. s. im Artikel Dachgerüste. (*Leger.*)

HAHNENBREI. Bei dem völligen Ausschmieden oder Packschmieden der durch das Urwellen und Gleichen vorbereiteten Blechstürze bringt man in den Blechhütten mehrere derselben zugleich unter den Hammer. Da bei dieser Arbeit eine bedeutende Hitze erforderlich ist, so schützt man die Stürze vor dem Zusammenschweißen durch einen Überzug. Man taucht nämlich die Stürze, bevor sie geglüht werden, in ein Gemenge von Thon, Kreide, Kohlenstaub und Wasser, welches die Benennung Hahnenbrei führt. Statt dieses gewöhnlichen Hahnenbreies wird in einigen Blechhütten eine alkalische Lauge und Schmiedesinter mit Nutzen angewendet. (*A. Schmidt.*)

Hahnenfuss, s. Rhamnus.

HAHNENGEFECHT oder HAHNENKAMPF. Eine sehr alte Volksbelustigung, die sich in der neuen Zeit vorzüglich in England erhalten hat. Einige möchten ihren Ursprung aus Asien herleiten, jedoch ohne triftige Gründe. Nur die medischen Hähne, welche noch in den Zeiten der Römer gesucht waren, sprechen einiger Maßen dafür [1]). Bekannt sind die Hahnenkämpfe im Theater von Athen, *ἀλεκτρυόνων ἀγόνες*, welche Themistokles, als eine jährlich zu begehende Feier, verordnet hatte, zum Andenken an die gute Vorbedeutung, welche einige kämpfende Hähne ihm gegeben hatten, als er gegen die Perser zog. Er zeigte sie seinem Heere und sprach: Seht, diese Hähne kampfen für kein Vaterland, keine Freiheit, keinen Ruhm, sondern nur um nicht überwunden zu werden [2]). Das Beispiel und die Mahnung sollen gewirkt haben, und daher erklärt sich das Gesetz, welches den athenischen Jünglingen befahl, den Hahnenkämpfen im Theater beizuwohnen [3]). Etwas Ähnliches erzählt Philo [4]) von dem Miltiades, und nach Diogenes von Laerte benutzte Sokrates einen Hahnenkampf, um den Iphikrates zu ermuthigen [5]). Auch in Pergamos wurde jährlich ein großes Hahnengefecht gehalten [6]), und die Agrigentiner ehrten die gebliebenen Kampfhähne durch prächtige Grabmähler [7]). Man suchte zu diesen Gefechten vorzüglich die starken und muthigen Hähne von Delos, Rhodos, Tanagra, und auch die chalkidischen und medischen; aus Alexandrien kamen die *Μονόσιροι* [8]). Um die Kampfhähne anzufeuern, gab man ihnen Knoblauch zu fressen; daher der sprichwörtliche Ausdruck *σκοροδίζειν* in den Rittern des Aristophanes; und, wenn wir einem Scholiasten des alten Komikers trauen dürfen: so waren auch die scharfen Sporen, womit die Engländer ihre Hähne bewaffnen, den Griechen nicht fremd.

Die Römer begnügten sich nicht mit den Hahnenkämpfen, sondern gebrauchten auch Wachteln, Rebhühner und andere Vögel zu dieser Belustigung. Ihr Alles übertreibender Luxus machte diese Spiele zu Gegenständen großer Wetten, gerade wie jetzt bei den Engländern, und die Reichen setzten ihren Stolz darein, nicht allein siegreiche Pferde, sondern auch solche Hähne und Wachteln zu haben [9]). Wenn ein öffentliches Hahnengefecht in Rom Statt finden sollte, so schrien die Ausrufer durch die Stadt: Pulli pugnant [10])! Oft aber dienten die Kampfhähne und ihre Collegen nur zu häuslicher Ergetzung, z. B. beim Gastmahle [11]). So wissen wir, daß Antonius und Octavius solche Spiele trieben, deßgleichen die Söhne des Septimius Severus und Kaiser Alexander Severus [12]).

Wegen der Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit dieses Schauspiels eiferten schon früher die Lehrer der christlichen Religion und Moral dagegen, z. B. Lactantius [13]). Nichts desto weniger erhielt es sich durch das Mittelalter hindurch, wo wir es unter dem Namen Duellum Gallorum finden, bis in die neuesten Zeiten. Außer England, wo die Hahnenkämpfe national sind, begegnen sie uns noch in den Niederlanden, als Belustigung des gemeinen Volkes, auch an einigen Orten Italiens, und sonst wohl hier und da auf dem Lande, jedoch ohne daß dazu eigene Hähne genährt und erzogen werden. Vor Zeiten scheinen sie in Niederteutschland sehr beliebt gewesen zu seyn, und die Engländer ließen sich ehemals ihre Kampfhähne aus Hamburg kommen, welche Sammthosen (culottes de velour) hießen, wegen ihrer mit schwarzen gelockten Haaren dicht bewachsenen Schenkel.

Nach England sollen die Römer die Hahnenkämpfe gebracht haben. So viel ist gewiß, daß ein Schriftsteller aus Heinrich's II. Zeit schon eine solche Belustigung beschreibt [14]), welche von Schülern zur Fastnacht angestellt wird. In der Folge haben mehrere Könige die Hahnengefechte verboten, wie z. B. Eduard III.; andere sie befördert und aufgemuntert, wie Heinrich VIII. und

1) S. *Colum.* R. Rust. VIII, 2. 2) *Ael.* Var. Hist. II, 28. 3) *Luc.* de Gymn. 4) In dem Buche Quod omnis probus liber. 4) *Diog. Laert.* Vita Socr. Vergl. auch noch *Eustath.* ad Il. p. 740. *Muson.* ap. *Stob.* p. 376. *Petiti* Lex. Att. p. 84.

6) *Plin.* H. N. X, 21. 7) *Diod. Sic.* XIII. p. 375. 8) *Colum.* und *Plin.* l. c. Geopon. 14. 9) *Plutarch.* περὶ εὐθυμίας, *Colum.* l. c. 10) *Eustath.* l. c. 11) *Lamprid.* Vita Alex. Sev. 12) *Plut.* Vita Anton. *Herodian.* III, 10. *Lamprid.* l. c. 13) *Lact.* de vero cult. VI, 20. 14) *William Fitz Stephen*, der Verfasser eines Lebens des Erzbischofs Becket. Vergl. *Rees* Cyclop. Art. Cock.

Jakob I. Cromwell untersagte sie streng durch einen Befehl vom 31. März 1654. Heinrich VIII. gab das erste große nationale Hahnengefecht in Westminster, woher diese Belustigung wohl zuerst den Namen Royal Diversion erhielt, und Karl II., dessen Kampfhähne noch jetzt berühmt sind, erneuerte dieses Fest, welches bis auf den heutigen Tag in dem Royal Cockpit [15]) zu Westminster alljährlich gefeiert wird. Die Anordnung desselben hat eine Anzahl von Gesetzen und Gebräuchen herbei geführt, welche auch bei andern Hahnengefechten beobachtet zu werden pflegen. Man unterscheidet namentlich drei Arten von Hahnengefechten: the long main, gewöhnlich eine Woche dauernd; the short main, von einem oder zwei Tagen; the welsh main, um einen bestimmten, nicht in barem Gelde bestehenden, Preis für den Sieger. Das Alter, das Gewicht, die Größe der Hähne, die Sporen (ob von Silber oder Stahl), die Zahl der Anfälle und Absätze, die Gewinne u. s. w. sind durch die Hahnenkampfsordnung, wie bei einem Turniere festgesetzt, und danach wird Alles auf das strengste untersucht und abgemessen. Der Hauptreiz des Vergnügens liegt freilich auch hier wohl in den Wetten, die man auf den Sieg des einen oder des andern Kämpfers, meist erst während des Gefechts, eingeht. Oft steht das Schicksal mehrerer Familien in einem Hahnenkampfe auf dem Spiele. Denn die Wetten beschränken sich nicht etwa auf die Vornehmen und Reichen, oder auf jene großen königlichen Spiele. Bei dem kleinsten Hahnenkampfe auf einem öffentlichen Platze wettet der herbei strömende Pöbel, und in der wilden Leidenschaft des Gewinnens und Verlierens fechten gleichsam die Zuschauer durch Zischen, Schreien und Stampfen mit.

Die engländischen Kampfhähne (Cock of the game oder Gamecock, Phasianus Gallus oder Phasianus gallinaceus) sollen von der Haushenne und dem Hahne des Fasanen herstammen. Andre leiten sie von den wilden indischen Hähnen ab, wie man sie nicht allein auf dem indischen Festlande, sondern auch auf den benachbarten Inseln, vorzüglich auf Sumatra und Java, findet. Eine gleiche Race lebt auch auf den Inseln der Südsee. Am geschätztesten sind die rothen (reds) und die mit stahlblauem Streife über die Flügel (duck-wings), und als das Musterbild eines vollkommenen Kampfhahns betrachtet man denjenigen, dessen Körper, mit Abschneidung der Beine und des Schwanzes, die Gestalt eines länglichen Kegels hat, dessen Spitze der Kopf, und dessen Basis der Bauch des Hahns ist. Der Kopf muß klein seyn, der Schnabel stark und spitz, der Hals lang aber doch nicht zu dünn, die Beine und Schenkel gedrungen, ohne kurz zu seyn [16]). Die Abrichtung, Fütterung und Ausrüstung dieser Hähne zum Kampfe ist in England ein bedeutender Erwerbzweig und wird gewöhnlich in Compagnie getrieben. Die Leute, welche sich damit abgeben, suchen ihre Kunst geheim zu halten, jedoch ist das Meiste davon öffentlich bekannt geworden [17]).

Schon die Alten erkannten die Hähne überhaupt für die streitlustigsten aller Vögel, und ohne Zweifel hat man sie darum dem Mars geheiligt (Ἄρεος νεοττοί). Daher auch die Sagen, daß der Löwe, ja selbst der Basilisk, in Furcht geriethen, wenn sie ihr Krähen hörten. Diese ihre streitlustige und leicht zur Erbitterung reizbare Natur, welche man an den Hähnen schon auf dem Hühnerhofe beobachten kann, stärkt man außerdem noch durch besonders kräftige und feurige Speisen und Getränke, ehe sie zu dem Kampfe gelassen werden. Die Alten gaben ihnen Knoblauch; Plinius empfiehlt Politricum, Trichomanus und Adiantum, das letztere vorzüglich wegen der Farbe; und überhaupt erbittert man sie durch rothe und feurige Farben. Nicht minder alt ist das Mittel, ihnen einen Spiegel vorzuhalten, um sie durch ihr eigenes Bild in Wuth zu versetzen. In England bereitet man ein eigenes Hahnenbrot aus Mehl, Eiern und vielem Gewürz; am Kampftage gibt man ihnen auch wohl Gerste, die in Portwein aufgequollen ist. Die acht Tage vor dem Kampfe haben eine eigene genau bestimmte Art der Fütterung.

Auch die Federn werden den Kampfhähnen, ehe sie losgelassen werden, auf eine besondere Weise zugestutzt. Dann legt man ihnen die Sporen von Silber oder Stahl an, wobei es wieder einige Kunstgriffe gibt. Die Kämpfer werden alle gewogen und ihr Alter und sonstige für das Gefecht in Anschlag kommende Eigenschaften geprüft. Vor zwei Jahren des Alters werden keine Hähne zugelassen, und das Normalgewicht ist zwischen 3 Pfund 8 Unzen und 4 Pfund 10 Unzen. Die leichtesten kämpfen zuerst.

Wenn die Hähne in Kampfswuth gerathen, so streifen sie mit ihren gestreckten Flügeln rauschend über den Erdboden hinweg, heben abwechselnd alle Federn des Halses in Form eines steifen Kragens, und zugleich auch die des Schwanzes hoch empor, fordern sich mit einem Kopfnicken zum Kampfe heraus, und fliegen mit Schnäbeln und Krallen gegen einander. Wenn sie bis zur Ermüdung auf einander gebissen, gehackt und gekrallt haben, treten sie, um sich wieder zu erholen, einige Schritte zurück, ohne jedoch aus der wehrhaften Stellung zu kommen. Bald darauf springen sie zu einem um so heftigern Angriffe vor, und wiederholen diesen, wenn es wirkliche Streithähne sind und man sie nicht trennt, wohl zu 20 bis 30 Mal, bis Einer todt in seinem Blute zu Boden sinkt. Die gut abgerichteten Hähne wissen ihre Wuth durch ihre Kunst zu zähmen, und man zieht daher die bedächtigen und flinken den wüthenden Brausern vor. Der Sieger kräht gewöhnlich laut auf und präsentirt sich in der hochmüthigsten Stellung; der Besiegte, wenn er das Leben davon trägt, schleicht still und gebückt hinweg.

15) Vor Zeiten wurden Hahnenkämpfe in allen Theatern gehalten, und zwar im Parterre, daher dieses auch ohne Hahnen Cockpit genannt wird. Ein eigenes Hahnentheater war der Phoenix in Drury Lane, The Cockpit genannt. S. *Nares* Glossary. 16) Vergl. den naturgeschichtlichen Artikel.

17) S. *Rees* Cyclop. Art. Cock.

Außer Europa finden wir Hahnenkämpfe in China, wo jedoch die Wachtelkämpfe beliebter und häufiger zu seyn scheinen; ferner in Persien, in Malakka, und selbst unter den amerikanischen Indianern. In Tunkin sind sie eine Hofbelustigung. Die Vornehmen stellen dabei hohe Wetten an, gewöhnlich um dem Monarchen zu schmeicheln, dessen Hähne immer siegen müssen. Die Siamer erziehen, wie die Engländer, eigene Hähne zu solchen Kämpfen, so sehr auch ihre Priester dagegen eifern. Auf der Insel Java gibt es eine besondere Art von Hähnen, welche die Engländer Bantame, und die Holländer Het indiansche Halv Hoen (indian. Halbhuhn) nennen, und welche sich durch vorzügliche hitzige Kampfgier auszeichnen. Zwischen ihnen endigt nie ein Kampf, ohne daß der eine Theil dem Tode erliegt.

Schließlich gedenken wir der Streitlust der Strandläufer, Braushähne, Hausteufel, Streitschnepfen oder wie sie sonst heißen (Tringa pugnax L.). Von den Wachteln ist schon oben gesprochen worden, und wir fügen hinzu, daß die Wachtelkämpfe besonders auch in Neapel beliebt sind [18]). (*R.*)

HAHNENKAMM, auch HAINENKAM, HUNNENCAMP, campus Hunnorum (Feld der Hunnen), ein Gebirgsrücken, der sich hauptsächlich zwischen den Flüssen Altmühl, Möhren und Wörnitz, in den Landgerichten Heidenheim, Gunzenhausen, Wassertrübingen und in dem Herrschaftsgerichte Öttingen jenseits der Wörnitz, im baiernschen Rezatkreise, 3 bis 4 Stunden in die Länge und Breite, ausdehnt. Seine Vorhügel erheben sich schon im Landgerichte Monheim, nördlich von Donauwörth. Die höchste Spitze desselben ist die gelbe Bürg, 1975 P. Fuß sich über das Meer erhebend. Die Nahrung seiner Anwohner besteht vorzüglich im Feldbaue, in der Rind- und Pferdezucht; auch haben Viele durch Bienenzucht einigen und nicht unwichtigen Nebenverdienst. Die Schriftsteller wollen den Namen dieses Gebirges von den Hunnen herleiten, die bekanntlich auch im Nordgau Verheerungen anrichteten, wie man denn auch auf dem großen, weitumfassenden Distrikte des Hahnenkamms noch Spuren von aufgeworfenen Schanzen, Gräben und Wällen antrifft. Attila, der Anführer dieser rohen Horden, soll daselbst sein Hauptlager gehalten haben, wozu in mannichfaltiger Hinsicht die Lage und der nahe dabei befindliche, damals äußerst große Wald sehr vortheilhaft gewesen seyn mochte (Beschreib. d. Burggrafthums Nürnberg, v. J. B. Fischer. S. 241.). (*Eisenmann.*)

Hahnenkamm, s. Mytilus und Rhinanthemum.

Hahnenkasten (hydraul.), s. Röhre.

HAHNENSPORN, gewöhnlich MUTTERKORN, bisweilen auch AFTERKORN, HUNGERKORN (Clavus secalinus, franz. ergot, blé cornu) genannt, ist eine Krankheit, die dem Rocken beinahe ausschließlich eigen ist, und die in einem von Außen bläulich-schwarzen, von Innen trockenen und schwammigen, mit einem schmutzig-weißen Mehle angefüllten, etwa ½ Zoll langen, pfriemenförmigen, hornartigen harten Auswuchse besteht. Man findet diesen krankhaften Auswuchs fast alle Jahre im Rocken, manchmal aber so häufig, daß er den vierten, ja den dritten Theil der Körner beträgt. Macht gleich das Mutterkorn den Genuß des Rockenbrotes für die menschliche Gesundheit nicht so verderblich, wie man vormals glaubte: so schadet es doch in größerer Menge der Güte des Mehls ungemein.

Diese Krankheit, die bisweilen auch das Mannagras und die Gerste befällt, entsteht vorzüglich in nassem Boden, wenn die Blühtezeit kalt und regnerisch ist, und daher die Befruchtung unvollkommen vor sich geht. Als Vorbeugungsmittel dienet vor Allem die gehörige Trockenlegung, und gute Vorbereitung der Äcker, und dann die gute Auswahl des Satkorns; da, nach der Erfahrung, wohlgezeitigter und einjähriger Samen dieser Krankheit weniger unterworfen ist, als frischer und nicht vollkommen reifer, und da jede Pflanze um so weniger von der Mißgunst der Witterung zu befürchten hat, je kraftvoller sie ist. (*Schilling.*)

Hahnentritt, s. Gallus.

HAHNKER, in der Bienenzucht, heißt ein Bienenschwarm, welcher auf ein von einem andern Schwarme verlassenes Gewirk gesetzt wird. (*St.*)

HAHNREI oder HAHNREY. Diese schimpfliche Benennung eines Ehemanns, dessen Frau die eheliche Treue verletzt, kommt zuerst bei Matthesius im sechzehnten Jahrhunderte vor, und zwar von beiden Geschlechtern gebraucht. Späterhin hat es sich auf den Mann beschränkt. Opitz und Logau haben das Zeitwort hahnen, d. h. zum Hahnrei machen. Über die Ableitung und Bedeutung dieses Wortes gibt es verschiedene Meinungen. Leibnitz leitet die Endung rei von dem alten ri (reißen, ritzen) Isl. runa, her und macht demnach den Hahnrei zu einem geschnittenen Hahn oder Kapaun. Eckard erklärt rei von rehe, d. h. müde, matt. Beiden Erklärungen widerspricht aber der alte Gebrauch des Worts für das weibliche Geschlecht. Wachter und Haltaus nehmen das angelsächsische Heanra (Volk, Pöbel) und das isländische ria (spotten) zu Hilfe und deuten Hahnrei als Spott des Volks. Ihre entscheidet sich für das altbretagnische Hannerey, d. h. die Hälfte, weil der Hahnrei die Rechte seines Ehebettes nur halb genösse.

Frisch hält Hahnrey für eine verderbte Nachbildung des italienischen Cornaro, Hörnerträger, also so viel als Hornrei. Über diese sehr alte Bezeichnung eines Hahnrei's s. den Artikel Horn und Hörnerträger. Indessen ist zu merken, daß auch in andern Sprachen die Bezeichnung des durch eheliche Untreue seiner Frau beschimpften Gatten mit dem Hahn in Verbindung steht, wie im Latein des Mittelalters Cugus, Cucussus, Cucutiatus, Cucutus, Cucullus etc., im Altfranzösischen Couz, Couyoul, Coucoul, Coquart, woraus vielleicht das neue Cocu und das engländische Cuckold, welches Einige auch von Cuculus, Guckguck, ableiten. Damit hängt dann die aus Shakspeare bekannte Sage zusam-

18) S. den sehr vollständigen Artikel Cock of the game in *Rees* Cyclop. Dict. de *Bomare.* T. III, 289. Krünitz Encykl. Art. Hahnengefecht.

men, daß der Guckguck jeden Hahnrei anrufe. Dagegen spielen die Römer durch die Benennung Curruca (Grasmücke) auf die Fabel an, daß der Guckguck seine Eier in das Nest der Grasmücke lege. *(R.)*

HAHOT, ein Dorf des Bezirks Kapornek des niederungarnschen Comitats Szalad, auf der Poststraße zwischen Szala-Egerszeg und Groß-Canischa, zwischen beiden in der Mitte liegend. Es befindet sich daselbst eine gräflich festetitsch'sche, der heiligen Jungfrau und Martyrerinn Margarethe gewidmete Patronatsabtei, die dem jedesmaligen Pfarrer von Keszthely verliehen wird, und einst ein Nonnenkloster war. Der Feldbau bringt wenig Ertrag, dagegen besitzt das Dorf gute Weiden, Waldungen und Weinbau. *(Gamauf und Rumy.)*

HAI 1) oder HAY, ein Nebenfluß des Nelson, ist bekannter unter dem Namen Hill, wo er vorkommen wird; 2) eine Stadt in dem Guvern. Mukden der chinesischen Mandschurei an einem Nebenflusse des Laoho, bloß mit einem Erdwalle umgeben, aber ziemlich bevölkert und eine der besten Städte des ganzen Landes. *(G. Hassel.)*

HAI, HAY, so viel als Gehau, Schlag. *(W. Pfeil.)*

Haian, s. Ibn Haian und Ebu Haian.

Haiani, s. Ibn Haian.

Haiat al Haivan, s. Demiri.

Haiathelah, Haiatheliten, s. Heiateliten.

HAI BAR DAVID (האי בר דוד), lebte gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts, und starb im J. 4653 (896 n. Chr.)[1]. In der Geschichte der jüdischen Theologie zeichnete er sich dadurch aus, daß er die Kabbalah, welche immer mehr in Verfall gekommen war, wieder in Aufnahme zu bringen suchte. Diese seine Bemühungen um einen vernachlässigten Zweig der Literatur waren auch wohl die Ursache, daß man ihm den ehrenden Beinamen Gaon (s. den Art.) gab[2]. Er verfaßte zwei kabbalistische Bücher: 1) das kol adonai Baccoach (קול יהוה בכח). Nach Wolf[3] soll es in der Oppenheimer'schen Büchersammlung sich befinden; inzwischen vermissen wir es in dem neuerdings edirten Kataloge derselben. 2) verfaßte Hai bar David ein sepher hakkemizah (ספר הקמיצה). Beide Werke werden an den zu Mantua erschienenen Editionen des Buchs Jezirah (יצירה) in einem Verzeichniß der kabbalistischen Bücher angeführt[4]. *(A. G. Hoffmann.)*

Hai ben Jakdan oder Hai ben Joktan, s. Abu dschiafar Bd I. S. 212 und orientalische Philosophie.

HAI GAON (האי גאון), ein Sohn des Rav Scherira Gaon, Enkel des Rav Chananja Gaon und Urenkel des Rav Juda Gaon. Sein Name Hai, von Einigen auch Ai, selbst Chai geschrieben, wird hebräisch auch האיי oder חיי bezeichnet[1]; am gewöhnlichsten ist aber die Schreibart, wie sie oben gegeben wurde. Das Wort Gaon bezeichnet die Würde des Mannes und findet sich in den Namen einer großen Reihe von jüdischen Gelehrten, welche nach einstimmigen Nachrichten durch Hai beschlossen wurden[2], vergl. auch den Artikel Gaon. Schon als junger Mann wurde er von seinem Vater Scherira Gaon gewürdigt, dessen Stelle als Vorsteher der Schule zu Firuz-Schabur, in der Gegend Nahardea's und in der Nähe von Babel, wo viele Juden wohnten, einzunehmen[3]. Diese Stelle verwaltete Hai 40 Jahre lang[4]. Er zeichnete sich unter seinen Zeitgenossen sehr vortheilhaft aus und übertraf Alle, welche den Titel Gaon geführt haben[5]; auch erklärte er die Lehre des Gesetzes fleißig und glücklich[6], und das von ihm angezündete Licht leuchtete Allen, die sich mit dem Gesetz beschäftigten, im Abendlande so wie im Morgenlande[7]. Angeblich stammte er von Serubabel, dem Sohne Sealthiel, dem bekannten Sprößling der Davidschen Dynastie ab, unter welchem die Juden aus dem babylonischen Exil in ihr Vaterland Palästina zurückkehrten. Sonach hätte er und seine Vorfahren auf eine höhere Würde Anspruch machen können; da diese aber unter den moslemischen Beherrschern nur durch reiche Geschenke zu erlangen war: so verzichteten sie gern und freiwillig darauf, mit der Würde eines Gesetzerklärers (Gaon) sich begnügend. Doch um wenigstens durch Etwas an die alte, längst verschwundene Größe seines Stammes zu erinnern, führte er einen Löwen in seinem Siegel; weil die Juden durch Mißverständniß der schönen Schilderung Juda's (1 Mos. 49, 9.) der Meinung sind, daß der Stamm Juda und die aus ihm hervorgegangene Reihe jüdischer Könige dieses Thier auf ihren Fahnen gehabt hätten[8]. Durch Verleumdungen von Seiten übelwollender Glaubensgenossen wurde Hai Gaon nebst seinem Vater von dem moslemischen Beherrscher — der Name desselben ist nicht angegeben — sehr hart bedrückt[9], und starb in einem Alter von 69

1) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 345—6. 2) Reimmann's Versuch einer Einl. in die Gesch. der Theologie. S. 378—374. 3) Bibl. hebr. P. III. p. 227. 4) Reimmann a. a. O.

1) Nach des *Simcha bar Gerson* sepher schemoth (ספר שמות) ed. Ven. p. 1657. p. 21 a — 22 a. Vergl. *Wolf*. Bibl. hebr. P. I. p. 32.

2) S. *Wolf*. Bibl. hebr. P. I. p. 273 u. p. 343. — *Jo. H. Hottinger* Hist. eccles. N. T. P. II. p. 516. i. 3) Nach dem שלשלת הקבלה (Schalscheleth hakkabbalah) ed. Ven. 346. p. 37 b. Z. 30. schon in einem Alter von 18 Jahren, vergl. auch *Hotting.* Hist. eccles. P. II. p. 501. Wolf dagegen (Bibl. hebr. P. I. p. 343) behauptet mit Beziehung auf *David Ganz* im Zemach David, es sei in einem Alter von 29 Jahren geschehen. Letzteres Werk ist uns zufällig nicht zur Hand, da sich aber Hottinger a. a. O. bei seiner Angabe auch auf Ganz beruft, so ist hier wohl der Irrthum auf Wolf's Seite. 4) Hottinger a. a. O. S. 505. erzählt, nur das Buch Schalscheleth hakkabbalah gebe diese Anzahl an (s. Schalsch. p. 37 b. Z. 33), das Zemach David dagegen spreche nur von 39 Jahren. Wolf berichtigt ihn (Bibl. hebr. p. 343) dahin, daß auch diese rabbinische Schrift dasselbe Datum gebe. Hätte indeß im Zemach wirklich 39 gestanden: so ließe sich auch dieß mit dem Schalscheleth wohl vereinigen, dessen Worte, was keiner der genannten Gelehrten angibt, כמו מ׳ שנה d. i. ungefähr 40 Jahre lauten. 5) Schalscheleth hakkabbalah a. a. O. Z. 35, vergl. *Ganz* Zemach ed. ann. 4757, nach *Wolf* Bibl. hebr. I. p. 343. 6) Einen Begriff von seiner Erklärung kann man sich schon nach dem machen, was Dav. Kimchi von ihm zu Jos. 21, 7. beibringt. 7) Zemach David. p. 52. Sepher Juchasin p. 125 a. Vergl. Hotting. a. a. O. S. 505. 8) Schalsch. hakk. p. 37 b. Z. 35 ff. und p. 38 a. Hotting. a. a. O. 9) *Ganz* Zemach David. P. I. p. 52. Hottinger a. a. O. S. 500.

Jahren, und zwar nach Einigen[10]) im J. 4797 a. m. cond. (1037 p. Chr. n.), nach Andern aber[11]) im J. 4798 a. m. cond. (1038 p. Chr. n.). Das Letztere möchten wir mit Wolf für das richtige halten.

Die Schriften des **Hai Gaon** schlagen hauptsächlich in das Fach der jüdischen Rechtskunde ein. Dahin gehört 1) das sepher mekach umimkar (ספר מקח וממכר), d. i. **das Buch vom Kauf und Verkauf.** Es zerfällt in 60 Abschnitte, und behandelt die im Titel bemerkten Gegenstände, nach **Wolf**[12]) auch das Pfandrecht, den Prozeß über Geldangelegenheiten (דיני ממונות), die Ansichten der ältern Lehrer, von denen die **Mischna** (s. d. Art.) herrührt, über Pfänder, so wie die Urtheile über das Schuldenwesen. Fast aber will es scheinen, als wenn dieß andere kleine Schriften wären, welche nur zufälliger Weise mit dem mekach umimkar zusammen gedruckt worden. Edirt ist dieses Buch Venedig 362. (1602 p. Chr. n.) in 4.[13]), und zwar, wie es scheint, 2 Male. Die eine Ausgabe erschien nach **Wolf**[14]) bei Joh. de Gara durch Moses Levi Mintz, Sohn des Isaak Menachem, auf 97 Blättern[15]); die andere aber mit mehreren andern Büchern desselben Verfassers bei Daniel Saneti mit einem Vorworte von **Nissim Sason**[16]). Als Manuscript findet es sich unter andern in der **Oppenheimerschen** Bibliothek[17]), auf Pergament geschrieben im J. 187 (1427 p. Chr. n.). In der bodlejanischen Bibliothek zu Oxford unter den Codd. Huntingt. N. 550 in 4. auf Papier soll es sich nach **Wolf**[18]) befinden; aber **Uri**[19]) führt nur ein anonymes Werk etwa des Inhaltes an. Daß übrigens dieses Buch nicht dem **Samuel Kohen bar Chophin** zukomme, wie man durch unrichtige Deutung einer Stelle im sepher Juchasin (p. 130 b.) glauben könnte, hat bereits **Wolf**[20]) hinreichend bewiesen[21]). Übrigens war dieß auch **Burtorf's** Meinung nicht, wie man nach Wolf's Äußerungen annehmen möchte[22]), sondern er dachte nur, es gäbe von beiden Gelehrten Werke dieses Namens. Ferner gehört hierher 2) das sepher mischpete schebuoth (משפטי שבועות), d. i. judicia juramentorum. Es zerfällt in 20 Abschnitte, und ist ebenfalls zu Venedig im J. 362 (1602 n. Chr.) in 4. herausgegeben, und zwar so, daß es mit dem zuerst genannten Werke und einigen andern Büchern des Hai Gaon zusammen gedruckt worden, bei Daniel Saneti und mit einem Vorworte des Nissim Sason. Wie **Wolf**[23]) den Titel bestimmt, משפטי שבועות לר׳ האי גאון ודיני ממונות ist es mit dem einerlei, welches bei Oppenheimer[24]) unter N. 478 der Quartbände verzeichnet ist. Wenn dieß richtig ist, so muß es allerdings auch eine andere Ausgabe gegeben haben, in welcher das mekach umimkar, was in jener Edition nach Wolf[25]) fol. 22 bis 47 incl. steht, aber im Titel nicht angegeben ist, entweder allein enthalten, oder, was wahrscheinlicher ist, bloß im Titel allein bemerkt worden war. Denn in **Oppenheimer's** Sammlung findet sich unter N. 477 der Quartbände außer dem erst erwähnten mischpete schebuoth u. s. w. noch ein Buch מקח וממכר, in demselben Jahre zu Venedig herausgegeben. Handschriftlich findet es sich auf der Bodlejan. Bibliothek zu Oxford[26]). Nach dem Schalscheleth Hakkabbalah[27]) schrieb Hai auch ein sepher happakdon (ספר הפקדון), d. i. **Buch über das Depositum.** Nach **Wolf**[28]) soll es mit dem dine mammonoth (דיני ממונות) einerlei seyn; nur scheint uns dagegen zu sprechen, daß das Schalsch. hakk. (ib. Z. 33) auch ein sepher haddinim unter **Hai's** Werken aufzählt, was doch wohl nur kürzere Bezeichnung für dine mammonoth ist.

Er bemühte sich, die Kabbalah in Aufnahme zu bringen, wie sein Namensvetter Hai bar David und der berühmte Saadin Gaon. Zu dem Ende verfaßte er einen kabbalistischen Commentar über die 42 und 72 Namen Gottes (פירוש לכמת שמות מ״ב וע״ב), welche die Kabbalisten annehmen[29]). Ferner schrieb er Erläuterungen über das Buch Jezirah (יצירה), welche in dialogischer Form abgefaßt sind[30]). Nach Bartolocci befindet sich eine Handschrift davon im Vatikan[31]); eine andere ist zu Venedig[32]). Mit diesem Dialoge ist wohl auch die responsio ad quaestionem R. Pullui (פלטוי) de decem Sephiroth et tredecim Middoth identisch, welche nebst vielen andern hebräischen Traktaten in einem Codex der Bodlejanischen Bibliothek (in Mus. N. 104 fol. 83 — 85) befindlich ist[33]) und in Oppenheimer's Sammlung ebenfalls handschriftlich aufbewahrt wird[34]). Doch darf nicht übersehen werden, daß die letztere Handschrift diese **Antwort** nicht dem Hai Gaon allein, sondern auch zugleich dessen Vater Scherira Gaon mit beilegt. Endlich finden wir auch noch ein ähnliches Buch: **Fragen und Antworten über die 10 Sephiroth und andre kabbalistische Gegenstände von Hai Gaon und R. Peltoi** in derselben reichen Büchersammlung rabbinischer Literatur[35]), was wenigstens nach dem Titel zu urtheilen mit dem vorigen nicht ein und dasselbe ist. Wenn endlich **Bartolocci** in seiner Bibl. rabbin. dem Hai Gaon noch zwei andere kabbalistische

---

10) Z. B. *Ganz* im Zemach David. ed ann. 4757; vergl. *Wolf* Bibl. hebr. p. 343. 11) Schalsch. hakkab. p. 37 b. Z. 34. Sepher Juchasin p. 125 a. und 130 b. auch *Abrah. ben Dior* in libr. kabbalae p. 13; vergl. **Wolf** a. a. O. S. 343. 12) Bibl. hebr. P. I. p. 383. 13) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 343. Vgl. Collectio *Davidis* (קהלת דוד) oder den Katalog der berühmten **Oppenheimerschen** Bibliothek. S. 256 u. 257. N. 477. 14) A. a. O. p. III. p. 216. 15) Eine nähere Beschreibung dieser Ausgabe siehe bei *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 343. 16) **Wolf** a. a. O. P. III. p. 216. 17) Collectio *Davidis* p. 283. N. 611. 18) Bibl. hebr. P. III. p. 216 — 7. 19) Bibl. Bodl. Codd. orient. Catal. P. I. p. 44. 20) Bibl. hebr. P. I. p. 343 — 44. 21) S. auch Schalsch. hakkab. S. 37 b. Z. 34. 22) Dessen Biblioth. Rabbin. p. 135. edit. Nass. 1708. 8. 23) Bibl. hebr. P. III. p. 216.

24) Collectio *Davidis* p. 259. 25) P. III. p. 216. 26) *Uri* catal. codicc. oriental. P. I. p. 44. 27) ed. Venet. 346. p. 37 b. Z. 34. 28) Bibl. hebr. P. I. p. 345. 29) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 344. Vergl. **Reimmann's** Versuch einer Einleitung in die Historie der Theologie. S. 376. 30) **Reimmann** a. a. O. 31) S. auch *Wolf*. Bibl. hebr. P. I. p. 344. 32) ib. P. IV. p. 812. 33) *Uri* catal. codicc. orient. Bibl. Bodl. P. I. p. 92. Vergl. auch *Wolf*. Bibl. hebr. P. IV. p. 939. 34) Collect. David. p. 357. N. 989. 35) A. a. O. p. 351. N. 999.

Bücher zuschreibt, das kol adonai backoach (קול יהוה בכח) und das sepher hakkmiza (ספר הקמיצה), so hat Wolf [36]) dieß für unrichtig erklärt, in so fern sie von Hai bar David (s. den Artikel) geschrieben worden.

Besondere Auszeichnung verdient wohl das musar hasschel (מוסר השכל) d. i. Lehre der Klugheit mit Beziehung auf Sprichw. 1, 3., auch שירי מוסר השכל d. i. carmina institutionis intellectus genannt, wie ein Exemplar in der Oppenheimerschen Sammlung [37]) überschrieben ist. Dieser letztere Zusatz erklärt sich aus der rhythmischen Form des Buches. Wie schon der Titel lehrt, soll es zur Einschärfung von Sittlichkeit und Tugend und zur Bildung guter Sitten dienen. Es wird daher mit den salomonischen Sprüchen verglichen und führt daher auch den Namen Sprüche des R. Hai (משלי ר' האי), wie z. B. in der schon oben erwähnten Handschrift der Bodleyan [38]). Es gibt davon mehrere Ausgaben, als eine constantinopolitanische vom J. 293 (1533 n. Chr.), ferner eine venetianische in 8. vom J. 339 (1579 n. Chr.), auch eine Pariser vom J. 319 (1559 n. Chr.), ebenfalls in 8. [39]). Nach Wolf [40]) enthält letztre Ausgabe zugleich die Scutella argentea (קערת הכסף) des R. Joseph Hyssopäus; in dem Katalog der Oppenheimerschen Bibliothek dagegen [41]) ist der unbestimmte Ausdruck: es ist angehängt (כלות) gebraucht worden, welcher zweifelhaft läßt, ob es daran gedruckt, oder bloß daran gebunden worden. An der Pariser Ausgabe befindet sich auch eine lateinische Übersetzung von Mercerus, welche ein besonderes Ganzes für sich ausmacht und die Jahreszahl 1561 an der Stirn trägt. Ferner wurde dieß Werk zu Frankfurt a. d. O. edirt 1597. 8. mit punktirtem Text und mit einer Übersetzung von Jac. Ebert und Sacherklärungen, unter dem Titel מוסר הַשֵּׂכֶל בִּמְלִיצָה h. e. institutio intellectus cum elegantia. Wiederholt ist diese Übersetzung mit dem hebräischen Texte am Ende von Theodor Ebert's hebräischer Poetik (Leipzig 1628. 8.) S. 237 ff. und in Caspar Seidel's Manipuli linguae sanctae (Hamb. 1638), wo es mit dem ehrenden Beinamen carmen morale στροφόρυθμον elegantissimum bezeichnet wird. Endlich ist es auch im Fano fortunae mit dem Buche portae poenitentiae (שערי תשובה) des R. Jona aus Cordova zusammen herausgekommen [42]).

Außer den bisher angeführten Büchern bemerken wir noch das pithron chalomoth (פתרון חלומות) d. i. Traumdeutung. Handschriftlich findet es sich zu Leyden (Cod. 59) und besteht aus 20 Octavseiten [43]); gedruckt aber ist es sehr oft, als zu Ferrara im J. 312 (1552 n. Chr.) in 8. [44]), zu Constant., dann zu Cracau, zu Venedig im J. 383 (1623 n. Chr.) in 12., zu Amsterd. 396 (1636 n. Chr.) in 8. und im J. 402 (1642 n. Chr.), zu Wilmersdorf mit den שערי ציון im J. 1690, auch jüdisch-teutsch (Amsterd. 454 d. i. 1694). Dann hat sich Hai Gaon auch als Grammatiker ausgezeichnet; sein grammatisches Lehrbuch heißt sepher hammeasseph (ספר המאסף) d. i. Buch des Sammlers [45]). Nach Aben Esra's Urtheile ist es ein sehr gelehrtes Werk und durch schöne Darstellung ausgezeichnet [46]). Endlich finden wir in der Oppenheimerschen Bibliothek noch ein seder tannaim veamoraim (סדר הנאים ואמוראים) d. i. Reihe der Lehrer der Mischna und Gemara, also ein literar-historisches Buch. Es ist bloß handschriftlich vorhanden [47]) und wir erinnern uns nicht, sonst Etwas darüber gefunden zu haben.

Alle diese Werke werden hauptsächlich von den Juden in Babylon geschätzt und benutzt. Übrigens ist es wohl eine bloß unverbürgte Sage, daß Hai Gaon am Fuße des Berges Sinai begraben liege [48]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HAID, bei Büsching FEID, eine Beduinenstadt in dem Bezirke Dschabel von Arabistan, der gegenwärtig unter der Herrschaft der Wahabiten steht. In der Umgegend wohnen die Stämme Beni Temam und Khembar, und der Ort ist als Station für die Karawane von Baßra nach den heiligen Städten merkwürdig.

(*G. Hassel.*)

HAID (Joh. Herkules), Professor am Gymnasium zu Ulm, wo er den 26. December 1738 geboren war. Er studirte in Halle Theologie, erhielt 1767 eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1782 zugleich das neu errichtete Lehramt der Ökonomie, und den 23. August 1788 starb er. Seine Kenntnisse waren mannichfaltig, aber als Schriftsteller arbeitete er zu flüchtig, doch ist sein: Ulm mit seinem Gebiet. Ulm 1786. 8. immer noch brauchbar, wiewohl es von Mich. Dieterichs: Beschreibung der Stadt Ulm. Mit 8 Kupfern, einem Grundrisse der Stadt und einer Karte der Umgegend. Ulm 1825. 8. weit übertroffen worden ist. Unter seinen übrigen Schriften bemerken wir seine ökonomischen Abhandlungen für Schwaben. Ulm 1780. 4. Ökonomisch-praktische Abhandlungen für Schwaben. Ebd. 1782. 4. und seine Fortsetzung von Ladvokat's hist. Handwörterbuch, Band 5 und 6. Ulm 1785. 8.; auch unter dem Titel: Neues hist. Handlexikon; neue Aufl. 1795 (von S. Baur verb.). Historische, geographische und statistische Aufsätze im Ulm'schen Kalender, teutschen Museum, Wagenseil's Magazin, Elber's schwäb. Chronik, Fabri's Beitr. zur Geographie u. A.*) (*Baur.*)

Haid, die Künstler, s. Hayd.

36) Bibl. hebr. P. I. p. 345. P. III. p. 227. 37) Collect. David. p. 609. N. 565. 38) Uri a. a. O. p. 91. Vergl. auch *Wolf.* Bibl. hebr. P. IV. p. 938. Es ist in Cod. 104. fol. n. 10 oder Blatt 28 ff. 39) *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 227, wo auch die P. I. p. 344. gegebenen bibliographischen Notizen berichtigt sind. 40) A. a. O. 41) Collect. David. p. 609. N. 565. 42) *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 344. 43) *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 345. P. III. p. 227. 44) Collect. *Davidis* p. 569. N. 357. Vergl. *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 227.

45) S. das Verzeichniß der jüdischen Grammatiker bei *Wolf.* Bibl. hebr. P. II. p. 595. u. 6. 46) *Jo. Buxtorf.* Tractatus de punctorum vocalium et accentuum in LL. V. T. hebr. origine, antiquitate et auctoritate p. 328. *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 228 und Reimmann's Versuch einer Einleitung in die Historie der Theologie, S. 376. 47) Collect. *David.* p. 325. N. 344. 48) *Petach.* itinerar. p. 178. ed. *Wagens.*

*) Weyermann's Nachr. v. Gel. aus Ulm. 182. Meusel's Lexik. d. verst. Schriftst.

HAIDAMITEN (الهيصمية), ist eine der vielen kleinen Parteien, worin die Keramiten zerfallen*). Über ihre Ansichten siehe den Artikel Keramiten. (*A. G. Hoffmann.*)

HAIDAR (حيدر), ist einer der vielen Namen, welche die arabische Sprache für Löwe hat, dann Beiname des Ali (s. diesen Art. Bd III. S. 121) und daher auch von Vielen aus der Familie desselben. Der berühmteste Mann dieses Namens ist der Scheikh Haidar ben Dschoneid, Urenkel des Scheikh Sefieddin, welcher von Ali abzustammen behauptete und zwar von der Linie, welche nach persischer Annahme die Imams geliefert hat, nämlich von dem zweiten Sohne Ali's, dem Hussein. Er soll, wie die Perser erzählen, eine neue Kopfbedeckung erfunden haben, welche der haidarische Kopfputz oder Krone heißt und um derentwillen die Perser von den Türken Rothköpfe kysil basch (قزل باش) genannt werden[1]). Scheikh Haidar fiel auf einem Zuge gegen den König von Schirvan, an welchem er den Tod seines Vaters rächen wollte; seine Familie wurde, so zahlreich sie auch war, durch diesen seinen Fall fast gänzlich ausgerottet. Inzwischen rettete sich doch unter andern sein Sohn Ismael, von welchem die nachmals über Persien herrschende Dynastie der Sofis abstammt[2]). Auch in der Dynastie der Serbedar (s. den Artikel), welche über einen Theil von Khorasan eine Zeit lang herrschten, gab es Mehrere des Namens Haidar. Die Engländer pflegen diesen Namen Hyder zu schreiben, wornach sich dieser Name auch in dieser Form in teutschen Schriften findet. (*A. G. Hoffmann.*)

Haiden (Landes) und Haiden (Waldung) s. Heiden.

Haiden, s. Lieben.

HAIDEN (Johann), Exjesuit, Doktor der Philosophie und Theologie, geboren zu Hradisch in Mähren am 23. December 1716, gestorben zu Ende des 18ten Jahrh. Er trat bereits im Jahre 1736 in den Jesuiterorden. Vor seinem Eintritte in denselben erhielt er die philosophische und in dem Orden selbst die theologische Doktorwürde, und legte im Jahre 1751 dem Orden das vierte Gelübde ab. Er trug die Grammatik drei, die Poetik zwei, die politische Geschichte ein, die Kirchenhistorie eilf, die Moraltheologie ein Jahr lang vor. Zugleich predigte er mehrere Jahre den Studirenden und dem Volke, war Vorsteher verschiedener Seminarien und führte durch einige Jahre die Aufsicht über die Bibliothek zu Prag, die er mit den besten Werken vermehrte. Im J. 1770 wurde er Beisitzer des Consistoriums und Direktor der Studien in dem bischöfl. Seminarium zu Königinngrätz. Er war, außer der tschechischen, teutschen und lateinischen, auch in der französischen, italienischen und hebräischen Sprache bewandert. Im Druck erschienen von ihm folgende Werke: De therapeutis. Pragae 1756. 4. — De instituto Ecclesiae, infantibus mox cum baptismo conferendi sacramenta confirmationis et eucharistiae. Pragae 1758. 4. — Decretum Eugenii pro Armenis, num tanquam pars synodi oecumenicae Florentinae sit respiciendum. 1759. 4. — De Prudentii Marani opinione. Pragae 1760. 4. — Exercitationes chronologicae de praecipuis annis Christ. Pragae 1761. 8. — Appendix ad exercitationes chronologicas de itinere Petri Romano et commoratione. Pragae 1761. 8. (*Rumy.*)

HAIDER KELITSCHE aus Herat, ein persischer Dichter aus der letzten Periode, dem sechzehnten Jahrhunderte. Er war, wie sein Beiname sagt, ein Kotzen- oder Deckenmacher, und seine Verse sind so gemein, wie dieses sein Handwerk. Er soll mehr als 10,000 Distichen in Ghaselen und Kassiden geschrieben haben, von denen Sam Mirsa einige anführt. Seine Industrie scheint bedeutender gewesen zu seyn, als seine Poesie, und er reiste, um sich als Kaufmann etwas zu erwerben, nach Indien*). (*R.*)

HAIDERMIRSA, Sohn des Mohammed Chodabende, ein persischer Prinz, welcher als Geißel nach Persien gesandt wurde, dort im J. 1004 d. H. oder 1595 n. Chr. starb, auch zu Ejub begraben liegt[1]). In der Geschichte der türkischen Literatur verdient er deßhalb genannt zu werden, weil er in Constantinopel den Sinn für Poesie befördern half[2]). (*A. G. Hoffmann.*)

Haidhari, s. Schami.

HAIDHAUSEN, großes Pfarrdorf und ansehnliche Hofmark in dem baiernschen Isarkreise, auf dem rechten Isarufer, ¼ Stunde von München, zu dessen Landgerichtsbezirke es gehört und mit welcher Hauptstadt seine Einwohner in einer solchen Verbindung leben, daß es als eine Vorstadt von dieser angesehen werden kann. Es zählt in 316 Häusern 948 Familien und 3465 Einwohner, enthält einen Flächenraum von 598 baiernschen Tagwerk., 2 Schlösser mit Gärten, ein kathol. Pfarramt des Dekanats Oberföhring, 1 Kirche und Kapelle, eine Malerpinsel-, Hut- und Seidenzeugfabrik. Als Kurfürst Max Emanuel aus dem Türkenkriege 1683 nach Baiern zurückkehrte, empfingen ihn der Adel und die Bürgerschaft von München, welche ihm einen feierlichen Empfang und Einzug bereitet hatten, zu Haidhausen, wo Franz Pangraz, Freiherr von Leibelfing, ein Haus im Besitz hatte. Das Andenken dieser Feier zu ehren, erhob Kurfürst Max Emanuel dieses Haus 1684 unter bestimmten Beschränkungen zu einem adeligen Sitze, im folgenden Jahre, zwar nicht ohne Widerspruch seiner Hofkammer, zu einer ungeschlossenen und 1692 zu einer geschlossenen Hofmark. Gegenwärtig gehört dieselbe der gräfl. von Törring-Seefeldischen Familie. (*Eisenmann.*)

Haidingsfeld, s. Heidingsfeld.

---

*) *Marracc.* prodrom. ad refut. Alcor. P. III. p. 77.

1) *Meninsky* Lexic. u. d. W. قزل. 2) D'Herbelot unt. d. W. Haidar. *Ed. Pococke* in den Bemerkungen zu dem Supplem. histor. dynastiarum des *Abulfaradsch* p. 63 — 64. Vergl. *Malcolm* histoire de Perse. T. II. p. 260 ff.

*) S. Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens. S. 372.

1) v. Hammer Gesch. der Literatur der Osmanen, S. 1204. 2) v. Hammer a. a. O. S. 1193.

ses von Chorene als unzerstörbar, wenn gleich von Räubern bewohnt angibt. Die Nachfolger Haik's wurden nun der assyrischen Monarchie zinsbar bis zur Zerstörung von Ninive*). *(Rommel.)*

Hailes, s. Dalrymple.

HAILLAN (Bernard de Girard, Seigneur de), Geschichtschreiber und Politiker, aus einem alten adeligen Geschlechte zu Bordeaux um 1535 geboren, Sohn eines General-Lieutenants der Admiralität von Guienne. Von dem reformirten Glauben ging er zum katholischen über, als er in seinem 20sten Jahre an den französischen Hof kam, und nicht lange nachher versah er bei der französischen Gesandtschaft in London und Venedig Secretärsdienste. Nach seiner Rückkunft wurde er Finanzsecretär des Herzogs von Anjou, nachmaligen Königs Heinrichs III., 1571 ertheilte ihm Karl IX. die Würde eines Historiographen von Frankreich, und Heinrich III. bestätigte ihn nach seiner Thronbesteigung nicht allein in dieser Würde, sondern erhob ihn auch zum Statsrath. Seit 1595 war er auch Genealogist des heil. Geistordens, und den 23. November 1610 starb er zu Paris. Seine lateinischen und französischen Gedichte, so wie seine Übersetzungen des Eutropius, Cornelius Nepos und des Cicero von den Pflichten, sind nicht unverdient in Vergessenheit gerathen. Einen bleibenden Werth für den Geschichtforscher haben dagegen seine Schriften: De l'état et du succès des affaires de France en IV livres. Par. 1570; sehr oft, augm. pour la dernière fois, ib. 1609; 1613. 8. Histoire sommaire des comtes et ducs d'Anjou, de Bourbonnois et d'Auvergne. Par. 1571. 8.; 1572. 4.; 1580. 8. Histoire générale des roys de France, contenant les choses mémorables advenues tant au royaume de France qu' ès provinces étrangères sous la domination des François, depuis Pharamond jusqu' à Charles VII. inclusivement. Par. 1576. fol. corrigée et augm. Ib. 1584. fol. seitdem oft, und mit Fortsetzungen von Andern bis 1615. Par. 1615. Vol. II. fol.; bis 1627. Par. 1627. Vol. II. fol. Dieses Letztere ist sein Hauptwerk, und die erste zusammenhängend geschriebene französische Geschichte in der Nationalsprache. Zwar schöpft er nicht immer aus den besten Quellen, vernachlässigt die Kritik, erzählt von den ersten französischen Königen manches Romanhafte, und legt seinen Personen langweilige Reden in den Mund, die er wörtlich aus dem Werke des Paulus Ämilius de rebus gestis Francorum übersetzt, auch verräth er deutlich genug, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun war, durch seine Schriften Geld und Ehre zu erwerben. Dieser Fehler ungeachtet, ist sein Verdienst für sein Zeitalter nicht gering, indem er sich nicht allein durch Diction und Methode, sondern auch durch einen geübten politischen Blick, durch Freimüthigkeit im Urtheil über die Könige und die Großen des Reichs, durch Bestreitung geheiligter Vorurtheile, Bekämpfung päpstlicher und bischöflicher Anmaßungen, bessere Darstellung der kirchlichen Verhältnisse überhaupt, Widerlegung mancher fabelhaften Erzählungen, und Achtung für historische Wahrheit über alle diejenigen erhebt, die vor ihm in Frankreich über diese Gegenstände schrieben. Über manche Ereignisse gibt er vorher unbekannte Aufschlüsse, und ohne Rücksicht auf die herrschende Meinung erklärt er z. B. die Geschichte der Jungfrau von Orleans für eine Farce, welche patriotische Statsmänner gespielt haben, um einen bedrängten König zu retten und das muthlose Volk zu ermuthigen*). *(Baur.)*

Haim, s. Mansuri.

HAIMANE nennt man die wild herumstreifende Völkerschaft, welche sich nicht mit Ackerbau beschäftigt. Dieser ihr Zustand wird bei der Bestimmung der Abgaben berücksichtigt, welche die Pforte von solchen unterjochten Stämmen verlangt und die natürlich geringer seyn müssen, als bei Ackerbau treibenden Stämmen. *(A. G. Hoffmann.)*

HAIMBURG oder HAINBURG, (im gemeinen östreichschen Dialekt Hamburg), eine landesfürstliche, nicht große, aber wohlgebaute Stadt im Viertel unter dem Wiener Walde, des Landes unter der Ens, am rechten Donauufer, bei dem Einflusse der March in die Donau, nahe an der ungarnschen Gränze, mit einem alten sehenswürdigen Bergschlosse, 265 Häusern, 2900 Einwohnern, 1803 2691, einer Musterschule und einer großen kaiserlichen Tabaksfabrik (der größten in den teutsch-östreichschen Erbländern), die nach dem Brande von 1823 wieder hergestellt ist. Eine Merkwürdigkeit ist ein altes Thor, das sich wahrscheinlich noch aus den Zeiten der Römer, die zwischen Teutsch-Altenburg und Petronel die Stadt Carnuntum in Pannonien besaßen, erhalten hat. Irrig wird jedoch von Einigen das römische Comagenum nach Haimburg versetzt. Haimburg ist indeß ein alter Ort, und war ehemals auch größer. Im J. 1050 wurde auf dem Reichstage zu Nürnberg beschlossen, die von den Ungern ruinirte Stadt Haimburg wieder aufzubauen. In den vorigen Zeiten haben nicht nur daselbst die alten östreichschen Herzoge zu Zeiten Hof gehalten, sondern auch die schwäbischen Kaufleute die Waaren, die sie nach Ofen oder in andere ungarnsche Städte verführen wollten, niedergelegt. Diese Handelsniederlage hat Leopold IV., Herzog von Östreich, im J. 1200 von Haimburg nach Wien verlegt. Im J. 1490 wurde Haimburg sammt dem Schloß vom Kaiser Maximilian I. erobert, im J. 1683 am 2. Julius von den Türken im dritten Sturm erobert, alle Menschen, ohne Unterschied niedergesäbelt und die Stadt nachher in Brand gesteckt (die Feuerbrände flogen bis

*) Vergl. Moses Chorenensis an verschiedenen Orten, und *Chaban de Cirbied* Armeniste et *F. Martin* Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie. Paris 1806. Auch Ritter's Erdkunde Th. II. S. 720. 745 u. s. w.

*) Mém. sur la vie et les ouvr. de Gir. de Haillan par *le Long* in dessen Bibl. hist. de France p. 947, und nach der Ausgabe von Fontette T. III. p. 66. Mém. de *Nicéron* T. XIV, 215. nach der teutschen Übers. Th. 10, 439. *Bayle* Dict. Nouv. Dict. histor. Biogr. univ. T. XIX. (von Weiß). Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 1r Bd, 344.

in die Vorstädte von Preßburg). Bei Haimburg ist ein kaltes Gesundheitsbad, dessen Wasser gewärmt wird. Die Einwohner nähren sich meistens vom Acker- und Weinbau †). (*Rumy.*)

Haimeni, s. Ibn Hadschar.

Haimo, s. Haymo.

Haimonskinder oder Haymonskinder, s. Karl der Grosse (Sagenkreis von demselben).

HAIN, heiliger, (Mythol. im Allgemeinen). Der Ursprung der Verehrung gewisser Haine, als heiliger Götterwohnungen, ist wohl in dem ältesten Fetischismus zu suchen, und geht von einzelnen Bäumen und Pflanzen aus, in welchen die Menschen irdische Zeichen ihrer Vergötterung der Natur wählten. In der Folge veredelte sich dieser Fetischismus zu einem Naturdienste, in welchem die Bäume als von überirdischen Wesen bewohnt und mit denselben gleichsam verwachsen, deßwegen heilig und unverletzbar waren. Dahin gehören z. B. der Palmbaum von Delos, die Eichen von Dodona, der Platanus des Menelaos in Arkadien u. v. a. und wie die Griechen, so lassen auch die Indier Nymphen in heiligen Bäumen wohnen, von denen sie nicht ein Blatt abzubrechen wagen *). Die Fabel von dem Erisichthon, der die Fällung eines heiligen Baumes der Demeter mit unersättlichem Hunger büßte, kann als eine Grundlage der nachherigen Gesetze gegen die Verletzung der Götterhaine angesehen werden. Noch Cäsar's Soldaten hatten, wie Lucanus erzählt, eine solche Scheu vor heiligen Bäumen, daß sie bei Massilia in einem Walde, der den barbarischen Gottheiten gewidmet war, keine Axt anlegen wollten **). So begegnen wir also denselben religiösen Vorstellungen in Bezug auf heilige Bäume und Haine im Orient, wie im Occident, und namentlich machen dieselben einen wesentlichen Bestandtheil des keltischen Druidenkultus aus. S. den Artikel Druiden.

In der Mythologie des Zendvolkes spielt der heilige Hombaum besonders mit seinem Safte eine wichtige Rolle. (S. diesen Artikel). Heilige Holzarten finden sich im Kultus der Hindu's, z. B. das Arasuholz, das rothe Sandelholz, und der Saft bei dem Mondopfer Soma Jagam erinnert an den parsischen Homsaft. (*R.*)

HAIN, heiliger, (biblisch). Auch bei den Hebräern findet sich die Verehrung der Gottheiten in heil. Hainen, jedoch nur in der Patriarchenzeit und späterhin beim abgöttischen Cultus, da das mosaische Gesetz dem Jehova ausschließlich in der Stiftshütte, und nachmals im Tempel zu Jerusalem zu opfern befahl. Abraham baute dem Jehova einen Altar in dem Eichenhain Mamre bei Hebron (1. Mos. 13, 18.), wo noch zu Josephus Zeit die uralte sogenannte ogygische Eiche gezeigt wurde [1]), und „pflanzte Tamarisken in Berseba, „und rief daselbst den Namen Jehova's an, des ewigen „Gottes" (1. Mos. 21, 33.); Jesaias aber (1, 29.), Jeremias, Ezechiel, auch der ungenannte Prophet, dessen Orakel denen des Jesaias beigefügt sind (Jes. 57, 5. 65, 3. 66, 17.) rügen wiederholt den Götzendienst des Volkes in Eichen [2]), Terebinthenhainen und Gärten, unter welchen letzten ebenfalls Baumgärten (פַּרְדֵּסִים), d. i. angepflanzte Haine zu verstehen, häufig mit einer beliebten und stehend gewordenen Redensart, „daß sie unter jedem grünen Baume den Götzen nachhurten" (Jer. 2, 20. 3, 6. 13. Ezech. 6, 13., vgl. 5. Mos. 12, 20.). Weit mehr als der hebräische Text nach richtiger Erklärung erlaubt, reden übrigens die 70 Dolmetscher, und nach ihnen die Vulgate und Luther von abgöttischen Hainen, indem sie das Wort אֲשֵׁרָה, welches eigentlich die Glücksgöttinn Astarte bezeichnet, durch *ἄλσος*, lucus, Hain übersetzen, an solchen Stellen, die nothwendig ein Götzenbild verlangen, höchstens durch Haingötze (2. Kön. 23, 6. Luth.). Übrigens ist noch zweifelhaft, ob nicht wenigstens die Septuaginte unter *ἄλσος* vielmehr einen Baum und ein hölzernes Idol verstanden hat, da sie sich des Ausdrucks auch für עַשְׁתָּרוֹת (Astartenbilder) bedient (1. Sam. 7, 3. 12, 10.) [3]). (*Gesenius.*)

HAIN, heiliger, (bei Griechen und Römern). Der Glaube, daß das Dunkel der Haine der Gottheit zum angenehmen Aufenthalte diene, findet sich auch bei den Griechen schon in den frühesten Zeiten. Das heilige Dunkel, die feierliche Stille, das geheimnißvolle Dickicht, Alles forderte Ehrfurcht [1]); und wenn die Götter zur Erde stiegen, sie, die auch dann so gern den menschlichen Augen sich entzogen: so konnte kein Aufenthalt einladender, keiner ihnen dienlicher, keiner ihrer würdiger seyn [2]). — Wenn daher von denen, die alle Nachrichten aus der frühesten Zeit gern auf eine bestimmte Person zurückführen, Kadmos als der Erste genannt wird, welcher die Sitte, den Göttern Haine zu weihen, in Griechenland heimisch gemacht habe, so mag — die schwankende Bedeutung des Namens gar nicht gerechnet — dieß an sich schon wenig Glauben verdienen, und noch lauter scheinen dagegen die, wenn auch dunkeln Sagen von der viel ältern Dodona zu sprechen.

Freilich mochten die heiligen Haine der frühern Zeit, wie wir sie schon von Homer [3]) angeführt finden,

---

†) Zwei schöne Ansichten von Haimburg enthält das neue Prachtwerk: 264 Donauansichten vom Ursprunge des Stromes bis zu seinem Ausflusse ins schwarze Meer, herausgegeben von Adolph Kunike, erklärt in pittoresker, topographischer, historischer und ethnographischer Rücksicht von Dr. Rumy, sammt einer Donaukarte (Wien 1826, Querfolio), Nr. 124 und 125. — Zu Haimburg erhielt der zu Rohrau an der ungarnschen Gränze geborne große Tonkünstler Joseph Haydn den ersten Unterricht in der Musik.

*) S. Forster zur Sakontala. Anmerkungen unter dem Art.: Göttinnen. **) *Luc.* Bell. Civ. III, 399 ff.

1) Archäol. 1, 10. §. 4. 2) So, nicht Terebinthenhain, ist zu übersetzen. Die Annahme des Celsius (Hierob. 1, 34 ff.), daß Ela und Elon die Terebinthe, Alla und Allon die Eiche bedeute, ist nämlich unrichtig und beruht auf einer ungenauen Vergleichung der alten Übersetzer. Ela und Alla bezeichnen die Terebinthe, Elon und Allon die Eiche. 3) S. mein hebr. Wörterb. u. d. W. אֲשֵׁרָה.

1) Vgl. *Plin.* Hist. Nat. XII, 1. 2) Vgl. *Senec.* Epist. V, 4. *Ovid.* Amor. III, 1. 2. Fast. III, 295. 3) Odyss. VI, 321. IX, 200.

gar sehr von den spätern verschieden seyn. Man wählte ein Stück natürlichen, durch hohe und schöne Bäume ausgezeichneten Wald, und gab ihn dem Gotte zum Eigenthume (*τέμενος*), dem man auch wohl darin Altäre errichtete[4]). Als aber bei fortschreitender Bildung des Volkes auch die Götter luxuriöser wurden, schuf man um ihre Tempel selbst Haine durch künstliche Pflanzungen[5]), eine Sitte, die so allgemein wurde, daß nach Strabo man die heiligen Örter sämmtlich *ἄλση* nannte. — Man hat behaupten wollen, daß dazu nur unfruchtbare Bäume, die einen schönern Wuchs hätten, genommen worden wären, und sich auf das ausdrückliche Zeugniß des Cyrillus[6]) berufen, welcher sagt, Haine beständen nicht aus fruchtbringenden Bäumen wie Feigen und Weinstöcke, sondern nur aus unfruchtbaren, weil sie nicht des Nutzens, sondern des Vergnügens wegen da wären. Allein dieß ist ganz irrig. Allerdings mochte man auch auf die Schönheit der Bäume Rücksicht nehmen, und Pausanias[7]) erwähnt einen Hain von Eichen und einen von Platanen[8]), aber daß nicht allein unfruchtbare angepflanzt wurden, beweisen Stellen wie bei Sophokles[9]), wo Antigone vom Haine der Eumeniden sagt: „Es scheint der Ort einer Gottheit heilig: in üppigem Wuchse prangen Lorbern, Oliven, Weinreben“[10]), und noch deutlicher sagt es Xenophon[11]), wo er das Heiligthum beschreibt, das er zu Skillos der ephesischen Artemis weihete: „Um den Tempel selbst wurde ein Hain fruchttragender Bäume gepflanzt.“ Aber freilich gab es dort auch noch andere Haine.

Über die Unverletzlichkeit dieser Haine wurde sorgfältig gewacht; zum Schutze umgab man sie mit einem Zaune (*περίβολοι*)[12]), und stellte wahrscheinlich auch Leute an, denen die Aufsicht über dieselben, und die Pflege der Bäume übertragen wurde (*ἀλσοκόμοι* Pollux). — Die Athener waren nach Älian[13]) in diesem Punkte so streng, daß sie das Umhauen einer kleinen Eiche (*πρινίδιον*) in einem heiligen Haine mit dem Tode bestraften, und auch die Römer hielten dieß für ein schweres Verbrechen[14]). Ja sie erlaubten sich nach Cato[15]) nicht einmal die Äste solcher heiliger Bäume, die ihnen Schaden brachten, abzuhauen, bevor sie nicht der Gottheit ein Sühnopfer gebracht hatten[16]). Manche Haine durfte man gar nicht betreten[17]).

Allein bei aller dieser Ehrfurcht, die sich auch dann noch erhielt, als man die Gottheit lieber in prächtigen Tempeln als im ländlichen Haine zu verehren anfing, scheute man sich doch oft genug nicht, diese heiligen Örter durch unkeusche Handlungen zu entweihen, zumal da sie um so mehr dazu einluden, je sicherer man sich darin glaubte. Solche Entweihung wurde dann oft von der Gottheit bestraft, und man setzte solch einen Grund des göttlichen Zornes voraus, wenn der Blitz einen geweiheten Hain traf[18]).

Zu den berühmtesten heiligen Hainen gehörten in Griechenland der Altis zu Olympia (ebenfalls Ölbäume), der Hain der Eumeniden, bei dem attischen Flekken Kolonos, und der Artemis zu Ephesos[19]), und in Italien der Hain der Egeria bei Aricia[20]).

(*Wilhelm Adolph Becker.*)

HAIN, heiliger, (nordische Mythologie). Der Teutschen Gottesdienst schloß sich an die Natur an; er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erscheinungen, aber er war viel einfacher und erhabener, als der Naturdienst der andern alten Völker und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühls. Wenn gleich noch roh, fühlten sie doch die Ahnung der unendlichen, ewigen Kraft in ihrer Brust; denn sie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, sie in Mauern einzuschließen (cohibere parietibus Deos) oder irgend in menschlicher Gestalt nachzubilden (in ullam humani oris speciem assimilare)[1]). Nicht Tempel baueten sie, sondern sie weiheten Wälder und Haine (luci), welchen die Natur Säulen gegeben und deren Decke der unendliche Himmel selbst war, zu Heiligthümern, und benannten nach dem Namen der Gottheit das Geheimniß, welches sie allein durch glaubige Andacht schaueten[2]). Wenn Tacitus, der Germanen Historiograph, den Germanen eine reinere Gotteskenntniß, als andern Völkern jener Zeit zuschreibt, daß sie aus Achtung vor der Majestät ihrer Götter (ex magnitudine Coelestium) ihnen Haine als Wohnungen anwiesen: so spricht er freilich, und urtheilt als Römer, der in der Heimath alle heilige Örter mit Tempeln und Götterstatuen geschmückt sah. Mag auch der Grund in dem Mangel an Kunstfertigkeit und an dem Sinne für schöne Bauwerke immerhin gelegen haben, wie auch Plutarch[3]) urtheilt: so gewinnt ihre Götterverehrung in von der Natur eröffneten Tempeln immer eine tiefere Naturanschauung, und wir halten deßhalb auch das templum Fanfanae[4]) und alle templa, die ihnen, wie den Skandinaviern von den Alten zugeschrieben werden, nur für erhabene, durch besondere Eigenthümlichkeiten sich auszeichnende, Gott geweihete Verehrungsplätze[5]). Ein zur Verehrung eines

4) S. *Sophocl.* Trach. v. 745. Denn das ist die *τεμενία φυλλάς*. 5) Lucus heißt fast immer ein künstlich angepflanzter Hain. 6) Homil. IV. in Jerem. 7) Corinth. XI. 8) Ib. cap. XXXVII. 9) Oedip. Col. v. 16. 10) Vergl. *Callim.* Hymn. ad Cerer. 28. 11) Anab. V, III, 12. 12) *Synes.* Epist. LXXII. 13) Var. Hist. V, 17. 14) Vgl. z. B. *Ovid.* Met. VIII, 743. 15) De re rust. 139. 16) Vergl. Harduin zu *Plin.* Hist. Nat. XVII. am Ende. 17) S. *Ovid.* Fast. IV, 751. *Paus.* Arcad. XXXVIII. *Eurip.* Bacch. v. 10. wo Elmsley zwar das *ἄβατον* anders, aber gewiß nicht richtig erklärt.

18) Vgl. Mitscherl. zu Horaz. Od. I. XII, 16. 19) S. Herodot. Euterpe. c. 138. 20) S. *Ovid.* Fast. III, 263 ff. Heyne zu *Virg.* Aen. VII, 762.

1) *Tacitus* Germ. IX, 4. 2) *Ibid.* IX, 5. consecrant lucos ac nemora. *Plin.* H. N. XII, 1. Den Grund gibt Seneka an. Epist. 41. Si tibi occurrit vetustis arboribus et solitam altitudinem egressis frequens locus, illa proceritas silvae et secretum loci et admiratio umbrae fidem numinis facit. 3) *Plutarch.* Numa c. 8. 4) *Tacit.* Annal. I, 51. German. XL, 6. 5) Templum derivatur a *τέμενος*, ein abgesonderter, zum heiligen Gebrauche bestimmter Ort. Vid. *Hofmanni* Lex. univers. T. IV. sub v. templum et (*Adelung*) Glossar. manuale (Halae) T. VI. s. eod. verb.

oder mehrerer Götter in Haine erkorner Platz wurde mit einem Gehäge oder einer Umzäunung gefriedigt[6]), in seiner Mitte ein Altar errichtet und mit Opfersteinen, Sitzen von Rasen oder Steinen versehen[7]). Mit welcher Ehrfurcht sie sich dergleichen heiligen Stätten oder den Hainen, in welchen sie verborgen waren, näherten, erklärt das Beispiel der Semnonen[8]), die nicht anders, als gefesselt den heiligen Bundesort betraten, ihr Abhängigkeitsgefühl zu bekunden. Fiel ihrer Einer auf den Boden, so wagte er es nicht, aus eigener Kraft sich aufzurichten, noch sich aufheben zu lassen, sondern wälzte sich demüthig auf der Erde aus dem geweiheten Bezirk. Ja, man sah es als Entweihung zur Zeit der Einführung des Christenthums an, wenn ein Christ in einen heiligen Hain trat.

Und nicht nur ganze Wälder und Haine, und in denselben durch schattenreiches Dunkel, eine rieselnde Quelle, einen See oder durch besonders starke, schlanke, hohe, in ihren Gipfeln verwachsene Bäume sich zur Verehrung eignende Plätze, sondern einzelne, frei stehende Bäume auch wurden verehrt. (*Adam Brem.* de Saxonib.). Mit dem Blute abgeschlachteter Gefangenen und erwürgter Thiere tränkte man ihre Wurzeln und dachte in ihnen Götter wohnend[9]). Eines Haines, wie eines einzelnen Baumes Weihe verrichtete der Priester. Drei Tage und drei Nächte fastend rief er die Gottheit an, die grüne Wohnung zu beziehen. Ein sanftes Murmeln oder Rauschen bezeugte des Gebets Erhörung. Ließ aber die Götterstimme am dritten Tage sich nicht vernehmen, so mußte zu einer andern Zeit der Priester den Versuch erneuern; durch Blut aus seiner Brust geritzt, die himmlischen Mächte willfährig machen. Gelang es auch zum zweiten Male nicht: so benetzte eines Kindes Blut des Baumes Stamm, und dieser Einladung fügte sich die Gottheit unausbleiblich. Hilfreich wurde dann ihre Gegenwart Menschen und Thieren, Gebäuden und Feldern, je nachdem ein Schwein, ein Bock, ein schwarzer Hahn oder Getreide ihr geopfert worden[10]). So bei den alten Preußen. Bei andern nordischen Völkern krümmte der Priester einige Zweige des zu weihenden Baumes auf beiden Seiten herab, pfropfte dieselben gleichsam in den Stamm, und schnitt ihnen das Zeichen von Thors Hammer (T) oder auch die Namen Hyssus, Hesus, Thor, Belenus ein[11]). Unter den Kelten wurden viele Eichen nach Jupiter genannt und mit seinem Namen bezeichnet[12]). Aber auch ohne Weihe war der Baum heilig, dessen Zweige oben in der Höhe wieder in einander sich gebogen. Wie ein oder mehrere Bäume (Baumgruppe, Hain) im Walde, welche ein schönes, grünes, dichtes Blätterdach bildeten oder sich sonst durch eine Eigenthümlichkeit auszeichneten, durch besondere Umgebungen vor andern geschmückt wurden, so auch der einzelne, frei stehende. Der Acker, in welchem er wurzelte, war heilig und in nicht zu nahem Kranze umstellte man den Weihebaum mit Steinen von besonderer Form. Ein solcher befreieter (beifreiter) Platz wurde Kampf genannt[13]).

Im alten Germanien waren mehrere heilige Haine. Ihr Stand läßt sich mit Bestimmtheit nur selten ausmitteln. So ordnete einst Arminius seine Scharen jenseit der Weser in einem dem Herkules geweiheten Haine[14]). Im Lande der Friesen war ein solcher der Baduhenna heilig[15]). In einem heiligen Walde versammelte Civilis seine Belgier zu Schmaus und Berathung[16]). Im hercynischen Walde werden heilige Haine (luci, vetusta religione truces et robora numinis instar) erwähnt. Die Semnonen hatten eine silva, auguriis patrum et prisca formidine sacra[17]). Im Lande der Naharvalen antiquus religionis lucus ostenditur[18]). Über das castum nemus auf einer Insel des Oceans ist von den Gelehrten noch nicht entschieden. Nur die Stimme eines Neuern vernehmen wir über ihn[19]). Die Insel, auf welcher das Heiligthum der Göttinn Hertha sich befand, war aller Wahrscheinlichkeit nach Rügen[20]). Noch findet man daselbst in einem großen Buchenhain einen runden Platz von uralten hohen Buchen umgeben, schaurig und düster, nie berührt von den erwärmenden Strahlen der Sonne, und in seiner Mitte einen kleinen, stehenden See mit trübem, beinahe schwarz gefärbtem Wasser. Dieser Platz liegt in der so genannten Stubnitz und ist bei den Einwohnern unter dem Namen des Burgwalles und Burgsee's bekannt. „Es ist der schauerlichst schönste Fleck in der ganzen Stubnitz. Ein mächtiger Wall, gekränzt mit Buchen von ehrwürdigem Alter und Ansehen, umschließt ein ovales Revier, in dessen Bezirke zwischen halb vermoderten Wurzeln und Baumstumpfen mancherlei Trümmer von Altären und Opfermahlen zerstreut umher liegen. Hart neben dem östlichen Rande des Walles fließt in einem tiefen, beinahe zirkelrunden Kessel der so genannte schwarze- oder Burgsee, umdüstert mit dicht bewaldeten Höhen. Heimlicher, verborgener, abgeschiedener konnte die gefürchtete und gefeierte Hertha schwerlich wohnen, als an den Ufern dieses See's und in dem Schatten dieses Burgringes. Betrachtet man endlich die natürliche Beschaffenheit dieser Gegend, und überläßt ihren Eindrücken sich unbefangen: so drängt sich Einem die Überzeugung unwiderstehlich auf, daß dieß

6) *Helmoldi* chron. Slavor. I, 1. 7) *Gebauer* Vestig. jur. German. antiq. Diss. XXII. p. 960. 8) *Tacit.* Germ. XLIX. 9) Arnoldi preuß. Kirchenhist. S. 16 u. 38. 10) Kotzebue Preußens ältere Geschichte. Thl I. S. 77 ff. über die Verehrung der Bäume verdient nachgelesen zu werden: *Schutze* de superstitione Germ. gent. reverent. lucis consecrat. Hamburg. 11) Rössig's teutsche Alterthümer. S. 186. *Schminke* de culto religioso arboris Jovis, praesertim in Hassia. Lips. 1740. 12) *Maxim. Tyr.* Diss. 38.

13) Rist's monatliche Unterred. VI. 14) *Tacit.* Annal. II, 12. 15) *Ibid.* IV, 73. 16) *Tacit.* Hist. IV, 14. 17) *Tacit.* Germ. XXXIX, 2. Mehr darüber unter Hertha. 18) *Tacit.* Germ. XL, 4. 19) Kosegarten's Rhapsodien. Th. 2. S. 110 ff. 20) Noch streitet man, ob die Insel in der Ost- oder Nordsee zu suchen sei. Die sich für die letztere erklären, nennen Rügen, Bornholm, Fehmern, Fünen und Seeland; die sie in der erstern finden wollen, erklären sich für Helgoland. Das Nähere unter Hertha.

der Fleck, der Wald, der See gewesen, dessen Tacitus in seiner Schilderung der Germanier gedenkt. Vergleicht man diese Beschreibung mit der so genau zutreffenden Beschaffenheit dieser Gegend und erinnert sich dabei an noch immer gangbare Sagen der Einwohner, daß nämlich in diesem Burgwalle vor Zeiten der Teufel angebetet worden, daß die Priester zu seinem Dienste eine Jungfer unterhalten, und, wenn er derselben überdrüssig gewesen, sie in dem Burgsee ersäuft hätte: so verschwindet wirklich aller Zweifel, daß des Tacitus Insel Rügen und sein nemus castum die Stubnitz gewesen sei."

Unter den Bäumen wurde vorzüglich die Eiche wegen ihrer langen Dauer (600 Jahre), ihres festen Holzes, ihres auch durch den Opferrauch nicht so schnell fallenden und welkenden Laubes von den Priestern der Gallier heilig gesprochen[21]), auf welcher die geheiligte Mistelpflanze, die ihre Heiligthümer schmückende und bekränzende, wuchs[22]). In vielen ausgehöhlten heiligen Bäumen standen Götzenbilder, die mit ihnen verehrt wurden. Niemand durfte Hand an sie legen.

Die vornehmste, aber wohl nicht älteste, Eiche in Preußen war zu Romove[23]). Ihr Stamm soll 6 Ellen im Umfange gemessen haben, und ihre Äste sollen so stark und dick gewesen und so dicht mit einander verbunden seyn, daß weder Regen, noch Schnee durchdringen konnte. Sie blieb auch im Winter grün, und ihre Blätter, in Schnuren gedreht, dienten Menschen und Thieren als Verwahrungsmittel gegen Krankheiten (Amulette)[24]). Sie war der Dreinigkeit der preußischen Wenden, Perkunas, Potrimpos und Pykullus heilig, deren Bildnisse entweder auf hohen starken Ästen standen[25]), oder in besonders in den Stamm gehauenen Blenden. Von Opferblute täglich triefend erregte ihr Anblick Grauen. Nur der Priester durfte ihr sich nähern, kein Verbrecher. Hier wohnte der Oberpriester (Kriwe Kriweitu), mit eigenen Händen die Götter bedienend, welche nur an diesem heiligen Orte sich vergegenwärtigten. Hier war auch der oberste Richterstuhl. Perkunas, Donnergott, Feuerbeherrscher, der Erste unter den Göttern. Eines zornigen Mannes Bild mit glühender Wange, krausem Bart, das Haupt von Flammen umgeben. Im Donner redete er mit dem Hohenpriester; dann fiel das Volk auf das Antlitz und schrie: Geh' uns vorbei! Bittenden gewährte er Sonnenschein, schützte sie vor Ungewitter. Perkunas Fußtritt nannten die Preußen den Donner. Perkunas zermalmt ein Haus, sprachen sie, wenn der Blitz einschlug. Aber die Götter wohnten in einem solchen Hause unter guten Menschen; wen ihr Strahl tödtete, den würdigten sie ihrer Gemeinschaft, und der Hohenpriester selbst flehte um den gnadenreichen Tod durch himmlische Flammen. Traf der Blitz, ohne zu verzehren, so hatte Perkunas nur gewarnt, und der Oberpriester theilte dem Volke die warnende Stimme mit. — Dem Donnergotte brannte heiliges, ewiges Feuer, an einem Schwefelquell in Romove's Hain entzündet, und durch trockenes Eichenholz unterhalten. Sterben mußte der Priester, durch dessen Schuld es erlosch. Dann wurden heulend auf Felssteinen Funken geschlagen; und wenn der aufgehängte Zunder fing: so kroch die Priesterschar mit dem Oberpriester an der Spitze, auf den Knien zu der Eiche, entzündete die heilige Flamme wieder und warf den Schuldigen hinein. — Dem furchtbaren Gotte zur Seite lächelte der freundliche Potrimpos, der Gott befruchtender Gewässer, ein mit Ähren bekränzter Jüngling, Kriegsglück und häuslichen Wohlstand verleihend. Ihm dampfte Weihrauch in brennendes Wachs zerstreut, unschuldige Kinder zuckten unter dem Opfermesser. Das Blut von Menschen und Thieren, die am Stamme der Eiche den Göttern zu Ehren starben, wurde besonders ihm zugespritzt und ausgegossen, weil das Blut befruchtet. In einem Topfe unter Garben wurde eine ihm heilige Schlange mit Milch genährt. Wenn die junge Mannschaft zu Felde ziehend, eine Schlange erblickte, so rief sie jauchzend: Glück auf! unser Gott Potrimpos ist mit uns! — Dem Segenspender gegenüber starrte aus hohlen Augen Pykullus, der Todtengott, ein bleicher Greis mit grauem Barte, ein Leichentuch um das Haupt gewunden. Der heischte Furcht, Liebe nicht: denn er sandte seinen Diener, Drebkullis, den Erderschütterer, unter die Menschen, und befreundet war er mit Gittinen, der Todesgöttinn, der als Magd Mogila, die Quälerinn, sich zugesellte. Ihm wurde Fett angezündet. Menschen- und Thierschädel thürmten sich vor ihm. So abgebildet und verehrt thronte in der Eiche die Dreieinigkeit der alten Preußen. Eine Wand von köstlichen Tüchern, drei Schritte fern, sieben Ellen hoch, an festlichen Tagen nur aufgerollt, umgab den Baum, Ungeweiheten das Heilige verhüllend. In weitem Kreise umher lagen die Priesterwohnungen. — Diese Eiche ward von den Christen umgehauen und von ihrem Holze das Kloster Dreifaltigkeit gebaut[26]).

Eine zweite, immer grünende Eiche stand in der Nähe des Städtchens Heiligenbeil, welches nach einer Sage seinen Namen daher erhalten, daß dem Christen, welcher bei ihrem Fällen den ersten Hieb auf sie that,

21) *Plin.* H. N. VI, 44. 22) Arnkiel ausführliche Eröffnung. (Hamb. 1703. 4.) S. 175. Rössig. S. 185. 23) Nicht von Rom, wie Manche träumen, sondern von dem dichten Blätterdach der heiligen Eiche so genannt. Ruomat heißt dicht verwachsen. Unbestimmt bleibt Romove's Lage, ob in Preußen oder Litthauen. Hartknoch findet es in der Landschaft Natangen, wo später das Kloster Dreifaltigkeit erbauet wurde und die nahen Dörfer Rohmsdorf und Rykaioth (Geister) seyn sollen. Litthauisch Romove versetzt man theils nach Kurland, theils am Zusammenfluß der Dubissa und Memel. Hartknoch's Alt- und Neupreußen. Frankfurt, 1684. S. 116 ff. 24) Wenn Kranke wunderbar durch die heilige Eiche genosen, Gebrechliche gesund wurden, so ist's wohl der wiederholten Anstrengung ihrer Glieder, die sie zwischen den Ästen durchpressen mußten, und der Wallfahrt nach der Eiche — gleich unsern Badereisen — zuzuschreiben, als dem nachherigen Ansichtragen ihrer Blätter. 25) *Hartknoch*, Rer. Pruss. Diss. 6 u. 7. *Noel* Dictionaire I. p. 167.

26) So behauptet Mone in den Heidelberg. Jahrb. S. 490 gegen Vater in Sprache der Preußen. S. XXXIV.

das zurückspringende Beil verwundete. Die Preußen wollen dieses Beil an sich gebracht und die Stadt Heiligenbeil genannt haben. — Eine dritte bei der Stadt Thorn an der Weichsel auf einem Hügel, die so groß und dicht war, daß die teutschen Christen sie zur Festung gebrauchten. — Die vierte war am Pregel bei der Stadt Welau. Ihre Größe wird von glaubwürdigen Augenzeugen fast unglaublich angegeben. Denn sie war innen hohl und so geräumig, daß ein Reiter sich darin tummeln konnte, wie es auch zwei Grafen von Brandenburg wirklich gethan haben sollen. Am Fuße war sie 27 Ellen stark[27]). Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts ist sie vor Alter umgefallen, und ihr Verdorren wurde beschleunigt, weil jeder Fremde, der sie sah, seinen Namen in die Rinde hauen ließ. Sie war nach ihrer Größe und Stärke und der Zeit ihres Umsturzes wohl sechshundert Jahr alt, also im eilften Jahrhundert gepflanzt[28]). — Die oben Anmerk. 11. erwähnte Eiche in Hessen befand sich in einem Haine bei Hosgeismar. Sie ward von Bonifacius, dem Apostel der Thüringer und Hessen 742 umgehauen und ihr Holz zum Bau einer christlichen Kapelle benutzt. In der Gegend des Klosters Alteiche an der Donau standen ehemals zwei ungeheuer starke Eichen, von dem König von Baiern, Bojus, geweiht, in deren Schatten er seine Opfer dargebracht haben soll. Außer den Eichen waren auch andere Bäume heilig: Ahorn, Wacholderbäume, Weißdorn, Haselnuß- und Buchsbäume und Ulmen vorzüglich aber Linden. Eine solche stand bei dem Dorfe Schakaniden am Flusse Russe, unter welcher zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts Nachts von abergläubischen Preußen Opfer gebracht wurden. Auch Tannen, deren Zweige oben im Gipfel mit einander verwachsen waren, verehrte man als Wunderbäume. Noch im 17ten Jahrhundert wallfahrteten[29]) die Preußen aus Nadrouen und Schalauen, aus Lettland und Samayten zu einer so verwachsenen Tanne, hingen Tücher, Kleider, Geld an ihre Zweige und Gebrechliche krochen mühsam durch die zusammengebogenen Äste, warfen ihre Krücken weg und kehrten munter heim. In Jütland im Stifte Aaborg hatte Thor seinen Hain, genannt Thorslöff (Thorslaub). Hier stand ein heiliger Baum, welcher 1441 im Bauernaufruhr umgehauen wurde[30]).

Die alten Teutschen feierten ihre Feste, Opfer und Schmäuse im Schatten heiliger Wälder und geweiheter Bäume, und suchten das Feierliche, welches die Natur ihnen schon gegeben, noch durch besondern Schmuck, Kränze und Teppiche zu erhöhen. Solch heiliger Boden, wo ein heiliger Wald oder Baum grünte, durfte nicht gepflügt, in und auf ihm nicht gejagt werden, noch weniger ein Baum gefällt oder, außer von den Priestern, beschnitten werden. Cäsar selbst mußte zuerst die Axt an die Bäume eines geweiheten Haines bei Marseille legen, welche er zu Kriegsmaschinen benutzen wollte, ehe die bestürzten Soldaten ihm beistanden[31]). Sie fürchteten, daß die an die heiligen Bäume gelegte Axt auf sie zurückspringen möchte und sie verwunden. Ob nicht auch nach gebrachtem Opfer und gesprochenem Gebete zu den Göttern, wie bei den Römern[32]), erlaubt gewesen, die allzu sehr verwachsenen Äste auszuhauen und Bäume zu fällen, welche leicht der Blitzstrahl treffen konnte, finden wir nirgend bemerkt.

Im Dunkel dieser Freistätten (Asyle) für Verbrecher — wer in einem heiligen Hain floh oder vom Schatten eines geweiheten Baumes gedeckt wurde, war der Strafe entronnen — waren auch die Fahnen und Feldzeichen aufbewahrt[33]); vorzüglich die weißen Weissagepferde in denselben unterhalten. „Eigenthümlich hingegen, schreibt Tacitus[34]), ist dem Volke, der Pferde Vorahnungen und Erinnerungen zu erforschen. Auf öffentliche Kosten werden in ihren geweiheten Wäldern und Hainen weiße Pferde unterhalten, von keiner Arbeit jemals berührt. Diese, von dem heiligen Wagen gedrückt, begleiten der Priester, der König oder der Fürst des Stats und beobachten ihr Wiehern und ihr Schnauben. Und keine Vorbedeutung findet größeres Vertrauen, nicht bloß bei der Menge, sondern auch bei den Vornehmen, bei den Priestern. Denn sich selbst halten sie für die Diener der Götter, jene für Vertraute." Über die wichtigsten Statsangelegenheiten entschied das wiehernde oder schnaubende weiße Pferd, wie bei den Persern, Stammverwandten der Teutschen[35]). Darius Hystaspis ward nicht durch blinden Zufall, sondern durch die der Sonne geweiheten weißen Pferde auf den Thron erhoben[36]). (*Dr. Schincke.*)

HAIN (Schöne Gartenkunst). Nach Hirschfeld's Bestimmung entspringt der Hain aus der Zusammensetzung mehrerer Gruppen von Bäumen, wenn deren Zahl bis auf einige Dreißig steigt. Er steht also mitten inne zwischen der Gruppe und dem Walde, von welchem letztern er sich durch geringern Umfang und durch künstlich, aber der Natur angemessen hervorgebrachte Schönheit der Anordnung und Begränzung unterscheidet. Über den Gebrauch des Haines in der schönen Gartenkunst s. diesen Artikel. (*R.*)

HAIN, HAINEN (forstwissensch.). Im Allgemeinen bedeutet bekanntlich das Wort ein hochstämmiges Laubholz von geringem Umfange, ursprünglich wie das lateinische lucus — ein Gehölz, das einen Tempel oder einen geheiligten Ort umgibt. Bei der Hackewaldwirthschaft versteht man jedoch darunter einen abgeholzten, zur Getreidesat bereiteten Schlag, wovon das Zeitwort Hai-

27) Eichen, deren Stamm 38 Klaftern Holz gaben. Breslau Samml. XVIII. S. 617. in deren Höhlung 18 Personen speiseten, Ebendas. VIII. S. 760. sind nicht selten. 28) v. Burgsdorf Geschichte der vorzüglichen Holzarten. Th. 2. Bd 1. S. 148 ff. 29) Ob das Wort: wallfahrten d. h. in den Wald fahren, nicht auf jene Zeiten sieht, wo man in den Wäldern die Götter verehrte? 30) *Worm* Fastor. libr. I. c. 15. p. 55.

32) *Lucan.* Pharsal. III, 429. 32) *Cato* de R. R. c. 139. 33) Sie werden signa und effigies genannt. *Tacit.* Germ. VII, 3. Hist. IV, 22. ferarum imagines. Die Ästyer halten einen Eber, (Germ. XLV, 4.) die Cimbern einen ehernen Stier, (*Plutarch.* Mar. c. 43.) in spätern Zeiten die Franken einen Löwen, die Gothen einen gekrönten Drachen u. s. w. 34) *Tacit.* Germ. X, 6. 35) *Herod.* I, 189. VII, 55. 36) *Justin.* hist. I, 10.

nen abstammt, d. h. diesen Schlag zur Besamung mit Getreide zu bearbeiten. (*W. Pfeil.*)

HAIN, DREIEICHENHAIN, vor Alters HAHN (s. den Art.) Stadt im Landrathsbezirke Offenbach der hessenschen Prov. Starkenburg und zu der fürstl. Isenburgschen Standesherrschaft gehörig. Sie liegt anmuthig vor dem Dreieichenforste, der seinen Namen von den herrlichen drei alten Eichen hat, die nach Langen zu standen, zeigt Trümmer einer alten Burg oder eines Jagdschlosses, das Karl der Große erbauet haben soll, und besitzt 1 Kirche, 1 Schule, 130 Häuser und 1824. 713 Einw., die sich von Ackerbau, Viehzucht und einigen bürgerlichen Gewerben und Märkten nähren. (*Pauli.*)

HAINA, ein Pfarrdorf im Amte Rosenthal der kurhessenschen Provinz Oberhessen an einem Bache, welcher der Eder zufließt, und in waldigen Umgebungen, etwa 1 Meile von Frankenberg belegen. Es enthält die Gebäude des hohen Hospitals mit den Ökonomiegebäuden, 1 Kirche, woran ein reformirter Prediger steht, 1 Schule, 1 Försterhaus, 1 Mühle, überhaupt 49 Häuser und 359 Einwohner. Bis 1527 stand hier ein Cisterzienserkloster, das Landgraf Philipp der Großmüthige säkularisirte, die Gebäude in ein Hospital verwandelte und demselben die beträchtlichen Einkünfte des Klosters ließ. Bei der Theilung seiner Länder blieb es mit 3 andern vormaligen Klöstern, jetzt Hospitälern, beiden Hauptlinien des Hauses gemeinschaftlich, so daß die Einkünfte gemeinschaftlich verwaltet und die Präbendarienstellen von beiden Häusern nach einem gewissen Turnus besetzt wurden. So blieb es bis zur westphalenschen Besitznahme der Kurländer: die westphalensche Regirung traf 1811 mit der hessenschen eine Übereinkunft, nach welcher die bisherige Communion aufgehoben und Haina und Merxhausen an Westphalen, Hohenheim aber an Hessen überlassen wurden, und bei der Restauration des Kurhauses wurde dieser Rezeß aufrecht erhalten. Indeß stehen Haina sowohl als Merxhausen unter einer besondern Administration und haben ihre besondern Rentmeistereien, worüber die Regirungen, in deren Bezirke sie liegen, die Oberaufsicht führen. Haina besonders steht unter der von Marburg, und ist nicht bloß Landeshospital für alte oder gebrechliche Mannspersonen, sondern auch Irrenhaus, und unterhält gewöhnlich zwischen 300 bis 400 Hospitaliten und Wahnsinnige; es ist unter den vormaligen vier Sammt- oder Gesammthospitälern das reichste.

(*G. Hassel.*)

HAINAN, wohl besser HAILAM oder das Land im Westen; eine beträchtliche Insel des schinesischen Reichs, zwischen dem schinesischen Meere und dem Golfe von Anam von 125° 50′ bis 128° 2′ L. und 18° 20′ bis 20° 3′ N. Br. belegen. Sie ist durch eine etwa zwei Meilen breite Straße von der aus der Landschaft Kanton hervorspringenden Halbinsel Luitscheu geschieden, hat 33 Meilen Länge, 15 Breite, und in der Mitte ansehnliche Gebirge, die mit dichten Waldungen bestanden sind, der Überrest wechselt mit Hügeln und Savannen ab; der schmale Küstenrand ist mit Felsen und Korallenriffen umgeben, besonders im Osten, wo man nur mit Mühe landen kann. Dagegen findet man auf der Südküste gute Baien, die während des nordöstlichen Mussuhn eine gute Zuflucht gewähren, dagegen, wenn der Mussuhn aus S. W. weht, gemieden werden müssen. Die nordwestliche Küste zeigt sich niedrig und ist mit Sandbänken umgeben. Der Boden gibt sich im Ganzen steril, sandig und nur in einigen Thälern fruchtbar. Das Klima ist heiß mit 2 Jahreszeiten und 2 Mussuhns; der Regen fällt in der nassen Jahreszeit in Strömen herab: zwar wird die Hitze einiger Maßen durch die Seewinde abgekühlt, indeß bleibt sie immer furchtbar. Orkane und Typhone wüthen längs den Küsten und in dem anstoßenden Meere. Der vornehmste Fluß ist der Limu (Limu-kiang), welcher aus der Mitte der Insel nach Norden strömt und bei Kion-tscheu das Meer erreicht; doch gibt es noch viele geringere Flüsse und Bäche, die den Boden tränken und die Bewässerung ist hinreichend. Hauptprodukte sind Reis, wovon man 2 Ernten gewinnt, und Pataten, die das Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes ausmachen und das für Hainan sind, was die verwandte Kartoffel für Ireland ist. Sonst hat man wohl die nämlichen Erzeugnisse, die das südliche Schina hervorbringt; aber noch hat kein unterrichteter Reisender uns die Fauna und Flora der Insel geschildert, und was die Missionarien davon aufführen, verdient kaum einer Erwähnung, da die schinesischen Quellen, aus welchen sie schöpften, voll von Absurditäten und Lügen sind. Darin stimmen indeß die britischen Reisenden mit ihnen überein, daß das Hausvieh, mit Ausnahme der Hunde, die in großer Menge von den Einwohnern gehalten werden, nicht zahlreich vorhanden sei, es dagegen sehr vieles Wild und wilde Vögel gebe und das die Küsten umgebende Meer von Fischen wimmele. Noch eines sonderbaren Phänomens erwähnen die schinesischen Geographen: an der Nordküste von Hainan oder in dem Kanal, der die Insel vom Festlande trenne, komme Ebbe und Fluth, wie sie sich in den übrigen Gegenden des schinesischen Meers zeige, gar nicht vor, wohl aber ströme durch eine auffallende Bewegung der Fluß die ersten 15 Tage des Monats stets nach Osten, und falle eben so lange wieder nach Westen ab. Die Einwohner, deren Zahl nach den Briten ganz ansehnlich seyn soll (Angaben davon finden sich nirgends), sind in Gestalt, Sitten und Lebensart im Ganzen so ziemlich den südlichen Schinesen ähnlich, reden aber ein anderes Idiom, als in Kanton gebräuchlich ist, scheinen auch von einer andern Rasse abzustammen und von den Überwindern civilisirt zu seyn. Die Missionarien versichern auch, und die Briten treten diesen bei, daß sich in den Urgebirgen noch die Urrasse unvermischt erhalte und unabhängig von der Gewalt der Schinesen nach ihren alten Sitten und Gebräuchen lebe: wahrscheinlich sind diese Urbewohner von dem nämlichen Stamme der Haraforen, der, ehe Malaien und Schinesen kamen, diese Insel bevölkerte. Übrigens schildern die Briten den Charakter der Hainesen, mit welchen sie in Berührung und Verkehr traten, als sanft und gefällig, sich nur durch eine ungemeine Neugierde auszeichnend: fast überall, wohin sie den Fuß setz-

ten, fanden sie trotz des elenden und unfruchtbaren Bodens eine zahlreiche Bevölkerung, doch mehrere Weiber und Kinder, als Männer, da diese fast sämmtlich auf dem Meere sich befanden: den Weibern lag trotz ihrer kleinen Füße, worauf sie sich nur mit Mühe bewegen konnten, die ganze Last des Hauswesens und des Ackerbaues ob. Die Männer sind theils Fischer, theils Schiffer: jährlich gehen gegen 40 Handelsjunken nach Siam, 25 nach Südanam, 50 nach Nordanam und der Handel mit Schina selbst ist höchst lebhaft. Hainan macht einen Theil des Guvernements Kanton aus, und ein Unterguvernör residirt in der Hauptstadt der Insel Kientscheu-Fu am Busen von Anam: dieser Hafen und die übrigen an diesem Busen handeln vorzüglich mit Makao, Anam, Siam und seit neuern Zeiten auch mit Sincapur. Die Städte im Innern, deren die Insel überhaupt 14 hat, sind meistens mit unhaltbaren und verfallenen Mauern umgeben; überhaupt haben die Schinesen für die Vertheidigung der Insel gar nichts gethan*). (*G. Hassel.*)

HAINAU, 1) ein Kreis des k. preuß. Regirungsbezirks Liegnitz in der Provinz Schlesien, vormals zum Fürstenthume Liegnitz gehörig. Er gränzt im N. mit Lüben, im O. mit Liegnitz, im S. mit Schönau und Jauer, im W. mit Bunzlau und Löwenberg, ist 8,7° QMeilen oder 187,095 preuß. Morgen groß, und enthält in 2 Städten, 104 Dörfern, 1 Kolonie und 7 Vorwerken 39 gottesdienstliche, 98 andere öffentliche Gebäude, 6691 Privathäuser, 224 Fabriken und Mühlen, 4490 Ställe und Scheunen, 42,117 Einwohner, worunter 2138 Katholiken und 70 Juden waren. Er reicht bis an die äußersten Sudeten und hat viele Berge, worunter der Gröbitz einer der erhabensten ist, aber nur kleine Flüsse, wie die Katzbach, die schmale Deichsel u. a.; der Boden gibt sich mittelmäßig, am Gebirge steinig, doch kann man bei guten Jahren wohl $4\frac{1}{2}$ Körner rechnen. Die Waldung ist hinreichend, der bedeutendste Forst der Haynwald. Getreide, Flachs und Kartoffeln sind die vornehmsten Produkte; Obst ist wenig vorhanden, am Gebirge gedeihen bloß saure Kirschen. Der Viehstand betrug 1821. 2582 Pferde und Füllen, 12,766 Stück Rindvieh, 51,821 Schafe, worunter 4946 ganz und 26,012 halb veredelt waren, 1024 Ziegen und 318 Schweine. Die Hauptmanufaktur ist die Tuchweberei, die sonst zu und um Goldberg gegen 12,000 Einwohner beschäftigte, in neuern Zeiten aber in Stockung gerathen ist: außer Goldberg befanden sich 1819 im Kreise 253 Stühle in Wolle und Halbwolle, 28 in Leinwand, 2 in Strümpfen und 2 in Band, als Nebenbeschäftigung wurden 18 Stühle in Leinwand betrieben. Wassermühlen waren 65 mit 93 Gängen, Windmühlen 26, Ölmühlen 6, Walkmühlen 7, Sägemühlen 5, Glashütten 1, Ziegeleien 3, Kalkbrennereien 5 vorhanden. — 2) Kreisstadt des vorgedachten Kreises an der schmalen Deichsel. Sie ist ummauert, hat 2 luthersche, 1 katholische Kirche, 1 Hospital, 14 andre öffentliche Gebäude, 342 Privatwohnhäuser, 33 Fabriken und Mühlen, 89 Ställe und Scheunen und 2798 Einwohner, worunter 396 Katholiken und 28 Juden, welche sich theils von Ackerbau und Viehzucht, theils von Tuch- und Leinweberei nähren, auch Krämerei und Jahrmärkte unterhalten. Nahe bei der Stadt an dem Hopfenberge ist ein Blausteinbruch, der Grund- und Mauersteine liefert. Vor Alters hieß der Ort das kleingethürmte Hain, und war so bedeutend, daß die Fürsten hier Turniere veranstalteten. 1763 erlitt es den letzten großen Brandschaden. (*Krug u. Mützel.*)

HAINAU (Gefecht von). Nach dem Abbrechen der Schlacht bei Bautzen (am 20. und 21. Mai 1813) setzte das preußisch-russische Heer den allgemeinen Rückzug nach der Oder fort, um den heraneilenden Reserven näher zu seyn, den Feind nach sich in Schlesien hinein zu ziehn, ihn mit den Hindernissen eines patriotischen Landsturms zu umgeben, während General Bülow gegen seine linke Flanke, ein Partisanenschwarm unter Lützow, Colomb, Kaisarof, Emanuel, Prinz Biron und Czernitschef in seinem Rücken vordränge. Es war die Idee, von der Katzbach aus, statt nach Breslau, sich nach Schweidnitz zu wenden, dort eine feste Stellung in Verbindung mit der wieder aufgeräumten Festung zu beziehen, und nach Ankunft des Corps von Sacken aufs Neue zum Angriffe überzugehen. Hainau, kleine Stadt am Schwarzwasser zwischen Bunzlau und Liegnitz, am Auslaufe des Gebirgs in die Ebene von Niederschlesien, war der Punkt, wo die Armee die Schwenkung südwärts beginnen sollte; es kam darauf an, hier den Feind aufzuhalten und ihm die neue Direction des Marsches zu verbergen, um einige Tage Zeit zum Vollenden der Verschanzungen des festen Lagers bei Schweidnitz, auch zum ungestörten Hineinführen der Armee in dasselbe zu gewinnen. Bei der Schwenkung gegen Schweidnitz mußte der linke Flügel des Heeres den Drehpunkt machen, der rechte Flügel den Augen des Feindes möglichst entzogen werden; weßhalb dieser am 26. Mai in drei Colonnen nach Liegnitz abzog, jener bei Goldberg stehen blieb. Der General Blücher übernahm für diesen Tag den Befehl der Arrieregarde des rechten Flügels und traf folgende Anordnungen zum Aufhalten des Feindes.

Drei Bataillone, zwölf Schwadronen (Oberst Mutius) als Arrieregarde vor Hainau. Beim Erscheinen des Feindes Rückzug auf Pohlsdorf, dort Aufnahme durch die Brigade Zieten. Zwanzig Schwadronen mit drei reitenden Batterien (Oberst Dolfs) in verdeckter Stellung hinter einer Höhe zwischen Baudmannsdorf und Schellendorf. Beim Eintritte des Feindes in die Ebene gegen Pohlsdorf und Panthenau Überfall desselben auf ein Signal durch Anzünden der Windmühle bei Baudmannsdorf. Die feindliche Avantgarde (5tes Corps, Lauriston) erschien mit ihrer Spitze (Division Maison) erst Nachmittags gegen 3 Uhr vor Hainau; sie rückte ungewöhnlich langsam, doch ohne die nöthigen Seitenpatrouillen in die Ebene, und war kaum

*) Nach dem weimarschen Handbuche XV. S. 198 — 200, wo die neuere britische Reise bereits benutzt ist, und dem Quaterly oriental Magazine. Calcutta 1826 Juin.

über Michelsdorf hinaus, als das Signal (entweder zufällig zu früh oder absichtlich, weil das Versteck entdeckt war) aufloderte. Die Cavallerie bei Baudmannsdorf, in 3 Treffen formirt, trabte rasch vor; sie hatte fast eine Viertelmeile zurück zu legen, und es war zu besorgen, daß der Feind die Dörfer erreiche. Ohne die Artillerie zu erwarten, die der schnellen Bewegung nicht hatte folgen können, stürzte der Oberst Dolfs mit dem leichten Gardecavallerieregimente auf die vorderste Infanterie, hieben die schlesischen Kürassiere gleichzeitig in die nebenstehende Masse ein, umging, während dieses Angriffs, das ostpreußische Kürassierregiment Michelsdorf und zersprengte die Colonnen zwischen diesem Dorfe und Hainau. Acht feindliche Bataillone, 18 Geschütze waren dem Angriffe Preis gegeben; jene formirten sich in 4 Quarré's, die sämmtlich gesprengt wurden; ein Theil der Artillerie feuerte fruchtlos mit Kartätschen den Angreifern entgegen: eine Abtheilung feindlicher Cavallerie verschwand ohne Gefecht vom Wahlplatze. In einer Viertelstunde war Alles entschieden, eine große Anzahl (2000?) von Feinden niedergehauen, deren 3 — 400 gefangen, der Rest nach Michelsdorf und Hainau versprengt, die Artillerie genommen, von der jedoch aus Mangel an Bespannung nur 11 Geschütze zurück gebracht werden konnten. Kaum blieb dem 3ten Treffen und der Cavallerie des Obersten Mutius Zeit zur Theilnahme an diesem Kampfe. Die preußische Artillerie hielt die feindlichen Colonnen im Zaum, welche rechts von Hainau vorzudringen versuchten. Dieß glänzende Gefecht kostete der Cavallerie nur 70 Mann an Todten und Verwundeten, doch unter diesen 16 Offiziere und ihren würdigen Führer, den Obersten Dolfs, der seine schöne Laufbahn hier mit dem Beweise schloß, daß Seydlitzens Geist nicht aus der preußischen Cavallerie gewichen und nur ein Führer gleich ihm vonnöthen sei, um die Reiterthaten des 7jährigen Kriegs zu erneuern. (*Benicken.*)

Hainbalken, s. Hahnenbalken, S. 191 dies. Bdes.

Hainbuche, s. Hagebuche, S. 149 dies. Bdes.

Hainbüche, s. Carpinus betulus, Bd XIV. S. 213.

Hainbuchenholz, s. Hagebuchenholz, S. 149 dieses Bandes.

HAINDORF, 1) Dorf im Viertel ob dem Mannhartsberge des Landes unter der Ens, am Kamp, östlich von Langenlois, zur Herrschaft Haindorf der gräflichen grundemann'schen (früher der gräflich rappach'schen und noch früher der hamberg'schen Familie) gehörig, mit 2 Schlössern, 56 Häusern, einer großen und schönen Gartenanlage. 2) Gut und Pfarrdorf im Viertel ob dem Wiener Walde des Landes unter der Ens, zur Herrschaft Mitterau gehörig, mit einem Schloß und 25 Häusern. Das Patronatsrecht hat das Stift Göttweig. Das Landgericht übt die Herrschaft Haindorf aus. (*Rumy.*)

HAINE, ein Flüßchen in der niederländischen Prov. Hennegau, welcher es den Namen gibt (Haine- oder Hennegau, Henegouwen) entspringt bei Bingen und Ardeslies, nimmt bei Jemappes die Trouille auf, wird durch 10 Schleusen schiffbar, und fällt bei Conde in die Schelde. (*van Kampen.*)

HAINERSREUTH, ein Marktflecken von 162 Seelen und Herrschaftsgericht des Freih. v. Lerchenfeld im Landgerichte Stadtsteinach des königl. baiernschen Obermainkreises, welches mit allen Gütern nach dem Tode des letzten Grafen v. Voit zu Fraustadt dem State heimfiel, und dem Freih. v. Lerchenfeld vom Könige Max Joseph in Baiern zur Belohnung seiner Verdienste um das Finanzministerium geschenkt wurde. (*Jack.*)

HAINES (Joseph), bekannt unter dem Namen Count Haines, ein engländischer Schauspieler von ausgezeichnetem komischen Talent. Wann und wo er geboren, ist nicht mit Sicherheit anzugeben, indessen wissen wir, daß er seine Laufbahn in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts begann und aus einer guten und bemittelten Familie stammte. Schon auf der Schule und späterhin auf der Universität zu Orford machte er sich durch seinen glänzenden Witz und durch die natürliche Lebhaftigkeit seines Geistes bemerkt. Diese Eigenschaften und nicht minder seine tüchtigen Kenntnisse empfahlen ihn dem Sir Joseph Williamson, welcher in der Folge als bevollmächtigter Minister zu den Friedensunterhandlungen nach Ryswick abgesandt wurde und Haines als seinen lateinischen Sekretär mit sich nahm. Aber diesem fehlte das diplomatische Talent des Schweigens und er mußte daher von seinem Posten entfernt werden. Williamson entließ ihn mit Empfehlungen nach Cambridge, aber eine Schauspielergesellschaft, welcher er in Stourbridge begegnete, führte ihn von seinen akademischen Planen auf die Bühne, wohin sein natürlicher Beruf ihn auch wohl bestimmt hatte. Er entwickelte hier so schnell seine theatralischen Fähigkeiten, daß er in kurzer Zeit zu der Bühne von Drury Lane berufen wurde, auf welcher er eben so sehr als Künstler glänzte, wie er sich in den Kreisen der besten Gesellschaft London's durch den geistreichen Ton seines Scherzes und Witzes empfahl. Die Annehmlichkeit seines Umganges wurde durch seine wissenschaftliche Bildung sehr erhöht; denn er sprach französisch und italienisch, wie ein Eingeborner, und von der Akademie hatte er die Kenntniß der todten Sprachen des klassischen Alterthums mitgebracht. Ein vornehmer Statsmann, welcher als Gesandter nach Frankreich geschickt wurde, entführte Haines wieder von der Bühne. Dieser spielte auf dem Festlande eine glänzende Rolle in der großen Welt, wurde in den Grafenstand erhoben, ließ sich aber durch diesen Titel nicht abhalten, die Bühne wieder zu betreten, nachdem er in sein Vaterland zurück gekehrt war. Er starb den 4ten April 1701. Es ist merkwürdig, daß ein Mann, wie Haines, dessen Spiel auf der Bühne und dessen Gespräch im Leben von Witz und Laune sprudelten, in seinem einzigen schriftstellerischen Versuche keine Ader dieser seiner natürlichen Geistesgaben bewahrt hat, nämlich in dem Schauspiele: The fatal Mistake. Lond. 1692. 4. Auch bezweifeln Einige, daß es von ihm herrühre. Die engländischen Anekdotensammlungen sind reich an

witzigen und drolligen Einfällen, welche Haines's Namen tragen *). (*R.*)

HAINFELD oder HEINFELDEN, ein kleiner, aber hübscher Marktflecken im Viertel ob dem Wiener Walde des Landes unter der Ens, in der Ramsau, am Friedersbach, mit einer Pfarre und 94 Häusern. Die Einwohner treiben einen nicht unerheblichen Handel mit Holz, Holzkohlen, Wagnerarbeiten, Brettern und andern Holzwaaren nach Wien und andern Gegenden. Im Orte selbst ist ein Eisenhammerwerk; außer demselben ein zweites, welches aus einem Großeisenzeug-Schmiedehammer mit vier Hammern (nämlich 2 Schweiß-, einem Zusammenschieb- und einem Streckhammer), einem Schleif-, Bohr- und Polierwerke besteht, und eine Gewehrfabrik. (*Rumy.*)

Hainleite, s. Haynleite.

Hainrecht, s. Besthaupt, Bd IX. S. 309 folgg.

HAINSBACH, HAINSPACH, HANSPACH, böhmisch Onsspoch, Marktflecken in Böhmen, im Leitmeritzer Kreise, mit einem Schlosse, einer Dechantkirche, gegen 60 Häuser, mit einem Spital, einem Brauhause und starker Leinweberei. (*Rumy.*)

Hainsburg, s. Haynsburg.

HAINSTADT, altes und großes kathol. Pfarrdorf mit 1031 Einw. im großherz. badenschen Bezirksamte Buchen, ½ teutsche M. oder fast ¾ St. nördlich von der Amtstadt Buchen, und 1 St. oder ½ teutsche M. südl. von Walldürn, in einem angenehmen Wiesenthale links von der Poststraße von Heidelberg nach Würzburg. Es gehöret zur Hälfte einer Seits dem standesherrlichen Fürsten von Leiningen, anderer Seits dem grundherrlichen Hause Rüdt von Collenberg Eberstatter Linie, und hat sehr beträchtliche Waldungen, hauptsächlich von Eichen- und Buchenholz, einen bedeutenden Holz- und Kohlenhandel, guten Ackerbau, und eine blühende Viehzucht. Ehemals hatte es auch einen merkwürdig großen Verkehr mit Absätzen für Frauenzimmerschuhen, die hier in zahlloser Menge unter dem Namen Stöcklein verfertigt wurden.

Der Ort ist von hohem Alter, und lag im ostfränkischen Gaue Wingartheiba. Er blühete schon im 8ten christlichen Jahrh. in Ackerbau, in Wiesen- und Waldnutzung, wie die reichen Schenkungen beweisen, welche dasige fromme Güterbesitzer, Rupert, Reginfrid, Manolt in diesem, und Gotesthin im Anfange des 9ten Jahrhunderts dem Kloster Lorsch an der Bergstraße gemacht haben [1]). Schon in diesen uralten Zeiten setzte der Ort Mühlen in Bewegung, von welchen Reginfrid eine im J. 777 dem gedachten Kloster Lorsch schenkte [2]). Er hieß damals schon Heinstatt und Heinstetten, und hat seinen Namen wahrscheinlich von dem Flusse Heinbach, dessen aus dem Jahre 775 in diesen Gegenden urkundlich gedacht wird [3]), und der sich heute unter dem Namen der Morra von Buchen nach Amorbach hin ergießt. In den folgenden Zeiten erscheint Hainstatt als eine ganerbschaftliche Besitzung vieler adeligen Häuser, von denen die Rüdt von Bödigheim, die Herren von Berlichingen, von Adelsheim, und von Hebersdorf die berühmtesten sind. Durch das Absterben der alten Freiherren von Düren, welche den adelsheimschen Antheil, und der Echter von Mespelbrunn, welche den hedersdorffschen, nachher wichsensteinschen Antheil an sich gebracht hatten, fiel das Meiste an die Lehenhöfe in Mainz und in Würzburg zurück, welche darauf im J. 1684 einen Tausch mit einander trafen, so daß seit dieser Zeit das Hochstift Würzburg und das Haus Rüdt von Collenberg die alleinigen Ganerben des Ortes bis zu den neuesten großen Statsveränderungen geblieben waren [4]). (*Leger.*)

HAINZEICHEN, gewisse Zeichen, womit im Siegenschen die Hüttengewerken die ihnen durch das Loos zugefallenen Eisensteinhaufen auf der Grube bezeichnen. (*A. Schmidt*)

HAINZELMANN (Elias und Johann), Gebrüder, aus Augsburg gebürtig, wo ihr Vater ein Schulmeister war, arbeiteten als Kupferstecher in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Sie erlernten ihre Kunst in ihrer Vaterstadt, bildeten sich aber in der Folge, nachdem sie sich in Paris niedergelassen hatten, unter Franz Poilly in dessen bekannter Manier aus, und lieferten viele historische Blätter und Bildnisse nach französischen und italienischen Meistern. Einiges auch nach eigenen Zeichnungen. Johann, ein Jahr jünger als Elias verließ Paris, nachdem er dort Witwer geworden war und ging nach Berlin, wo er als Hofkupferstecher zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gestorben ist. Seine Blätter werden wegen richtigerer Zeichnung denen seines Bruders vorgezogen, und er stach seine Porträte oft nach eignen Zeichnungen. Ihre Manier ist aber dieselbe und gibt ihren Lehrer Poilly zu erkennen. Elias, 1640 geboren, starb 1693 *). (*R.*)

HAIR, eine Sandwüste in der Sahara von Afrika, die auf den Karten auch Hahirah oder Ahir heißt und sich im S. O. von Agably ausbreitet, aber so viel wie bekannt ist, keine bewohnten Oasen hat. (*H.*)

HAIRETI, ein sehr ausgezeichneter türkischer Dichter, war gebürtig aus Wardarienidsche (dem alten Pella) und starb im J. 941 d. Hegira (1535 n. Ch. G.). Durch eine seiner Oden hatte er sich die Gunst des Wesir Ibrahim Pascha erworben, so daß ihn dieser

---

*) *Baker's* Biogr. dram.

1) *Rupertus* in donatione facta IIII. non. Octobr. an. X. Karoli reg. in Cod. Lauresh. diplomat. Nro. MMDCCCII. *Reginfrid* in donat. fact. VIII. kalend. Novembr. an. X Karoli reg. in eod. Cod. Nro. MMDCCCXLIV; *idem Reginfrid* in donat. fact. II. id. Octobr. an. XXVII. Karoli regis, ibid. Nro. MMDCCCXLIII. *Manolt.* in donat. fact. IIII. id. Januar. an. XXIV. regni Karoli regis, ibid. Nro. MMDCCCCII. *Gotesthin* in donat. fact. XVI. kalend. Novembr. an. XLV. Karoli imperatoris ibid. Nro. MMDCCCI. 2) *Reginfrid* l. c. Nro. MMDCCCXLIV. 3) *Wieland et conjux Sisa* in donat. fact. IIII. non. Julii an. regni Karoli regis VII.; in eod. Cod. Nro. MMDCCCCIV. 4) Bundschuh im geograph. Lexikon von Franken, Bd 2. S. 475 — 476, und Kolb im geograph. Lexikon von Baden. Bd 2. S. 3 — 4.

*) S. Basan, Bartsch, die Kataloge von Winkler und Brandes und Füßli's Künstlerlexikon. Biogr. univ.

reichlich beschenken wollte. Inzwischen wurde dieser Entschluß durch die Angabe eines andern Dichters Chiali, eines Landsmannes und Freundes von Haireti, wankend gemacht, daß der beliebte Sänger allen Ämtern und Belohnungen entsage, um frei und ungezwungen leben zu können. Um jedoch seine Theilnahme zu beweisen, machte ihm der Wesir ein Geschenk von geringem Werthe, welches aber von Haireti, der sich dadurch beleidigt fühlte, ausgeschlagen wurde. Der Dichter war vom Glück nicht mit Reichthum gesegnet, sondern lebte in Dürftigkeit und sahe sich, um nicht umzukommen, wiederholt in die Nothwendigkeit versetzt, bei verschiedenen Leuten Dienste zu nehmen. Zuletzt hatte er noch das Unglück, gänzlich zu erblinden. In diesem traurigen Zustande war die Dichtkunst sein einziger Trost. Sein Tod erfolgte in Folge seines Schmerzes über einen muthwilligen Streich, den man ihm gespielt hatte. Als er in seiner Blindheit den Wunsch geäußert, seiner Geliebten zum letzten Male die Hand zu küssen, brachte man ihm einen häßlichen Bauer und lachte ihn aus, als er diesem zärtlich die Hand küßte. Der arme Blinde war über diese Spötterei so empört, daß er Gott inbrünstig um den Tod bat; sein Wunsch ward ihm wirklich noch in derselben Woche gewährt. Seine dichterische Muse zeichnet sich durch überraschende und angenehme Wendungen, durch gute und witzige Einfälle aus, wie z. B. schon sein kurzes Gedicht über seine Blindheit lehren kann. Es lautet also:

Dein offnes Auge, Haireti! sah der Welt großes Elend zu sehr,
Drum hast du's zugedrückt, hast ihr entsagt.
Ein andächtiger Derwisch bist du worden nun:
Nimmer sieht dein blinzelndes Auge das Weiße, nimmer das Schwarze der Welt.

Noch mehr gilt dieß von seinen erotischen Poesien, z. B. dem folgenden:

O du, der mich Bettler schilt, reicher, glücklicher Mensch!
Bin ich nicht ein Mann, besitze ich nicht eine Seele?
Gehörte dir die ganze Welt, — doch wäre ich reicher,
Mir ist mehr als die ganze Welt der Besitz der Geliebten.

Sein Divan oder seine Sammlung von Gedichten ist sehr geachtet und wird zum Wahrsagen (s. den Art. Istichare) benutzt*). (*A. G. Hoffmann.*)

HAIRONVILLE, Dorf in dem Bez. Bar le Duc des franz. Dep. Maas an der Saur, nur etwas über 1 Meile von Bar, hat 540 Einw. und ist durch seine Eisenwerke bekannt, die in 1 Hochofen, 1 großen Hammer, 1 Eisengießerei und 1 Stahlofen bestehen: es werden alle Arten von groben Waaren fabrizirt, auch Stück- und Haubitzkugeln gegossen. (*G. Hassel.*)

HAITERBACH, ein Städtchen im Königreiche Würtemberg, im Oberamte Nagold, im Schwarzwaldkreise, mit 1665 evang. Einwohnern. In ältern Zeiten gehörte es den Grafen von Hohenberg und wurde von diesen im J. 1363 mit andern Besitzungen an Würtemberg verkauft. 1807 brannte es größten Theils ab. (*Memminger.*)

HAITHEM (هَيْثَم), nach der in Teutschland gewöhnlichen Pronunciation Haidsem, bezeichnet in seiner appellativen Bedeutung das Junge eines Adlers oder Geiers, aber auch einen röthlichen Sandhügel, wird auch eben so oft als nomen proprium gebraucht und findet sich daher in vielen arabischen Namen. Hieher gehört z. B. Haithem ben Dschemil Abu Sahal aus Bagdad, welcher im J. 104 d. H. starb und in dem Rufe eines der treuesten Überlieferer stand*). Mehrere Gelehrte und Schriftsteller dieses Namens findet man unter Ibn Haithem verzeichnet. (*A. G. Hoffmann.*)

Haithemah, s. Nessai.
Haithemi, s. Ibn Hadschar.
Haithon, s. Haython.
Haito, s. Haython.

HAITSMA (Agge), studirte zu Franecker, vertheidigte den 8. December 1744 daselbst seine Disputation de aulaeo adyti tabernaculi levitici, war nachher Prediger im Dorfe Wier in Friesland, gab eine neue Übersetzung und Auslegung der dunkelsten Stellen des ersten Buch Moses unter der Aufschrift heraus: Aggei Haitsma Curae philologico-exegeticae in Genesin, sive explicationes difficiliorum per omnia fere capita locorum, quibus nova, aut uberior, ex ditione orientali, Hebraeae linguae affini, nec non ope vocum e compositis ad simplices deductarum, suisque originibus restitutarum, lux affunditur. Franecker. 1753. 4. Man trifft darin alle Mängel der Schultens'schen Auslegungsart in reichem Maße an, aber Schultens's ausnehmende Stärke in der hebräischen und arabischen, wie auch griechischen und lateinischen Sprache vermißt man gar sehr. Doktor Hebenstreit in Leipzig schrieb 4 Programme dagegen. (*Rotermund.*)

HAITZE (Pierre Joseph de), bekannter unter dem Namen Hache, stammte aus einer alten bearnschen Familie und war um 1648 zu Cavaillon geboren. Er richtete seine Studien vorzüglich auf die Geschichte der Provence und hat sich einige Verdienste um die Erläuterung einzelner Punkte derselben erworben. Er war indessen wenig gründlich und umfassend in seiner Gelehrsamkeit, dagegen ein sehr anmaßender Kritiker, wie z. B. gegen den ihm weit überlegenen Galaup de Chasteuil [1]). Sein Tod fällt in das Jahr 1736. Wir nennen als die wichtigsten unter seinen zahlreichen kleinen Schriften: Les Curiosités les plus remarquables de la ville d'Aix, 1679. 8. Les Moines empruntés, où l'on rend à leur véritable état les grands hom-

*) Latifi oder biograph. Nachrichten von vorzüglichen türk. Dichtern aus dem Türk. übers. von Thom. Chabert. S. 141—44. vergl. Jos. v. Hammer Gesch. der Liter. der Osmanen S. 1183.

*) d'Herbelot u. d. W. Haithem; vergl. auch Encykl. unter d. Art. Hadith, oben S. 94 dies. Bandes.

1) In *Haitze's* Lettres critiques de Sextius le Solien à Euxénus le Marseillois 1702. Dagegen gab der Angegriffene heraus: Réflexions sur les Lettres etc. Cologne 1702. (Unter dem Namen *Remerville de St. Quentin.*)

mes qu'on a voulu faire moines après leur mort. (Unter dem Namen Pierre Joseph) Cologne (Rouen) 1696. II. 12. Dieses Buch erregte einen großen Lärm bei seiner Erscheinung und rief mehrere Streitschriften hervor. — Nicht damit zu verwechseln ist ein Pendant: Les Moines travestis. 1698. II. 12. (Unter demselben Namen). — Dissertations sur divers points de l'Histoire de Provence. Anvers (Aix) 1704. 12. Dazu sind die Berichtigungen des Galaup de Chasteuil zu vergleichen, in der Apologie des anciens historiens et des troubadours provençaux. — Esprit du cérémonial d'Aix en la célébration de la Fête-Dieu. (Unter dem Namen Pierre Joseph). Aix 1708. 12. Auch wiederholt [2]). — Histoire de Saint-Benezet, entrepreneur du pont d'Avignon. (Unter dem Namen Magne Agricole). Aix, 1708. 11. — Dissertation sur l'état chronologique et héraldique de l'illustre et singulier consulat de la ville d'Aix. Aix, 1726. 12. — Vie de Michel Nostradamus. Aix, 1711. 12.

Mehreres ist Manuskript geblieben, z. B. die Histoire de la ville d'Aix, von welcher Moreri sagt, sie sei in 4. gedruckt aber nicht ausgegeben worden. Ferner: eine Histoire littéraire de Provence und eine Biblioth. des auteurs de Provence [3]). (*R.*)

Haiuki, s. Mekki.

Haivan, s. die Artikel Demiri, Dschahed und Menafe al Haivan.

HAIYKAN, ein Bezirk der Provinz Buhawulpur des Afghanenreichs, der am westlichen Ufer des Sind sich herunter erstreckt, und fruchtbar genug seyn würde, wenn er unter einer ordentlichen Regierung stände. So wird er von Afghanen und Dschaten bewohnt, wovon die erstern die berüchtigsten Räuber sind. Die Hauptstadt Haiykan-Kascheky liegt 29° 9′ N. Br. 87° 39′ L. am Sind und hat 1 Zollhaus. (*G. Hassel.*)

HAIYPUR, 1) die Hauptstadt des bengalenschen Distrikts Tirhut N. Br. 25° 41′ L. 102° 55′ am Ganges, wo sich der Gunduk einmündet. Sie ist gut gebauet, hat 1 hindusches Seminar und zählt gegen 15,000 Einw., die mit Opium und andern Landeserzeugnissen handeln, und jährlich im November einen großen Roß- und Viehmarkt halten, auf welchem 1807 6000 Pferde verkauft wurden. Die Stadt ist von Ilias Haiy, dem zweiten unabhängigen mongolischen Könige von Bengalen, 1350 angelegt und nach damaliger Sitte befestigt, wie sie denn 1574 dem Kaiser Akbar, als er Bengalen angriff, einen hartnäckigen Widerstand leistete. Seitdem sind indeß die Festungswerke verfallen. 2) Eine Stadt in der Prov. Lahore, den Seiks gehörig 25° 41′ N. Br. 102° 55′ L. (*G. Hassel*)

HAJAGRIVA (Kanagakschen, Raxiaxa, Seremiaxen, Sankasoor), in der mythischen Geschichte der Indier ein Dämon oder Riese, der, als sich Brama am Ende des 6ten großen göttlichen Zeitalters zur Ruhe begeben hatte, die Veda's demselben raubte und verschlang. Nun verdarb das Menschengeschlecht und Wischnu beschloß die Vernichtung desselben durch eine große Flut, von der nur der fromme Satjavrata, König von Dravira, aus dem Geschlechte der Kinder der Sonne, gerettet werden sollte. Er erschien ihm in Gestalt eines sehr kleinen Fisches, der aber schnell immer größer wurde, so daß zuletzt nur das Meer ihn fassen konnte. Da erkannte der fromme König in ihm den Herrn und Erhalter des Weltalls und bat, ihm zu sagen, warum er in dieser Gestalt ihm erscheine. Wischnu erklärte ihm nun, daß nach 7 Tagen alles Sterbliche im Wasser umkommen werde. Aber um ihn und die 7 Altväter zu retten, wollte er ihm ein Schiff senden, in das er von jeder Thiergattung ein Paar nebst den nöthigen Nahrungsmitteln und Samenkörnern aufnehmen solle. Er selbst wolle als Fisch es schützend begleiten und lenken, wenn er vermittels der ungeheuern Schlange, die ihm erscheinen würde, den Mast des Fahrzeuges an sein Horn befestigte. Während der Fahrt erklärte Wischnu den Geretteten die heiligen Geheimnisse der Religion und als die Flut zu Ende war, tödtete er den Hajagriva, der sich in die Tiefe des Meeres begeben hatte, riß ihm mit dem Horne den Bauch auf, nahm die verschlungenen Veda's heraus und gab sie dem Brama zurück. Es endete so das erste Weltalter und das zweite begann. Satjavrata aber wurde von Wischnu zum siebenten Menu bestellt; der Gott aber erhielt in dieser Verkörperung den Namen Matschia-Mataram oder Matja-Avatar. Diese indische Sage von der Sündflut findet sich im 8ten Buche des Bhagawata, und noch umständlicher im ersten Purana, wo sie in einem Gedichte, das aus 14,000 Stanzen besteht, erzählt wird. (*J. A. L. Richter.*)

Hajateliten, s. Heiateliten.

HAJDUCKEN- oder HAYDUCKEN-DISTRICT, ungarisch Hajdú Városok' Kerülete, heißen 6 Marktflecken in Oberungarn, die von der Szaboltscher und Biharer Gespanschaft umgeben und jenseits der Theiß belegen sind: sie besitzen eigene Privilegien und eine eigene Gerichtsbarkeit. Ihre Namen sind: Vámos-Peres (spr. Wámosch Pértsch), Hatház-Böszörmény (spr. Hathás Bößörménj), Dorog, Polgár, Nánas (spr. Nánasch), Szoboszló (spr. Soboßló), wozu noch außerdem vier Prädien gehören. Im gemeinen Leben nennt man sie Hayduckenstädte, ob sie gleich nichts weiter als Marktflecken sind. Das Gebiet derselben ist 17 $\frac{8}{10}$ QM. groß und durchaus eben, reich an Getreide, Tabak und Vieh. Die Zahl der Einwohner beträgt über 47,000, zu $\frac{2}{3}$ Katholiken und zu $\frac{1}{3}$ Reformirten, aber der Abstammung nach größten Theils Magyaren [1]), wor-

2) Vgl. Supplément au Journal des Savans in demselben Jahre und Explication des Cérémonies de la Fête-Dieu en Province. Aix 1777. 12. (von *G. L. Grégoire*). 3) Biogr. univers.

1) Das Wort Hajduck oder Hayduck ist eines der wenigen magyarischen Wörter, die das teutsche Bürgerrecht erhalten haben, so wie Hußár, Kutsche, Tschàko (csákó), das musikalische Instrument Tschákan (csákány), und in dem östreichschen Dialekt

unter einige wenige Teutsche, Neugriechen, Raitzen (Serben) und gegen 200 Juden leben. Nahrungszweige machen fast allein Feldbau und Viehzucht aus. Mangel an hinlänglichem Holz zwingt sie nach Tataren Weise, Rindviehmist, Rohr und Stroh zu brennen. Mit Entstehung des Hajduckendistrikts hat es folgende Bewandtniß. Als im Anfange des 17ten Jahrh. Siebenbürgen und Ungarn durch bürgerliche Kriege mehrere Jahre hindurch beunruhigt waren, sah man sich genöthigt, die so genannten Mezei hadak (Feldtruppen), eine Art stehender Haustruppen (welche nach Angabe des ungarnschen Chronikenschreibers Turocz schon König Matthias I. Hunyadi oder Corvin errichtet hatte) in den beunruhigten Gegenden zum fortgesetzten Kriegsdienste zu unterhalten und von Zeit zu Zeit zu vermehren. Da man nun auch nach dem im J. 1605 erfolgten Friedensschlusse diese Truppen dennoch zur ferneren Sicherheit des Vaterlandes behalten wollte, dieselben aber keine fixen Wohnörter hatten, räumte ihnen der siebenbürgische Fürst Bocskay (Botschkai) in dem, ihm durch den Friedensschluß anheim gefallenen Antheil, zur Belohnung ihrer Dienste, diesen Distrikt ein, so daß am 13. December 1605 die Hajducken zu Fuß die Ortschaften Kálló, Nánás, Dorog, Hathàz, Vámos-Péres beziehen und in Besitz nehmen konnten, in welchem Besitz sie im folgenden Jahre dekretmäßig bestätiget wurden, und zugleich ein Regiment Cavallerie unter einem General und sieben Hauptleuten zu ihnen geschlagen wurde, für welche der Fürst Bocskay noch den Marktflecken Szoboszló einräumte. Seit dieser Zeit, oder eigentlich seit dem am 17. December 1606 publizirten Dekrete sind diese sieben Ortschaften in einen Verein zusammen getreten und machen einen besondern Distrikt aus. Auch später wurden demselben theils neue Privilegien ertheilt, theils die früheren nachdrücklich bestätigt. In der im J. 1606 zu Kárász gehaltenen Generalcongregation des Szabolter Comitats hat der Fürst die Bewohner der Hajduckenortschaften in den Adelstand erhoben und mit ansehnlichen Freiheiten beschenkt. Als im folgenden Jahre Bocskay mit Tode abging, kamen diese sieben Ortschaften wieder an Ungarn. Im J. 1609 wurde der Ort Kálló gegen Böszörmény ausgetauscht. Im J. 1613 bestätigte König Matthias II. ihre Privilegien und 1625 bekräftigte er durch ein Dekret das eingetauschte Böszörmény unter den Hajduckenortschaften[2]), welche Bestätigungen 1632 am 10. August König Ferdinand II., 1666 am 31. October Leopold I., 1725 am 13. November Karl II. (Kaiser Karl VI.), 1780 Kaiser Joseph II. und nach dessen Tode Leopold II. durch Diplome, Rescripte und Assecurationen bekräftigt haben. Nach diesen königl. Rescripten, welche von Zeit zu Zeit mit neuen Artikeln vermehrt werden, richten sich die Hajducken in ihren bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten. Diesen gemäß hatten die ersten Besitzer ihre privilegirten Güter in und außer den Ortschaften, ohne Rücksicht auf Ämter und Würden, gleich eingetheilt. Daher sie auch noch von den übrigen dadurch unterschieden werden, daß man sie Ansassen oder Grundbesitzer, die übrigen Häusler (inquilini, zsellérek) nennt. Es dürfen die Ansassen nichts von dergleichen Gütern anderwärts verwenden, ob sie gleich solche sonst frei verkaufen oder kaufen können, und wenn auch ein Auswärtiger von ihren Besitzungen etwas pfandweise oder nutznießlich an sich bringt, so gibt das nur auf eine gewisse Zeit, ein Nutzungs- aber kein Eigenthumsrecht, da es jedem Hajducken frei steht, ein solches Gut in Anspruch zu nehmen (durch Entrichtung des Kaufpreises)[3]). Diesen trefflichen Einrichtungen haben die Hajduckenortschaften ihren Wohlstand zu danken und die Bewohner waren daher von jeher im Stande, von dem Ertrage ihrer Grundstücke alle Civil- und Kriegsleistungen leicht zu entrichten. Von 1800 bis 1815 haben die Hajduckenstädte an freiwilligen und Subsidienabgaben an das Ärarium abgeführt: Rekruten 1287, Pferde 400, an Feldfrüchten 10,942 Preßburger Metzen und an baarem Gelde 126,047 fl. 6 kr. Von 1687 bis 1815 aber: Rekruten 5556, Pferde 3957, an Früchten 82,319 Preßb. Metzen und an baarem Gelde 5,260,237 fl. 2½ kr.[4]). Der Hayduckendistrikt zahlt an jährlicher Contribution 21,137 fl. 7/8 kr. und an Werbsubsidien 864 fl. 19 kr. (*Rumy.*)

Hajduckenstädte (Hajdu városok, Oppida Hajdonicalia), s. Hajduckendistrict.

Hajer, Hair, s. Hussein.

HAJERITEN oder HAIRITEN, eine muhammedanische Sekte, so genannt vom arabischen Worte hajir (حاير), nach persisch-türkischer Aussprache hair d. i. ein Zweifler, ein Mensch, der unsicher hin und her schwankt†). Demnach bezeichnet ihr Name so viel

auch: Zischmen (ungarnsche Halbstiefel, csizma) und Gattje (leinene Unterhosen). Es kommt von dem magyarischen hajdu, welches auch im Serbischen und Türkischen so lautet, her, und bezeichnet im Ungarnschen einen Trabanten; in Serbischen und Türkischen theils dasselbe, theils auch einen Räuber. Etymologisch läßt es sich weder aus dem Magyarischen, noch Serbischen und Türkischen befriedigend ableiten. Zwar bedeutet haj im Magyarischen das Haar; aber die Sylbe dú läßt sich nicht auflösen. Aus dem serbischen oder einem andern slawischen Dialekte läßt es sich eben so wenig etymologisch ableiten und in den osmanischen Wörterbüchern findet sich ebenfalls kein Wort, das zu einer nähern Aufklärung führen könnte. 2) Späterhin wurden zwar die sieben Hajduckenstädte durch die neuen Reformen Josephs II. dem Szabolcscher Comitate einverleibt, erhielten aber von Leopold II. ihre alten Privilegien zurück.

3) S. über die Verfassung und die Privilegien des Hajduckendistrikts, Kelemens Institutiones Juris Privat. Hungarici. 1r Theil (Ofen, 1818). S. 288 ff. 4) S. Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn von Szepesházy und Thiele. 1 Thl. (Kaschau, 1825). S. 85.

†) Gewöhnlich übersetzt man es Dumme nach Marracci's Vorgange im Prodrom. ad refut. Alcor. P. III. p. 86, welcher die Sekte übrigens Hiareti nennt; man hat aber zu jener Übersetzung keinen Grund. Vgl. Firusabadi Kamus, ed. Calc. p. 508, wo die Radix durch: etwas erblicken, bestürzt und auf seinem Wege nicht richtig geleitet werden (also incertum esse) erklärt wird.

als Skeptiker und ist vollkommen passend. Denn diese Sekte glaubt, daß sich über Alles in der Welt für und wider disputiren lasse und man daher niemals über Etwas völlige Gewißheit erlangen könne. Ihr liebster Wahlspruch ist daher: Gott weiß es, wir aber wissen es nicht. Sie übertreiben diese ihre Skepsis in einem solchen Grade, daß sie solche auch da anwenden, wohin sie am allerwenigsten gehört. So geben sie sich bei gerichtlichen Untersuchungen keine große Mühe, den Stand der Sache möglichst genau zu erforschen, sich damit begnügend, daß sie ihr Urtheil mit dem frommen Spruche: Gott weiß das Richtige beschließen. Es ist natürlich, daß man sie dieses ihres Leichtsinnes wegen nicht gern zu öffentlichen Ämtern befördert. Sie binden sich nicht streng an die Gesetze des Korans, sondern erlauben sich z. B. nicht nur heimlich Wein zu trinken, was gerade nicht zu den Seltenheiten gehört, wie man schon aus vielen Erzählungen der Tausend und Einen Nacht abnehmen kann, sondern gehen so weit, daß sie dieses vergönnte Getränk auch in Gesellschaft Anderer nicht verschmähen. Sie lieben es, sich durch berauschende Dinge zu betäuben, besonders auch durch Opium, der sie dann zu öffentlichen Geschäften oft völlig unfähig machen mag††). (*A. G. Hoffmann.*)

HAJETITEN (الحايطية), auch Haititen, ist der Name einer moslemischen Sekte hergenommen von Ahmed ben Hajet*). Sie werden eben so, wie die Hadessiten (s. den Art. S. 92 dies. Bandes), den Motazeliten oder Motasaliten als Species untergeordnet. Die von der gewöhnlichen Lehre abweichenden Ansichten ihres Stifters entstanden durch Verschmelzung von Resultaten der orientalischen Philosophie mit dem Islam. Marracci**) führt, nach arabischen Schriftstellern, die Ketzerei derselben auf drei Punkte zurück. Ein Mehreres siehe über sie unter dem Art. Motazeliten. (*A. G. Hoffmann.*)

Hajib (ebn), s. Ibn Hadschib.

HAJMA'S (spr. Hajmahsch), 1) ein serbisch-teutsches Dorf in der Barauyer Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise jenseit der Donau, dem Religionsfond gehörig, mit kathol. Einwohnern und einem guten Ackerboden. Hier wird Schnupftabak verfertigt. 2) Ein magyar. Dorf in der Schimegher (Somogyer) Gespanschaft in Niederungarn, jenseits der Donau, im Szigeter Bezirk, mit kathol. Einwohnern, einem bergigen und daher für den Feldbau nicht sehr guten Boden. Das Weingebirge liefert einen gewöhnlichen Tischwein. (*Rumy.*)

HAJNIK (Paul), Doktor der Rechte, geschworner ungarischer Landesadvokat, Beisitzer der Gerichtstafel des Graner Comitats, Professor der Statistik und des Bergrechts an der königl. Universität zu Pesth, früher Professor des ungarischen Rechts an der königl. Akademie zu Preßburg, gestorben am 12. December 1809, 35 Jahre alt. Er war geboren zu Waitzen am 20. Februar 1774, von angesehenen Ältern und genoß eine sorgfältige Erziehung. Den ersten Schulunterricht erhielt er zu Pesth, dann 5 Jahre lang in dem königl. Gymnasium zu Waitzen, woher er wohl vorbereitet die königl. Universität zu Pesth bezog. Hier hörte er, nach der damaligen Ratio Studiorum, zuerst drei Jahre lang die allgemeinen Wissenschaften und zeichnete sich so vortheilhaft aus, daß er stets unter die Eminenten gerechnet wurde, und sogleich im ersten Jahre des philosophischen Cursus ein königl. Stipendium erhielt. Darnach studirte er vier Jahre lang die Rechtswissenschaften und erwarb sich in denselben das Doktordiplom. Dann betrieb er zwei Jahre lang die praktische ungarische Jurisprudenz, und bewarb sich erst dann um die Vollmacht eines ausübenden Advokaten, welche ihm gern bewilligt wurde. Nach Fleischhacker's Abgang von der Professur des ungarischen Privat- und Criminalrechts auf der Akademie zu Preßburg im J. 1800 erhielt Hajnik diese Stelle, wurde im J. 1808 in den ungarischen Adelstand erhoben und noch in demselben Jahre, an des verstorbenen Mészáros Stelle, auf die Universität zu Pesth, zur Professur der Statistik und des Bergrechts berufen, um welche sich mehrere der berühmtesten ungarischen Gelehrten (darunter auch der verdienstvolle ungarische Statistiker Martin von Schwartner) bewarben. Nur eine kurze Zeit wirkte er auf diesem wichtigen Posten, denn schon im folgenden Jahre, als er noch kurz vorher zum Gerichtstafelbeisitzer des Graner Comitats ernannt worden war, starb er am 12. Dec., im blühenden Alter von 35 Jahren. Von seinen Zuhörern, die seinen geistreichen Vortrag zu schätzen wußten, wurde sein Tod so innig bedauert, daß sie auf vier Wochen Trauerkleider anzogen. Im Drucke erschien von ihm ein einziges Werk: Historia Juris Hungarici a tempore Sancti Stephani, primi Regis, ad gloriose regnantem Franciscum I. cum synchronismo nonnullorum in subsidium Juventutis scholasticae per aphorismos deducta et in Tabellas distributa, 3 Theile; Ofen in der Universitätsbuchdruckerei 1807. 8.*). Seine ausführliche Biographie kommt vor in der Oratio funebris, qua Spectabili ac Consultissimo Viro Paulo Hajnik, J. U. D. etc. III. Idus Dec. Anno 1809 defuncto, Matthias a Vuchetich, J. U. D., in Reg. Scient. Univ. Pest. Juris Romani, Criminalis et Feudalis Prof. P. O. etc. parentavit. Pestini in aedibus Universitatis Idibus Decembr. 1810. 8. (*Rumy.*)

HAJNIK, ein slowakisches Dorf in der Sohler Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise diesseits der Donau, am Flusse Gran (Garam, Hron), zur gräfl. Eßterházyschen Schloßherrschaft Zolyom gehörig, mit einem herrschaftlichen Kastelle, 94 kathol. (mit Inbegriff

††) Marracci a. a. O.

*) Encyklop. Übers. S. 410 Vgl. *Marracci* prodrom. ad refut. Alcoran. P. III. p. 74. **) a. a. O. S. 74–75.

*) Zu scharf beurtheilt von Engel in der halle'schen Allgem. Lit. Zeitung, günstiger von Rumy in den Annalen der östreichischen Literatur.

von kleinen Filialgemeinden 324 kathol.) und 362 evang. luther. Einwohnern. Der Boden ist eben und fruchtbar, leidet indeß häufig durch Überschwemmung. An Brenn- und Bauholze ist kein Mangel. (*Rumy.*)

HAJO', ein waladhisches Dorf in der Biharer Gespanschaft in Oberungarn, im Kreise jenseits der Theiß, dem Großwardeiner römisch-katholischen Bisthum gehörig, 2 Meilen von Großwardein entfernt, in der Nähe der berühmten heilsamen warmen Bäder von Großwardein, mit kathol. und griechisch. nicht unirten Einwohnern. (*Rumy.*)

HAJO'S, ein teutscher Marktflecken in der Pester Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise diesseits der Donau, Solther Bezirk, dem Erzbischof von Kalocsa (spr. Kalotscha) gehörig, 2 Meilen von Kalocsa entfernt, in einer anmuthigen Gegend, mit einer kathol. Pfarre, und 2180 kath. Einw., fruchtbarem Boden an Weizen, Rocken, Hafer, Heu, hat Weinbau, aber keine Waldung. (*Rumy.*)

HAJYGUNGE, HAJIGANY, der Name mehrerer Städte in Hindustan: 1) in dem Bezirke Dacca der britischen Provinz Bengalen am Ganges unter 23° 31' N. Br. und 107° 27' L.; volkreich mit vielen Tempeln, Baumwollenindustrie und Handel. 2) In der Provinz Oude und zwar am Gumty. (*G. Hassel.*)

HAKAIK, HACAIC oder HEKAIK (حَقَائِق), d. i. Wahrheiten, die Pluralform von hakikat (حقيقة) wird als Titel von vielen Werken der Muhamedaner gebraucht. Sie gehören großen Theils der Theologie an, und behandeln hauptsächlich wichtige Gegenstände des Korans oder auch die Observanzen des Islam. Von den einzelnen Werken dieser Art findet man das Bemerkenswerthe unter ihren Verfassern. (*A. G. Hoffmann.*)

HAKARI, ein Kiurdenstamm, der im Ejalet Wan des osmanischen Asia im S. des großen See Ardschisch in den Gebirgen hauset und wohl den Namen von dem Flusse Hakiar führt. Charakter, Sitten, Gebräuche und Lebensart unterscheiden ihn von dem Groß der Kiurden nicht; aber er steht unter einem besondern Häuptling, der sich von seiner Residenz Fürst von Dschulamerk nennt. Das Dorf Hakari im Ejalet Mossul gehört ihnen nicht, sondern den Hamdijeh, einem andern Kiurdenstamme. Mehr über diese Stämme im Art. Kiurden. (*G. Hassel.*)

HAKEA. Eine von Schrader (Sert. Hannover.) dem ehemaligen hannoverschen Minister, Freiherrn Christian Ludwig Hake (nach Andern Hacke) zu Ehren genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Proteaceen, und der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Klasse. Sie hat folgenden Charakter: Ein unregelmäßiger Kelch; eine unter den weiblichen Theilen stehende, halbirte Drüse; eine holzige, einfächerige Balgfrucht, mit excentrischem Fache; der Samenflügel ist verlängert. Die 34 bekannten Arten dieser Gattung sind strauchartige Bäume, welche alle bis auf H. lissosperma *R. Br.* (No. 8.), und H. microcarpa *R. Br.* (No. 14.) in Neuholland wachsen. Die Arten werden nach der Gestalt der Blätter eingetheilt.

I. Die Blätter alle fadenförmig. — Diese Gruppe zerfällt in zwei Unterabtheilungen, je nachdem die Spitze der Fruchtkapsel ungespornt, oder mit Sporen versehen ist. *α*) Die Kapsel neben der Spitze ungespornt: 1) H. pugioniformis *Cav.* mit unbehaarten, offen stehenden, stachlig-stumpfen Blättern, mit Zweigen und Kelchen, die etwas steif behaart, oder unbehaart sind, und mit lang zugespitzten geraden Kapseln, die auf beiden Seiten, etwas unterhalb der Mitte, querüber mit einem Kamm besetzt sind. (H. glabra *Schrad.* Sert. Hann., Conchium pugioniforme und longifolium *Sm. Linn.* Trans., C. corniculatum *W.* Enum.). Abgebildet in *Cavan.* Icon. VI. t. 533. 2) H. rugosa *R. Br.* mit unbehaarten Blättern, welche beinahe länger, als die Frucht sind, mit umgekehrt eiförmigen, gekrümmten, eingeknickten, auf beiden Seiten mit einem Kamm besetzten, runzligen Kapseln, welche eine pfriemenförmige, glatte, aufsteigende Spitze haben, und mit weitschweifigem Stiele. 3) H. Epiglottis *Labill.* mit unbehaarten, fast gekrümmten Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht, und in der Jugend mit löwengelben, feinen Haaren besetzt sind, mit gekrümmten, eingeknickten, auf beiden Seiten runzligen Kapseln, welche mit einem aufsteigenden, pfriemenförmigen, kielförmigen, krautartigen Stachel versehen sind, und mit eiförmigem Samenflügel. (Conchium teretifolium *Gärtn.*). Abgebildet in *Labill.* Nov. Holl. Vol. I. t. 40), die Frucht in *Gärtn.* Suppl. Carp. t. 219. 4) H. nodosa *R. Br.* mit etwas zusammengedrückten Blättern, und zugespitzten, knotigen Kapseln, welche, wie der Samenflügel umgekehrt eiförmig sind, mit fein behaarten Blühtenstielen, und unbehaarten Kelchen. (H. flexilis *R. Br.* ist eine Abart der H. nodosa mit glatten Kapseln). 5) H. leucoptera *R. Br.* mit drehrunden Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht sind, mit aufrecht stehenden, ruthenförmigen, etwas hin und her gebogenen Zweigen, mit eiförmigen Kapseln, die an ihrem untern Ende höckerig, am oberen zusammengedrückt sind, und mit weißlich-grauen Samen. 6) H. obliqua *R. Br.* mit drehrunden Blättern, filzigen Zweigen, die unter den weiblichen Theilen stehende Drüse ist auf der schief abgestutzten Spitze des Blühtenstiels angewachsen, die Kelche haben einen seidenartigen Überzug, die Kapseln sind höckerig, und fast knotig. 7) H. sulcata *R. Br.* mit gefurchten, ausgesperrten Blättern. — *β*) Die Kapsel neben der Spitze mit zwei Sporen versehen. 8) H. lissosperma *R. Br.* mit drehrunden, unbehaarten Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht sind, mit höckerigen, inwendig glatten Kapseln, sehr kurzen Sporen, umgekehrt eiförmigem Samenflügel, und glattem, an der Basis ungerandetem Samenkern. Wächst auf van Diemens Land. 9) H. gibbosa *Cav.* mit Blättern, welche auf der unteren Fläche sehr undeutlich gefurcht, und wie die Zweige etwas feinhaarig sind, mit steifhaarigen Blühtenstielen, etwas zottigen Kelchen,

höckerigen, inwendig grubenreichen Kapseln, halbelliptischem Samenflügel, und einem grubenreichen, an seiner Basis gerandetem Saamenkern. (H. pubescens *Schrad.* Sert., Banksia gibbosa *Sm.* in White's Reise, B. pinifolia Salisb. Prodrom., Conchium gibbosum *Sm. Linn.* Trans., C. pubescens *W. Enum.*, Conch. cornutum *Gärtn.*). Abgebildet in *Cav.* Icon. VI. t. 534, die Frucht in Gärtn. Suppl. Carp. t. 219. 10) H. acicularis *R. Br.* mit unbehaarten Blättern, welche unten undeutlich gefurcht und von gleicher Länge mit der Frucht sind, mit fast seidenartigen Zweigen, steifhaarigen Blühtenstielen, welche den glatten Kelchen an Länge fast gleichen, und höckerigen, etwas runzligen, inwendig grubenreichen Kapseln. (H sericea *Schrad.* Sert., Banksia tenuifolia Salisb. Prodr., Conchium aciculare *Vent.*). Abgebildet in *Venten.* Hort. Malm. t. 111. 11) H. vittata *R. Br.* mit drehrunden, unbehaarten Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht sind, mit filzigen Zweigen, eiförmigen, gleichseitigen, etwas converen, inwendig grubenreichen Samenkapseln, und umgekehrt eiförmigem Samenflügel. 12) H. cycloptera *R. Br.* mit drehrunden Blättern, welche doppelt so lang, als die Frucht, und, wie die Zweige, glatt sind, mit höckerigen, inwendig grubenreichen Samenkapseln, und Samen, welche auf beiden Seiten mit Flügeln versehen sind, wovon der untere dem Samen selbst an Länge fast gleich kommt. 13) H. suaveolens *R. Br.* mit schimmelgrünen, borstig zugespitzten, oben gefurchten, halb gefiederten Blättern, glatten Blühtentrauben, und höckeriger Samenkapsel.

II. Die meisten Blätter fadenförmig, einige eben: 14) H. microcarpa *R. Br.* mit glattrandigen, unbehaarten Blättern, von denen die oberen drehrund, die unteren eben sind, mit glatten Blühtenstielen und Kelchen, und zweigespornten, doldenförmig zusammen stehenden Samenkapseln, welche kürzer, als das Blatt sind. Wächst auf van Diemens Land. 15) H. trifurcata *R. Br.* mit einigen fadenförmigen, zwei bis drei gespaltenen, oder ungetheilten, unten gefurchten, und anderen ebenen, elliptischen, glattrandigen Blättern, steifhaarigen Kelchen, und zusammengedrückten, ungespornten Samenkapseln. (Conchium trifurcatum *Sm.* in den *Linn.* Trans.). 16) H. varia *R. Br.* mit fadenförmigen, getheilten, oder einfachen oberen, und ebenen, halb gefiederten unteren Blättern, und mit zweigespornten Samenkapseln.

III. Die Blätter alle eben. — α) Die Blätter glattrandig: 17) H. saligna *R. Br.* mit verlängert-lanzettförmigen, weißlich-schimmelgrünen, zugespitzten, an der Spitze schwarz gefleckten Blättern, welche, wie die Zweige, glatt sind, mit höckerigen Samenkapseln, die in den Achseln stehen, und eine zusammengedrückte, auf beiden Seiten kielförmigen Spitze haben. (Embothrium salignum *Andr.* Conchium salignum *Sm. Linn.* Trans., C. salicifolium *Gärtn.*). Abgebildet in *Andr.* Repos. t. 215, die Frucht in *Gärtn.* Suppl. Carp. t. 219. 18) H. oleaefolia *R. Br.* mit lanzettförmigen, undeutlich geaderten, an der Spitze mit einem kleinen krautartigen Stachel versehenen Blättern, von denen die oberen fein behaart sind, mit filzigen Zweigen, und zweigespornten, höckerigen Samenkapseln, welche an den Enden der Zweige sitzen. (Conchium oleifolium *Sm. Linn.* Trans.). 19) H. marginata *R. Br.* mit lanzettförmigen, gerandeten, einnervigen, an der Spitze mit einem krautartigen Stachel besetzten Blättern, von denen die obersten fein behaart sind, und mit ungespornten lang zugespitzten, glänzenden, fast ungestielten Samenkapseln. 20) H. ruscifolia *Labill.* mit ablangen, an beiden Enden verschmälert.n, borstig zugespitzten, gestielten, oben scharf anzufühlenden, unten filzigen Blättern, behaarten Zweigen, und ungespornten, punktirten Samenkapseln. Abgebildet in *Labill.* Nov. Holl. I. t. 39. 21) H. cinerea *R. Br.* mit linienförmig-lanzettförmigen, verlängerten, dreinervigen, undeutlich geaderten, etwas scharf anzufühlenden, an der Spitze schwarz gefleckten Blättern, mit filzigen Zweigen und Schuppen der Doldenhülle, und lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas zusammengedrückten, ungespornten Samenkapseln. 22) H. dactylodes *Cav.* mit umgekehrt eiförmig-ablangen, zugespitzten, dreifach nervigen, geaderten Blättern, winkligen Zweigen, haarigen Blühtenstielen, unbehaarten Kelchen, und warzigen, ungespornten Samenkapseln. (Conchium dactylodes *Vent.*, C. nervosum *Gärtn.*, Banksia dactylodes *Ej.*, B. oleaefolia Salisb. Prodr.). Abgebildet in *Cav.* Icon. 17. t. 535, und *Vent.* Hort. Malm. t. 110, die Frucht in *Gärtn.* de Fruct. et Sem. I. t. 47 und Suppl. Carp. t. 219. 23) H. elliptica *R. Br.* mit elliptischen, schimmelgrünlichen, fünfnervigen, netzförmig geaderten, unbewaffneten Blättern, unbehaarten Blühtenstielen und Kelchen, und ungespornten, zugespitzten, höckerigen, glänzenden Kapseln. (Conchium ellipticum *Sm. Linn.* Trans.). 24) H. clavata *Labill.* mit spathelförmigen, stachlig-stumpfen, nervenlosen, knorpligen Blättern, unbehaarten Blühtentrauben, und zweigespornten Kapseln. 25) H. arborescens *R. Br.* mit spathelförmig-linienförmigen, undeutlich nervigen, unbewaffneten Blättern, ohne Doldenhülle, mit gestielten Dolden, filzigen Blühtenstielen und Kelchen, und ungespornten Kapseln. — β) Die Blätter etwas gezähnt, eingeschnitten: 26) H. attenuata *R. Br.* mit seidenartigen Blättern, von denen einige keilförmig, an der Spitze gezähnt, oder halb gefiedert, andere lanzettförmig, glattrandig, und an der Basis verschmälert sind, und mit zweigespornten Kapseln. 27) H. linearis *R. Br.* mit lanzettförmig-linienförmigen, fast gezähnt-dornigen, oder glattrandigen, ungeaderten Blättern, die Zweige und der gemeinschaftliche Blühtenstiel sind unbehaart, die Blühtenbüschel sitzen an den Enden, oder in den Achseln der Zweige, die Kapseln sind zweigespornt, und etwas zusammengedrückt. 28) H. florida *R. Br.* mit lanzettförmigen, buchtigen, dorniggezähnten, schimmelgrünen Blättern, welche, so wie die Zweige fein behaart sind, und mit zweigespornten, etwas converen Kapseln. 29) H. ilicifolia *R. Br.* mit ablangen, feinbehaarten, buchtig-gezähnten, dornigen Blättern, filzigen Zweigen, und

zweigespornten, eiförmigen, höckerigen, an der Spitze zusammengedrückten, inwendig grubenreichen Kapseln. (Conchium mucronatum *Cels.*). 30) H. nitida *R. Br.* mit ablang-lanzettförmigen, fast gezähnt-dornigen, oder glattrandigen, glänzenden, schwach geaderten Blättern, welche, wie die Zweige, glatt sind, und zweigespornten, etwas höckerigen, inwendig ziemlich glatten Kapseln. 31) H. amplexicaulis *R. Br.* mit herzförmigen, stielumfassenden, buchtig-gezähnten, glänzenden, schwach geaderten Blättern, niedergestrecktem Stiel., unbehaarten Zweigen, und ungespornten Kapseln. 32) H. prostrata *R. Br.* mit geigenförmigen, stielumfassenden, winklig-gezähnten Blättern, niedergestrecktem Stiel, fein behaarten Zweigen, und ungespornten Kapseln. 33) H. ceratophylla *R. Br.* mit beinahe zwei Mal halb gefiederten, linienförmigen Blättern, aus einander stehenden Fetzen, rostfarben filzigen Kelchen, und ungespornten Samenkapseln. (Conchium ceratophyllum *Sm. Linn.* Trans.). 34) H. undulata *R. Br.* mit umgekehrt eiförmigen, dreinervigen, netzförmig-geaderten, wellenförmigen, gezähnt dornigen Blättern, und ungespornten, angeschwollenen Kapseln*). (*Sprengel.*)

HAKEISEN, ein Dreheisen, dessen sich die Zinngießer bedienen, um hohles Zinngeräth inwendig abzudrehen. (*Rüder.*)

HAKEKAMM, so nennen die Zimmermeister die Verzapfung zweier Schwellen in einem Gebäude. (*Rüder.*)

HAKELDAMA (*Ἀχελδαμά*, chald. חֲקַל דְּמָא), Blutacker (*χωρίον αἵματος*). So hieß der Acker vor Jerusalem, welchen Judas vom Lohne des Verrathes gekauft, und woselbst er sich selbst entleibt hatte (Apostelgesch. 1, 18. 19.). (*Gesenius.*)

HAKELHUFE, heißt im Meklenburg'schen eine Hufe Ackerland, im Gegensatz der Wald- und Weidehufen, oder der Hufen in Rusch und Busch. (*Schilling.*)

HÄKELN (Technologie). Künstlich geschlungene netzförmige Arbeiten verfertigen. Dazu bedient man sich des **Häkels** oder **Häkchens**, einer Nadel, die vorn mit einem feinen Widerhaken versehen und in einem Hefte eingeschraubt ist. Alle auf diese Art verfertigte Arbeiten nennt man **Häkelwerk**, und es gehören dahin netzförmige Seidenarbeiten, auch mehrere Gattungen von Spitzen und Points. (*Rüder.*)

HAKELWERK, (das), so nennt man in Lief- und Ehstland einen von teutschen Krämern, Handwerkern und andern Leuten bewohnten kleinen Flecken, der gewöhnlich eine einzige, sehr lange Gasse hat. Bisweilen nennt man auch eine mit einer Umpfählung eingeschlossene Vorstadt so. Die Benennung bezeichnet ursprünglich eine kreuzweise geflochtene Verzäunung. (*J. C. Petri.*)

HAKEM BIAMR-ALLAH, ABU ALY MANSOR, der dritte Khalif aus der Dynastie der Fatemiten. Er war Moez Enkel und zu Kahira 985 im Purpur geboren; sein Vater der Khalif Azyz Billah hinterließ 996 dem elfjährigen Knaben ein blühendes und mächtiges Reich. Über die erstern Jahre seiner Regirung schweigt die Geschichte; in seinen spätern charakterisirt sie ihn als einen der verabscheuungswürdigsten Fürsten, die je einen Thron besessen haben. Er soll sich in seinem Harem allen möglichen Ausschweifungen überlassen und denselben nur verlassen haben, um seinen ungezügelten Hang zur Grausamkeit und zum Geize zu befriedigen. Schwer mußten seine moslemimischen Unterthanen tragen, mehr noch Christen und Juden, die er beide auf alle ersinnliche Art neckte, und deßhalb scheinen sich auch die gleichzeitigen Schriftsteller aller Religionsparteien das Wort gegeben zu haben, ihn so schwarz als verkehrt darzustellen. Dem rechtgläubigen Muselmann war er ohnehin ein Gräuel, da er sich zu der Sekte der Ismaliten bekannte, die Vorschriften des Korans nicht achtete und mehr noch als dieß eine schwere Geißel für die Diener der Religion war. Indeß darf man doch nicht übersehen, daß unter ihm sein weites Reich blühend und mächtig war, daß er ihm Achtung von Außen verschaffte, daß Manufakturen und Handel überall sich hoben: er muß also doch manche Regententugend besessen haben. Daß er Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste war, gesteht selbst Makrizy zu, der doch seine Regirung mit den Worten zu schildern versucht: „Toutes ses actions étaient sans „motif, et tous les rêves que lui suggerait sa folie „n'étaient susceptibles d'aucune interpretation rai„sonnable." Er gesteht dabei zu, daß er sich stark mit Philosophie und Astronomie beschäftigt habe, und wir wissen, daß der berühmte Ibn Yunis unter ihm auf dem Berge Mokattam seine astronomischen Beobachtungen, die unter dem Namen der Hakemitischen Tafeln bekannt sind, angestellt habe. Hakem verschwand nach einer 25jährigen Regirung im Monat März 1021 vom Throne, ohne daß man genau weiß, wie er gestorben sei: nach Einigen soll ihn seine Schwester aus dem Wege geräumt, nach Andern ein Bürger aus Said mit Gift vergeben haben. Daß er bei seinen Zeitgenossen nicht den schlimmen Ruf gehabt und für einen großen und weisen Regenten gegolten habe, davon zeugt, daß von ihm eine Religionssekte den Ursprung genommen hat, die Drusen, deren Prophet Hamzah öffentlich lehrte, wie Gott sich in großen Menschen öfters offenbart habe, am herrlichsten und zum zehnten Male in Hakem, den sie daher als ihren Gott verehren und der einst vom Himmel, wohin er bei seinem Verschwinden unmittelbar gerückt sei, wiederkehren und sein Volk verklären würde*). (*G. Hassel.*)

HAKEM, 1) **der Erste**, ben Hascham, der dritte Khalif der Ommaijaden in Cordova, wurde nach dem Tode seines Vaters Hascham 796 als Khalif anerkannt, doch machte sein Bruder Osman ihm den Thron bis 812, wo er starb, streitig. Diese innern Streitigkeiten waren die Ursache, daß die Nachkommen Pelayos

*) S. *R. Br.* Prodr. Flor. Nov. Holl. p. 381—386 und *Spr.* Syst. veg. Vol. I. p. 478—481.

*) Nach der Biogr. univ., *Sylv. de Sacy* chrestomathie arabe XI. und **Dalberg's** Drusenfamilie. Frankf. 1808.

ihm einige nordwestliche Provinzen entreißen konnten, auch verlor er 797 an Karl den Großen Barcelona. Übrigens war er ein würdiger guter Regent, der 821 starb und seinen Sohn Abdorrahman II. zum Nachfolger hatte. 2) Der Zweite, ein Sohn des Khalifen Abdorrahman III., kam 961 zur Regirung, und gehört zu den wenigen Fürsten seines Hauses, die im Frieden herrschen konnten. Er starb 972 ohne Nachkommen, das Reich seinen Bruder Haschem II. hinterlassend. (*H.*)

Hakem, Mehreres darüber s. am Ende dieses Bandes.

Hakemiten, s. am Ende dieses Bandes.

HAKEN, wird irgend ein winkelförmig gebogener oder mit einem andern Theile winkelförmig verbundener, gewöhnlich metallener Theil genannt. Solche Haken gibt es an gar vielen Maschinen und Werkzeugen zu mancherlei Zwecken, z. B. zum Festhalten, zur Verbindung von andern Theilen, wie an Uhren, an Thür- und Flintenschlössern, an allerlei Beschlägen, an Wagen- und Pferdegeschirren, an Schnallen rc. So gibt es eigne Drehhaken für den Drechsler, Rührhaken, Haken zum Aufhängen von Sachen und andere Haken mehr. (*Poppe.*)

HAKEN, ein jedes in einem zweckmäßigen Winkel, oder nach einer krummen Linie umgebogenes metallenes Werkzeug, zum Anziehen von größeren oder kleineren Lasten, dergleichen im Bauwesen die Haken der Hebezeuge sind, oder auch ein solches Bauhandwerkszeug zum Aufhängen anderer Baugeräthe, wie die Klankhaken, Dachhaken, Lenkhaken und Firsthaken der Schieferdecker, s. Schieferdach im Art. Dachdeckung; oder ein metallener Bautheil zur Befestigung anderer Bautheile oder sonstiger baulicher Gegenstände, dergleichen die Bandhaken der Schreiner oder Tischler, die Kloben zum Aufhängen mancherlei Arten von Hausrath, hauptsächlich aber die Fensterhaken, Stützhaken, Thürhaken oder Kolben sind, deren eines Ende, die Spitze in Fenster- oder Thürpfosten oder Gewand befestigt wird, das andere im rechten Winkel umgebogene Ende aber Angel heißt und zum Auf- oder Anhängen des Thürflügels oder dergleichen dienet. S. übrigens Fenster, Thüre und die Artikel jener Werkzeuge, Verrichtungen oder anderer Dinge, welche das Wort Haken in seinen Zusammensetzungen hat. (*Leger.*)

HAKEN (der), Hakenpflug, auch Ackerhaken, Ruhrhaken, Rednitz, Aadl genannt, ist dasjenige Ackerwerkzeug, welches gleichsam den Übergang vom Spaten oder Grabscheite zum eigentlichen Pfluge vorstellt. Der Pflug der Alten, und namentlich selbst der einfache Pflug der alten Römer ist nichts weiter als ein Haken gewesen. — Das Charakteristische des Hakens, wodurch er sich vom Pfluge vorzüglich unterscheidet, ist daß er gar kein Streichbrett hat, und daß sein Schar, welches bald mehr senkrecht, bald mehr wagerecht in den Boden gelassen wird, immer mehr oder weniger dem Spaten gleichet; weßwegen dieses Ackerwerkzeug mehr die Lockerung und Mengung der Erde, und die Heraushebung der Unkrautswurzeln bewirkt, das Herumlegen der Erde aber gar nicht, oder doch nur unvollkommen verrichtet. — In den verschiedenen Gegenden Teutschlands hat der Haken eine mehr oder weniger abweichende Gestalt. Im sächsischen Erzgebirge z. B. hat man vier Arten derselben, den Reiß-, Ruhr-, Krell- und Flügelhaken; in Böhmen ist der von dem Landstädtchen Trautenau so genannte trautenauer Schwunghaken der bekannteste und vorzüglichste; im nördlichen Teutschland hat der meklenburgsche Haken, der übrigens auch hinsichtlich seines Baues die meiste Ähnlichkeit mit dem einfachen Pfluge der Römer hat, die zweckmäßigste Einrichtung, weßwegen, und weil alle Arten von Haken im Wesentlichen mit einander übereinstimmen, derselbe, statt aller, hier beschrieben werden soll.

Die Haupttheile des meklenburger Hakens sind folgende: 1) das Haupt oder Höft, 2) der Krümmel, 3) der Hakenbaum, 4) die Sterze, 5) das Hakeneisen oder Schar, 6) das Hakenbrett oder Reesterbret (Reester), 7) das Joch. Das Joch besteht aus folgenden Theilen: a) dem Jochbaume, b) dem Kehlholze, c) den Jochscheiden, d) den Jochstöcken (Sticken). Der Krümmel ist ein krumm gewachsenes Stück Holz, dessen Biegung bald eine Rundung, bald einen stumpfen Winkel macht. Dergleichen krumme Hölzer findet man oft unter krumm gewachsenen Eichheistern und noch öfter an den Wurzeln krumm gewachsener Birken. Der Krümmel ist ein Stück des Hakens, welches am wenigsten abgenutzt wird, und am längsten erhalten werden kann. — Die mit dem Schar aufgefaßte Erde wird in schräger Fläche auf das Reesterbrett hinauf geschoben; und durch eine schiefe Haltung des Hakens wird bewirkt, daß sie nach der einen oder der andern Seite herab fällt. — Die Größe der Hakeneisen ist nicht überall gleich. Große Haken mit breiten Reestern müssen auch mit großen Scharen versehen werden. — Unter allen Theilen des Hakens nützt sich das Reesterbrett am meisten ab; weßhalb die Ecken gewöhnlich mit Eisenblech beschlagen werden. — Der Haken arbeitet neben der unmittelbar vorher herunter gezogenen Furche die nächste hinauf, und macht daher stets eine kurze Wendung. — Die Peitsche, der Stacken oder Prekel genannt, hat an dem Stiele ein kleines zugeschärftes Blech mit einer Dille zum Abstoßen der Erdklöße, welche sich auf dem Hakenbrette zusammen schieben und fest anlegen. Gewöhnlich ziehen den Haken zwei Ochsen, welche an ein Joch gespannt sind. Der Jochbaum wird mit Wieden an den Hakenbaum gebunden und seine Länge beträgt 5½ bis 6 Fuß. Sind an den Stellen des Jochbaums, wo er auf den Nacken der Thiere liegt, Höhlungen: so nennt man das Joch ein Löffeljoch. Ein Joch, woran man drei Ochsen spannt, heißt ein Dreijoch. Man bedient sich dessen, wenn man einen Ochsen bändigen will, indem man zwei schon eingeübte zu Hilfe nimmt, und jenen in die Mitte bringt. — Was die Stellung des Hakens betrifft, so gibt es mehrere Mittel, um zu bewirken, daß er tiefer oder seichter gehe. Gewöhnlich wird er an dem Hakenbaume befestigt. Es ist nämlich der Hakenbaum mit mehreren Löchern versehen, so daß der Stift, welcher das Loch fest hält, sowohl weiter vor,

als weiter zurück gesteckt werden kann. Im ersten Falle wird die Furche tiefer, im letzteren dagegen flacher werden. Hauptsächlich kommt es beim Stellen auf den Winkel an, welchen der Hakenbaum mit dem Höfte macht. — Das Umwenden des Erdbodens verrichtet der Haken auf eine unvollkommene Weise, und er reißt, zumal wenn zu breite Furchen gehalten werden, den Boden nicht ganz auf, indem zwischen den beiden Furchen ein Streifen Erde oder ein Kamm stehen bleibt, der jedoch mit loser Erde überschüttet wird. Es muß deßwegen mit dem Haken nie in derselben Richtung, sondern immer ins Kreuz und schräg gearbeitet werden. — Die kurze Wendung, welche man mit dem Haken machen kann, und die Möglichkeit, denselben bei vorkommenden Hindernissen schnell abzusetzen, machen seinen Gebrauch, besonders auf steinigem, und mit vielen auszuweichenden Gegenständen erfülltem Boden sehr vortheilhaft. Auch ist er an steilen Anhöhen und Bergen sehr gut zu gebrauchen, und viel bequemer wie jeder Pflug, indem man die Erde damit immer mehr abwärts werfen kann, ohne sie doch ganz herab zu pflügen. Man kann bequemer nach allen Richtungen horizontal, schräg, gerade auf- und abwärts damit arbeiten, man kann selbst in die Runde um einen Gegenstand herum ackern. Die Erde wird durch ihn ganz vortrefflich durchgearbeitet, und zerkrümelt und das Unkraut herausgehoben. Eine Bestellung, wobei der Pflug und der Haken wechselsweise gebraucht werden, wird auf jedem etwas bindenden Boden vortrefflich, unter der Bedingung, daß man auch das scharfe Eggen nicht versäume. Deßhalb zeichnet sich auch in der That die Beackerung der Meklenburger Äcker unter diesen Umständen so vortheilhaft aus, und man wird nicht leicht einen gegrabenen Gartenboden mürber und reiner, als eine gute Meklenburger Brache finden. (*Schilling.*)

Haken, Bergbau. Die Veränderung des Streichens eines Ganges. Wenn ein Gang sich in das Hängende oder Liegende wendet, so heißt es: er wirft einen Haken. S. Gang. (*R.*)

Haken (der). Der liefländische Maßstab für Bauerngüter. S. oben Hackenlandes S. 78 dieses Bandes.

Haken (der), Wasserbau, s. Höst, Höstwerk.

HAKEN (Christian Wilh), wurde dem Postmeister Karl Wilhelm zu Greifswald den 12. Julius 1723 geboren. Der Großvater mütterlicher Seite, der Propst Christian Tornow zu Belgard, nahm ihn schon in seinem dritten Jahre zu sich, um ihn zu erziehen, welches um so nöthiger war, da seine Ältern durch Unglücksfälle ihr ganzes Vermögen verloren und beide 1733 starben. Im Mai 1740 nach dem Tode seines Erziehers bezog er das Gröfningsche Collegium zu Stargard und verließ es 1743, mußte aber wegen Mangels der Unterstützung sich bis in den August 1744 durch Privatunterricht das nöthige Reisegeld zur Beziehung der königsbergschen Hohenschule verdienen. In Königsberg unterrichtete er in den Zwischenstunden die Kinder mehrerer Vornehmen und verdiente seinen Unterhalt, bis er im December 1747 die Akademie verlassen konnte, um den Bruder seiner Mutter, einen Landprediger in seinem Amte zu unterstützen. Als dieser am 28. Febr. 1748 starb, sollte er ein Familienstipendium erhalten und seine Studien noch drei Jahre in Halle fortsetzen. Mitten unter diesen Veranstaltungen erhielt er unvermuthet von dem Magistrat zu Cößlin den Ruf zu der Landpfarre Jasmund. Diesem Amte stand er 22 Jahre vor, und erfuhr alle Drangsale, Plünderungen und Mißhandlungen im 7jährigen Kriege, die ihn in seinen häuslichen Umständen fast zu Grunde richteten. Im J. 1770 ernannte ihn der Magistrat zu Stolpe zum ersten Pastor an der Pfarr- und Marienkirche und der König ließ ihm bald darauf durch seine Regirung die Vokation zur Präpositur ertheilen. In Jasmund legte er zum Besten seiner Nachfolger eine Kirchenbibliothek und kleine Naturaliensammlung an, und die Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin ernannte ihn 1773 zu ihrem Ehrenmitgliede. Er starb am 20. December 1791. Sein Bildniß stehet in den Mannichfaltigkeiten vor dem 4ten Bande und im pommernschen Archiv, Bd. III. (1784) Weihnachtsquartal, wo sich auch S. 333 fgg. eine Nachricht von seinem Leben und seinen Schriften findet. Seine meisten literarischen Arbeiten bestehen in Aufsätzen, welche verschiedenen gelehrten Zeitschriften einverleibt sind, z. B. der Berliner Sammlung, den Mannichfaltigkeiten, den neuen Mannichfaltigkeiten, u. a. Für sich bestehende Schriften sind, stille Betrachtungen über die Leiden Jesu (in Versen), Königsb. 1762. 8. — Versuch einer diplomatischen Geschichte der Stadt Cößlin, Lemgo 1765. 8. Fortsetzung, Stettin 1767 mit einer Jubelode an alle rechtschaffene Patrioten der Stadt Cößlin bei ihrer fünften Jubelfeier. Sie erschien erst für sich und ward 1766 auf dem Rathhause declamirt und ausgetheilt. — Wohlverdiente Ehrensäule der Cößliner, wegen der unverbrüchlichen Treue, die sie von den ältesten Zeiten her ihrem Landesherrn bewiesen. Berlin 1770. 4. — Erster Beitrag zur Erläuterung der Stadtgeschichte von Stolp. Stettin 1773. 4. Zweiter Beitrag. Danzig 1775. 4. Dritter und vierter Beitrag. Histor. kritische Untersuchung sämmtlicher Nachrichten von der ehemaligen, auf der pommernschen Küste befindlich gewesenen und so hoch berühmten Seestadt Fomsburg (eine Preisschrift). Kopenhagen und Leipzig 1776 (eigentlich 1775) 4. — Nachrichten von der Stadtschule zu Stolpe und ihren Lehrern in Hahn's und Pauli's pommernschem Archiv 1s St. 1785. — Lebensbeschreibungen denkwürdiger zu Stolpe geborner Männer, welche sich durch große Talente, Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe hervorgethan haben. Ebend. St. 2. 1785. Auch einige Reden und Predigten ließ er drucken. Er hat auch ein hinterpommernsches Idiotikon ausgearbeitet. (*Rotermund.*)

HAKENBAND, HASPE, ein jedes Fenster-, Laden- oder Thürband, welches sich um die Angel eines Hakens bewegt, und hier also mit einem Ringe, einer Hülse, Öhre oder Öse versehen ist, um hiedurch in der Angel zu hängen oder auf dem Haken festzusitzen,

anderer Seits aber aus einem oder aus mehreren Lappen, einem verbreiteteren Theile besteht, der weniger oder mehr ausgebreitet, einfach oder doppelt ist, und oft der Zierlichkeit wegen nach allerlei Formen ausgehauen wird, von denen dann die Bänder verschiedene Namen erhalten. Die einfachsten aber heißen Haspen. Diese Lappen werden mit Löchern versehen, um das Band vermittels Nägel oder Schrauben, die durch diese Löcher in den Thürflügel eingreifen, an letzteren zu befestigen. *(Leger.)*

Hakenbaum, s. Gerüste.

HAKENBOHRER im Bergbaue, ist ein Bohrer, vorn mit einem Löffel und vor diesem mit einem Haken versehen, welcher an eine lange eiserne Stange angeschweißt ist. *(St.)*

HAKENBÜCHSEN. Ein Feuergeschütze, ursprünglich (um das 15te Jahrhundert) verkleinerte Feldschlangen (Colubrines), die jedoch so schwer ausfielen, daß sie mit Händen nicht bewegt werden konnten, deßhalb entweder an die Mauern der Burgen und Festungen oder an die Schießlöcher der Mordkeller gelehnt, oder auch auf hölzerne Böcke gelegt und, hier wie dort, durch Haken befestigt wurden. Später, nach Erfindung des Radschlosses (1517 zu Nürnberg) erhielten sie Kolben in Gabelform, und wurden soweit tragbar gemacht, daß der Schütze sie von einer Schießscharte zur andern schleppen und, indem er den am Schafte befestigten Haken in die Mauer oder sonstiges Bollwerk zur Verminderung des Rückstoßes fest einschlug, an geeigneter Stelle und im Anschlage abfeuern konnte. In dieser Gestalt erhielten sie den Namen Doppelhaken. Ihre Ladung war 4 bis 8 Loth Blei. So wie im Fortschreiten der Feuertaktik das Bedürfniß leichter Handgeschütze stieg, verloren diese Büchsen ihre Haken, erhielten mindere Eisenstärke, eine zweckmäßigere Schäftung und französische Schlösser (erf. 1640). In ihrer alterthümlichen Gestalt findet man sie gegenwärtig in Zeughäusern und Rüstkammern; als ihre Abkömmlinge sind die noch jetzt bei Vogel- und Scheibenschießen üblichen Standbüchsen, so wie die Wallmusketen als Sprößlinge der Gabelbüchsen, anzusehn*). *(Benicken.)*

HAKENHAUE, eine breite, eingebogene Haue, deren sich die Minengräber in festem und lehmigem Boden bedienen. *(St.)*

HAKENHUFE (die), uncus, ein in Pommern früherhin üblicher Ausdruck, ein Stück Landes von 15 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, zu bezeichnen. Die roschild'sche Conscriptio Siliginis episcopalis in terra Ruye vom J. 1294 bezeichnet durch unci die Arealgröße mancher genau bekannter Güter eben so oder fast eben so groß, als sie noch jetzt ist, hinreichend urkundlicher Beweis, daß die Hakenhufe von jeher den Flächeninhalt von 15 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, gehabt habe. Die Hakenhufe wird auch die wendische Hufe genannt, und soll jene ihre Benennung davon haben, weil die Wenden ihren Acker nur mit einem Haken pflügten. Richtiger möchte hindeuten, was Adelung sagt: „Hakenhufe bedeutet hier vermuthlich so viel Land, als „mit einem Haken das Jahr über bequem bestellt wer„den kann." Vermuthen dagegen darf man mit mehr Gewißheit, daß dieses Ackermaß von Dänemark herüber gekommen ist, da König Waldemar in einer Urkunde von 1240 und K. Erich in der von 1249 schon der unci erwähnen, und die oben genannte Conscriptio Siliginis kein andres Maß als diese unci mit ihren Unterabtheilungen, den jugera, anführt, während in den frühern und gleichzeitigen pommernschen Urkunden nur noch mansi vorkommen, und da überhaupt im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte die damaligen Einwohner des jetzigen stralsunder und stettiner Reg. Bezirkes unbezweifelt von den Dänen viele Gebräuche und Einrichtungen angenommen haben. Siehe oben S. 176 den Artikel Hägerhufe, und vergleiche ökonomisch-juristische Anmerkungen über Schweder's Traktat von Anschlagung der Güter in Pommern u. s. w. unter Vorsitz des Augustin Baltzer, von Fr. Achat von Uesdohm. Greifswald 1739. 4. S. 28, wo ausführlichere Nachricht von den verschiedenen in Pommern gangbaren Hufen, als Häger-, Land-, Hacken-, Priester- (zu 20 Morgen) und Tripelhufen (zu 3 Hackenhufen oder 45 Morgen, mehr in Hinterpommern üblich) gegeben wird. Die beiden letzten kommen in gedruckten Urkunden höchst selten vor. *(C. D. Gustav v. d. Lancken.)*

In Niedersachsen hält dieses Feldmaß ebenfalls 15 Morgen, und unterscheidet sich von der Dorf- und Landhufe, die 30 Morgen, der Tripelhufe, die 45 Morgen, und einer Hägerhufe, welche 60 Morgen umfaßt. In der Mark dagegen ist eine Hakenhufe nur 2 große Morgen, jeder von 400 rheinl. □Ruthen groß (siehe Wegweiser durch Berlin und Potsdam, Berlin 1821. S. 102). *(Schilling.)*

Hakennagel, s. Nagel.

Hakenpflug, s. Haken oben S. 216 dies. Bandes.

HAKENPFLÜGEN. Wenn man Heiden, Wiesen oder Kleefelder frisch umbricht, so pflegt man, um die Rasenstöcke recht zu zerstückeln, das Ackerstück einmal nach der Länge und dann nach einiger Zeit nach der Breite umzustürzen, und nennt dieß Pflügen Hakenpflügen. Dieses Querstürzen muß aber bei recht trockener Witterung geschehen, damit die Wurzeln um so eher verrotten, und die Erdschollen besser zerfallen. *(Schilling.)*

HAKENPULVER, ursprüngliche Benennung des gekörnten Pulvers, das lange Zeit, nur zur Ladung des Handgeschützes gebraucht wurde, während man für das schwere Geschütz sich durchgängig des Mehlpulvers bediente. *(Benicken.)*

---

*) Vgl. Theuerdank Kap. 57. *Pistor,* rer. Germ. T. III. p. 450. Acta Mogunt. Vol. I. p. 516. S. *Daniel* hist. de la milice françoise. Vol. I. Tab. 35. *Fam. Strada* de bello belg. L. VI. *Venturi* Mem. etc. übersetzt von G. Röblich.

HAKENRICHTER, ist in Esthland ein gewöhnlich aus dem Adel erwählter Beamter, der Justiz- und Polizei-Geschäfte z. B. Hilfsvollstreckungen und den Wegebau zu leiten hat. (*Emminghaus.*)

Hakenschar, das Schar am Haken, s. Haken oben S. 216 dieses Bandes.

HAKENSCHEIBE, heißt die eiserne, mit einem Haken versehene Scheibe, welche an dem Achsschenkel des Vorder- und Hinterrades vor einen Wagen gesteckt wird, das dritte oder auf der Wildbahn gehende Pferd daran zu spannen. (*Schilling.*)

HAKENSCHLACKE, eine Schlacke, welche sich, vorzüglich beim Schmelzen strengflüssiger Eisenerze und bei zu weiten Gestellen, in Gestalt von Klumpen in den Herden festsetzt. Sie besteht gewöhnlich aus einem Gemenge von Schlacke, Eisen und Brennmaterial und hat ihren Namen daher, weil sie von Zeit zu Zeit mit Haken aus dem Herde gezogen werden muß, um das Verstopfen des Ofens zu verhüten. (*A. Schmidt.*)

Hakenschlüssel, s. Schlüssel.

HAKENSCHÜTZEN, eine besondere Art von Büchsenmeistern, zur Abtheilung der Schlangen- oder Feuerschützen gehörig. Eine Anzahl derselben wurde bereits unter Kaiser Karl V. auch zur Friedenszeit besoldet. Ihre Bestimmung war: von den Mauern und Wällen der Festungs- und Feldschlangen aus mit ihren Hakenbüchsen einzelne Feinde, besonders recognoscirende Generale und Officiere vor der Fronte der Truppenlinien oder Sturmcolonnen wegzuschießen. Sie mußten demnach gute Treffer überhaupt, mit der Ladung, Schußweite und Geschoßbahn ihrer Geschütze wohl bekannt seyn*). (*Benicken.*)

Hakenziegel, s. Ziegel.

HAKER. So werden in einigen Gegenden Niedersachsens diejenigen Bauern genannt, welche nur so viel Land haben, als sie mit einem Haken des Jahres bearbeiten können. Hakengut ist das Besitzthum eines solchen Bauers. Im Meklenburgschen heißt auch der Knecht, der mit dem Haken arbeitet, ein Haker. (*Schilling.*)

HAKEWELL (Georg), war 1577 zu Exeter in Devonshire geboren, studirte zu Orford, wurde daselbst Rektor des Collegiums von Exeter, Doktor der Theologie, und Archidiakonus in Surrey und starb am 2. April 1649. Er schrieb in engländischer Sprache wider die Königsmörder, London 1612. 8. Diese Schrift erschien im folgenden Jahre lateinisch. — Vom heiligen Abendmahl. Ebend. 1641. 8. — Von der Praxis der ersten Kirche bei der Firmelung. Ebend. 1613. Aber sein vornehmstes Werk, welches zu seiner Zeit in England häufig gelesen wurde, war an apology or declaration of the power and providence of God in the government of the world, proving that it doth not decay. Lond. 1627, dessen dritter Ausgabe 1635 noch 2 Abhandlungen angehängt sind. Auch hat er 12 Reden über David und seine Familie hinterlassen. — Sein Bruder William war ein eifriger Puritaner und Anhänger Cromwells: er schrieb ein heftiges Pamphlet the liberty of the subject against the pretended power of impositions. Lond. 1641. 4. das ihm die Gunst der damaligen Machthaber erwarb, nach deren Falle er gleichfalls vergessen ist. (*Rotermund.*)

HAKIM, im osmanischen Gesetze der Befehlshaber, ein Titel, der zugleich allen Mollas oder Richtern gehört: Hakimi scheri heißt der Kadi in seiner Eigenschaft als Richter im Gegensatze zu Hakimi urf, womit der politische Befehlshaber bezeichnet wird†). (*H.*)

Hakim, s. am Ende dieses Bandes.

Hakk — Hakkan — Hakkvirdi, s. am Ende dieses Bandes.

HAKLUYT (Richard), ein englandischer Geistlicher, als nautischer Geschichtsschreiber berühmt, war aus einer alten angesehenen Familie entsprossen, und um 1553 zu Eyton oder Yetton in Herefordshire geboren. Er studirte zu Orford, hielt daselbst öffentliche Vorlesungen über die Kosmographie, und begleitete 1584 den englandischen Gesandten Sir Eduard Staffort als Kaplan oder Gesellschafter nach Paris. Nach seiner Rückkunft erhielt er 1605 eine Präbende an der Collegiatkirche von Westmünster und das Rektorat zu Wetheringset in Suffolk, und den 23. October 1616 starb er. Von früher Jugend an erregte alles, was auf Seereisen und Länderentdeckungen Beziehung hatte, seine besondere Aufmerksamkeit, und die sorgfältigsten Nachforschungen darüber machte er gleichsam zur Ausgabe seines Lebens. So entstand, nach vieljähriger Vorbereitung, sein noch immer sehr geschätztes Hauptwerk: The principal navigations, voyages and discoveries of the english nation, made by sea or over land to the most remote and farthest distant quarters of the earth, at ayn time, within the compasse of these 1600 years. Lond. 1689. fol.; vollständig Ib. 1598—1600. Vol. III. fol. Der erste Band dieser sehr seltenen Ausgabe erhielt 1599 einen neuen Titel, aber es wurde aus demselben der Bericht von Esser Expeditionen nach Cadir Seite 607—620 weggenommen, weil dieser Liebling der Königinn Elisabeth in Ungnade gefallen war. Jeder Band hat einen weitläufigen Titel, welcher die Länder anzeigt, wohin die Reise ging. Der erste Band enthält die Reisen nach Norden und Nordost, von Island an bis nach der Tatarei, ungefähr bis zum 40sten Grad nördlicher Breite; der zweite, die Reisen nach Süden und Südost in 2 Abtheilungen, in der ersten die Reisen durch die Straße bei Gibraltar nach Afrika, Europa und Asien, ungefähr bis zum 15ten Grad nördlicher Breite; in der zweiten Abtheilung die Reisen bei der Straße vorbei, nach Afrika, und von da nach dem südlichen Theil von Ostindien. Der dritte Band begreift die Reisen nach Amerika, nebst Drake's und Can-

*) Vergl. außer den vorher S. 218 beim Art. Hakenbüchsen angezeigten Schriftstellern noch Nic. Tartaglia's; Vannucci Biringoccio's; Diego Ufano's; Jacob Preuß's; Sturm's rc. Werke über Artillerie und deren Gebrauch.

†) Nach Hammer's Statsverfassung der osman. Reiche. II. S. 383 u. 488.

dish Reisen um die Welt†). Eine neue Auflage des ganzen Werks erschien zu London 1809 in 5 Quartbänden. Damit ist zu verbinden: A selection of curious, rare and early voyages and histories of interesting discoveries etc. 1812. 4. Es sind 14 durch Hakluyt und A. früher einzeln herausgegebene Reiseberichte, die aber in dem Hauptwerke nicht befindlich sind. Hakluyt selbst hat in seine Sammlung mehrere seltene Stücke aufgenommen, die ohne ihn wahrscheinlich verloren gegangen wären. Er ließ es sich besonders angelegen seyn, seine Landsleute von den ihnen gemachten Vorwürfen zu reinigen, indem er ihrem Muth und Unternehmungsgeiste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Außer seinem großen Werke übersetzte er auch einige Reisen aus dem Portugiesischen ins Englische, und edirte: Petri Martyris Anglerii decades octo de orbe novo, diligenti temporum observatione et utilissimis annotatt. illustratae, suoque nitori restitutae, labore et industria R. Hakluyti. Par. 1587. fol. Durch Hakluyt's Bemühungen wurde in den engländischen Schulen der Gebrauch der Globen, Sphären und anderer Hilfsmittel zur Beförderung des geographischen Unterrichts eingeführt. Aus dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Erdkunde legten einige engländische Seefahrer einer Insel, einem Vorgebirge auf Spitzbergen, und einem Flusse bei Petschova den Namen Hakluyt bei††). (*Baur.*)

HAKON, HAGUIN, HAAGEN, Könige von Norwegen. 1) Der Gute, ein Sohn des Königs Harald Harfager (Schönhaar), den derselbe 915 mit der edlen Thora von Mostar, seiner Beischläferinn, erzeugt hatte. Er wurde auf einer Seereise geboren, und nach uralter norsischen Sitte von Sigurd, Jarl von Hlada, durch Besprengung mit Wasser dem Gotte Thor geweiht. Unter der Pflege Sigurds verlebte er seine Knabenjahre: zum Jünglinge herangereift, wurde er zum Könige Athelstan nach England gesandt, der ihn als einen lieben Verwandten aufnahm, ihn in allen ritterlichen Künsten unterrichten ließ, und als die Kunde von Harald Harfagers Tode und der Thronbesteigung des wilden und blutdürstigen Erick Blutbeil 935 nach England kam, ihm eine Flotte anvertrauete, um sein Anrecht an den väterlichen Thron, worauf ihn das Mißvergnügen der Normänner rief, auszuführen. Allein ein Sturm zerstreuete die Flotte, und Hakon wurde fast allein auf die wiigischen Küsten in einer Gegend geworfen, wo gerade König Erick sein Hoflager hielt. Der Jüngling begab sich sogleich nach Thränd (Tronthielm) zu seinem Erzieher, den Jarl Sigurd, der sogleich die Thränder zusammenberief, ihnen die Unbilden des tyrannischen Erick Blutbeil und dessen Gemahlinn Garnild, der Giftmischerinn, vor Augen hielt und dann den kräftigen schönen Hakon als Retter des Vaterlands, als ihren König vorstellte. Alle Thränder jauchzten ihm Beifall zu; Hakon wurde zum Könige ausgerufen, und die übrigen Landschaften Norwegens folgten Thränds Vorgange. Erick Blutbeil sah sich genöthigt, die Krone seinem unechten Bruder zu lassen, und nach Dänemark zu fliehen, wo er 936 starb. Aber kaum sah sich Hakon auf dem Throne befestigt, so erschien eine dänische Flotte an den Küsten Wiigens; er jagte selbige zurück, verfolgte sie bis in den Sund und machte auf Halland, Schonen und Jütland vorübergehende Eroberungen. Der dänische König Harald Blauzahn nahm indeß öffentlich Ericks Gemahlinn und Söhne in Schutz und unterhielt den Krieg, der, wenn auch siegreich von Hakons Seite, doch in abwechselnden Pulsen bis an das Ende seines Lebens anhielt. Trotz dem, daß Hakon selten die Waffen aus der Hand legen konnte, muß man es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er dabei nie den Wohlstand seiner Unterthanen aus den Augen verlor und denselben auf alle Weise förderte: unter ihm blühete der Handel, die Fischerei an den Küsten und in den Lofodden kam hoch empor; er hielt seine Jarls in strenger Abhängigkeit und herrschte außerdem so milde und gerecht, daß er dadurch die Provinzen Wärmland und Jämtland für sein Reich gewann; er theilte die Sylke (Provinzen) seines Reichs, um es vor unvorhergesehenen Überfällen zu sichern, in gewisse Skipreide ein, eine Einrichtung, die indeß den Zweck verfehlte und nicht verhindern konnte, daß der König selbst auf dem Eilande Fährdey von Erick Blutbeils Söhnen überfallen wäre, eine Gefahr, woraus ihn doch noch die Treue und Selbstaufopferung des tapfern Eigil Ulsenk rettete. Damals gehörten noch die Orkneys, die Shetlands und ein Theil der Harbuden zu Norwegen: die Orkneys trennten sich von demselben und ernannten den Jarl Arnfin, Gemahl von Erick Blutbeils Tochter Ragnhild zu ihrem Jarl. Hakon hatte in England das Christenthum und den Gott der Christen kennen gelernt: er war einsichtsvoll genug, um Übertritt seines Volks zu dem christlichen Glauben als das nächste Mittel zur Civilisirung desselben zu erkennen, und trat daher selbst mit seiner Familie und seinem Hofe zu demselben über. Aber sein Vorgang fand keine Nachfolge, und da er verabscheuete, gewaltsame Mittel zu ergreifen, so blieb vor wie nach der Dienst des Thors in Norwegen aufrecht. 950 überfielen ihn Ericks Söhne zu Storte, wo er eben Hof hielt: er jagte sie zwar zu den Schiffen zurück, erhielt aber bei dieser Gelegenheit durch einen Pfeil, der unter dem Arme in die Brust eindrang, eine tödtliche Wunde. Sterbend vermachte er sein Norwegen Ericks Blutbeils ältestem Sohne Harald Graafeld mit Übergehung seiner eignen Tochter Thora [1]). 2) Der Zweite, ein Sohn Magnus I., wurde nach des Vaters Tode von den Thrändern und Upländern

†) Vollständig und mit Benennung aller einzelnen Reisen, ist der Inhalt angegeben in Stuck's Verzeichniß von Land- und Reisebeschreibungen S. 418—428. ††) *Wood* antiq. Oxon. und *Witte* diarium biograph. *Clement* bibl. cur. T. IX, 346. Biogr. univ. T. XIX. (von Eyriès). Ebert's bibliograph. Lexikon.

1) *Snorre Sturlesons* Heims Kringla. — *Torfaei* histor. Norw. II. — *Saxo* Grammaticus. — *Hovedani* annales in *Saville* script. rer. Angl. — *Lindenbrog* script. rer. german. septentr.; edit. *Fabricii.*

als König anerkannt, wogegen die südlichen Provinzen oder die Wiigen dem Sohne Olav Kyrres, Magnus III. huldigten. Hakon hatte sich bereits als ausgezeichneter Krieger durch kühne Seezüge nach Biarmeland ausgezeichnet, und verdiente die Krone mehr, als der mißtrauische und geizige Magnus III., dem auch bald die Doppelregirung verhaßt wurde und der daher Hakon zu verdrängen suchte. Allein ein Anfall auf Thränd wurde durch die Treue der Bürger vereitelt, und Magnus sah sich genöthigt, sich dem Gulating in die Arme zu werfen. Hakon, der ihm nach Wiigen nacheilte, zog sich bei dem Übergange über den Dovrefield auf der Rebhühnerjagd eine Verkältung zu und starb 1089 im zweiten Jahre seiner Regirung, im 35sten seines Alters. Magnus erhielt nun das ungetheilte Reich[2]). 3) **Der Dritte**, ein Sohn Sigurd II., den er mit einer Beischläferinn Thora gezeugt hatte. König Harald IV. Alleinherrscher von Norwegen, theilte bei seinem Tode sein Reich unter seine 3 Söhne Sigurd II., Ingo I. und Eystein I. Sigurd I. wurde 1155 von Ingo I. erschlagen und dieser bemächtigte sich seines Antheils, aber Eystein wollte davon die Hälfte haben und erhob deßhalb einen Bruderkrieg, den Eysteins Tod 1157 nicht endigte. Seine Partei berief Sigurds 10jährigen Sohn Hakon Härdebred zu ihrem Könige, der auch 1158 nach Thränd ging und die Huldigung von dem Drittheile des Reichs, das sein Vater besessen, einnahm. Ingo II. blieb 1158 in einer Schlacht, aber die südlichen Normänner erhoben nun Magnus, Erlings Stacks fünfjährigen Sohn zum Könige, und dessen Vater zum Reichsverweser. Dieser landete mit dänischen Hilfstruppen bei Bergen, nahm diese Stadt und Tunsberg in Besitz, und erschlug Hakon 1162 in einem Treffen bei Bergen[3]). 4) **Der Vierte**, König Swerrers Sohn, der 1202 seinem Vater folgen sollte. Allein dieser hatte es mit dem Volke und mit der Geistlichkeit verdorben, die auf ihn durch Papst Innozenz III. den Bannstrahl geschleudert und seiner Schwester Sohn Ingo II. zum Könige erwählt hatte, dem auch der größere Theil Norwegens zugefallen war. Hakon IV. gelang es, sich mit dem Klerus auszusöhnen und den Bann zu lösen, der auf ihm und seiner Familie lag. Dieß verschaffte ihm das Übergewicht: Ingo II. wurde von Allen verlassen, und Hakon herrschte seitdem über das ganze Norwegen, das in ihm einen weisen gerechten Fürsten fand. Aber schon 1204 raubte ein Gifttrank, den ihm seine Schwiegermutter, die ränkevolle Margarethe von Schweden am Weihnachtsfest kredenzt haben soll, das Leben[4]). 5) **Der Fünfte**, Gamla oder der Alte genannt, Hakons IV. Sohn, würde der unbestrittene Erbe Norwegens gewesen seyn, wenn nicht über seine Geburt, die nach des Vaters Tode erfolgte, Zweifel entstanden wären. So traten sogleich eine Menge Thronkompetenten auf, indeß wurde Ingo II. doch überall bis 1217, wo er starb, als König anerkannt. Nach dessen Tode hob das Volk wider den Willen des Klerus den nun herangewachsnen Hakon auf den väterlichen Thron und das Gulathing zu Bergen erklärte sich für ihn. Indeß waren die übrigen Parteien im Reiche, worunter Bagler und Birkenbeiner die vornehmsten waren, damit keineswegs zufrieden: die Bagler, die Hakon für einen Bastard ausgaben, wählten in Wiigen den Jarl Philipp zum Könige, und da dieser 1218 starb, so warben um die Krone der Jarl Skule, der Jarl Gutorm, der Jarl Knud, der Jarl Sigurd Ribbung, alle näher und entfernt mit dem königl. Hause verwandt, und suchten ihre Ansprüche mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Des Königs Mutter unterwarf sich, um die Legitimität ihres Sohnes zu beweisen, der Feuerprobe und bestand sie: dieß verschaffte Hakon auf dem allgemeinen Reichstage, der am 15. August 1223 zu Bergen zur Abwägung der Rechte dieser Prätendenten an die Krone eröffnet war, das Übergewicht, die Bagler huldigten ihm und nach und nach traten die Thronbewerber sämmtlich ab, wurden von Hakon gewonnen oder verloren sich: nur der ehrgeizige Skule, obgleich der König seine Tochter Margarethe geehlicht und ihn selbst zum Herzoge erhoben hatte, gab seine Ansprüche auf den Thron erst mit seinem Leben auf, er fiel im Kloster Hergesetter 1240, nachdem er das Reich mehrere Male durch seinen Ehrgeiz in Feuer und Flammen gesetzt und verschiedentlich nahe daran gewesen war, seinen Zweck zu erreichen. Mit ihm verloren sich auch die Parteien, die bisher Norwegen verwüstet hatten und besonders von den benachbarten Dänen und Schweden zum Verderben des Reichs häufig aufgewiegelt waren: die letztern waren die Ribbunger. Da es nun endlich Ruhe und Frieden im Reiche wurde, so fing Hakon an, seine längst entworfenen Plane zu dessen Emporbringung in Ausführung zu bringen. Er regulirte zuerst die Thronfolge, bisher der Zunder zu allen Verwirrungen, die Norwegen bewegt hatten: nicht mehr die Feuerprobe solle das unbezweifelbare Recht des Kronprätendenten erhärten, sondern die Krönung demselben die Sanction geben, daher er sich dann nicht allein selbst, sondern auch seinen ältesten Sohn Hakon VI., den er 1240 eben, als ihm von Seiten Skule's eine nahe Gefahr drohete, um ihr muthig entgegen gehen zu können, zum Könige ausrufen lassen, krönen ließ; zugleich wurde den natürlichen Söhnen eines Königs das Recht zur Thronfolge genommen. Auch in den Gerichten wurde die Feuerprobe selbst unter Auctorität eines päpstlichen Legaten, der nach Norwegen kam, um gewisse politische Entwürfe durchzusetzen, und zugleich für die Dataria Geld aufzutreiben, abgeschafft, Strafen für Fehde, Raub und Mord festgesetzt, den Niedern Schutz gegen die Bedrückungen der Jarls verliehen, und überhaupt eine Polizei geschaffen, die der Norden bisher noch gar nicht kannte. Daß indeß Hakon bei allen diesen Einrichtungen Vergrößerung der königl. Gewalt, Beschränkung der Vorrechte der Jarls

2) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chron., ud satt poa Danske of Peder Clausson. — *Torfaei* orcades. 3) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Schoening* forsög til Forledninger i den gamle danske og norske hist. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chronica. 4) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Snorre Sturleson* Norske Kongers chronica.

und großen Proprietäre beentzweckte, geht aus allen Schritten, die der König that, hervor: wer mag es ihm verargen, daß er sich dabei des geistlichen Arms bediente? Der Legat Innozenz IV. mußte den Normännern begreiflich machen, daß alle Regirungsformen außer der monarchischen mit dem Christenthume unverträglich seien, und daß der Bannstrahl sich auf jeden herabsenken würde, der sich gegen seinen König empöre, wofür ihm dann auch ein Gratial von 500 Mark Sterling, dem Papste aber 5000 Mark wurden. Auch regulirte derselbe Legat die hierarchischen Verhältnisse Norwegens, wie sie der König wünschte, aber den Kreuzzug, den ihm der Papst vorschlug und dazu ein Drittel aller geistlichen Einkünfte verwilligte, wies er weislich von der Hand, weil er wohl einsah, daß es dabei nicht auf die Ungläubigen, sondern vielmehr auf des Papstes Feind Kaiser Friedrich II. abgesehen sei, den er persönlich hoch achtete. Überhaupt genoß damals das kleine Norwegen eine große Achtung in der europäischen Republik, und Hakon stand in freundschaftlichen Berührungen mit den meisten entfernten Fürsten seiner Zeit, mit seinen nächsten Nachbarn aber hatte er manchen Strauß zu bestehen, woraus er mit Glücke sich wand. Einem gedroheten Einbruch der Schweden 1248, die sich für seine frühere Verheerung Wärmlands rächen wollten, kam er zuvor: indem er seinen Sohn mit Ericks des Lispelnden Tochter vermählte und mit den Schweden ein Bündniß gegen den König Abel von Dänemark verabredete, das wenigstens zur Folge hatte, daß Abels Nachfolger Christoph Genugthuung für die Plünderung norsischer Kaufleute gab und die Partei der Folkunger in Schweden verließ; als er indeß in der Folge die Bedingungen des Vertrags nicht erfüllte, verheerte 1256 Hakon mit einer Flotte von 360 Fahrzeugen Hallands Küsten und legte 10 Schiffe in den Straumsund, die den Dänen eine starke Abgabe an Vieh auflegten; der Frieden kam 1257 zu Stande, und die Vermählungen des zweiten Sohns des Königs Magnus mit der dänischen Prinzeß Ingeburg versöhnte beide Parteien. 1261 erfolgte die Unterwerfung der Isländer und Grönländer unter die Hoheit von Norwegen, auch besetzten in eben diesem Jahre die Normänner alle die Inseln an den scotischen und irischen Küsten, die König Magnus Baarfuß zum Reiche gebracht hatte, von neuem. Hakon V. starb am 15. December 1262, die Krone seinem zweiten Prinzen Magnus, den er nach dem Tode des ältesten Hakon bereits 1257 zum Könige ausrufen lassen, hinterlassend[5]). 6) Der Sechste, ältester Sohn des vorigen, wurde schon bei Lebzeiten des Vaters zum Könige gekrönt und war dessen Mitregent, starb aber vor dem Vater 1256; sein unmündiger Sohn Swerres 1260. 7) Der Siebente, Sohn König Magnus VII., bestieg 1299 nach dem Tode seines ältern Bruders Erick II. den Thron und wurde mit seiner Gemahlinn zu Bergen gekrönt. Den von seinem Bruder angefangenen Krieg beendigte er durch einen Waffenstillstand, der 1304 bei einer mündlichen Unterredung der beiden feindlichen Könige in einen Frieden verwandelt wurde. Er beruhigte hierauf 1307 Island, das 1300 durch einen ungewöhnlich heftigen Ausbruch des Hekla ungemein gelitten und sich 1305 der Einführung der Gütersteuer widersetzt hatte, Anfangs durch strenge Maßregeln, versöhnte indeß in der Folge die Bewohner dieses Polarlandes durch mancherlei wohlwollende Einrichtungen. Da er keine männlichen Nachkommen und nur eine Tochter Ingeburg hatte, so brachte er 1302 auf dem Storthing zu Oslo ein Reichsgesetz über die Erbfolge und Reichsverwesung zu Stande, das noch als ein merkwürdiges Dokument aus dem Statsrechte der damaligen Zeit dasteht. Er verlobte in demselben Jahre seine Tochter Ingeburg mit dem Herzoge Erick von Schweden, König Birgers Bruder, wodurch er in den Bruderzwist, der damals in Schweden herrschte, verwickelt wurde, brach auch 1308 mit Erick, und versprach am 17. Julius im Unmuthe Ericks Verlobte König Birgers Sohn Magnus zu vermählen. Daraus entspann sich ein Krieg zwischen Hako, der die Dänen und den schwedischen König Birger zu Bundesgenossen hatte, und Erick, der mit einer großen Erbitterung, aber wechselndem Glück geführt wurde. Erick, der seine Braut innig liebte, bot endlich die Hand zum Vertrage, und Hakons Beichtvater Erick, der Sohn des unglücklichen schwedischen Königs Woldemar, brachte es auch wirklich dahin, daß Hako den dänischen Antrag aufhob und am 29. Sept. 1312 Ingeburg mit Herzog Erick zu Oslo wirklich vermählte, den dänischen König aber mit 4000 Mark Cölnisch und der Grafschaft Halland, womit indeß der schwedische Herzog belehnt werden sollte, absand. Hierdurch wurde Ruhe im Norden und der König konnte nun sein Augenmerk auf das Innere seines Reichs richten, dessen Handel er vor Allem zu heben suchte: er gab 1313 der Stadt Bergen ein neues Stadt- und Handelrecht und schränkte 1316 und 1317 die Vorrechte der Hansestädte, die sie bisher zum Nachtheile der eingebornen Kaufleute ausgeübt hatten, auch schloß er den 29. Octbr. 1312 einen Freundschaftsbund mit dem scotischen König Robert I., wodurch seinen Unterthanen auf den Orkneys Handelsvortheile zugesichert wurden. Die Karelen und Finen, die die nördlichen Gegenden des Reichs beunruhigten, wurden zurückgejagt und die letztern 1316 zur Huldigung gezwungen. Einen ihm angetrageuen Kreuzzug lehnte er weislich ab, aber das traurige Schicksal seines Eidams Erick, den sein Bruder König Birger 1317 den Hungertod sterben ließ, verwickelte ihn in einen neuen Krieg mit Schweden, dessen Ende er nicht erlebte, indem er bereits am 8. Mai 1319 starb. Mit ihm erlosch im Mannsstamme die Reihe der norwegischen Könige aus Harald Harfagers Blute; indeß setzte seiner Tochter Ingeburg Sohn, Magnus Smeek den Stamm fort[6]). 8) Der Achte, Sohn Magnus

5) *Torfaei* hist. Norw. IV. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chron. — *Thom. Rymer* acta publ. inter reges Angliae et alios habita. Hag. 1739. Tom. I. — Chron. reg. Scand. hinter *Cambdeni* Britannia antiqua.

6) *Torfaei* hist. Norw. IV. — *Pontoppidan.* ann. Danicae ecclesiast. I. — *Hvitfeld* Danmarks Rigis Krönike. — *H. Wil-*

Smeek, Königs von Schweden und Norwegen, und Urenkel Hakon VII., wurde 1343 von seinem Vater nach dem Wunsche der norwegischen Stände zum Könige von Norwegen ernannt, und ihm von den Reichsständen am 5. August desselben Jahrs, von der Landschaft Bohus aber im folgenden Jahre der Eid der Treue geleistet. Indeß behielt sein Vater Magnus das Heft der Regirung in Händen, und ob derselbe gleich dem Sohne 1351 dasselbe wirklich übergeben mußte, so blieb er doch in der That Herrscher und Hakons Regirungsgeschichte ist dergestalt in die des Vaters verflochten, daß sie sich von derselben nicht trennen läßt, daher deren Erzählung bis auf diesen Artikel verschoben bleiben muß. 1359 verlobte ihn sein Vater mit der dänischen Prinzessinn Margarethe, und obgleich Hakon von derselben absprang und sich mit der liebenswürdigen Gräfinn Elisabeth von Holstein versprach, so wurde er doch durch die dänischen Intriguen bewogen, der Statsklugheit das Opfer zu bringen, und am Osterfeste 1363 der dänischen Margarethe seine Hand zu geben, nachdem Elisabeth in dem Kloster Wadstena den Schleier genommen. Sie gebar ihm Olav V., der nach des Vaters Tode der letzte besondre König von Norwegen wurde, sie selbst aber, natürliche Thronerbinn des dänischen Reichs, welches ihr 1376 anfiel, vereinigte 1387 nach dessen Tode und 1388 durch die Wahl der Stände von Schweden die 3 nordischen Kronen auf ihrem Haupte und stiftete am 13. Julius 1397 die calmarsche Union. Ihr Gemahl wurde durch seines Vaters Tod, der 1374 in den Wellen das Grab fand, Alleinherrscher von Norwegen, worin er bisher schon eine weise Regirung geführt hatte, starb aber am 1. Mai 1380 in der Blühte der Jahre, von seinen Unterthanen geliebt und betrauert. *(von Eckendahl.)*

HAL (Jakob van), ein niederländischer Historienmaler, war 1668 zu Antwerpen geboren. Seine frühern Arbeiten zeichnen sich, ohne sich zu einer entschiedenen Eigenthümlichkeit des Stils zu erheben, durch angenehme Manier, wohlgefällige Färbung und sichere Zeichnung aus. Kaum damit zu vergleichen sind seine letzten, sehr vernachlässigten Bilder*). *(R.)*

HALA (Georg), war zu Bareuth in der Oberpfalz, nicht zu Baireuth in Franken, im Jahre 1495 geboren und, wie Beyer in seinem Diarium hist. S. 32 anführt, zu Goldberg in Schlesien der allererste evangel. Prediger gewesen. Zu Feuchtwangen in Franken erlernte er nachher die hebräische Sprache, kam darauf nach Sonnenwalde als Prediger, welches Amt er bis 1527 verwaltete, da ihm Pfeffinger (wie die ihm in Leipzig gehaltene Leichenpredigt zeigt) im Amte folgte. Von Sonnenwalde zog er als evangelischer Prediger nach Waiblingen und wurde 1541, da der Leipziger Rath die Hauptkirchen mit mehreren Predigern besetzte, nach Leipzig als Subdiakonus zu St. Thomas berufen, wie Weber in seinem evangel. Leipzig. S. 118 meldet. Im J. 1548 zog er abermals nach Waiblingen[1]). Wegen des Interimsstreites begab er sich von Waiblingen nach Zwickau und wurde den 18. März 1549 daselbst Pastor und in der Ordnung der vierte Superintendent. Er unterschrieb als Pastor nebst andern Predigern zu Wittenberg das Glaubensbekenntniß der sächsischen Kirchen[2]). Von Zwickau zog er 1553 als Pastor zu St. Michaelis nach Zeitz[3]), und den 9. December des nämlichen Jahres wurde er als Pastor an die Thomaskirche in Leipzig berufen, welches Amt er bis zum 13., oder 15. oder 16. Januar 1565, da sein Ende erfolgte, verwaltete. Wegen seines hohen Alters erhielt er Justus Menius und nach dessen Tode Heinrich Salmuth zu Substituten. Er schrieb Bedenken von Haltung eines Concilii 1541. — Vorschlag wie in Religionssachen die Einigkeit hergestellt und die Streitigkeiten aufzuheben seien 1544, abgedruckt in *L. M. Fischlini* supplem. ad memorias theologor. Wirtemberg. S. 243—274. vergl. S. 22. Th. 1. *(Rotermund.)*

HALA (*Ἀλαί*), 1) ein Städtchen in Böotien, südöstlich von dem Flusse Platanios, der äußerste Ort gegen das opuntische Lokris, dessen Gränzscheide jener Fluß macht*). Der Name deutet auf Salzquellen. 2) Ein kleiner Ort am saronischen Meerbusen in Attika zur Phyle Kekropis gehörig. 3) Ein andrer Ort in Attika, zur Phyle Ägeis gehörig und durch den Beinamen Araphenides von dem vorigen unterschieden. 4) Ein Städtchen auf der Insel Kreta, an der Küste unweit Lebena gelegen**). *(R.)*

HALACHAH (הלכה), d. h. der Weg, die Ordnung, Schlichtung, Entscheidung. Im letzten Sinne gebrauchen es die Rabbinen, um damit zu bezeichnen: die Entscheidungen über schwierige und zweifelhafte Stellen im Talmud. Jedoch heißt nur die Entscheidung eines promovirten Rabbi, dessen Lehrer entweder gestorben oder wenigstens 12,000 Schritte entfernt lebt, Halachah. Es gibt eine große Sammlung solcher Entscheidungen für die talmudischen Bücher, unter dem Titel: גדולות הלכות, d. h. die großen Entscheidungen. Älteste Ausgabe. Vened. 1548. Auch kommen in einzelnen Commentaren z. B. des Maimonides Entscheidungen vor. Ferner ist in der talmudischen Literatur berühmt: הלכה עולם Halachah Olam, eine Einleitung in die Lesung des Talmud†). *(R.)*

Haladroma, s. Procellaria urinatrix.

HALAGE, hieß sonst in Frankreich der Zoll, den die Krone oder die großen Grundeigenthümer von den Waaren erhoben, die auf Messen und Jahrmärkte gebracht wurden. Das Wort ist mit dem Rechte durch

---

lebrands Hansische Kronik. — *Th. Rymer* acta publ. etc. T. I. Part. 3. — *Herm. Corneri* chron. apud *Eckard* script. rer. germ. II. — *de Westphalen* monum. ined. rer. Cimbricarum IV. — *Hr. Schöning* beskrivelse om den Domkirke i Throndhiem. — Det Danske Mag. 2 Bind.

*) S. Weyermann B. 3. Füßli's Künstlerlex.

1) S. *Mart. Crusii* Annal. Saxon. III, 637. 2) *Melanchth.* Opp. I, 144. 3) Schmidt's Zwickauer Chronik I, 392.

*) *Paus.* IX, 24. *Strabo* IX. p. 261 wo ἄλλαι st. Ἀλαὶ steht. **) S. Mannert's Geogr. v. Griechenl. S. 714.

†) Vgl. Talmud.

die Revolution zu Grabe getragen, die zweite Bedeutung des Worts oder das Recht einiger Handwerker oder Innungen gewisse Waaren unter den Hallen der Stadt Paris auszustellen, ist im gemeinen Leben, wenn schon jene besondere Begünstigungen beseitigt sind, doch im gemeinen Leben für die, die sich dort einmiethen, noch immer im Gebrauche. (*H.*)

HALAGI, (Konstantin), ein Piarist in Ungarn, ein glücklicher lateinischer Dichter, geboren zu Unghvar aus einer adeligen Familie am 15. August 1698. Nachdem er in dem Orden der Piaristen die Schuljugend mehrere Jahre in den Humanioren mit Beifall unterrichtet hatte, wurde er Rektor des Piaristencollegiums zu Prividia und stand demselben mehrere Jahre vor, bis das Podagra ihn nöthigte, sich in den Ruhestand zu begeben. Er dichtete mit vieler Leichtigkeit lateinisch, auch aus dem Stegreife und selbst unter dem Schmerze der Gicht, den er mit der Leier lindern zu können versicherte. Noch eine halbe Stunde vor seinem Tode (1752) verfertigte er, über sein Befinden gefragt, unter den größten Schmerzen, und, das Bild des gekreuzigten Heilandes anblickend, die zwei Distícha:

Constantine jaces prostratus: desere mundum;
At nihil est mundus, deseris ergo nihil.
Viventi Jesu mihi portus eras; morituro
Adsis praesidium dulce decusque meum.

Im Druck erschienen von ihm: 1) Myrias versuum sine ellipsi et synaloepha editorum. Tyrnaviae 1738. 8. 2) Odarum libri III. Tyrnaviae 1742. 8. (Mehrere dieser Oden können sich mit den geschätzten Oden des Jesuiten Balde messen). 3) Epigrammatum moralium, aenigmatum ac tumulorum libri VII. Tyrnaviae 1744. 8. 4) Apologorum moralium libri VI. 5) Elegiarum unicus. Tyrnaviae 1747. 4. (*Rumy.*)

HALALE, nur ein Dorf in der Landschaft Kappadokien am Fuße des Tauros, aber bekannt, weil daselbst 175 die Gemahlinn Mark Aurels, Faustina, starb. (*H.*)

HALALI, der Ausruf, womit der Moment des Abfangens eines par Force gejagten Hirsches angedeutet wird. Die dabei geblasene Halalifanfare hat davon den Namen. (*W. Pfeil.*)

HALAS (spr. Halasch), ein freier Marktflecken im Klein-Kumanier-Distrikte in Niederungarn diesseits der Donau, an dem fischreichen Teiche Halas, der dem Orte den magyarischen Namen gab (von Hal, Fisch), 4 Meilen von Theresienstadt und 5 Meilen von Szegedin entfernt. Er besitzt eine katholische und reformirte Pfarre, 1718 Häuser, 1855 magyarische Familien und 8719 Einwohner, worunter 1045 kathol., 3303 reform., 75 evangelisch-luther., 11 griech. nicht unirte und 31 jüdische Mannspersonen und 4254 Weibspersonen sind. Seit 1821 ist hier ein reformirtes Gymnasium. Die Einwohner leben meistens von der Landwirthschaft. Während die Osmanen diesen Theil Ungarns inne hatten, wurde Halas sehr bedrückt und dem Scholter Comitate einverleibt, bis derselbe unter Leopold I. im J. 1692 wieder zu Kleinkumanien kam. In dieser Gegend befinden sich viele sandige Hügel, die den magyarischen Namen Buczka führen. (*Rumy.*)

HALASCHAR, oder, wie sie Arrowsmith schreibt, Kharaschar, eine Stadt Hochasiens, die nach dem Osan Bün-si-jn-lu in dem Khanate Turfan am Flusse Kaida belegen und von den Chinesen erbaut ist. Sie soll sehr enge und klein seyn, nur 1½ Werste im Umfange halten, und 600 Mann Besatzung haben, die zugleich die Kornfelder bearbeiten. Ihre übrigen Bewohner sind Tataren und Torgoten, die vor der chinesischen Besitznahme durch die Dschungaren viel gelitten haben. Das oben genannte chinesische Werk setzt ihre Entfernung von Turfan auf 450 Werste, etwa 65 teutsche Meilen. In ihrem Gebiete hat sich seit 1771 der aus Rußland ausgewanderte Fürst Ubaschij mit seinen Ölöten niedergelassen*). (*G. Hassel.*)

HALA'SZI, HOLESSEN, ein magyarischer Marktflecken in der Wieselburger Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise jenseit der Donau, zur Herrschaft Ungrisch-Altenburg gehörig, an der Donau, mit einer eigenen römisch-katholischen Pfarre, 168 Häusern, 1292 magyarischen Einwohnern (1240 Katholiken und 52 Lutheranern), worunter 99 Bauern. Das Ackerland beträgt 2682 Joch, der Wiesengrund 657 Tagwerke, nebst vielen Gärten. Hier sind 5 Donaumühlen. An Vieh wurden vor einigen Jahren (nach Grulich in den vaterländischen Blättern 1820 April): Zugochsen 307, Melkkühe 144, anderes Rindvieh 244, Zugpferde 215, andere Pferde 58, Schweine 14, Schafe 341 gehalten. Die Waldung ist bedeutend: die Grundsteuer beträgt: 2158 fl. 29 kr., Domesticalkasse 815 fl. 38 kr. W. W. (*Rumy.*)

HALB, HALBE, HALBER. Alle hier nicht aufgeführte Artikel siehe unter den unzusammengesetzten Wörtern. (*R.*)

HALBAU, Stadt an der Tschirna und dem Hirtenwasser im Kreise Sagan des schlesischen Regirungsbezirks Liegnitz. Sie hat 1 Schloß, 1 schöne von Simonetti erbauete luther'sche Kirche, 2 Municipalgebäude, 115 Privathäuser, 83 Scheunen und Ställe und 739 Einwohner, worunter 727 Evangelische und 12 Katholiken, die sich gastweise zur Kirche von Niederhartmansdorf halten. Nahrungszweige sind Wollen- und Garnspinnerei, Landwirthschaft, etwas Krämerei und Garnhandel. (*Krug und Mützell.*)

HALB-BARYT (Mineralog.), dieß ist, nach Mohs, ein Geschlecht in der Ordnung der Baryte, welches folgende Arten umfaßt: 1) peritomen (Strontian), 2) diprismatischen (Witherit), 3) prismatischen (Schwerspath), 4) prismatoidischen (Zölestin) Baryt. (*Keferstein.*)

HALBBASS. Siehe die Artikel Baryton Bd. VII. S. 471 und Bass Bd. VIII. S. 45. (*Weber.*)

HALBBAUER, HALBSPÄNNER, unter diesem Ausdruck versteht man gewöhnlich: 1) einen Bauer, der

*) N. A. G. Eph. III, 385.

nur halb so viel Acker hat, als zu einem vollständigen Bauerngute gehören; 2) einen solchen Pächter, der ein Landgut um die Hälfte des Ertrags von dem Eigenthümer gepachtet hat. Im Hannoverschen und Braunschweigschen aber 3) einen Bauer, der wöchentlich nur mit ½ Spanne oder vielmehr alle 14 Tage mit einem ganzen Spanne den Dienst verrichtet. Indeß ist ein solches halbes Anspannegut oft sehr beträchtlich, und es gibt Halbspänner, die wohl 100 bis 150 Morgen unter dem Pfluge haben. In dem alten Halbgerichte Betmar des Herzogthums Braunschweig gab es sonderbar genug keinen einzigen Vollbauer oder Ackermann, sondern bloß Halbspänner; so auch in den meisten ursprünglich wendischen Dörfern des Herzogthums. — Halbbauerei. Wenn man ein Gut oder Ackerstück um die Hälfte des jährlichen Ertrags verpachtet, so heißt dieß Halbbauerei. — Siehe Halbpacht. (*Schilling.*)

HALBCADENZ. Diesen Namen pflegen die Musiker jedem Einschnitte, Absatze, oder Ruhepunkte auf der Dreiklangharmonie der fünften Stufe der Tonart, auf der Harmonie V., beizulegen; z. B.



Man sieht, daß solche Halbcadenzen auf die verschiedentlichsten Arten vorkommen können, daß sie übrigens größten Theils etwas ganz Anderes sind, als das, was wir im Artikel Cadenz als das Wesentliche des Begriffes einer Cadenz bezeichnet haben.

Manche nennen übrigens auch jeden Ruhepunkt auf der Vierklangharmonie der fünften Leiterstufe, auf der Harmonie V7, gleichfalls Halbcadenz; z. B.



und wieder Andere legen den Namen Halbcadenz sogar auch der Harmonienfolge IV–I, der plagalischen Cadenz (s. Cadenz XIV. 2te Abth. S. 16), bei; durch welches Alles der terminus technicus Halbcadenz vollends alle bestimmte Bedeutung verloren hat. (*Gfr. Weber.*)

HALBE APPLICATUR (ital. mezza manica), nennt die Musiksprache bei Geigen und geigenähnlichen Instrumenten diejenige Lage der linken Hand des Spielers, wo sie sich ungefähr in der Mitte der Länge des Halses, also weder zunächst bei den Wirbeln, noch auch schon ganz wider das Corpus oder den Kasten, sondern zwischen beiden ungefähr in der Mitte befindet, wie z. B. wenn der erste Finger des Violinspielers auf der e-Saite auf den Ton g oder gis gesetzt wird, — oder der erste Finger des Violoncellisten auf das c oder cis der a-Saite u. s. w. (*Gfr. Weber.*)

Halbedelstein, s. Edelstein.

Halbe Farbe (Mezzotinto), s. Farbe, Färbung, Colorit.

HALBENDORF. Diesen Namen führen mehrere Dörfer in der königl. sächs. und königl. preuß. Oberlausitz. Merkwürdig ist Halbendorf im görlitzer Kreise des preuß. Reg. Bez. Liegnitz; nach dem Brande von 1786 wurde es durch den Grafen von Pückler ganz neu aufgebaut, und zwar in eine einzige, über 530 Fuß lange Gasse, in der jedes Haus einzeln, auch mehrere Gemeinbacköfen stehen. Zur Ehre des Wiederaufbauers befindet sich in der Mitte des Dorfs ein eiserner, 19 Fuß hoher, mit Inschriften versehener Obelisk. (*G. F. Winkler.*)

Halb erhobene Arbeit (bildende Kunst), s. Relief.

HALBER HUB. Der Krummzapfen eines Kunstrades steht auf dem halben Hub, wenn er mit einer Linie, die vom Mittelpunkte des Rades nach dem Stecknagel der Korb- oder Bläuelstange, gezogen wird, einen rechten Winkel macht. (*A. Schmidt.*)

HALBERSTADT (Albrecht von), ein alter teutscher Dichter, welcher zu Anfange des 13ten Jahrh. blühte, und, wenn wir dem Überarbeiter seines Gedichts trauen dürfen, am Hofe des gesangliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen lebte, wo er zur Unterhaltung dieses seines Gönners die ovidischen Metamorphosen in teutsche Reime brachte. Dieses Werk, handschriftlich (vielleicht) zu Wien in der kaiserl. Bibliothek aufbehalten, ist uns bisher nur in einer Überarbeitung von Georg Wickram von Colmar aus der Mitte des 16ten Jahrh. bekannt geworden: Metamorphoseon libri XV. Verteutscht durch Albertum von Halberstadt. Mainz 1545. fol. Wiederholt Ebend. 1551. fol. unter dem Titel: P. Ovidii Nasonis, des aller sinnreichsten Poeten Metamorphosis ꝛc. Auch Frankfurt a. M. 1551. fol. 1581. fol. 1609. 1625. 1631., alle drei 4. Albrechts Antheil am Titurel ist nicht zu erweisen*). (*R.*)

*) Museum für altt. Lit. und Kunst. I. S. 134. 564. Jördens's Lexikon, unter dem Artikel: Minnesinger.

HALBERSTADT (Konrad), aus Halberstadt, ein Dominikaner, war 1321 auf dem Ordenskapitel zu Florenz als Diffinitor von Sachsen gegenwärtig, hat verschiedene Schriften hinterlassen, z. B. de regno Romanorum, Summa studentium, mensa philosophica et responsorii Curiosorum. Lübec. 1476. fol. Lectura in Jobum, Sermones u. s. w. ist aber hauptsächlich deßwegen merkwürdig, weil er zuerst nach Hugo Cardinalis anfing, Concordantien über die heilige Schrift zu verfertigen. Der Titel heißt: Concordantiae majores Bibliorum. Am Ende: Opus hoc Cōcordantiaꝝ majoꝝ quod ulq; summa cū cura et opa. p. oia allegationū loca castigavimꝰ. — Impensis Auth. Koburger Nurnbergk 1485. fol. maj. Vergl. Panzer älteste Buchdruckergesch. Nürnbergs, S. 92 f. Auch in Speier erschien in diesem Jahre eine Ausgabe, und vermuthlich gibt es noch eine ältere, ohne Jahr und Ort. (*Rotermund.*)

Halberstadt, (geogr.) s. am Ende dieses Bandes.

HALBER TON wird im Sprachgebrauche der Musiker gewöhnlich I. das Verhältniß zweier Töne gegen einander genannt, deren einer um eine Claviertaste höher ist als der andere, wie z. B. e–f, oder f–fis, fis–g, g–as, g–gis, u. dgl.

Man sieht leicht, daß hiernach der Name halber Ton zum Theil ganz verschiedenartigen Intervallen beigelegt wird, deren Wesenheit sowohl an sich, als ihre Verschiedenheit hier aus einander zu setzen, nützlich seyn wird.

a) Bekanntlich nennt man den Abstand von einer Stelle unseres Notenliniensystemes bis zu der nächst höheren oder tieferen überall eine Stufe; — eine Note, die um eine Stelle höher auf den Notenlinien steht, als die andere, nämlich die eine z. B. auf einer Linie, die andere über oder unter derselben, z. B. c–d, d–c, e–f, u. s. w. heißt um eine Stufe von jener entfernt. Von zwei Noten, deren eine solcher Gestalt um eine Stufe höher als die andere ist, nennt man die untere die erste, prima, oder die Prima, die höhere aber die zweite, secunda oder Sekunda, und auch das Intervall, der Unterschied beider Tonhöhen, wird Sekunde genannt.

Nun findet man aber, wie gleichfalls bekannt, schon in der Reihe der so genannten natürlichen Töne, Sekunden von verschiedener Größe, oder mit andern Worten, es erscheint, schon in der Reihe der Untertasten, der Schritt von der einen zur nebenan liegenden, bald größer, bald kleiner, je nachdem er nämlich entweder den Raum vom Tone der einen Taste bis zu dem der nächst höhern beträgt, wie z. B. e–f, oder H–c oder den, bis zur zweitfolgenden, so daß zwischen der tieferen, und der höheren Taste, noch eine zwischen inne leer liegen bleibt, z. B. f–g. Sekunden dieser letzteren Art nennt man große, jene ersteren aber kleine Sekunden. Außer den, in der Reihe der natürlichen Töne liegenden zwei kleinen Sekunden H–c und e–f, lassen sich, mittels chromatischer Erhöhung oder Erniedrung, des einen Tones, oder beider, auch noch unzählige andere kleine Sekunden nachbilden, z. B. fis–g, cis–d, gis–a, dis–e, ais–h, eis–fis, his–cis, fis–gis, a–b, d–es, g–as, c–des, f–ges, b–ces, es–fes, as–bes u. s. w.

Manche nennen nun die große Stufe oder große Sekunde auch ganze Stufe, die kleine aber halbe, weil diese, wie erwähnt, gewisser Maßen nur halb so groß ist als jene; und zuweilen gebraucht man in eben diesem Sinne auch den Namen: ganzer und halber Ton, in welchem Sinne dieser letztere also gleichbedeutend ist mit dem Worte: kleine Sekunde, und also das Verhältniß zweier Töne anzeigt, deren eines um eine Stufe, jedoch nur von Einer Claviertaste, höher ist als das andere.

b) Aber auch ein ganz anderes, von der kleinen Sekunde wesentlich verschiedenes Intervall wird häufig gleichfalls mit dem Namen halber Ton belegt, nämlich das Verhältniß zweier Töne, welche beide auf einer und derselben Notenstelle stehen, deren einer aber um eine Taste höher oder tiefer ist als der andere, oder mit andern Worten die übermäßige Prima, z. B. g–gis, as–a, e–eis, es–e, u. dergl.[1]).

Wie wesentlich verschieden diese Bedeutung des Wortes halber Ton von der vorhin erwähnten ist, wird aus folgenden Betrachtungen erhellen.

Die übermäßige Prima ist zwar freilich rücksichtlich der Tastenzahl der kleinen Sekunde oder kleinen, so genannten halben Tonstufe gleich, (denn die übermäßige Prima, z. B. g–gis, besteht, gerade wie die kleine Sekunde g, z. B. g–as, aus zwei Tönen zweier unmittelbar neben einander liegenden Tasten, und beide sehen einander auf dem Claviere vollkommen ähnlich). Sie sind aber dennoch beide wesentlich verschieden. Denn zwei Töne, welche gegen einander eine übermäßige Prima ausmachen, stehen beide auf einer und derselben Notenstelle, nur durch ein chromatisches Zeichen verschieden; beide erhalten ihre Benennung von einem und demselben Buchstaben, nur wird der eine von dem andern durch eine chromatische Anhängsylbe is oder es ausgezeichnet, z. B. Ges–G, G–Gis: dieß Alles ist anders bei der kleinen Sekunde; dort steht jeder der zwei Töne auf einer anderen Notenstelle, und jeder wird durch einen anderen Buchstaben bezeichnet, z. B. Fis–G, G–As u. s. w. — Ja wenn man in Anschlag bringt, daß z. B. der Ton Gis eigentlich nicht ganz so hoch ist oder seyn sollte als der Ton As[2]), so erscheint aus diesem Gesichtspunkte betrachtet das Intervall G–Gis in der That auch nicht so groß, als G–as.

Die zuerst erwähnte große Ähnlichkeit der kleinen Sekunde und der übermäßigen Prima ist nun wohl die Ursache, warum man der übermäßigen Prima eben so wie der kleinen Sekunde den Namen halber Ton

---

1) Vgl. m. Theor. 2te Aufl. §. XXXVII. 2) Vgl. meine Theor. d. Tonsetzk., 2te Aufl. §. XIX.

beigelegt hat; — auf die zuletzt erwähnte Verschiedenheit aber gründet es sich, daß man, zu näherer Unterscheidung, die kleine Sekunde großen halben Ton nennt, die übermäßige Prima aber kleinen halben Ton. (Freilich ein etwas wunderlicher und jeden Falls unklarer Sprachgebrauch)!

Oft wird der kleine halbe Ton auch chromatisches Intervall genannt (weil die zwei Töne nur um so viel von einander verschieden sind, als ein chromatisches Versetzungszeichen ausmacht), oder auch chromatischer halber Ton, oder Semiton; und in dessen Gegensatze heißt die kleine Sekunde oder der große halbe Ton auch diatonischer halber Ton.

Am besten wäre es eigentlich wohl, von allen diesen absonderlichen Benennungen gar keinen Gebrauch zu machen, sondern bei den bestimmten Ausdrücken: kleine Sekunda und übermäßige Prima festzuhalten, wodurch auf Einmal die wunderliche Unterscheidung von großen halben, und kleinen halben Tönen, erspart wäre.

Eben so sollte man auch den Ausdruck halbe Stufe lieber überall ganz vermeiden, indem man auch darunter bald übermäßige Primen, (chromatische oder kleine halbe Töne) bald auch kleine Sekunden, (diatonische oder große halbe Töne) versteht, durch welches Alles ebenfalls leicht Begriffverwirrung entsteht, welche nur sehr mühsam durch die Anhängsel große und kleine halbe Stufe vermieden wird.

II. Im Gegensatze der unter Ziff. I. erwähnten Bedeutungen des Wortes halber Ton, wo es als Bezeichnung eines Intervalles erschien, wird eben dieses Wort zuweilen auch gebraucht, um einen Ton für sich allein anzuzeigen, indem man nämlich mitunter auch jeden, durch ein chromatisches Versetzungszeichen erhöhten oder erniederten Ton, und namentlich sämmtliche Töne der Obertasten unserer Claviaturen, halbe Töne, Semitöne zu nennen pflegt[3]). *(Gfr. Weber.)*

Halbfenster, Bastardfenster, Mezzanine, s. im Art. Fenster.

Halbfläche, s. Fläche.

HALBGEBURT, ist die Verbindung durch Erzeugtseyn von demselben Vater, aber verschiedenen Müttern, oder von derselben Mutter, aber verschiedenen Vätern. Weder in der Lehre von der Blutschande, noch in den von den Eheverboten, oder der Alimentenpflicht hat dieselbe als Gegensatz der Vollgeburt rechtliche Bedeutung, sondern nur im Gebiete des Erbrechts, vorzüglich der Intestaterbfolge. Das römische Recht legte ihr zwar nicht, wie oft[1]) behauptet worden ist, die Wirkung bei, daß die Erbmasse nach dem Ursprunge der einzeln darin befindlichen Stücke getheilt, dem Halbbruder vom Vater das vom letztern herrührende Gut u. s. w. zugesprochen werden müsse[2]); aber es gab auf den zwei nächsten Verwandtschaftsstufen der Vollgeburt den Vorzug vor der Halbgeburt: zweibändige Brüder und Schwestern nebst ihren Kindern ersten Grades schließen einbändige Brüder und Schwestern aus; letztere so wie ihre Kinder ersten Grades aber wiederum alle übrigen Seitenverwandten[3]). Mannichfache Abweichungen hievon kommen im teutschen Rechte vor, 1) beruhend auf einer Volksansicht, die, durch das Sprichwort „Halbgeburt tritt einen Grad weiter" oder „das halbe Glied geht zurück" angedeutet, im Sachsenspiegel (Buch I. Art. 3. und Buch II. Art. 20.), so wie im Schwabenspiegel (Art. 256.) sich findet, und in alten Bildern zu ersterm[4]) auf folgende Weise versinnlicht wird: Von vier durch gleiche Kleidung als Brüder kenntlichen Personen liegt die eine todt, haltend Ähren oder Halme (die Erbschaft) die andre, gleich jener mit zwei zwei Köpfen versehen (vollbürtig) nimmt diese Ähren oder Halme in die Hand, während die beiden übrigen einköpfigen (halbbürtig), leere Hände ausstrecken. Dieses Sprichwort tritt z. B. ein: a) im Lübischen Recht[5]), nur sehr selten, nämlich insofern, als vollbürtige Vater- oder Mutterbrüder mit Kindern halbbürtiger Geschwister theilen; ein sonstiger Vorzug der Vollgeburt läßt sich nicht vertheidigen[6]); im Gegentheil ist das lübische Recht a. a. O. den Halbgeschwistern günstiger als das römische, indem es dieselben den Großältern, und beim Nachlasse abgesonderter Geschwister (s. Abschichtung Bd I. S. 173.) den Kindern ihrer vollbürtigen Geschwister vorsetzt: — b) nach dem würtenbergschen Landrecht (P. IV. Tit. 21), wonach Enkel vollbürtiger Geschwister mit halbbürtigen Geschwistern theilen. — c) In den nürnbergschen Statuten (P. III. Tit. 35. Art. 8.), welche vollbürtige Geschwister der Ältern halbbürtigen Geschwistern derselben vorziehen. d) weit mehr nach sächsischem Rechte; wo der Sachsenspiegel gilt, sind nicht nur vollbürtige Vaters- und Mutterbrüder mit Halbgeschwistern zu theilen befugt[7]) sondern es werden auch in allen Verwandtschaftsgraden die gleich nahen Halbbürtigen von den Vollbürtigen ausgeschlossen, die im einen Grad entferntern Vollbürtigen aber sind mit den halbbürtigen zu theilen berechtigt[8]). e) Endlich im preußischen Landrecht (Th. II. Tit. 3. §. 41.), wonach Halbgeschwister den vollbürtigen nebst deren sämmtlichen Abkömmlingen nachtreten. Sind keine solchen vorhanden, so tritt, wie nach römischem Rechte, Gleichheit der Voll- und Halbgeburt ein (§. 52. das.). — 2) Besser hingegen als im römischen Rechte wird die Stellung der Halbbürtigen: a) in Folge des Sprichworts „je näher dem Sipp, je

3) Vgl. m. Theor. 2te Aufl. S. XVII.

1) z. B. in der Const. Sax. 14. P. III. die den Satz abzuschaffen bestimmt ist. 2) S. Glück Intestaterbfolge 2te Ausg. 1822. §. 129.

3) Nov. 118. c. 3. pr. Glück a. a. O. §. 17. 127—131. 4) S. U. F. Kopp Bilder und Schriften der Vorzeit Bd I. 1819. S. 84. 5) Th. II. Tit. 2. Art. 13—22. 6) Die Streitschriften s. bei Mittermaier Grunds. d. teutschen Priv. 2te Ausg. §. 390. Not. 6. wo aber (Krohn) Anhang zur Abhandlung rc. Lübeck 1749 beizufügen ist. 7) Siehe gründliche Gutachten bei von Hellfeld Repertor. jur. priv. Th. III. S. 1502 fg. und Westphal. teutsches Priv. Th. II. S. 481 fg. bloß im Königreiche Sachsen ist dieß durch Const. 18. P. III. nur gegen Halbgeschwisterkinder anwendbar erklärt. 8) S. *Kind* quaest. T. IV.

näher dem Erbe" oder „der Nächste im Blut, der Nächste im Gut" nach sächsischem Rechte, wonach Halbgeschwister mit Kindern Vollbürtiger theilen[9]); b) außerdem, wie schon gedacht, noch in höhern Grade, nach lübischem Rechte (Th. II. T. 2. Art. 19.); c) zum Theil nach dem östreich. bürgerl. Gesetzbuch (§. 736. fg.) nach dessen Linealprincipe $\frac{1}{2}$ der Verlassenschaft den Nachkommen des Vaters ꝛc. ꝛc., $\frac{1}{2}$ denen der Mutter ꝛc. ꝛc., mithin z. B. wenn ein Vollbruder und ein Halbbruder vorhanden sind, jenem $\frac{3}{4}$, diesem $\frac{1}{4}$ gebührt. — Angemessen ist es wohl, wenn das Gesetzbuch für Bern v. J. 1825 schon im Allgemeinen Theile (Satzung 22.) als Princip voran stellt „einbändige Verwandte werden im Verhältniß zu zweibändigen um einen Grad weiter hinaus gesetzt." (*Emminghaus.*)

HALBGERINNE, heißen beim Bergbau aus sehr starken, rund oder rechtwinklig ausgehauenen Baumstämmen zusammengesetzte Gefluder. Des starken Holzabganges wegen sind diese Halbgerinne nur noch in einigen holzreichen Bergwerksgegenden gebräuchlich.

Halbgerinne nennt man auch die bei einigen Pochwerken des Harzes befindliche Abtheilung der Mehlführung, welche auf das Sümpfel folgt und ungefähr 10 bis 12 Fuß lang und 2 Fuß breit und tief ist. (s. Pochwerk). (*A. Schmidt.*)

Halbgerinne (Hydraul.), s. Gerinne.

Halbgeschosse, s. Geschosse.

Halbgold, s. Gold.

Halbgott (mytholog.), s. Dämon, Genius, Heros.

HALBHOHOFEN. Schachtöfen ohne eigentliches Gestelle und ohne offene Brust, deren Höhe 8 bis 16 Fuß und mehr beträgt, pflegt man etwas unpassend Halbhohöfen zu nennen. Von den eigentlichen Hohöfen unterscheiden sie sich wesentlicher durch jenen Mangel, als durch ihre Höhe.

Man bedient sich der Halbhohöfen vorzüglich zum Schmelzen der Silber-, Blei- und Kupfererze, und ändert ihre Bauart nach der Natur der zu verschmelzenden Erze sehr mannichfaltig ab.

Die Blauöfen zum Schmelzen leichtflüssiger Eisensteine sind ihrer Höhe und Bauart nach ebenfalls zu den Halbhohöfen zu rechnen. (s. Ofenbau.) (*A. Schmidt.*)

Halbholz, s. Bauholz Th. VIII. S. 115.

HALBHÜFENER, HALBLÖHNER, HALBMEIER, HALBSPÄNNER, wird ein Bauer genannt der nur eine halbe Hufe ꝛc. Landes besitzt. Vgl. Halbbauer. oben S. 224 f. (*Schilling.*)

HALBINSELN heißen diejenigen Stücke eines Festlandes oder einer Insel, die dem größten Theile nach mit Wasser umgeben sind, und nur auf einer Seite durch einen breitern oder schmälern Isthmus mit dem Festlande zusammenhängen. So kann man Italien, Skandinavien, Jütland, noch mehr Morah Halbinseln nennen; Afrika würde es seiner ganzen Gestalt nach ebenmäßig seyn; da es aber einen eignen Haupttheil der Erde ausmacht: so ist die Benennung Halbinsel dem Sprachgebrauche nach unrichtig, auch kann man die beiden Hälften Amerika's, ob sie gleich größten Theils von den Oceanen umfluthet sind, nicht Halbinseln nennen; es sind die beiden Halben eines einziges Kontinents. (*G. Hassel.*)

HALBIREN, heißt in der Rechnenkunst, Etwas in zwei gleiche Theile zerschneiden; bei den Tuchmachern heißt halbiren, wenn ein zweiter Werft zu dem ersten Theile des Tuchs genommen wird, in welchem Falle beide durch ein paar Faden geschieden und auf der Seite zwei Zeichen als Merkmal angebracht werden; bei den Orgeln ist jetzt das Halbiren oder die gedoppelten Registerknöpfe, die mehr verwirrten, als halfen, überflüssig geworden und meistens abgeschafft. (*Rüder.*)

HALBIREN, ein Ganzes in zwei gleiche Theile eintheilen. Das Wort hat selbst schon Halbheit an sich, eine teutsche Anfangsylbe mit fremdartigen Endsylben: indessen ist es, wenigstens in der Mathematik, die es mit der Sprachreinheit nicht so genau zu nehmen pflegt, einmal eingeführt.

Wenn man eine Größe halbirt, die Hälfte wieder halbirt und so immer weiter: so werden die Theile niemals absolut Null, aber sie werden unendlich klein. Ihre Summe macht dann das Ganze aus. Die abnehmenden Progressionen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{64}$ u. s. w. ohne Ende fortgesetzt gedacht, gibt die Summe $= 1$.

In der Geometrie ist das Halbiren eine der gewöhnlichsten graphischen Verrichtungen, vorzüglich bei geraden Linien und Kreisbogen.

Die gewöhnliche Methode dabei ist, daß man eine gerade Linie sucht, welche durch die Mitte des gegebenen geraden, oder des gegebenen Kreisbogens geht. So wird die Linie AB (Fig. 1.) halbirt, wenn man aus deren beiden Endpunkten, mit gleicher Weite über ihr, und mit gleicher Weite unter ihr, Bogen beschreibt, die sich in D und E schneiden, sodann von D nach E eine gerade Linie zieht, welche nothwendig die Linie AB in deren Mitte C durchschneiden muß. So wird ferner ein Kreisbogen AB (Fig. 2.) halbirt, wenn man aus dessen Endpunkten mit gleicher Weite Bogen beschreibt, die sich in D schneiden, sodann von D nach dem Mittelpunkte E eine gerade Linie zieht, die den Bogen AB in dessen Mitte C durchschneidet.

Es ist aber zu bemerken, daß man die Verrichtung auch bloß durch den Zirkel ausführen kann, und eine solche Auflösung hat den Vorzug vor jener, daß kein Lineal dabei gebraucht wird, daß sie folglich von den Fehlern frei ist, welche theils aus Unrichtigkeit des Lineals selbst, theils aus nicht genauem Anlegen, aus zufälliger Verrückung und aus unsicherer Führung der ziehenden Spitze entstehen können. Da überdieß diese letztern Methoden sinnreich und weniger bekannt sind, so verdienen sie wohl hier durch ein Paar Beispiele gezeigt zu werden.

Es sei die Weite AB (Fig. 3.) zu halbiren. Unter mehreren Arten dieser ohne irgend eine gerade Linie zu ziehen, also ohne allen Gebrauch des Lineals, bloß

c. 61. ed. 2., angezogene Const. 18. 9) S. Sachsenspiegel Bd. II. Art. 20. Const. 18. P. III.

mit den Zirkelspitzen zu bewerkstelligen, wähle ich hier folgende. Aus dem einen Endpunkte B der gegebenen Weite beschreibe man mit dieser Weite BA einen Bogen, der wenigstens nicht kleiner als der Halbumfang ist. Trage die Weite AB drei Mal in diesen Bogen ein; in AC; CD; DE: so ist E in gerader Linie mit A und B. Aus A beschreibe man mit AE einen Bogen von noch unbestimmter Größe; durchschneide diesen aus E mit der Weite EC in F und G. Endlich aus F und G mit derselben Weite beschreibe man Bogen, die sich schneiden, in H, so ist H die Mitte zwischen A und B. Daß auf diese Weise die Mitte zwischen A und B richtig bestimmt sei, erhellet so. Man denke sich von F und G nach A und H gerade Linien gezogen. Da nun $FA = GA$ auch $FH = GH$ so sind die Dreiecke AHF und AHG sich deckend, folglich die Winkel AHF und AHG einander gleich. Eben so erhellet, daß die Dreiecke EHF und EHG sich decken, folglich die Winkel EHF und EHG gleich sind. Folglich die Summe $AHF \times EHF = AHG \times EHG$. Da nun alle vier Winkel zusammen den ganzen Kreis umspannen, der um den Punkt H beschrieben werden kann, folglich zusammen 360° betragen, so machen $AHF \times EHF$ zusammen 180°, sind also Nebenwinkel; folglich HA und HE in einer einzigen geraden Linie, welches das Erste war.

Ferner da $AF = AE$ und $FH = FE$ gemacht ist, so sind die Dreiecke AEF und FEH beide gleichschenklig und sie haben den Winkel $AEF = HEF$, der an der Grundlinie des einen wie des andern Dreiecks liegt, mit einander gemein. Folglich sind AEF und HEF ähnliche Dreiecke, deren gleichliegende Seiten proportional sind. Folglich verhält sich EA zu EF wie EF zu EB. Es ist aber $EA = 2AB$; und $EF = EC = \sqrt{3}.\ AH$. Also es verhält sich 2AB zu $\sqrt{3}.\ AB$ wie $\sqrt{3}.\ AB$ zu EH, folglich ist $3AB^2 = 2AB.\ EH$ oder $3AB = 2EH$; also $EH = \frac{3}{2}AB$ und folglich, wenn man beiderseits $EB = AB$ abzieht $BH = \frac{1}{2}AB$.

Es sei der Bogen AB (Fig. 4) zu halbiren.

Die Weite der beiden Endpunkte des Bogens AB und der Halbmesser $EA = EB$ sind bekannt.

Mit diesem Halbmesser EA beschreibe man aus A und B Bogen EF und EG, beide gleich dem gegebenen AB. Mit der Weite $FB = GA$ beschreibe man aus F und G Bogen, die sich schneiden in D. Mit der Weite AD beschreibe man aus F und G Bogen, die sich schneiden in C, so liegt der Punkt C in der Mitte des gegebenen Bogens AB.

Die Richtigkeit erhellet folgender Maßen. Wenn man sich die Verbindungslinien gezogen vorstellt, so sind die Dreiecke FAE, AEB, EBF sich deckend und gleichschenklig, also die Winkel FEA, AEB, BEF zusammen 180°, also FE und EB in einer geraden Linie. Und diese ist mit AB parallel. Welches das Erste war.

Man denke sich in dem gleichschenkligen Dreiecke EBG eine senkrechte von B auf EG, die daselbst in H eintrifft, so ist im Dreieck FEB, aus Gründen, die wir hier als bekannt voraus setzen, $FB^2 = FE^2 \times EB^2 \times 2FE.\ EH$. Folglich hat auch FD^2 dieselbe Größe. Im gleichschenkligen Dreiecke FDG ist E die Mitte der Grundlinie und DF senkrecht auf letzterer. Also FED ein rechtwinkeliges Dreieck, worin $DE^2 = FD^2 = FE^2$, folglich ist $DE^2 = EB^2 \times 2FE.\ EH$ oder da $2EH = EG = AB$ auch $FE = AB$ und $EB = EA$, so ist $DE^2 = EA^2 \times AB^2$. Das letztere Ergebniß verdient wohl beiläufig wörtlich ausgedrückt zu werden: nämlich wenn man mit der Weite FB aus F und G den Durchschnitt D macht, so ist dessen Entfernung vom Mittelpunkte C, gleich der Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks, welches den Halbmesser EA und Sehne AB zu Katheten hat. Also wenn man die Mitte K zwischen D und E sucht und aus K, über DE, einen Halbkreis beschreibt, der den fortgesetzten gegebenen Bogen in I schneidet, so ist $DI = AB$.

Da nun $FC = DE$ gemacht war, so ist auch in dem rechtwinkeligen Dreiecke FEC die Kathete EC gleich dem Halbmesser AE, folglich liegt der Durchschnittspunkt C in dem Bogen AB; so wie er auch in der Linie DE liegt; welches das Zweite war.

Da endlich das Dreieck AEB gleichschenkelig und EC senkrecht auf FG, folglich auch auf AB ist, so ist der Winkel AEC gleich dem Winkel BEC, folglich C die Mitte des Bogens AB.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß diese Auflösungen sich auf Sätze gründen, welche in dem System der Geometrie zum Theil viel später vorkommen, als die Aufgaben selbst, und daß die Beweise dieser Auflösungen, wie man schon an den obigen beiden Beispielen siehet, etwas weitläufig werden können; allein das benimmt den Methoden nichts von ihrem Werthe, da hier nicht von systematischer Folge die Rede ist. Sie sind in ihren Gründen richtig, in der Ausführung scharf: sie sind nicht mit den Fehlern behaftet, die dem Lineale und dessen Gebrauche ankleben; sie sind endlich sinnreich und schon theoretisch interessant. Der verstorbene Mascheroni, der sie in seiner sogenannten Geometrie des Zirkels zuerst ausgeführt hat, legt vielleicht etwas zu viel praktischen Werth darauf; aber er hat sich immer dadurch verdient gemacht. Da die gesuchten Punkte wie H, Fig. 3 und C, Fig. 4 durch Kreisbogen bestimmt werden, die sich schneiden, so muß man dahin sehen, daß diese Bogen sich nicht unter zu spitzen Winkeln schneiden.

(G. U. A. Vieth.)

HALBIRT, nennet man ein Orgelregister, welches nur ungefähr durch das halbe Klavier geht, z. B. wenn die Vox humana von $\bar{c}$ bis $\bar{\bar{\bar{c}}}$, oder auch von $\bar{a}$ bis $\bar{\bar{\bar{c}}}$, oder das Fagott von C bis $\bar{c}$ u. s. w. reicht. *(St.)*

HALBKREIS, jede der beiden gleichebenen Flächen, worin ein Kreis durch irgend einen seiner Durchmesser getheilt wird, also eine ebene Figur, die entsteht, wenn eine gerade Linie um ihren einen festen Endpunkt in einer und eben derselben Ebene gedrehet wird, bis sie in die Lage kommt, die mit ihrer ersten anfänglichen Lage eine gerade Linie ausmacht.

Der Halbumfang, das ist die krumme Linie, welche der bewegte Endpunkt des Halbmessers bei der eben erwähnten Drehung beschreibt, verhält sich zu dem Halbmesser wie 3,1415926 zu 1. Oder wenn diese Zahl durch π, der Halbmesser durch r, der Halbumfang durch p bezeichnet wird, so ist der Ausdruck für den Halbumfang folgender $p = \pi r$.

Das Verhältniß des Halbmessers zum Halbumfange, welches Archimedes, und, wie es scheint, schon frühere Geometer untersucht haben, ist in neuern Zeiten, durch Methoden, welche die Alten noch nicht kannten, bis zu einer Genauigkeit berechnet worden, wobei man nicht um ein Vigintilliontheilchen des Halbmessers fehlt. Durch Zeichnung läßt sich ebenfalls leicht eine Grundlinie finden, welche dem Halbumfange sehr nahe kommt; z. B. auf folgende Art. Vom Endpunkte A (Fig. 1) des horizontalen Halbmessers trage man den Halbmesser in AE, ziehe CE verlängert. Durch den Endpunkt B des senkrechten Halbmessers ziehe man mit dem horizontalen eine Parallele, welche jene verlängerte in K schneidet, trage von K aus auf diese Parallele den Halbmesser drei Mal auf bis N, verlängere den senkrechten BC noch ein Mal so weit bis O, ziehe ON; dieß ist sehr nahe gleich dem Halbumfange. Es läßt sich nämlich zeigen, daß sie noch nicht um ein Sechszehntausendtheilchen des Halbmessers zu klein ist, also bei einem Halbkreise von sechszehn Fuß Halbmesser, den halben Umfang nicht um ein Tausendtheilchen eines Fußes, das ist nicht einen Skrupel zu klein gibt. Die Hälfte PN ist der Quadrant. Obgleich man nach Obigem das Verhältniß des Halbmessers zum Halbumfange genauer hat, als man es jemals braucht, so ist doch nicht zu läugnen, daß es theoretisch interessant seyn würde, statt einer Näherung, das Verhältniß absolut genau zu haben; was aber noch nicht gelungen ist.

Die Fläche des Halbkreises ist gleich einem Dreiecke, welches den Halbumfang zur Grundlinie und den Halbmesser zur Höhe hat; oder einem Rechtecke, welches den Quadranten zur Grundlinie und den Halbmesser zur Höhe hat. Bezeichnet man die Fläche des Halbkreises durch c, so ist $c = \frac{1}{2}\pi r^2$.

Eine merkwürdige Eigenschaft des Halbkreises, die schon von Thales über 500 Jahr vor Christus Geburt entdeckt wurde, ist die, daß alle Dreiecke, welche den Durchmesser zur Grundlinie und die Spitze im Umfange haben, rechtwinklige sind. Dieß gibt ein Mittel an die Hand, ein Werkzeug, welches einen rechten Winkel darstellen soll, zu prüfen, und eine Linie auf den Endpunkt einer gegebenen senkrecht aufzurichten.

Eine andere merkwürdige Eigenschaft ist die, daß der Halbmesser genau drei Mal in den Halbkreis eingetragen werden kann, wie in der Figur EA; EF; FD. Jede dieser Sehnen bespannt einen Bogen von 60°.

Ferner: wenn man mit der Sehne von 120°, das ist mit AF, aus A und D Bogen beschreibt, die sich in G schneiden, sodann mit der Weite CG aus A einen Bogen, der den Halbumfang in B schneidet, so ist B die Mitte des Halbumfangs; oder AB und DB sind die beiden Quadranten.

Man bemerke, daß nach dieser Methode der Halbumfang halbirt ist, ohne eine gerade Linie deßhalb gezogen zu haben: denn auch der Durchmesser AD braucht hier nicht wirklich gezogen zu werden, sondern der Punkt D ergibt sich durch das oben erwähnte dreimalige Eintragen der Weite CA. Alles geschieht hier mit den bloßen Zirkelspitzen. Eine solche Auflösung ist also von allen Fehlern frei, die durch Anlegen des Lineals, durch Unrichtigkeit dieses Werkzeuges selbst, durch Verrückung desselben und durch unsichere Führung der ziehenden Spitze entstehen können. Sonst kann man freilich auch die Halbirung dadurch bewerkstelligen, daß man von den beiden Endpunkten des Durchmessers A und D mit irgend einer beliebigen Weite, Bogen beschreibt, die sich in irgend einem Punkte G schneiden, und sodann von diesem Durchschnittspunkte nach dem Mittelpunkte C eine gerade Linie zieht, die dann senkrecht auf den Durchmesser stehet und den Halbumfang in seine beiden Quadranten theilt.

Wenn in einem Halbkreise ein kleinerer Vollkreis um den Punkt F (Fig. 2) beschrieben wird, dessen Durchmesser gleich ist dem Halbmesser des Halbkreises, so sind die beiden sichelförmigen Stücke zu beiden Seiten dieses kleinen Kreises zusammen genommen diesem kleineren Kreise gleich, nämlich halb so groß als der große Halbkreis.

Wenn über den Durchmesser eines Halbkreises, mit der Quadrantensehne ein Bogen AEB beschrieben wird, so ist das mondförmige Stück ABDE, die so genannte Lunula Hippocratis gleich dem Quadrate des Halbmessers. Denn der mit dem Halbmesser OA beschriebene Quadrant OAED ist gleich dem mit dem Halbmesser CA beschriebenen Halbkreise. Von beiden das halblinsenförmige Stück ACDE abgezogen, ist die Lunula gleich dem Dreiecke AOD. Und dieses besteht aus zwei Dreiecken, OCA und OCD, welche zusammen das Quadrat des Halbmessers machen.

Wenn in einem beliebigen Punkte E (Fig. 3) des Durchmessers eine senkrechte EG bis an den Umfang des Halbkreises gezogen wird, so ist diese immer die stetige mittlere zwischen den beiden Abschnitten des Durchmessers, nämlich es verhält sich immer, wo auch der Punkt E genommen wird, AE zu EG wie EG zu ED. Folglich ist immer das Quadrat von EG gleich dem Rechtecke, welches AE zur Höhe und ED zur Grundlinie hat, oder das Quadrat der Ordinate ist gleich dem Rechtecke der Abscissen. Dieß ist die Kreisgleichung, die, wenn der Halbmesser $= r$, die Abscisse $AE = x$, die Ordinate $EG = y$ gesetzt wird, folgenden Ausdruck gibt $y^2 = x(2r - x)$.

Wenn in einem Halbkreise über die beiden beliebigen Abschnitte des Durchmessers kleinere Halbkreise beschrieben und von dem großen weg genommen werden, so ist die Sichel (Arbelus), welche von dem großen Halbkreise übrig bleibt, an Fläche gleich dem Vollkreise, der die Ordinate zum Durchmesser hat, und ihr Umfang ist gleich dem ganzen Umfange des großen Kreises. Denn was die Fläche der Sichel betrifft, so ist

die Fläche des großen Halbkreises $= \frac{1}{8}\pi AD^2 = \frac{1}{8}\pi (AE \times ED)^2 = \frac{1}{8}\pi (AE^2 \times 2AE.\,ED \times ED^2) = \frac{1}{8}\pi\, AE^2 \times \frac{1}{8}\pi\, ED^2 \times \frac{1}{4}\pi\, AE.\,ED$, das ist: gleich den beiden kleinern Halbkreisen plus $\frac{1}{4}\pi\, AE.\,ED$.

Also die Fläche der Sichel $= \frac{1}{4}\pi\, AE.\,ED$, das ist $= \frac{1}{4}\pi\, EG^2$, welches der Ausdruck für die Fläche des Kreises ist, der die Ordinate zum Durchmesser hat.

Und was den Umfang der Sichel betrifft, so ist ihre äußere Begränzung der große Halbkreisumfang selbst; die innere aber bestehet aus den beiden kleinen Halbkreisumfängen. Diese aber sind zusammen dem großen gleich. Denn die Umfänge oder Halbumfänge der Kreise verhalten sich wie die Durchmesser oder Halbmesser. Ist nun z. B. die eine Abscisse AE, ein Viertel des Durchmessers, die andere ED, drei Viertel von AD, so ist auch der Halbumfang über AE ein Viertel und der über ED drei Viertel von dem über AD. Beide kleine Umfänge machen zusammen immer so viel wie der große.

Die Flächenräume hingegen würden in diesem Beispiele folgende seyn:

Die Fläche des Halbkreises über AD $= 1$ gesetzt ist die Fläche des Halbkreises über AE $= \frac{1}{16}$
Die Fläche des Halbkreises über ED $= \frac{9}{16}$
Beide zusammen $= \frac{5}{8}$
Also die Fläche der Sichel oder des Vollkreises über der Ordinate EG $= \frac{3}{8}$

(G. U. A. Vieth.)

HALBKREUZ, HALBKREUZER, so hießen, so lange der Johanniterorden zu Rhodus existirte, die weltlichen Ordensglieder, welche die strengen Gelübde nicht ablegten und nur schwuren, dem Orden treu und hold zu seyn; sie konnten daher zu jeder Zeit zurück treten. Indeß war diese Klasse von Ordensgliedern bereits zu Malta so ziemlich außer Gebrauch gekommen, und wurde auch nicht weiter von den Offizianten des Ordens gebraucht.

(Rüder.)

HALBKUGEL, (Mathem.), jedes der beiden gleichen Segmente einer Kugel, worin diese durch einen beliebigen größten Kreis getheilt wird; oder der körperliche Raum, welchen ein Halbkreis beschreibt, der um seinen festliegenden Durchmesser gedreht wird, bis er in entgegen gesetzter Lage in dieselbe Ebene kommt, worin er anfänglich lag.

Die Fläche der Halbkugel ist eine doppelt gekrümmte Fläche und kann als aus vielen schmalen Zonen bestehend angesehen werden, deren jede von zwei Parallelkreisen begränzt ist. Und wenn man die Ebenen dieser Parallelkreise erweitert, so begränzen sie Zonen auf der einfach gekrümmten Seitenfläche des Cylinders ABFE (Fig. 1), der mit der Halbkugel gleiche Grundlinie und Höhe hat. So ist GIKH eine Zone der Halbkugel und LNOM die damit zusammen gehörige Zone des Cylinders. Die Zone der Halbkugel, wenn sie sehr schmal ist, kann wie eine Zone eines Kegels GHX angesehen werden, und diese ist gleich einem Rechtecke, welches den mittlern Kreisumfang RV zur Grundfläche und die Breite der Zone, HK, zur Höhe hat; das ist $= \pi.\, RV.\, KH$, oder $= 2\pi.\, TV.\, KH$.

Die Zone des Cylinders, nämlich LNOM, ist aber gleich einem Rechtecke, welches den Kreisumfang PQ zur Grundlinie und die Höhe der Zone KW zur Höhe hat; das ist $= \pi.\, PQ.\, KW$ oder $= 2\pi.\, TQ.\, KW$.

Diese beiden Flächen $2\pi.\, TV.\, KH$ und $2\pi.\, TQ.\, KW$ sind aber einander gleich, wie folgender Maßen erhellet. Die Dreiecke CTV und KHW sind einander ähnlich, weil sie bei T und W rechtwinklig sind und überdieß der Winkel VCD dem Winkel WHK gleich ist (jeder 90° — TVC). Die Seiten der genannten Dreiecke sind demnach proportional; es verhält sich CV zu TV wie KH zu KW, oder welches einerlei ist TQ zu TV wie KH zu KW. Folglich ist $TV.\, KH = TQ.\, KW$. also auch $2\pi.\, TV.KH = 2\pi.\, TQ.\, KW$, das ist: die Fläche der Kugelzone ist gleich der Fläche der Cylinderzone von gleicher Höhe (KW).

Eine unmittelbare Folge daraus ist: alle Kugelzonen von gleicher Höhe haben gleiche Fläche, und die Summe aller Zonenflächen der Halbkugel, das heißt die ganze Fläche der Halbkugel ist gleich der ganzen Seitenfläche des Cylinders von gleicher Grundfläche und Höhe.

Auch ist folglich die Halbkugelfläche doppelt so groß als die Fläche ihres größten Kreises. Denn jene Cylinderfläche hat den Umfang $2\pi r$ und die Höhe r; sie ist also $= 2\pi r^2$. Die Fläche des größten Kreises aber ist $= \pi r^2$.

Daraus folgt ferner, daß die Halbkugelfläche gleich sei dem Kreise, der mit der Quadrantensehne beschrieben wird. Denn da das Quadrat der Quadrantensehne doppelt so groß ist, als das Quadrat des Halbmessers, und sich die Kreisflächen wie die Quadrate ihrer Halbmesser verhalten, so ist auch der mit der Quadrantensehne beschriebene Kreis doppelt so groß als der mit dem Halbmesser der Kugel beschriebene, nämlich $= 2\pi r^2$.

Überhaupt läßt sich zeigen, daß jede Segmentfläche (Calotte) der Halbkugel gleich ist dem Kreise, der mit der Sehne ihres halben Mittelpunktswinkels beschrieben ist. Es sei z. B. die Segmentfläche GDH, welche nach Obigem gleich ist der Cylinderfläche LEFM, $= 2\pi r$ FM oder $= 2\pi r.$ DY oder (wenn wir $DY = x$ setzen) $= 2\pi r x$. Nun ist der mit der Sehne DG beschriebene Kreis $= \pi\, DG^2 = \pi (DY^2 \times GY^2)$, oder wenn $GY = y$ gesetzt wird, $\pi\, DG = \pi\, (x^2 \times y^2)$ und im Kreise ist $y^2 = 2rx - x^2$, folglich $\pi\, DG^2 = \pi\, (x^2 \times 2rx - x^2)$ $\pi\, DG^2 = \pi\, (x^2 \times 2rx - x^2) = 2\pi r x$, so wie es die Cylinderfläche LEFM oder die Calotte GDH auch war. Wenn $x = r$, daß heißt wenn $DY = DC$ wird, so wird $2\pi r x = 2\pi r^2$, welches der obige Ausdruck für die Fläche der Halbkugel war.

Die krumme Seitenfläche des Cylinders mit seiner kreisförmigen Decke zusammen genommen ist $2\pi r^2 \times \pi r^2 = 3\pi r^2$, folglich verhält sich die Halbkugelfläche zu der krummen Seitenfläche des Cylinders mit seiner Decke zusammen genommen, wie 2 zu 3.

Die krumme Seitenfläche des senkrechten rechtwinkligen Kegels ADB, welcher mit der Halbkugel gleiche Grundfläche und Höhe hat, ist, wenn sie abgewickelt wird, ein Kreisausschnitt, dessen Bogen gleich ist dem Umfange des größten Kreises der Kugel, und dessen Halbmesser $DA = r\sqrt{2}$ ist. Wie sich also DA zu CA verhält, so verhält sich 360 Grad zu dem Winkel des genannten Ausschnittes, welches $= \alpha$ sei, das ist, es verhält sich $\sqrt{2} : 1 = 360 : \alpha$; also $\alpha = \frac{360}{\sqrt{2}}$ oder, welches einerlei ist, $\alpha = \frac{360.\sqrt{2}}{2} = 180.\sqrt{2} = 180.\ 1{,}4142135$ $= 254^\circ\ 33'\ 30''$, also der halbe Winkel des Ausschnittes $= 127^\circ\ 16'\ 45''$.

Die krumme Seitenfläche des Kegels ADB oder die Fläche des genannten Ausschnittes ist $= 2\pi r.\ \frac{r\sqrt{2}}{2} = \pi r^2\sqrt{2}$. Folglich verhält sich die Halbkugelfläche zu der krummen Seitenfläche des rechtwinkligen Kegels von derselben Grundfläche und Höhe wie $2\pi r^2$ zu $\pi r^2\sqrt{2}$, das ist wie $2 : \sqrt{2}$ oder wie $\sqrt{2} : 1$.

Wie oben die Halbkugelfläche als aus einer Menge schmaler Zonen bestehend, betrachtet wurde, so kann man sie auch als aus einer Menge sehr kleiner Dreiecke bestehend ansehen. Von den drei Spitzen jedes solchen Dreiecks ziehe man in Gedanken gerade Linien nach dem Mittelpunkte der Kugel, so entsteht eine sehr schmale dreiseitige Pyramide, welche das kleine Dreieck zur Grundfläche und den Halbmesser der Kugel zur Höhe hat. Ihr körperlicher Inhalt ist also $= \frac{1}{3}tr$, wenn t die Fläche des kleinen Dreiecks bedeutet. Ein Ausschnitt der Halbkugel wie GDHC (Fig. 2) ist als ein Aggregat solcher kleiner Pyramiden anzusehen und folglich gleich einer einzigen Pyramide, welche die Segmentfläche GDH zur Grundfläche und den Halbmesser zur Höhe hat.

Die Segmentfläche GDH war aber $= 2\pi rx$; folglich der Ausschnitt $GDHC = 2\pi rx.\ \frac{1}{3}r = \frac{2}{3}\pi r^2x$.

Das Cylinderstück EFLM von der Höhe des Segments $= DY$ ist $= \pi r^2x$. folglich: **der körperliche Inhalt eines Halbkugelausschnittes ist zwei Drittel von dem körperlichen Inhalte des Cylinderstücks, welches die Höhe des Segments hat.**

Wenn $x = r$, das ist $DY = DC$ wird, so wird der Ausschnitt die Halbkugel selbst, und diese ist also $= \frac{2}{3}\pi r^3$. Der Cylinder $ABFE = \pi r^3$. Der Kegel EFC oder, welches einerlei ist, der Kegel ABD aber ist $= \frac{1}{3}\pi r^3$.

Also die Halbkugel ist zwei Drittel des Cylinders und das Doppelte des Kegels von gleicher Grundfläche und Höhe.

Oder: Kegel, Halbkugel und Cylinder von gleicher Grundfläche und Höhe verhalten sich wie 1, 2, 3.

Da endlich die Hälften sich wie die Ganzen verhalten, so **verhalten sich Kegel, Kugel und Cylinder von einerlei Durchmesser und Höhe ebenfalls wie 1, 2, 3, welches das merkwürdige Verhältniß ist, welches Archimedes entdeckte.**

(*G. U. A. Vieth.*)

HALBKUGEL, (im astronomischen Sinne), **Hemisphäre**, Hemisphaerium. Bekanntlich theilt jeder größte, d. h. aus dem Mittelpunkte der Kugel und mit dem Halbmesser derselben beschriebene, Kreis die Kugel selbst durch seine Ebene, und ihre Ober- oder Innerfläche durch seinen Umring in zwei gleiche und ähnliche Hälften: diese Hälften heißen Halbkugeln. Die Astronomie (und Geographie) versteht aber unter Halbkugeln namentlich diejenigen Hälften, in welche die scheinbare Himmelskugel, gleich wie unsere Erdkugel, durch den Horizont, Äquator und Meridian (vergl. diese Artikel) getheilt wird. Wenn wir auf einem großen ebenen Felde, oder, noch besser, auf der offenbaren See, einer unbehinderten Aussicht rings um uns her genießen, so scheint uns die Himmelskugel im Kreise auf der Erd- oder Meeresfläche aufzuliegen; wir dünken uns im Mittelpunkte einer Kreisscheibe zu stehen, welche die Himmelskugel für uns in eine sichtbare und eine unsichtbare, in eine obere und eine untere Halbkugel trennt. Dieser Trennung vermittels der Ebene des scheinbaren Horizonts entspricht der wahre oder astronomische Horizont, den man sich durch den Mittelpunkt der Erde, als den eigentlichen Mittelpunkt der eingebildeten Himmelskugel, mit jenem ersteren überall parallel gelegt denkt, und dessen erweiterte Ebene, wegen der unermeßlichen Entfernung der Himmelskörper*), gegen welche der Halbmesser der Erde beinahe verschwindet, zu den nämlichen Punkten des Himmels führt, so daß die beiden Halbkugeln, in dem ersteren wie im letztern Falle, für gleich zu nehmen sind, und von jedem ihrer übrigen größten Kreise, sie mögen eine Lage haben, welche sie wollen, immer eine ganze Hälfte über dem Horizonte steht. Es ist einleuchtend, daß für jeden Standpunkt des irdischen Beobachters ein anderer Horizont, und mithin also eine andere Theilung des Himmels in eine obere und untere Halbkugel gehört.

Der Äquator theilt dagegen die scheinbare Himmelskugel, gleich wie die Erdkugel, in die nördliche und südliche Halbkugel, deren erstere den Nordpol, und letztere den Südpol zum höchsten Punkte hat. Diese Theilung ist, im Gegensatze der vorigen, nach Maßgabe des Standpunktes veränderlicher, und die folgende durch den Meridian, eine feste Eintheilung, welche in Beziehung der Himmelskörper, die sie begreift, überall den nämlichen Sinn hat.

Die dritte astronomische Theilung der Kugel endlich in eine östliche und westliche Halbkugel bezieht sich auf den Meridian (Mittagskreis) des Beobachters, und ist also ebenfalls, jedoch nur mit Beziehung auf die Länge (geographische) veränderlich.

Außerdem muß nach der Theilung der Erd- oder jeder andern Planetenkugel durch den Erleuchtungs-

*) Wegen des Genaueren hierüber vergleiche den Artikel Parallaxe (Horizontal-).

gränzkreis in eine erleuchtete und dunkle Halbkugel Erwähnung geschehen, indem diese Theilung vermittels des Kreises bewirkt wird, auf dessen Ebene die, aus dem Mittelpunkte der Ferne gedachte Gerade perpendikular steht. Doch fällt die Halbirung durch diesen Kreis nicht genau aus, da die erleuchtende Kugel größer ist, als die erleuchtete, von welchem Verhältnisse, unter Mitberücksichtigung der Entfernungen, der Unterschied dieser beiden Halbkugeln abhängt. Von der Erdkugel werden aus diesen Gründen, wozu noch die Strahlenbrechung tritt, statt einer genauen Hälfte, 181° 32′ auf Einmal durch die Sonnenstrahlen erleuchtet.

Vergl. schließlich die Art. Himmel und Himmelskugel (künstliche). (*Nürnberger.*)

Halbkugel, Magdeburger, s. Guericke (Otto v.) und Luftpumpe.

Halblaute und Halblauter, s. Laute und Lauter.

HALBLEHMGIESSEREI, eine Art Herd- oder Kastenförmerei, bei der man sich, statt des weniger festen und weniger Genauigkeit zulassenden Sandes, des Lehms zur Bildung des Kerns bedient.

Die Halblehmgießerei findet ihre Anwendung beim Gießen durchbrochener und hohler Körper, unter andern beim Munitionsguß. (S. Herde und Kastenförmerei.) (*A. Schmidt.*)

HALBLEUTE, HALBMÄNNER, heißen diejenigen Pächter, welche von den ihnen überlassenen Gütern die Hälfte des Ertrags an den Eigenthümer abgeben, und weiter kein Pachtgeld bezahlen. (Siehe Halbpacht.) (*Schilling.*)

HALBMESSER, Linie vom Mittelpunkte eines Kreises oder einer Kugel nach dem Umfange. (Siehe die obigen Artikel: Halbkreis S. 229 ff. und Halbkugel S. 231 ff.). Die Benennung wird übrigens auch, außer bei dem Kreise, noch bei andern krummen Linien gebraucht. (*G. U. A. Vieth.*)

Halbmetalle, s. Metalle.

HALBMOND. In der Heraldik ist man gewohnt, den wachsenden halben Mond als das Wappen des osmanischen Reichs anzusehen. Dieß ist es jedoch nicht, und der halbe Mond ist bloß das Sinnbild des Reichs und der Nation; der Padischah hat kein anderes Wappen, als seinen Namenszug, welcher das jedesmalige große Statssiegel ausmacht. Indeß ist doch der halbe Mond auf die Flaggen der Osmanen gekommen; er ziert die Minarets der Moscheen; es gibt selbst einen Ritterorden, der diesen Namen in dem osmanischen Reiche führt, aber wohl der einzige auf der Erde ist, der nur zur Würdigung des ausländischen Verdienstes gestiftet ist. Als der Padischah Selim III. 1799 den Sieg Nelsons bei Abukir erfuhr, so sandte er demselben als Zeichen seiner besondern Achtung einen mit Diamanten von hohem Werthe besetzten halben Mond. Dieß veranlaßte den Seehelden, sich in der Folge den Titel eines Ritters des halben Mondes beizulegen, und selbst bei diplomatischen Unterzeichnungen, wie bei dem Waffenstillstande mit den Dänen, sich so zu nennen. Einem Manne, der mit den meisten Orden der Christenheit geziert war, wenigstens verdient hätte, sie alle zu tragen, verzieh man wohl die Eitelkeit, sich auch den einer ungläubigen Macht zuzueignen, aber der Padischah fand sich dadurch so geehrt, daß er beschloß, einen wirklichen Orden zu stiften, doch nicht für seine Unterthanen, denn diesen verbietet das Gesetz, dergleichen Auszeichnungen zu tragen, sondern für Ausländer, die sich um die erhabene Pforte Verdienste erworben haben. So trat 1801 der Orden des halben Mondes in das Leben, und wurde sogleich an eine Menge britischer Offiziere und einige fremde Diplomaten ausgetheilt. Derselbe besteht aus zwei Klassen: die erstere ist für Land- und Seeoffiziere von hohem Range, Botschafter und Gesandte; die zweite für andere Militär- und diplomatische Personen. Das Ordenszeichen besteht aus einem goldenen, eirunden, blauemaillirten Schilde, in dessen Mitte ein silberner Stern und unter demselben ein silberner halber Mond schwebt. Die Mitglieder der ersten Klasse tragen dieß am Rande mit Diamanten besetzte Zeichen an einem breiten rothen Bande über der Achsel und auf der linken Brust einen silbergestickten Stern, welcher eine strahlende Sonne bildet und in dessen Mitte das Ordenszeichen befindlich ist. Die Mitglieder der zweiten Klasse tragen nur das Ordenszeichen an einem schmälern rothen Bande um den Hals*). (*G. Hassel.*)

HALBMOND (der) (Ravelin oder Demi-lune) (Kriegsbaukunst), ein Außenwerk des Festungs-Polygons, bestehend aus zwei Facen, welche in einem ausspringenden Winkel zusammen stoßen. Ursprünglich von dreieckiger oder halbrunder Form und sehr kleinem Umfange, ist dieß Werk eine Erfindung der alten italienischen Baumeister, um das von ihnen in die Courtine (den Mittelwall) gelegte Thor zu decken. Den Namen Halbmond (Demi-lune) bekam es erst später, als Vauban, nach Busca's und Coehorn's Beispiele, ihn dadurch mit Flanken versah, daß er die Facen an ihrer Grundlinie noch einmal brach und zurückzog. Befindet sich innerhalb des Halbmonds noch ein kleines Werk (Réduit), so erhält er den Namen „zusammengesetzter Halbmond, (Demi-lune composée).

Die Halbmonde befinden sich in der Regel vor der Courtine und ihre Brustwehren liegen, gleich denen der Enceinte, auf einem Walle. Sie decken die Courtine und die Tenaille, verhindern das Enfiliren der Hauptflanken, und, wenn sie weit genug vorspringen, im Fall ihrer Erstürmung die gleichzeitige Wegnahme der beiden dahinter liegenden Bollwerke. Endlich vertheidigen sie das vor den Bollwerksfacen liegende Ter-

*) Kuhns Handbuch der Ritterorden S. 193 u. f. Daß schon früher ein Orden des halben Mondes unter den Osmanen bestanden, ist ganz irrig, obgleich Sansovino in den origine do cavalieri. Ven. 1566 und Ridolfi in den maraviglie dell' arte. Ven. 1648 es behaupten; denn diejenige Kette, die Mohammed II. dem Gentile Bellino, der sich durch seine Gemälde die Huld des Padischah erworben hatte, umhing, war kein Zeichen eines Ordens, sondern bloß ein kaiserl. Geschenk, das indeß den eitlen Maler verleitete, sich seitdem eques auratus zu nennen. Indeß wurde er auch nachher von der Republik Venedig wirklich zum Ritter von St. Markus ernannt.

rain in der Nähe und erhalten ihre eigne Vertheidigung durch die rückwärts befindlichen Bollwerksfacen des Hauptwalls, der sie beherrscht. (*Benicken.*)

HALBMUNDTODT (teutsches Privatrecht), werden z. B. in Baden die Personen genannt, deren Dispositionsfähigkeit zwar nicht ganz aufgehoben aber doch sehr beschränkt ist; dahin gehören nach badenschen Gesetzen, welche zu den neuesten und besten über die Geschlechtsvormundschaft gerechnet werden müssen, I. volljährige Frauen, nach folgenden Grundsätzen: 1) jede unverheirathete Frauensperson (auch die minderjährige, die der Vatergewalt entlassen ist) bedarf der Zustimmung eines Beistands, um gebunden zu werden a) durch unwiderrufliche Handlungen in Civilgerichten, sie mögen zur freiwilligen oder nicht freiwilligen Jurisdiction gehören, namentlich zur Errichtung von Ehepakten, Käufen, Schenkungen, Vollmachten, processualischen Vorträgen, Vergleichen; b) durch Verträge, die Vermögensverpflichtungen für die Zukunft bezwecken, namentlich Geldanlehen, Bürgschaften, Erbtheilungen, Verpfändungen, Verzichte und Quittungen. 2) Ehefrauen haben regelmäßig die Ehemänner als Beistände in den obigen Fällen nöthig; andre müssen sie erhalten: a) wenn der Mann eben abwesend ist; b) wenn ein Geschäft in Frage ist, wobei der Ehemann in Versuchung kommen könnte, seinen eignen Vortheil dem der Ehefrau vorzuziehen, wo die letztere Rechte und Vortheile zu Gunsten des Mannes aufgeben soll, z. B. Verpfändung ihrer Güter für Schulden des Ehemanns, Übernahme von dergleichen als Selbstschuldnerinn, Veräußerung ihrer Güter, oder Begründung von Verhältnissen, wodurch sie für Eheschulden, wie sie nach dem in Baden vorkommenden Errungenschaftssysteme denkbar sind, mehr als es das Gesetz mit sich bringt, haftpflichtig wird, z. B. wenn die Ehefrau eine solche Schuld als persönliche auf sich nimmt, folglich auf die Renunciation bezüglich auf die Errungenschaft verzichtet. — 3) Ausnahmen sind, daß keinen Beistand bedürfen a) Vogtsfrauen, d. h. solche, die zu Verwaltung einer Stats- oder Grundherrschaft im eigenen Namen oder als Vormünderinn zugelassen sind, mithin schon durch ihre rechtskundigen Diener berathen werden können; b) alle Frauenzimmer zu Erwerbung und Veräußerung einzelner Fahrnißstücke, zu sonstigen Verträgen über dergleichen Habe und zu allen der Haushaltsführung angehörenden Geschäften, ohne Rücksicht des Werthes, ferner zu Handlungen, die nur Verpflichtung ihrer Person bezwecken, z. B. Eheverspruch, Dienstvermiethung, zu widerruflichen Handlungen, z. B. Testamenten, endlich zu gerichtlichen Vorträgen in Ehe- und Untersuchungssachen; c) Gewerbsfrauen, d. h. solche, die einen Handel, Fabrik oder Handwerk als Eigenthümerinn oder Nießbraucherinn treiben, für solche Rechtsgeschäfte, welche durch die Natur des Gewerbes herbei geführt werden können. 4) Die Ernennung des Beistands geschieht nach freier Auswahl der bedürfenden Frau, welche aber hiezu auf Antrag jedes interessirten Dritten richterlich angehalten werden darf, durch obrigkeitliche Verpflichtung mittels Handgelübdes; nur der Vater einer Majorennen kann ohne diese Bestellung, wenn ihn die Tochter vor Gericht als selbst erwählten Beistand aufführt, handeln. Der Regel nach bleibt der einmal ernannte Beistand, bis entweder er oder die Frau erhebliche Gründe seiner Entlassung vorbringen; Betheiligung des Beistands beim vorseienden Geschäft, oder daß solches 4 Stunden von dessen Wohnsitz zu vollziehen ist, führt zu Aufstellung eines Interimsbeistands. 5) Er ist schuldig, in allen Geschäften, die seine Beiziehung erfordern, die Frau über die Räthlichkeit des Geschäfts sowohl, als die dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln nach bestem Wissen zu belehren und zu berathen, diejenigen, die schriftlich geschlossen werden, mit zu unterschreiben, und, wenn er hiebei Betrug oder grobe Fahrlässigkeit verschuldet, sie zu entschädigen. 6) Wird die Zuziehung des Beistandes verabsäumt, so ist a) entweder der Frau das Geschäft nützlich, z. B. der Darleiher kann erweisen, daß das Geld ihr zum Vortheil verwendet worden; dann ist sie auch verpflichtet, b) im Gegenfalle hat zwar nie der Mitcontrahent, wohl aber die Frau, ihre Erben und sonstigen Rechtsnachfolger die Befugniß, es als ungiltig anzusprechen, ausgenommen aa) wenn durch den Vertrag eine Verbindlichkeit übernommen und bereits gänzlich erfüllt ist, bb) wenn durch denselben ein Recht der Frau aufgehoben, und später diese Aufhebung auf irgend eine Weise giltig anerkannt worden ist. 7) Berathung der Frau durch das zuständige Gericht muß eintreten a) wenn sie und ihr Ehemann oder Beistand über eine ihrer Angelegenheiten verschiedener Meinung sind, wenn der Ehemann sie nicht ermächtigen will, vor Gericht zu stehen, wenn er, während sie vor Gericht handeln will, mundtodt, abwesend oder minderjährig ist, b) wenn sie ihr Gut zu Tilgung ehemännlicher Schulden veräußern, oder in der oben bei 2. b) gedachten Weise für den Ehemann intercediren will. — Die Beamten müssen in allen diesen Fällen, nach hinlänglicher Information, worüber Akten zu halten sind, schriftlich ihre Zustimmung ertheilen, und falls sie Förderung des Besten der Frau betrüglich oder aus grobem Versehen unterlassen haben, Schadenersatz leisten. — II. Verschwender, denen vom Amte, wie den Frauen, Beistände gesetzt, und welche erst, wenn sie nun sich nicht bessern, vom Kreisdirektorium für mundtodt im zweiten Grade erklärt werden *).

(*Emminghaus.*)

HALBOPAL (Mineralog.). Der Halbopal (auch Pechopal, Holzopal, Leberopal, Quarz résinite commun), bildet eine Art der Sippschaft von Kieselhydrath; er ist bloß amorph, im Bruche flachmuschelig, zwischen durchscheinend und undurchsichtig, wachsglänzend, von weißer, grauer, rother, brauner Farbe, oft bandartig oder baumförmig gezeichnet, erscheint häufig knollenförmig, zuweilen als versteinertes Holz und hat übrigens die Eigenschaften des Kieselhydrathes, enthält 82, 75 Kiesel, 10, Wasser, 3, 50 Thon, 0, 25 Kalk, 3, 0 Eisen-

*) S. Trefurt badensches Civilr. 1824. S. 51. 58 fg.

oryd (der Steinheimer nach Stucker's Analyse). Am häufigsten kommt er in Verbindung mit Basalt und vulkanischen Gesteinen vor, auf diese Art ausgezeichnet bei Steinheim unweit Hanau, in Ungarn bei Talke-Banya und Tokay (wo viel, in Halbopal versteinertes Holz (Quarz résinite pseudomorphique xyloide oder ligniforme, Xilopale) gefunden wird. In den Mergeln der tertiären Formationen, zeigen sich nicht selten Concretionen von Halbopal, dieß ist besonders der Fall bei St. Ouen, Menil-montant 2c. im Becken vor Paris; diese knollen- und nierenförmigen Massen sind unter den Namen von Menilith, Knollenstein, Quarz résinite subluisant bekannt, und bald als eigene Art, oder Gattung betrachtet worden. Werner stellte den Halbopal als dritte Art der Gattung des Opals auf, den Holzopal als vierte Art und den Menilith als eigenthümliche Gattung, in welcher er zwei Arten, den braunen und grauen unterschied. (*Keferstein.*)

HALBPACHT, nennt man den Vertrag, da ein Grundstück oder Nutzvieh einem Andern um die Hälfte der Früchte überlassen wird. Der Verpachter trägt alle Abgaben (arg. l. 39. D. VII. 1. und l. un. §. 3. D. XLIII. 10.), der Pachter aber allen die Fruchtgewinnung bezweckenden Aufwand. Remiß kann er auch bei den bedeutendsten Unfällen nicht begehren, weil die Grundsätze des Societätscontracts angewendet werden müssen (l. 25. §. 6. D. XIX. 2.). (*Emminghaus.*)

Halbpfeiler, s. Pfeiler.

Halbsäule, s. Säule.

HALBSCHATTEN, Penumbra, Pénombre. Von dem wahren oder Kernschatten (s. d. Art.) ist der Halbschatten zu unterscheiden, der zwischen Schatten und Licht liegt. Wenn nämlich der leuchtende Körper nicht als ein bloßer Punkt zu betrachten, sondern von einer gewissen Größe ist, so fallen die Umrisse der Schatten, welche dunkle, von ihm beleuchtete Körper ihm gegenüber werfen, nicht scharf begränzt aus, sondern zeigen rings um den Kernschatten noch einen blasseren Streifen, welcher im Gegensatze jenes, den obigen Namen des Halbschattens führt. Es ist derjenige Raum, wohin erleuchtende Strahlen nur von einigen, nicht aber von allen Punkten des leuchtenden Körpers gelangen können, weil der dunkle Körper die übrigen auffängt: die Gränze des Kernschattens fällt dahin, wo der leuchtende Körper vom beobachtenden Auge gesehen zu werden ganz aufhören würde; die Gränze des Halbschattens ist da, wo ein Theil des leuchtenden Körpers verdeckt zu werden anfängt. Diese vollkommen deutliche Erklärung macht eine Figur entbehrlich.

In der Astronomie ist die Betrachtung des Halbschattens bei der Lehre von den Finsternissen, sowohl den Mond- als den Sonnenfinsternissen, von Wichtigkeit. Die dunkeln Himmelskörper, Erde und Mond, werfen, der größeren Sonne gegenüber, einen konischen Kernschatten, welcher ringsum mit dem Halbschatten umgeben ist: dieser Halbschatten begreift also, nach der obigen Erklärung, alle diejenigen Punkte, denen ein größerer oder kleinerer Theil der Sonne durch den dunklen Körper verdeckt wird. Es leuchtet von selbst ein, daß die Intensität dieses Halbschattens von der Größe jenes verdeckten Theiles des leuchtenden Körpers abhängig ist, und daß die Dunkelheit nahe bei dem Kernschatten dichter ausfällt, sich von dort ab aber allmälig in's völlige Licht verläuft. Eben durch dieses unmerkliche Verlaufen des Halbschattens in den Kernschatten wird die Beobachtung des Anfanges einer Mondfinsterniß so unsicher gemacht, daß Lalande[1]) die daher rührende Ungewißheit für den Beobachter, auf mehrere Minuten anschlägt. Weiter ausgedehnt hat die Untersuchungen über die Grade der Dunkelheit in verschiedenen Stellen des Halbschattens und den Einfluß davon auf die Mondsverdunkelung de la Hire[2]). Auch bei den Sonnenfinsternissen umgibt den Kernschatten, den der Neumond alsdann auf die Erde wirft, ein Halbschatten, indem er auf der Erdfläche einen Kreis abschneidet, in welchem die Orte liegen, die nur einen Theil der Sonne durch den Mond verdeckt sehen. Die Gränze ist indeß um so weniger scharf zu unterscheiden, da von andern Punkten zurückstrahlendes Licht auf diese, im Halbschatten liegende Fläche geworfen wird. Es kommen aber auch noch aus einem andern Grunde die Erfahrungen bei dem Halbschatten nicht mit der Theorie überein, indem die ihn begränzenden Lichtstrahlen, indem sie an den Rändern der dunkeln Körper hinfahren, durch die Anziehung der letzteren eine Ablenkung von ihrem Wege erfahren, welche unter dem Namen der Beugung des Lichts bekannt ist, und worüber im Art. Licht das Ausführlichere vorkommen wird. Durch diese Anziehung werden jene vergirenden Gränzstrahlen dergestalt anders gerichtet, daß der zwischen sie fallende Raum des Halbschattens eine Breitung erfährt; und diese Erweiterung schließlich ist es, welcher Maraldi[3]), den Namen des falschen Halbschattens pénombre fausse) beilegt. (*Nürnberger.*)

Halbschatten in den zeichnenden Künsten, s. Schatten, Schattirung, Farbe und Färbung.

HALBSCHÜRIG, sagt man von der Wolle, wenn sie zum zweiten Mal abgeschoren wird, wo sie erst halb ausgewachsen ist. (*Schilling.*)

HALBSEIDNE ZEUGE, heißen solche Zeuge, die halb aus Seide und halb aus andern Substanzen, Wolle, Baumwolle oder Leinen gewebt sind. Die Kette kann das eine, der Einschlag das andre davon seyn. Die vornehmsten Fabriken in halbseidnen Zeugen besitzt Frankreich. (*Poppe.*)

HALBSOPRAN, ital. mezzo soprano, franz. second dessus, tiefer Sopran, zweiter Sopran, heißt diejenige Gattung menschlicher Singstimme, welche zwischen der Sopran- und der Altstimme ungefähr die Mitte hält, sich jedoch mehr jener als dieser nähert.

---

1) Astronomie. II. §. 1788. 2) In den Mémoires de Paris. Année 1711. 3) S. dessen dießfallsige Untersuchungen die in den Mem. de Paris f. 1723 stehen.

(Diejenige, welche sich mehr der Altstimme nähert, heißt eigentlicher hoher Alt). Der natürliche Umfang dieser Stimmgattung ist ungefähr von h bis e–f; ihr eigenthümlicher Charakter ist etwas mehr Fülle und Derbheit, als bei der völligen hohen Sopranstimme sonst vorhanden zu seyn pflegt. Man findet übrigens diese Gattung von Stimme sowohl beim weiblichen Geschlechte, als auch bei Knaben und Castraten.

Die Musik für die Halbsopranstimme pflegt, gerade so wie die für völlige Sopranstimmen, entweder im Sopran-, oder im Violinschlüssel geschrieben zu werden. Der früher gebräuchliche, eigene, so genannte Halbsopranschlüssel, d. i. der c–Schlüssel auf der zweituntersten Notenlinie*), ist längst nicht mehr üblich. (*Gfr. Weber.*)

Halbspänner, s. Halbbauer oben S. 224 dieses Bandes.

Halbsparren, gleich bedeutend mit Schiftsparren, s. Dachsparren.

Halbtenor, s. Tenor und Baryton Band VII. S. 471.

HALBTHURN, ungarisch Fél Torony, Hemipyrgum, ein schönes Pfarrdorf am Neusiedler See in der Wieselburger (Mosonyer) Gespanschaft in Niederungarn, im Kreise jenseit der Donau, dem Erzherzoge Karl gehörig; es hat 1 kathol. Pfarre und Kirche und 1 prächtiges Lustschloß. In einer anmuthigen Gegend, zwischen Fasanenhöfen an einer Anhöhe liegend, gewährt es eine reizende Aussicht über den breiten Wasserspiegel des Neusiedlersees gegen Rust zu. Kaiser Karl VI. ließ es mit sehr prächtigen Gebäuden, Gärten, Wildbahnen und Stuttereien versehen, und hielt sich häufig daselbst auf. Hier erkrankte dieser Monarch, als er sich mit der Jagd belustigte, am 12. October 1740, mußte nach Wien gebracht werden, wo er acht Tage darauf starb. Im J. 1768 erhielt es die Erzherzoginn Maria Christina. Nach ihrem Hinscheiden kam es an ihren Gemahl, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, und von diesem erbte es der Erzherzog Karl. Der Ort hat 136 Bauernhäuser, 1150 teutsche katholische Einwohner, worunter 78 eigentliche Bauern. (*Rumy.*)

Halbtrauer, s. Trauer.

Halbtriller, s. Triller.

Halbverdeck, Nautik, s. Verdeck.

HALBVIEH, heißt in der Landwirthschaft eine Schäferei, wo die Herrschaft und der Schäfer die Nutzung von den Schafen zur Hälfte genießen. (*Schilling.*)

Halbwagen, s. Wagen.

HALBWALLONENSCHMIEDE, eine Abänderung der teutschen Frischmethode, welche nur auf der Ankerfabrik zu Söderfors in Uplands Bergrevier in Schweden üblich ist, und darin besteht, daß man dabei nur Kolben oder Schirbel macht, welche zur weitern Verarbeitung abgeliefert werden, und daß das eingeschmolzene halbgare Roheisen nicht abgekühlt, sondern bei ununterbrochenem Gange des Gebläses gefrischt wird. Man glaubt zu Söderfors, jedoch ohne Grund durch dieses Verfahren das beste Eisen zu erhalten†). (*A. Schmidt.*)

HALBZEOLITH (Mineralog.), so wurde früher wohl der Prehnit genannt. (*Keferstein.*)

Halbzeug der Papiermacher, s. Papierfabrikation.

Halbzirkel, s. Zirkel.

HALBZIRKEL, in der Musik, eine melodische Figur, welche durch zwei verschiedene, zunächst an der Hauptnote liegende Wechselnoten entsteht. Es wird nämlich nach der Hauptnote ein Mal die zunächst darunter liegende, und das andere Mal die nächst darüber liegende Note angeschlagen, wie z. B.

Hauptnoten: Halbzirkel:

(*St.*)

HALDA, nennt man zu Wielizka in Polen den das dortige Steinsalzlager begleitenden, graulichweißen und blaulichgrauen, mit Gips und Steinsalz gemengten Thon. Er ist nichts Anderes, als der die Steinsalzformation in allen Ländern bezeichnende Thon, den von Humboldt unter dem Namen Salzthon zuerst kennen gelehrt hat. (*A. Schmidt.*)

HALDE, der bergmännische Ausdruck für jede unter Tage befindliche und durch den Bergbau verursachte Anhäufung unhaltigen Gesteins. Dergleichen Anhäufungen bilden sich vorzüglich in der Nähe der Förderschächte und Wäschen, und haben bisweilen einen ziemlich bedeutenden Umfang. Diesen möglichst zu verringern, muß man gleich bei der ersten Anlage eines Göpels oder Haspels auf einen hinlänglichen Haldensturz Rücksicht nehmen, und zu dem Ende den Förderpunkt in eine zweckmäßige Höhe über die Umgebung legen. Legt man den Förderpunkt zu tief, so wird durch die dadurch entstehende große Ausdehnung der Halde nicht allein die Förderung der Berge bis zum Rande derselben, wo sie ausgestürzt werden, sehr kostbar, sondern es wird auch dem Ackerbaue unnöthiger Weise zu viel Land entzogen.

Das Recht, Halden zu stürzen ist mit jeder Verleihung eines Grubenfeldes verbunden, und der Besitzer des Bodens, auf dem es liegt, ist gezwungen, den zum Haldensturz und zu den nöthigen Grubenwegen erforderlichen Raum der Gewerkschaft abzutreten. Dagegen hat er die ersten Ansprüche auf das Treiben, wenn ein Pferdegöpel vorhanden ist, und auf die Erzfuhren von der Grube nach der Schmelzhütte. Eine andere, unbedingtere Entschädigung für den Grundbesitzer ist der so genannte Erbkux oder Ackertheil, auf welchen er, wenn die Grube dazu kommt, die Ausbeute, an manchen Orten auch den wiedererstatteten Verlag, gleich den an-

*) Vergl. m. Theor. d. Tonsetzk. §. XXIII.

†) S. Rinmann, Geschichte des Eisens, I. S. 573 u. f. Hausmann's nordteutsche Beiträge zur Berg- und Hüttenkunde, IV. S. 245 u. f.

dern Gewerken erhält, ohne vorher Zubuße gegeben zu haben.

Haldenspruch ist eine bergrechtliche Entscheidung, welche beim Prozesse über Lagerstätte, nach vorangegangener technischer Untersuchung, in Gegenwart der Parteien und in rechtlicher Form sogleich auf der Halde des streitigen Grubengebäudes erfolgt.

Haldenzug, eine sich in einer sich ziemlich gleichbleibenden Richtung ausdehnende Reihe einzelner Halden, die gewöhnlich dem Streichen der darunter liegenden Gänge oder Stollen entspricht. (*A. Schmidt.*)

Halde, s. Duhalde.

HALDEN. So nennt man in Baiern, Tyrol und zum Theile in der teutschen Schweiz Berge und Hügel, die nicht in Cultur genommen, das heißt, nicht mit Walde bestanden oder als Acker und Wiese benutzt sind. Wahrscheinlich entstand die Benennung von Bergen, wo einst Berg- oder Hüttenbau getrieben war. (*H.*)

Halden, s. Aldier, Aldionen. Th. II. S. 427.

Halden, s. Fridrikshald.

HALDEN (Arnold an der), bekannter unter dem Namen Arnold (oder nach der Landesaussprache Erni) aus dem Melchthal, einer der drei Stifter des Schweizerbundes. Er war gebürtig aus Unterwalden, wo der von König Albrecht I. gesetzte Reichsvogt Landenberg nach dem Willen seines Herren tyrannische Gewalt an den freien Einwohnern übte. Als Arnold wegen eines unbekannten Vergehens angeschuldigt war, ließ Landenberg ohne Urtheil und Recht seinem Vater Heinrich, der ihm wegen Anhänglichkeit an die angestammte Freiheit verhaßt war, das schönste Paar Ochsen wegnehmen. Heinrich widersetzte sich des Vogtes Diener, und als dieser äußerte, die Bauern können in Zukunft den Pflug selbst ziehen, (denn damals war noch, wie sich auch aus andern Gründen erweisen läßt, Getreidebau in Unterwalden), zerschmetterte ihm der aufgebrachte Arnold mit dem Stocke einen Finger. Arnold floh nach Uri, und hielt sich verborgen, aber dem greisen Vater, der des Sohnes Aufenthalt nicht verrathen konnte oder nicht wollte, ließ der Wütherich die Augen ausstechen. In Uri verband sich Arnold zur Rettung der Freiheit mit Walther Fürst, und mit dem wegen des ungerechten Druckes dort auch Trost suchenden Werner Stauffacher von Steinen im Lande Schwyz. Diese sind die hochgepriesenen drei Eidgenossen, die Stifter der Verbindung im Rütli, durch welche im J. 1308 die drei freien Reichsländer, Uri, Schwyz und Unterwalden von den widerrechtlich aufgezwungenen Vögten befreit, und der Schweizerbund begründet wurde. (*Escher.*)

HALDENSLEBEN. So hieß im Mittelalter eine an der Ohre in Niedersachsen belegene Dynastie, die nach dem Aussterben seiner Besitzer das Erzstift Magdeburg vergrößerte und in der Folge zu dessen Holzkreise geschlagen wurde: der vorzüglichste Ort derselben, die Stadt Neuhaldensleben, hatte sich so sehr hervorgehoben, daß, als Magdeburg auf dem linken Elbufer ein Bestandtheil des 1807 errichteten Königreichs Westphalen wurde, man dieselbe zum Hauptorte eines Distrikts des Elbdepartements erkor, bei der Rückkehr unter seinen alten Beherrscher wurde sie der Hauptort eines Kreises. 1) Neuhaldensleben, der Kreis. Er macht einen Theil der Provinz Sachsen und dessen Regirungsbezirks Magdeburg aus, gränzt im N. an Gardelegen, im O. an Wolmirstedt, im S. an Wanzleben und Oschersleben, im W. an das Herzogthum Braunschweig, und enthält an Areale 12³⁰ □Meilen oder 263,201 preuß. Morgen, worauf 1821 65 Kirchen- und gottesdienstliche-, 309 Stats- und Municipalgebäude, 4190 Privathäuser, 162 Fabriken, Mühlen und Magazine und 5510 Ställe und Schoppen, in 1 Stadt, 53 Dörfern und 9 Weilern sich befanden. Der Einwohner waren 1821 32,484, worunter 15,790 vom männlichen und 16,694 vom weiblichen Geschlechte; 1824 wurden 32,416 gezählt und darunter 31,855 Evangelische, 486 Katholiken und 75 Juden. Im N. desselben zeigen sich einige Hügel, die mit den Dollnbergen zusammen hängen und stark bewaldet sind, übrigens ist die Oberfläche eben und wird von der Ohre bewässert, die hier die Brewer an sich zieht: aber auch die Aller entspringt in diesem Kreise bei Siersleben und wendet sich nach der braunschweigschen Gränze hin. Landwirthschaft ist die Hauptbeschäftigung der meistens wohlhabenden Bewohner, die mit ihrem Korne, Rübsamen, Holze und den Produkten der Viehzucht ihre gesammten Bedürfnisse hinreichend bestreiten können: 1821 zählte der Kreis 3367 Pferde und Füllen, 8699 Stück Rindvieh, 60,093 Schafe, wovon 22,401 ganz, 12,500 halb veredelt waren, 349 Ziegen und 5674 Schweine. Auch findet man Eisen, das zu Hundisburg gegossen wird, Vitriol, Steinkohlen in einem Bruche bei Wosensleben, Braunkohlen in einem Bruche bei Marienburg, schöne Sandsteinbrüche und Tabakspfeifenerde, die die Fabrik zu Harbke unterhält, auch eine sonst mehr, als jetzt besuchte Heilquelle zu Moorsleben, das Amalienbad. 1821 waren 43 Wassermahlmühlen mit 54 Gängen, 85 teutsche und 1 holländische Windmühlen, 1 Roßmühle, 5 Öl-, 1 Walke-, 1 Papiermühle und 6 Ziegeleien im Gange: in Wolle arbeiteten fabrikmäßig 20, in Leinewand 84 Stühle, auch standen für die Hausweberei 310 Stühle zu Linnen in Bewegung. Kreisstadt ist 2) Neuhaldensleben, eine alte Stadt an der Ohre. Sie ist ummauert, hat 3 Thore, 2 Kirchen, 1 Hospital, 1 Bürger-, 4 Knaben- und Mädchenschulen, 30 Stats- und Municipalgebäude, 463 Privatgebäude, 10 Fabriken, Mühlen und Magazine, 651 Ställe und Scheunen, und 3912 Einwohner, worunter 3797 Evangelische, 43 Katholiken, die nach Althaldensleben pfarren, und 72 Juden mit eigner Synagoge. Die Nahrung besteht in Wollweberei, wofür 20 Stühle im Gange sind, in Hutmacherei, Gärberei, in Acker- und Tabaksbau, Viehzucht, Brauerei und Brennerei, auch wurden 1 Fajanze- und 1 Bouteillenfabrik, 1 Vi-

triolhütte, 1 Zuckersiederei, die 1816 373 Zentner Rohzucker lieferte, und in der Nähe 1 Kupferhammer betrieben. Die Krämerei ist nicht unbedeutend und die Märkte besucht. Hier stand im Mittelalter eine der Festen, die Heinrich der Löwe errichtete, aber den Erzbischöfen bald ein Dorn im Auge wurde: Erzbischof Wichmann zerstörte sie und sie liegt seitdem in Trümmern. (*Krug und Mutzell.*). 3) Althaldensleben, Pfarrdorf in dem nämlichen Kreise, das 150 Häuser und 1194 Einw. zählt. Es hat 1 luth. und 1 kathol. Pfarre, und besaß bis 1809, wo es unter der westphälischen Regirung zum Aussterben bestimmt wurde, ein kath. Cisterzienserkloster, dem die 3 Dörfer Althaldensleben, Bahldorf und Wedingen gehörten. Die Gebäude desselben und die zu dem Kloster gehörigen Grundstücke erkaufte 1810 der Fabrikant Nathusius zu Magdeburg, der darauf eine Merinoschäferei und eine große landwirthschaftliche Gewerbanstalt, eine ansehnliche Brauerei und Brennerei, 1 Steingutfabrik, 1 Steindruckerei, 1 Runkelrübenfabrik (vielleicht die einzige, die noch in Teutschland übrig ist) unterhält; auch werden in erstrer Schweizerkäse, Weinessig, Mostrich und Stärke bereitet. (*Stein.*)

HALDENSTEIN. Ein altes Schloß in Graubündten, von welchem das etwas tiefer liegende Dorf und eine zu diesem Schlosse gehörige Freiherrschaft ihren Namen erhalten haben. Diese Freiherrschaft war bis zum Jahre 1798 gänzlich unabhängig, und gehörte zu keinem der drei Bünde, obgleich im J. 1568 der Besitzer Gregor Carl von Hohenbalken gegen Versprechung des Zuzuges mit seiner Mannschaft bewirkte, daß sie unter den Schutz der drei Bünde genommen wurde. Der Besitzer hatte alle Souveränetätsrechte und 1612 erhielt Thomas von Schauenstein von Kaiser Matthias auch das Recht Reichsmünze zu prägen und den Freiherrentitel. Von seinem untern Gerichte konnte nur an ihn selbst appellirt werden. Die Herrschaft begriff außer dem Dorfe Haldenstein und dem alten Schlosse (das neue Schloß steht im Dorfe;) die jetzt zerfallenen Schlösser Grottenstein oder Krottenstein, und Lichtenstein; die Dorfschaft Pattánia, ehemals Sewils genannt, und einige Häuser und Güter auf dem Berge Solaz. Seit dem Jahre 1616 ist die evangelische Religion daselbst eingeführt. Die Freiherrschaft ist, nachdem sie durch verschiedene Hände gegangen, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an die Familie von Salis gekommen. Im J. 1798 hörte dieses Überbleibsel des uralten Zustandes von Rhätien auf, und die Freiherrschaft wurde mit dem Canton Graubündten vereinigt. Sie bildet jetzt einen Theil des Hochgerichtes der fünf Dörfer im Gottshausbunde. — Das Dorf Haldenstein liegt eine halbe Stunde nördlich von Chur auf dem linken Ufer des Rheines am Fuße des Berges Galanda. Es ist besonders bekannt geworden durch die daselbst im J. 1761 von Martin Planta und Johann Peter Nesemann von Magdeburg errichtete Erziehungsanstalt für Söhne aus wohlhabenden Familien, die bei dem damaligen Mangel guter Bildungsanstalten in Bündten fürs praktische Leben sehr nützlich und auch von Jünglingen aus andern Theilen der Schweiz und aus Teutschland besucht wurde. Der Bundestag billigte und unterstützte das Unternehmen, und es wurde ein Theil des neuen Schlosses Haldenstein für die Anstalt eingerichtet. Im J. 1775 verlegte Ulysses von Salis dieselbe in sein im gleichen Hofgerichte gelegenes Schloß Marschlins, um desto besser Aufsicht führen und selbst Unterricht ertheilen zu können. Der bekannte Dr. Bahrdt arbeitete mit an der neuen Einrichtung. Allein eine Menge von Schwierigkeiten aller Art nöthigte den Herrn von Salis schon 1777 dasselbe eingehen zu lassen. (*Escher.*)

HALDIN (Olof), ein schwedischer Gottesgelehrter, geboren auf der Bauerhufe Hall im Kirchspiel Ullånger in der nordschwedenschen Provinz Angermanland 1671. Nachdem er zu Upsala und Lund studirt und in Lund 1695 promovirt, 1696 in Stockholm ordinirt worden, ward er Hausprediger des Oberstatthalters Graf Gyllenstierna, 1698 Pastor zu Rosaby in Schonen; 1706 Pastor zu Engelholm in Schonen. Als die Dänen 1709 in Engelholm einrückten und ihm als Bezirksprobst anbefohlen, in den Kirchen seines Bezirks eine Verordnung verlesen zu lassen, deren Verlesung er dem Amtseid zuwider hielt, verbarg er die Verordnung mehrere Sonntage und lieferte dann das Original persönlich in Stockholm ab. Während seines Aufenthalts in Stockholm ward er zum Pastor der dortigen Ritterholmskirche ernannt 1711, er starb 1713. Er war ein gründlicher Gelehrter, und einer der größten Orientalisten, welche Schweden je hatte. Sein übertriebenes Studiren verkürzte seine Tage*). (*v. Schubert.*)

LE HALE (Adam de), ein für die Geschichte der Musik sehr merkwürdiger, und doch den meisten, selbst gelehrten Musikern bis jetzt unbekannt gebliebener Sänger (trouvére), d. i. Dichter und Komponist zugleich, wie es im 12ten und 13ten Jahrhunderte gewöhnlich war. Man wird daher diesen Mann in den größten uns bekannten, sowohl allgemeinen als besondern Werken vergebens suchen, weil seine in keiner Hinsicht geringen Arbeiten erst neuerdings aufgefunden worden sind. Seine Vaterstadt ist Arras, bekannte Hauptstadt und Festung des heutigen Departements Pas de Calais. (s. den Artikel Arras. Th. V. 401). Dieser seiner Geburtsstadt und seiner Mißgestalt wegen gab man ihm den Beinamen des Buckligen von Arras. Die Zeit seiner Geburt läßt sich zwar nicht auf das Genaueste, aber doch ziemlich sicher um das Jahr 1240 bestimmen. Eben so wenig Zuverlässiges dürfte sich von seiner Jugendgeschichte auffinden lassen. Daß er sich aber Anfangs dem geistlichen Stande widmete und in der Folge diesem wieder untreu wurde, berichtet er selbst in seinem Abschiede von der Vaterstadt, welcher unter dem Titel: C'est li

*) Nach *Georg Gezelius*, biographiskt Lexicon öfver namnkunnige och lärde Svenske män. Stockh. 1778. Th. I. S. 389—392.

congiés Adan d'Aras uns von Herrn Méon in seiner neuen Ausgabe der fabliaux de Barbasan im 1sten Th. S. 106 von neuem mitgetheilt worden ist. Wenn der schnell ausgeführte Vorsatz, das Mönchsleben wieder zu verlassen und in den bürgerlichen Stand zurück zu kehren, eben sowohl von seiner Unbeständigkeit, als auch von einem gewissen Hinwegsetzen über das Urtheil seiner Zeit Beweise gibt: so wird die folgende Begebenheit dasselbe Urtheil nur noch mit dem Zusatze verstärken, daß ein heftiges und vorschnelles Gefühl in seinen jüngern Jahren Grundzug seines Wesens war. Er hatte sein Herz einer jungen hübschen Damoiselle geschenkt, von welcher er nach seiner Leidenschaftlichkeit so lebendig bezaubert war, daß er sie für die Reizendste ihres Geschlechts hielt, die alle Annehmlichkeiten der Schönheit und Anmuth in der lieblichsten Vereinigung besitze. Er hielt um sie an und hatte das unaussprechliche Glück, seine höchsten Wünsche erfüllt zu sehen. Sobald aber die Schöne seine Frau geworden war, wurde sie ihm so schnell und so sehr zuwider, als er sie vorher vergöttert hatte, daß er sich auch so geschwind, als möglich, wieder von ihr trennte. Er begab sich nach Paris und trat in das Gefolge Roberts, des Grafen von Artois, zu dessen Gebiet damals Arras gehörte. Als darauf dieser Fürst 1282 dem Herzoge von Alençon folgte, den Philipp der Kühne seinem Onkel, dem Herzoge von Anjou, Karl, dem damaligen König von Neapel, zu Hilfe sendete, um ihm der sicilianischen Vesper wegen gegen seine Feinde beizustehen: begleitete Adam de le Hale den Grafen auf seinem Zuge nach Unteritalien. Nach dem Tode Karls von Anjou 1285 wurde der Graf von Artois von der französischen Partei in Neapel zum Beherrscher des unruhigen Königreiches ernannt und er verweilte daselbst bis zum September des Jahres 1287, wo er nach Frankreich zurück kehrte. In dieser Zwischenzeit ist Adam in Neapel gestorben, wie man aus einer Art Drama sieht, betitelt, li Gieux du pélerin (das Spiel des Pilgers). Gewöhnlich, aber mit Unrecht, wird dieses Drama einem seiner Zeitgenossen, dem Jean Badel d'Arras zugeschrieben. Daraus ergibt sich auch, daß die Behauptungen der Herren Fauchet und La Croix du Maine, die sie, von Andern wieder abgeschrieben, in der allgemeinen Biographie des Hrn. Michaud aufgestellt haben, falsch sind, daß unser Adam als Mönch in der Abtei Vaucelles gestorben sei. Dieser Irrthum gründet sich auf den Umstand, daß Adam de le Hale nach seiner unglücklichen Verheirathung das geistliche Gewand wirklich wieder anlegte. Wann er es aber that und ob es vielleicht in der von den eben genannten Herren angegebenen Abtei geschehen ist, läßt sich mit Gewißheit nicht ausmitteln. Unser Adam war in der damaligen, in musikalischer Kunst noch rohen Zeit ein unternehmender und verständiger Verbesserer derselben und zeichnete sich vor Allem im Liede sehr bedeutend aus. Man hatte aber bis auf unsere Tage keine Proben aufzuweisen, auf welche Art er die Kunst des Gesanges verbesserte. Erst in den neuesten Zeiten gelang es dem Professor der Komposition an der königl. Schule der Musik zu Paris und Bibliothekar dieser Anstalt, Herrn Fétis, kostbare Handschriften von diesem Dichter und Komponisten in der ihm anvertrauten Bibliothek zu entdecken, was er uns in seiner von einer Gesellschaft Musiker, vom Februar dieses Jahrs an, begonnenen musikalischen Zeitschrift, Revue musicale etc. à Paris au bureau du journal etc. 8., bekannt gemacht hat. Zwar hatten bereits der gelehrte Abt Martin Gerbert und Burney zum Behufe ihrer geschätzten Werke über Musik auch diese Bibliothek mit umsichtigem Fleiße benutzt: sie haben uns aber nicht ein einziges Stück von unserm trouvère angeführt, sei es nun, daß die handschriftlichen Werke dieses Mannes ihrer Aufmerksamkeit entgangen waren, oder daß sie sich damals, wie so manche andere, noch nicht am besagten Orte befanden, was glaublicher ist. Jetzt sind diese merkwürdigen Manuscripte zu finden cotés 65 und 66 (fonds de Cangé) und 2, 736 (fonds de la Valliere) und bieten eine nicht geringe Anzahl Beispiele mit den nöthigen Noten dar. Besonders wichtig für die Geschichte der Musik ist die letzte Handschrift; sie enthält 16 dreistimmige Lieder und 6 Motetten von Adam de le Hale. Das Manuscript ist im Anfange des 14ten Jahrhunderts verfertigt und liefert uns also die ältesten, bis jetzt bekannten, mehr als zweistimmigen Kompositionen des 13ten Jahrhunderts. Die Lieder haben die Form des Rondeau und sind überschrieben: Li rondel Adan. Sie sind nicht mehr in der gewöhnlichen Art der Diaphonien, d. h. Gesänge, in denen die Stimmen in gleichen Noten mit einander fortschreiten, so daß sie eine ununterbrochene Folge von Quinten und Octaven bilden, wie man hinlängliche Beispiele in den Schriften des Guido von Arezzo und seinen Nachfolgern findet. Zwar folgen sich auch hier in diesen Liedern, wie man sogleich sehen wird, allerdings noch Quinten= und Octavenreihen, aber sie sind doch schon mit Terzen, Sexten und entgegengesetzter Bewegung vermischt und enthalten Zusammenstellungen, denen eine gewisse Zierlichkeit vor den bis dahin gebräuchlichen keinesweges abzusprechen ist. Bei aller Unbeholfenheit, die das Zeitalter im Harmonischen nur noch zu sehr an sich trägt, sieht man doch hier schon mit Vergnügen einen nicht geringen Fortschritt zum Bessern. Sie bieten uns ein nothwendiges Mittelding zwischen der eigentlichen Diaphonie und den vollkommnern harmonischen Kompositionen. Jedermann hatte allerdings die Nothwendigkeit eines solchen Überganges von den Anfängen harmonischer Kunst bis zu der ausgebildeteren zu Ende des 14ten und vorzüglich des 15ten Jahrhunderts begriffen: aber es war kein Denkmal vorhanden, wodurch die Art des Fortschreitens durch ein geschichtliches Beispiel vor Augen gestellt werden konnte. In der Handschrift Nro. 2, 736 der Pariser königlichen Bibliothek findet sich folgender dreistimmiger Gesang, dessen Worte einer, natürlich jetzt veralteten Schreibart wir lieber gleich voraus übersetzen wollen. „So lange ich lebe, werd' ich nur Dich lieben. Andern werd' ich nie." Hier sind die Noten der damaligen und unserer Zeit.

Dreistimmiges Lied componirt von Adam de la Hale; königl. Handschriften Nro. 2, 736.





In unsere Noten übertragen:

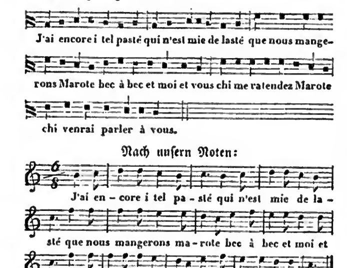




Nicht minder merkwürdige Eigenheiten liefern auch seine Motetten. Sie bestehen aus lateinischen Kirchengesängen, Antiphonen und Hymnen, für den Baß gesetzt, zu welchen eine oder 2 Stimmen eine Art von figurirtem Kontrapunkt machen. Zuweilen, was ganz mit dem Geschmacke jener noch rohen Zeiten übereinstimmt, bilden französische Liebeslieder die obern Stimmen, oder es sind die Worte von französischen weltlichen Gesängen dazu genommen. Diese sonderbare Vermischung des Weltlichen mit dem Geistlichen findet sich in jenen Zeiten auch bei andern Völkern und reicht bis ins 16te Jahrhundert. Sind doch auch in unserm Teutschland aus scherzhaften Volksliedern Choralmelodien gebildet worden und über den ernsthaftesten Motetten liest man nicht selten gar wunderliche Wortsätze, die dem musikalischen Stücke als Motto zur Bezeichnung dienten. Übrigens gründet sich in den kirchlichen Kompositionen Adams die ganze Motette mitunter nur auf eine einzige rhythmische Figur irgend eines gewöhnlichen Kirchengesanges, die oft 10 bis 12 Mal im basse contrainte (s. contrainte basse) wiederholt wird, was einen klaren Beweis liefert, daß diese Art musikalischer Bearbeitung gar nicht so neu ist, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die meisten der Motetten unsers Komponisten waren für Processionen bestimmt und wurden auch bei diesen Feierlichkeiten gesungen. Wie viele solcher, die Geschichte der Tonkunst wesentlich fördernden Kompositionen mögen noch in Kloster- und Städtebibliotheken in Staub vergraben liegen!

So wichtig diese bereits erzählten Gegenstände dem Geschichtsforscher der Kunst auch sind: so bleibt doch noch vor allen Werken Adams de le Hale ein Werk zu bezeichnen übrig, das für sich allein schon im Stande wäre, den Ruf dieses, zufällig bis jetzt fast ganz vergessenen, selbst gelehrten Musikern kaum dem Namen nach gekannten Sängers unsterblich zu machen. Es ist nämlich die älteste komische Oper, welche bis zur Zeit aufgefunden worden ist. Sie hat den Titel: Le jeu de Robin et de Marion. Abschriften davon bieten die Manuscripte des Königs N. 2, 736 (fonds de la Vallière) und N. 7, 604 (ancien fonds). Nach diesen Handschriften hat die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Paris 1822 dieses Gesangspiel drucken lassen, und zwar nur in 25 Exemplaren, um es unter ihre Mitglieder zu vertheilen. Das Büchelchen enthält 100 Octavseiten. Die Oper ist in Scenen getheilt, in denen der Dialog mit Gesängen wechselt. Man findet darin Arien, couplets und dialogirte Duetten. Elf Personen kommen darin vor. Als Pröbchen jener alten Opernkunst möge eine Arie mitgetheilt werden, zu deren Verständniß folgende Auseinandersetzung einleiten mag. Marion liebt den Robert; sie drückt ihm ihre Liebe in einem Gesange aus. Ein Ritter erscheint, der sich alle Mühe gibt, sie untreu zu machen und ihre Liebe sich selbst zu gewinnen. Sie verwirft seine Anträge und erklärt ihm, daß sie nie einen andern als ihren Robert lieben werde. Die Arie, die sie in dieser Lage singt, ist nicht ganz ohne Annehmlichkeit. Die Musik des Stückes ist überhaupt nicht mehr bloße Psalmodie, wie man sie so oft in den Gesängen des Raoul de Coucy, des Gaces Brulez und des Königs von Navarra findet: es ist ein rhythmischer Gesang, dessen Phrasen oft ganz regelmäßig in den schönsten Verhältnissen zu einander stehen.

Arie, gesungen von Robin:



Das Werk ist in Neapel wahrscheinlich gegen das Jahr 1285 zur Unterhaltung des französisch-neapolitanischen Hofes komponirt worden. Herr Roquefort hat in seiner Schrift „vom Zustande der französischen Poesie im 12ten und 13ten Jahrhunderte S. 261 es dem Jean Bodel d'Arras zugeschrieben: aber es ist ein augenscheinlicher Irrthum, denn die Handschrift N. 2, 736 hat die Überschrift: Chi commenche li gieus de Robin et de Marion c' Adans fist (hier fängt das Spiel von Robin und Marion an, was Adam gemacht hat) Adam de le Hale übertrifft also offenbar seine Landsleute damaliger Zeit weit, man mag nun entweder auf den Gesang oder auf die Kenntnisse in der Komposition mehrstimmiger Musik sehen, in der alle bekannte französische trouvères noch tief unter den hier gelieferten Proben standen. Bedenkt man nun nun noch den Ort, wo Adam seine vorzüglichsten Werke geschrieben zu haben scheint: so kann es beinahe keinem Zweifel unterliegen, daß de le Hale die bessern Grundsätze seiner Kunst, von denen man damals in Frankreich noch keine Ahnung hatte, von den Italienern entlehnte. *(G. W. Fink.)*

HALE (Matthew), ein berühmter britischer Rechtsgelehrter und Statsmann, wurde am 1. November 1609 zu Alderley in der Grafschaft Gloucester geboren. Sein Vater war Advocat im Lincolnsinn, wo der Sohn, nachdem er seit 1626 3 Jahre lang in Magdalenen Hall zu Oxford studirt hatte, 1629 ebenfalls aufgenommen und kurze Zeit vor Ausbruche der Revolution in die Zahl der prakticirenden Rechtsgelehrten aufgenommen wurde. Er erhielt bald einen ausgebreiteten Ruf, so daß ihn der Erzbischof von Laud und selbst König Karls zu ihrem Consulenten annahmen. Nach Ausbruch der Revolution wurde er Sergeant of Law, 1653 aber einer der Judges of common pleas, welche Ämter er mit eben so vielem Muthe als unerschütterlicher Gerechtigkeitsliebe verwaltete, obgleich der Protector nicht selten deßhalb unzufrieden mit ihm war. Nach der Wiedereinsetzung Karls II., wurde er zum chief baron of the exchequer, so wie 1671 zum Lord Oberrichter von der königlichen Bank ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode den 25. December 1676 mit großem Ruhme verwaltete. — Neben dem großen Ruf, in welchem er wegen seiner Rechtskenntniß stand, war er auch als Theolog und Philosoph geachtet. Als Puritaner erzogen, verstand er es doch, sein Ansehn auch bei den übrigen politischen Parteien geltend zu machen: die Grafschaft Gloucester hatte ihn 1660 zu ihrem Repräsentanten im Parliamente erwählt, und hier glänzte er eben sowohl durch seine Beredsamkeit, als durch die Wärme, mit welcher er sich jedes Bedrängten in dieser bewegten Zeit annahm. Er hatte sich den Römer Attikus zum Vorbilde genommen: sein Hauptgrundsatz war, sich nie in eine Faktion zu mischen und standhaft seinen Weg, Schutz und Schirm der Unschuld zu seyn, zu verfolgen. Freilich konnte er ersteres nicht umgehen: ganz England aber bezeugt ihm, daß er von dem zweiten nie nachgelassen hat. Unter seinen mehrere Fächer des menschlichen Wissens, besonders Jurisprudenz, Statsrecht, Theologie und Physik umfassenden Schriften, die in Rees Cyklopädie und Crabbs dictionary vollständig angegeben sind, sind die theologischen und physikalischen, worunter a discourse of the knowlegde of God, ferner an essay, touching the gravitation or non gravitation of fluid bodies, difficiles nugae or observations touching the Torricellian experiment, observations touching the principles of natural motion, contemplations moral and divin, überhaupt 11 verschiedene Stücke unter dem Titel: moral and religious works, by M. H. van Thirwell. Lond. 1805. in 2 Bden herausgegeben. Unter seinen, das engländische Recht betreffenden Werken zeichnen wir aus: Sheriffs accounts. London 1683. 8. ed. 2. 1716. 8. Pleas of the crown. Lond. 1678. London Liberties. Lond. 1682. fol. Original institution, power and jurisdiction of Parliament. ib. 1707. 8. History and analysis of the common law of England. II. Vol. ib. 1713. 8. Historia placitorum coronae. II. Vol. ib. 1736. fol. — In Lincolns Inn Bibliothek befindet sich auch noch eine Sammlung von Handschriften von diesem ausgezeichneten Schriftsteller, dessen Bildniß von Holl in der british Gallery, in Crabbs dict. sich befindet*). *(Ad. Martin.)*

HALEB, in der Frankensprache ALEPPO: eins der bedeutendsten Ejalets des osmanischen Asia, welches den nördlichen Theil des alten Syria ausmacht, und sich von 53° 30' bis 55° 57' ö. L. und 35° 24' bis 36° 5' N. Br. ausdehnt, im N. W. an Karaman, im N. O. an Merasch,

*) Vergl. *Rees* Cykl. *Crabbs* dict.; Biogr. univ. *Wood* Athen. Oxon. pag. 137, 572 et 817. *Moreri* grand dict. IV. p. 426 (ed. XV.)

im O. an Rakka, im S. O. an Arabistan, im S. an Damas, im S. W. an Tarablûs, im W. an das mittelländische Meer gränzend. Der Flächeninhalt beträgt 461 QMeilen. Das Land hat im W. und N., wo die Vorberge des Taurus es bedecken und in langen Ketten sich hinein senken, Gebirge: die amanische Kette, worüber die beiden Pforten von Beilan und Sakaltutan nach Itschil oder nach Kleinasien ziehen, scheidet die Provinz von dieser Halbinsel im W., das Gebirge Aintab bedeckt es im O., und der Libanon erhebt sich in der Gegend von Schogr mit dem Berge Kasius. Die vornehmsten Flüsse, die das Land bewässern, sind der Frat, der jedoch bloß die östliche Gränze berührt, und der Aari oder Orontes, der es bis zu seiner Mündung durchströmt und das Wasser des bedeutendsten Binnensee, das von Antakia an sich zieht. Dieser See heißt jetzt Karamort, hat süßes Wasser und wird durch den Bergstrom und andere geringere Flüsse gespeiset. Der Kueik, welcher vom Gebirge Aintab herab strömt und bei Haleb vorbei geht, ergießt sich in den abflußlosen See Kinesia, dessen Wasser verdunstet: der See Dschiebul liegt schon in der Wüste und hat brackisches Wasser. So weit sich die Gebirge erstrecken und Wasser nicht fehlt, da hat das Land fruchtbaren Thonboden; wo jene verschwinden und die Ebene anfängt, da ist wahre Sandwüste, worin nur hie und da geringe Oasen aufstoßen; und dahin gehört der ganze Südost. Das Klima ist gemäßigter, als man unter dieser Breite erwarten sollte: Mac Kinneir fand zu Antakia eine herrliche Temperatur, eben so Olivier zu Haleb: der W. N. W., welcher vom mittelländischen Meere her weht und dem Busen von Skanderun folgt, kühlt die unmäßige Hitze ab, und der Winter ist kaum merklich; der Schnee, der auf den Gebirgen und am Fuße derselben im Januar und December herab fällt, bleibt nie über 1 Tag liegen. Allein auch dieses Land hat seine Plagen: im Frühjahre und Herbste kommen zuweilen aus den Wüsten Arabiens die erstickenden Windstöße des Samums, die das Thermometer von seinem gewöhnlichen Standpunkte schnell auf 30 bis 34° herauf schnellen, herüber; Erdbeben richten zuweilen die schrecklichsten Verwüstungen an, und alle Epidemien des Orients sind mit mancherlei epidemischen Übeln, worunter die Beule von Haleb, auch hier zu Hause (s. nachfolg. Art.). Das Bergland von Haleb ist höchst fruchtbar und erzeugt Weizen, Gerste, Sorghohirse, vielerlei Hülsenfrüchte, Melonen, Kürbisse, Gurken, Kümmel, Sesam und Ricinus zum Öle, Hanf, Saflor, Baumwolle, Tabak, Oliven, Feigen und andere edle Früchte; auch gedeihen die Reben und der Maulbeerbaum, aber Holz ist bloß auf dem Taurus zu finden und allgemein behilft man sich mit Gestrippe, dem Abfalle der Fruchtbäume und im Nothfalle mit Strohmiste. Bei dieser Mannichfaltigkeit und Ergiebigkeit von Produkten müßten die Einwohner wohlhabend seyn, wenn sie nicht unter den drückendsten Lasten seufzten und ein Eigenthum da Platz finden könnte, wo nur Willkür an der Tagesordnung ist; der Landmann wendet daher auf den Akkerbau auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit, und bauet nie mehr, als zu seinem Unterhalte und zur Bestreitung der Abgaben an den Eigenthumsherrn und den Stat nöthig ist. Nirgends findet man wohl eine so schlechte und ungeregeltere Landwirthschaft. Hausvieh aller Art wird in Menge gehalten: das Kameel ist schon einheimisch. Bei den Bergbewohnern dient Viehzucht nur als ein einträgliches Nebengeschäft; aber die Nomaden, die in der Provinz und in der Nachbarschaft leben, machen sie zu der Hauptsache: Viele aus den benachbarten Wüsten, wo bei der Sonnenhitze alle Vegetation erstirbt, führen ihre Herden in die Berggegenden des Landes, wo ein ewig frischer Teppich den Rasen bekleidet. Auch Hausgeflügel wird in Menge gehalten, wovon die Tauben zu Haleb berühmt sind: etwas Seidenkultur, vieles Raub- und Speisewild, unter dem Geflügel die schmackhafte Beccafige; wenige Fische außer denen, die am Strande gefangen werden; viele giftige Amphibien, die Heuschrecke häufig Landplage; Salz aus dem Dschiebul zum Bedarfe. Der Kunstfleiß hat sich vorzüglich in der Hauptstadt concentrirt, aber auch in den übrigen Städten findet man einige Industrie, selbst unter den Nomaden, welche kunstreiche Teppiche bereiten. Der Handel ist von großem Umfange: Haleb treibt nach Ismir wohl den bedeutendsten Handel im osmanischen Asia, es macht die Verlegerinn für die sämmtlichen Binnenprovinzen und unterhält einen einträglichen Außenhandel mittels Karawanen mit Iran, Bagdad und Ismir; mit Europa aber verkehrt es über den Hafen Latakkia. Jährlich gehen von Haleb vier große Karawanen nach Istambol und andern Hauptstädten ab, und Rousseau schätzt die Einfuhr jährlich auf 8,274,450, die Ausfuhr nach Istambol auf 4,520,000 Piaster. Die Häfen, welche die Provinz selbst besitzt, Skanderun und Suwadia, sind enge und wenig besucht; daher Haleb seinen Verkehr mit Europa über Latakkia betreibt. — Das Land mag ungefähr 500,000 Einwohner haben, die in 6 Städten und etwa 1200 Dörfern, wovon aber die Hälfte in Ruinen liegen, wohnen. Diese sind ein Gemisch von Osmanen, Griechen, Armeniern, Juden und einigen Franken, welche die Stadt- und Dorfbewohner ausmachen, und von Nomaden, worunter Turkmanen, Araber, Kiurden, Tschinganen die vornehmsten sind. Unter den Turkmanen finden sich die Stämme Rihanli mit 2000, Aulischli mit 200, Dschadscheli mit 1000, Kirsack mit 2000, Dadekirkan mit 1000, Musabeikli mit 500, Ditumli mit 3000, Rischwan mit 12,000 und Kuredschekli mit 500 Zelten, die sämmtlich im Winter hier ihre Weideplätze nehmen; unter den Arabern zählt der Stamm Manali allein 4000 Bogen; zu den Kiurden gehören die Ruschowanen; die Tschinganen oder Zigeuner leben wie in Europa. Auf den Gebirgen sind auch Maroniten und Nosairen seßhaft. — Der Paschalik zerfällt in 6 Sandschake, Haleb, Adana, Killis, Asir, Palis und Maarra, die zusammen 104 Siamets und 799 Timare unter sich haben. Die Einkünfte betragen nach Hesarfena 250,570 Piaster, indeß bringt das Land für den Pascha und die Verwaltung eine ungleich größere Summe auf *). — 2) Die Hauptstadt des vor-

*) Beschreibung des Paschaliks von Haleb von Rousseau (in den Fundgruben des Orients IV. 1 — 25. 93 — 97). — Paul-

gedachten Paschaliks, Sitz des Pascha, eines Molla der ersten Klasse, eines griechischen Patriarchen, eines armenischen, jakobitischen und maronitischen Bischofs. Sie liegt Br. 36° 11′ 25″ L. 54° 52′ auf einer großen Platform, worüber die 4 Hügel Schebel beni el Kaka sich hervorheben, am östlichen Abhange der Hügelkette, die das Bergland von der Wüste scheidet, mithin schon unmittelbar an der Wüste selbst, und bildet ein unregelmäßiges Parallelogramm, dessen Umfang etwa ⅞ Meilen beträgt. Ein Aquadukt, von Steinen ausgeführt, führt ihr aus einer Entfernung von 1½ Meilen das Trinkwasser zu, aber ihre weitläufigen Gärten und Felder werden vom Kurik bewässert. Eine Mauer von Bruchsteinen, die aber durch das letztere Erdbeben fast gänzlich zusammen gestürzt ist, umgibt und ein ebenfalls stark beschädigtes Kastell beherrscht die Stadt mit ihren 10 Vorstädten, die zusammen 72 Quartiere ausmachen. In dem Kastelle finden sich etwa 100 Häuser, das Zeughaus und eine Moschee, wo die Moslemim noch die Stelle bezeichnen, wo einst Abraham gesessen haben soll. Die Straßen in der Stadt sind, wie die aller osmanischen Städte des Orients, finster und eng, aber doch gepflastert und werden reinlich gehalten; die Häuser haben zwar ein düsteres Ansehen, aber viele sind aus Quadern aufgeführt und theils im venetianischen, theils im arabischen Geschmacke. Rousseau zählt 7 Thore, 5 Serais, 100 Moscheen, worunter die des Zacharias einen imposanten Anblick gewährt, 50 Metscheck, 5 christliche Kirchen, als 1 kath., 1 ref., 1 griech., 1 armenische und 1 syrische, 1 Synagoge, 10 bis 12 Medresses, 2 Bibliotheken, 5 Mehkemes oder Gerichtshöfe, 50 Bäder, 100 Kaffeehäuser, 31 Hane, 40 bis 45 große Bazars, — Springbrunnen, 15 Wakfs oder religiöse Stiftungen, 1 Derwischenseminar, mehrere Takies oder Derwischenklöster, 2 Irrenhäuser, 40 Wasser- und 60 Windmühlen, und 40,000, nach Arvieux 14,137 Häuser, wovon indeß das furchtbare Erdbeben am 13. August 1822 fast ⅔ nieder gestürzt hat. Die Einwohnerzahl schätzten neuere Reisende auf 230,000, worunter 50,000 Christen und 5000 Juden, (Rousseau 200,000, Seetzen 150,000, Arvieux 280,000, Ruval 235,000), allein jetzt dürfte vielleicht kaum ⅓ davon noch vorhanden seyn, da nicht allein Tausende davon in jenem und einem nachfolgenden Erdbeben ihren Tod fanden, sondern auch eine furchtbare Pest weg nahm, was jenen entkam, und die Furcht vor beiden einen Theil des Überrestes vertrieb, und vielleicht dürfte noch manches Jahrzehend verfliegen, ehe Haleb seinen alten Glanz zurück erhalten wird. Doch wird es sich sicher wieder erheben; seine Lage macht es zu einem Niederlageplatze zwischen den nördlichen und südlichen osmanischen Provinzen, es ist das Hauptentrepot für alle Binnenprovinzen, und die Karawanen sind gewohnt, ihren Zug nach den heiligen Örtern über diese Stadt und von da nach Damas zu nehmen. Sie hatte bisher zahlreiche Manufakturen in seidenen und baumwollenen Stoffen aller Art, in Tressen, Golddraht und Goldfaden, wovon allein 100 Fabriken bestanden, in Leinwand, in Shawls, in wollenen Zeugen, in Seife, in Leder, Hanf, Öl und Pulver. Die Aladsjas (gemeine seidne Zeuge), die Tschitaras (gestreifte seidne Zeuge) und die Kutris (gestreifte Atlasse) wurden im ganzen Oriente geschätzt und überhaupt jährlich 3500 Ballen Seide verarbeitet. Es gab sehr geschickte Goldschmiede, Tischler und überhaupt 12,000 Handwerker aller Art. Die Bazars werden mit den kostbarsten Waaren angefüllt, der Handel, dessen wir schon oben gedacht, von dem weitesten Umfange, und seine Karawanen häuften die Waaren von ganz Westasien hier zusammen und vertrieben sie weiter. Doch ist der Handel bloß Barattohandel und Haleb kein eigentlicher Wechselplatz, sondern alle Wechsel wurden über Istambol gezogen. Seinen Hafen macht das in Tarablús gelegene Latakkia. Fast alle seefahrende Nationen haben zu Haleb Comptoire und Consuln: nirgends besitzen die Franken so viele Freiheiten wie hier. Aber man hält auch die Haleber für die gefälligsten, muntersten und humansten aller Moslemim. Unter Frankreichs Schutze bestehen einige katholische Missionen, aber nur noch 1 kath. Kloster. Die Einkünfte dieser Stadt werden von der Pforte an einen Muhasseb verpachtet: man schlug sie bisher zu 739,000 Piaster an. Die Luft ist rein und gesund; doch ist Haleb nicht selten der Schauplatz der Pest und die Haleber Beule endemisch. Die Lebensmittel sind im Überflusse zu haben und wohlfeil: die bekannte Haleber Taubenpost zwischen hier und Skanderun soll indeß aufgehört haben, seitdem Haleb diesen Hafen nicht weiter benutzt. — Der ursprüngliche Name dieser Stadt war Chaleb, bei Ptolemäos Chalybon, die Hauptstadt von Chalybonitis, die ihren Namen wahrscheinlich dem Flusse, der ihre Markung durchströmt und Chalus (jetzt Kueik) hieß, zu danken hat. Seleukos Nikator verschönerte sie und vertauschte ihren Namen mit dem einer makedonischen Stadt Beröa, und so hieß sie unter den Römern fort bis auf die Eroberung der Araber 636, die den ursprünglichen Namen Chaleb wieder hervor suchten. Während der Kreuzzüge gründeten die Seldschiukiden hier ein Sultanat, das aber nur bis 1117 dauerte; 1260 eroberten und plünderten sie die Mongolen; 1401 die Horden Timurlenks. In der Folge gerieth sie in die Gewalt der mammelukischen Sultane von Ägypten und 1517 eroberte sie Sultan Selim I. und verleibte sie seinem Reiche ein. Zu keiner Zeit scheint sie indeß blühender und volkreicher gewesen zu seyn, als in der, die dem letzten Erdbeben von 1822 voraus ging. In der Umgebung der Stadt selbst gibt es keine ausgezeichneten Ruinen. (*G. Hassel.*)

HALEB, Aleb, Aleppo, die Beule oder Krankheit von. F. Hasselquist in seiner Reise, Arzneikunde zu Aleppo, S. 151, und Stephan Schultz in den Leitungen des Höchsten, 5 Thl. S. 230, beschreiben einen Ausschlag, der vorzüglich zu Aleppo, nach Andern, z. B. Sestini viaggio di ritorna da Balsora p. 110, aber auch zu Diarbekr, Mardin, Bagdad, Balsora und in ei-

ire's kurze Beschreibung von Syrien (in den A. G. E. XIII. 135). — Die Reisen von *Browne*, *Volney*, *Olivier*, *Witman*, *Mac Kinneir*. — *Paultre* carte phys. et polit. de la Syrie. Par. 1800.

nigen Kantons von Damask, selbst zu Alexandrien und Cairo vorkommt.

Zu Aleppo scheint aber derselbe seine eigentliche Heimath zu haben, indem er dort ganz unausbleiblich ist, unter Tausenden kaum Ein Fremder nach einem Aufenthalte von drei Monaten, wär' es auch erst noch in ein paar Jahren und nach seiner Rückkehr nach Europa, demselben entgeht, ja Beispiele vorhanden sind, daß Fremde schon nach einem Aufenthalte von ein paar Tagen davon befallen werden, und sich die Krankheit in dieser Stadt auch auf die bei Thieren, bei Hunden und Katzen äußert.

Dieser flechtenartige Ausschlag beginnt zuerst unter der Form kleiner rother, nicht schmerzhafter Knötchen, die dann nach einigen Wochen sich weiter ausbreiten und später eine Feuchtigkeit ausschwitzen lassen, welche schnell trocknet und einen dicken Schorf bildet. Nach 8 Monaten endlich fällt dieser Schorf ganz weg und läßt einen unauslöschlichen weißen Fleck als Signum mnemonicum zurück, der besonders Frauenzimmern sehr lästig fällt, weil diese den Ausschlag meist an den Lippen bekommen. Bei Männern geschieht es eher, daß das Hautübel auch andere Stellen befällt und weil dasselbe Individuum nur Einmal in seinem Leben diesen Ausschlag bekommt, so machte man auch schon Versuche, durch Impfung sich dasselbe an solche Stellen des Körpers hinzuleiten, die nicht in die Augen fallen, bis jetzt wollte aber dieß nicht gelingen. (*Schnurrer.*)

Halebi, Beiname der aus Haleb gebürtigen Gelehrten, s. am Ende dieses Bandes.

Halecium, s. Sertularia.

HALEM (Gerhard Anton von), ältester Sohn des dänischen Kanzleiraths Anton Wilhelm von Halem zu Oldenburg, war daselbst 1752 geboren und bereitete sich unter seinem Vater zu dem Studium der Rechte vor, dem er sich auf den Universitäten Frankfurt, Straßburg und Kopenhagen widmete. In Wetzlar machte er sich mit dem Reichsprozesse bekannt und trat nach dem Tode seines Vaters, als Assessor des Landesgerichts zu Oldenburg, in die Dienste seines Vaterlandes, um das er sich in der Folge, als Kanzlei- und Regirungsrath, durch Entwerfung einer neuen Prozeßordnung, der Armeneinrichtungen und eines verbesserten Gesangbuches viele Verdienste erwarb. Früher schon den Musen geneigt, stiftete er in Oldenburg 1783 eine literarische Gesellschaft und redigirte im Verein mit dem Hofmedikus Gramberg die oldenburgschen Blätter und nachher allein die Zeitschrift Irene. Erfolgreicher waren seine geschichtlichen Studien, denen wir die leider unvollendet gebliebene Geschichte des Herzogthums Oldenburg (Oldenb. u. Bremen. III. B. 8. 1794 — 96) verdanken. Auch seine Biographien Peters des Großen (Münster u. Leipz. III. 8. 1803 — 5) und des russischen Generalfeldmarschalls Grafen von Münnich, eines gebornen Oldenburgers (Oldenb. 8. 1803), sind ausgezeichnete Werke in dieser Gattung, und daneben verdient seine Gedächtnißschrift auf Oder (Altona 1793. 8.) Erwähnung. Im J. 1790 machte Halem eine Reise durch einen Theil Teutschlands, der Schweiz und Frankreichs, von welcher er in dem folgenden Jahre eine anziehende und besonders in Bezug auf den damaligen Zeitgeist lehrreiche Beschreibung herausgab: Blicke auf einen Theil Teutschlands rc. (Hamb. 1791. II. 8.). Die Stürme der Zeit, welche Europa zu Anfange unsers Jahrhunderts umgestalteten, rissen auch Halem aus seinem alten Wirkungskreise. Er war eben Dirigent der herzogl. Regirung zu Oldenburg geworden, als die Besitznahme seines Vaterlandes durch die Franzosen ihn in die traurige Nothwendigkeit setzte, in die Dienste des fremden Usurpators zu treten. Er wurde Rath im kaiserlichen Appellationshofe zu Hamburg und stand diesem Amte bis um die Zeit der Einschließung dieser Stadt durch die Alliirten vor, wo er so glücklich war, nach Eutin zu entkommen, dem Hauptorte des dem Herzoge von Oldenburg gebliebenen Ländchens. Hier lebte er im Genusse häuslicher Freuden den Wissenschaften und Künsten, bis die Rückkehr seines Landesfürsten ihn wieder an das Statsruder rief. Er trat als erster Rath und Dirigent in das Kollegium der eutin'schen Landesregirung, jedoch mit einem kleineren Geschäftsumfange, als vorher, so daß ihm reichliche Muße zu freien Studien übrig blieb, die er besonders der Geschichte Wagriens widmete. Eine seiner liebsten Beschäftigungen gewährte ihm seine zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek, die der Herzog von ihm gekauft hatte, mit Gestattung eines lebenslänglichen freien Gebrauchs für den alten Eigenthümer. Er starb am 4. Jan. 1819 eines plötzlichen Todes. Halem war drei Mal verheirathet und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Unter Halem's zahlreichen und verschiedenartigen Dichtungen, welche sich sämmtlich mehr durch verständige und selbstbewußte Korrektheit, als durch natürliches poetisches Leben auszeichnen, nennen wir das religiöse Epos: Jesus, der Stifter des Gottesreichs (Hannover 1810. II. 8.). Es geht von dem Grundsatze aus: Je menschlicher das Göttliche in Jesus betrachtet wird, desto göttlicher erscheint der edelste Menschensohn; und verhält sich in dieser Hinsicht zu Klopstock's Messias, wie eine deistische Paraphrase zu der Bibel. Nicht minder verunglückt ist sein Versuch eines historischen Epos, dessen Held Gustav Adolph von Schweden ist. Unter seinen kleineren Gedichten findet sich Gelungeneres *). Noch nennen wir seine mit Runde herausgegebene Sammlung der wichtigsten Aktenstücke zur neuesten Zeitgeschichte (Oldenburg 1806 — 7. 8.) als ein Werk, welches diplomatische Genauigkeit mit umsichtiger Auswahl verbindet.

Zwei jüngere Brüder Halem's haben sich ebenfalls in der Literatur bekannt gemacht: L. W. C. v. Halem (noch lebend) und B. J. F. v. Halem, geb. 1768 und nach einem unruhigen Leben als Privatgelehrter in Leipzig 1823 gestorben. Dieser hat viele historische und belletristische Schriften aus den neueren Sprachen übersetzt, namentlich auch Scott'sche Romane **). (*R.*)

*) Eine Auswahl seiner Schriften erschien zu Münster seit 1803. Der 5te Band enthält lyrische Gedichte. Das Verzeichniß seiner einzelnen Schriften s. bei Meusel. **) Seine Biographie liefert die neue Folge des Conversationslexikons.

HÄLEN, 1) eine Stadt in dem Bezirke Hasselt der niederländischen Provinz Limburg, am Flüßchen Geete, in einer früher für unsicher gehaltenen Gegend, das Hageland genannt, mit 1502 Einwohnern, die Ackerbau und bürgerliche Gewerbe treiben. 2) Dorf in der nämlichen Provinz, aber in beiden Roermond, mit 560 Einwohnern. (*van Kampen.*)

HALENIUS, 1) Engelbert, ein Sohn Lars, Doktor der Theologie und Bischof zu Skara in Schweden, war geboren 1700 zu Söderala in Helsingland. Von Gefle's Trivialschule und Gymnasium ging er zur Universität Upsala, ward dort 1728 Magister und Docens, 1729 Conrector der Trivialschule zu Gefle, 1730 kehrte er als Adjunkt der Philosophie nach Upsala zurück; 1741 ward er Adjunkt der Theologie mit dem Präbendepastorat Börje, 1745 Professor der Theologie, 1751 Doktor der Theologie und 1753 Bischof zu Skara. Halenius war einer der gelehrtesten Theologen Schwedens; große Naturgaben, Scharfsinn, Lebendigkeit, ein glückliches Gedächtniß, Leichtigkeit, mit Kraft und Bündigkeit zu reden und zu schreiben, vereinigten sich in ihm mit einer zwangslosen und heitern Umgangsweise. Als Schriftsteller hat er sich durch Disputationen und Predigten, auch durch eine lateinische Übersetzung der Abhandlung des Moses Maimon de miscellis bekannt gemacht. Seine Kinder sind unter dem Namen Hallencreutz geadelt worden.†) (*v. Schubert.*) 2) Lars oder Laurent, der Vater des Vorigen, war 1654 geboren, 1722 als Erzpriester zu Söderala gestorben. Er ist vorzüglich durch seine hebräische und griechische Concordanz des N. T. in schwedischer Sprache, die 1734 und 1742 in 2 Bänden zu Stockholm erschien und deren Genauigkeit geschätzt wird, bekannt. (*v. Eckendal.*)

HALENKAU, HALENKOW, großes Dorf im Hradischer Kreise der Markgrafschaft Mähren, zur Herrschaft Wsetin gehörig, mit 160 Häusern, einer katholischen Kirche, einem evangelisch lutherschen Bethause, und 1500 Einwohnern, aber magerem Ackerboden. Von hier geht eine Straße über die Karpathen nach Ungarn, der Halenkauer Paß genannt. (*Rumy.*)

HALES, 1) ein Fluß in Jonien, welcher nahe bei Kolophon in das Meer fiel und nach Pausanias das kühlste Wasser in Jonien hatte*). 2) ein Fluß in Unteritalien nahe bei Velia, dessen Gebiet er von den Lukanern trennte, auch Heles und Heletes genannt. Bei Vibius Sequester heißt er Alynthos. (*R.*)

HALES, eine engländische Familie aus Kent, wovon 2 Zweige den Baronettitel führen: aus dem ältern wurde 1611 Eduard, aus dem jüngern 1660 Thomas zu dieser Würde erhoben. Die meisten Glieder derselben haben sich durch ihre Treue gegen den König ausgezeichnet und waren von jeher strenge Torys. Der erste Hales, den die britischen Annalen aufführen, war Robert, ein Johanniterprior und Admiral unter König Edward III., wurde zum Schatzmeister von England 1381 erhoben, aber noch in demselben Jahre in dem Aufstande, den Wat Tyler erregte, ermordet. James war im Anfange des 16ten Jahrhunderts Baron Richter vom Exchequer, und der einzige seiner Collegen, der seine Unterschrift zu der Akte Heinrichs VIII., welche die Prinzessinnen Maria und Elisabeth von der Thronfolge ausschließen sollte, verweigerte. Edward, ein Enkel des Vorigen, hing treu an Karl I. und verließ deßhalb England, um in Frankreich einige Zeit vor der Restauration zu sterben. Edward, der Sohn des Vorigen, wurde von Jakob II. zum Mitgliede des geheimen Raths, zum ersten Lord der Admiralität, Guvernör der Fünfhäfen und vom Tower ernannt, wurde indeß in Anklagestand gesetzt, weil er die Eide of supremacy and allegiance nicht abgelegt, auch von den Assizen für schuldig erkannt, ob er gleich die Dispensation des Königs für sich hatte. Als die Revolution ausbrach, wurde er $1\frac{1}{2}$ Jahr lang in den Tower zur Haft gebracht; nach der Erledigung dieser Strafzeit ging er zu König Jakob, der ihn zum Grafen von Tendenden erhob. Er starb in Frankreich 1695, und sein ältester Sohn Edward fiel an der Seite seines Königs in der Schlacht am Boyne. (*G. Hassel.*)

HALES, Alexander von, (Alexander Halesius) ein berühmter scholastischer Theolog und Philosoph, der in einem Kloster in der Grafschaft Glocester, von welchem er seinen Namen hat, erzogen, und schon als Geistlicher angestellt, durch das Studium der Wissenschaften auf die blühende Universität Paris gezogen wurde. Er ward, ungeachtet ein Verbot die Franziskaner von akademischen Würden ausschloß, dennoch 1222 Doktor der Theologie zu Paris und trat um 1230 als berühmter Lehrer der Theologie auf. Er führte das in des Lombardus Sentenzen aufgestellte Lehrsystem durch philosophische Erläuterungen aus, und bediente sich in seinen Vorlesungen und Schriften einer strengen Form. Er stellte nämlich den Gegenstand der Untersuchung zuerst in Fragen auf, welche in Glieder oder Bestandtheile (membra), diese wieder durch neue Fragen in Artikel aufgelöst werden, führt dann die Gründe für oder wider eine Behauptung an, und entscheidet in der Auflösung (solutio) in Syllogismen nach Aristoteles und der kirchlichen Auctorität. Wegen dieser Methode nannte ihn Tiedemann[1]) den ersten scholastischen Philosophen. Richtiger aber beginnt man mit ihm die zweite Periode der Scholastik[2]), indem er die scholastische Methode nur modificirte, neben den kirchlichen Auctoritäten zuerst nach Aristoteles entschied, und sich streng syllogistischer Formen bediente. Die seinen Zeitgenossen imponirende Syllogistik erwarb ihm auch den Namen des doctor irrefragabilis. Nach Tiedemann[3]) trug er die Methode der scholastischen Theologie auch auf metaphysische Gegenstände über. Daß er übrigens auch die arabischen Philosophen benutzte, darin war er nicht der

†) Nach Gezelius, Adelung und der Biogr. univ.
*) *Paus.* VII, 5. VIII, 28.

1) Geist der speculativ. Philos. B. III. S. 337 ff. 2) S. Cramer Fortsetzung des Bossuet. VII. S. 161. 3) S. 339 a. a. O.

Erste; schon Mich. Scotus ging ihm darin voraus. Seine vorzüglichste Schrift ist seine Erklärung über das Lehrbuch des Lombarden, Summa theologiae, welche er im Auftrag des Papstes Innocenz IV. schrieb und welche seinen Ruhm gründete[4]). Der Commentar über Aristoteles Metaphysik wird ihm nicht mit voller Gewißheit beigelegt, wohl aber ein Commentar über dessen Bücher über die Seele[5]). Übrigens hat er auch exegetische Schriften (postillae in universa biblia) geschrieben. Er starb 1245[6]). (*A. Wendt.*)

HALES (John), ein englandischer Gottesgelehrter, in einem Dorfe unfern Bath in Sommersetshire 1584 aus einer geachteten Familie geboren. Seit seinem 13ten Jahre studirte er zu Orford mit Auszeichnung Humaniora, Philosophie, Theologie und kirchliche Alterthümer, gab bald Unterricht in der griechischen Sprache, und erhielt 1612 das öffentliche Lehramt derselben. Nach 6 Jahren legte er diese Stelle nieder, und begleitete den englandischen Gesandten Carleton als Kaplan nach dem Haag, zur Zeit der Dordrechter Synode, der er als Zuhörer beiwohnte, und über die er die zuverlässigsten und geheimsten Nachrichten sammelte. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer an dem Collegium zu Eton, und schloß hier einen engen Freundschaftsbund mit dem berühmten William Chillingworth (s. dies. Art. †)), dem er auch bei Verfertigung seines Buches: the religion of protestans behilflich war. Dieser Umgang, sein mildes Urtheil über die von einander abweichenden christlichen Religionsparteien, und seine Behauptung, daß es jeder Partei frei stände, die Schrift nach ihren Einsichten zu erklären, brachte ihn in den Verdacht des Socinianismus. Dieser Verdacht wurde noch verstärkt, da man ihn irrig für den Verfasser der 1633 erschienenen Schrift: Brevis disquisitio, an et quomodo vulgo dicti Evangelici Pontificios refutare queant, und einer andern, in demselben Geiste geschriebenen, Schrift hielt. Dessen ungeachtet verlieh ihm Karl I. 1640 ein Kanonikat zu Windsor, allein in neue Verdrießlichkeiten wurde er verwickelt, als 1642 ohne sein Wissen und Willen seine Schrift vom Schisma*) gedruckt wurde. Er zog sich dadurch in gleichem Grade den Unwillen der Episkopalen und der Römischkatholischen zu, und Beide zogen gegen ihn öffentlich zu Felde. Besonders tadelten seine Gegner, daß er behauptete, es seien Verschiedene, die man bisher für Ketzer gehalten, nur Schismatiker gewesen, z. B. die Arianer, und man könnte ihre Versammlungen, in Ermangelung der rechtgläubigen, unbedenklich besuchen, wenn sie nur in ihrer Liturgie nichts von ihren eigenthümlichen Lehrsätzen hätten einfließen lassen. Einen größern Nachtheil, als diese theologische Streitigkeit, brachte indessen dem Hales seine Anhänglichkeit an den König während der bürgerlichen Unruhen, die um diese Zeit ausbrachen. Das Parliament entzog ihm seine Stelle zu Eton und sein Kanonikat, und er gerieth dadurch in die äußerste Dürftigkeit. Eine Informatorstelle bei einer adeligen Dame mußte er verlassen, weil das Parliament bei Lebensstrafe verbot, einen Anhänger des Königs in sein Haus aufzunehmen. Die letzte Freistätte fand er bei der Witwe seines ehemaligen Bedienten zu Eton, bei der er am 19. Mai 1656 sein Leben schloß. Freunde und Feinde vereinigten sich in dem Lobe seiner sittlichen Tugenden, seiner Sanftmuth, Bescheidenheit, Wahrheitliebe und Gutthätigkeit, selbst bei eignen Bedrängnissen. Auch seine geistigen Vorzüge, seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Scharfsinn und sein richtiges, unbefangenes Urtheil wurden von allen Unparteiischen anerkannt, und erhellen aus seinen Schriften, von denen mehrere aus seinem Nachlasse gedruckt und von verschiedenen Gelehrten herausgegeben wurden: Works ed. *Pearson*. Lond. 1659 und 1673. Vol. II. 4; ed. III. 1688. 8. Der erste Theil enthält Predigten, und der zweite die 32 Briefe, welche Hales über die Dordrechter Synode an Carleton schrieb. Mosheim brachte diese interessanten Briefe in eine besondere Sammlung, und gab sie unter dem Titel heraus: *Halesii* historia concilii Dordraceni; latine vertit, variis observationibus et vita Halesii auxit. Hamb. 1724. 8. Verschiedene theologische Abhandlungen von ihm wurden 1677 unter dem Titel Several tracts zusammen gedruckt; auch hatte er Antheil an der großen Ausgabe des Chrysostomus, welche der Ritter H. Savilius 1612 in 8 Foliobänden herausgab**). (*Baur.*)

HALES (Stephan), Doktor der Theologie, als Physiker berühmt, war den 7. September 1617 zu Beelebourn in Kent aus einer adeligen Familie geboren. Er studirte zu Cambridge die Theologie, verband damit Mathematik und Naturkunde, und sein erfinderischer Geist leitete ihn schon damals auf die Verfertigung verschiedener nützlicher und sinnreicher Werkzeuge. Auch als Pfarrer von Teddington in Middlesex widmete er alle seine Mußestunden physikalischen Untersuchungen, und machte sich dadurch so vortheilhaft bekannt, daß ihn die kön. Societät zu London 1717 unter ihre Mitglieder aufnahm. Er bereicherte die Schriften derselben mit vielen wichtigen Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturgeschichte, der Land- und Hauswirthschaft, der Arzneikunde und Naturlehre. Unter andern lehrte er Korn, Fleisch, Fische und Wasser vor Fäulniß zu bewahren, das Seewasser zu destilliren[1]), Feuersbrünste zu hem-

4) Venet. 1475 f. Norimb. 1481 f. Bas. 1502. Ven. 1576, dann 1596 IV. Voll. f. Auszug b. Gram. a. a. O. S. 166 ff. 5) In libb. III. *Aristot.* de anima Oxon. 1481 f. 6) Über ihn *J. G. Hager* Comm. V. de Alexandro ab Ales, theologorum monarcha illiusque summa theologiae. Chemnit. 1750. 4. und Schröckh's Kirchengesch. XXXIX. S. 7 fgg.

†) Er befindet sich im XVI. Theile, S. 340, 341. (*St.*)

*) A tract concerning shisma and shismatiks; öfters gedruckt. Französisch nebst andern Abhandlungen von ihm in *Chillingworth* relig. protestante. T. III. 278.

**) Account of the life and writ of John Hales. Lond. 1719 8. (von des Maizeaux), La vie de Hales, vor Chillingworth's religion protestante. Amst. 1730. 12. Teutsche Acta erud. Pars 169. p. 72. Mem. de *Niceron* T. XXI. 159. *Chaufepié* Dict. *Wood* Athenae Oxon. T. II. 123.

1) Man sehe seine Physico-mechanical experiments. Lond. 1739. 8. und Account of a useful discovery to distille double the quantity of Seawater by blowing showers of air up trough the distilling liquor. Lond. 1756. 8. Vergl. Vogel's neue medicin. Bibl. 4 Bd. 170.

men, und erfand 1741 eine Maschine (Ventilator), durch welche man in eingeschlossenen Räumen, z. B. in Krankenzimmern, Spitälern, Gefängnissen, Bergwerken, auf Schiffen, die verdorbene Luft wegschaffen und durch frische Luft ersetzen kann [2]). Er kam auf diese Erfindung durch den Gedanken, daß der größte Theil der Schiffskrankheiten von der, zwischen den Verdecken eingeschlossenen, durch Athmen und Ausdünstung verdorbenen Luft herrühre. Die Versuche, welche man mit diesem neu erfundenen hales'schen Ventilator anstellte, waren so günstig, daß er nicht allein in England, sondern auch in Frankreich, mit dem größten Vortheile für Erhaltung der Gesundheit, eingeführt wurde. Aus Dankbarkeit nahm ihn daher die Akademie der Wissenschaften zu Paris 1753 unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Auch in seinem Vaterlande, wo ihm die Hochschule zu Oxford die theologische Doktorwürde ertheilte, hätte er leicht zu ansehnlichen Würden gelangen können, allein er zog die ländliche Ruhe und Stille dem äußern Glanze vor, und starb zu Teddington den 4. Januar 1761. Hales war als Geistlicher eine Zierde seines Amtes, und als Physiker der Ruhm seines Vaterlandes. Mit wahrhaft patriarchalischer Einfalt nahm er die Personen vom höchsten Range auf, die ihn in seinem Laboratorium besuchten. Seine beiden Hauptwerke sind: 1) Vegetable Staticks; or an account of some statical experiments on the sap in vegetables. Lond. 1727. 8. mit 19 Kupf.; the third edit. acc. Ejus Haemastatiks. Ib. 1753 und 1769. Vol. II. 8. Französisch von Buffon (dessen erste schriftstellerische Arbeit) Paris 1735. 4. mit Kpf., revue par *Sigaud de la Fond*. Ibid. 1779. 8. Teutsch mit Buffon's Erinnerungen und einer Vorrede von Wolff. Halle 1748. 4. m. Kpf. Italienisch von Maria Angiola Ardinghelli. Neap. 1756. 8. mit Kpf. Holländ. Amst. 1734. [3]) 2) Statikal essays, containing Haemastatiks, or an account of some hydraulik and hydrostatical experiments made in the blood and blood-vessels of animals. Lond. 1733 8. m. Kpf. Ed. IV. Ib. 1769. Vol. II. 8. Franz. verm. von Sauvages. Genf 1744. 4. Teutsch, Halle 1748. 4. Hales bemühte sich in diesem Werke, die Kraft des Herzens, deren Erklärung Hallern vorbehalten war, aus statischen Grundsätzen zu erläutern; allein Sprengel [4]) sagt: „sein Werk über die Statik des Blutes enthalte zwar manche sehr nützliche Entdeckungen, aber es sei auf ganz falschen Principien gegründet;" und Metzger [5]) behauptet: „es sei durch dieses Werk in der Physiologie mehr Irrthum als Licht verbreitet worden [6]). (*Baur.*)

Halesa, Haläsa (alte Geogr. v. Sicilien) s. Aläsa, Th. II. S. 308.

HALESIA, eine von Ellis so genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Styraceen, welche Linné und die meisten seiner Nachfolger zu der 11ten Klasse zählen. Michaux setzte sie aber mit Recht wegen der Verwachsung der Staubfäden in die 7te Ordnung (Polyandria) der 16ten Klasse. Den Namen erhielt sie nach Stephan Hales, einem britischen Geistlichen aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, welcher wichtige Untersuchungen über die Bewegung der Säfte in den Gewächsen angestellt, und in 2 Schriften, den vegetable statics und Haemastatics bekannt gemacht hatte. Der Charakter der Gattung Halesia besteht in einem vierzähnten Kelche, einer kelchförmig.n vierlappigen Corolle und einer unter dem Kelche stehenden vierwinkelig-geflügelten, vierfächerigen, viersamigen Steinfrucht. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind Sträucher, welche in Canada und Florida wachsen und eine ziemlich beträchtliche Höhe erlangen. 1) H. tetraptera L. (H. parviflora Mx) mit fast gleichen Fruchtflügeln. Die Früchte sollen wohlschmeckend seyn (*Houttuyn* III. p. 611); abgebildet in *Cav.* diss. t. 186 und *Lam.* illust. t. 404. 2) H. diptera L. mit 2 gegenüber stehenden größern und 2 kleinern Fruchtflügeln; abgebildet in *Cav.* diss. t. 187.*) (*Sprengel.*)

Halesion (alte Geogr.) s. Alezion, Th. III. S. 16.

HALESOWEN, ein Marktflecken in der engländischen Grafschaft Shrop, der außerhalb deren Gränzen zwischen Parzelm von Worcester und Stafford in einem angenehmen Thale belegen ist. Er ist gut gebaut, hat eine schöne Kirche und einen sehenswürdigen Thurm, 1010 Häuser und 6883 Einw., die einen Wochenmarkt halten und Fabriken von Nägeln und groben Eisenwaaren unterhalten. Vormals war hier eine Prämonstratenserabtei. Hier ist Shenstone 1714 geboren. (*G. Hassel.*)

HALESUS, ein altitalischer Heros, der nach Virgil [1]) die Osker und Aurunker dem Turnus zuführte. Virgil [2]) gibt ihm einen Wahrsager zum Vater, der sein Schicksal, in der Schlacht durch Evander seinen Tod zu finden, voraus sah und ihn deßwegen, so lange er lebte, in einem Walde erziehen ließ. Aber das Schicksal ging doch in Erfüllung. Andere Dichter machen ihn zu ei-

2) A treatise upon ventilators. Lond. um 1742. 8., öfter gedruckt; Französisch von Demours. Par. 1744. 12. m. 2 Kpf. S. Leipz. gel. Zeit. 1745. S. 227. 3) Das Werk enthält viele gründliche Versuche und scharfsinnige Bemerkungen über wichtige Gegenstände der Naturlehre, und Haller nennt es (Bibl. botan. Vol. II. 204) eximium opus et unicum, experimenta multa continens, quod inprimis transspirationem stirpium plene demonstravit. Der Versuche sind 144, die in 7 Kapitel abgetheilt sind. Die im ersten betreffen die Vielheit des Saftes, den die Pflanzen einziehen und ausduften; im zweiten die Stärke, womit die Bäume die Feuchtigkeit anziehen; im dritten die Kraft des Saftes in den Reben, wenn sie weinen; im vierten stehen diejenigen, welche nur die seitwärts gehende Lage der Saftgefäße. und den freien Lauf des Saftes aus den kleinen Zweigen in den Stamm, und aus diesem in jene zeigen; wobei der Umlauf desselben geläugnet, und nur ein Hin- und Hergehen zugelassen wird. Im fünften wird erwiesen, daß die Pflanzen viele Luft in sich ziehen. Das sechste untersucht die Luft, das siebente die Vegetation selbst, und der Anhang enthält allerlei hierher gehörige Bemerkungen.

4) Gesch. d. Arzneikunde, 4 Th. 110. 145. 5) Literärgesch. d. Medicin, 368. 6) Hist. de l'acad. des scienc. de Paris, an 1762 p. 197. und daraus in den Comment. Lips. Vol. XV. 453. *Saverien* histor. des philos. modern. T. VIII. 179. Biogr. univ. T. XIX. (von Lefebure-Cauchy).

*) S. Sprengel's syst. veget. III. p. 84.

1) Aen. VII, 724. 2) Aen. X, 417.

nem natürlichen Sohne und Wagenführer des Agamemnon, und lassen ihn nach dem Tode des letztern nach Italien gehen und die etruskische Stadt Falisci erbauen [3]). Wenn ihm daher Virgil [4]) den Beinamen Agamemnonius gibt, so kann dieß nur auf die frühere Ableitung seines Geschlechts gehen. Nach Silius Italicus [5]) bauete er Alsium in Etrurien. Es war überhaupt Sitte, alten italischen Städten einen griechischen Ursprung zu geben und hier führte der Name Falesi per Digamma Aeolicum am ersten auf Halesus. (*J. A. L. Richter.*)

Halesus, Haläsus (alte Geogr. von Sicilien), s. Aläsus. Th. II. S. 308.

HALESWORTH, ein Marktflecken in der engl. Shire Suffolk am Bligh nahe am Kanale vom Southwold, der die Umgegend mit London verbindet. Er besteht nur aus einer Straße, in deren Mitte der Marktplatz belegen ist, hat 1 Kirche, 262 Häuser und 1810 Einwohner, die 1 Wochenmarkt halten und nicht allein mit Hanf, der in der Nachbarschaft trefflich gedeihet, mit Korn, Butter und Käse handeln, sondern auch Worstedgarn für Norwich verfertigen und 1 Segeltuchfabrik und 1 Eisengießerei unterhalten. Es ist hier 1 Freischule und in der Nachbarschaft öffnet sich eine Heilquelle, die in Augenübeln gute Dienste leistet. (*G. Hassel.*)

HALETH, bezeichnet den Zustand der Verzückung, in welchem die Rüfajis, eine Art von Derwischen, sich der Probe des glühenden Eisens unterziehen. Sie gerathen bis zu diesem Grade von religiösem Wahnsinn erst in der 4ten Abtheilung ihrer wunderlichen, in den Augen des großen Haufens aber viel geltenden Übungen. Mehreres darüber siehe in dem Art. Rüfajis. (*A. G. Hoffmann.*)

HALEUS, ein Beiname, unter welchem Philoktetes nach vielem Umherschweifen dem Apollo bei Kroton einen Tempel bauete und ihm die Pfeile und den Bogen des Herakles widmete. (*J. A. L. Richter.*)

HALFAJA, HALWAIA, auch HOJILAH, eine Stadt auf einer Halbinsel des Nil, im afrikanischen Stat Sennaar unter 15° 45′ 54″ N. Br. 52° 49′ 15″ L. zwischen Sennaar und Schendy belegen. Ein nicht unbedeutender Ort, den Burkhardt besucht hat: er wird von Schilluks bewohnt, die eine Art Zeuge oder Dammur aus Baumwolle weben. Die Umgegend ist fruchtbar an Durrah und andern Erzeugnissen Nubiens; die Ufer des Stroms sind mit Akazienwäldern geschmückt. (*H.*)

Halfdan Einarson, s. Einari.

HALFLEUTE, sind die Vorspänner, welche die Schiffe auf Flüssen mit ihren Pferden stromaufwärts ziehen. Nach den neuern Statsverträgen ist für die Elbe und Weser festgesetzt, daß für sie die Uferwege (Leinpfade) stets in gutem Stande erhalten werden sollen; am Rheinufer wird jede Hinderung derselben bestraft. Beschädigungen, die sie auf dem Ufer verschulden, werden an der Weser nach manchen Ortsgewohnheiten durch sie begleitende Taxatoren (Achtsleute), welche jedoch durch dieses Begleiten keine Ausgabe oder Aufenthalt verursachen dürfen, alsbald abgeschätzt und erledigt; auf der Elbe sind dergleichen Irrungen an bestimmte Gerichte, nahe bei den Zollstätten, zur summarischen Verhandlung gewiesen*) (*Emminghaus.*)

HALFMOON, der Namen von 2 westindischen Baien, wovon die eine auf der Westküste von Jamaika, ½ Meile im N. der Orangebai, und die zweite auf der N. O. Küste von St. Christopher, ¾ Meilen im S. O. von Ragged Point belegen ist. — Auch heißen so mit dem Zunamen Kay 3 kleine Eilande: eins auf der Südküste von Jamaika, ¾ Meilen im O. N. O. von Portland Point, die beiden andern in der Bai von Honduras, das erste unter 17° 10′, das zweite unter 16° 30′ N. Br. (*G. Hassel.*)

HALFPENNY, HALFPENCE, eine kleine britische Kupfermünze, die sowohl in England als Irland 2 Forthing enthält und nach teutschem Gelde $1\frac{7}{8}$ Kreuzer oder 4 sächsische Pfennige werth ist. Sie wurde bis auf die neuesten Zeiten, wie alle engländische Münzen, im Tower geprägt, wird aber jetzt meistens den Dampfmünzen in Commission gegeben. (*H.*)

HALFTER, ist eine Art Zaum ohne Gebiß, womit man die Pferde im Stalle anbindet. Die Halfter besteht aus einem Nußband, zwei Backenstücken, woran außer zwei Trägern auch auf jeder Seite ein Ring eingenäht ist, worein die Kette gehängt wird, dem Hauptgestelle, auch einem Stirnbande und Kehlriemen; beide letztern werden aber öfters weggelassen. Es gibt auch Halftern, welche nur einen Ring, und zwar unten am Kinn haben. Diese dienen aber nur alsdann, wenn man das Pferd einfach oder ganz kurz anbinden will, um das Verwickeln in die Halfter zu verhüten. Außer den Halftern von Leder verfertigen die Seiler dergleichen aus Gurten, welche Art unter dem Namen Kuppelhalfter oder Judenhalfter überall bekannt ist; auch werden sie von Seilen, Stricken und Roßhaaren gemacht. Von allen diesen Arten Halftern aber werden die Pferde gerne am Kopf wund. Am besten und dauerhaftesten sind die ledernen. Die Hauptsache bei einer gut gemachten Halfter ist, daß ihr Bestandtheil starkes aber doch geschmeidiges Leder und dieß nicht zusammen gestückelt, sondern aus dem Vollen geschnitten ist. (*Schilling.*)

HALFTERKETTE, ist eine etwa zwei Ellen lange Kette, welche in der Mitte mit einem Wirbel und an beiden Seiten mit einem Knebel versehen ist, wovon der eine durch einen an der Krippe befindlichen Ring, der andere aber durch die an der Halfter befindlichen eisernen Ringe gesteckt wird, wodurch das Pferd im Stalle befestigt ist. (*Schilling.*)

HALFWAY, ein Australeiland in der Torresstraße zwischen dem Australlande und Neuguinea unter 10° 8′ S. Br. und 160° 57′ 40″ L., zu den niedrigen Inseln gehörig und in einem Korallenriffe versteckt, aus welchem es vielleicht erst neuerdings hervorgegan-

3) *Ovid.* Fast. IV, 73 etc. Amor. III, 13, 31. *Solin.* 8. *Serv.* ad Aen. VII, 695. 4) Aen. VII, 724. 5) VIII, 476.

*) S. mein Corp. Jur. Germ. Th. II. S. 594. 731. 739.

gen ist. Es ist ein Bestandtheil von Clarence's Archipel. Flinders, der es 1802 besuchte, fand darauf kein frisches Wasser, wohl aber Pandanus, Schildkröten und Riesenmuscheln. *(G. Hassel.)*

HALI, eine kleine Stadt im Beled el Haram der arabischen Landschaft Hedschaz. Sie liegt 18° 36′ N. Br. unter dem gleichnamigen Vorgebirge am rothen Meere, hat ein kleines Kastell und macht einen Gränzort gegen Jemen aus. Die Wahabiten hatten sie eine Zeit lang besetzt, welchen sie indeß der Pascha von Ägypten abnahm, und unbekannt ist es, ob sie jetzt unter einem eignen Scheikh steht oder Einem der benachbarten gehorcht. Ihr Handel war nie von Bedeutung. *(G. Hassel.)*

HALI ABBAS, s. Ali Ebn Abbas al Magiusi. Th. III. S. 121.

HALI ABUL HASSAN SAIPHEDDIN AL AMEDI, von seiner Geburtsstadt Amed oder Diarbekir so genannt, ein Astrolog, starb im Jahre der Hedschra 762 (1360 n. Chr.) und hinterließ: Ekhâm al akhâm (Gericht der Gerichte über die Sterndeuterkunst) und Bassirat (über die Erklärung der Träume). *(Huschke.)*

HALI AL TARABULSI, ein arabischer Arzt, erhielt seinen Beinamen von seiner Geburtsstadt Tripolis, wo er gegen das Jahr der Hedschra 616 (1219 n. Chr.) lebte. Hinterlassen hat er ein medicinisch = chemisches Werk: Zinat al hachim (Zierde des Weisen) betitelt, welches in 4 Abtheilungen von den Mineralien und deren Bereitung zum Gebrauch für die Heilkunde, vom Nutzen der Theile des Körpers nach Galens Ansichten, vom Stein der Weisen und von andern mystischen Narrheiten handelt; das Manuscript befindet sich in der Florenzer Bibliothek. *(Huschke.)*

Hali Bascha, s. Ali Pascha Bd. III. S. 122. 123.

HALI BEG, (besser als ALI BEG, unter welchem Namen er im Jöcher und Adelung vorkommt), ein gelehrter Dragoman der Pforte, ein Renegat, der aus Lemberg in Polen gebürtig, mit seinem Christennamen Albert Bobowsky hieß, jung von den Tataren weggeschleppt und nach Istambul verkauft wurde, wo er zur Religionsvertauschung bewogen ward. Da er ein besonders Talent besaß, Sprachen zu erlernen, wie er denn deren 17, wann auch nicht fertig geredet, doch verstanden haben soll, so kam er bald in die Kanzlei des Statssekretariats, wurde Dragoman, zuletzt erster Dragoman der Pforte, als welcher er 1675 starb. Er war ein redlicher biedrer Mann, der im Herzen stets der Religion, in welcher er geboren war, ergeben blieb und für seine ehemaligen Glaubensbrüder so Vieles that, als sich mit seinen Pflichten vertrug. Von seinen Schriften ist bloß ein Werk über die Liturgie der Osmanen und die Pilgerreisen nach Mecka, das er auf Verlangen des Dr. Thom. Schmidt bei dessen Aufenthalte in Istambul schrieb, in die Hände des Dr. Hyde gerathen und von demselben aus dem Osmanischen in das Lateinische übersetzt und seine itinera mundi ab Abrahamo Peritsol. Oxon. 1691 beigefügt: aber bekannt ist, daß er dem Consul Ricaut die hauptsächlichsten Materialien zu dessen statistischem Werke über das osmanische Reich geliefert hat. Auch sind in Handschrift von ihm vorhanden: eine osmanische Grammatik und Wörterbuch, eine Übersetzung von Comenii janua linguarum und dialogi turcico-gallici (beide auf der Pariser Bibliothek) u. a.*) *(H.)*

HALI BEN DAVID, Arzt, Geometer und berühmter Dichter, starb gegen das Jahr der Hedschra 530 (1135 n. Chr.) in Ägypten und hinterließ einen Auszug aus Mahomet ben Zacharia's Werk: al havi (über die Arzneiwissenschaft); das Manuscript befindet sich in der Florenzer Bibliothek. *(Huschke.)*

HALI BEN REDHUAN, (nach Adelung ein und derselbe mit Hali ben Mose und Hali ben Rizuan oder Rodoham), starb als berühmter Arzt zu Thus in Persien am zu starken Genuß von Weintrauben im Jahre der Hedschra 203 (818 n. Chr.), war ein eifriger Anhänger Galens und schrieb mehrere Werke zur Erläuterung von dessen Schriften, nämlich über die Ars parva medica, wovon das Manuscript sich in der Madrider Bibliothek befindet, das aber mehrere Male lateinisch erschien: Venedig 1496. fol. Pavia 1501. fol. und Lyon 1516. 8.; ins Hebräische übersetzte es der Rabbine Judas. Zwei andere Manuscripte, Commentare über Galens Schriften: de sectis und ad Glaucoma de medendi methodo, besitzt gleichfalls die Madrider Bibliothek. Sein Werk: epistola s. tractatus aureus de medicina ist als Manuscript auf der Florenzer Bibliothek zu finden, wovon der Rabbine Kalonymus mehrere Abschnitte ins Lateinische übersetzte, die aber noch als Manuscript auf der Leidner Bibliothek liegen. *(Huschke.)*

HALIA, 1) eine der Nereiden. 2) Die Schwester der Telchinen, welche vom Poseidon 6 Söhne und die Rhodos gebar. Als diese Söhne der Aphrodite die Landung auf Rhodos verwehrten, bestrafte sie die Göttinn mit Raserei, so daß sie über die eigene Mutter herfielen. Da verbarg sie Poseidon in die Erde und machte sie zu Dämonen; Halia aber, die sich ins Meer stürzte, ward zur Göttinn Leukothea. *(J. A. L. Richter.)*

HALIA, bei Pausan. Halike, eine alte Stadt in der peloponnesischen Landschaft Argolis, an einer Bai vor dem Gebirge Struthuns. Sie hatte den Namen von dem vornehmsten Gewerbe ihrer Einwohner, der Fischerei, war aber zu Pausanias Zeiten nicht mehr vorhanden oder doch zu einem armseligen Dorfe herabgesunken, das Reichardt (Tab. VI.) in dem heutigen Haliza wieder findet. Verg. auch den Art. Halieis. *(H.)*

HALIA (*Ἁλία*), der gewöhnliche Name der Volksversammlung bei den Dorern, was später und anderswo *ἀγορά* †).

In Rhodos hießen die feierlichen Spiele, welche zu Ehren des Sonnengottes (Halios nach dorischem Dialekt)

*) Vergl. mit Jöcher und Adelung, so wie *Spon* voy. en Italie und Baumgartens Hall. Bibl. und Nachr. von merkwürdigen Büchern.

†) C. O. Müller's Dorier. B. II. S. 86.

am 24sten Tage des Monats Gorpiaea (des Boedromion der Athener) begangen wurden, Halia oder auch Alia. Männer und Knaben waren Kämpfer, und der Preis ein Kranz von Pappeln. Der Sonnentempel auf Rhodos hieß auch Halion, welches um so deutlicher die Herleitung dieser Spiele von Ἅλς, das Meer, widerlegt ††). (*R.*)

HALIAETUS (Ornith.), ein Name, welchen die Griechen einer Adlerart gegeben haben, welche das Meeresufer niemals verläßt. Aber einige Naturforscher haben den Balbuzard, falco haliaëtus *Linn.*, so benannt, eine Falkenart, die sich mehr an den Ufern der Flüsse als am Gestade des Meers aufhält. Savigny, welcher in seinem Systême des oiseaux d'Egypte et de Syrie dem Balbuzard den generischen Namen pandion beilegt, hat den Namen haliaëtus, welchen er haliaeetus schreibt, für den Seeadler adoptirt, der von Oken als Falco ossifragus, Fisch-, Seeadler, Melanaëtus, Glaucopis, leucocephalus, albicaudus, Albicilla, Pygargus beschrieben wird. Indeß ist die Charakteristik, welche Savigny gegeben hat, von Cuvier und Vieillot angenommen. Aber Oken beschreibt den falco haliaëtus, arundinaceus, carolinensis, Flußadler, Moosweih, Fischaar, Baldbußaar, Osperi so: 2' lang, dunkelbraun, unten weiß, mit einzelnen braunen, pfeilförmigen Flecken, Wirbel weiß, Schwanz weiß gebändert, Schnabel 2" lang, kaum Zahn, keine Hosen, wenig über die Ferse (Knie) befiedert, brauner Ohrenstreif, Sohlen von Warzen rauh, Scheitel- und Nackenfedern abgerieben vom Untertauchen. Überall, bei uns an Seen, Teichen nicht selten, Zugvogel, frißt bloß Fische des süßen Wassers, Karpfen, Hechte, Forellen von 6 Pfd, fängt sie mit den Klauen, schwebt hoch überm Wasser, gewöhnlich um 8 und 12 Uhr, schreit Krauh krauh! und Kaih kaih! Nistet auf den höchsten Bäumen, wird zum Fischfang abgerichtet. (*W. L. Brehme.*)

HALIAKMON, Ἁλιάκμων, ein Fluß des alten Makedonia an den Gränzen Thessalia's, der sich in die thermäische Bai stürzte. Er entströmt zwar den Wurzeln des die hellenische Halbinsel in der Mitte durchziehenden Gebirgs, hat aber nur eine geringe Wassermasse, und heißt heutiges Tags Indschekara. (*G. Hassel.*)

HALIARTOS (Ἁλίαρτος), Sohn des Thersander und Enkel des Sisyphos, Erbauer der Stadt Haliartos in Böotien. (*J. A. L. Richter.*)

HALIARTOS, eine alte böotische Stadt, welche auch ein Gebiet Haliartia benennt. Dieses gränzte in Westen an die Thebais, in Norden an die Thespier, und in Osten an Koroneia. Schon Homer kennt das in einer fruchtbaren Gegend gelegene Haliartos [1]). Nach Pausanias [2]) gehörte es ursprünglich zu dem Reiche Orchomenos und war der Sitz eines eigenen Fürsten. Im persischen Kriege zerstörte es Xerxes, weil es der griechischen Sache treu blieb; jedoch scheint es sich bald wieder erhoben zu haben, und Thukydides führt es als eine wichtige Stadt an [3]). Unter seinen Mauern fiel Lysander in der bekannten Schlacht. Seinen völligen Untergang fand Haliartos in den Kriegen der Römer gegen den Perseus, an dessen Partei es fest gehalten hatte. Den Feldbezirk schenkten die Römer nach Zerstörung der Stadt den Athenern [4]).

Haliartos lag in einer engen Ebene zwischen dem See Kopais und einem Berge, nicht weit vom Ausflusse des vereinigten Permessos und Olmeios [5]). Nach Pausanias fließt das Flüßchen Lophis durch Haliartia. Da demnach der Ort zwischen den Flüssen Hoplites und Olmeios zu suchen ist, unter dem Abhange des von dem Helikon nach dem Meere vorspringenden Orchalides, so sind die Ruinen, welche Gell [6]) bei Mazi gefunden hat, gewiß Überbleibsel des alten Haliartos. (*R.*)

Halicanum, alte Geogr., s. Alicanum Th. III. S. 123.

HALICORE, (mammalogisch), ein Name, welcher Meerjungfer bedeutet, (von ἅλς das Meer und κόρη die Jungfer) und welchen Illiger der Gattung gegeben hat, die aus der einzigen Species Gung, Dugung besteht.

Dieses Thier hat die allgemeine Organisation der cetacea; es hat keine Hinterfüße; sein Schwanz endigt sich in eine horizontale Schwimmflosse; seine vorderen Glieder sind, ob sie gleich innerlich dieselben wesentliche Theile haben, woraus die Glieder der Säugethiere bestehen, so von der Haut eingehüllt, daß sie in wahre Schwimmflossen verwandelt sind. Der Hals ist so kurz, daß der Kopf nicht vom Leibe getrennt zu seyn scheint. Aber die Dugunge respiriren nicht durch Luftlöcher; ihre Lippen sind mit Schnurren besetzt. Auf ihrer Haut entwickeln sich einzelne Haare und in den zwei Kinnladen haben sie Backzähne, mit platter Krone, was sie von den eigentlichen cetacea wesentlich unterscheidet. Auch bilden sie in dieser Ordnung mit den Lamantinen und den stellariae die Abtheilung der cetacea herbivora, welche von Cuvier aufgestellt worden ist. Ihre Oberkinnlade, welche sich an ihrem Ende nach unten auf die Unterkinnlade umbiegt, hat zwei Schneidezähne, welche, da sie nicht anderen Zähnen gegenüber stehen, sich ohne Widerstand entwickeln und wahre Hauer werden. Oken stellt dieses Thier in der ersten Ordnung seiner achten Klasse neben den Lamantinen und behauptet, daß der Gung nichts Anderes als ein Lamantin mit Vorderzähnen und einem Gabel- oder Mondschwanz sei.

Die unter dem Namen Trichecus Dugong (*Gmel.*, *Renard*, Poissons des Indes, Taf. 34, Fig. 180) der asiatische Silch (*Oken*) bekannte einzige Species dieser Gattung hat einen Kopf, welcher nach oben gerundet, von der Stirn bis zur Schnauze schief ist, und durch eine vertikale Schnauze, welche ihn endigt, scharf abgeschnitten wird. Dieser Theil des Gesichts wird von der Oberlippe gebildet, welche auf jeder Seite des Mundes

††) *Schol. Pind.* Ol. 7.
1) Il. II, 504. 2) *Paus.* IX, 29 u. 32.
3) *Thucyd.* IV, 93. 4) *Strabo* IX, 624 u. 631. *Liv.* XLII, 44. 5) *Strabo* l. c. 6) Itin. of Greece. p. 124.

hängt, und die zwei breite und bewegliche Lippen bildet, welche nach vorn viereckig, nach unten gerundet sind und auf der Seite einen Theil des Unterkiefers bedecken. Diese Lippen sind mit kleinen hornartigen Stacheln ungefähr von der Länge eines Zolls besetzt, welche ohne Zweifel Schnuren, Fühlorgane sind. Sie lassen einen Ausschnitt vor dem Oberkiefer zwischen sich, welcher das Ende des Unterkiefers aufnimmt, über welchen man auf jeder Seite die Spitze der Hauer sieht. Das Innere dieser Lippen ist mit hornartigen Warzen besetzt, welche das Thier, wie man vermuthet, zum Herausausziehen des Meergrases anwendet, von welchem es sich nährt. Die Nasenlöcher bilden zwei kegellinige Spalten, welche sich an dem oberen Ende der Schnauze einander nähern. Die Öffnung des Ohrs ist sehr klein und von einer äußeren concha nicht begleitet. Die Augen sind einfach und klein. Die Schwimmflossen zeigen keine Spur von Nägeln; nur sind sie unten nahe an ihrem vordern Rande mit warzenartigen Callositäten besetzt. Der Schwanz ist horizontal, halbmondsförmig ausgeschnitten. Der Körper ist an seiner Mitte breiter als an seinen Enden, und die Seite des Schwanzes ist dünner als die entgegen gesetzte Seite. Die Haut ist glatt, blau, unten weiß, und hat einzelne Haare. Das Fleisch dieses Thieres schmeckt wie Rindfleisch. Das eigentliche Geburtsland sind die Küsten des indischen Meeres, besonders gegen die Philippinen und die südlichen Inseln. Wahrscheinlich hat das Thier die Sage von Meerfräuleinen oder Sirenen veranlaßt, und kann auch allein den Alten bekannt gewesen seyn, als welche wohl mit Indien, nicht aber mit Amerika und Kamtschatka in Verkehr standen. Eben so hat man die Zähne desselben für Nilpferdszähne angesehen, und geglaubt, dieses käme auch in Ostindien, auf den Molucken, Sumatra vor. Ein bei Singapour gefangenes Individuum, dessen Beschreibung und Anatomie Diard und Duvaucel geliefert haben, war 7 Fuß lang. Sie haben in dem Fleische auf jeder Seite vor dem achten Lendenwirbelbein zwei schmale und platte Knochen, d. h. Rudimente des Beckens gefunden. Die Wirbelbeine des Individuum waren 52 und seine Rippen 36 an der Zahl. Die Ventrikel des Herzens waren an ihrem Ursprunge von einander getrennt; die Lungen waren nicht in lobi getheilt, und die trachea war unmittelbar unter der larynx in zwei Theile getheilt. Die Leber war in zwei breite lobi getheilt und die Gallenblase war von einem kleineren lobus bedeckt, welcher die Form einer Zunge hatte. Die Nieren waren groß und die Harnblase konnte sich beträchtlich ausdehnen.

Das Thier hatte zwei Magen. Der zweite war kleiner als der erste und an seiner Mündung waren zwei konische Blutdärme. Die glans penis hatte zwei gefaltete, große und aus einander stehende labia, zwischen welchen ein konisches Tuberkel heraus trat, welches an seiner Spitze von dem orificium urethrae durchbohrt war. Dieser penis war lang, dick und in einem etwas hervorragenden Schlauch enthalten.

Die Malaien nennen dieses Thier Douyong und schätzen sein Fleisch so sehr, daß es für die Tafel der Sultane und der Radschas vorbehalten wird.

(*W. L. Brehme.*)

HALICYÄ, HALIKYÄ (Ἀλικύαι), eine beträchtliche Stadt der Karthaginenser im westlichen Sicilien, deren Lage nicht genau bestimmt ist. Stephanos setzt sie zwischen Entella und Lilybäum, also nicht weit von den Quellen des kleinen Flusses Halykos. Dieser westliche Halykos, ein unbedeutender Küstenfluß, bei welchem im ersten punischen Kriege die Karthaginenser die römische Flotte beobachteten, darf nicht mit dem größern Halykos verwechselt werden, welcher sich auf der Südküste Siciliens, westlich von Agrigentum, dicht bei Heraklea, in das Meer ergießt. Der östliche Halykos, jetzt Platani, kommt von dem nebrodischen Gebirge herab und hat von der Beimischung salziger Quellen, im ersten Theile seines Laufes den Namen Ἅλυκος. In den Friedensschlüssen der Karthaginenser und Syrakusaner, unter Dionysios, Timoleon und Agathokles, diente er gewöhnlich als Gränzbestimmung und ist überhaupt einer der bedeutendsten Flüsse des südlichen Siciliens*).

Was die Stadt Halicyä betrifft, so wäre sie, nach der obigen Bestimmung, zwischen Bona und Entella zu suchen. Als Stadt der Karthaginenser wurde sie oft von den Syrakusanern angegriffen, ein Zeichen, daß sie nicht unbedeutend war. So erhielt sie sich auch lange, und Cicero noch zählt die Halicyenses unter die freien und tributlosen Bewohner Siciliens**). (*W. Müller.*)

HALICZ, HALITSCH, das ist das Königreich Galizien, s. Galizien in geographischer, statistischer und historischer Hinsicht.

HALICZ, HALITSCH, HALICIA, Stadt im Königreich Galizien, im Stryer Kreise, am Flusse Dniester, mit dem sich hier die Wislowa vereinigt, unter 49° 13' nördl. Breite, mit einer römisch-katholischen und einer griechischen Pfarre, zwei Klöstern, zwei Synagogen, einer kathol. Trivialschule, einem Postwechsel, 1800 Einwohnern, reichen Salzquellen, ehemals eine wichtige Stadt und die Hauptstadt von Galizien, jetzt unbedeutend. Hier wohnen viele Juden von der Sekte der Karaiten. Auf einer steilen Anhöhe liegen die Ruinen eines alten Bergschlosses, welches die ehemalige Residenz der alten Beherrscher von Galizien war, und von welchem die ganze Landschaft Halicz (Halitsch, Halizien, Galizien) seinen Namen erhielt. (*Rumy.*)

HALICZER LANDSCHAFT, HALITSCHER LAND, polnisch Halicka, (spr. Halitzka) Ziemia, machte ehemals einen Theil von Kleinpolen aus, und wurde auch Rothreußen genannt. Der südöstliche Theil des Landes führte den Namen Pokutien. Im J. 1186 erhielt diese Landschaft der ungarnsche König Bela III. Unter Emerich dem Könige von Ungarn kam sie im J. 1198 wieder an Polen und wurde mit diesem Königreiche 1392 förmlich vereinigt. Unter polischer

*) *Diod.* XV, 17. XVI. 82. XIX, 70. 72. **) *Diod.* XIV, 55. XXII, 7. *Cicero* in Verr. II, 33. Vgl. Mannert. Th. II, 444 u. 363.

Herrschaft war diese Landschaft in drei Distrikte getheilt, den Halitscher, Kolominsker und Trembowolsker. Als das Haus Östreich Galizien, auf die Ansprüche des Königreichs Ungarn sich stützend (welche Benczur zu Preßburg in einer scharfsinnigen publicistischen Schrift erörterte), in Besitz nahm, wurde das eigentliche Halitscher Land zu einem Kreise gemacht, welcher aber den Namen Stryer Kreis erhielt. *(Rumy.)*

HALIDRYS. Eine von Lyngbye †) aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Algen, welche Agardh verwirft. Nach dessen Syst. Alg. gehört die erstre Art H. nodosa *Lyngb.* zu der Linnéschen Gattung fucus, die zweite H. siliquosa zu der Gattung cystoseira *Ag.* *(Sprengel.)*

HALIEIS (ἁλιεῖς, eigentlich Fischer). Name der Bewohner des ganzen Küstenstrichs zu beiden Seiten des Vorgebirges Struthuns, welcher Halia hieß. (Vgl. oben Halia S. 249 dies. Bandes). Zwar soll, nach Strabons Angabe (VIII, 73.) die ganze Küste des Gebietes von Hermione, diesen Namen geführt haben. Diese Halieis sind, nach Stephanos aus Byzanz Behauptung, ursprünglich vertriebene Tirynthier gewesen. *(R.)*

HALIFAX, 1) Marktflecken im West Riding der engl. Grafsch. York und in einem tiefen Thale, durch das der Calder in der Entfernung von ⅔ Meilen strömt. Ein Ort, welcher sich in den neuern Zeiten ungemein gehoben hat: 1443 standen hier erst 13 Hütten, jetzt erhebt sich auf derselben Stelle eine Stadt, die zwar bei einer ungünstigen Lokalität nur enge, krumme Straßen, aber die schönsten steinernen Gebäude, 1 alte Haupt- und 1 andre moderne Pfarrkirche im griechischen Geschmacke, 7 Bethäuser für Dissenters, 1 Krankenhaus, 1 Freischule, 1 Theater, gegen 2000 Privathäuser und 12,036 Einw. hat, die 1 Jahr- und 2 stark besuchte Märkte halten. Halifax ist ein Hauptmarkt für dünne wollne Zeuge, Chalons und Sergen; man rechnet, daß jährlich allein 100,000 Stück Chalons in der großen Halle ausgestellt werden und ihren meisten Absatz in der Levante finden. Allein nicht bloß wollene Zeuge werden gewebt, sondern auch alles Garn dazu gesponnen, und in neuern Zeiten haben auch die Baumwollenmanufakturen einen großen Umfang gewonnen. Auch verfertigt man Spitzen, bauet Kardendisteln, und sendet große Ladungen von Mauersteinen aus den nahen Steinbrüchen nach London. Überhaupt herrscht hier das regste Leben und Thätigkeit: durch den Calderkanal steht Halifax mit Hale und dem O., durch den Rochdalekanal mit Liverpool, Manchester und dem W. Englands in unmittelbarer Berührung. Die ganze Umgegend theilt sich ebenfalls in die Fabriken von Halifax: das weitläufige Kirchspiel, zu welchem 26 Dörfer und eine Menge von einzelnen Höfen gehören, zählte 1811 nicht weniger als 73,515 Zubehörige. 2) Eine Grafschaft des britischen Gouvern. Neuscotland, im N. mit dem Lorenzgolfe und Sidney, im O. mit dem Oceane, im S. mit Lüneburg, im S. W. mit Kings, im W. mit Haut, im N. W. mit den Bason of Minas und Cumberland gränzend. Sie hat die Schebuktubai, den Halifaxhafen und mehrere geringere Buchten, wird von verschiedenen Flüssen durchschnitten und ist der beste und angebauteste Theil von Neuscotland, obgleich das Gestade sandig, und mehr als ¾ noch mit ungeheuern Waldungen bestanden sind. Man findet hier die Stadt Halifax und die Ortschaften Londonderry, Truro, Onslow, Colchester, Lawrence, Southamton, Canso und Tinmouth, 1815 zusammen mit 27,220 Einw. 3) Die Hauptstadt vorgedachter Grafschaft und von ganz Neuscotland, der Sitz des Gouverneurs, des Raths und der Assembly, eines Provinzialcourth, eines Episkopabischofs und eines Scheriffs. Sie breitet sich N. Br. 44° 44′ L. 314° 4′ am Halifaxhafen der Schebuktubai und an der Mündung des Sandwich aus, ist mit Palisaden eingefaßt und wird in die Stadt und die beiden Vorstädte abgetheilt. Jene hat die Kathedrale, 4 Bethäuser für Dissenters, das Provinzialhaus, den bischöflichen Palast, die Cityhall, 1 Collegium, seit 1820 einige andre Schulen, 1 Hospital: in der südlichen Vorstadt steht der Gouvernementspalast und hat vor sich eine Batterie, die mit dem Fort George den Hafen beschützt, in der nördlichen das königl. Schiffswerft mit der Docke, ihre 1800 Häuser sind mit wenigen Ausnahmen von Holze; die Zahl der Einwohner 1820 16,254, die sich von Gewerben, Fischerei und Handel nähren. Halifax macht den Haupthafen des Landes: ihn besuchen nicht bloß britische, sondern auch nordamerikanische Schiffe. 1823 wurden auf britischen Schiffen 2,170,140 Guld. Waaren eingeführt, und die Zollabgaben ertrugen 388,855 Guld. An nordamerik. Schiffen waren 186 mit 16,410 Tonnen ein- und 197 mit 18,838 Tonnen ausklarirt. Die Ausfuhr beruhet hauptsächlich auf Fischen, Pflastersteinen, Schiffbauholze, Masten und Steinkohlen. Der Hafen ist vortrefflich, kann über 1000 Schiffe fassen und steht das ganze Jahr offen, daher hier ein Theil der königl. Flotte stationirt ist. Aber die Umgegend ist dürr, steinig und wenig angebauet (nach der gener. descripcion of Nova Scotia. Halif. 1823. 4) Eine Grafschaft des nordamerik. Stats Nordcarolina am Roanoke und Fisching, 1820 mit 17,237 Einw., worunter 11,001 Sklaven. Der Hauptort Halifax liegt unter den Höhlen des Roanoke, ist regelmäßig angelegt und zählt etwa 500 Einw., die einigen Handel treiben. 5) Eine Grafschaft im nordamerik. State Virginia, 1820 mit 19,560 Einw., worunter 9660 Sklaven. Sie unterhält starken Reisbau; das Gerichtshaus steht noch isolirt. 6) Eine Bai an der Nordostküste des Australkontinents unter 18° 49′ S. Br., noch nicht hinlänglich untersucht. *(G. Hassel.)*

HALIFAX (Sir George Saville, Marquis von), ein britischer Statsmann, der aus einer alten edlen Familie in Yorkshire abstammte, 1630 geboren war und während der Revolution stets im königlichen Interesse war, auch einen sehr thätigen Antheil an der Restauration König Karls II. hatte. Dankbar ernannte ihn der Monarch 1668 zum Lord Saville von Eland, und gab ihm 1672 einen Sitz im geheimen Rathe, wo er sich so-

†) Tentam. Hydro-phytologiae Dan. p. 87.

gleich an Schaftsbury anschloß und in die bekannte Cabale trat, indeß mit den übrigen Mitgliedern dieses Ministeriums, welches der engländischen Constitution und dem Protestantismus den Untergang drohte, nicht ganz einverstanden war. Indeß war er es doch, der mit Bukingham und Arlington jenen geheimen Bund mit Frankreich zu Stande brachte, der Mitwirkung zu jenem Zwecke und Beistand gegen Holland bedingte. 1679 wurde er zum Grafen und Marquis von Halifax erhoben. Aber dem raschen Jakob II. war doch der Marquis viel zu bedächtlich, und viel zu sehr Protestant: er entfernte ihn daher aus dem Ministerium und geheime Rathe bei seinem Regirungsantritte 1685, welches zur Folge hatte, daß er nun zu der Opposition übertrat und bis an seinen Tod 1695 derselben treu blieb. Sein Bild im Crabb*). (*G. Hassel.*)

HALIFAX (Charles Montague Earl of), ein engländischer Statsmann, welcher sich auch als Dichter und als Mäcenas schöner Geister einen Namen erworben hat, war den 16. April 1661 zu Honton in Northamptonshire geboren, der vierte Sohn des George Montague, Grafen von Northampton. Schon auf der Westminsterschule soll er Proben seines Improvisatortalents durch einige Epigramme gegeben haben, und in Cambridge, wo er unter andern mit dem großen Newton eine innige Freundschaft schloß, studirte er vorzüglich die alten Klassiker und nährte und bildete dadurch seinen eigenen poetischen Geschmack. Ein Gedicht auf den Tod des Königs Karl II. gewann ihm die Gönnerschaft des Grafen von Dorset, welcher ihn nach London einlud und ihn hier nicht allein in das politische Leben hinein zog, sondern auch in den damals herrschenden Kreis der Gelehrten und Schöngeister einführte. Montague begründete sein junges Glück durch die Heirath mit der verwitweten Gräfinn von Manchester und durch die Mitunterzeichnung der Berufung des Prinzen von Oranien zum engländischen Throne. Er wurde Mitglied der so genannten Convention, und König Wilhelm, um den Eifer zu belohnen, den er für ihn gezeigt hatte, gab ihm auf den Antrag des Grafen von Dorset eine Pension von 500 Pfund. Seit 1691 Mitglied des Unterhauses, blieb er eine treue Stütze der neuen Regirung, die ihn erst zu einem Kommissär der Schatzkammer ernannte und nachher auch zum geheimen Rathe berief. 1694 stieg er zur Stelle eines Kanzlers des Zahlamtes, und in diesem Posten setzte er es nach zwei Jahren durch, daß alle alte Münze umgeschlagen wurde. Auch andre Finanzspekulationen gingen von ihm aus, namentlich der Plan der allgemeinen Fonds (general fund), welcher Robert Walpole's Amortisationsfonds (sinking fund) den Weg bahnte, und die Einführung von neuen Schatzkammerscheinen, als einer Papiermünze. Die Regirung blieb in ihrer Dankbarkeit nicht hinter diesen Bestrebungen des jungen Statsmannes zurück. Das Unterhaus erklärte ja sogar durch eine eigene Empfehlung, daß Montague die Gnade des Königs verdient habe; und so erhielt er bedeutende Ländereien in Ireland zum Geschenk, wurde erster Kommissär der Schatzkammer und während der Abwesenheit des Königs Mitglied der Regentschaft. Im J. 1700 erhob ihn der König zum Pär unter dem Namen eines Barons von Halifax, und obgleich die Königinn Anna ihn nach ihrer Thronbesteigung aus dem geheimen Rathe entfernte, so vermittelte er doch 1706 die Vereinigung Schottlands mit England. Überhaupt aber setzte er alle seine Anstrengungen auf, um dem Hause Hannover die Thronfolge von England zu sichern, und war selbst der Überbringer der Akte an Georg I., welche durch die Einbürgerung der hannoverschen Fürstenlinie diesen wichtigen Gegenstand festgestellt hatte. Nach Georgs Thronbesteigung wurde Halifax, welcher bis dahin wieder ein Mitglied der Regentschaft gewesen war, zum Grafen erhoben und mit dem Orden des Hosenbandes geschmückt. Auch erhielt er seinen Posten als erster Kommissär der Schatzkammer wieder. Aber er scheint noch mehr erwartet zu haben, vielleicht Lordkanzler zu werden, und mißvergnügt über fehlgeschlagene Hoffnungen, ließ er sich von jetzt an zur Partei der Tory's hinüber ziehen. Er starb den 19. Mai 1715.

Die schriftstellerischen Arbeiten des Grafen von Halifax sind wenig bedeutend, einige Gelegenheitsgedichte, didaktische Kleinigkeiten und Epigramme, die letztern das Gelungenste. Dazu kommen noch einige Reden und politische Broschüren. Zusammen herausgegeben: London 1715, unter dem Titel: The Works etc. of the R. H. Charles, late Earl of H.**). Berühmter ist er als Mäcenas der Dichter und Gelehrten seiner Zeit, die ihn in ihren zahlreichen Dedikationen mit Weihrauch dergestalt umnebelten, daß Pope sagt: He was fedwith dedications. Derselbe hat ihn in dem Prolog seiner Satiren unter dem Namen Buso als einen schwerfälligen Götzen gedungener Reimer dargestellt, und Swift meinte, die Gönnerschaft des edlen Grafen beschränke sich auf schöne Worte und gute Mahlzeiten. Indessen ist nicht zu läugnen, daß er namentlich Addison's aufkeimendes Talent würdig unterstützte. Außerdem waren Congreve und Steele seine besondern Schützlinge**). (*W. Müller.*)

HALIFUN, eine Stadt in dem afrikanischen State Sennaar, bei welcher eine Fahrt über den Nil geht. Sie liegt 2 Meilen von Halfaia; dichte Akazienwälder bedecken die Gegend zwischen diesen beiden Städten, deren Umgebung gleich fruchtbar ist. (*H.*)

HALIGOCZ, HOLGOCZ, HELBINGSAU, HALIGOWCE, HALIGOWECZ, slowak. Pfarrdorf in der Zipser Gespanschaft in Oberungarn diesseits der Theiß, im ersten oder Maguraner Bezirk, mehreren adeligen Familien gehörig, mit in einem Thale zerstreut liegenden Häusern, einer katholischen Pfarrkirche, 620 kathol. Einw., einem Einkehrwirthshause, mittelmäßigem Acker=

*) Nach *Gilb. Burnets* history of his own time Lond. 1724. 1734. 2 Vol. fol. und *Th. Somerville* history of the polit. transactions and of partier from 1660—1702. Lond. 1792.

*) Die Gedichte auch in Johnson's Sammlung. **) *Johnson's* Lives. Biogr. Brit. Biogr. univ.

boden und einer berühmten Höhle, Pennina genannt, in welcher man große Gerippe von unbekannten ungeheuern Thieren der Vorwelt (wahrscheinlich Mammuthknochen) findet. (*Rumy.*)

HALIKARNASSOS, Ἁλικαρνασσός, einst die bewunderte Hauptstadt Kariens, der Sitz seiner Könige und durch Handel und Gewerbe blühend. Sie soll*) von Doriern aus Trözene gegründet seyn und machte eine der Sechsstädte des dorischen Bundes aus, wurde aber in der Folge die Residenz der karischen Fürsten oder Könige, die vorher ihren Sitz zu Mylassa gehabt hatten und unter der Oberhoheit der persischen Großkönige standen. Einer der letzten derselben war Mausolos, der sich des ganzen Kariens bemächtigt hatte, aber in der Blühte seiner Jahre Olymp. 106 starb, worauf seine Gemahlinn und Schwester, die zweite Artemisia, ihm jenes berühmte Denkmahl stiftete, das seinen Namen für alle Jahrhunderte verewigen wird. — Die Stadt lag auf der N. W. Seite des keramischen Busens, der Insel Kos gegenüber, hatte eine feste Akropolis, die, wie die darin hervorsprudelnde Quelle, Salmakis hieß, einen großen sichern Hafen, welcher durch die Felsenküste Arkonnesos gebildet wurde, an demselben einen großen öffentlichen Platz, und zu dessen rechter Seite einen berühmten Tempel des Hermes und der paphischen Göttinn, zur linken Seite die Akropolis und den königlichen Palast; eine breite prächtige Straße stieß auf den großen Platz, und in derselben stand jenes herrliche Mausoleum, 21 Ellen hoch und von 36 Marmorsäulen umgeben, an welchem die vornehmsten Bildhauer von Hellas, unter andern Skopas gearbeitet haben, und das lange als eins der 7 Wunder des Alterthums verehrt wurde. Auf einem Hügel, im Mittelpunkte der Stadt, erhob sich ein Tempel des Kriegsgottes mit einer kolossalen Bildsäule desselben, und alle diese Herrlichkeiten umschloß eine hohe, mit Thürmen wohl befestzte Mauer, die so fest war, daß sie von Alexander eine lange Belagerung aushalten konnte. Als sie in dieses Monarchen Hände gefallen war, theilte sie das Schicksal von dessen übrigen Staten. Die Römer entrissen sie den Lagiden und gaben ihr ihre Freiheit, aber nicht ihren Glanz zurück, der während der kleinasiatischen Kriege ungemein verloren hatte. Sie blieb indeß in den ersten Jahrhunten der Cäsarn eine wichtige Handelsstadt, und scheint erst da zu Grunde gegangen zu seyn, als die wilden Mongolenstämme sich über Asien ergossen. Jetzt sind nur noch wenige Spuren von ihr übrig, und die Gelehrten sind selbst darüber uneinig, ob sie solche (wie Wheler Voy. 333.) in den Trümmern von Okanstenches, oder nach der allgemeiner angenommenen Meinung, die auch Spon und Reichard vertheidigen, in dem heutigen Bodrun suchen sollen. Aber immer wird das alte Halikarnaß uns durch die großen Männer, die aus ihrem Schooße hervorgegangen sind, ehrwürdig bleiben: hier sind Herodot, der Vater der Geschichte, die beiden Dionyse, Geschichtsforscher und Musiker, und die Dichter Hekataios und Kallimachos außer andern Gelehrten und Künstlern geboren. (*H.*)

*) *Herod.* VII, 99 und *Strabo* XIV, 970.

HALIKO, 1) ein Pastorat im südlichen Finnland, Åbo und Biörneborgs Län, zählt nebst der Kapellgemeinde Angelniemi im J. 1815 3727 Seelen; hat eine herrliche steinerne Kreuzkirche, eine der schönern Landkirchen Finnlands. In der Nähe fließt der Fluß Haliko, der sich beim Rittersitz Åminne in die Halikowiek des finnischen Meerbusens ergießt. (*v. Schubert.*)

HALIKYRNA (auch Alikyrna), eine Stadt auf der Gränze von Ätolien und Akarnanien. Plinius zählt sie zu dem ersten Lande, Stephanos von Byzanz zu dem zweiten. (*R.*)

HALIMEDA (Korallin.). — Lamouroux trennt unter diesem Namen eine gewisse Anzahl organisirter Körper von der Familie der Korallinen, worunter sie Pallas, Linné, Ellis, Solander und andere Zoologen stellen, und aus welchen Lamark seine Gattung Flabellaria gemacht hat, womit er jedoch mehrere andere Species vereinigt, welche Lamouroux unter dem generischen Namen udotea unterscheidet. Sie sind wahre corallinae phytoides, deren Artikulationen aber gewöhnlich viel platter und breiter sind, was der ganzen Koralline ein fächerförmiges Aussehen gibt. Übrigens ist die Structur ganz so wie die der gewöhnlichen Korallinen, d. h. sie bestehen aus einer fibrösen Axe, welche von Raum zu Raum durch eine sehr wenig wuchernde Rinde breiter gemacht und incrustirt wird. Ellis ist der einzige Beobachter, welcher auf der Oberfläche der amerikanischen Species deutliche Spuren von Poren hat wahrnehmen können, welche er für Polypenhäuschen hält. Lamark findet an ihnen Ähnlichkeit mit den alcyonia, während Andere und vorzüglich italienische Beobachter glauben, daß sie organisirte vegetabilische Körper sind.

Indessen findet man diese Species von Korallinen oder Halimeden nur in den Meeren der heißen Länder, und um so mehr, je mehr man sich den Äquatorialmeeren nähert. Sie hängen an den unter der See befindlichen Felsen, und sind immer sehr klein. Ihre Farbe ist im lebenden Zustande grün; sie werden weiß, wenn man sie trocknet. Man findet sie gewöhnlich in dem, was man in den Apotheken helminthocorton. nennt.

1) Halimeda incrassata, *Ellis*, Corall., tab. 25., fig. a A; Corallina incrassata *Gmel.* Diese Species trifft man am häufigsten in den Sammlungen. Die Artikulationen, welche ziemlich veränderliche Formen haben, sind breit und platt, vorzüglich nach unten. Man trifft diese Species in den Meeren der Antillen.

Lamouroux schlägt vor, die Corallina monile (*Ellis* und *Solander* tab. 20, fig. c.) als eine bloße Varietät dieser Species zu betrachten.

2) Halimeda multicaulis, *Lamark.* (Ann. du Musée, tab. 20, p. 802). Es scheint, daß diese Species sich von der vorhergehenden vorzüglich durch die große Anzahl seiner Stämme und dadurch unterscheidet, daß die unteren Artikulationen fast cylindrisch und die

oberen platt, keilförmig und nicht sehr in lobi getheilt sind. Man kennt ihr Vaterland nicht.

3) Halimeda irregularis, *Lamouroux*. (Polyp. Flex. tab. 11, fig. 7.). Diese Species, welche auch von dem Meere der Antillen kommt, hat kleine und vielgestaltige Artikulationen.

Sie scheint viel Ähnlichkeit mit der Corallina tridens, *Solander* und *Ellis* (tab. 20, fig. a) zu haben, welche aus denselben Meeren kommt und platte Artikulationen mit drei lobi hat.

4) Halimeda opuntia, *Lamouroux*, *Pallas*, *Ellis* (Corall. tab. 25, fig. b B.). Die Artikulationen dieser Species sind zusammen gedrückt, wellenförmig und nierenförmig. Man findet sie in dem mittelländischen Meere. Lamouroux glaubt, daß Pallas sie mit Unrecht mit der folgenden verwechselt hat.

5) Halimeda tuna, *Lamouroux* (Polyp. Flex., tab. 11, fig. 8., a, b.). Die Artikulationen sind zusammen gedrückt, fast scheibenförmig. Das Vaterland dieser Species ist das mittell. Meer. (*W. L. Brehme.*)

HALIMI, ist der Name eines berühmten türkischen Gesetzgelehrten unter Selim I.; er war gebürtig aus Kastemuni und wurde theils wegen seiner vielfältigen Kenntnisse, theils aber wegen seines geschickten und liebenswürdigen Benehmens zum Khodscha oder Lehrer des Sultans erhoben[1]). Sonst kennt die orientalische Literärgeschichte einen berühmten persischen Lexikographen des Namens Halimi[2]). Ein medicinisches Wörterbuch eines Halimi benutzte auch Mohammed Esaad Efendi in seinem türkisch-arabisch-persischen Wörterbuche, welches im J. 1210 d. H. (1795) zu Constantinopel gedruckt ist[3]). (*A. G. Hoffmann.*)

HALIMON. Nach Apollod. Cyzic. bei Nat. Com. VIII, 18. der Vater der Kreta, von welcher die gleichnamige Insel ihre Benennung erhalten haben soll. S. Kreta. (*R.*)

Halinatron, (Mineral.), s. Natron.

HALING, ein Eiland an der Küste der engländischen Grafschaft Hants. Es ist an der Küste verschiedentlich eingeschnitten, hat eine unregelmäßige Gestalt und einen fruchtbaren Boden, und enthält 3 Dörfer. (*G. Hassel.*)

HALIOS (Ἅλιος), Sohn des Alkinoos, der bei den Kampfspielen, die während der Anwesenheit des Odysseus auf der Phäakeninsel angestellt wurden, sich als guter Läufer und Tänzer zeigte und mit dem Laodamas ein Ballet mit Bällen tanzte*). (*J. A. L. Richter.*)

HALIOTIS (naturgesch.), ein Name, welchen Linnée[1]) einem Schalthiere gibt, welches von Belon[2]) patella altera major und von andererm Naturforschern Auris marina genannt wird. Adanson nennt diese einschalige Konchylie Ormier. Engländisch heißt sie sea-ear, Venus's ear.

Das Thier gleicht den Erdschnecken, sagt Linnée, und die Schale hat einige Ähnlichkeit mit Menschenohren, was der Name Haliotis anzeigt, welcher aus dem Griechischen von ἅλς, das Meer, und οὖς, das Ohr, entnommen ist; sie steht offen, hat aber auf der einen Seite einen verborgenen Sehwinkel, der noch von Gewinden zeugt. An der Fläche der Schale befinden sich einige Löcher am innern Rande, wovon die vorderen offen stehen, die hinteren aber zugeflickt scheinen. Das Thier klebt an den Felsen fest, so daß man es selten ohne seine Beschädigung losreißt. Sein Fleisch ist gelb und eßbar.

Luid und Scheuchzer sprechen von den versteinerten Konchylien dieser Art, obgleich das Vorhandenseyn derselben noch bezweifelt wird, und daher die Namen Auris marina lapide facta, lapidea vel fossilis, Planites, teutsch Planiten, versteinerte Seeohren.

Diese Gattung von Schalthieren wird von den verschiedenen Naturforschern verschieden gestellt. Oken macht aus ihnen die vierte Gattung der dritten Sippschaft, der dritten Zunft der dritten Ordnung seiner vierten Klasse.

Die Charaktere dieser Gattung sind: Körper oval, sehr deprimirt, unten mit einem breiten Fuße versehen, welcher fast auf allen Seiten hervorragt; an seiner Peripherie hat er einen doppelten zackigen oder krausen Rand, welcher mit fühlfadenwurmartigen Fäden versehen ist; Kopf sehr groß, mit vier Fühlern, von welchen zwei größer, ein wenig abgeplattet, und zwei kürzer, prismatisch sind und auf ihrer Spitze die Augen tragen. Die Kiemenhöhle liegt links, enthält zwei lange, ungleiche Kiemen und endigt sich vorn in zwei ungleiche lobi des Mantels; die Schale ist sehr deprimirt, oval, mit sehr niedriger, fast hinterer und seitlicher Windung, mit sehr weiter Öffnung; der linke oder säulchenförmige Rand ist umgebogen und scharf; eine Reihe Löcher liegt parallel mit diesem Rande, von welchen bloß die vorderen durch und durch gehen und die fühlfadenförmigen lobi des Mantels durchgehen lassen.

Die Meerohren haben wirklich einige Ähnlichkeit mit den Patellen und vorzüglich mit den Fissurellen. Ihr Körper ist jedoch noch viel mehr deprimirt und weniger konisch. Der ganze untere Theil wird von einer breiten Muskelscheibe gebildet, welche als Locomotionsorgan dient. Der obere Theil zeigt ebenfalls an seiner Mitte einen ziemlich breiten ovalen Raum, welcher auch muskelartig ist, von dem Fuße herkommt und sich an die Schale anheftet. Dieß ist bis zu einem gewissen Punkt der Muskel der columella der andern Mollusken mit spiralförmiger Schale und zugleich der Ursprung der Anordnung des musculus adductor der zweischaligen Konchylien. Von der ganzen Peripherie dieses Muskelraums entspringt der Mantel, welcher, so lange er auf der Eingeweidemasse liegt, sehr dünn ist, und nach dem Maße dick wird, wie er über sie hinaus schreitet. Sein doppelter Rand, welcher gar nicht zackig ist, zeigt sich

1) Jos. v. Hammer in der Geschichte der Literatur der Osmanen S. 1164. 2) Jos. v. Hammer a. a. O. S. 1283. d'Herbelot's orient. Bib. u. d. W. Luthfallah. 3) Jos. v. Hammer a. a. O.

*) *Homer.* Od. VIII, 119, 370.

1) Fauna Suecica, p. 19. n. 57. 2) de Aquat. p. 395.

um die ganze Peripherie des Körpers des Thiers herum, und läuft längs der Schale, ohne daß Theilung vorhanden ist, außer nach vorn und links. An dieser Stelle ist er in zwei mehr oder weniger spitzige lobi ziemlich tief gespalten, von welchen der linke merklich länger ist als der rechte. In dem Übrigen der Ausdehnung des Mantels dieser Seite, d. h. zwischen der linken Seite des musculus superior und dem Seitenrande derselben Seite bildet er einen ziemlich großen Weg für die Kiemenhöhle, welche folglich ganz auf der linken Seite ist und sich stark nach hinten verlängert. Zwischen dem Fuße und dem Rande des wahren Mantels befindet sich eine ziemlich breite, offenbar muskelartige Membran, welche an der ganzen Peripherie des Körpers des Thiers vorhanden ist, und vorn einen einzigen Ausschnitt zum Durchgang des Kopfs hat, d. h. sie entspringt auf den Seiten des Kopfs, auf der äußeren Seite der Fühler. Sie ist rund herum mit einer sehr dicken doppelten Krause besetzt: die untere besteht ganz aus kleinen fleischigen Tuberkeln, welche in mehreren Reihen unregelmäßig angeordnet sind, während die obere nur in einer Reihe sich befindet. Aber überdieß sieht man oben eine Reihe von ziemlich langen, wahren fühlfadenförmigen appendices, welche aus einem an ihrer Basis befindlichen, kleinen Loch heraus zu kommen scheinen, und in gleichen Entfernungen von einander liegen. Dieses Muskelblatt verlängert sich nach vorn unter die Fühler durch appendices, welche ohne Zweifel weit über den Fuß und selbst über den Kopf hinaus verlängert werden können. Zwischen diesem mittleren Blatt und dem Fuße ist eine ziemlich tiefe Furche vorhanden, welche jedoch nichts Bemerkenswerthes zeigt; aber zwischen ihr und dem freien Rande des Mantels ist eine andere Furche vorhanden, in welcher sich nach vorn der Kopf und links die Kiemenhöhle befinden. Der Kopf ist ziemlich groß, breit, deprimirt, und zeigt zwei Pare von appendices: das hinter obere und äußere Par ist viel kürzer; es ist ziemlich dick und hat an seinem Ende einen sehr deutlichen schwarzen Punkt, welchen man als ein Auge betrachtet. Dieses Par ist an seiner Basis durch eine dünne transversale Membran vereinigt, welche einen Theil der tuba verbirgt. Das andere Par der appendices wird von den Fühlern gebildet; sie sind ziemlich lang, dreieckig, und ein wenig deprimirt. In der Mitte ihrer oberen Fläche ist eine Art von longitudinaler Depression vorhanden, und die Ränder dieser Fühler scheinen ein wenig gefranst zu seyn, was vielleicht von der Contraction abhängig ist. Zwischen diesen zwei Fühlern und ein wenig unten sieht man eine Art tuba oder fleischige, abgeplattete, transversal gefurchte Masse hervorspringen, in deren vorderer Mitte eine vertikale Spalte ist, welche mit ziemlich dicken Lippen für den Mund besetzt ist. Die cavitas buccalis ist sowohl in Hinsicht der Größe, als auch in Hinsicht der Muskeln, welche sie umgeben und bewegen, mittelmäßig. Auf ihrer unteren Fläche ist eine dreieckige, spitzige und nach vorn freie Zunge, welche nach hinten breit und kanalförmig wird; sie ist mit braunen Zähnen besetzt, welche auf vier Reihen stehen, und sich nach hinten auf ein Zungenband verlängern.

Der oesophagus, welcher sich gleich auf die linke Seite begibt, ist ziemlich eng; er ist von zwei ziemlich langen Speicheldrüsen begleitet; hierauf geht er unter die untere Wand der Kiemenhöhle auf die linke Seite der oberen Muskelscheibe und kommt in die Eingeweidemasse, welche ganz nach hinten und jenseits des hinteren Randes dieser Scheibe ist. In dieser Masse baucht sich der oesophagus in einen ziemlich beträchtlichen membranösen Magen, welcher ganz auf seiner linken Seite liegt, und in der Leber völlig eingeschlossen ist, welche eben so, wie bei den zweischaligen Konchylien, eine Art von ziemlich dicker Lage um ihn herum bildet. Der Darmkanal, welcher äußerst kurz ist, entspringt von dem Magen fast gleich neben der Insertion des oesophagus und begibt sich von hinten nach vorn, um das rectum zu bilden. Das rectum, welches mit dem unteren Theile des Herzens unmittelbar zusammen hängt, trennt sich bald von demselben, und bildet in der Kiemenhöhle, wo es sich öffnet, einen Vorsprung von fast einem Zoll. Es scheint, daß es an seinem freien Theile von einer Art glandulosen Organs begleitet ist.

Die Kiemenhöhle liegt, wie weiter oben gesagt worden ist, ganz auf der linken Seite; sie ist groß und vorzüglich von vorn nach hinten sehr lang. Ihre untere Wand wird von der sehr dünnen Haut gebildet, welche den oesophagus bedeckt und von der äußeren und tiefen Seite des musculus medianus zu dem linken lobus des Mantels geht. Die obere Wand wird ebenfalls von dem rechten lobus des Mantels gebildet, welcher sich nach hinten krümmt, um längs der linken Seite des musculus medianus hin zu laufen, und welcher hierauf quer läuft, um den linken lobus des Mantels zu erreichen. Wir haben bereits erwähnt, daß der vordere Rand dieser Wand der Kiemenhöhle sich in zwei dreieckige, ungleiche lobi verlängert, welche durch die Löcher der Schale heraus treten. An der inneren Fläche dieser oberen Wand befinden sich eine und vielleicht zwei Reihen dreieckiger, sehr platter appendices, deren Natur und Verrichtung man nicht kennt, aber welche nicht gefäßreich sind. Die Kiemen bilden zwei sehr lange, schmale Kämme, welche die ganze Länge der Kiemenhöhle einnehmen. Die rechte Kieme, welche fast unmittelbar an dem musculus medianus adhärirt, ist jedoch ein weniger kürzer, als die linke. Beide werden von einer unzähligen Quantität kleiner Blätter gebildet, welche die zu verarbeitende Flüssigkeit durch eine Kiemenvene aufnehmen, welche den Rücken oder den adhärirenden Theil der Kieme einnimmt, und an der Basis der Kiemen eingetreten ist, nachdem sie sich aus der successiven Vereinigung der Venen jeder Seite des Körpers gebildet hat. Die Kiemenarterien hingegen nehmen die freie Fläche jedes Kiemenkamms ein; sie entspringen an der Spitze der Kiemen und ihr Durchmesser nimmt nach dem Maße zu, wie sie sich nach hinten begeben. Da wo sie zu dem vorderen Theile der Eingeweidemasse über das rectum kommen, vereinigen sie sich in einen

Ventrikel, welcher doppelt zu seyn scheint, und welcher sich in das Herz öffnet, dessen pericardium mit der Wurzel des rectum äußerst fest adhärirt, fast eben so wie bei den zweischaligen Konchylien. Von diesem Ventrikel gehen hierauf die aortae aus, welche sich sogleich in mehrere Äste theilen, von welchen die stärksten in die Leber und das ovarium eindringen.

Die Zeugungsorgane scheinen nur aus einem ungemein großen ovarium zu bestehen, welches nicht bloß fast die ganze Leber einhüllt, sondern auch allein und eine beträchtliche Masse bildend, welche die Windung ausfüllt, sich auf die rechte Seite begibt und die ganze Seite des Körpers bis zu dem vorderen Theile des musc. medianus einnimmt. Der oviductus scheint einzig zu seyn und sich in die Kiemenhöhle zu endigen. Er adhärirt unter und ein wenig hinter der Endigung des rectum mit der linken Seite des Centralmuskels.

Die Schale dieser Thiere zeichnet sich durch die Schönheit der Perlmutter aus, welche sie innerlich überzieht. Ihr gerader Rand ist immer dünn und scharf; er hat ziemlich oft an dem vorderen Theile einen mehr oder weniger tiefen Ausschnitt, welcher der Anfang eines Lochs ist, welches denjenigen Löchern gleicht, die durch die Scheibe der Schale hindurch gehen, und zum Durchgange der fühlfadenförmigen lobi des Mantels dienen, um ohne Zweifel eine Art von Respirationskanal zu bilden. Die Anzahl dieser Löcher ist veränderlich. Sie werden auf successive Weise und nach innen nach dem Maße ausgefüllt, wie die Schale wächst, so daß nur fünf oder sechs Löcher offen bleiben. Der linke oder säulchenförmige Rand bildet eine Art scharfes perlmutterartiges Blatt, welches in die Furche der linken Seite des Körpers eindringt. Zu Folge dessen, was Adanson in seiner Histoire du Senegal sagt, scheint es, daß diese Schalen bei derselben Species je nach dem Alter verschieden sind, und zwar nicht bloß in Hinsicht der Form, d. h. in Hinsicht des Verhältnisses der zwei Durchmesser, was manche länger, schmäler, und andere kürzer, breiter macht, in Hinsicht der Farben, in Hinsicht der Anzahl der Löcher, welche bei den alten sechs oder sieben und bei den jungen nur drei oder vier an der Zahl sind, sondern auch in Hinsicht der Anzahl der Runzeln, von welchen die meisten oben verziert sind. Adanson sagt, daß nur 50 bis 60 Runzeln bei den jungen und bis 150 Runzeln bei den alten vorhanden sind, dieß sind ohne Zweifel die Abweichungen, welche die Unterscheidung der Species dieser Gattung so schwer machen.

Diese Thiere scheinen in allen Meeren vorhanden zu seyn. Eben so wie die Patellen findet man sie vorzüglich an den Stellen, welche von Felsen ausgefüllt sind, welche sie bisweilen fast ganz bedecken, wiewohl sie bei niedrigem Stande des Meeres bloß liegen können. Sie bewegen sich auch vermittels der breiten Muskelscheibe, welche den unteren Theil ihres Körpers bildet, ziemlich langsam, jedoch viel schneller als die Patellen. In dem Moment, wo sie sich bewegen, sieht man ihren Fuß nicht, und noch weniger den Mantel, aber die Muskelkrause, welche sich zwischen ihnen befindet, entfaltet sich so, daß sie weit über die Schale hinaus reicht und daß sie endlich eine äußerst schöne und regelmäßige Anordnung von Fransen zeigt. Man kennt die Art der Nahrung, welche diese Thiere suchen, fast ganz und gar nicht, jedoch scheint es, daß sie mehr vegetabilisch, als animalisch ist. Es ist wahrscheinlich, daß zwischen den Individuen keine Berührung Statt findet, und daß jedes derselben unabhängig von jedem andern eine große Anzahl Eier oder vielleicht Junge hervor bringt. Doch wissen wir hierüber noch nichts Bestimmtes.

Die Anzahl der Species dieser Gattung ist ziemlich beträchtlich; doch ist es wegen der Abweichungen, deren die Schale fähig ist, ziemlich schwer, sie zu unterscheiden. Die besten specifischen Unterschiede findet man ohne Zweifel in der Anordnung der Fimbriae des Mantels.

Man hat in neueren Zeiten mehrere Gattungen mit einigen Species aufgestellt, welche Linné unter die Meerohren stellte. So haben Helblins und dann de Lamarck aus der Haliotis imperforata ihre Gattung Stomatia gemacht. Denys in Monfort und Leach haben aus den Species wahrer Meerohren, welche eine Art innere Furche haben, die mit der Reihe der Löcher parallel ist, die Gattung Padolla gemacht.

1) Haliotis tuberculata, *Linn.*, das Knotenohr. Schale oval oder etwas länglich, vier bis fünf Zoll lang und 3½ Zoll breit, oben durch ihre große Anzahl Runzeln rauh; Farbe gewöhnlich roth mit weißer abwechselnd. Man nimmt allgemein an, daß diese Species in allen Meeren und selbst an den Küsten Englands gefunden wird.

2) Haliotis striata, das Runzelohr, *Linn.* (*Martini* Conch. 1, tab. 14, fig. 138.) Sie ist der vorhergehenden sehr ähnlich, von welcher sie sich nur dadurch unterscheidet, daß die Runzeln, mit welchen der Rücken verziert ist, regelmäßiger und weniger knotig sind; sie ist roth oder grün, oder diese zwei Farben sind mit einander vermischt. Aus Asien und der Barbarei.

3) Haliotis varia, das Buntohr, *Linn.*, (*Martini* Conch. 1, t. 15, fig. 144.) Oval mit longitudinalen Runzeln, von welchen die größten knotig sind; Farbe weiß oder gelblich braun, oder schmuzig grün; 20 bis 30 Löcher, von welchen vier oder fünf durch und durch gehen. Aus Indien.

4) Haliotis marmorata, das Marmorohr, *Linn.*, *Gm.* 1., *Gualt.*, (t. 69, fig. A, C.) Diese Species ist auch oval, drei bis vier Zoll lang, mit sehr feinen, longitudinalen und anderen transversalen Runzeln, welche fast nicht zu erkennen sind. Die Anzahl der Löcher ist ungefähr 30, von welchen vier bis fünf offen sind. Die Farbe ist vermischt, braun, weiß, grün und roth. Aus Afrika und Indien.

5) Haliotis bistriata, *Linn.*, *Gm.*, (*Martini* Conchyl. 1, t. 15, fig. 142.) Schale oval, mit transversalen, erhabenen und doppelten Runzeln verziert; Farbe grünlich mit braunrothen Streifen; die rechte Seite ist sinuos. Aus Afrika.

6) Haliotis asinina, das Langohr, *Linn.*, *Gm.*, *Gualt.*, (Test., t. 69, fig. D.) Schale viel schmäler

und glatter als bei den andern Species, höchstens drei Zoll lang, an dem geraden Rande stark gebogen; Farbe vermischt, braun, grün und weiß. Die longitudinalen Runzeln sind in der Nähe der Windung, knotig und oft noch punktirt. Dieß ist eine seltene Species Indiens.

7) Haliotis australis, *Linn.*, *Gm.*, *Chemnitz.*, (Conch. 10, tab. 166, fig. 1603 und 1604.) Schale oval, konver, zehn bis zwölf Zoll lang und 2½ Zoll breit, vergittert, d. h. in zwei Richtungen gerunzelt. Die Windung ist bauchig und hervorragend; die Farbe ist vermischt, roth und bläulich; die Öffnungen sind rund, nahe an einander und 6 bis 7 an der Zahl. Aus Neuseeland.

8) Haliotis guineensis, *Linn.*, *Gm.*, *Schröter*, (Einleit. in die Conchyl. 2, p. 388, t. 4, fig. 18.) Schale oval, etwas konver, fest, in zwei Richtungen gerunzelt; Farbe vermischt, weiß, grün und roth; die Öffnungen sind deprimirt, an der Zahl sechs. Das Vaterland dieser Species sind die Küsten von Guinea.

9) Haliotis pulcherrima, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 313, t. 166, fig. 1605 und 1606.) Eine schöne kleine Species, welche höchstens sieben Linien lang, fast rund ist, mit knotigen Runzeln; die Windung ist hervorspringend; die Farbe ist vermischt, weiß und rosenroth; dreißig Öffnungen, von welchen fünf durch und durch gehen. Die Inseln des Südmeers.

10) Haliotis stridae, das Hohlohr, *Linn.*, *Gm.*, *Gualt.*, (Test. tab. 69, fig. 5.) Schale dick, 7 bis 9 Zoll lang, fast rund, mit longitudinalen, oben wellenförmigen Runzeln. Die Farbe ist gewöhnlich grün. Aus Indien und Afrika.

11) Haliotis gigantea, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 115, t. 167, fig. 1610 und 1611.) Schale sehr platt, vier bis sechs Zoll lang und 3½ Zoll breit, oben durch longitudinale, wellenförmige Runzeln rauh, welche durch transversale Runzeln gekreuzt werden; Farbe vermischt, roth und weiß. Der linke Rand ist sehr breit. Aus Neuholland.

12) Haliotis iris, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 317, t. 167, fig. 1612 und 1613.) Schale dünn, dickbäuchig, 4½ Zoll lang und 3 Zoll breit, oben durch transversale und longitudinale Runzeln rauh, oben blaugelb und nach innen von den schönsten Regenbogenfarben glänzend. Aus Neuseeland.

13) Haliotis rubra, *Leach.*, (Melang. Zool. p. 54, tab. 23.) Sehr schöne, ein wenig ovale Schale, longitudinal gerunzelt, mit transversalen Leisten, welche aus Löchern kommen, die rund, sehr zahlreich (45 bis 50) und sehr eng sind; Farbe ziegelroth. Aus Neuholland.

14) Haliotis Cracherodii, *Leach.*, (l. c., p. 131, t. 58.) Oval, drei Zoll lang, gerunzelt, oben bläulich schwarz, nach innen regenbogenfarben. Aus Kalifornien.

(*W. L. Brehme.*)

HALIPHEROS (Ἁλιφήρος), einer von den 50 Söhnen des arkadischen Königs Lykaon.*) Wahrscheinlich falsche Schreibung statt Ἀλίφηρος. Denn die nach jenem Sohne des Lykaon genannte Stadt in Arkadien heißt Aliphera. S. dies. Art. Th. III, 129. 130.

(*J. A. L. Richter.*)

*) *Apollod.* III, 8. 1; cf. *Paus.* VIII, 26, wo Haliphthoros gelesen wird.

HALIPHRON. Nach *Hellanic.* ap. *Natal. Com.* VIII, 17. der Vater des Deukalion, der ihn mit der Nymphe Iophossa erzeugt haben soll. (*R.*)

HALIPLUS (entomol.), ein Name, welcher von Latreille einer Abtheilung von coleopterae pentamerae beigelegt ist, welche zuvor in der Gattung dyticus, der Familie der nectopodes oder remipodes, begriffen wurde.

Der Name haliplus (von ἁλίπλοος, ἁλίπλους, mare navigans) ist nicht glücklich gewählt, denn die hier fraglichen Insekten findet man niemals im Seewasser.

Illiger hat, um die merkwürdigste besondere Beschaffenheit anzuzeigen, welche diese Gattung auszeichnet, und in einer Brustplatte besteht, welche sich über die Hinterfüße erstreckt, die von ihr bedeckt werden, diesen Insekten den Namen cnemidotus von κνημίς, ἴδος, der Unterschenkel und οὖς, ὠτός, das Ohr, gegeben.

In dem Dictionnaire des sciences naturelles ist auf der Tafel der nectopodes (no. 3) eine Species der Gattung haliplus abgebildet. Geoffroy hat sie unter dem Namen dyticus striatus mit gelbem Bruststück angezeigt. Er bemerkt, daß der untere Theil des Bruststücks zwei breite Platten bildet, welche die Artikulation der Hinterfüße und die Hälfte ihrer Schenkel bedecken, weßhalb sie sich nur horizontal bewegen können. Auch schwimmt das Insekt sehr gut durch diese Bewegung. Doch kann es sich nicht auf dem Erdboden fort bewegen. Das hier fragliche Insekt ist haliplus impressus. Oken hat dieses Thier in die siebente Ordnung seiner dritten Klasse gestellt und beschreibt es so: wie Floh, grau, Brust gelb, Hinterfüße sehr lang, dünn, zwei große Bauchplatten, an denen die Schenkel befestigt sind.

Eine andere Species, welche Fabricius haliplus obliquus nennt, hat auf den Flügeldecken, welche gelblich sind, fünf schräge braune Flecke. Sie ist in dem 14ten Hefte von Panzer's Fauna (no. 6) abgebildet. Eine dritte Species wird von Fabricius haliplus flavus genannt. (*W. L. Brehme.*)

HALIRRHOTHIOS (Ἁλιῤῥόθιος), Sohn des Poseidon und der Nymphe Euryte, that der Tochter des Ares, Alkippe, Gewalt und wurde deßwegen vom Vater erschlagen. Poseidon verklagt nun den Ares bei den 12 Göttern, die über ihn im Areopagos zu Athen Gericht hielten, ihn aber frei sprachen. Dieser ersten Rechtshandlung wegen bekam das Gericht den Namen Ἄρειος πάγος*). (*J. A. L. Richter.*)

*) *Apollod.* III, 14. 2; cf. *Steph. Byz.* s. h. v.

HALISERIS, *Agardh* (Syst. Alg.). Eine Pflanzengattung aus der Familie der Algen, der Ordnung der Fucoideen und der Gruppe der Laminarieen (*Ag.*). Ihr Charakter besteht in einem ebenen, linienförmigen, gerippten, häutigen Laube (frons) und Kapseln, welche in Häufchen beisammen stehen. Die fünf von Agardh angeführten Arten dieser Gattung kommen bloß im Meere vor. 1) H. Justii *Ag.* mit ästigem Stiel, mit Zweigen,

welche durch das gabelförmige Laub hindurch laufen, und mit einzeln stehenden Kapselhäufchen. An den Küsten der Antillen. (Dictyopteris Justii *Lamour.*). Abgebildet im Extr. du Journ. Philomat. t. 6. f. A. 2) H. polypodioides *Ag.* mit linienförmigem, gabligem, glattrandigem Laube, und an der Rippe angehäuften Samenhäufchen. Im atlantischen und mittelländischen Meere. (Fucus membranaceus *Stackh.*, F. polypodioides *Lamour.*). Abgeb. in *Stackh.* t. 6, *Turn.* t. 87, und *Lamour.* diss. t. 24, f. 1. 3) H. Woodwardia *Ag.* mit linienförmigem, gabligem, gezähnt-gewimpertem Laube. An den nördlichen Küsten Neuhollands. (Fucus Woodwardia *Turn.*). Abgeb. in *Turn.* t. 158. 4) H. delicatula *Ag.* mit fast einfachem, sehr zartem Laube, und mit Kapselhäufchen, welche in zwei parallelen Linien am Rande stehen. An den Küsten der Antillen. (Dictyopteris delicatula *Lamour.*). Abgeb. im Extr. du Journ. Philom. t. 6. f. B. 5) H. linearis *Ag.* mit beinahe einfachem, zartem Laube, undeutlicher Rippe, verlängerten, linienförmigen Abschnitten und zerstreut stehenden Kapselhäufchen. An den Küsten von Amerika. (Dictyopteris linearis *Desv.*) *(Sprengel.)*

HALISERNA, bei Steph. dem Byz. HALISARNA, eine Stadt in der Gegend Teuthrania der kleinasiatischen Landschaft Mysia, von welcher man wenig mehr als ihr einstiges Daseyn weiß. *(H.)*

HALISSOS, der Name einer Stadt in der Landschaft Akarnanien der alten Hellas, die unterhalb Leukadia etwa ½ Meile vom ionischen Meere lag. Strabo, Skylax, Ptol. und Steph. Byz. nennen sie Alyzia, Plinius Halyzea. Es ist das heutige Selavina. *(H.)*

HALITHERSES (Ἁλιθέρσης), 1) Sohn des Antäos und der Samia, Tochter des Flusses Mäander. (Paus. VII, 4.) 2) Sohn des Mastor, ein alter Held auf Ithaka und geschickter Wahrsager, der dem Odysseus seine späte Rückkehr voraus sagte und bei der Volksversammlung, die Telemachos veranstaltete, einen Adler, der über derselben schwebte, als Omen von dem Untergange der Freier und der Rückkehr des Odysseus deutete, (Od. II, 167 ꝛc.) auch den Eupeithes, aber vergebens, zum Frieden gegen Odysseus mahnte. *(J. A. L. Richter.)*

HALIUSA, eine kleine unbedeutende Klippeninsel, die an den Küsten von Peloponnes im argolischen Busen (zwischen den jetzigen Eilanden Hydra und Spezzia) liegt und bloß zu Zeiten von Fischern besucht wird, auch etwas Weide hat. Doch findet sich zwischen ihren Klippen ein bequemer Hafen, den die Piraten dieser Meere benutzen. Es heißt gegenwärtig Karavi. *(H.)*

HALIVAILS, ein Gebirge auf der hebridischen Insel Sky, an den westlichen Küsten von Scotland, das sich zu einer Höhe von 2000 Fuß erhebt und 2 Spitzen trägt, die eine bedeutende Bergfläche trennt. Diese beiden Spitzen dienen den Piloten als ein sicheres Kennzeichen bei der gefährlichen Fahrt zwischen den Inseln. *(G. Hassel.)*

HALIZONES, ein kleinasiatisches Volk in der Ilias, welches dort den Zusatz: aus Alybe hat und den Trojanern Beistand leistet *). Der Dichter sagt ferner: Alybe sei der Geburtsort des Silbers und versetzt das Volk durch ein τηλόθεν in eine bedeutende Entfernung von Troja. Strabo findet in Alybe den späteren Namen Chalybe und macht daher die Halizones zu Chalybern oder Chaldäern, welche freilich späterhin statt des Silbers nur Eisen hatten **). *(R.)*

HALJALL, ein großes und ziemlich ausgedehntes Kirchspiel im wesenbergschen Kreise (oder dem Distrikt Wierland) in Esthland, oder dem jetzigen Gouvernement Reval, mit 20 Gütern, welche zusammen gegen 230 Haken Landes nach ehstländischem Maßstabe betragen. Es liegen in demselben mehrere schöne und ansehnliche Landgüter, z. B. Kattentak, Wrangelshof, Saggad, Sauß u. a. m. *(J. C. Petri.)*

HALKA oder ALKA, in der Pehlwi-Sprache der Hahn, Kehrkas in den Zendbüchern, ein in der persischen Religionslehre heiliger Vogel. Er ist ein Feind der Dews und Zauberer, und kämpft nebst dem Hunde gegen dieselben. S. übrigens Hahn (Mythol. u. symb.) oben S. 182 dies. Bandes. *(J. A. L. Richter.)*

HALKA, sprachgemäß im Oriente eigentlich der Ring, aber figürlich in neuern Zeiten der Hofstat eines Pascha oder anderer osmanischen hohen Statsbeamten, indem er bei öffentlichen Gelegenheiten in der Mitte desselben wie von einem Ringe umgeben erscheint. Diesen Hofstat bilden die Tschokadaren oder Lakeien, die Tschausche oder Furiere, die Tüfenkedschi oder Leibgarde zu Fuße, die Dschebeli oder Leibgarde zu Pferde, die Mehterekana oder Kapelle, das Achor oder die Stallmeister und die Itschoglan oder Pagen (Hammer's Statsverf. des osm. Reichs, II, 246). Von dem Hofstate des Herrschers oder Padischah gebraucht man bekanntlich diesen Ausdruck nicht, sondern dieser heißt das Seraj. — Im Mittelalter schufen die mammelukischen Sultane von Ägypten, als sie sich auf diesem Throne fest gesetzt hatten, 1262 eine Garde von tscherkessischen Sklaven, die sie Halka nannten, und ein stehendes, ihre Person und ihre Krone bewachendes Corps war, das ihnen aber bald selbst, wie alle Prätorianer ihren Herren, gefährlich wurde: Barkok, der Anführer dieser Halka, setzte 1382 den letzten mammelukischen Sultan ab und bemächtigte sich des Throns. *(H.)*

HALKI, 1) auch Chalki, eine der Demonnesesinseln im Marmormeere, nur mit 1 Dorfe und 2 Klöstern. 2) ein kleines unbewohntes Eiland im arabischen Busen Kuria Muria, der Stadt Hasek in Hadramaut gegenüber. *(G. Hassel.)*

HALKYONE, ein Berg, der sich im alten Makedonia auf der Halbinsel Pallene unweit vom Vorgebirge Kanasträon erhob; auch hieß ein kleiner Ort in Lokris am maliachischen Busen so, wahrscheinlich beide von der Nymphe Alkyone (Th. III, S. 151.) und daher wohl besser Alkyone genannt. *(H.)*

Halkyone, s. Alcyone, Th. III, S. 151.

---

*) Il. II, 856. **) *Strabo*, XII, 826. Vergl. Chalybes, Th. XVI, S. 118. 119.

Halkyoneus, s. Alcyoneus, Th. III S. 151.

HALL, eine Grafschaft im nordamerikanischen State Georgia, vom Rochgebirge bedeckt und vom Schattahuschi bewässert: sie hatte 1320. 5086 Bewohner, worunter 399 Sklaven und 6 freie Farbige. Der Hauptort heißt Gamesville. (*G. Hassel.*)

HALL, oder gemeiniglich HALLS KEY, ein kleines unbewohntes Eiland in der Hondurasbai, unter 16° 10′ N. Br. und 238° 24′ L. (*G. Hassel.*)

HALL, ein Marktflecken, Schloß und Pfarrort im Traunviertel des Landes ob der Ens, mit eigenem Commissariatsbezirke, auf einer Anhöhe und an der Straße von Kremsmünster nach Steier, 1½ Stunde von Kremsmünster. Der Markt hat außer einem Brauhause 120 Häuser. In dem Pfarrbezirke zählt man, nebst diesem Markte, noch eine Ortschaft und 180 Häuser, in welchen 1095 Menschen wohnen. Am Michaelis- und am Thomastage ist zu Hall öffentlicher Jahrmarkt. Die Herrschaft gehörte den Grafen von Trautmannsdorf und ist eine k. k. Pfandherrschaft. Sie war vormals ein Zugehör der Herrschaft Steier und wurde vom Kaiser Ferdinand III. um 1654 an Maximilian Grafen von Trautmannsdorf verpfändet. Hall hat wahrscheinlich seinen Namen von dem unten im Thale entspringenden Salzbrunnen, welcher unweit dem Flüßchen Sulzbach sich befindet. Dieser Quell ist wegen Heilung der Kröpfe und der Krätze berüchtigt und sein Wasser soll die vom Schlage Gelähmten stärken; die Müller, Bäcker und andere Leute nehmen es, um das Salz zu ersparen. — Cluver setzt die alte Römerstation Ernolana, die in der Peutingerschen Tafel vorkommt, höchst ungewiß in diese Gegend. Nach dem Stiftbriefe vom J. 777 räumte Tassilo, Herzog in Baiern, dem Kloster Kremsmünster die Salzpfanne, mit 3 Personen zum Salzsieden, als Eigenthum ein. Noch ist ein Ort zwischen dem Pfarrhofe Pfarrkirchen und Hall am Sulzbache zu sehen, wo vielleicht vormals die Salzpfanne gestanden haben mag, und einige Schritte vom Bache weg noch heut' zu Tage eine sauere Quelle anzutreffen, welche mit Steinen umher besetzt ist, und von welcher man behauptet, daß sie innerhalb 24 Stunden, gleich dem Meerwasser, steigt und fällt. Man machte vor einigen Jahren den Versuch, aus diesem sauern Wasser Salz zu sieden, fand es aber viel zu geringhaltig; dagegen wird es als Sauerwasser benutzt und verschickt*). (*Rumy.*)

HALL, am Kocher, gemeiniglich Schwäbisch Hall genannt, 27° 24′ 21″ L., 46° 6′ 46″ Br., kön. würtembergsche Oberamtsstadt im Jartkreise, Sitz des Oberamts und Oberamtsgerichts, eines Cameralamts, eines evang. Dekanats und Post, mit 6515 evang. Einwohnern. Die Stadt hat 2 Vorstädte, eine ansehnliche Hauptkirche, die auf einem Hügel stehende St. Michaelskirche mit verschiedenen Denkmählern und einem über 600 Pfund schweren Mammuthszahn, ein schönes Rathhaus, eine alte Münze, worin die ersten (von der Stadt benannten) Häller geschlagen wurden, und eine Saline. Von den Vorstädten heißt die eine Unter-Limpurg; wobei sich die Ruinen von Ober-Limpurg, der Stammburg der Grafen von Limpurg, befinden. Die Saline, welche bisher einen Hauptnahrungszweig der Stadt ausmachte, und jährlich ungefähr 80,000 Ztnr. Salz lieferte, der Stadt ohne Zweifel auch ihren Ursprung gab, ist nun eine Last für den Stat, der gegen eine jährliche Abgabe an die Privattheilhaber früher den ganzen Betrieb übernommen hat, weil in Folge der neuen Entdeckungen und besonders seit der Entdeckung des großen Steinsalzlagers Wilhelmsglück, anderthalb Stunden von Hall, es nicht mehr die Kosten lohnt, die Saline zu betreiben, die bei einer ganz geringhaltigen Soole von 5½ Grad (neuerlich sogar nur 3 Grad) ein sehr kostspieliges Gradiren erfordert, um nur auf den halben Gehalt der Soole in den neu entdeckten Salinen gebracht zu werden. Hall ist ein sehr alter Ort: schon 889 erlaubte K. Arnulph dem Kloster Kempten, jährlich 6 Karren Salz in Hall zu holen. Während des Interregnums machte sich die Stadt unabhängig und blieb Reichsstadt, bis sie 1802 unter Würtemberg kam. (*Memminger.*)

HALL, eine landesfürstliche Stadt in Tyrol, im Kreise Unter-Innthal, am Flusse Inn, mit 460 Häusern und 4380 Einwohnern. Dazu gehört der Weiler Heiligenkreuz. Sie gränzt an das Gericht Tauer und an das Landgericht Sonnenburg, und erhielt 1303 von dem Herzoge Otto in Kärnthen verschiedene Privilegien; ist der Sitz der Berg- und Salinen-Direktion, des Berggerichts und Landmünzeprobiramts; hat eine Münze, ein k. Gymnasium (in welchem ehemals Jesuiten, die hier ein Collegium hatten, docirten), ein von der Kaiserinn Maria Theresia zum Andenken ihres am 18ten August 1765 gestorbenen Gemahles gegründetes Fräuleinstift, ein im J. 1742 erbautes Spital zum heil. Geist. Im J. 1300 wurde die Salzpfanne von Tauer hierher versetzt; im J. 1352 der Grund zu der Pfarrkirche St. Nikolaus gelegt. Im J. 1567 legte der Erzherzog Ferdinand den Grundstein zu dem königlichen, nachher erloschenen Stifte für die männliche Jugend, an dessen Stelle das schon angeführte Fräuleinstift trat. Im J. 1567 wurde die Münze in die Burg Haseck übersetzt. Das Stadtwappen besteht in einem rothen Felde, in welchem man eine weiße Salzkufe mit gelben Reifen sieht, welchem Wappen Kaiser Maximilian zwei gekrönte gelbe Löwen, welche die Kufe in ihren Klauen halten, beigefügt hat. Eine Meile von der Stadt gegen Norden in der Taueralpe ist der 5088 Fuß über das Meer erhobene Salzstock, der schon im 13ten Jahrhunderte bearbeitet seyn soll. Das Salz wird in großen Stücken aus dem Berge gehauen, in Wasser aufgelöst, und die Soole nach Hall geleitet und gesotten, wo sie eine jährliche Ausbeute von 280,000 Zentnern gibt. Eine Stunde über dem Salinengebäude auf einer Anhöhe, welche den Namen „das Thörel" führt, öffnet sich die prächtigste Aussicht auf einen großen Theil des Unter-Inn- und Wippthales. Unweit von Hall ist das Einbrücker Bad. Das Holz für die Salzpfanne zu Hall wird aus den Waldungen im Ober-

*) S. Gielge's topographisch-historische Beschreibung des Landes ob der Ens. 1 Theil (Wels 1814), S. 253 ff.

Inn- und Unter-Innthale, bei Imst, Laudeck, Pfunds, Naudersberg, Telfs, Ehrenberg und den Waldungen im Stanzer und Paznauer Thale auf dem Inn nach Hall geflößt. Salzfactoren sind zu Botzen und Leifers, Ziel, Telfs, Nassereit, Lermors, Reitti, Vils, Nesselwängle, Simmerberg, Bregenz und Trient. In Botzen ist die Hauptspeditionsfactorei. Salzmagazine sind zu St. Laurenz, Lienz, Kastengstatt, Brixleck, Jenbach, Neumarkt, Borgo, die Valsugana. Unter der Berg- und Salinendirection zu Hall steht die Obersalzfactorei, das Salzversilberamt, Bauverwalteramt, das Getreide- und Schmalzverlegeramt, die Bergmeisterschaft und das Waldmeisteramtspersonale. Die Nonnenklöster zu Hall sind sämmtlich erloschen. (*Rumy.*)

HALL (John) *), geboren 1627 zu Durham, studirte zu Cambridge die Rechtswissenschaften und zog hier durch einige politische Schriften die Aufmerksamkeit des Parliaments auf sich, welches ihn mit Cromwell nach Schottland schickte. Aber seine Leidenschaft für das andere Geschlecht richtete ihn bald zu Grunde. Er kehrte krank in sein Vaterland zurück und starb 1656, in seinem 29sten Jahre. Seine vorzüglichsten Schriften, in denen sich ein schönes Talent für die leichtere Kunst nicht verkennen läßt, sind: Horae vacivae or Essays. Cambridge 1646. 8. Poems. Ebend. 1646. 8. Eine zweite Sammlung im nächsten Jahre. Auch übersetzte er Longin's Buch vom Erhabenen und Hierokles Schrift über die goldnen Verse in das Engländische **).

(*W. Müller.*)

HALL (Joseph), gewöhnlich Bishop Hall genannt, war den 11. Julius 1574 in Pristow-Park im Sprengel Ashby de la Zouche in Leicestershire geboren und hatte in seiner Jugend mit der Dürftigkeit seiner Ältern zu kämpfen. Dennoch gelang es ihm, in Cambridge Theologie zu studiren und ordinirt zu werden. Hierauf war er eine Zeit lang Schullehrer zu Tiverton in Devonshire. Ein einträglicherer Posten wurde ihm durch einen Ruf zum Rektorat von Halsted in den Besitzungen der Lady Drury von Suffolk. Hier verheirathete er sich, litt aber viel durch einen witzigen und kühnen Atheisten, mit welchem seine Stellung ihn in Verbindung brachte. Sir Edmund Bacon, welcher damals seine Bekanntschaft machte, überredete ihn daher um so leichter, ihn auf einer Reise nach Flandern zu begleiten. Nach seiner Rückkehr kalt aufgenommen, entschloß sich Hall, seine Stelle in Halstedt niederzulegen, und ging nach London, um dort sein Glück zu versuchen. Hier hatte er durch Empfehlung nicht so bald die Gunst erlangt, vor dem jungen Prinzen Heinrich in Richmond zu predigen, als dieser sein Gönner wurde und ihn mit sich an den Hof nehmen wollte. Jedoch zog Hall die Pfarrei von Waltham, welche der Graf von Norwich ihm antrug, der Laufbahn vor, welche der Prinz ihm eröffnen wollte. Mit schnellen Schritten folgten jetzt Ehren, Titel, Pfründen und andre Beförderungen dem von vielen Seiten begünstigten Manne. Er begleitete den König Jakob als Kaplan nach Schottland und wurde von demselben zur Synode nach Dort geschickt, um in dieser bekannten Versammlung des protestantischen Klerus die bischöfliche Kirche von England zu vertreten. Auch in Schottland hatte er gegen die Presbyterianer gekämpft, jedoch mit Milde und Nachsicht, und eben so benahm er sich in der Folge, als er 1627 Bischof von Exeter geworden war, gegen die unruhigen Puritaner. Aber die Heftigkeit eines Laud machte Hall's weise Toleranz zu Schanden und führte die blutigen Entscheidungen herbei, denen man durch vermittelnde Maßregeln vielleicht noch hätte zuvor kommen können. Diese Verhältnisse verwickelten Hall unter andern in einen Streit mit Milton, welcher die Gelehrsamkeit seines Gegners verspottete, anstatt ihn zu widerlegen. Im Jahre 1641, als die königliche Macht fast nur noch ein Schatten war, wurde Hall durch dieselbe von Exeter zum Bisthum von Norwich versetzt. Aber bald nachher, als er in der Zahl der zwölf Prälaten gegen das Parliament protestirte, aus welchem die Bischöfe vertrieben worden waren, wurde er gefangen genommen, in den Tower eingeschlossen und sein Vermögen sequestrirt. Nach manchen Mißhandlungen und Mühseligkeiten erlangte Hall seine Freiheit wieder und predigte mit unveränderter Gesinnung in der Kathedrale von Norwich. In der Folge mußte er sich nach Higham bei Norwich zurück ziehen, unermüdet, wenn auch unbemerkt, in seinem geistlichen Berufe fort wirkend, bis der Tod ihn im 82sten Jahre seines Lebens, den 8. Septbr. 1656, abrief.

Der Bischof Hall war ein Mann von würdigem Charakter, voll Liebe und Eifers für Alles, was er als recht und wahr erkannt hatte, jedoch ohne feindselige Leidenschaft gegen anders Denkende, ausgerüstet mit vielumfassender Gelehrsamkeit und einer ausgezeichneten Gabe der Rede. Seine moralische Eloquenz hat ihm den Namen des christlichen Seneca verschafft, und er ist auch der Erste, welcher in engländischer Sprache ein Muster des prosaischen Briefstils aufstellte. Außer diesen vermischten Briefen bestehen seine prosaischen Schriften theils in Predigten, Reden und Abhandlungen, theils in polemischen Aufsätzen, welche gegenwärtig ihr Zeitinteresse verloren haben [1]).

Dauernder sind Hall's Ansprüche auf schriftstellerischen Ruhm durch seine Satiren begründet, und er darf mit Donne um die Ehre rechten, der Vater der didaktischen Satire in England zu seyn [2]). Was Hall's Satire würdig auszeichnet, ist die moralische Unterlage seines eigenen Charakters. Übrigens hat er sich, wie Donne, nach Juvenal und Persius gebildet, und bewegt sich in

*) Dieser John Hall muß mit einem andern gleiches Namens nicht verwechselt werden, welcher sich unter der Regirung der Königinn Elisabeth als Wundarzt auch durch Schriften bekannt gemacht hatte. Unter Anderm hinterließ er eine Anatomie in engländischer Sprache, Lond. 1561. 4. **) *Campbell's* Specimens III, 371. Biogr. univ.

1) Ein Verzeichniß derselben gibt Cibber. Die namhaftesten und in mehrere Sprachen übersetzten Werke sind: Der christliche Seneca, die Centurie der Meditationen u. a. m. 2) Hall's Satiren erschienen schon 1598. Von Donne's Satiren ist mir kein früherer Druck bekannt, als der von 1719.

dieser fremden Manier mit ziemlicher Leichtigkeit, die natürliche Härte der Dichtungsart durch einen harmonischen Vers (den gereimten fünffüßigen Jambus) mildernd. Hall's Blick ist scharf und klar, wenn auch nicht tief, sein Spott meist treffend und unterhaltend, ohne unedel zu werden, und obgleich er nicht selten die Sitten seiner Zeit ins Einzelne ausmalt, so verliert er sich doch nie in die Persönlichkeit des Pasquills. Schade nur, daß er gar zu gern seine Gelehrsamkeit zur Schau trägt. Außer den 6 Büchenn der eigentlichen Satiren, welche 1598 und 1753 unter dem Titel Virgidemiae (Ruthenernten) gedruckt worden sind, gehören zu den satirischen Schriften Hall's noch: Mundus alter et idem, eine umgekehrte Utopia, worin er die Fehler und Laster der wirklichen Staten und Völker straft, und: Quo vadis, eine Censur der engländischen Reisen auf dem Festlande.

Es gibt mehrere Sammlungen von Hall's Schriften, von 1625, 1634, 1660 u. s. w. Die vollständigste Ausgabe: The Works of J. H. London 1810. X. 8. [3]) (*W. Müller.*)

HALL (Richard), ein katholischer Geistlicher in England, einer von denen, welche wegen der unter der Regirung der Königinn Elisabeth gegebenen Pönalgesetze aus dem Lande flüchten mußten. Er begab sich in die damaligen spanischen Niederlande, erhielt zu Douay eine Professur, zu St. Omer ein Kanonikat und starb im Jahre 1604. Er schrieb: de caussis tumultuum Belgicorum et contra coalitionem multarum religionum, quam liberam religionem vocant. Douay 1581. 8. — Pro defensione Regiae et Episcopalis auctoritatis contra rebelles; de quinquepartita conscientia. Ebendas. 1598. 4. — De proprietate et Vestiario Monachorum aliisque ad hoc vitium exstirpandum necessariis. S. *Bayle* Lex. (*Rotermund.*)

HALL (Thomas), ein Engländer, der am 22. Julius 1610 zu Worcester geboren und zu Oxford erzogen und gebildet war. Er hatte Theologie studirt, trat aber, als die Revolution Alles dahin riß, auf die Seite der Puritaner und war ein heftiger Verfechter Cromwells, so lange dieser das Heft der Regirung hielt: nach der Restauration ging er zu den Presbyterianern über und starb als deren Prediger am 13. April 1665. Er hat eine Menge Controversschriften, Disputationen und andre polemische Schriften hinterlassen, die in *Wood's* Athenae oxonienses angeführt werden: die meisten sind jetzt vergessen. Werth dürften allenfalls sein practical and polemical commentary upon the third and fourth chapthers of the latter epistle of S. Paul to Timothy und an exposition by Way of supplement or the 4 — 9 chapthers of Amos haben. Übrigens sprach er auf der Kanzel mit großer Würde und eingreifender Beredtsamkeit und galt für einen der besten Prediger seiner Zeit, besaß auch viele humanistische Kenntnisse, und hat Manches aus Ovid u. A. in seine Muttersprache übergetragen. *) (*H.*)

HALLADALE, ein Fluß im nördlichen Scotland und zwar in der Grafschaft Sutherland. Er strömt vom Bein-Griam herab, macht auf eine Strecke die Gränzen zwischen Sutherland und Caithneß und endigt seinen reißenden Lauf im Pentlau frith, etwas über 1 Meile im S. O. von Strathy Head. Durch das Zuströmen von einer Menge Berggewässer schwillt er im Früh- und Spätjahre sehr an. (*G. Hassel.*)

Halladsch, s. Helladsch.

HALLAL, heißt der Moslem, welcher sich zur Wallfahrt entschlossen hat, bis er den Pilgermantel (Ihram) auf einem der bestimmten Orte auf seinem Wege nach Mekka erlangte. Vergl. den Art. Hadsch am Ende dies. Bandes. (*A. G. Hoffmann.*)

HALLAND, eine schwedische Provinz, nebst Schonen und Bleckingen Theil des alten südlichen Gothenlandes, in früherer Zeit bald zu Schweden, bald zu Dänemark, bald zu Norwegen gehörend, daher noch heute die Sprache gedehnt und weich ist, und, wie die schonische, dem Dänischen ähnelt, seit den Friedensschlüssen von Brömsebro 1645 und Roskilde 1658, fester und bleibender Besitz der Krone Schweden, ein 15 Meilen langes, doch nur 4 Meilen breites Küstenland der Nordsee (am Kattegatt), in kirchlicher Hinsicht Theil des Stifts Götheborg; rücksichtlich der Civiladministration bildet es das Län Halmstad, 45 Q. Meilen, im Jahr 1819 mit 79,346 Einwohnern, mit 4 Vogteien (Laholm, Halmstad, Warberg und Fjäre); in juridischer Hinsicht unter dem Göthe-Hofrätt (Gothisches Hofgericht) zu Jönköping, 1 Lagsaga (Hallands Lagsaga, Provinzialgerichtsbezirk) mit 3 Kreisgerichtsbezirken, nämlich dem Häradshöfdingebezirk der 3 Härad (Kreise) Arstad, Fauräs und Himble; 2) dem der 2 Härad Wiske und Fjäre; dem der 3 Härad Halmstad, Stök und Tönnersjö; zur eingetheilten (National-) Armee stellt Halland 334 Mann; ein eigenes Hallands-Infanterie-Bataillon besteht auch. In kirchlicher Hinsicht enthält Halland 4 Propsteien (contract), nämlich: 1) Fjäre und Wiske Contract mit 9 Pastoraten und 20 Kirchen, 2) Warbergs Contract mit 14 Pastoraten und 32 Kirchen, 3) Halmstads Contract mit 11 Pastoraten und 22 Kirchen, 4) Laholms Contract mit 11 Pastoraten und 18 Kirchen (davon eins, Fagerhult, zu Schonen gehört). Alle 4 enthalten sonach 45 Pastorate und 92 Kirchen. In den Hallandschen Pastoraten, wie in denen eines Theils von Bohus

3) Some Specialities in the Life of J. H. written with his own hand. Vor den Remaining Works. Lond. 1660. 8. *Bayle*, *Chaufepie*, Biogr. Brit. *Cibber's* Lives I, 320. *Campbell's* Specimens II, 255 ff. Biogr. univ. Bouterwek. I, 371 ff. Hall's poetische Schriften finden sich auch in Anderson's Sammlung.

*) Edmund Hall, ein jüngerer Bruder des puritanischen Predigers und Schriftstellers Thomas, zu Worcester um das Jahr 1620 geboren, widmete sich dem Soldatenstande und diente als Kapitän unter den Parliamentstruppen gegen Karl den Ersten. Nach dem Kriege widmete er sich den Studien, war ein Gegner Cromwells und kam, weil er ihm nur eine drittehalbjährige Regirung prophezeihte, ein Jahr in das Gefängniß und starb den 13ten April 1687. Er schrieb gegen Cromwell einen Tractat Lingua, Manus, Digitus Testium genannt und in engländischer Sprache vom Abfalle und dem Antichristo. (*Rotermund.*)

und Westgothland, sind eigne Witwensitze für die Witwen der Pastoren. In den 5 Städten der Provinz findet man eine kleinere Trivialschule zu Halmstad, und Stadtschulen zu Warberg, Laholm, Falkenberg und Kongsbacka, mit 2 und 1 Lehrern. — Im Osten gränzt Halland an Westgothland und Småland, im Norden an Westgothland, im Westen an das Kattegatt, im Süden trennt es der waldige Bergrücken Hallandsås von Schonen. Auch an den Gränzen gegen Westgothland und Småland, wie im Innern, ist Halland bergig; am Meere eben; mehrere Bergketten ziehen sich in das Innere; am meisten bergig ist das nördliche Halland oberhalb des Flusses Falkenbergså; das südliche ist ebener und fruchtbarer; die ergiebigsten Kornfelder findet man in der Gegend von Halmstad. Im Ganzen ist der Boden nur mittelmäßig; Brache ist nicht üblich, sondern alles urbare Land wird jährlich besäet und gibt im Durchschnitte höchstens das vierte Korn. Gelegenheit zu Urbarmachungen ist noch viel vorhanden. Die Besteuerung ist unverhältnißmäßig hoch. Die Viehzucht ist ansehnlich, Bergbau wird nicht betrieben; der Wald, meistens Buchen und Eichen, hat sehr abgenommen und gibt nicht viel Ertrag; man gebraucht viel Torf. Fabriken findet man nicht, aber die ländliche Industrie ist einträglich: die Halländerinnen stricken, spinnen, weben viel; selbst die Männer stricken Handschuhe und Strümpfe; man verkauft Leinwand, Walmar (grobes Tuch), Pferdedecken, Schuhe. Der Fisch-, zumal der Lachsfang, ist nicht unbeträchtlich; der geräucherte Lachs wird weit versührt. — Die Halländer sind ein biederes, lebhaftes, behendes und kräftiges Volk; auch die Hütte des Armen zeigt Reinlichkeit, Nettigkeit und Liebe zu Blumen. Die Bauernhäuser haben oft Dachfenster, nicht selten zugleich mit Wandfenstern, und linnene, mit eingewebten Bildern geschmückte Tapeten. Steinzäune sind sehr häufig. Zum Schwanden (Niederbrennen des Waldes für den Ackerbau) ist selten Gelegenheit; dagegen verbrennt man oft die waldlose Erdoberfläche oder den Rasen, um Getreideland zu gewinnen; an den Küsten düngt man häufig mit Seetang; im Innern mit Haide (Erica). Viele Knechte gehen jährlich zum Dreschen nach Schonen, wodurch der Ackerbau leidet. — Halland hat viele malerische Gegenden. Die ansehnlichsten Flüsse sind von Süden aus die Laga, die Nissa, die Äthra (Falkenbergså), Wiskjeå und Kongsbeckaå, welche sich in das Meer ergießen, zum Theil bei ihren Mündungen weite Busen bilden; die bedeutendsten Landseen sind: Fägen, Horredssjön, Wisselängen und Lögnaren; aus letzterem entspringt Kongsbeckaå; die übrigen genannten Flüsse entstehen in Westgothland und in Småland. *(v. Schubert.)*

HALLATON, HALLOUGHTON, ein kleiner Marktflecken in der engländischen Grafschaft Leicester, hat nur 598 Einwohner und hält einen Wochenmarkt. *(G. Hassel.)*

HALLAUR, ein Distrikt der Halbinsel Guzurate in Vorderindien, welcher im N. an den Golf von Cutch, im O. an Jhalawar, im S. O. an Cattywar, im S. W. an Burda, im W. an Okamundel stößt, und die Radschaschaften Noamagnr, Ruicote und Gundul, das Gebiet von Amran und andre kleine Fürstenthümer enthält, die meistens dem Guikowar zinsbar sind. Der Distrikt hat eine starke Bewässerung von mehrern geringen Flüssen und ist höchst fruchtbar an Getreide, Baumwolle und andern indischen Produkten, aber kein Holz, außer was von den Fruchtbäumen abfällt. Die Häuptlinge desselben werden Jahregas genannt, aber fast alle einträgliche Stellen sind durch Braminen besetzt.*) *(G. Hassel.)*

HALLAWAR, ein Städtchen in dem Kreise Tiflis der russischen Provinz Grusien, das Tiflis gegenüber auf der andern Seite des Kur liegt und eigentlich als eine Vorstadt dieser Hauptstadt anzusehen ist. *(J. C. Petri.)*

HALLBAUER (Friedrich Andreas), Kirchenrath und Professor der Theologie zu Jena, Sohn eines Wundarztes zu Altstädt in Thüringen, wo er den 13. Septbr. 1692 geboren war. In seiner Vaterstadt, auf dem halleschen Waisenhause und zu Calbe vorbereitet, legte er die akademischen Jahre zu Halle und Jena zurück, und hielt dann auf der letztern Hochschule öffentliche Vorlesungen. Er wurde 1721 Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1731 ordentlicher Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, 1738 außerordentlicher und 1740 ordentlicher Professor der Theologie, und starb den 1. März 1750. Ein sehr geschätzter Lehrer, der in besonderem Ansehen stand und sich um die jena'sche Universität vielfach verdient machte. Unter seinen Schriften wurde besonders seine Homiletik [1]), geschätzt, die sich damals von den meisten andern charakteristisch auszeichnete, und zur Verbesserung des Geschmacks im Predigen viel beitrug. Er gab auch mehrere Schriften von Erasmus, Palearius, Sandhagen, Joh. Sturm u. A. mit Anmerkungen heraus, ließ Parentationen (drei Zehenden. Jena. 3tr Aufl. 1728. 8.) drucken, bestritt in verschiedenen Programmen und Dissertationen die Zinzendorf'sche Lehre und Übersetzung des neuen Testaments u. e. A. [2]). — Sein Bruder, Georg Christian, geboren zu Altstädt den 28. October 1695, starb den 15. Februar 1744 als Rektor der Stadtschule zu Jena. Er schrieb Comm. de graecae vocis enthusiasmi vera notione. Jen. 1741. 4., übersetzte einige Schriften der Madame Guion u. e. A. [3]) *(Baur.)*

---

*) Nach *Hamilton* East India Gaz. und descr. of Hindostan.

1) Nöthiger Unterricht zur Klugheit zu predigen, zu katechisiren und andere geistliche Reden zu halten. Jena 1723. 5te Aufl. 1747. 8. Das Buch ist sehr reichlich mit Gelehrsamkeit und Literatur ausgestattet, und rügt die Fehler, welchen besonders Anfänger im Predigen ausgesezt sind, mit großer Vollständigkeit und Strenge. S. Schulers Gesch. des Geschmacks im Predigen, 2. Th. 117. — Hallbauer schrieb auch eine Anleitung zur politischen Beredtsamkeit. Jena 1736. 8. 2) Götten's gel. Europa 2. Th. 456. 3. Th. 823. Moser's Lex. d. Theol. 250. 799. Brucker's Bildersaal 8. Zehend. Beiträge zu den Acta eccl. hist. 2. Bd, 864. Acta societ. lat. Jenens. Vol. I, 249. (Hallbauer war Direktor derselben). Schmersahl's Nachr. v. jüngst verst. Gel. 2. Bd. 1 — 56. Unparteiische Kirchenhistorie. 3. Th. 1019. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5. Bd. 3) Mylius's blühend. Jena. 211. Acta scholast. 8. Th. 532. Dunkel's Nachr. v. verst. Gel. 1. Th. 642.

HALLE, PORTIKE, STOA. Halle heißt, *erstens*, ein jeder bedeckter Ort, der vor einem Eingange oder vor mehreren Eingängen zu einem Inneren dasselbe mit einem Äußeren als Mittelglied zwischen beiden verbindet, *zweitens*, ein jeder bedeckter öffentlicher Ort, und auch ein bedeckter Ort in einem Privathause, der durch seine Bestimmung zu gesellschaftlicher Vereinigung, zu Versammlungen, zu Spaziergängen, oder auch nach dem vorigen Begriffe einen öffentlichen, zum Theile dem Äußeren angehörigen Charakter erhalten hat.

Das Wort hat, so wie das englische *Hall*, mit dem gothischen *Alh*, das eine Kirche, einen öffentlichen Saal ausdrückte, mit dem altschwedischen *Hall*, worunter man dasselbe verstanden hat, mit dem angelsächsischen *Healle* u. s. w., alle aber mit dem griechischen *Aulá* (αὐλή) das gleichfalls einen öffentlichen Saal, so wie auch ein Vorzimmer, eine Vorhalle bezeichnet, und mit dem hiervon abgeleiteten lateinischen Aula, denselben Laut, dieselbe Hauptbedeutung, und ohne Zweifel auch dieselbe Urwurzel, und von ihm stammt auch das ähnlich lautende heutige Saal ab. S. Saal.

Vor Allem gehören aber nach dem oben festgesetzten Hauptbegriffe hieher die *Halle*, als *Vorhalle* zu allen Arten von Gebäuden, so wie auch alle *Gallerien* und *bedeckte Gänge*, sie mögen Laubhallen in Gärten, oder Hallen um öffentliche Plätze seyn, sie mögen zwischen Umfassungsmauern die Thüren zu den inneren Räumen begränzen, oder von Bogenstellungen, oder von Säulen gebildet, wie die Peristyle der Alten, um das Äußere eines Gebäudes, oder im Inneren um einen Hof, oder um einen Saal herum ziehen, wo der Hof oder der Saal in Bezug auf seine Umgebung oft als der äußere, oft als der innere Raum zu betrachten ist, je nachdem die Umgänge von der andern Seite innere Abtheilungen des Hauses, oder mehr dem Äußeren angehörige, oder gar das Äußere selbst begränzen. Unter der zweiten Abtheilung des Begriffes der Hallen stehen die *Getreidehallen*, *Fleischhallen* u. s. w., nämlich die *öffentlichen Vorrathshäuser*, die *bedeckten Marktplätze* und *Kaufhäuser*, und selbst die einzelnen *Kaufmannsläden*, *Buden*, werden in mehrern Ländern und Gegenden Hallen genannt, wenn sie an größere, besonders öffentliche Gebäude angebaut sind. S. die Art. Kaufhäuser, Magazine, Marktplatze. Hieher gehören auch vorzüglich noch die öffentlichen Hallen der Alten, die *Portike*, die *Basiliken* und die *Leschen*, von welchen ebenfalls in Folgendem gehandelt wird.

I. Die *Halle*, als *Vorhalle*, das *Prothyraion* oder *Prothyron*, und die *Stoa* der Griechen, jenes von der Thüre, Thyra (θύρα), der es vorlag, diese von den Säulen, Stoen, (στοαί) die sie zierten, so benannt, ist die *Porticus* der Römer, von Poros (πόρος), Öffnung, Zugang, oder von porta, Thüre, welche sie begränzte. Sie war anfänglich nichts, als ein kleinerer oder größerer Überbau, Dachung und Vorbau der Hausthüre, um manches Unbequeme, und nachtheilige Einflüsse von Witterung und Wechsel der Jahreszeiten desto sicherer von dem Eingange zum Inneren des Hauses abzuhalten. So wie gewonnene Bequemlichkeit, Ruhe und Wohlstand erzeugte, die Bedürfnisse vermehrte, und den Umfang der Häuser vergrößerte, da wurde auch die Vorhalle erweitert. Kunst und Prachtliebe bildeten und schmückten sie, und was früher ein durch die Noth bedingter Bautheil war, wurde jetzt nicht nur an Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden, sondern auch an den Palästen der Reichen und Großen ein Ort des Überflusses, ein weitläufiges Vorgebäude, zum Spazierengehen, zu gesellschaftlichen Genüssen, und zu mannichfaltigen andern Vergnügungen bestimmt. Ja mit den immer größeren Fortschritten der Völker in Kultur und Luxus vervielfältigte und wiederholte sich die Halle an den Außenseiten der Gebäude und im Innern in gar mannichfaltigen Größen und Anordnungen, zur Erhöhung der Pracht und zur Erreichung neuer Bequemlichkeiten. Die Denkmähler der ältesten Völker zeigen uns die allmälige Erweiterung und Vervielfältigung der Vorhalle. Wir sehen sie in den *ägyptischen Denkmählern* anfänglich bloß die Tempelthüre, erst als kleinere, dann als größere Pfeiler- oder Säulenhalle begränzen, hierauf als Säulengang rings um die Tempel der Ägypter gereiht. Wir sehen sie sofort als weitläufige Säulenhalle die Vorhöfe ihrer großen Werke umfangen, und als *vielfältigen Raum* wiederholt auf die Vorhöfe folgen (Beispiele im Art. *Tempel*). In dem ältesten bekannten *griechischen Wohnhause*, wovon uns Homer die Bestimmungsstücke in der Odyssee und Ilias hinterlassen hat, erscheint das *Prothyron* schon als *Stoa*, in Gestalt einer weitläufigen Säulenhalle, unter dem Namen *Aithusa* (αἴθουσα), d. i. feurige oder sonnige; weil man sich an diesem Orte an der Sonne zu wärmen pflegte. Sie wiederholte sich nach dem hinter der Hausthüre gelegenen *Thyroreion* (θυρωρεῖον), weiter im Innern um Säle, und später um weitere Höfe. Hauptsächlich aber erweiterte und vervielfältigte sich die *Stoa* an den *öffentlichen Gebäuden der Griechen*. Hier zeigte sie sich nicht nur zuerst als *Mauerhalle* und als *Säulenhalle* vor der Tempelthüre, und bildete den Tempel in Antis, den toskanischen Tempel und den Prostylos, sie fügte sich auch zugleich der Hinterseite des Tempels an, und brachte den Amphiprostylos zum Vorscheine. Sie umgab sofort in weitläufigen *Peristylen*, oder *Säulenumstellungen*, erst von einfachen, dann von doppelten Reihen, die Tempel, und erhob sich endlich selbst an den inneren Seiten der Tempel, oft in mehreren, über einander laufenden Gallerien, wodurch die übrigen verschiedenen Tempelarten der Alten gebildet wurden. Besonders häufig aber schloß sie sich an die Agoren und Gymnasien in ausgebreiteten und so zweckmäßig angelegten Hallen an, daß sie im Sommer angenehmen Schatten und im Winter Schutz vor rauhen Winden, und sonnige Gegenden anbot, um in jeder Jahreszeit theils zu angenehmen öffentlichen Spaziergängen und zu Volksversammlungen zu dienen, theils anlockende Räume zu körperlichen Übungen, zu

öffentlichen Gesprächen und zu Lehrvorträgen der Weisen zu gestatten. Häufig waren diese Hallen zur Erhöhung des Genusses, und zum lehrreichen Vergnügen mit Statuen und Wandgemälden geschmückt. (Beispiele s. unter in der Abth. II. dies. Art. und in den Art.: Gymnasium, Marktplatz, Tempel und Wohnhaus [Tit. Wohnhäuser der Griechen]).

Von keinem Volke wurde aber die Portike mehr vervielfältigt als von den Römern. Vor der Thüre hieß sie ihnen auch Vestibulum, entweder von der Gewohnheit der Alten, diesen Ort der Göttinn Vesta zu weihen, oder weil man hier bei feierlichen Besuchen die Schleppen der Kleider fallen ließ. Nun aber hatten die Römer die gemeinen Vortheile sowohl als das Angenehme ihres Gebrauches von den Griechen kennen gelernt. Es glänzten daher nicht allein ihre Tempel, ihre Theater und alle ihre öffentlichen Gebäude von Portiken aller Art und zu mannichfaltigem Gebrauche, sondern dieses auf Bequemlichkeit, auf Lebensgenuß und auf stolze Pracht unablässig sinnende Volk betrachtete die Portike in ihrer vollendeten Ausbildung, ohne auf ihre ursprüngliche Bedeutung weitere Rücksicht zu nehmen, bloß als einen, theils seinem Stolze schmeichelnden Aufenthalt, theils zum Genusse von Bewegung und Luft vorzüglich geeigneten Ort, wo man das Angenehme verschiedener Jahres- und Tageszeiten sich verschaffen konnte, ohne von dem Unbequemen derselben, noch von den Launen der Witterung abzuhängen. Sie wurde daher ein wahres Bedürfniß in den Wohnungen der Reichen und Großen, die sie nun nicht nur vor der Hausthüre, als eigentliche Portike anlegten, und auch nach der Hausthüre in ihren Atrien folgen ließen, sondern auch um ihre Höfe und Säle in ihren Peristylen wiederholten, und von allen Seiten ihren Häusern anschlossen, wo die Lage den beabsichtigten Zweck begünstigte. Denn nicht nur die Lage verschiedener Portiken, deren jede zum Gebrauche in einer andern Jahres- oder Tageszeit bestimmt war, wurde nach Erforderniß dieser Bestimmung verschieden gewählt, sondern auch einer und derselben Portike eine solche Wendung ihrer Seiten gegen die Himmelsgegenden oder gegen den Strich der Winde gegeben, daß ihr Gebrauch in verschiedenen Jahres- oder Tageszeiten Statt finden konnte. Der gewählten Lage mußte aber auch die Anordnung des Baues selbst und die Einrichtung der Portike entsprechen. Es mußten also ihre Pfeiler oder ihre Säulen, ihre Säulenweiten oder ihre Thür- und Fensteröffnungen, und andere, von den Umständen geforderte, einzelne Theile in gar mannichfaltiger Art und in verschiedenen Verhältnissen gebildet werden, so wie auch das ganze Gebäude eine nach der gewählten Lage, nach der besonderen Bestimmung und nach den jedesmaligen Umständen geordnete Weite, Höhe, Grund- und Hauptform erhalten mußte. Daher sehen wir die Portike der Römer theils, wie gewöhnlich, in Gestalt geradeliniger Gallerien und Gänge, theils nach krummen Linien der Länge nach fortziehend, und oft als geradelinige Peristyle im Viereck, oft als krummlinige in der Grundform eines Kreises geschlossen.

Ja sogar als Kryptoportike, das ist, Grottenhallen hingen sie die Großen und Reichen ihren Häusern an. Diese hatten hauptsächlich die Bestimmung, bei brennender Sonnenhitze einen ruhigen Aufenthalt und Spaziergang in erfrischender Kühle zu gewähren. Sie wurden gewöhnlich als düstere, überwölbte Gänge, entweder ganz oder doch zum Theile unter der Erde angelegt, und empfingen ihr Licht von ihren beiden Enden her, vielleicht auch aus Öffnungen im Schlußsteine der Gewölbe, was der Zusammensturz dieses Theiles in den wahrscheinlichen Resten dieser Art von Gebäuden nicht mehr deutlich wahrnehmen läßt. Die mehr als zwei hundert Fuß lange Kryptoportike, deren Überreste man unter den Trümmern der berühmten Villa Adriana entdeckte, empfing ihr schwaches Licht durch hohe, schmale, an beiden Enden des Ganges angebrachte Öffnungen, die wie Schießscharten aussahen, und jetzt mit Marmorstücken zugestellt sind, durch deren Fugen der Tag einfällt. Eine andere dergleichen unterirdische Grottenhalle in den weitläufigen Ruinen dieser Villa war mit Grotesken, eine andere mit andern Gemälden verziert. In einer ähnlichen düsteren Halle hielt sich M. Livius Drusus auf, um als Tribun einen über die Volkszwistigkeiten entscheidenden Entschluß zu fassen. Vielleicht war auch eine der Kryptoportiken auf dem tuscischen Landgute des jüngeren Plinius von dieser Art. Wenigstens scheint sie ziemlich tief angelegt gewesen zu seyn. Er schreibt von ihr an seinen Freund Apollinaris (in Libr. V, 6.), daß sie unter einer in der Höhe angelegten Sommerkryptoportike erbaut, und einer unterirdischen Portike ganz ähnlich sei; daß man im Sommer von der in ihr eingeschlossenen Kälte starre; daß sie an ihrer eigenen Luft genug habe, weder äußerer Luft bedürfe, noch auch dieselbe zulasse.

Dann wurden die Kryptoportiken aber auch über der Erde mit zweckmäßig angeordneten Fensteröffnungen und Luftzügen erbaut. Eine solche hatte Plinius unter andern auf seinem tuscischen Landgute, welche er die Sommergrottenhalle (Cryptoporticus aestiva) nannte. Ich habe ihrer eben bei der vorhergehenden gedacht. Vorzüglich aber zeichnete sich in dieser Art des Plinius Kryptoportike auf seinem laurentinischen Landgute aus. Die Beschreibung derselben, die er uns in einem Briefe an seinen Freund Gallus (Libr. II. Epist. 17.) hinterlassen hat, verschafft zugleich eine deutliche Vorstellung von einer zweckmäßigen Anlage und Einrichtung solcher Gebäude. Sie war nach dieser Beschreibung so lang und so hoch, daß sie fast wie ein öffentliches Gebäude aussah. Auf beiden Seiten hatte sie Fenster, nach dem Meere hin die meisten, an der Gartenseite, wo sich die sonnige Himmelsgegend ausbreitete, nur einzelne, abwechselnd, theils in weiteren Abständen.

War das Wetter heiter und ruhig, so wurden alle Fenster geöffnet. Strich aber der Wind von einer oder

der andern Gegend her, so blieben nur die auf der Seite, woher kein Wind kam, und zwar mit dem besten Erfolge offen. Vor der Grottenhalle befand sich ein offener, mit Violendüften erfüllter Spaziergang.

Auf ihm lag die Sonne mit voller Kraft, und die dadurch erhaltene Wärme wurde noch durch die von den Mauern der Grottenhalle zurück fallenden Strahlen vermehrt. So wie sie nun hier die Sonne fing, so schützte sie auch diese Gegend vor dem Nordwinde, den sie von der andern Seite her abhielt: darum war es hinter derselben eben so kalt, als es vor derselben warm war. Zugleich wehrte sie aber auch dem Südwestwinde, und brach und zähmte so von verschiedenen Seiten die entgegen gesetztesten Winde. Eine solche Luft gewährte diese Kryptoportike im Winter. Noch größere bot sie im Sommer an. Vormittags kühlte sie den offenen Spaziergang, Nachmittags die Wege, sammt dem zunächst liegenden Theile des Gartens mit ihrem Schatten, der mit dem Zunehmen und Abnehmen des Tages bald kürzer, bald länger nach dieser oder jener Gegend hin fiel. Sie selbst war aber gerade dann am meisten von Sonne frei, wenn diese ihr am heißesten auf die Firste schien. Dazu war sie bei offenen Fenstern von den Westwinden durchstrichen, und daher niemals wegen fauler und stockender Luft ungesund. Noch finden sich manche Überreste von Gebäuden unter den Ruinen alter Städte, die wohl nichts Anderes, als solche Grottenhallen gewesen sind. Eine derselben unter den Trümmern vom Hause des Clodius auf dem Albanergebirge war nur von einer Seite dem Zuflusse des Lichtes und der Luft geöffnet. Hier waren große Thüröffnungen, die zu Fenstern dienten, und etwas höher, oben im Anfange des Gewölbes Fensteröffnungen angebracht. Diese Kryptoportike war von Backsteinen erbaut, und scheint ein edles, reich verziertes Werk gewesen zu seyn. An der inneren Wölbungsfläche sind noch von dem rostartig verzierten Deckenwerke vertiefte Felder aus Stuck gebildet sichtbar.

Der römischen Weichlichkeit waren endlich diese Gebäude so sehr zum Bedürfnisse geworden, daß man sogar während des Krieges, ja mitten im Feldlager Kryptoportiken anlegte, was auch endlich den Kaiser Hadrian veranlaßte, den Gebrauch derselben zu verbieten.

Aus den öffentlichen Gebäuden der Alten sind die Hallen überhaupt in die Gebäude des Mittelalters und vorzüglich in den christlichen Kirchen- und Klosterbau übergegangen, und haben sich in demselben fortgebildet, und bis auf unsere Zeiten erhalten. (S. Kirche, Kloster u. a. Art.). Alle unsere öffentlichen Gebäude nehmen, so wie unsere Wohnhäuser, die Portike als einen äußerst bequemen, sehr zweckmäßigen und edeln Theil an. Sie zeigt sich an denselben oft in ihrer ursprünglichen Art, bloß als eine kleine Dachung von Mauern unterstützt vor der Hausthüre zum Schutze des Einganges, oft zur Zierde von Pfeilern oder von Säulen getragen, oft als eine einzelne große Mauervertiefung, Nische, mit einem Chorgewölbe, einem Tonnengewölbe oder einer andern Deckenform versehen, oft aber als eine weitläufige Pfeilerhalle, Bogen- oder Arkadenhalle und Säulenhalle, wie bei den Alten, zu einem angenehmen Aufenthalte, zum Genusse des Spazierganges, und zu mancherlei andern Zwecken, welche die Bestimmung und der Gebrauch des Gebäudes selbst veranlassen (Beispiele und Anschauungen in den einzelnen Artikeln, welche die verschiedenen Arten der Gebäude abhandeln, besonders im Art. Wohnhaus). Endlich sieht man die Portike, in weitläufige Gänge verwandelt, theils an den äußeren, theils an den inneren Seiten der Gebäude hin, theils in mehreren Stockwerken über einander fortziehen, besonderen Zwecken und großer Bequemlichkeit dienen, und die Pracht der Häuser in einem hohen Grade vermehren. Vorzüglich bedeutend umgeben sie die Märkte und öffentliche Plätze, wo sie in Bezug auf diese, die hier das Innere, die umliegenden Theile der Stadt aber das Äußere sind, als das verbindende Mittelglied zwischen beiden erscheinen, und einen großen und vortheilhaften Einfluß auf die allgemeine Thätigkeit äußern. (S. Marktplatz u. a. m.)

Frankreichs Architekten wollen nach dem heute dort üblichen, gemeinen Sprachgebrauche, sich immer mehr von dem ursprünglichen Sinne des Wortes entfernend, jetzt nur solche Hallen Portike genannt wissen, die von Pfeilern und Bogen gebildet sind, die Pfeiler mögen übrigens als reine Pfeiler erscheinen, oder sich als Kernpfeiler mit Pilastern oder mit Säulen verbunden darstellen. Den Portiken setzen sie Colonnaden, und zwar Prostyle und Peristyle entgegen, worunter sie von freistehenden Säulen unterstützte lange Hallen oder Säulengänge, so fort kleinere Hallen, und große umfangende Hallen oder Säulenumgänge verstehen.

So wie sich bei den Alten mit Vergrößerung der Häuser auch die Vorhalle verdoppelt hatte, und außer der Portike vor der Thüre auch nach der Hausthüre noch andere Portiken folgten: so liegt um so mehr bei der Bauart unserer Häuser, welche alle Abtheilungen des Hauses, so viel wie möglich unter einem einzigen gemeinschaftlichen Dache zu vereinigen strebt, die eigentliche Vorhalle gewöhnlich nicht vor der Hausthüre, sondern nach derselben, vor den Hauptthüren zu den übrigen Abtheilungen des Hauses, an der Stelle des Atrium, des Cavädium der Römer, und die Testudo; das Atrium testudinatum, das ist, der bedeckte Vorhof ist nichts Anderes, als diese unsere eigentliche Vorhalle. (Vgl. die Risse der Wohnhäuser alter und neuer Völker zum Art. Wohnhaus). Sie ist daher eben so, wie der Römer Porticus vor der Hausthüre als das Vestibulum anzusehen, und hat darum auch bei mehreren der heutigen Völker z. B. in Frankreich und in Italien, diesen alterthümlichen Namen behalten. Bei uns Teutschen aber wird sie in einem ähnlichen Sinne Hausehre genannt, weil man den angekündigten Gästen bis dorthin entgegen geht, und die fortgehenden bis dahin begleitet, ihnen also hier die erste und die letzte Hausehre erweist. Häufig wird dieses

Wort auch Aere ausgesprochen und geschrieben, und scheint so mit dem Lateinischen Area verwandt zu seyn, welches überhaupt einen ebenen Boden, einen freien oder leeren Platz bezeichnet. Außerdem werden der Halle in geringeren Wohnhäusern auch noch einige andere, mit der eben zuletzt angeführten Bezeichnung übereinstimmende Benennungen gegeben, nämlich Diele, Flur und Tenne, welche alle entweder auf ebene Plätze, oder auf eben und fest gemachte Böden, die theils dem Äußeren, theils dem Inneren angehören, hindeuten.

Die zweckmäßigste Grundform der Vorhalle ist entweder der Kreis, oder die längliche Rundung, entweder das gleichseitige Viereck, oder das von diesem nicht sehr abweichende längliche Viereck, so wie auch das gleichseitige Vieleck, oder sonst ein symmetrisches Polygon, dessen großer Durchmesser in Bezug auf sein Längenmaß sich doch nicht zu weit von der Länge des kleineren entfernt. Allein manchmal fordert das Bedürfniß, und die daraus entspringende Eintheilung des inneren Raumes, ihr die Gestalt eines im Verhältnisse zu seiner Breite sehr langen Viereckes zu geben. Mit dieser Grundform nimmt sie dann auch den besonderen Namen Hausgang an, und ist so mit dem Thyroreion (θυρωρεῖον) der Griechen ganz einerlei. Übrigens muß die Vorhalle in ihrer ganzen baulichen Anordnung dem Inneren des Gebäudes entsprechen. Sie muß gleichsam den Zweck, die Bestimmung desselben verkünden, oder doch wenigstens den Eintretenden ihn ahnen lassen. Als Mittelglied des Äußeren und Inneren, und gleichsam noch zur Hälfte dem Äußeren angehörig, spreche sie in ihrer ganzen Ausführung vorzüglich die Festigkeit aus. Die Formen ihrer einzelnen Theile seien daher stark und massenvoll, und der Baustoff Stein und Metall.

Zuletzt in den Zeiten des höchsten Glanzes und der höchsten Ausbildung eines Volkes erschienen die Vorhallen, Portiken, gänzlich von dem Körper des Hauses getrennt, als eigene Gebäude, die entweder doch noch in einer bedeutenden Beziehung auf die Hausthüre standen, oder aber ohne allen Bezug auf irgend einen Eingang zu einem anderen Hause, als selbstständige Werke, die ihre eigenthümliche Bestimmung hatten, und nur noch in ihrem Namen ihre erste Entstehung beurkundeten. In der ersten Art dienten sie oft zu Vorbereitungen vor dem Zutritte zu einem Hauptbaue, wie die Propylaia, die Vorhallen zu den großen ägyptischen Tempeln (S. Tempel). Oft umgaben sie die Vorthore zu bedeutenden Anlagen mit mannichfaltigen Räumen, als Örtern zum Ausruhen im Schatten, zu angenehmen Spaziergängen, zur lehrreichen öffentlichen Unterhaltung, und zu manchen andern Zwecken bestimmt. Wie einst die Propylaien der Akropolis zu Athen, die Propylaien von Eleusis u. a. m., und sind eigentlich als musterhafte Thore zu bedeutenden Anlagen anzusehen. (S. Art. Thor). In der andern Art aber waren sie bei den Griechen unter dem alten Namen der Stoa, bei den Römern unter dem der Portike als öffentliche Gebäude berühmt, die ganz allein zum Vergnügen und zum Nutzen des Volkes errichtet, die Schönheit der griechischen Städte, und besonders die Pracht des alten Roms ungemein erhöhten. Zu ihnen eilte man, hauptsächlich um daselbst, besonders während der Sommerhitze, im kühlenden Schatten zu lustwandeln, oder sich von seinen Sklaven auf dem Tragsessel, oder von seinem Zugviehe im leichten Wagen herum führen zu lassen. Hier genoß man theils der Gesellschaft und ihrer mannichfaltigen Vergnügungen, theils des Anblickes der schönen Einrichtungen und Umgebungen dieser Hallen, und der mannichfaltigen öffentlichen Auftritte: denn hier wurden nicht nur allein Kunstschätze in Sculptur und Malerei, und andere Merkwürdigkeiten aufgestellt, sondern auch Geschäfte abgethan, Senats- und Volksversammlungen gehalten, von den Richtern Streitigkeiten entschieden, die Gesandten fremder Könige und Völker empfangen, große Verlöbnißfeierlichkeiten und Schmäuse abgehalten. Hier endlich fand man auch die Handelsleute, welche kostbares Fahrniß, wie Edelsteine, Statuen und Büsten, Guß- und Schnitzwerk, Stickerei und Bildgewirke zu verkaufen hatten, mit ihren Waaren stehen.

Daß diese öffentlichen, aus Säulen-, Pfeiler- und Bogenhallen und aus verschiedenen Gemächern gebildete Gebäude in hoher Vollkommenheit angeordnet, und mit großer Pracht und Schönheit ausgeführt waren, ist fast Alles, was man aus den Nachrichten alter Schriftsteller entnehmen kann. Allein weder diese, noch Trümmer von einigen dieser Hallen sind hinreichend, eine bestimmte Vorstellung von ihrer ganzen baulichen Anordnung und Raumeintheilung, von der Mannichfaltigkeit ihrer architektonischen Formen, und von dem Charakter eines Ganzen zu Stande zu bringen. Man hat zwar mehrere derselben theils durch Grundrisse, theils durch Aufrisse wieder herzustellen versucht. Allein die Willkür, die bei dem Mangel an allen näheren Bestimmungen fast alle solche Zeichnungen geschaffen hat, ist zu groß, und verbietet uns daher, sie zur Erläuterung und Versinnlichung ihrer baulichen Einrichtung zu gebrauchen. Doch haben wir einige, die nämlich, welche noch in bedeutenden Trümmern und andern Bruchstücken antiker Anschauungen auf uns gekommen eine theilweise Restauration zuließen, auf beiliegenden Blättern „öffentliche Portiken der Alten" überschrieben, theils in Grundrissen theils in Aufrissen mitgetheilt.

Das Beste aber, was wir hiemit verbinden zu können glauben, ist, in folgender zweiten Abtheilung dieses Art., die Nachrichten der Alten von den merkwürdigsten dieser Denkmäler zusammen zu stellen, und auf vorhandene Trümmer derselben aufmerksam zu machen.

II. Als selbstständige öffentliche Hallen der eben bestimmten zweiten Art sind uns aus dem Alterthume folgende bekannt, und zwar aus der Zeit

der alten Griechen:

Die Stoa des Archon Basileus zu Athen (Στοὰ βασιλική) am Kerameikos. Sie hatte diesen

Namen, weil hier der Basileus Gericht hielt. Hier sprach auch der Areiopagos das Recht; hier leisteten die Athenäer ihrer Stadtobrigkeit, den Thesmotheten den Eid, und die Gesetzestafeln waren in dieser Halle aufgestellt. Um ihr Dach standen einige Statuen von gebrannter Erde, Theseus, wie er den Skiron in das Meer stürzt, und Aurora, wie sie den Kephalos entführt. Neben der Halle aber waren dem Konon und seinem Sohne Timotheos, so wie auch dem kyprischen Könige Euagoras, und Zeus dem Befreier und Erhalter Statuen errichtet, denen späterhin auch die Statue Hadrians beigesellt wurde [1]).

Die Stoa Zeus des Befreiers, oder der zwölf Götter, war gleich bei der vorigen Stoa gelegen, und wurde von dem eben angezeigten, ihr zunächst stehenden Götterbilde Zeus des Befreiers so genannt. Sie wurde von den Freigelassenen erbaut, und war mit vortrefflichen Wandgemälden von der Hand des großen Malers und Bildhauers Euphranor ausgeschmückt. Diese waren hauptsächlich die berühmten Bilder der zwölf Götter, von denen die Halle ebenfalls benannt wird. Auf der letzten Wand aber sah man Theseus, und zugleich mit ihm die Volksregirung und das Volk; ferner die Athenäer, wie sie den Lakedaimoniern in der Schlacht bei Mantinea Hilfe bringen, und das Reitertreffen, in welchem sich von Seiten der Athenäer Xenophons Sohn Gryllos, und unter der böotischen Reiterei der Thebaner Epaminondas auszeichneten; ein hochberühmtes Werk der Malerkunst [2]). In dieser Halle waren auch Schilde besiegter Feinde aufgehängt, welche nachher Sulla bei der Plünderung Athens mit sich fort nahm [3]).

Die Stoa der Hermen zu Athen war unter mehreren Stoen, die vom Stadtthore bis an den Kerameikos lagen, und ihre Zugänge mit erzenen Bildern berühmter Männer und Frauen begränzt hatten, die größte: denn zu ihr gehörten auch einige Kapellen und des Hermes Gymnasium. In ihr lag das Haus des Polytion zu einem Tempel des Dionysos des Jauchzenden geweiht, und hier waren die Statuen der paionischen Athene, des Zeus, der Mnemosyne, und der Musen aufgestellt, an die sich ein Apollo, das Werk und Geschenk des Eubulides, anschloß. Aus der Wand schauete das Gesicht des Akratos, eines Genius aus der Begleitung des Dionysos, hervor. Die dem Heiligthume des Dionysos nachbarliche Zelle enthielt unter vielen Bildsäulen aus gebrannter Erde, auch die des athenischen Königs Amphiktyon, wie er den Dionysos und andere Götter bewirthet [4]).

Die peisianakteische Stoa, welche nachher die Poikile, d. i. die bunte Halle von den mannichfaltigen Gemälden, die ihre Wände bedeckten, und auch die lange Halle [5]) von ihrem weiten Umfange genannt wurde, war die berühmteste von allen Stoen Athens. Jene vortrefflichen Gemälde waren größten Theils Polygnot's und Mikon's Werke. Der hochsinnige Polygnot nahm für seinen Antheil keine Bezahlung, weil er Athen zu Ehren arbeitete. Das erste Gemälde, das man beim Eintritte erblickte, war sein Werk. Es zeigte die Schlachtordnung der Athenäer gegen die Lakedaimonier bei Oinoe, in dem Augenblicke, wie beide Heere, den ersten Angriff zu beginnen, vorrücken. Das andere auf der mittleren Wand war Mikon's Werk, und stellte die Athenäer vor, wie sie unter der Anführung des Theseus mit den Amazonen kämpfen. In dem darauf folgenden Gemälde, das wie das erste von Polygnotos Hand war, sah man die Griechen nach der Eroberung von Troja, und die Versammlung ihrer Heerführer, die eben über des Ajax an Kassandra verübte Frevelthat berathschlagen. Ajax selbst war im Bilde vorgestellt; und unter den gefangenen Frauen sah man auch Kassandra, und Laodikea, letztere in der Gestalt der Elpinike, eines griechischen Frauenzimmers, das sich dem Maler zu diesem Zwecke hingab. Der Gegenstand des vierten Gemäldes war die Schlacht bei Marathon. Hier sah man die Athenäer, und die anderen griechischen Völker, die ihnen zu Hilfe gekommen waren, und ihre Feinde, die Perser, in gleichmuthigem Kampfe mit einander. Unter den Fechtenden erkannte man den Kallimachos, den Held Echetlos, den Kynaigyros, und den Feldherrn Miltiades. Letzterer war in dem Augenblicke vorgestellt, wo er die Griechen eben zur Tapferkeit anmahnet, und das Zeichen zum Angriffe gibt. Auf der Seite der Perser erkannte man den Datis und Artaphernes. Da, wo nach langem Kampfe der Ausgang der Schlacht vorgestellt war, erblickte man die Flucht der Perser, und wie die Geängstigten sich in die See drängen. Am Ende des Gemäldes war die phönikische Flotte abgebildet, und die Niederlage der Feinde, die sich in die Schiffe geworfen hatten. Der Meister dieses großen Bildes war des berühmten Phidias Bruder Panainos. Doch scheinen auch Mikon und Polygnotos daran gearbeitet zu haben. Hier sah man auch den Held Marathon, von dem dieser Ort den Namen führte. Man sah Theseus, als stiege er aus der Erde hervor, Athene, Herakles und Butes. Der letzte war so vorgestellt, daß man nur sein Haupt und seine Augen wahrnahm, der übrige Theil des Körpers aber durch den vorliegenden Berg versteckt wurde. Pamphilos von Athen hat ebenfalls zur Verzierung dieser Halle beigetragen. Sein Werk war ein Bild, welches Alkmene und die Herakliden vorstellte, wie sie die Athenäer um Hilfe gegen Eurystheus bitten. Auch war Sophokles mit der Kithara an den Wänden dieser Halle gemalt, und hier hingen auch die ehernen Schilde, welche die Athenäer den Skionaiern und ihren Hilfs-

1) *Pausaniae* Descript. Graec. Libr. I, 3. vgl. *Meursius* in Ceramico Gemino c. III. 2) *Pausan.* I, 3. *Plin.* Hist. Nat. XXXV. c. XI. sect. XI, 25. *Valer. Max.* VIII, 11. et alii ap. *Meursium* in Ceramico Gemino in cap. IV. et ap. *Eund.* in Attic. Lection. Libr. VI. c. XVII. 3) *Pausan.* X, 21. 4) *Pausan.* I, 2., et *Scriptorum vett. loca* ap. *Joan. Meursium* de Athen. Attic. Libr. I. cap. III.

5) K. O. Müller im Art. Attika, Encyklopädie Th. VI. S. 240, aus dort angezeigten Schriftstellen der Alten.

völkern abnahmen, und andere Schilde und Waffen, die von den Lakedaimoniern erbeutet wurden. Bei der Thüre der Halle hatten die Athenäer wegen des Sieges über den Plistarchos dem Hermes ein ehernes Standbild errichtet, und vor der Halle standen die ehernen Statuen des Kynaigyros, des Solon und des Lykurgos. Von dieser Stoa ist noch merkwürdig, daß sie, in welcher einst unter den dreißig Tyrannen Athens 15,000 Bürger ermordet wurden, von dem Weltweisen Zeno zum Lehrorte gewählt wurde, um ähnliche Ereignisse für die Zukunft zu verhüten, und seine Schüler von ihr den Namen Stoiker erhielten[6]). Bedeutende Trümmer dieses merkwürdigen Bauwerkes sollen noch nördlich von der Akropolis vorhanden seyn, wovon Mehreres im Art. Attika, Encyklop. Th. VI. S. 232.

Die Stoa des Eumenes zu Athen hatte wahrscheinlich von ihrem Bauherrn ihren Namen[7]). Sie war um die Scene des Theaters erbaut, theils um den Zuschauern einen sicheren und angenehmen Zufluchtsort darzubieten, wenn die Schauspiele durch Regengüsse unterbrochen wurden, theils um bequemen Raum für die Zurüstungen der Spiele zu gewinnen[8]), theils auch, um dem Volke einen Lustort zum Spaziergange und Gelegenheit zur Unterhaltung mit wissenschaftlich gebildeten Männern zu verschaffen[9]). Von ihr sieht man noch einen Überrest in zertrümmerten Arkaden, die am südwestlichen Fuße der Akropolis zwischen dem Theater des Dionysos und dem Odeion des Herodes sich ausstrecken[10]).

Die persische Stoa auf dem Markte zu Sparta war unter allen Werken, welche diesen Platz verherrlichten, das ausgezeichnetste[11]). Sie wurde von der Beute erbaut, welche die Lakedaimonier bei Plataia im Siege über die Perser gemacht hatten[12]), und nach und nach zu der Größe erweitert, und mit den prächtigen Verzierungen geschmückt, welche man in der Folge der Zeit an ihr bewunderte[13]). Über den Säulen sah man Perser aus weißem Marmor gehauen[14]), welche das Dach der Halle unterstützten[15]), und unter ihnen auch ihren Feldherrn Mardonius, des Gabrias Sohn. Auch war die Bildsäule der Artemisia, Königinn von Halikarnassos, die freiwillig dem Xerxes Hilfe leistete, hier aufgestellt[16]).

Auch hatte man einige ganz im Vierecke angelegte Stoen in Sparta. Sie standen auf einem Platze, der unfern des Karneios und zunächst am heiligen Hause des Dionysos Kolonata lag, und wurden in alten Zeiten sehr häufig besucht, besonders um allerlei kleine Waaren und Geräthschaften, die man daselbst fand, einzukaufen[17]).

Die Stoa der Hellanodiken und die korkyra'sche Stoa waren an dem Markte zu Elis die bedeutendsten Gebäude. Beide waren von dorischer Ordnung. Die erste war durch vier Säulenreihen in drei Theile getheilt, und der tägliche Aufenthalt der Hellanodiken, d. i. der Richter in den olympischen Spielen, die ganz nahe dabei in dem Hellanodikaion ihre Wohnung hatten. Die andern, welche die Eleer von dem zehnten Theile der bei Besiegung von Korkyra gemachten Beute erbauten, verbreitete sich mit einer doppelten Säulenreihe, wovon die eine gegen den Markt hin, die andere gegen die außerhalb des Marktes liegenden Theile gewendet war. In der Mitte der Halle wurde die Decke nicht von Säulen, sondern von einer zusammenhängenden Mauer unterstützt, die auf beiden Seiten mit Statuen verziert war, unter welchen sich auch jene des Sophisten Pyrrhon, eines Sohnes des Pistokrates befand[18]).

Die Stoa Poikile zu Olympia in dem Haine Altis, welche auch die Stoa der Echo genannt wurde. Auch ihre Wände waren ehemals mit mannichfaltigen Gemälden geschmückt, wovon ihr erster Name den Ursprung hatte. Sie hatte aber besonders das Merkwürdige, daß der Schall der Stimme sieben Mal in ihr wiederhallte. Vor ihr war eine Bildsäule des Zeus aufgestellt[19]).

Die Stoa des Agaptos in demselben Haine wurde von ihrem Baumeister also genannt[20]), und die Stoa des Klisthenes zu Sikyon führte von ihrem Gründer den Namen. Er ließ sie von der Beute erbauen, die er im Kriege seiner Bundesgenossen, der Amphiktyonen gegen die Stadt Skiron gemacht hatte[21]).

In dem alten Rom waren die von andern Gebäuden unabhängigen öffentlichen Portiken, von welchen uns die alten Schriftsteller Nachrichten oder andere Denkmäler-Anschauungen hinterlassen haben, folgende, die wir wegen der großen Anzahl derselben nach der Ordnung der Anfangsbuchstaben ihrer Namen hier beschreiben:

Die Absidata, s. weiter unten die Bogenportike.

Die ämilische Portike wurde von den beiden curulischen Ädilen M. Ämilius Lepidus und L. Ämilius Paullus im J. 562 der St. R. auf dem Emporium, das ist, auf dem Hafen- und Handlungsplatze an dem Tiberflusse außerhalb der alten Porta trigemina, welche unweit der heutigen Kirche Santo Alessio bei den Salinen am Ufer des Flusses stand, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Handelsleute erbaut[22]). Sie war die erste Portike in Rom, die als selbstständiges Gebäude erschien, da man vorher die Portiken hier nur in Ver-

6) *Pausan.* I. cap. XV. und andre Schriftst. bei *Meursius* Athen. Attic. Libr. I. cap. V. 7) *Jo. Gottlob Schneider* Commentar. ad Vitruv. V, 9, 1., voc. *Eumenia* ex *Suida* et *Carolo Fea.* 8) *Vitruvius* de Architectura, V, 9. 9) *Spon* voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant faite dans les années 1675 etc. Tom. II. p. 126. 10) *Spon* l. c. 11) *Pausan.* III, 6. 12) *Pausan.* l. c. *Vitruv.* l. c. I, 1. 13) *Pausan.* l. c. 14) *Pausan.* l. c. 15) *Vitruv.* l. c. 16) *Pausan.* l. c.

17) *Pausan.* III, 13. 18) *Pausan.* VI, 24. 19) *Pausan.* V, 21. 20) *Paus.* V, 15. 21) *Pausan.* II, 9. 22) *Liv.* Hist. Libr. XXXV, 10. *Nardini* Rom. Vet. VII, 9.

bindung mit andern Gebäuden kannte[23]). Dreizehn Jahre nach ihrer Erbauung nämlich im J. 575 Roms führte der Censor M. Fulvius Nobilior neben manchen Verbesserungen, die er dem Hafenplatze verschaffte, vor welchem er unter andern ein Schiffsbecken ausstechen ließ, auch am Ende desselben, das ist, an der andern, von der Stadt abgewandten Seite dieses Platzes eine Portike auf, die wir die *fulvische* nennen, und trug damit nicht wenig zur Beförderung des Handels und zur Frequenz des Hafenplatzes bei[24]). Bald darauf im J. 580 ließen die Censoren G. Fulvius Flaccus und A. Postumius Albinus die *ämilische Portike* erneuern, und noch manche andere Bequemlichkeit mit dem Hafenplatze verbinden[25]), der nun immer bedeutender wurde, und zuletzt, wie *Trümmer*, *Inscriptionen* und *andere Überreste* sprechen[26]), mit noch andern Hallen und mit weitläufigen Magazingebäuden versehen war. Die *merkwürdigen Trümmer* zwischen dem jetzigen Monte Testaccio und dem Tiberstrome sind die Überreste dieser Gebäude. Sie waren vor zweihundert Jahren noch bedeutend. Man sah unter den ungemein vielen, in der ganzen Gegend umher liegenden Marmorblöcken auch noch mehrere Säulenschäfte von gelbem Marmor, konnte noch den aus dem Ufer heraus geschnittenen Busen des Hafens wahrnehmen[27]), fand hier den Stein mit dem alten Schifferzollgesetze[28]), und zwischen den Mauerresten der alten Magazingebäude mehrere Steinschriften, dem Sylvanus, dem Genius der galbinianischen Magazine, und ihrer Fortuna geweiht[29]). *Fabretti* stellte um das Jahr 1679 eine Ausmessung dieser Überreste an, durch welche die Anlage in Bezug auf ihren Umfang und ihre Raumeintheilung, so wie die Bauart dieser ersten selbstständigen Hallen so ziemlich bekannt wird. Sehr breite und 1063 rheinl. Fuß lange Stufen lagen von unten aus dem Schiffsbecken bis zu dem Anfange *dreier Portiken* herauf, die vielleicht 100 Fuß, auf der Horizontallinie gemessen, von der untersten Stufe entfernt waren. An dem obersten Ende dieser großen Freitreppe nahmen die *drei Portiken* ihren Anfang, die eine links, die andere rechts, die dritte gerade vor der Mitte der Treppe, und zogen von hier an, in rechtwinkeliger Richtung auf die Treppenbreite, oder Stufenlänge, jede 190 Fuß lang, aufwärts. Hier berührten sie mit ihren Enden die schmalen Seiten zweier langen *Magazingebäude*, und bildeten mit denselben zwei Höfe, deren also ein jeder auf drei Seiten mit Gebäuden umgeben, auf der vierten aber gegen die Freitreppe und den Tiber hin von keinem Gebäude geschlossen war. *Alle drei Portiken waren Bogenhallen.* Eine jede der beiden äußeren war eine *doppelte*; sie bestand nämlich aus zwei neben einander laufenden gewölbten Gängen, und hatte eine Breite von ungefähr 60 Fuß, die mittlere etwa 120 Fuß breite bestand aus zwei doppelten, und war also eine *vierfache Bogenhalle*. Jede Halle hatte sieben, ihrer Breite nach durchgehende Bogenöffnungen, von welchen eine die Verbindung mit den Magazingebäuden herstellte, die sechs andern gegen die Höfe hin offen, und hier wahrscheinlich von Säulen begränzt waren. Ein jedes der *Magazingebäude* hatte zwölf, seiner Länge nach neben einander gereihete, und durch Thüröffnungen mit einander verbundene große Säle, die sich ohne Zweifel ebenfalls gegen die Hofseiten hin öffneten, und dann hier vielleicht auch von Säulen begränzt, mit den Säulen der Bogenhallen die drei von Gebäuden eingeschlossenen Seiten jedes Hofes mit einer Säulenumstellung, einem Peristyle, umgaben. Die drei Außenseiten dieser zusammenhängenden Gebäude waren von Umfassungsmauern gebildet, wovon die hintere, 1063 Fuß lange, gegen die Ebene des Monte Testaccio hinaus Bogenfensteröffnungen hatte, und zwar für jeden der vier und zwanzig Säle, welche die beiden Magazingebäude zusammen enthielten, vier, jedes Mal eine große, 5½ Fuß breite und 10 Fuß hohe in der Mitte, zwei kleinere beiderseits darüber, und eine sehr kleine hoch oben über der Mitte. Alle diese Fensteröffnungen waren mit Gitterwerk verwahrt, wie die Aushöhlungen in den Fenstersteinen zeugen. Die gedachten Umfassungsmauern, so wie die Scheidewände der Säle waren von ganz unregelmäßigen Bruchsteinen, die Hallen aber in ihren Wölbungen und Pfeilern von vorzüglich glatt und richtig behauenen Werkstücken aufgeführt. Dieses ganze Hallenwerk lag auf einem Platze, der 1633 Fuß, nach der Länge der Magazingebäude, breit, und 835 Fuß, nach der Länge der Hallen hin, tief war, und von einer Mauer aus gebrannten Ziegeln begränzt und eingeschlossen wurde. *Grundriß* und *Theilaufrisse* dieses Hallenwerkes findet man bei Fabretti an der in Note 29 angezeigten Stelle.

Die Portike des Agrippa, s. die *Portike der Argonauten*.

Die P. des Apollo auf dem Palatinus schloß einen großen Platz ein, in dessen Mitte sich der berühmte *Tempel des Apollo Palatinus* erhob, von welchem sie ihren Namen hatte[30]). Sie war zwar wie der Tempel zur Ehre dieses Gottes, aber nicht als eine Vorhalle zum Tempeldienste, sondern als ein selbstständiges Gebäude zum angenehmen Spaziergange[31]), und zur Belehrung erbaut, weßwegen auch eine öffentliche Büchersammlung von griechischen und lateinischen Werken, Schätze der Gelehrsamkeit der Alten und der

23) Schulze Gesch. und Beschr. der alten Stadt Rom, Th. I. §. 538 u. 473. 24) *Liv.* XI, 51. *Nardini* l. c. Schulze a. a. O. §. 539 et 578. 25) *Liv.* XLI, 27. *Nardini* l. c. *Schulze* §. 539 et 584. 26) *Raph. Fabretti* de Aquis et Aquaeductib. diss. III. in *Graevii* Thes. Antiqq. Rom. Tom. IV. p. 1762 — 1765. Fragmenta Vestigii Vet. Rom. ex Lapidibus Farnesian. cum not. *Bellorii* Tab. I., *Horrea Lolliana*, Tab. IV. *Navalemper.* Tab. XVI., *Portic. AEm.* 27) *Flamin. Vacca* in Memorie di varie Antichità an. 1594. §. 95. 28) *Venuti* in Antichità di Roma, edit. *Visconti* Tom. II. cap. 2. pag. 47. *Borrichius* in Antiqua Urb. Rom. Facie, cap. XV. 29) *Fabretti* l. c. diss. III. in *Graevii* Thes. T. IV. p. 1763 et 1764.

30) *Vellej. Paterc.* Hist. Rom. Libr. II, 81. *Dio Cassius* Hist. Rom. Libr. LIII, 1. *Propertius* III, 27. (II, 31.) 9. 31) *Propertius* III, 27.

Neueren, in ihrem besonders dazu bestimmten **Bibliotheksraume** aufgestellt wurde[32]). Der Bauherr dieser vereinigten Werke war Cäsar Octavianus. Schon im J. Roms 718, als er nach Bezwingung des Sext. Pompejus durch seinen Freund und Feldherrn Agrippa, und nach Bändigung der hetrurischen Aufrührer siegreich nach Rom zurück gekehrt war, widmete er den Platz, den er auf dem palatinischen Berge neben seinem Wohnhause zum Baue einer Erweiterung desselben aus mehren angekauften Häusern bereitet hatte, jenen dem öffentlichen Gebrauche und dem Apollo geweihten Werken; weil der Blitz dort eingeschlagen hatte, und die Wahrsager aussprachen, daß der Gott diesen Platz verlange[33]). Er führte diese Werke mit einer ganz besonderen Freigebigkeit[34]), und mit einem bewunderungswürdigen Kosten- und Prachtaufwande aus[35]). Acht Jahre hernach, nämlich im J. R. 726, als er eben zum sechsten Male und mit ihm Agrippa zum zweiten Male das Consulat bekleidete, wurden sie vollendet, und feierlich eingeweiht[36]), und natürlicher Weise auch als ein Denkmal des Sieges über Antonius und Cleopatra bei Actium gefeiert, weil Apollo dort sichtbarlich seine Hilfe gezeigt hatte[37]). Die Portike war ringsum von **Säulenreihen** aus phönikischem Marmor gebildet[38]) und von der gelblichen Elfenbeinfarbe dieses Marmors[39]) glänzte sie wie Gold[40]). Abwechselnd erhoben sich in den Säulenweiten **Standbilder**[41]), die Schar der Töchter des alten Danaus[42]), die funfzig Beliden, und der wilde Vater selbst mit gezogenem Schwerte[43]). Es müssen also über hundert Säulen die Hofseiten dieser Portike gebildet haben, und die Außenseiten bestanden wahrscheinlich in einer massiven, mit verschließbaren Eingängen versehenen Mauer[44]). Den Danaiden gegenüber im Hofe standen die Reiterstatuen ihrer Männer, der funfzig Söhne des Ägyptos, unter freiem Himmel[45]). Auch sah man hier ein Marmorbild Apollo's schöner als der Gott im Tempel selbst. Die Lyra tönte nicht; aber lebendig schien der geöffnete Mund des Gottes ein Lied zu singen. Um den Altar vor dem Tempel standen vier Ochsen, als lebten sie, Werke des großen Bildgießers Myron[46]); und hier war auch das **viereckige Rom**, ein von Steinen gebildetes viereckiges Behältniß, worin die Werkzeuge, die bei neuen Gründungen der Stadt der guten Vorbedeutung wegen gebraucht zu werden pflegten, aufbewahrt wurden[47]). Der **Tempel** des Gottes war von blendend weißem Marmor gebaut, und oben auf dem Firste des Giebels stand der Sonnenwagen glänzend von Gold. Die Thürflügel waren von Elfenbein, ein edles Werk der Bildnerei. Auf dem einen sah man, wie die Gallen (Bänkelsänger) von dem Gipfel des Parnassos herab geworfen werden. Der andere zeigte in rührenden Gestalten den jammervollen Tod von den Kindern der Niobe[48]). Der Gott selbst im Tempel, ein Marmorwerk des berühmten Skopas[49]), war als Sänger im langen Gewande vorgestellt, zu seinen Seiten sah man seine Mutter und seine Schwester[50]). Das Bild wurde von M. Lucullus aus der Insel Pontia nach Rom gebracht[51]). Als Octavius Augustus im J. R. 741 das Pontificat erlangt hatte, und alle griechische und lateinische Wahrsagerbücher, die von unbekannten oder auch von wenig tüchtigen Auctoren herrührten, und unter dem Volke im Umlaufe waren, über zweitausend an der Zahl aufbringen, und, die sibyllinischen ausgenommen, aller Orten verbrennen ließ, da legte er eine Auswahl dieser letzteren in zwei vergoldeten Schränkchen unter dem Fußgestelle jener Bildsäule nieder.[52]) Auch war hier eine Statue der Diana berühmt, von der Hand des Timotheos[53]), eines Meisters, der im Stile des Skopas arbeitete, und mit demselben und mehreren der größten Künstler ihrer Zeit das Grabmahl des Mausolos, eines der bekannten sieben Wunderwerke der Welt, verfertigte[54]). Der Kopf dieser Statue war von Aulanius Euander aufgesetzt[55]). Unter den übrigen Kunstmerkwürdigkeiten dieser durch ihre Pracht so hochberühmten öffentlichen Portike müssen nach dem Zeugnisse des Alterthums noch vorzüglich erwähnt werden: die **Daktyliothek**, oder Sammlung geschnittener Edelsteine, welche der junge Marcellus, der Sohn der Octavia und Neffe des Augustus in der Zelle des Tempels gestiftet hat[56]); ferner die **goldenen Dreifüße**[57]), zu deren Verfertigung Augustus im J. R. 728 alle silberne Statuen, die ihm einst errichtet wurden, mehr als vierzig an der Zahl zu Geld zusammen schmelzen[58]), und hiervon dem Apollo diese goldenen Gaben fertigen ließ[59]). Endlich der **große erzene Kronleuchter**, der in dem Tempel hing, und die brennenden Lampen, gleichwie ein Apfelbaum seine Früchte trug[60]). Er wurde einst von Alexander dem Großen bei der Eroberung Thebä's erbeutet, und in Kyme ebenfalls dem Apollo geweiht[61]). In dem großen Brande der palatinischen Gebäude unter Commodus im J. R. 944, im 191sten der christlichen Zeitrechnung hat ohne Zweifel die Portike mit ihrem Tempel ungemein gelitten. Doch scheint sie noch zum Theile im 6ten christl. Jahrh. bestanden zu haben; da Papst Gregorius Mag-

32) *Sueton. Tranq.* August. cap. 29. *Dio Cassius* l. c. *Ovid.* Trist. III, 1. 63 et 64. 33) *Vellejus Paterc.* l. c. *Dio Cassius* Libr. XLIX, 15. *Suetonius* l. c. 34) *Vellejus* l. c. 35) *Flavius Josephus* de bello judaic. II, 4. 36) *Dio Cassius* Libr. III, 1. 37) *Propert.* V, 6. (IV, 6.). 38) *Propert.* III, 27, (II, 31.). 39) *Sidon. Apoll.* Carmin. Libr. XI, 17. 40) *Propert.* l. c. 41) *Ovid.* Fast. III, 1, 61. 42) *Propert.* l. c. v. 4. 43) *Ovid.* l. c. v. 62. et *Idem* Art. Amator. I, 73. 74. 44) *Propert.* l. c. v. 1. 2. 45) *Acron* apud antiquum *Persii* Scholiastam in nota ad Satyr. II. loc. „fratres inter ahenos.“ 46) *Propert.* l. c. v. 5—8. 47) *Festus* de verbor. signif. voc. „Quadrata.“

48) *Propert.* l. c. v. 9—14. 49) *Plin.* Hist. Nat. XXXVI. 5, 4, 7. 50) *Propert.* v. 15 u. 16. 51) *Plin.* IV, 13. 52) *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 31. 53) *Plin.* XXXVI, 5. 4, 10. 54) *Plin.* l. c. n. 9. *Vitruvius* in Libr. VII. Praefatione. 55) *Plin.* ibid. n. 10. 56) *Plin.* XXXVII, 1, 5. 57) *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 52. 58) *Sueton.* l. c. *Dio Cassius* Libr. LIII, 22. *Augustus Ipse* in Monumento ancyrano, in opposito latere, in Seriei primae continuatione. 59) *Dio Cass.* l. c. conf. *Sueton.* l. c. 60) *Plin.* XXXIV, 3. 7. *P. Victor* de Regionibus Urbis, sub Reg. X. Palat. 61) *Plin.* l. c.

nus die Überreste der trefflichen Bücher, welche in der Bibliothek des palatinischen Apollo verwahrt wurden, aus christlichem Eifer verbrannt haben soll[62]).

Die P. der Argonauten hatte von den berühmten Gemälden, die sie schmückten, ihren Namen. Sie hieß aber auch P. des Agrippa[63]), P. des Neptun[64]) und vipsanische P.[65]): denn M. Vipsanius Agrippa war ihr Bauherr. Er ließ sie im J. R. 729 zum Andenken seiner gewonnenen Seeschlachten erbauen, und mit Gemälden, welche die Argonauten vorstellten, auszieren[66]). Unter diesen zeichnete sich natürlicher Weise der Führer des Schiffes[67]), der Äsonide[68]) Jason[69]) aus, und der Phylliride[70]), nämlich Chiron, des Saturnus und der Phyllira Sohn. Diese Portike lag in der IX. Region der Stadt, die vom flaminischen Circus benannt wurde[71]), unfern von den Bogen einer Wasserleitung[72]), und zunächst bei der P. der Septen, mit welcher sie in der engsten Verbindung stand[73]). Jene Bogen waren die Endbogen der Aqua Virgo, welche zwischen der Südfronte der Argonautenhalle und der Nordfronte der Septenhalle herzogen, und durch ihre Öffnungen die Verbindung beider Hallen bewirkten[74]). Ohne Zweifel hatte Agrippa den Tempel des Neptuns, der ihr und den Septen ebenfalls ganz nahe lag, in den Platz, den er mit der Argonautenhalle umfing, eingeschlossen[75]). Sie und die genannte P. der Septen, so wie die des Pompejus, der Europa und des Quirinus waren die besuchtesten P. Roms, in denen sich unter Schwärmen müßiger Leute besonders auch die Wohlleber und Schmarozer nach ihrer Beute herum trieben[76]). Äußerst volkreich war die Argonautenhalle im Monate December während der Feier der Saturnalien, wo sie von den Buden, in welchen die Kaufleute große krystallene und murrhinische Gefäße zum Verkaufe ausstellten, so angefüllt war, daß Jason mit seinen Argonauten kaum mehr gesehen wurde[77]). Das Angenehme des Aufenthaltes in ihr sowohl als in ihrer Nachbarschaft wurde besonders noch durch den Lorberhain erhöht, den Agrippa mit ihr verband, und welchem der Dichter Martialis fast sein ganzes Leben lang mit so großem Vergnügen gegenüber wohnte[78]). Das große Werk, das mit Einschluß seines Tempels auch das Poseidoneion, d. i. Neptuns Wohnung hieß, wurde in dem großen Brande, der unter der Regirung des Titus im J. R. 833 die mit ihm verbundene P. der Septen und alle nachbarliche Prachtwerke, den Tempel des Serapis, der Isis, die Bäder und das Pantheon des Agrippa, das Diribitorium, das Theater des Balbus, die Scene des Pompejus, die octavianischen Werke, und den Tempel des capitolinischen Jupiters mit den umliegenden Tempeln verwüstete, ebenfalls verdorben[79]). Doch nach einigen Jahrzehnten wurde es von Hadrian mit den Septen, mit den Bädern und dem Pantheon des Agrippa und mit andern heiligen Häusern wieder hergestellt[80]), und bestand bis in den späteren Zeiten des römischen Kaiserthums. Mit ihm scheint in diesen Zeiten noch eine andere P. verbunden gewesen zu seyn, welche man das Meleagribum und die Portike des Meleagers zu nennen pflegte[81]), oder es war ein Theil der Argonautenhalle, welcher damals diesen Namen, vielleicht von einem Gemälde, womit er geschmückt war, führte. Die Stelle, welche die Argonautenhalle einst einnahm, ist in dem heutigen Rom in dem Raume zu suchen, welcher sich nördlich von der Kirche di Santo Ignazio und dem Collegio Romano zwischen der Straße del Corso und zwischen dem Seminario Romano, und der Kirche di Santa Maria in Aquirio ausbreitet. Fast in der Mitte dieses Raumes erhebt sich noch ein bedeutender Überrest des Alterthums, den man zum Theile der Argonautenhalle, zum Theile dem mit ihr verbundenen Tempel des Neptuns mit Recht zuschreibt[82]). Obgleich ihn auch Andere für Überbleibsel eines Tempels des Mars, oder des Antonius, wieder Andere für Trümmer einer Portike oder Basilika dieses Imperators halten, welche aber von gründlichen Forschern des Alterthums[83]) sowohl als auch aus dem Zusammenhange der hier benutzten Schriftstellen und Denkmäler widerlegt werden[84]). Diese Überbleibsel bestehen hauptsächlich aus elf korinthischen Säulen von griechischem Marmor, deren Schäfte aus mehreren Stücken zusammen gesetzt, und verkehlt sind. Die Höhe dieser Säulen beträgt 39 Fuß 7 Zoll pariser Maßes, und 4 Fuß 2 Zoll ihr unterer Durchmesser. Sie sind vom Feuer, wie es scheint, sehr verdorben, und besonders haben die Fußgesimse und Häupter ungemein viel gelitten. Erstere waren attischer Art, und letztere mit Olivenblättern verziert. Über ihnen liegt noch ein Theil der ungeheuern Säulenauflage, die an der Außenseite noch ziemlich gut erhalten, und von großartigem Stile ist. Unter der Regirung des Papstes Innocentius XII. in dem letzten Zehntel des 17ten Jahrhunderts wurden diese Säulen von dem Architekten Ritter Fontana mit der Vorderseite eines von ihm auf Befehl des Papstes unter diesen Trümmern erbauten Palastes vermauert, und das Antike mit dem Modernen sehr geschickt verbunden. Es ist dieser Palast die Dogana di Terra oder das heutige Landzollhaus von Rom. Wenn man durch die Thür dieses Palastes in den Hof fortgeht, so sieht man noch manche Trümmer

62) *Joannes Sarisberiensis*, Policraticus. II, 26. 63) *Horat.* Epistol. I, 6, 26. 64) *Dio Cassius* I, 111, 27. 65) *Tacitus* Hist. I, 31. *Martialis* Epigr. IV, 16. 66) *Dio Cassius* l. c. 67) *Martialis* XI, 1, 12. 68) *Martialis* II, 14, 6. 69) *Juvenalis* in Satyr. VI, 153. 70) *Martialis* l. c. 71) *P. Victor* de Regg. Urb. sub Reg. IX. *Notitia Urbis*, Reg. IX. 72) *Martialis* IV, 16. 73) *Martialis* II, 14, 5. 6. 74) Die Beweisstellen weiter unten in den Portiken der Septen Nr. 265 et 266. 75) *Dio Cass.* LXVI, 24. *Aelius Spartianus* in Hadriano c. XIX. 76) *Martialis* I, 14. III, 20. XI, 1. 77) *Juvenalis* Satyr. VI, 153.. conf. *Jo. Masson* Vita Horat. p. 214. 78) *Martialis* I, 109.

79) *Dio Cassius* Libr. LXVI, 24. 80) *Aelius Spartianus* in Hadriano c. XIX. 81) *P. Victor* l. c. *Notitia Urbis* l. c. 82) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI, 9. *Borrichius* in Antiq. Urb. Rom. Facie, cap. XI, 5. 6.; et alii. 83) *Nardini* l. c. 84) Vergl. besonders P. der Septen.

des alten Gebäudes: Reste von Mauerwerk aus Bruchstein und Ziegel, welches mit Marmor bekleidet, und zwischen den Säulen mit Nischen versehen war; Trümmer von einem andern großen Marmorgebälke, und Trümmer von hohen Gewölben, deren Flächen noch rostartige Deckenverzierung in Gips zeigen. Vor dritthalb hundert Jahren mußten diese Reste noch bedeutender gewesen seyn: denn die damaligen Untersucher dieses Denkmahls[85]) geben bestimmt zwei und vierzig Säulen an, die den Tempel umgaben, und deren auf jeder Seite funfzehn, die Ecksäulen mitgerechnet, die Seitenhallen, acht die Vorhalle und acht die Hinterhalle bildeten. Die Zelle wurde nach ihnen von achtzehn Säulen gestützt. Wenn auch die Phantasie dieser Kenner Manches zur Anordnung ihres Tempels ergänzt hat, so müssen sich doch nothwendiger Weise ihre bestimmten Angaben auf vorhanden gewesene bedeutende Spuren gründen; und so viel ist gewiß, daß man auch später noch, kurz vor Ausführung des jetzt zwischen die Trümmer hinein gebauten Hauses hinter den noch stehenden elf Säulen noch andere desselben Stiles ausgegraben hat[86]). Die Gegend, in welcher diese merkwürdigen Überreste der Argonautenhalle gesehen werden, heißt seit undenklichen Zeiten Piazza di Pietra oder Area petraea, eine Benennung, die auf einst hier weit umher gelegene Marmor- oder Steintrümmer deutet.

Die Bogenportike, Porticus absidata, lag in der IV. Region der Stadt[87]). Man meint, sie habe den Namen daher, weil sie in Gestalt der Triumphbogen gebaut, die Thaten irgend eines Imperators oder anderen großen Römers in Bildnereien dargestellt hätte; weil man sie sonst doch wohl nicht mit diesem Namen ausgezeichnet haben würde, da es wohl noch mehrere Bogenportiken in Rom gab[88]). Doch könnte es, so meinen wir, auch die erste in Bogen ausgeführte Portike in Rom gewesen, und ihr deßwegen dieser einmal ertheilte Name für alle Zukunft vorzugsweise geblieben seyn.

Die capitolinischen P. waren theils an dem capitolinischen Steige, theils auf der Höhe des Capitoliums zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, und zur Prachterhöhung dieser Gegenden angelegt. Sie gehörten zu Roms prächtigsten Hallen[89]). Schon im J. 580 der Stadt zog sich eine von dem Tempel der Concordia nach dem Tempel des Saturnus hin; es war jene, welche die Censoren G. Fulvius Flaccus und A. Postumius Albinus pflastern ließen[90]). Andere zogen rechts von hier im Westen und höher liegend nach der Tempelseite des Capitoliums hinauf[91]). Im J. 595 wurden mehrere Portiken auf dem Capitolium von dem Censor P. Cornelius Scipio Nasica erbaut, welche von den Alten unter Rom's Prachtwerken genannt werden[92]). In ihnen sah man ein Heer von Reiterstatuen, welche Q. Metellus Scipio errichten ließ[93]), und hier gaben auch die Feldherrn, die über Roms Feinde triumphirten, nachdem sie die Opfer mit den gewöhnlichen Cärimonien im Tempel vollbracht und den Lorber im Schoße des Zeus niedergelegt hatten, den Senatoren und Fürsten des Volkes große öffentliche Schmäuse, wozu auch die Consuln mit der Bitte eingeladen wurden, sich nicht dahin zu bemühen, damit an diesem Tage kein Mächtigerer als der Triumphator dem Gastmahle beiwohne[94]).

Die P. des Catulus ist von dem Consularen Q. Lutatius Catulus nach seinem mit C. Marius, im J. Roms 653 bei Vercellä über die durch das Noricum eingefallenen Cimbrer erfochtenen Siege auf der Stelle des im J. 633 zerstörten Hauses des Consularen Fulvius Flaccus, der, ein Freund und Anhänger des Cajus Gracchus, mit demselben gefallen war, erbaut worden[95]). Sie lag auf der Nordwestseite des palatinischen Berges, in der Nähe von Catulus Hause, und gränzte unmittelbar an jenes des Livius Drusus, welches letztere nachher das Haus des Cicero wurde[96]). Allein schon im J. 696, als Cicero durch die Verfolgungen des Clodius des Landes verwiesen war, wurde sie mit dem Hause des Cicero zerstört[97]), und auf diesen Stellen ein Tempel der Freiheit, mit weitläufigen Säulenhallen umgeben, erbaut[98]), die aber ebenfalls bald wieder eingegangen sind, da man nach Cicero's Rückkehr dessen Haus neu wieder aufbaute[99]).

Die claudische P. breitete hinter den Thürmen des Titus auf dem esquilinischen Hügel ihre Schatten aus, da wo einst Nero's goldener Palast sich endigte[100]). Dieß ist Alles, was uns von ihr aus dem Alterthume bekannt ist. Die Stelle, die sie einstens einnahm, ist also östlich hinter den bekannten Trümmern jener Thermen in den Gärten zu suchen, in welchen man heut' zu Tage die Ruinen von neun großen Gemächern eines oberen Geschosses entdeckt hat, die unter dem Namen der Satte Sale bekannt sind.

Die Curva, s. die krumme P.

Die P. der Europa wurde von einem Gemälde so genannt, welches ohne Zweifel unter andern Gemälden, die wahrscheinlich ihre Wände verzierten, das Hauptgemälde war. Es stellte dieses Gemälde des Agenors Tochter, die Europa vor, wie sie der muthwillige Stier entführt, der zu ihr, der Sidonierinn, von Liebe entbrannt

85) *Lucio Fauno* in Antichità della città di Roma et *Andrea Palladio* Architect. Libr. IV. 86) *Barthol. Marlianus* in Urb. Rom. Topographiae Libr. V, 4. 87) *Sext. Rufus* de Regionb. Urb. sub Reg. Templ. Pacis. *P. Victor* de Regb. Urb. sub Reg. IV. Templ. Pac. *Notitia Urbis* sub Reg. IV. 88) *Pancirollius* in Nota ad Notitiam Urbis, sive in Descriptione Urb. Rom. sub Reg. IV. 89) *P. Virgilius Maro* Aen. VIII, 655. 90) *Livius* XI, 1, 27. Vergl. Schulze a. a. O., Th. I. §. 306, 584 und 763. 91) *Tacitus* Hist. Libr. III; *Donatus* de Urbe Roma Libr. II, 11; und Schulze a. a. O.

92) *Vellej. Paterc.* II, 1. 3. 93) *Tacitus* Histor. III, 71, 3. 94) *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. II, 6. 95) *Valer. Max.* V, 3. 96) *Cic.* ad Attic. II, 24; *Idem* ad Familiares V, 6. 97) *Cic.* ad Attic. IV, 1, 2, 3. 98) Schulze a. a. O., Th. I. §. 648 aus *Appianus* de bello civil. II, 15; *Dio Cassius* XXXVIII, 17; *Cicero* in Pison. II, 22; *Asconius Pedianus* in not. ad h. Ciceronis loc. *Cicero* ad Fam. XIV, 2; *Idem* ad Attic. III, 20 et IV, 1, 2, 3; *Plut.* in Cicerone post red. 31, 33. 99) Schulze a. a. O. aus dort angez. Quellen. 100) *Martial.* Lib. de Amphitheatro sive de Spectaculis Epigr. 2.

war [101]). Diese Portike war ein höchst angenehmer Aufenthalt, wo man besonders des Nachmittags und des Abends eine milde, lieblich laue Luft unter Buchsbaumpflanzungen genoß, die zur Erhöhung des angenehmen Aufenthaltes an diesem Orte, und, wie es scheint, rings umher angelegt waren [102]). Daher sie auch gleich den P. des Quirinus, des Pompejus, der Argonauten und Septen, einer der besuchtesten Spaziergänge Roms, voll von müßigen Menschen war, und von Leuten, die Unterhaltung und Bewegung in angenehmen Umgebungen suchten, so wie auch von Schmarozern, die hier ihrer Gelegenheit nachgingen, durchzogen wurde [103]). Zu dieser großen Frequenz trugen auch ferner noch theils die bei ihr angestellten Laufübungen [104]), theils ihre Lage auf dem Marsfelde, wo so viele zum Nutzen und Vergnügen des Volkes sich ausbreiteten, und vorzüglich ihre Nachbarschaft bei der Argonautenhalle und bei den Septen [105]) Vieles bei. Aus Vergleichung der bisher benutzten und angezeigten Schriftstellen der Alten und der Lage der übrigen P. des Marsfeldes, scheint sie nordwestlich von der Argonautenhalle gelegen, und in dem heutigen Rom ungefähr jene Gegend am westlichen Fuße des Monte Citorio eingenommen zu haben, welche von dem Collegium Capranicum und den Kirchen Santa Maria in Aquirio, Santa Maria Maddalena und Santa Maria in Campo Marzio begränzt wird.

Die flaminische P. war nur im Plane, aber eine große Conception, die hier Erwähnung verdient. Der Imperator Gallienus wollte ein solches ungeheures Werk von dem Marsfelde bis zur milvischen Brücke hin aufführen. Die P. sollte eine Pentastiche werden, das ist, in einer fünffachen Ordnung sich erheben. Die unterste Ordnung sollte aus Kernpfeilern mit angelehnten Säulen bestehen, die vier oberen aber sollten reine Säulenhallen werden [106]).

Die P. Fontinalis war mit der ämilischen die erste, die in Rom als ein selbstständiges Gebäude unabhängig von einem andern Gebäude entstanden war. Sie wurde in demselben Jahre, wie die erstern, und von demselben Bauherrn vor dem Thore Fontinalis, welches ohne Zweifel mit der alten Porta Capena, die unweit der heutigen Kirche di Santo Gregorio in Monte Coelio auf der Straße lag, dieselbe ist, bis zum Altare des Mars hinaus angelegt, um einen angenehmen Spaziergang auf das Feld hinaus zu bewirken [107]).

Die fulvischen P. alle drei von dem Censor M. Fulvius Nobilior um das Jahr Roms 575 erbaut. Die eine ließ er am Ende des Hafenplatzes (s. oben bei der ämilischen P.), die andere, bei welcher er zugleich ein Forum anlegte, vor der Porta Trigemina auf dem Abhange des Berges Aventinus, beide zur Bequemlichkeit des Handels und zum Vergnügen der Handelnden erbauen [108]). Letztere wurde einige Jahre nachher durch Vorsorge der Censoren Q. Fulvius Flaccus und A. Postumius Albinus gepflastert [109]). Bei dem Tempel des Herkules der Musen, den er selbst drei Jahre nach seinem Triumphe über die Aitolier und nach Eroberung von Ambrakia erbauen ließ [110]), legte er ebenfalls eine P. an [111]), wohl nicht, um dem Tempeldienste ein Vorhaus, sondern um dem Volke ein Gebäude zum Vergnügen und zum Lustwandeln zu verschaffen. Jene Säulenreihen, die auf einem Bruchstücke des alten Marmorgrundrisses von Rom [112]), zunächst bei der P. der Octavia zu beiden Seiten einer Mauer hin und um den Tempel des Herkules herum zu ziehen scheinen, sind ohne Zweifel Reste dieser Hallen, wie die Fragmente der Inschriften beweisen. Doch findet man dieser P. nur hier und in der angeführten Stelle des Livius, nicht aber in den Beschreibungen von Rom, weder bei Rufus noch bei Victor, noch in der Notitia urbis, als eines besonderen Gebäudes gedacht.

Die gordianische P. kam nicht zur Ausführung. Allein die Schönheit der Anordnung, welche der Imperator Gordianus dieser Anlage bestimmte, und die deutliche Beschreibung, die von derselben aus dem Alterthume zu uns kam, verdient, daß wir ihrer hier als eines lehrreichen und sichern Beispieles gedenken. Sie sollte einen lichten Raum von 1000 Fuß nach der Länge und 500 Fuß nach der Breite umfassen. Dieser innere Raum sollte mit Lorbern, Myrten und Buchsbaum reichlich bepflanzt werden, und mittten durch diesen Garten sollte nach der ganzen Länge desselben ein Weg führen, mit farbigem Marmor gepflastert, und beiderseits mit niederen Säulen und darüber aufgestellten kleineren Standbildern verziert. Diese Straße sollte, ein herrlicher Spaziergang vom Haupteingange der Portike bis zur andern schmalen Seite derselben, hier zu einem königlichen Prachtsaale führen, der 500 Fuß lang werden und also diese ganze Seite einnehmen sollte. Auch gedachte der Imperator in Gemeinschaft mit seinem Schwiegervater, dem Obersten der Leibwache Misitheus, Thermen mit dieser Portike zu verbinden. Die Sommerbäder sollten sich gleich hinter dem königlichen Prachtsaale anschließen, und die Winterbäder von der andern Seite den Haupteingang zur Portike umgeben, also daß er theils den Lustgarten, theils die Hallen zu seinem Vergnügen benutzen konnte. Gordianus wollte dieses schöne Werk am Fuße des Hügels auf dem Marsfelde anlegen; allein es kam nicht zu Stande. Die dazu bestimmte

101) *Martial.* II, 14, 15 – 18.; VII, 31, 12; et XI, 1, 11. 102) *Id.* II, 14, 15. 16.; III, 20, 12. 13. 103) *Id.* XI, 1.; III, 20, et II, 14. 104) *Id.* VII, 31, 11. 12. et II, 14. 4. 105) *Id.* II, 14, 5. 6., III, 20, 11. 12. et XI, 1, 11. 12. 106) *Trebell. Pollio* in Gallienis, c. XVIII. 107) *Liv.* XXXV, 10; *Nardini* in Rom. Vet. VII, 9. Schulze a. a. O. Th. I. §. 538. Berg'. §. 217.

108) *Liv.* IX, 46; *Donatus* de Urb. Rom. Libr. III, 13. 109) *Liv.* XI, 1, 27. 110) *Liv.* XXXVIII; *Plin.* Hist. Nat. XXXV, 10, 36, 4; *Eumenius* in oratione pro restaurandis scholis, sect. VII; conf. *Torrentius* ad *Suetonii Tranquilli* locum in Augusto, c. 29: „A Marcio Philippo aedes Herculis etc.“ 111) *Livius* XI, 46. 112) *In Fragment. Vestigii Vet. Rom.* cum notis *Bellorii*, Tab. II.

Gegend wurde von Privatleuten erworben, die hier ihre Besitzungen, ihre Häuser und Gärten anbauten[113]).

Das Hekatonstylon, s. die P. des Pompejus.

Die P. des Herkules, s. oben unter den fulvischen Portiken.

Die krumme P., Porticus Curva, war wahrscheinlich nach der Grundform eines Bogenstückes angelegt, wovon sie ihren Namen erhalten hat. Sie lag in den Gärten des Commodus und war wegen eines Gemäldes in Mosaik berühmt, welches den Imperator Commodus mit seinen vertrautesten Freunden, worunter auch Pescennius Niger gesehen wurde, vorstellte, wie sie der Isis Opfer bringen[114]).

Die P. der Livia wurde von Kaiser Augustus erbaut, und von ihm zum Andenken seiner Gemahlinn Livia so genant[115]). Er ließ sie auf der Stelle aufführen, wo das ihm durch Vermächtniß zugefallene, ungemein weitläufige und prachtvolle Haus des reichen Vedius Pollio gestanden hatte, das er von Grund aus zerstören ließ[116]). Im J. Roms 765 war sie vollendet, und Augustus weihete sie zur Ehre seiner Tochter Söhne der Cäsaren Cajus und Lucius ein[117]). Sie gehörte zu den berühmtesten und prächtigsten Gebäuden Roms, und war, wie überhaupt die P., hauptsächlich zum Lustwandeln und zur gesellschaftlichen Unterhaltung bestimmt[118]). Doch wurden auch, wie häufig in diesen Gebäuden, Geschäfte darin vorgenommen, und man weiß, daß Trajan in der P. der Livia zu Gericht zu sitzen pflegte[119]). Noch eine vorzügliche Auszeichnung dieser P. waren die trefflichen Gemälde von alten griechischen Meistern, mit denen sie Augustus schmücken ließ[120]), und eine besondere Merkwürdigkeit die ungeheure Weinrebe in ihrem Hofe, welche sich um das Jahre Roms 820 mit ihren Ästen so weit ausgebreitet hatte, daß sie in Gestalt einer Laube alle daselbst im Freien angelegte Spaziergänge beschattete, und allein in einem Herbste zwölf Tonnen oder Amphoren Wein gab[121]). Diese prächtige und weitläufige Halle lag mit dem Tempel der männlichen Eintracht, den Livia ihrem Gemahle zu Ehren in dem Umfange der P. erbaut hatte[122]), auf der Gränze der III. und IV. Region der Stadt[123]), und noch in den späteren Zeiten des römischen Kaiserreichs wird ihrer, doch ohne den Tempel, in der dritten Region gedacht[124]). Die Stelle, die sie einstens einnahm, ist also in dem heutigen Rom am Abhange des esquilinischen Hügels zwischen der Kirche di Santo Andrea in Portugallo und der heutigen Suburra aufzusuchen[125]).

Die Margaritaria oder Perlenportike lag in der VIII. Region der Stadt, welche vom Forum Romanum benannt wurde[126]), und ihrer wird daselbst noch in den späteren Zeiten des römischen Kaiserreichs gedacht[127]). Ohne Zweifel hatte sie ihren Namen daher, weil hier vielleicht die Perlenhändler sich am häufigsten einfanden, oder vielleicht ihre schönsten und kostbarsten Waaren daselbst aufstellten.

Die P. des Meleagers, s. in P. des Agrippa.

Die P. des Metellus war mit jenen des Octavius und des Scipio Nasica auf dem Capitol eines der ersten dieser Art Pracht- und Lustgebäude, welche als Zeichen der untergehenden alten Einfachheit der römischen Republik angesehen wurden: weil sie die Großen zum Wetteifer in solchem öffentlichen Aufwande reizte, und die Lust des Volkes zur behaglichen Ruhe und zur Weichlichkeit begünstigte[128]). Q. Cäcilius Metellus, derselbe, welcher die Achaier in einer großen Feldschlacht besiegte, und das gegen Rom empörte Makedonien unterwarf, wovon er mit dem Beinamen Makedonicus geehrt wurde, war um das Jahr 605 oder 608 der Stadt der Erbauer dieser öffentlichen Halle. Er verband mit ihr zugleich zwei Tempel, welche die Halle begränzten. Einen derselben, vielleicht aber auch beide ließ er von Marmor aufführen, den ersten Marmortempel, den Rom sah, und gab dadurch den Ton zu einer ganz neuen Art von Prachtäußerung oder Verschwendung an, wie der alte strenge Geschichtschreiber sich hierüber auszudrücken nicht ansteht[129]). Von diesen Tempeln war einer der Juno, der andere dem Jupiter Stator geweiht, und manchmal wurde der Jupitertempel[130]), manchmal auch der Junotempel[131]) das heilige Haus des Metellus genannt. Doch ist es nicht ganz gewiß, sondern nur wahrscheinlich, daß jenes erstere heilige Haus des Metellus, von dem der gelehrte Varro sagt, daß es an dem Wege nach dem Marsfelde gelegen sei, und daß der griechisch-römische Bildhauer Pasiteles die Statue des Jupiter in demselben von Elfenbein gemacht habe[132]), eben derselbe Tempel des Jupiter Stator gewesen ist, der mit dem Tempel der Juno die Portike des Metellus begränzte. Übrigens war dieser Tempel des Jupiter Stator ein Werk des Architekten Hermodos oder Hermodoros. Er war ein Peripteros, sein Dach rings um die Zelle von dreißig frei stehenden Säulen gestützt, und die Breite des dadurch gebildeten Umganges der Säulenzwischenweite gleich. An der Vorder- und Hinterseite des Tempels wurden jedes Mal sechs Säulen, und an jeder der Nebenseiten elf Säulen, die Ecksäulen mit gerechnet, gesehen[133]). Metellus ließ diese

113) *Jul. Capitolinus* in Gordiano Tertio, c. XXXII. 114) *Ael. Spartianus* in Pescennio Nigro, c. VI. 115) *Suet. Tranq.* August. c. 29; *Dio Cassius* LIV, 23. 116) *Dio Cassius* l. c. *Ovidius* Fast. VI, 639 — 648. 117) *Dio Cassius* LVI, 27. 118) *Strabo* Libr. V, wo er sie περίπατον nennt. *Plin.* Epist. I, 5. 119) *Dio Cassius* LXVIII, 10. 120) *Ovid.* Art. Amat. I, 71 et 72. 121) *Plin.* Hist. Nat. XIV, 1, 3. 122) *Ovid.* Fast. VI, 37 et 38. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Templ. Pac. 123) *Sext. Rufus* l. c. et sub Reg. Isis et Monetae. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. III. et sub Reg. IV. 124) *Notitia Urbis* sub Reg. III.

125) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. III. c. IX. 126) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. VIII. 127) *Notitia Urbis* sub Reg. VIII. 128) *Vellej. Paterc.* II, 1. 129) *Vellej. Paterc.* II, 11. 130) *Varro ap. Plinium* Hist. Nat. II, 11. 131) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. 132) *Varro* l. c. 133) *Vitruvius* de architectura Libr. III, 2. (III, 1.).

Halle auch mit vortrefflichen Bildnereien verzieren. Aus Makedonien hatte er die 26 erzenen Reiterstatuen mitgebracht, welche Alexander den Großen und die 25 aus seiner Leibwache am Granikus gefallenen Krieger vorstellten. Sie waren auf Befehl des Königs von dem berühmten Lisippos in vollkommener Lebensähnlichkeit, worin dieser vorzüglich Meister war, gebildet, und in dem von Statuen glänzenden Orte Dio in Makedonien errichtet, mitten unter ihnen aber erhob sich die Statue Alexanders selbst [134]). Diese Werke nun hatte Metellus neben andern in seiner öffentlichen Halle aufgestellt [135]), und ihnen gesellten sich später noch manche andere große Bildwerke zu: denn auch der Cornelia, der Gracchen Mutter, des älteren Scipio, des Afrikaners, Tochter wurde nach dem Jahre 633 eine sitzende Statue in dieser dem Volke gewidmeten Halle errichtet, die besonders durch ihre Pantoffeln ohne Riemen die allgemeine Aufmerksamkeit erregte [136]). Noch Vitruvius kannte die Portike des Metellus unter ihrem ersten Namen und in ihrer ursprünglichen Gestalt [137]). Doch bald nach Beendigung seiner Bücher über die Baukunst, d. i. um die Jahre 722 bis 724 Roms verschwand sie in der weitläufigen Portike der Octavia [138]). S. P. der Octavia. Von ihrer Form soll noch ein Andenken in einer Silbermünze mit der Aufschrift Q. Metellus Pius, einst aus dem Schatze des Herzogs von Mans im Museum des P. Chamillart, übrig seyn [139]).

Die Milliariensis, die man von ihrer großen Ausdehnung, vielleicht von tausend Schritten oder von tausend Säulen so genannt glaubt, befand sich in den sallustischen Gärten und wurde von dem Imperator Aurelianus prächtig ausgeschmückt. Hier pflegte dieser Kaiser täglich sich und seine Pferde müde zu reiten [140]). S. übrigens Gärten der Römer im Art. Gärten.

Die minucische alte P. und die minucische Getreideportike, Minucia vetus und Minucia frumentaria, waren zwei Hallen in der IX. Region der Stadt, die unfern des flaminischen Circus lagen [141]), wahrscheinlich gegen die Nordspitze des capitolinischen Berges hin [142]), und in verdorbener Sprache auch die mimitischen P. geschrieben wurden [143]). Als ihr Erbauer wird von den Alten Q. Minucius Rufus angegeben, derselbe, der im J. Roms 644 Consul war, und über die damals von ihm besiegten thrakischen Skordisker ungefähr um 646 einen glänzenden Triumph hielt [144]). Noch in der zweiten Hälfte des VIII. römischen Jahrhunderts hört man sie die berühmten Portiken nennen [145]), und ihr Andenken dauerte bis in die späteren Zeiten des Kaiserreiches herab fort [146]). Diesen Ruhm hatten sie hauptsächlich ihrer Bestimmung zu danken: denn in ihnen versammelte sich das Volk, das Getreide zu fassen, das zu bestimmten Zeiten unter dasselbe vertheilt wurde [147]). Beide Portiken sind von der Familie der Minucier ohne Zweifel gerade für diesen dem Volke höchst angenehmen und wohlthätigen Zweck erbaut worden: denn sie hatten ihren eigenen Getreidecurator, der von ihnen den Namen führte [148]), und mit Recht vermuthet man [149]) aus dem Namen „der alten minucischen Portike", daß diese nicht erst von diesem Consulare Minucius Rufus, sondern von einem ältern Gliede seines Hauses, und wahrscheinlich schon von jenem alten Minucius Augurinus erbaut worden war, durch den das römische Volk im J. der Stadt 315 Getreideaustheilungen aus dem Vermögen des getödteten Sp. Melius erhalten, und welches dem Minucius deßwegen aus Dankbarkeit eine Ehrensäule mit seiner Statue, und das Bild eines vergoldeten Ochsen vor der Porta trigemina geweiht hatte [150]), oder doch wenigstens von einem seiner Nachkommen, der durch den Bau jener alten Halle das Andenken seines Ahnherrn wieder auffrischte, und dem in derselben Absicht der Consular Minucius Rufus mit Erbauung einer neuen Halle nachfolgte, und gewiß die alte Halle seiner Voreltern bei dieser Gelegenheit erneuerte, weßwegen ihm auch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, der Bau beider Hallen zugeschrieben wurde [151]): „denn es „war Sitte in den römischen Familien," setzt unser neuester gründlicher Erklärer hinzu [152]), „dergleichen alte Familienanlagen, Einrichtungen oder Verdienste als heilige Vermächtnisse zu betrachten und immer unter den „Augen des Volkes im Ansehen zu erhalten, wie dieses „mit gar vielen Einrichtungen, die von Familien ausgingen, nachgewiesen werden könnte." Von den Auszierungen dieser berühmten Hallen wird nur die Statue eines ehernen Herkules genannt, die sich in einer derselben befand [153]). In der Nähe der Halle scheint auch ein kleines, dem Minucius geweihtes Heiligthum bestanden, und von diesen minucischen Anlagen ein nördlich von dem capitolinischen Hügel gelegenes Thor den Namen gehabt zu haben [154]).

Die P. des Nasica, s. die capitolinischen P.

Die P. des Neptun, s. die P. der Argonauten.

---

134) *Plinius* Hist. Nat. XXXIV, 8, 19, 6.; *Vellej. Paterc.* I, 11.; *Arrianus* de exped. Alexand. Libr. I; *Livius* XLIII; conf. quoque *Lipsius* ad *Vellej.* locum supra cit. 135) *Vellej. Paterc.* l. c. 136) *Plinius* Hist. Nat. XXXIV, 6, 14. 137) *Vitruvius* l. c. 138) *Dio Cassius* XLIX, 43 sub fin. Vergl. Schulze a. a. O., Th. I. nach §. 666. Anmerka 18. 139) *Harduinus* ad *Plinii* locum, supr. cit. 140) *Flavius Vopiscus* in Aureliano, c. XLIX. 141) *Notitia Urbis* edita cum commentar. *Pancirolli*, sub Reg. IX. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Circ. Flamin. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. Circ. Flamin. 142) Schulze a. a. O., Th. I. §. 219. 143) *Sext. Rufus* et *P. Victor* l. c. l. c. 144) *Vellej. Paterc.* II, 8 sub fin.

145) *Vellej.* l. c. 146) *Sext. Rufus, P. Victor* et *Notitia Urbis* l. c. l. c. 147) *Apulejus Madaur.* in Libro de Mundo, in Paris. *Floridi* editione, pag. 750. in edit. *Bosschue* Lugd. Batav. Tom. II, p. 365; conf. *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI, X. 148) *Inscriptio in vet. Lapide* edit. in Not. ad *Frontini* de Aquaeductibus Libr. II, in *Graevii* Thesauri Tom. IV. pag. 1659, 8. 149) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI. c. X. Schulze im a. W. Th. I. §. 219. 150) *Livius* IV, 16; *Plinius* Hist. Nat. Libr. XVIII, 3, 4., XXXIV, 5, 11., et *Nummus Familiae Minuciae ap. Patinum.* p. 179. 151) Wie *Vellej.* loc. supr. cit. 152) Schulze im angef. Buche §. 219 am Ende. 153) *Aelius Lampridius* in Commodo, c. XVI. 154) *Festus* de verborum signific. voc. „Minucia."

Die P. der Octavia, welche, wie die Halle des Octavius, gewöhnlich die octavische Portike genannt wurde, lag, wie jene, am flaminischen Circus. Allein, sie zog sich südlich ganz in die Nähe des Theaters des Marcellus hin [155]), und hieß deßwegen auch manchmal die P. des Marcellus [156]), wo jene hingegen dem Theater des Pompejus angränzte [157]). Auf der Westseite berührte die P. der Octavia die Hallen, welche den Tempel des Herkules der Musen umfingen, und war mit denselben durch die in einer starken Scheidemauer angebrachten Thüröffnungen verbunden [158]). Sie wurde von dem Imperator Cäsar Octavianus nach Bezwingung der Dalmatier von der in diesem Kriege gemachten Beute und unter dem Namen seiner Schwester Octavia um das J. 722 bis 724 erbaut [159]). Sie war wohl eine der weitläufigsten P. in Rom: denn Octavianus umfing mit ihr die alte P. und die heiligen Häuser des Metellus [160]). Eine Schule, bei den Alten bekanntlich ein Ort, wo die Philosophen und andere wissenschaftlich gebildete Leute zum Gespräche und zu gelehrtem Wettstreite, gleichsam zu gelehrten Spielen und zur Geistesübung zusammen kamen, wurde mit der P. verbunden [161]), Bibliotheksäle in derselben angelegt, welche Octavianus durch den gelehrten Grammatiker C. Melissus einrichten ließ [162]) und Octavia dem Andenken ihres Sohnes Marcellus weihte [163]); und gewiß hat auch die Curia der Octavia [164]) einen Theil dieser weitläufigen Hallen ausgemacht, da man überhaupt der Werke der Octavia als eines zusammenhängenden Ganzen gedacht findet [165]). Die heiligen Häuser des Metellus, welche jetzt von der octavischen P. umschlossen waren, und wovon das eine dem Jupiter Stator, das andere der Königinn Juno geweiht war, ließ Octavianus durch zwei lakonische Bildhauer, Sauron und Batrachos, erneuern [166]) und die von beiden Tempeln begränzte alte Halle des Metellus, welche sich damals vielleicht in baufälligem Zustande, oder doch gewiß in einer baulichen Anordnung befand, die dem hohen Sinne des Imperators nicht entsprach, ließ er wahrscheinlich in jenen Hintergebäuden der beiden Tempel fortbestehen, welche man auf dem Bruchstücke des alten Marmorgrundrisses wahrnimmt [167]). Sauron und Batrachos sollen reiche Leute gewesen seyn und den Bau auf ihre eigene Kosten unternommen haben, in der Hoffnung, daß man ihrer durch eine Inschrift an diesen Werken gedenken werde; allein diese wurde ihnen versagt [168]): denn beide Tempel hatten von alten Zeiten her ohne Inscription bestanden [169]). Die Künstler suchten daher ihre Namen auf eine andere Weise und an einer andern Stelle des Tempels zu verewigen. In den Schnecken der Säulenhäupter brachten sie die Sinnbilder ihrer beiden Namen an, eine Eidechse, die auf Griechisch Saura heißt, und einen Frosch, Batrachos, welche Thierbilder der Berichtgeber dieses mit eigenen Augen an Ort und Stelle gesehen hat [170]), und wir heute noch in einem übrig gebliebenen ionischen Säulenhaupte zur Bestätigung der Wahrheit anschauen. Es befindet sich in der Kirche di Santo Lorenzo außerhalb den Mauern der Stadt, deren Säulen von verschiedenen Orten Roms hierher zusammen gebracht wurden [171]). In der einen Schnecke, und zwar gerade in derselben Mitte, die man das Auge zu nennen pflegt und die gewöhnlich mit einer Rosette verziert ist, erblickt man statt letzterer einen auf seinem Rücken liegend ausgestreckten Frosch, und in der andern Schnecke eine Eidechse in der Windung zunächst um die Rosette des Schneckenauges gelegt [172]). Übrigens, erzählt der Augenzeuge weiter, ist es eine bekannte Sache, daß einst in dem Tempel des Jupiter die Male-

155) *Festus* ibid. voc. „Octaviae.“ 156) *Florus:* teste *Tabricio* in descript. Urb. Rom. cap. XIII. sub Titulo: „Octaviae Porticus.“ 157) S. weiter unten: P. des Octavius. 158) Bruchstück des alten Marmorgrundrisses von der Portike der Octavia und der des Herkules in Fragmentis Vestigii Vet. Romae ex Lapidibus Farnesianis cum notis *Petri Bellorii* Tab. II. 159) *Dio Cassius* XLIX, 43 sub fin. *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 29. 160) *Vellej. Paterc.* I, 11. 161) *Plinius* Hist. Nat. XXXV, 10, 37. 162) *Sueton. Tranq.* de illustribus Grammaticis, c. 21. 163) *Plutarchus* in Marcello sub fin. 164) *Plinius* XXXVI, 5, 4. 8. 165) *Plin.* XXXIV, 6, 14; XXXVI, 5, 4, 8. 166) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 14. 167) Inter *Fragmenta Vestigii Vet. Romae* a *Petro Bellorio* explic. Tab. II.

168) *Plin.* l. c. 169) *Vellej. Paterc.* Libr. I, 11. 170) *Plin.* l. c. 171) Ich habe den von *Plinius* l. c. gebrauchten Ausdruck: „in spiris columnarum“ mit Winkelmann in observations sur l'architecture des anciens, chap. I. §. 46, und mit Sachse in Geschichte und Beschreibung der alten Stadt Rom, 1stem Theil, §. 617, „in den Schnecken der Säulenhäupter“ erklärt. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß spira bei *Vitruvius* in Libr. III, cap. V (vulgo cap. III, sect. 6), bei *Pollux* in onomastic. Libr. VII, cap. XXVII. segm. 121, bei *Flavius Josephus* in Antiqq. jud. Libr. XV. cap. 11, nr. 5. und bei *Festus* voc. „Spira“, ja bei Plinius selbst in Libr. XXXVI, 23, 51, „Fußgesims, Base“ der Säule heißt, und daß daher mehrere Gelehrte und besonders *Carlo Fea* in seiner Note zu Winkelmann a. a. O. und Hirt in Baukunst n. d. Grundsätzen des Alten auf d. 6ten Seite, Zweifel gegen Winkelmann erhoben haben, ob Spira, das wohl auch Schnecke heißen könnte, wirklich in jener Stelle des Plinius in solcher Bedeutung zu nehmen sei, oder nicht vielmehr „in den Fußgesimsen der Säulen“ übersetzt werden müßte; besonders da die ionische Schnecke bei *Vitruvius* l. c. und Libr. IV. cap. 1, mit dem Worte voluta bezeichnet wird. Allein, da das vitruvische Wort voluta weder bei Plinius noch bei irgend einem andern Alten weiter vorkommt, spira aber, um mannichfaltige ähnliche Krümmungen auszudrücken, nicht nur bei *Plinius* IX, 25, 58, und Libr. XVI, 39, 76, 1., sondern auch bei vielen andern Alten, z. B. bei *Virgilius* in Georgic. II, 154, und Aeneid. II, 217, bei *Cato* de Re Rustic. 77, bei *Valerius Flaccus* in Argonaut. VI, 396, u. s. w. gebraucht wird. Da sich ferner Plinius noch überdieß in der oben angezeigten Stelle XXXVI, 23, um spirae als Fußgesimse zu bezeichnen, des Beisatzes „subditae columnis“ bedient: so muß wohl spirae, das überhaupt im gemeinen Leben alle dergleichen Windungen und gewundene Dinge anzeigte, auch die Windungen der so genannten Schnecken der Säulenhäupter bedeuten, für welche voluta bloß das architektonische Kunstwort war. Aus allen diesen Gründen glauben wir mit Winkelmann den wahrhaften Weg eingeschlagen zu haben, wenn wir gerade dieses Säulenhaupt als einen Beweis und als eine Erklärung der oben benutzten Stelle des Plinius annehmen, um so mehr, da noch auf keinem Fußgesimse der Frosch und die Eidechse vorgefunden worden ist. 172) Abbildungen bei Winkelmann in Monumenti inediti Nr. 206, und in dessen Histoire de l'art edit. Paris an II de la Republ. Franç. Tom. II. Pl. XXVIII, bei Hirt in Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, Pl. X. Nr. 28, und bei Andern.

rei und alle andere Bauzierden auf eine weibliche Gottheit gedeutet haben. Denn als nach beendigtem Baue des Junotempels die Standbilder hinein getragen wurden, hatten sie die Träger, so sagt man, verwechselt, und die Religion habe sofort fest darauf gehalten, daß sich auf diese Weise die Gottheiten gleichsam selbst ihre Wohnsitze gewählt hätten. Daher kommt es dann, daß in dem Tempel, in welchem Jupiter verehrt werden sollte, die Juno verehrt wird[173]). Die Standbilder in diesen Tempeln waren Werke der größten Künstler in Marmor. Die Göttinn im Tempel der Juno war von Dionysios, eine andere Juno in demselben Tempel von Polykles gefertigt. Auch war eine Venus von Philiskos aus Rhodos da. Die übrigen Statuen waren Werke des Praxiteles[174]), unter welchen sich auch zwei seines Sohnes Kephissodoros, des Erben seiner Kunst, befanden, nämlich ein Äskulapios und eine Diana[175]) Den Jupiter in seinem Tempel hatten die Söhne des Timarchides gehauen. In demselben Tempel befand sich das Meisterwerk des Heliodoros, Pan mit Olympos ringend, eine Marmorgruppe, welche für die zweitschönste in der Welt gehalten wurde. Auch sah man hier eine badende Venus und einen aufrecht stehenden Dädalos von dem Meißel des Polycharmos[176]). Doch war war dieses nicht alles Schöne, was die P. der Octavia umfaßte. Auch aus den umfangenden Hallen glänzten dem Volke die herrlichsten Kunstwerke entgegen. Hier waren jetzt die Bildwerke aufgestellt, die einstens die P. des Metellus verherrlichten. Hier sah man jetzt die berühmte sitzende Statue der Cornelia, der Mutter der Gracchen, und jener Schwarm von ehernen Reiterstatuen, den Metellus aus Makedonien mitbrachte[177]), stand der Hauptseite der Tempel gegenüber, und war immer noch der schönste Schmuck dieser öffentlichen Anlagen[178]). Auch soll sich Phidias's Venus, eine Marmorstatue, die von der höchsten Schönheit war, in der P. der Octavia befunden haben[179]). Unter den übrigen Werken, welche diese Hallen verherrlichten, werden nachfolgende ausgezeichnete Stücke genannt: des Praxiteles Cupido von penthelischem Marmor, einst der Ruhm der Stadt Thespiai in Böotien, die fast allein wegen dieses Bildwerkes von den Fremden so häufig besucht wurde[180]). Dieser berühmte Cupido, den Mummius, als er Thespiai aller seiner Kunstschätze beraubte, nicht berührte, weil er geweiht war[181]), wurde endlich doch von Cajus Cäsar den Thespiaiern genommen, von Claudius ihnen zwar wieder zurück gegeben, von Nero aber abermals nach Rom gebracht[182]). Da wurde er in der Schule der octavianischen P. aufgestellt[183]), bald darauf aber durch den Brand dieses Gebäudes zerstört[184]). Die ausgezeichnetsten Gemälde in dieser Schule waren von dem berühmten Antiphilos aus Ägypten, einem Schüler des Ktesidemos. Eines stellte die Schwester des Priamos, die edle Hesione, das andere Philippos und Alexander mit Minerva vor[185]). In diesen weitläufigen octavianischen Bauwerken sah man auch die besten Werke des berühmten Malers Artemon: eines stellte Herkules vor, wie er auf dem dorischen Berge Öta seine sterbliche Hülle abwirft, und mit Einwilligung der Götter in den Himmel steigt. Ein anderes war ein historisches Gemälde, und hatte des trojanischen Königs Laomedon Geschichte mit Herkules und Neptun zum Gegenstande[186]). In der Curia war das berühmteste Standbild ein marmorner Cupido mit dem Blitze in der Hand, dessen Meister nicht bekannt war. So viel wird aber hiervon versichert, daß Alkibiades, der schönste Jüngling seiner Zeit, unter dem Bilde dieses Gottes vorgestellt sei[187]). — Dieß ist es, was die Alten in ihren Schriften von der P. der Octavia aufgezeichnet hinterlassen haben: wenig zwar, doch hinreichend, um einen hohen Begriff von dem Glanze, der sie erfüllte, in uns zu erregen. Allein kaum dauerte dieser Glanz ein Jahrhundert. In dem großen Brande unter Titus, im Jahre Roms 833, im 80sten der christlichen Zeitrechnung, wurde der größte Theil der weltberühmten Prachtgebäude auf dem Marsfelde, und mit ihnen auch die P. der Octavia zerstört. Alle Werke der bildenden Künste, welche einst diese Halle verherrlichten, wurden verdorben, und die hier aufbewahrten Schätze der Gelehrsamkeit und der redenden Künste in Asche verwandelt[188]). So lag die Halle der Octavia über 120 Jahre lang in Trümmern, bis endlich der Imperator Septimius Severus sehr viele von den uralten öffentlichen Gebäuden Roms auf seine Kosten erneuern, und dieses der Nachwelt durch Inschriften an den Gebäuden verkündigen ließ[189]). Da wurde auch die P. der Octavia wieder hergestellt. Er und sein Sohn Caracalla trugen beide zu diesem Werke bei, und vollendeten es im J. Roms 955, im 202ten der christlichen Zeitrechnung, als er nämlich zum dritten Male, und mit ihm sein Sohn und Mitherrscher Aurelius Antoninus (Bassianus Caracalla) zum ersten Male die Würde des Consulates bekleidete. Dieß bezeugt die Inschrift, die heute noch an den Überresten des Haupteinganges zu dieser P., an der Außenseite derselben, oben in der Säulenauflage in folgenden Worten gelesen wird:

Imp. Caes. L. Septimius. Severus.
Pius. Pertinax. Aug.
Arabic. Adiabenic. Parthic. Maximus.
Trib. Potest. XI. Imp. XI. Coss. III. P. P. Et.
Imp. Caes. M. Aurelius. Antoninus.
Pius. Felix. Aug.
Trib. Potest. VI. Cos. Procos.
Incendio. Corruptam. Restituerunt.

173) *Plinius* l. c. 174) *Plin.* XXXVI, 5. 4, 10. 175) *Plinius* in eod. Libr. cap. et sect. nr. 6. 176) *Plinius* ibid. sect. IV, 4. 177) S. oben P. des Metellus. 178) *Vellej. Paterc.* I, 11. 179) *Plinius* XXXVI, 5, 4, 3. 180) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 4. *Pausan.* Libr. IX, 27. *Cicero* in Verrem, IV, 4. 181) *Cicero* l. c. 182) *Pausan.* l. c. 183) *Plin.* l. c. 184) *Pausan.* l. c. 185) *Plin.* XXXV, 10, 37. 186) *Plin.* XXXV, 11, 40, 32. 187) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 8. 188) *Dio Cassius* LXVI, 24. 189) *Dio Cassius* LXXVI, 16.

Caracalla ließ des Vaters Thaten, Kriegszüge und Triumphe in der Halle abbilden, daher man ihn auch gemeinhin als alleinigen Erbauer derselben rühmte, mit dem Beisatze, er habe sie, die von nun an die P. des Severus hieß, unter dem Namen seines Vaters erbaut [190]). Die gedachten Überreste des Haupteinganges liegen in dem heutigen Rom unmittelbar an der Kirche di Santo Angelo in Pescheria. Man erkennt in ihnen den korinthischen Baustil, und sieht deutlich, daß an der äußern Seite gegen Mittag, so wie an der mitternächtlichen, gegen die Hauptseiten der beiden Tempel hin gerichteten Seite jedes Mal vier korinthische Säulen, und zwei, ebenfalls mit korinthischen Häuptern gezierte, fast frei stehende und unverjüngte Pilaster als Eckpfeiler das Säulengebälke und die Giebel, was Alles noch, doch zerbrochen, besteht, getragen haben. Die architektonischen Glieder des alten Hauptbalkens und Bilderbandes an der mittäglichen Außenseite sind ihrer Länge nach, bis auf einen sehr kleinen Theil rechts und links, abgemeißelt, um die Ebene der Tafel zur Inschrift der Imperatoren Severus und Caracalla zu bilden, was natürlicher Weise in derselben Zeit geschehen ist. In den Giebelfeldern bemerkt man noch einige undeutliche Spuren von Sculptur, und die Säulen bestehen noch zum Theile, zum Theile sind sie verschwunden und durch neuere Constructionen ersetzt, oder mit dergleichen verbaut. An die Stelle von zweien beim Hinschauen rechts an der mittäglichen Vorderseite ist eine Arkade getreten, und die zwei gerade gegenüber an der mitternächtlichen Seite nebst dem rechtseitigen Eckwandpfeiler sind in dem Mauerwerke der Kirche di Santo Angelo verschwunden. Die Säulen sind 32 Fuß 6½ Zoll Pariser Maß hoch, und 3 Fuß 4½ Zoll im unteren Durchmesser stark. Sie haben also 9½ Durchmesser zur Höhe. Der Säulenstamm ist verkehlt und nach einer geraden Linie verjüngt. Das Haupt erscheint hier in seiner schönen Schlankheit und vollkommenen Ausbildung. Statt der gewöhnlichen Blume ist aber zwischen den Schnecken der Adler Jupiters auf dem Blitze sitzend angebracht. Zwischen der Platte des Hauptes und dem Hauptbalken bemerkt man das kleine Bänkchen, welches die Alten anordneten, um dem Hauptbalken eine etwas erhöhtere Lage und vollere Ansicht, und der Platte des Säulenhauptes Sicherheit gegen den Druck des Hauptbalkens besonders beim Aufbringen der Massen zu verschaffen. Das Gebälke ist ohne alle Verzierung und alle seine Glieder sind glatt. Eine Abbildung des Säulenhauptes findet man bei *Desgodetz* (pag. 171), bei Hirt (in Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, Pl. XII. Fig. V) und bei Andern, so wie auch Abbildungen der Ruine in den bekannten Sammlungen von alten Gebäuden Roms, z. B. bei *Barbault* (in Monumens de Rome ancienne Pl. 32. pag. 52). In dem marmornen Bruchstücke des alten Grundrisses der octavianischen P., welches aus den Zeiten des gedachten Imperators Septimius Severus auf uns gekommen ist [191]), erkennt man deutlich diesen südlichen Haupteingang wieder. Mit Hilfe der Abmessungen seiner Trümmer, der Vergleichung des angezeigten Fragmentes und der Beobachtung der Richtung der noch übrigen Eckwandpfeiler und der Lage noch einiger anderer Überreste dieser P. kann man sich eine ziemlich vollständige Vorstellung von dem Umfange und von der Anordnung dieser merkwürdigen Anlage machen. In gedachtem Fragmente ist besonders das zu bemerken, daß der Tempel des Jupiters, den Vitruvius noch in seiner ersten Anlage als einen vollständigen Peripteros gesehen hat [192]), hier als ein Peripteros ohne Hinterhalle erscheint, daher sich im äußeren Umfange nur 24, und auf jeder der Nebenseiten nur 10 Säulen dem Auge darstellen, eine Veränderung, die entweder schon bei der Erneuerung der Tempel durch Cäsar Octavianus, oder, welches wahrscheinlicher ist, bei Wiederherstellung derselben unter Septimius Severus geschehen ist, da ohne Zweifel die hintere Säulenreihe durch die zerstörende Flamme zu viel gelitten hatte. Wir haben nach den angezeigten Quellen eine bauliche Wiederherstellung dieser Halle auf den hierher gehörigen, „Portike der Alten" überschriebenen Blättern in Grundriß und Aufriß versucht, und unten einige Hinweisungen zur Erklärung derselben beigefügt. Nach den neuesten gründlichen Untersuchungen und Vergleichung derselben Quellen [193]) ergibt sich über Form, Lage und Umfang des Denkmahls und über seine Stelle in dem heutigen Rom Folgendes: Die Hallen, von einer doppelten Säulenreihe gebildet, schlossen beide Tempel in der Grundform eines länglichen rechtwinkligen Vierecks ein, dessen eine schmale Seite nördlich gegen den flaminischen Circus hin gewendet war. Die andere schmale Seite mit dem Haupteingange kehrte sich der südlichen Himmelsgegend zu, und berührte mit ihrem östlichen Ende fast das Theater des Marcellus, dessen Reste von hier kaum vierzig Schritte entfernt liegen; mit dem westlichen Ende aber reichte sie nach der Gegend der P. des Philippus hin. Der östlichen langen Seite lag der tarpejische Fels und ein Theil des capitolinischen Hügels gegenüber. Die westliche lange Seite aber zog sich parallel mit dem Tempel des Herkules der Musen, und mit den Hallen, die ihn umgaben, ganz nahe an denselben hin, und lief nördlich in einem ziemlich spitzen Winkel gegen den flaminischen Circus aus. In diesem Umfange liegen nun die beiden Kirchen Santo Angelo in Pescheria und Santa Maria in Campitelli, welche letztere darum auch Santa Maria in Porticu Octaviä genannt wird, und fast auf den Trümmern des Tempels des Jupiters erbaut ist; ferner liegt in diesem Raume ein großer Theil des Palastes bei Serlupi in Campitelli, mit den zwischen diesen Hauptgebäuden bis an den Platz Capizucchi liegenden Häusern und Straßen.

190) *Ael. Spartianus* in Antonino Caracalla, cap. IX., et *Idem* in Severo Imperatore, cap. XXI sub fin.

191) Inter *Fragmenta Vestigii Veter. Romae cum notis Bellorii*, Tab. II. 192) S. oben in der P. des Metellus bei nr. 133. 193) Vergl. auch Schulze in Beschreib. u. Gesch. der alt. Stadt Rom, Th. I. §. 615.

Die P. des Octavius wurde von Cn. Octavius, demselben, der curulischer Ädil, Prätor, Consul und Decemvir sacris faciundis war, und den König Perseus von Makedonien in einer Seeschlacht besiegte, einige Zeit nach seinem über diesen König abgehaltenen Triumphe, nämlich um das Jahr 589 erbaut [194]). Sie war eine doppelte P. [195]), und zwar die erste doppelte Portike in Rom [196]). Sie hatte also wahrscheinlich nicht allein vier Säulenreihen auf derselben Ebene neben einander, oder zwei Hallenreihen, welche einen Hof, einen Garten oder sonst einen inneren baulichen Raum umfangen, sondern auch zwei Ordnungen, eine über der andern [197]). Man nannte sie im Alterthume gewöhnlich die korinthische P. [198]), und diesen Namen hatte sie von ihren ehernen Säulenhäuptern [199]), deren Stoff für jenes kostbare Metall ausgegeben und gehalten wurde, welches die Römer korinthisches Erz nannten [200]). Auch hieß sie die makedonische Portike und Portike des Perseus, entweder als ein Siegeszeichen des Cn. Octavius, oder weil er vielleicht seine Kriegsthaten durch Gemälde in derselben verherrlichen ließ [201]). Sie wird von den Alten als ein höchst anmuthiger Aufenthalt [202]) und als ein prächtiges Gebäude dargestellt, das sich vom Circus Flaminius an bis zunächst an das Theater des Pompejus hin ausdehnte [203]). Nachdem sie durch eine Feuersbrunst verdorben war, ließ sie Kaiser Augustus wieder aufbauen, und neuerdings die octavische P. nach dem Namen desjenigen nennen, der sie zuerst an derselben Stelle erbaut hatte [204]). Der Ort, den diese Halle einst einnahm, ist in dem heutigen Rom, nach den neuesten gründlichen Untersuchungen [205]), östlich von dem Theater d'Argentina in der Häusermasse zwischen den Straßen Cesarini und Florida, und den Plätzen del' Olmo und Strozzi zu suchen, worin als Hauptgebäude die Paläste Cesarini, Colonna di Sonnino und die Kirche Santo Nicolo a' Cesarini genannt werden. Nächst dieser Kirche in einem Hofe stehen noch vier antike Säulen ionischen Stiles aufrecht neben einander in der Richtung eines Kreisbogenstückes. Ihre Stellung, so wie noch andere Überreste in vielen der nachbarlichen Höfe, von welchen ein Augenzeuge berichtet [206]), der seiner Zeit noch Mehreres sah, beweisen, daß sie zu einer weitläufigen Anlage gehört haben, und verbürgen, daß die P. des Octavius wenigstens zum Theile ein Werk ionischen Stiles war, und aus Säulenhallen bestand, die in einer Rundung noch eine andere innere bauliche Anlage umfingen.

Die P. des Philippus in der IX. Region der Stadt [207]) wurde von Marcius Philippus, dem Stiefvater des Kaisers Augustus, zum Vergnügen des römischen Volkes und zur Verschönerung der Stadt erbaut: denn oft ermahnte Augustus, der selbst so viel für Roms Verschönerung that, die anderen Großen, daß auch sie, ein jeder nach seinen Kräften, durch Errichtung neuer Prachtgebäude oder durch Wiederherstellung alter Denkmähler zur Verherrlichung Roms beitragen sollten [208]). Weßwegen auch Philippus den Tempel des Herkules der Musen, den einst der edle Censor M. Fulvius Nobilior drei Jahre nach seinem Triumphe über die Aitolier und nach der Eroberung von Ambrakia erbauen ließ [209]), wieder herstellte [210]), und nächst demselben seine prächtige P. aufführte [211]). Diese Halle war mit den vortrefflichsten Gemälden geschmückt. Unter diesen leuchteten besonders als große Meisterstücke hervor: Helena von Zeuxis Hand [212]), Bakchos, Alexander als Knabe, und Hippolytus, Theseus Sohn, wie er vor dem auf ihn losgelassenen Ungeheuer erschrickt, von dem berühmten griechisch-ägyptischen Maler Antiphilos, einem Schüler des Ktesidemos [213]), und der trojanische Krieg in mehreren Bildern, von Theodoros gemalt [214]). Die P. des Philippus bestand noch wohl erhalten bis in das Mittelalter herab, und Serlio sah von ihr noch so bedeutende Ruinen, daß er einen Grund- und Aufriß davon entwerfen und öffentlich bekannt machen konnte [215]). Sie eignet sich daher ganz vorzüglich, unsere Ideen über diese Art von Gebäuden der Alten zu berichtigen, weßwegen wir sie auch auf einem der beiliegenden, mit „Portike der Alten" überschriebenen Blättern neben noch einigen andern in geometrischen Zeichnungen mittheilen. Aus der Anschauung wird man wahrnehmen, daß die Halle des Philippus ebenfalls wie jene des Octavius eine doppelte Portike gewesen ist, und durch eine Vergleichung des Ganzen und seiner Theile mit dem unten beigefügten Maßstabe kann man sich eine Vorstellung von der Colossalität dieses Werkes verschaffen. Das Übrige der Zeichnung erklärt sich mit Hilfe der wenigen unten angeschriebenen Hinweisungen von selbst. Einige haben diese schätzbare Hinterlassenschaft aus dem Alterthume, die in Rom gemeinhin Cacabario genannt wurde, für das Haus des Marius, Andere für die P. des Pompejus, und wieder Andere für die des Octavius gehalten [216]). Allein die richtige

194) *Festus* de Verbor. significat. voc. „Octaviae." 195) *Plinius* XXXIV, 3. 7. 196) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. 197) Conf. quoque *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI. c. 3. 198) *Plinius* l. c. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Circ. Flamin. *P. Victor* l. c. 199) *Plinius* l. c. 200) *Plinius* XXXIV, 1 et 2. 201) *Schegkius* in Nota ad Velleji II, 1. *Fabricius* in Descript. Urb. Rom. cap. XIII. 202) *Vellej. Paterc.* II, 1. 203) *Vellejus* l. c. *Sext. Pomp. Festus* l. c. *Plinius* XXXIV, 3, 7. 204) *Festus* l. c. *Augustus* in Monumento Ancyrano, in opposit. Later. Serie I. 205) Schulze i. a. Buche Th. I. S. 595—605. 206) *Flaminio Vacca* in Memoria di vario Antichità etc. scritte an. 1594. Nr. 20.

207) *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. *P. Victor* de Regionib. Urb. *Notitia Urbis.* 208) *Sueton. Tranq.* in Augusto, c. 29. 209) *Livius* XXXVIII; *Eumenius* in Oratione pro restaurandis scholis, sect. VII; conf. *Plin.* XXXV, 10, 36, 4. et *Harduinus* ad h. Plin. loc. et *Torrentius* ad *Suetonii* loc. supr. citat. 210) *Sueton. Tranq.* l. c. conf. *Marlianus* in Urb. Rom. Topograph. Libr. V. cap. IX. 211) *Martialis* in Epigram. V, 50.; conf. *Fabricius* in Descript. Urb. Rom. cap. XIII; *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. III. cap. XVII. et alii. 212) *Plinius* l. c. 213) *Plinius* in eod. Libro et capit., sect. XXXVII. 214) *Plin.* in ejusd. Libri capite XI. sect. XL, 40. 215) Serlio in seiner Architektur III. Buche, im IV. Kapitel, von den römischen Antiquitäten. 216) Serlio a. a. O. *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI. cap. III.

Ansicht des Ganzen und die sorgfältige Vergleichung der Stellen alter Schriftsteller mit örtlichen Umständen und übrig gebliebenen Trümmern haben jene Meinungen als irrige widerlegt, und diesem Denkmahle seinen ursprünglichen Namen wieder zugesichert [217]). Seine Überreste reichen von der Kirche Santo Carlo ad Catin bis an den Judenplatz in gerader Richtung fast von Norden nach Süden herab, und die Straße, welche den Platz vor Santo Carlo mit dem Judenplatze verbindet, läuft fast parallel mit der Länge des Monumentes, und würde dasselbe, wenn es noch ganz wäre, zwischen den inneren Pfeilern der linkseitigen Hallenreihe, und zwischen dem inneren Baue, der die Rundsäle und Treppen enthält, durchziehen.

Die P. der Pola wurde von Agrippa's Schwester, Pola, nächst den Septen angelegt und mit Bahnen zum Wettrennen versehen, war aber im J. Roms 747, als Augustus die Werke auf dem Felde Agrippa's zum Gebrauche des Volkes öffnete, noch nicht fertig [218]). Sie ist wahrscheinlich jener Theil der Septen, welcher nachher unter dem Namen der Trigaria bekannt war; s. weiter unten P. der Septen.

Die P. des Pompejus, die auch Hekatostylon, das Hundertsäulige von dem Walde der Säulen, die sie bildeten, genannt wurde [219]), ließ Cn. Pompejus Magnus, wahrscheinlich zugleich mit seinem Theater, also nach Besiegung des Königs Mithridates vom J. R. 694 bis zu seinem 2ten Consulate, d. i. bis in das Jahr 699 erbauen [220]). Sie lag ganz nahe vor diesem Theater [221]), nämlich gleich hinter der Scene desselben [222]), und diente nicht allein dem Volke zur Zuflucht, wenn die Schauspiele durch Regengüsse unterbrochen wurden, und um für theatralische Zurüstungen den nöthigen Raum zu verschaffen [223]), sondern war zugleich eine derjenigen Hallen, die von Roms müssigem Volke am meisten besucht wurde [224]): denn durch ihre Lage gerade vor dem Theater, durch ihre große Ausdehnung, durch die Mannichfaltigkeit der Eintheilung, der Form und der Art ihrer Räume, und endlich durch die Pracht ihrer Einrichtung war sie ganz vorzüglich zum Lustwandeln, zur Augen- und Ohrenweide geeignet. In Bezug auf die zuerst genannten Eigenschaften darf man nur die Bruchstücke ihres Grundrisses betrachten, welche aus den Zeiten des Imperators Septimius Severus auf uns gekommen sind [225]); da schon ist man genöthigt, sich einen hohen Begriff von der anziehenden Lage dieser Halle, von ihrer Größe und von der Mannichfaltigkeit ihrer Eintheilung zu machen. Hierzu kommt noch, was jene Bruchstücke nicht mehr andeuten, der Lustwald, der sich in vielen Reihen hoher Platanen der Portike anschloß, und von rauschenden Wasserwerken belebt und gekühlt war [226]). Kein Wunder also, wenn eine so frische und gesunde Luft, so angenehme und dichte Schatten diese Halle erfüllten, daß sie vorzüglich auch deßwegen allgemein besucht und von Dichtern besungen wurde [227]). Der schöne Platanenwald mit seinen Wasserwerken, der das Angenehme dieser P. vollendete, war auch dazu noch mit Statuen [228]), und besonders mit Marmorbildern wilder Thiere verziert [229]). Auf die Pracht der inneren Einrichtung machen uns die Berichte der Alten, durch Erwähnung der attalischen, mit Gold durchwirkten Teppiche aufmerksam, welche den Glanz dieser Halle ungemein erhöhten [230]). Mit ihnen waren Thüröffnungen und zum Theile die Wände behängt. Ein anderer Theil der Wände war mit den trefflichsten Malereien geschmückt. Unter diesen waren die berühmtesten: Kadmus und Europa, von Antiphilos aus Ägypten, einem Schüler des Ktesidemos [231]); dann ein Gemälde des großen Polygnot's von Thasos, das sich sonst in der Curia des Pompejus befand, und einen Mann mit einem Schilde vorstellte, von dem man nicht sehen konnte, ob er im Hinaufsteigen oder im im Hinabsteigen begriffen wäre [232]); ferner die vortreffliche Opferung der Ochsen, ein großes Gemälde, einzig in seiner Art, von dem berühmten sykionischen Maler Pausias, in einem neuen, von ihm zuerst erfundenen Stile angeordnet, und mit einer ihm ganz eigenthümlichen Behandlungsweise ausgeführt [233]); endlich der ganz vorzüglich schöne Alexander und eine sitzende Kalypso von der Hand des hochberühmten Atheners Nikias [234]). Ein geräumiger Saal in diesen Hallen wurde von dem Erbauer zu Versammlungen des Senates bestimmt und eingeweiht [235]) und hieß daher die Curia des Pompejus. Hier war seine Statue aufgestellt, welche ihm nach Vollendung dieser Werke die Dankbarkeit des römischen Volkes errichtete. Nachdem aber Julius Cäsar in diesem Saale von den Verschwornen ermordet war, ließ Cäsar Octavianus denselben im Jahre Roms 712 vermauern [236]), und die Statue des Pompejus in dem Theater selbst, ober den Sitzereihen, in der Mitte des obersten Halbkreises unter einem Bogen aufstellen [237]).

---

217) *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. III. cap. XVII; Schulze l. a. Buche, Th. I. §. 603. 218) *Dio Cassius* LV, 8. 219) *Euseb. Pamphil.* Chronicon interprete S. *Hieronymo*, sub Olymp. CCLVI, Philippi Imp. anno II, Domini CCXLVI; *Martialis* in Libr. II, Epigr. 14. vers. 9 et 10, et *Idem* in Libr. III. Epigr. 19. 220) *Plutarchus* in Vita Pompeji, ante med. *Dio Cassius* XXXIX, 40. 221) *Appianus* de bello civil. in Libr. II, 115. 222) *Vitruvius* de Architectura in Libr. V. c. IX; Alter Marmorgrundriß des Theaters und eines Theiles der Portike des Pompejus aus den Zeiten des Kaisers Septimius Severus inter Fragmenta Vestigii Vet. Urb. ex lapidibus Farnesian. cum *Not. Bellorii* Nr. XV. 223) *Vitruvius* l. c. 224) *Martialis* Epigr. XI, 1. v. 10 et 11. et *Idem* in Libr. II. Epigr. 14. 225) *Fragmenta Vestigii Vet. Romae* ex lapidibus Farnesianis a *Bellorio* illustrata, Tab. XII et Tab. XV. 226) *Propertius* Libr. III. Elegia 28. (II, 32) v. 11 — 15; *Martial.* III, 19, v. 1 ad 2, et II, 14, 10. 227) *Ovid.* Art. am. I. v. 67 et 68, et III, 387 et 388. *Propertius* l. c. et *Ejusd.* V. 8 (IV, 8) vers. 75; *Martialis* V, 10, vers. 5. 228) *Propertius* III. Eleg. 27, 11 — 16. 229) *Martialis* III, 19, 1 et 2. 230) *Propertius* l. c. 231) *Plinius* in Hist. Nat. XXXV, 10, 37. 232) *Plinius* XXXV, 9, 35. 233) *Plinius* ibid. 11, 40, 24. XI, sect. XL, 24. 234) *Plinius* ibid. 28. 235) *Plutarchus* in Caesare, 28. 236) *Sueton. Tranq.* in Caesare, 88; *Dio Cassius* XLVII, 19. 237) *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 31; *Plutarchus* in Caesare, 66, et *Idem* in Bruto, 17; conf. Schulze im a. W., Th. I. §. 684.

Endlich, als Rom das Fest seiner tausendjährigen Gründung beging, und nach andern großen Feierlichkeiten auch in dem Theater des Pompejus drei Tage und drei Nächte hindurch dem Volke Schauspiele gegeben wurden, gerieth dieses Theater in Flammen, welche sofort auch die nahe liegende hundertsäulige Halle ergriffen und zerstörten[238]. Der Ort, den sie einstens einnahm, ist in dem heutigen Rom, nach den neuesten Untersuchungen[239]) jener von Palästen, Häusern, Plätzen und Straßen bedeckte Raum, den nördlich der südliche Theil der Kirche di Santo Andrea in Valle einnimmt, und die seitwärts von dieser Kirche nach Osten ziehende Straße del Sudario begränzt, östlich aber die Westseite des Theaters d'Argentina und eine von hier aus in die Straße del Monte della Farina gezogene gerade Linie, südlich die eben genannte Straße, und westlich die Straße dei Chiavari umschließen.

Die Porphyrportike, wahrscheinlich von dem Baustoffe ihrer Säulen oder von der Bekleidung ihrer Wände so genannt, muß, wenn dieses ist, ein prachtvolles Werk gewesen seyn. Leider wissen wir aber von ihr nichts Weiteres, als daß die öffentlichen Schreiber und verpflichteten Fertiger der Verzeichnisse mannichfaltiger Dinge und Handlungen hier ihren Aufenthalt und ihre Niederlage gehabt haben[240]).

Die P. des Quirinus war eine der besuchtesten Roms, und wimmelte, gleich den P. des Pompejus, der Europa und der Argonauten, voll müßiger Menschen[241]). Ohne Zweifel lag sie unweit des Tempels des Quirinus, und hatte von ihm ihren Namen. Ihre Stelle und allenfallsigen Überreste wären also in dem heutigen Rom auf dem quirinalischen Hügel, dem jetzt so genannten Monte Cavallo, in der Gegend des Capuzinerklosters und der Kirche di Santo Andrea de' Gesuiti aufzusuchen; denn hier erhob sich am Rande des Berges das heilige Haus des Quirinus. Unten im Thale, das vom Tempel einst das Thal des Quirinus genannt wurde[242]), gleich hinter der Kirche di San Vitale, wo jetzt der Jesuitengarten sich nach San Andrea hinauf zieht, sah man noch vor drei Jahrhunderten und drüber die weißen Marmorstufen der prächtigen Freitreppe, die aus dem Thale zum Tempel hinauf führte, und oben in einem Weinberge, der damals dem Auditor Rotá Genutius gehörte, des Tempels Unterbau. Da wurden viele Marmorplatten, und Bruchstücke quadrirter Fußböden ausgegraben. Die prächtigen Marmorstufen ließ der römische Senator Ottone Milanese hinweg nehmen, und aus ihnen die 124 Stufen hohe Treppe an der Nordseite des capitolinischen Berges zur Kirche Santa Maria d'Ara Celi nach Michel Angelo's Plan hinauf führen[243]).

Die P. der Septen, das ist, der Schranken, innerhalb welcher das römische Volk in vielen, nach Stand und Gewerbe gemachten Raumabtheilungen, gleichwie die Schafe im Schafstalle unterschieden, sich versammelte, hatten von eben diesen Schranken ihren Namen. Sie waren wohl die weitläufigsten und größten der ganzen Stadt. Schon M. Tullius Cicero sollte das ruhmwürdige Werk, wie er es selbst nennt, in C. Julius Cäsars Namen in Ausführung bringen, die Septen nämlich, die sonst von Holz waren, von Marmor erbauen, sie mit Dächern versehen, mit hohen Portiken in einer Länge von tausend Schritten umfangen, und die öffentliche Villa damit verbinden[244]). Was mancherlei Hindernisse und zuletzt der eingefallene Bürgerkrieg dem Tullius unmöglich machten, das setzte M. Ämilius Lepidus ins Werk. Er führte den Bau der Septen auf dem Marsfelde nach dem Sinne des eben erwähnten Planes aus, und umgab sie von allen Seiten mit Hallen. M. Vipsanius Agrippa vollendete sie. Er ließ sie mit Marmortafeln und mit Gemälden verzieren[245]), und ohne Zweifel auch mit Statuen ausschmücken: denn noch hat sich das Andenken mehrerer vorzüglich schätzbarer Statuen der Septen, nämlich des Flötenspielers Olympos, des Pan, und des Chiron mit Achilles, deren Meister aber unbekannt sind, erhalten[246]). Nach einer solchen prachtvollen Vollendung ließ sie Agrippa im J. R. 728 zur Ehre des Imperators C. Julius Cäsar Octavianus, der eben mit dem Namen Augustus verherrlicht war, einweihen, und sie nach ihm die julischen Septen nennen[247]). Von Manchen wurden sie aber wegen ihres großen Bauherrn die agrippinischen Septen[248]), und jener Theil des Marsfeldes, worauf sie nebst andern großen Werken des Agrippa sich verbreiteten, das Feld des Agrippa genannt, welches Augustus im J. R. 747 dem Volke, als einen zu seinem Vergnügen vorzüglich geeigneten Ort, öffnete[249]). So standen nun die Hallen der Schranken nicht allein als eine Zierde der Hauptstadt der Welt da, sondern auch zum Nutzen und zum Vergnügen des Volkes. Schon Augustus unterhielt das Volk hier mit Kampfvorstellungen[250]), und mit mannichfaltigen andern Schauspielen[251]), welche die ihm nachfolgenden Imperatoren wiederholten, besonders Caligula, der einige seiner berühmten großen Fechterschauspiele daselbst halten ließ[252]), Claudius, der hier das große ordentliche Kampfschauspiel auf seinen Jahrestag dem Volke gab, und noch ein außeror-

238) *Euseb. Pamphil.* in Chronic. S. *Hieronymo* interprete, sub Olymp. CCLVI. Philippi Imp. an. II, Domini CCXLVI. 239) Schulze im angef. Buche. §. 601. 240) *Flavius Vopiscus* in Probo, cap. II. 241) *Martialis* in Libr. IX. Epigr. 1. 242) *Ovidius* Fast. IV, 375. in editt. *Mazar.*, *Moreti* et octo aliorum. *Juvenalis* Satyr. II. v. 133.

243) *Venuti* in Rom. modern. p. 811. *Nardini* in Rom. Vet. Libr. II. cap. VI., ex *Fulvio*, teste oculato. 244) *M. Tull. Cicero* ad Attic. IV. Epist. 6. 245) *Dio Cassius* LIII, 23. 246) *Plin.* Hist. Nat. XXXVI, 5, 4, 8. 247) *Dio Cassius* l. c. 248) *Aelius Lampridius* in Alexandro Severo, c. XXVI. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. Circ. Flumin. 249) *Dio Cassius* LV, 8., conf. *Pitiscus* in Lexic. Antiqq. Rom. voc. „Septa" p. 399. col. a. 250) *Dio Cassius* l. c. 251) *Sueton. Tranq.* Aug. c. 43. 252) *Id.* in Calig. c. 18.

deutliches kleineres, welches nur wenige Tage dauerte[253]), und Nero, welcher sein berühmtes und prächtiges gymnisches Weltschauspiel in den Septen hielt[254]). Rom stellte nun auch hier seinen Reichthum an Gold und Edelsteinen zum Verkaufe aus. Hier konnte man kostbare Gemmen, von den geschicktesten Meistern künstlich gebildete Becher, Gefäße aller Art, und aus allen möglichen Stoffen verfertigten Schmuck zu kaufen finden[255]). Wieder eine andere Gegend der Septen war unter dem Namen der Trigaria, das ist, der dreispännigen, zur Pferdeübung im Wettrennen bestimmt[256]), und diese ist ohne Zweifel jene Portike, welche Pola, Agrippa's Schwester, bei den Septen erbaute, und Laufbahnen zum Wettrennen dabei anlegte[257]). Daher strömte man dann auch, sich zu ergehen, zu zerstreuen und zu vergnügen, nach den Septen hin[258]), und natürlich hatten die Schmarozer, welche die mit den Septen so nahe verbundene Argonautenhalle durchzogen, auch bis hieher ihre Jagd ausgedehnt[259]). Der große Brand, der unter Titus Regirung im J. R. 833 fast alle die großen Prachtwerke dieser Gegend verdarb, ergriff auch die Septen und das mit ihnen verbundene Poseidoneion, oder die Argonautenhalle mit ihrem Tempel[260]). Allein schon einige Jahrzehnte nachher wurden sie, so wie viele der übrigen verdorbenen Prachtwerke von dem Imperator Hadrian wieder hergestellt[261]), und man findet ihrer in den späteren Zeiten des Kaiserreiches gedacht[262]). Die noch vorhandenen Bruchstücke eines in der Zeit des Imperators Septimius Severus in Marmor gearbeiteten Grundrisses der julischen Septen[263]), und einige von den Gebäuden selbst noch übrig gebliebene Trümmer, welche in Bezug auf ihre bauliche Anlage vollkommen mit jenem Grundrisse übereinstimmen, machen es uns möglich, noch einige bestimmtere Ansichten von der Anordnung und Bauart dieser weitläufigen Halle hinzu zu fügen. Aus ihnen ersehen wir, daß dieselbe nach ihrer Breite eine siebenfache Portike gewesen ist. Ihre sieben Hallen, welche in Gestalt langer Gänge nach der Länge der Portike zwischen zwei Seitenmauern fortzogen, wurden von gewaltigen frei stehenden Pfeilern gebildet, deren sich jedes Mal sechs nach der Breite der Portike in einer Reihe neben einander zwischen zwei an den beiderseitigen Seitenmauern empor strebenden Wandpfeilern erhoben. Hierdurch entstand also zugleich eine große Menge anderer, nach der Breite der Portike gerichteten Hallenreihen, welche die sieben nach der Länge der Portike fortziehenden rechtwinkelig schnitten, und sich beiderseits in Thüröffnungen endigten, die in den Seitenmauern der Portike angebracht waren. Dieses scheint unwiderleglich auch bei den Enden der sieben nach der Länge der Portike fortziehenden Hallen der Fall gewesen zu seyn, so daß die Umfassungsmauern des Ganzen allerseits durch eine bedeutende Anzahl von Thüren geöffnet waren. Die Querhallen waren 26 Palmen im Lichten weit. Gleiche Weite hatten die äußersten, beiderseits an den Umfassungsmauern hin ziehenden langen Hallen. Die fünf mittleren aber waren schmäler, wie der alte Grundriß sowohl als die Überreste bezeugen. Aus den Pfeilern entsprangen Gewölbe und bildeten die Decken. Die Hauptmasse des Gebäudes war, wie die Überreste sprechen, von tiburtinischem Steine, und, was wir oben aus den Schriftstellen der Alten bereits anzeigten, mit Marmor bekleidet. Auf diese Überreste ist jetzt der aldobrandinische Palast an der Straße del Corso, der alten Via Lata, gegründet. Die Lage dieser Trümmer längs der gedachten Straße hin, und andere Überreste, die man bei dem Baue der Vorhalle und der Hauptseite der Kirche Santa Maria in Via Lata, so wie anderer, in der Nachbarschaft erbauter Paläste ausgrub[264]), verglichen mit den seither benutzten Schriftstellen der Alten zeugen, daß diese Portike von dem heutigen Palaste d'Asti an, längs der Straße del Corso fort, und, einschließlich der Argonautenhalle, die als Fortsetzung der Septenhalle zu betrachten ist, bis an den Fuß des Monte Citorio hin zog. In dieser Richtung traf sie auf das Ende der Bogen der Aqua Virgo, welche in den lucullischen Gärten jenseits der heutigen Straße del Corso ihren Anfang nahmen, und sich auf dem Marsfelde hart vor der Hauptstirnseite der Septenhallen endigten[265]). Die prächtigen Reste dieses Endes fand man, als im J. Christus 1626 der Grund zum Baue der Vorderseite der Kirche di Santo Ignazio gegraben wurde[266]). Hier also hinter der Linie, welche die Breite der Vorhalle der genannten Kirche, der östlich von ihr ausgehende Flügel des Collegio Romano und die Lage des Oratorio di Santo Francesco Saverio del Caravita bis an die Straße del Corso hin bestimmen, dehnte sich die Hauptseite der P. der Septen hart vor den Endbogen der Aqua Virgo aus, denen sich auf der andern Seite die mit den Hallen der Septen durch die Öffnungen eben dieser Bogen verbundene, und eigentlich zu den Septen gehörige Argonautenhalle anschloß (s. oben Halle der Argonauten). Die Gebäude, welche sich heut' zu Tage über den Trümmern der P. der Septen erheben, sind also: die Kirche di Santo Ignazio, das Collegio Romano, das Oratorio di Santo Francesco Saverio del Caravita, der Palast de Carolis, die Kirche di Santa Maria in Via Lata, die Accademia di Fran-

253) *Sueton.* in Claud. c. 21. 254) *Id.* in Nerone. c. 12. 255) *Martialis* IX, 60. 256) *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Circ. Flamin. *P. Victor* de Regb. Urb. sub Reg. IX. Circ. Flamin. *Plin.* XXXVII, 12, 72. 257) *Dio Cassius* LV, 8. 258) *Martialis* l. c. *Papinius Statius* Sylvar. IV, 6, 1. 259) *Martialis* II, 14. 260) *Dio Cassius* LXVI, 24. 261) *Aelius Spartianus* in Hadriano, c. XIX. 262) *Rufus* et *Victor* l. l. c. c. 263) Inter Fragmenta Vestigii Vet. Rom. a *Bellorio* explicat. Tab. X.

264) *Petrus Bellorius* in Nota ad Fragment. Vestigii Vet. Rom. Tab. X. teste adducto *Andrea Bufalino.* 265) *Sext. Julius Frontinus* de Aquaeductibus in Libr. I., in *Graevii* Antiqq. Rom. Tom. IV. p. 1644. 266) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. IV. cap. IX. *Donatus* de Urb. Rom. Libr. III. cap. XVIII.

cia, der aldobrandinische Palast, der Palast d'Asti, der Palast Panfili, der Palast Ercolano und das Kloster und die Kirche di S. Marta, mit den dazwischen liegenden Häusermassen, Straßen und Plätzen.

Die P. des Severus, s. die P. der Octavia.

Die vipsanische P., s. die P. der Argonauten.

Schluß. Noch sind theils die Namen, theils die Lage mancher anderer Portiken des classischen Alterthums aufbewahrt. Da aber die uns bekannten Nachrichten von ihnen auch weiter nichts als dieses angeben, so können wir uns derselben nicht als lehrreicher Beispiele zur weiteren Vervollständigung dieses Artikels bedienen. Die P. des Augustus, des Nerva, Trajanus und andere s. man im Art. Forum, die des Nero, Domitianus und Anderer, unter Wohnhäuser der Römer im Art. Wohnhaus. Von den zwei und funfzig öffentlichen Portiken der alten Kaiserstadt Constantinopel wissen wir aber bis jetzt kaum etwas mehr, als daß sie einstens bestanden haben[267]).

Zu den öffentlichen Hallen der Alten gehören vorzüglich noch die Basiliken und die Leschen. Diese schönen, und auch für den Baumeister höchst lehrreichen Gebäude müssen wir aber an andern Orten, und zwar erstere in den Artikeln Gerichtshöfe und Kirchen, letztere im Artikel Säle in baulicher und antiquarischer Hinsicht betrachten. Vgl. auch Basilica Th. VIII. S. 32.

Wenn unsere jetzt meist in das Privatleben zurückgezogene Lebensweise mehr Öffentlichkeit erhalten könnte: so würde der dadurch erweckte Geist unsere so genannten Museen leicht in solche öffentliche Hallen umwandeln. Die mannichfaltigen, unserer Zeit eigenen Entdeckungen und Forschritte in den Wissenschaften, in den nützlichen Künsten und in der Art des Lebensgenusses würden diese Anstalten der Alten unter uns in einem höheren Sinne wieder herstellen, und der Name Volkshallen würde eine ihnen vorzüglich eigenthümliche Bezeichnung werden. Wie weit aber unsere bestehenden Anstalten zum öffentlichen, gesellschaftlichen Vergnügen durch zweckmäßige Einrichtungen, und durch richtige architektonische Behandlung dazu bestimmter Orte dieser Idee genähert werden, und dann dazu beitragen können, den Geist der Öffentlichkeit wieder hervor zu rufen, werden unsere dahin gehörigen Abhandlungen, besonders die Artikel Museum und Volkshalle in Beziehung auf den vorstehenden Artikel entwickeln. *(Leger.)*

HALLE, in der Handlung ein Gebäude oder ein bedeckter öffentlicher Platz, worunter Waaren und in der Regel eine bestimmte Art von Waaren feil geboten werden. In Teutschland kommt das Wort in dieser Bedeutung seltner vor, als in Frankreich, wo jede große Stadt dergleichen Gebäude besitzt. Auch auf den britischen Inseln findet man Hallen für Leinewand, wollne Zeuge, Seide, und überhaupt bedeutet es daselbst einen großen, zu einem öffentlichen Zwecke bestimmten Saal, daher Gerichtshof, wie Westminsterhall, und Versammlungsort der Municipalitäten. *(Rüder.)*

HALLE, gewöhnlich zum Unterschiede von andern Städten gleiches Namens Halle in Sachsen, im Magdeburgschen oder Halle an der Saale genannt, ist Kreisstadt des Saalkreises, der zum königl. preuß. Regirungsbezirke Merseburg und des Herzogthums Sachsen gehört, und liegt nach Bode unter 51° 29′ 26″ N. Br., 29° 37′ 47″ L., in einer Entfernung von 11 Meilen in der Mitte zwischen Magdeburg, Nordhausen und Wittenberg dicht an der Saale, von der 2 Arme einzelne Theile der Stadt von einander trennen. Sie ist umgeben von einer Hügelreihe, die sich vom Petersberge herab nach dem Flußbette zu senkt und auf Porphyr ruht. Da, wo die felsigen Saalufer näher und steiler zusammen treten, bilden sich anmuthige Partien, welche ¼ Stunde von der Stadt gegen Norden bei dem Dorfe und der Burgruine Giebichenstein zu geschmackvollen und wohl erhaltenen Gartenanlagen benutzt sind.

Die Stadt, deren Umfang etwa 2 gute Stunden beträgt, bestand ehedem aus 3 Städten; der eigentlichen Stadt mit ihren fünf Vorstädten und den beiden Amtsstädten Glaucha gegen Süden und Neumarkt gegen Norden, die aber jetzt zu einer Gesammtstadt vereinigt sind. Die innere Stadt hat 6 Thore und 2 Pforten: Moritzthor, Rannischesthor, Galgthor, Steinthor, Ulrichsthor und Klausthor und diesem letztern zu beiden Seiten die Mühl- und Kuttelpforte. Von diesen Thoren ist jedoch jetzt größten Theils alles Mauerwerk abgebrochen, um einen freiern Zugang zur Stadt, offne Plätze und mit der Zeit durch Ausfüllung der Stadtgräben und Zwinger öffentliche Spaziergänge zu gewinnen. Der äußern Thore sind neun; gegen Mittag auf dem rechten Saalufer vor der Amtsstadt Glaucha das Hamsterthor und obere Rannischethor: gegen Morgen das obere Galgthor, Schimmelthor und obere Steinthor, welche auf die Kunststraßen nach Merseburg, Leipzig und Berlin führen: gegen Mitternacht, das heilige Geistthor und Kirchthor vor der Amtsstadt Neumarkt auf die Kunststraße nach Magdeburg und Giebichenstein führend. Auf dem linken Saalufer führt das Schieferthor (jetzt eine bloße Barriere) über die so genannte Schieferbrücke (auch Schifferbrücke), die nach einer neuen Methode mit einer sehr kunstreichen Holzverbindung erbaut ist, auf die Kunststraße nach Eisleben, und das schwarze Thor eben dahin, von der Vorstadt Strohhof aus, welche auf einer, von der Saale gebildeten Insel liegt. Von öffentlichen Plätzen sind bemerkenswerth: 1) der große, mit schönen Gebäuden umgebene Marktplatz mitten in der Stadt; 2) der so genannte große Berlin, 3) der Franckensplatz vor dem Waisenhause, 4) der Domplatz, 5) der Paradeplatz. Die Hauptstraßen sind: die große Ulrichs-, große Stein-, große Klausstraße, Galgstraße, Rannischestraße, Barfüßerstraße, Brüderstraße, Märkerstraße, der alte Markt mit seiner Fortsetzung bis zur

267) Hievon s. man *Petrus Gyllius* in Topographia Constantinopoleos, Libr. II. cap. XXII., et Libr. IV. cap. VIII.

Moritzkirche, die kleine Stein-, Klaus- und Ulrichsstraße, in Glaucha der Steinweg und auf dem Neumarkt die breite Straße. Diese Straßen sind jetzt größten Theils neu gepflastert, doch scheint wegen der unter dem Pflaster fortgehenden Röhrleitungen, welche Saalwasser in alle Theile der Stadt verbreiten und wegen des bröcklichen Materials auf ein vollkommen gutes Pflaster kaum zu rechnen.

Die Zahl der Häuser ist 2384, nämlich:

1) Öffentliche Gebäude:	
a) für kirchliche Zwecke	11
b) für Stats- und Gemeindezwecke . .	111
2) Privatgebäude:	
a) Wohnhäuser	2010
b) Fabriken, Mühlen und Magazine . .	39
c) Ställe, Scheunen und Schoppen . .	213
Summa	2384

Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: 1) die Marienkirche auf dem Markte, zwischen 1529 und 1554 aus der alten Marienkirche und der Gertrudenkirche in einem sehr schönen gothischen Stile erbaut. Sie hat 4 Thürme und außer diesen gehört noch zu ihr, der frei stehende so genannte rothe Thurm, welcher im 15ten Jahrh. erbauet worden und jetzt mit einer im gothischen Geschmacke aufgeführten Reihe von Arkaden verziert ist, in deren einer Seite die Hauptwache befindlich ist, während die übrigen zu Kaufläden dienen. 2) Die Ulrichskirche, erbaut 1339, gehörte früher zu dem Servitenkloster und wurde 1527 Pfarrkirche, als die alte Ulrichskirche, die in der Nähe des Ulrichsthores lag, abgebrochen wurde. 3) Die Moritzkirche, ihrem ältern Theile nach, die älteste in Halle, und zwischen 1156 und 1184 erbaut. Das schöne heitere hohe Chor, wurde zwischen 1388 und 1402 von Conrand von Eimbeck und Peter von Meel angebaut, sie hat wie die Ulrichskirche keinen Thurm. 4) Die Domkirche wurde von Albrecht V. in den Jahren 1520—23 schnell erbaut, entbehrt aber ebenfalls des Thurmes (die übrigen Kirchen sind, die zu St. Georgen in Glaucha, zu St. Laurentius auf dem Neumarkt und die katholische). 5) Das Rathhaus liegt auf dem Markte und ist ein altes, aber in einzelnen Theilen schönes Gebäude. Ein Gang führt über eine Gasse in 6) das Wagegebäude, an dem sonst das steinerne Rolandsbild stand, welches jetzt auf die andere Seite des Markts verpflanzt ist. Dieses Gebäude dient der Universität zu akademischen Feierlichkeiten und Vorlesungen. 7) Die Universitätsbibliothek in neuerer Zeit erweitert, am Paradeplatz, ihr gegenüber 8) die schöne Ruine der Moritzburg, der früheren Residenz der Erzbischöfe von Magdeburg, wenn sie in Halle waren, 1400 erbaut und schon im 30jährigen Kriege zerstört: ihr zur Seite 9) das geschmackvolle neue Gebäude der Freimaurerloge zu den drei Degen. 10) Die Francke'schen Stiftungen, eine eigene kleine Stadt, mit einem schönen Hauptgebäude vor dem Rannischen Thore am Franckensplatze, sie erwarten bald eine neue Zierde durch die in Erz gegossene Bildsäule ihres berühmten Gründers. 11) Das neue Hospital- und Krankenhaus, dicht an der Saale 1825—26 erbaut, mit einer geschmackvoll verzierten Kirche, 75 Krankenbetten und mehreren andern trefflichen Einrichtungen zur Verpflegung von 50 alten Bürgern männlichen und weiblichen Geschlechts. Außerdem besitzt die Stadt an wohlthätigen Instituten ein adeliges Fräuleinstift, andere kleinere milde Stiftungen, eine Irrenheilanstalt, mehrere Badeanstalten, bei welchen theils Saale, theils ein Mineralwasser benutzt wird. Die Besorgung der Armenangelegenheiten leitet unter dem Magistrat eine Armendirektion und eine Anzahl von Bezirksvorstehern und Armenvätern. Ein Frauenverein nimmt sich verwaister und verwahrloseter Kinder an. Eine Sparkasse sichert armen Dienstboten ein kleines Einkommen von ihren Ersparnissen, mehrere Leichenkassen beruhigen in Absicht auf die Beerdigung. Die Stadt ist der Sitz einer naturforschenden Gesellschaft und des thüringen-sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums. Von Zeitschriften werden hier redigirt: die Allgem. Literaturzeitung, ein gemeinnütziges Wochenblatt und der so genannte Kurier. Es befinden sich in der Stadt 5 Sortiments- und noch mehrere Verlagsbuchhandlungen, 4 Apotheken und 5 große Gasthöfe nebst einer bedeutenden Anzahl kleinerer. Für das Vergnügen sorgen ein Schauspielhaus und mehrere geschlossene Gesellschaften, so wie Spaziergänge und Erholungsörter in der Nähe und Ferne. — Die Zahl der Einwohner war im J. 1825 23,087, nämlich 22,570 Evangelische, 426 Katholiken und 91 Israeliten; 1821 waren 23,216, nämlich 11,637 männlichen, 11,579 weiblichen Geschlechts; 1816 19,136 und 1802 18,314 gezählt, doch in allen diesen Zahlen die Mitglieder der Universität, die Pensionäre der Francke'schen Stiftungen ꝛc. nicht begriffen, mit welchen das heutige Volkskapital sicher auf 25,000 steigt. 1816 waren darunter 2237 Bürger, 107 Rentenirer und Civilisten, 1187, die von Künsten und Handwerken und 617, die von ihrer Handarbeit sich nährten. Die Bewohner von Halle leben zum Theil von Acker- und Gartenbau; Gemüse und Obst wird in vorzüglicher Güte gewonnen und von Feldfrüchten werden außer den gewöhnlichen Getreidearten, besonders die Tuchscherkarde und Kümmel erbaut. Von Fabriken sind in neuern Zeiten nur noch die Stärkenfabriken einiger Maßen blühend. 1819 waren in Wolle und Halbwolle 30, in Leinewand 19, in Strümpfen 92 Stühle vorhanden, auch wurde gutes Leder und chemische Fabrikate verfertigt. Man zählte an Handwerkern 58 Bäcker, 17 Kuchenbäcker und Conditoren, 45 Fleischer, 8 Seifensieder, 17 Gärber, 136 Schuhmacher, 12 Handschuhmacher, 3 Kürschner, 23 Riemer und Sattler, 15 Seiler, 121 Schneider, 13 Hutmacher, 8 Zimmerleute mit 56 Gesellen, 61 Tischler, 8 Rade- und Stellmacher,

61 Böttcher, 14 Drechsler, 9 Bürstenbinder, 2 Kammmacher, 24 Maurer mit 97 Gesellen, 5 Töpfer, 11 Glaser, 17 Huf- und Waffenschmiede, 44 Schlosser und Messerschmiede, 8 Gürtler, 3 Kupferschmiede, 2 Roth- und Gelbgießer, 4 Zinngießer und 7 Klempner; an Künstlern 12 Mechaniker, 11 Uhrenmacher, 6 Gold- und Silberarbeiter, 2 Pitschierstecher, 20 Buchbinder und 10 Buchdrucker mit 24 Pressen; an Handelsleuten 11 Gewürz- und Material-, 39 Ausschnitt-, 8 Eisen- und Quincallerie-, 9 Buch- und Kunst-, 12 Wollen- und Weinhändler, 4 Apotheker, 28 Krämer und 220 Höker und Victualienhändler, dann 6 Gasthöfe, 21 Krüge, 9 Speisewirthe, 49 Schenkwirthe. Ihr Verkehr und ihr Kramhandel ist nicht unbedeutend, besonders versendet sie viele Stärke, Seife, Hüte, Leder und Sämereien, hält Wochen- und besuchte Kram- und Viehmärkte, die in der Stadt befindliche Mineralquelle ist zu schwach, um stark benutzt zu werden: die so genannten Haller Lerchen kommen meistens aus der großen Lauchstädter Haide, Brauerei, Brennerei und Weinessigbrauerei ist bedeutend. An Mahlsteuer entrichtete sie 1821 24,917 Rthlr. 22 Sgr. 1 Pf., an Schlachtsteuer 14,807 Rthlr. 9 Sgr. 9 Pf.

Die halle'schen Salzwerke sind äußerst ergiebig. Ein Maß Soole aus dem Hauptbrunnen gibt 16 Loth reines Salz und braucht nicht gradirt zu werden. Die Salzwerke gehören theils dem Könige, theils Privatpersonen, die letztern, wenn sie das Recht haben auf ihre Kosten Soole versieden zu lassen, werden Pfänner genannt. Sie besitzen statt der ehemaligen mehr als 100 kleinen so genannten Kothe, jetzt 2 große Siedehäuser in der Stadt, neben den 4 Soolbrunnen. Die königl. Saline liegt außerhalb der Stadt an dem Saalufer, wodurch die Verschiffung des gewonnenen Salzes sehr erleichtert wird. Die halle'schen Salzwerke sind schon sehr frühe bearbeitet worden und unstreitig hat die Stadt davon den Namen (ἅλς, ἁλός). Der Theil derselben, wo die Brunnen stehen, heißt noch jetzt vorzugsweise die Halle. Auch nennt man diesen Theil, wegen seiner tiefern Lage, das Thal, weßhalb die ehemalige Gerichtsbarkeit der Stadt eine doppelte war (Berggerichte und Thalgerichte), und auch noch jetzt der Verein der Arbeiter in den Salzwerken sich die Thalbrüderschaft nennt. Diese Arbeiter, Halloren genannt, sollen von den ehemaligen wendischen Einwohnern dieser Gegend abstammen und manche Eigenthümlichkeiten, Sitten und Trachten derselben scheinen allerdings darauf hinzudeuten, jedoch läßt sich etwas Gewisses hierüber nicht erweisen; vielleicht sind sie gar Nachkommen der alten Ureinwohner, die von den später herein brechenden Wenden unterdrückt wurden, ohne sich mit ihnen zu vermischen; denn es findet sich bei den alten Geographen der Name Halonen oder Caliconen*). Die Halloren sind vortreffliche Schwimmer, abgehärtet gegen Hitze und Kälte und haben manche besondere Vorrechte, so wie die Pflicht bei Feuersgefahr hilfreiche Hand zu leisten. Das Ausbringen des Salzes richtet sich in der Regel nach dem vermuthlichen Absatze: man könnte weit mehr beschaffen, wenn dieser da wäre. Gewöhnlich liefern die Pfännerschaften 2900, die königl. Werke 4000, beide mithin 6960 Last = 223,560 Zentner.

*) S. Kruse's Karte des alten Germaniens.

Die öffentlichen Behörden der Stadt sind: 1) der Magistrat aus einem Oberbürgermeister, der zugleich Landrath ist, einem Bürgermeister, mehreren besoldeten und unbesoldeten Stadträthen bestehend, der zugleich das Patronat über die 3 evangelisch-lutherschen Pfarrkirchen der Stadt und das Hospital besitzt, die Polizei und das Vermögen der Stadt verwaltet, welches letztere theils in liegenden Gründen besteht, theils außer andern Gefällen durch eine Communalsteuer aufgebracht wird. Ihm zur Seite steht der Gemeinderath, der den Beschlüssen des Magistrats, Namens der Bürgerschaft, besonders was Ausgaben betrifft, Sanction ertheilt und die Magistratsmitglieder wählt. Der Magistrat steht unter der königlichen Regirung zu Merseburg; 2) das Landgericht, besteht aus einem Direktor, 5 Räthen und einigen Assessoren; es ist abhängig vom königlichen Oberlandesgericht in Naumburg. Kleinere Rechtsangelegenheiten verhandeln die 3 Gerichtsämter, so wie das Kreisgericht mit der Patrimonial-Gerichtsbarkeit über die im Kreise liegenden Rittergüter beauftragt ist; 3) das Oberbergamt; 4) das Hauptsteueramt; 5) das Gränzpostamt. In kirchlicher Hinsicht gehört die Stadt und Neumarkt zur zweiten Diöcese des Saalkreises, deren Superintendent in Halle wohnt, die Pfarre zu Glaucha gehört zur ersten Diöcese. In Allem befinden sich 13 evangel. Pfarrgeistliche und 1 katholischer hier.

Halle hatte sonst 2 Gymnasien, 1 luther. und 1 reform. mit dazu gehörigen Realklassen. Seit dem Jahre 1808 sind dieselben mit den Schulanstalten der Francke'schen Stiftungen vereinigt und die städtischen Schulen sind jetzt nur folgende: 1) 4 Parochialschulen von 2 Klassen, mit 2 Lehrern; 2) eine Hilfsschule mit 1 Lehrer; 3) die 2 städtischen Armenschulen, jede von 2 Klassen und 2 Lehrern, mit der eine besondere Arbeitsanstalt verbunden ist; 4) die Hilfsklasse dieser Armenschulen mit 1 Lehrer; 5) die Schule zu Glaucha mit 2 Klassen und 2 Lehrern; 6) die Schule zu Neumarkt ebenfalls mit 2 Klassen und 2 Lehrern; 7) die reformirte und die katholische Schule; 8) 4 Privatvorschulen für kleinere Kinder; 9) 2 höhere Privatinstitute, eins für Knaben, eins für Mädchen. Alle diese Schulen mit Ausschluß von den unter 5 und 7 bemerkten gehören zum städtischen Schulverbande, und stehen unter der städtischen Schulinspection und einem besondern Specialinspektor. In ihnen wurden 1816 zusammen über 2141 Kinder unterrichtet, und mehr als 600 davon unentgeldlich. Die Zahl der Lehrer beläuft sich auf 87.

Das halle'sche Waisenhaus, welcher Name aber nicht das Ganze der weitläufigen Francke'schen

Stiftungen bezeichnet, ist berühmt bis in die fernsten Weltgegenden. Diese Stiftungen sind das Werk des frommen Gottvertrauns und der unermüdeten Menschenliebe August Hermann Francke's, der geboren 1663 zu Lübeck, von Erfurt, wo er Prediger war, gewisser Maßen verdrängt und nach Halle berufen wurde. Er ward hier zuerst Prediger in Glaucha, dann an der Ulrichskirche und Professor bei der neu errichteten Universität. Die große leibliche und geistige Armuth und besonders der hülfsbedürftige Zustand vieler Kinder rührte ihn und er belehrte sie bei den öffentlichen, in seinem Hause veranstalteten Almosenaustheilungen, wozu er selbst nach Kräften gab und milde Herzen ansprach. Als er ein Mal 7 Gulden empfangen hatte, eine unerwartet reiche Gabe, rief er aus: das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man was Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anfangen. Er gründete sie zunächst in seinem Hause, die Wohlthaten vermehrten sich, mit ihnen die Hilfe suchenden Kinder; Waisen wurden ganz in Kost und Pflege genommen, ein Haus dazu gekauft und 1698 war so viel Geld eingekommen, daß der Grund zu dem neuen großen Hauptgebäude angelegt werden konnte. 1700 war es bewohnbar, manchmal hatte es am Lohn der Arbeiter gefehlt, aber Gott immer in der größten Noth wunderbar geholfen. Von Jahr zu Jahr erweiterte sich der Kreis der Stiftungen, und manche andere Anstalt wurde mit ihnen verbunden. Als Francke 1727 starb, stand sein Werk vollendet da, und steht noch jetzt zu seinem Ruhme in schöner Blühte, sein Bestehen gründend auf die Einkünfte der Felder, der Buchhandlung, der Apotheke und auf die Gunst des den Stifter ehrenden Landesherrn. Die einzelnen Anstalten sind: 1) die Waisenanstalt; sie hat seit ihrer Stiftung weit über 4000 vaterlose Waisen erzogen. Die gegenwärtige Zahl derselben ist 100, wovon $\frac{3}{4}$ Knaben und $\frac{1}{4}$ Mädchen sind. Durch das Degensche Vermächtniß wurde im vorigen Jahre der Fonds vermehrt; 2) das Pädagogium, eine Erziehungsanstalt für Knaben und Jünglinge aus den höhern Ständen. Es hat 6 Klassen, einen eigenen Inspector und eine bedeutende Anzahl ordentlicher und außerordentlicher Lehrer; 3) die lateinische Schule, ein sehr frequentes Gymnasium von 9 Klassen unter einem Rektor und einer angemessenen Anzahl von Haupt- und Hilfslehrern. Es ist damit eine Pensionsanstalt verbunden, die an 400 Zöglinge enthält, welche zum Theil ganze und halbe Freistellen haben; 4) die Bürgerschule mit 8 Klassen; 5) die Töchterschule ebenfalls mit 8 Klassen; 6) die Knabenfreischule; 7) die Mädchenfreischule; 8) die Realschule. Die Zahl der in diesen Schulen unterrichteten Kindern beläuft sich über 2000, von welchen an 600 freien Unterricht genießen. Die erwerbenden Anstalten des Waisenhauses sind: 1) die Apotheke, die ehedem durch den Verkauf ihrer zum Theil aus Vermächtnissen herrührenden Geheimmittel sehr bedeutende Einkünfte hatte; 2) die Buchhandlung, auch schon unter Francke entstanden, die besonders durch die Wohlfeilheit der von ihr verlegten Schulschriften, namentlich ihrer Ausgaben von klassischen Auctoren für die gelehrte Jugendbildung sehr wohlthätig gewirkt hat. Das Waisenhaus besitzt auch eine eigene, bedeutende, dem öffentlichen Gebrauche geöffnete, besonders im Fach der biblischen Literatur reichhaltige Bibliothek, so wie ein Naturalien- und Kunstkabinet. Verbunden sind mit den Francke'schen Stiftungen noch: 1) die Canstein'sche Bibelanstalt, begründet im J. 1710 durch den Freiherrn von Canstein in Berlin, welche in ihrer Druckerei mit stehen bleibenden Lettern (nicht Stereotypen) schon über 2,000,000 ganze Bibeln und 1,000,000 Neue Testamente zu sehr wohlfeilen Preisen geliefert hat. 2) Die ostindische Missionsverwaltung angefangen durch Francke, der dem König Friedrich von Däuemark die ersten Missionarien für seine Colonie Tranquebar auf der Küste Malabar zusandte. Sie sammelt milde Beiträge zur Unterstützung der evangelischen Missionen in Ostindien und unterhält, leitet und berathet angehende Missionarien bis zum Abgange ihrer Bestimmung.

Die halle'sche Friedrichs-Universität, eine so berühmte Pflegerinn der Wissenschaften, der eine sehr große Anzahl ausgezeichneter Gelehrten in Vergangenheit und Gegenwart Ruhm und Zierde verleiht, wurde im Jahre 1694 von König Friedrich I. gestiftet, indem die früher bestandene, durch einen Thomasius verherrlichte Ritterakademie erweitert wurde. Sie hat bewegte Zeiten gesehen und mannichfaltige Schicksale erlebt, erfreute sich aber stets der Gunst ihrer erhabenen Beschützer, die ihr selbst unter der Fremdherrschaft, nachdem sie im Jahre 1806 durch einen Machtspruch Napoleons eine Zeit lang aufgehoben war, zu Theil wurde. Das Meiste hat jedoch für sie gethan, Friedrich Wilhelm III., so daß sie jetzt bedeutende Fonds besitzt. Einen neuen Glanz erlangte sie, durch die Vereinigung mit ihrer älteren Schwester, die 300 Jahre zu Wittenberg blühte, die Wiege der Reformation und evangelischen Kirche, die Hüterinn von Luthers Grab, die Mutter großer Männer war und gleichfalls dem Namen Fridericiana führt. 1827 lehrten bei der Universität ohne die Meister nicht weniger als 61 Professoren und Privatdocenten, und zwar 11 Theologie, 7 Jurisprudenz, 10 Arzneiwissenschaft und 33 Philosophie, Kameralwissenschaften, unter 1103 Studenten; im Wintersemester 1826—1827 waren 789 Theologen, 203 Juristen, 52 Mediziner und 59 Philosophen. In den ersten Jahrzehnten ihrer Stiftung zählte sie wohl 3000 bis 5000 Studirende; allein in der Folge wurde sie auf den richtigen Standpunkt einer Frequenz von 1500 bis 2000 Studirenden herabgebracht, bis sie unter der westphalenschen Regirung auf 600 bis 800 sank, sich jetzt indeß wieder zu ihrem alten Glanze, wenn auch langsam, erhebt. Durch die Vereinigung mit Wittenberg ist die Zahl der Stipendien und Freitische für dieselben gestiegen. Die Universität hat ein theologisches Seminar mit eigenen bedeutenden Fonds, das jetzt in mehrere Sectionen nach den einzelnen theologischen Disciplinen getheilt ist; daran schließen sich das Pädagogium und das philologi-

sche Seminar. Einzelne besondere akademische Übungsvereine für verschiedene Wissenschaften, wecken den Privatfleiß. Für die Bildung junger Ärzte leiten verschiedene Professoren eine medizinische, eine chirurgische und eine geburtshilfliche Klinik. Mehrere Male in der Woche werden die ansehnliche Universitätsbibliothek, das Kupferstichkabinet und das akademische Museum geöffnet. Der schön gelegene botanische Garten und das in demselben befindliche Observatorium erläutern die Vorträge über Pflanzenkunde und Astronomie. Preisaufgaben beleben den Eifer der Studirenden in allen Fakultäten. Ein eignes geräumiges und zweckmäßig eingerichtetes Universitätsgebäude liegt in den Wünschen für die Zukunft*). — Noch zu bemerken ist: daß die der Marktkirche zugehörige Marienbibliothek und mehrere ausgezeichnete Privatsammlungen von Naturprodukten, namentlich das berühmte anatomische Museum von Meckel, dem wissenschaftlichen Streben Vorschub leisten. Der oben erwähnte thüringen-sächsische Verein zur Erforschung des vaterländischen Alterthums ist durch die eben erfolgte Anreihung an die akademischen Institute des besondern Schutzes von Seiten des Stats versichert. Die Verwaltung der akademischen Angelegenheiten liegt in den Händen des akademischen Senats, dessen Haupt der Prorektor ist, welcher von einem Kanzler, einem Direktor und den 4 Dekanen unterstützt wird. Das Organ des Ministeriums ist der Curator oder Regirungsbevollmächtigte; der Universitätsrichter führt die disciplinarischen Untersuchungen, ein Secretär und ein Rendant besorgen das Registratur- und Kassenwesen. Das Letztere ist neuerdings erweitert durch die Errichtung einer eignen akademischen Witwenkasse.

Die Geschichte von Halle verliert sich in das graue Alterthum. Die ersten Bewohner dieser Gegenden sind unstreitig Sueven gewesen. Nachher haben hier andere Stämme gehauset, bis im 7ten Jahrh. die über der Elbe herkommenden Wenden Alles verdrängten. Von diesen scheint unsere Stadt, damals vielleicht nur für ein Haufen von Hütten in der Nähe der Soolbrunnen, Dobrebora genannt worden zu seyn. Im J. 806 findet sich der Name Halle zuerst. Otto I. schenkte 965 den Ort der Kirche zu Magdeburg und Otto II. verlieh ihm 981 Stadtrechte. Doch ist der Umfang der Stadt in der damaligen Zeit noch sehr gering gewesen und manche jetzt zu derselben gehörigen Theile lagen noch außerhalb ihren Ringmauern. Die älteste Kirche war die Michaeliskapelle, deren Thurm noch jetzt am alten Markte steht. Ihr gegenüber lag das Rathhaus. Nach und nach entstanden mit der Erweiterung des Orts Kirchen und Klöster. Der Letztern waren 5. Zwei Augustinerklöster zum Neuenwerk vor Halle, und zu St. Moritz, ein Dominikaner-, Franziskaner- und Servitenkloster und ein Nonnenkloster Cisterzienser-Ordens. Die Stadt scheint bald zu einer gewissen Macht gelangt zu seyn, denn sie konnte schon im 13ten und 14ten Jahrh. mit ihren Landesherrn, den Erzbischöfen von Magdeburg langwierige und meistens glückliche Kriege führen. Im J. 1435 hielt sie eine Belagerung durch 30,000 Mann aus, welche der Kurfürst von Sachsen zur Vollstreckung der Reichsacht, wegen beharrlichen Ungehorsams gegen sie heran geführt hatte. Auch zwischen dem Rathe und der Pfännerschaft herrschten häufige Streitigkeiten und Kämpfe. Zwei Mal 1350 und 1450 wurde die Stadt durch auch in andern Städten Teutschlands wüthende Krankheiten, die man mit dem gemeinsamen Namen der Pest bezeichnete, verheert. — Die Reformation faßte in Halle bald festen Fuß, obwohl hier gerade der Generalpächter des päpstlichen Ablasses, der Cardinal und Erzbischof von Mainz und Magdeburg Albrecht V. aus dem Hause Brandenburg hausete. Bald predigte man in Halle evangelisch und Luthers Lieder schallten vom Munde zu Munde, doch wurde der evangelische Gottesdienst nicht eher völlig eingerichtet, als im Jahre 1541, wo Dr. Justus Jonas als Superintendent nach Halle berufen wurde. Freilich galt es auch da noch manchen Kampf, doch siegte die Sache des Lichts auch hier und Luther selbst hat mehrere Male bei seinem Durchreisen, namentlich noch am 20. Januar 1546 in Halle gepredigt. Im schmalkaldenschen Kriege ist Halle dadurch berühmt geworden, daß nach der unglücklichen Schlacht von Mühlberg, der Landgraf Philipp von Hessen dem erzürnten Kaiser in dem Residenzschloß des Erzbischofs öffentliche Abbitte leisten mußte. Während des 30jährigen Krieges wurde es oft von den verschiedenen kämpfenden Parteien heimgesucht und namentlich wurde die Moritzburg mehrere Male mit stürmender Hand erobert, und wie fast ganz Teutschland durch diesen langwierigen Kampf zerrüttet wurde, so auch der blühende Zustand der Stadt. Durch den westphalenschen Frieden fiel Halle an das Haus Brandenburg, leistete aber erst nach dem Tode des bisherigen Administrators Herzogs August von Sachsen, welcher im Jahre 1681 erfolgte, dem großen Kurfürsten die Huldigung. Im 7jährigen Kriege hatte Halle sehr viele Drangsale zu erdulden und die unaufhörlichen Brandschatzungen von Seiten der Kaiserlichen, Franzosen und Reichstruppen waren Ursache, daß die Stadt fast ganz verarmte. Noch schrecklicher aber brach das Unglück 1806 über Halle herein und am 17. October von den Franzosen im Sturm erobert, theilte sie das Schicksal aller, auf dem linken Elbufer liegenden preußischen Länder und wurde dem neuen Königreiche Westphalen einverleibt. Kriegeslast, Geistesfesseln und fremder Übermuth drückten auch hier traurige Jahre hindurch. Mehrere der Anhänglichkeit an das königl. preuß. Haus verdächtige, ausgezeichnete Gelehrte und Beamte, wurden als Geißeln eine Zeit lang im Innern Frankreichs fest gehalten. Die Stunde der Rettung und Befreiung schlug aber auch für Halle. Der Frühling des

*) Nachträglich ist zu bemerken, daß die oben ausgesprochenen Wünsche bald in Erfüllung gehen werden, indem, bei Gelegenheit der funfzigjährigen Jubelfeier des hochverdienten Kanzlers rc. Dr. Aug. Hermann Niemeyer's im April 1827 Se. Majestät der König Friedrich Wilhelm III. zu diesem Behufe 40,000 Thaler allergnädigst bestimmt hat. (St.)

Jahres 1813 führte siegreiche Preußen nach Halle und der glorreiche Kampf auf den Feldern von Leipzig brachte in denselben Herbsttagen für Halle eine neue Periode des Friedensglückes unter dem Scepter Friedrich Wilhelms III., die es 7 Jahre vorher von dessen Herzen losgerissen hatten ***). (*Fr. Hesekiel.*)

HALLE, 1) ein Kreis des preuß. Reg. Bez. bei Minden in der Provinz Westphalen. Er macht einen Theil der vormaligen Grafschaft Ravensberg aus, gränzt im N. an Osnabrück, im NO. an Bürde, im O. an Herforden, im SO. an Bielefeld, im S. und O. an den Reg. Bez. Münster und enthält 5⁷⁰ □Meilen oder 123,000 preuß. Morgen, worauf sich 1821 in 4 Städten, 4 Kirchspielen und 19 Bauerschaften, 13 geistliche und 40 Stats- und Municipalgebäude, 4035 Privathäuser, 727 Fabriken, Mühlen und Magazine und 1468 Scheunen und Schoppen befanden. Die Zahl der Einwohner belief sich in diesem Jahre auf 26,825, wovon 13,166 männlichen und 13,659 weiblichen Geschlechts; 1824 aber auf 27,076, worunter 26,322 Evangelische, 529 Katholiken und 225 Juden. Der Kreis wird von einer vom Teutoburger Waldgebirge abstreifenden niedern Bergkette durchstrichen, einem Flötzgebirge, das aus Kalk, Thon, Mergel und Sandsteinen besteht, ist aber sonst flach, und hat bloß kleine Flüsse und Bäche, worunter die Hessel der bedeutendste ist. Der sandige Boden erzeugt Getreide kaum zur Nothdurft, und sein Haupterzeugniß ist der Flachs, der in der Umgegend von Werther so fein fällt, daß die Isselhorster und Güterslober ihn zu dem feinen Gespinnste holen, woraus zu Brüssel die feinsten Spitzen geklöppelt werden. Auch der Hanf, der hier gewonnen wird, ist trefflich und dient zur Ausfuhr. Vieles Garn wird im Kreise selbst versponnen und geht als Molgarn aus; vieles auch zu Löwentleinen verwebt, wie denn die meisten Einwohner ihre Stühle im Hause haben, deren 1821 1504 gezählt wurden. Die Viehzucht ist ein zweiter Nahrungszweig: 1821 waren 2351 Pferde und Füllen, 8857 Stück Rindvieh, 3671 Schafe, deren Veredlung doch aufgegeben ist, 854 Ziegen und 610 Schweine vorhanden. Es finden sich Steinkohlenlager und bedeutende Sandsteinbrüche: man hatte 40 Mahlmühlen mit 69 Gängen, 1 Roßmahlmühle und 15 Ölmühlen. 2) Mit dem gewöhnlichen Beisatze in Westphalen, die Kreisstadt des vorgedachten Kreises in einer weiten Ebene, die von kleinen Bächen bewässert ist. Sie hatte 1821 2 gottesdienstliche, 2 Municipalgebäude, 154 Privathäuser, 26 Ställe und Schoppen und 1164 Einw., worunter 1079 Evangelische, 34 Katholische und 51 Juden sich befanden. Ihre Hauptnahrungszweige sind außer Ackerbau und Viehzucht der Garn- und Leinenhandel: auf der hiesigen Legge werden im Durchschnitte für 36,000 Rthlr. Leinewand gezeichnet. Außerdem gibt es einige Tabakspinner und 25 Kaufleute und Krämer. Der Ort hat 1719 Stadtrechte erhalten: bei demselben findet sich ein sehenswürdiges Denkmahl aus dem Ritteralter. (*Krug u. Mützell.*)

HALLE, 1) eine Stadt in der niederländischen Provinz Südbrabant, Bez. Brüssel. Sie liegt an der Senne, ist offen und altfränkisch gebaut, hat 1 Pfarrkirche, worin ein wunderthätiges Marienbild sich findet, zu dem jährlich zahlreiche Wallfahrten aus den südlichen Niederlanden geschehen und dessen Wunder sogar Just Lipsius Aufmerksamkeit auf sich zogen, 2 eingegangene Klosterkirchen, einige Mildthätigkeitsanstalten, 1 Bürgerschule, gegen 750 Häuser und 4800 Einwohner (1801 3746, 1815 4612). Man findet hier Brauerei, Brennerei, Gärbereien, Salzraffinerien, 1 Papiermühle; die Einwohner verfertigen auch Spitzen, Seife, sehr schöne Drechsler- und Wagnerwaaren und unterhalten Krämerei und Marktgewerbe. Die Stadt war sonst der Hauptort einer Grafschaft, welche der Herzog von Aremberg 1652 von der Krone Spanien gegen Scheenberghe eintauschte, es auch noch in seinen Titeln führt. 1691 wurde die Stadt von den Franzosen ausgeplündert und zum Theile verbrannt. 2) Ein Dorf in der Provinz Südbrabant, Bez. Löwen an der Lütticher Straße, hat 750 Einw. und unterhält Gärbereien, Seifensiedereien, Salzraffinerien, 1 Papier- und verschiedene Ölmühlen, auch Brennerei. 3) Ein Dorf in der Provinz und dem Bezirk Antwerpen, 1½ Meile von der Hauptstadt mit etwa 500 Einw. (*van Kampen.*)

HALLE oder HALL (Eduard), der Verfasser der schätzbaren alten engländischen Chronik über den Zeitraum von Heinrich IV. bis Heinrich VIII. Sie führt den Titel: Chronicle of the union of the two noble and illustres families of Lancastre and York, beginnyng at the tyme of King Henry the fowerth to the reigne of Henry the eight. London, 1542. fol. Sehr selten, eben so wie die zweite und dritte Ausgabe, London 1548 u. 1550. fol. Diese beiden Ausgaben erregten ein großes Ärgerniß wegen einer Biographie Heinrichs VIII., die Grafton, der Herausgeber des Werks, aus dem handschriftlichen Nachlasse dieses Königs mitgetheilt hatte und daher wurde das Buch durch eine Parliamentsakte 1555 unterdrückt. Ein neuer Abdruck: London, 1809. 4. Von des Verfassers Leben wissen wir, daß er 1499 zu London geboren war, in Cambridge und Oxford die Rechte studirte, darauf als Advokat in London lebte, Beisitzer im Gericht des Sherifs wurde und 1547 starb †). (*R.*)

HALLE (Joh. Sam.), s. am Ende dieses Bandes.

HALLÉ. Eine franz. Künstlerfamilie, in welcher Claude Guy Hallé sich den größten Ruf erworben hat. Er war der Sohn des Malers Daniel Hallé und 1651 zu Paris geboren, wo er unter seinem Vater und in der Folge nach den Meisterwerken der dortigen Sammlungen sich ausbildete. Er galt für einen der besten Historienmaler seiner Zeit, sowohl in Rücksicht auf Erfindung, wie in der leichten und korrekten Ausführung

***) Vgl. Joh. Christoph v. Dreyhaupt Beschreibung des Saalkreises, fortgesetzt von Joh. Friedr. Stiebritz. Halle, Waisenhaus 1772—73. 2 Th. 8. Blicke auf Halle und seine Umgebungen von Friedrich Hesekiel. Halle, Kümmel 1824. 8.

†) *Wood* Athen. Oxon.

und dem angenehmen Kolorit. Seine freundschaftliche Verbindung mit Le Brun war ihm sehr förderlich und verschaffte ihm manche ehrenvolle und einträgliche Arbeiten für den Hof. 1680 malte er für die Kirche Notre Dame ein Votivbild, die Verjagung der Kaufleute aus dem Tempel vorstellend, welches seinen Ruf begründete und ihm die Mitgliedschaft der Akademie erwarb, deren Direktor er in der Folge wurde. Auch verfertigte er zahlreiche Cartons, nach denen in der königlichen Manufaktur Tapeten gewirkt wurden. Seine Arbeiten sind fast alle in Paris und den umliegenden königl. Lustschlössern geblieben. Er wird als ein stiller, fast zu bescheidener Mann geschildert und erreichte das hohe Alter von 85 Jahren.

Sein Sohn Noël Hallé hatte sich in Italien ausgebildet und arbeitete in der Manier seines Vaters, jedoch etwas kräftiger und effectvoller als dieser. Seine Hauptwerke sind ein Deckenstück in einer Kapelle der Kirche S. Sulpice und ein Christus, der die Kinder segnet, eben daselbst.

Abraham und Claude Hallé arbeiteten gegen Ende des 16ten Jahrh. unter Bunel*). (*R.*)

HALLE' (Joh. Noël), geb. zu Paris den 6. Jan. 1754, folgte seinem Vater (Noël), einem geschickten Maler als Knabe schon nach Rom und beschloß daselbst, sich, wie sein Vater, den schönen Künsten zu widmen. Dieser Plan zerschlug sich aber wieder und er wurde auf seines Oheims, Anna K. Lorry, Anrathen bei seiner Rückkehr nach Paris sein Schüler und bald sein glücklicher Nebenbuhler in der Arzneikunde. Im J. 1778, wo er Doktor wurde, nahm ihn auch gleich die eben entstandene Société roy. de Médecine zu ihrem Mitgliede auf. Diese Gesellschaft gerieth bald in Zwistigkeiten mit der länger bestehenden, der Faculté de Médecine und als Mitglied auch Hallé; man verweigerte ihm daher die so genannte Régence, eine Würde, zu deren Erlangung jeder Doktor das Recht hat. Da er deßhalb keine Vorlesungen halten durfte, so widmete er sich bloß der Praxis und dieß mit dem glücklichsten Erfolge und weit ausgebreitetem Rufe; auch ist dieß die Zeit, wo er am Meisten als Schriftsteller leistete: er gab seines Oheims Lorry Werk über die Hautkrankheiten von Neuem heraus (Paris, 1784. 8.) und die Schriften der Société R. de Médecine jener Jahre sind voll seiner Abhandlungen, die alle gediegen, meist klassisch sind, und bloß eine derselben (recherches sur la nature et les effets du méphitisme des fosses d'aisance) erschien als ganz vorzüglich einzeln gedruckt (Paris, 1785. 8.). Alles gestaltete sich durch die Revolution anders, die Streitigkeiten der gelehrten Vereine hörten mit dem Daseyn derselben auf und so wurde auch Hallé nach hergestellter Ruhe im J. 1794 zum Professor der medicinischen Physik und Diätetik an der Ecole de Santé, der jetzigen Ecole de Médecine ernannt; deßgleichen machte ihm die Republik, da er allgemein beliebt und geachtet war, zum Mitglied der Commission für Abfassung und Wahl der Elementarbücher. Bei der Bildung des Nationalinstituts wurde er gleichfalls Mitglied desselben und einige Jahre später (1804), nachdem Corvisart seine Stelle am Collége de France niedergelegt hatte, von diesem vorgeschlagen, Professor der Medicin an demselben. Der Kaiser Napoleon machte ihn zu seinem Leibarzt und ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Bei der Rückkehr der Bourbonen zog man ihn seiner Verdienste halber wieder an den Hof und Monsieur, Graf von Artois, erwählte ihn zu seinem Leibarzt, so wie auch der König Louis XVIII. ihm das Ritterkreuz des St. Michaelordens verlieh. — Schon seit längerer Zeit spürte er, daß er am Gries litt, was ihn oft so angriff, daß er seine Vorlesungen aussetzen mußte; darüber ärgerlich und das Vorhandenseyn größerer Steine ahnend, zwang er zwei seiner Collegen ihn zu operiren. Zwar ging Alles glücklich von Statten, doch starb er kurze Zeit nachher, wahrscheinlich in Folge der Operation, am 11. Februar 1822. — Außer obigen Abhandlungen lieferte er viele herrliche Beiträge zur Encyclopédie méthodique und zum großen dictionnaire des Sciences médicales, veranstaltete eine Übersetzung von Goodwyn's Connexion of Life with Respiration (Paris, 1798. 8.) und eine Ausgabe von Tissot's sämmtlichen Werken (Paris, 1809. 8.). — Durch seine, obgleich kleinen Schriften, Vorlesungen und Erfahrungen, die er in einer langen und starken Praxis sammelte, hat er wirklich die medicinischen Wissenschaften, unterstützt von Fourcroy, Vicq d'Azyr und Andern, weiter gefördert und Frankreich erkannte wohl in ihm den rechten Mann, um einen neuen, bessern Umschwung auch in der Medicin zu bewirken; daher wählte ihn stets, wenn neue Entdeckungen zu prüfen waren, sowohl die ältere königl. Gesellschaft, wie auch die jetzige Fakultät, das Gouvernement und das Institut zum Mitglied dieser Commissionen †). (*Huschke.*)

HALLE' (Pierre), gewöhnlicher lateinisch Petrus Hallaeus, geb. 1611 zu Bayeur, studirte zu Caen Theologie, Philosophie und Jurisprudenz und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch poetisches Talent aus. Er wurde Professor der Rhetorik und in der Folge Rektor der Universität zu Caen, von wo ihn der Kanzler Seguier, den er dort bewillkommnet hatte, nach Paris entführte. Unter manchen andern Ämtern und Ehrenstellen, die er in der Hauptstadt bekleidete, nennen wir die Professuren der griechischen und lateinischen Sprache und des kanonischen Rechts. Auch wurde er Mitglied der Akademie und königl. Poet und starb 1689.

Eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte und Reden: Orationes et poemata etc. erschien 1755. 8. Außerdem hinterließ er mehrere juristische Schriften.

Ein andrer lateinischer Dichter dieses Namens, Antoine Hallé (nicht Hallen, wie Jöcher schreibt) war 1593 zu Bazanville bei Bayeur geboren, lehrte eine Zeit lang die Beredsamkeit auf der Universität zu Caen und starb

*) S. Abrégé de la Vie des plus fameux peintres. T. III. p. 380 ff.

†) S. Dict. de Sc. médic. Biograph.

zu Paris 1676. Die Sammlung seiner Poemata erschien 1675. 8. *) *(R.)*

HALLE, Jo. Sam., s. am Ende d. Bandes.

HALLEBERG, ein isolirt gelegener, bewaldeter Berg in der schwedischen Provinz Westgothland, am See Wenern, nämlich an dem südlichen Busen des Dalbosjön, eines Theils des Wenern (s. Dalbosjön), unweit der Stadt Wenersborg und des Gotha-Elf. Hohe und schroffe Felsenwände bilden diesen Berg; die eine dieser Felsenwände, die höchste, etwa 80 Ellen hoch, wird, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, für eine Ättestupe der heidnischen Schweden (wo diese sich einen freiwilligen Tod gaben) gehalten; der flache Rücken des Berges führt den Namen Wälehall oder Wallhall; am Fuße des Berges, in der Nähe des fast verwachsenen kleinen Odensteiches, neben einem Dörfchen, erheben sich, 3 bis 4 Ellen über die die Erde, 8 aufrecht stehende Steine, Hästevadsstenar genannt, ein Viereck umschließend; etwa 100 Ellen weiter südlich bilden 12 kleinere Steine einen Ring, wahrscheinlich eine Gerichtsstätte der heidnischen Schweden; in der Umgegend trifft man eine Menge heidnischer Grabhügel. Ein enges bewaldetes Thal trennt den Halleberg von dem gegenüber sich erhebenden isolirten Hunneberg (s. Hunneberg). Beide Berge bestehen aus Granit; über den Granit erhebt sich eine wagerechte Sandstein- und über diese eine wagerechte, alaunhaltige, bituminöse Thonschieferschichte auf einem Lager von Stinkstein; oben ragt eine mächtige Schichte von Flötztrapp hervor. Die Trappschichte nimmt zwei Dritttheile der gesammten Höhe der Berge ein, die sich über den Wenern bis 130 Ellen erheben. Der Trapp ist in unzählige viereckige, unregelmäßige Pfeiler mit Querrissen zerspalten. Aus dem schwarzen Schiefer des Hunneberges hat man Zement bereitet, der beim Schleusenbau zu Brinkeberg, Trolhättaa und Åkerström völlig die Stelle der Puzzolana vertrat. Aus dem Stinksteine wird Kalk gebrannt. Auch vorzügliche schwarze Kreide findet man am Fuße des Hunneberges. — Hinter Munkesten, da wo der Halleberg sich plötzlich schroff endigt, erblickt man einen kleinen See, dessen Tiefe zu messen bisher vergeblich versucht ward. *(v. Schubert.)*

HÄLLEFLINTA (Mineralog.), die schwedische Bezeichnung eines Fossils, welches in Schweden große Bergmassen mit bildet; es gehört zur Gattung oder vielmehr Sippschaft des Feldspathes, ist amorphischer Feldspath oder Feldstein, aber gewöhnlich innigst mit etwas Quarz gemengt, von röthlicher Farbe, splittrigem Bruche, matt und durchscheinend. Der Hälleflinta wurde häufig auch Petrosilex und Hornstein genannt; mit letzterem hat er oft auch große Ähnlichkeit, gehet auch in ihn über, unterscheidet sich aber leicht durch die Schmelzbarkeit vor dem Löthrohre. Er kommt im granitischen Gebirge, ausgezeichnet bei Sala, Dannemora, Hällefors und Götheborg vor. *(Keferstein.)*

HALLEIN, HALLE (latein. Halla, Halliola), Munizipal- und Salzstadt im Salzburger Kreise, im flachen Lande des Herzogthums Salzburg, unter 47° 43′ der nördlichen Breite, am linken Ufer der Salzach in einer sehr schönen Gegend, 3 Stunden von der Hauptstadt Salzburg entfernt, mit 320 Häusern, 4600 Einwohnern, einer katholischen Pfarr- und vier andern katholischen Kirchen, einer Knaben- und Mädchenschule, 6 Mauthmühlen. Hallein ist der Sitz eines Landgerichts, eines Salz-Oberamtes, einer Forstinspektion, einer Oberförsterei, einer Stiftungsadministration, eines Physikats, eines Mauthamtes, eines Municipalrathes, eines Decanal-Pfarramtes und des Postwechsels zwischen Salzburg und Golling. Außerdem befinden sich hier drei milde Stiftungen: das Bürgerspital, das Bruderhaus und das Leprosenhaus. Auch ist hier eine bedeutende Baumwollenmanufactur und Stecknadelfabrik. Am merkwürdigsten ist aber Hallein wegen des großen Salzwerkes in dem Dürrnberg oder Thürnberg, an dessen Fuße die Stadt liegt, einer der größten Salinen Östreichs. Die erste Entdeckung des Salzlagers wird dem Jahre 1123 zugeschrieben. Der Dürrnberg oder Thürnberg ist jener berühmte Salzberg, der in den alten Urkunden unter dem Namen Tumal vorkommt. Zu Hallein wird die im Dürrnberge durch das Auflösen der gegrabenen, nicht reinen Salzsteine bereitete Sohle zu Salz versotten. Früher waren hier zu diesem Ende vier Pfannen in der Größe von 60 bis 65 Schuh im Quadrat, welche gegen tausend Eimer Sohle faßten, im Gebrauche; da man aber ihre Unbequemlichkeit einsah, wurden letzthin kleinere von 200 Eimer Gehalt in dem neuen Siedhause in Gang gesetzt. Es werden hier jährlich gegen 300,000 Zentner Salz bereitet, wovon tractatenmäßig 264,000 Zentner an Baiern abgegeben werden. Zu der ganzen Quantität werden 1,200,000 Eimer Sohle verbraucht, die in hölzernen Rinnen aus dem Salzberge nach Hallein geleitet wird. Das Halleiner Arbeitspersonale bei dieser Saline beläuft sich auf 2140 Köpfe, worunter 893 wirkliche Arbeiter sind. Zum Halleiner Salzkammergute gehören drei Steinbrüche. An mehreren Orten des Dürrnberges brechen auch verschiedene Gattungen Marmor, worunter man auch den berühmten Muschelmarmor antrifft. Unter den Wäldern, die zu Hallein gehören, ist der Bannwald der beträchtlichste. Nebst der Salza oder Salzach (Ach bedeutet einen Fluß) und der Albe sind bei Hallein noch verschiedene Bäche. Hallein oder Halla, hat wie Hall, Hallstadt, Halle in Sachsen, und andere gleichnamige Städte, seinen Namen vom Salze (ἅλς) *). *(Rumy.)*

HALLEINER SOHLBAD; es ist erst seit 1825 von Clem. Berger zu Hallein in einem angenehmen,

---

*) Dict. hist. de Caen. Jöcher und Adelung.

*) Mehr von Hallein und seiner Saline findet man in den vaterländischen Blättern für den östreichschen Kaiserstat 1808 Nr. XVII: Hallein und die Salinen von Thürnberg, ferner in Vierthaler's Reisen durch Salzburg (Salzburg 1799), und Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Östreich (Wien 1816), Koch-Sternfeld's Salzburg und Berchtesgaden, in historisch-statistisch-geographischen Beiträgen (Salzburg 1810), in J. H. von Bleuel's Sammlung der geographisch-statistischen Beiträge über Salzburg (Salzburg 1806), in Dr. Schultes Reise durch Salzburg und Berchtesgaden (Wien 1804) und in den Voyages aux salines de Salzburg et de Reichenhall etc. par le Chevalier de B. (Bury.) Berlin 1807. 8.

sonnigen Garten angelegt, und mit bequemen Badekabinetten und heizbaren Umkleidezimmern ausgestattet. Der stete Betrieb der hiesigen Saline während der Sommerzeit, die Benutzung einer tief im Salzberge entspringenden muriatischen Schwefelquelle, die Gelegenheit zu den so wohlthätigen Lungendampfbädern, lassen eine baldige größere Aufnahme des Bades erwarten. (*Th. Schreger.*)

Hallel und Hallelujah. S. Psalmen.

HALLEN, ein Kirchspiel in der schwedischen Provinz Jemteland, im J. 1815 mit 786 Seelen, Filial des Pastorats Sunne; mit steinerner Kirche, die ein paar schöne Gemälde des jemtischen Bauers Sundin des Ältern, „die Einsetzung des heiligen Abendmahls" und „die Abnahme Christi vom Kreuze" schmücken. Hallen treibt vielen Kornbau; denn der das Kirchspiel im Osten begränzende See Hallen, auch Hallesund genannt, eine enge Bucht des mächtigen Storsjö (s. Storsjö) sichert vor Nachtfrösten, die in Jemteland sonst leicht verderblich werden. (*v. Schubert.*)

HALLENBERG, 1) an der Hönne, Stadt im Kreise Brilon des westphalenschen Regirungsbezirks Arnsberg, besitzt 3 gottesdienstliche, 6 Munizipalgebäude, 188 Privathäuser, 9 Fabriken, Mühlen und Magazine, und 1398 Einwohner, worunter 1383 Evangelische und 15 Juden. Die Nahrung besteht in Wollweberei, Frachtfahren, Landwirthschaft und Marktgewerbe. Der bei der Stadt befindliche Schieferbruch wird jetzt nicht betrieben. (*Krug u. Mützell.*) — 2) Ursprünglich wohl HALDINBERT, ein verfallenes Bergschloß im kurhessenschen Amte Steinbach Hallenberg, der Provinz Fulda. Es liegt auf dem Arndsberge, von dem Marktflecken Steinbach nur ¼ Meile entfernt, und wurde im 10ten Jahrhunderte zur Schutzwehr gegen die Hunnen erbaut, kam auch nachher in den Besitz der Grafen von Henneberg, wovon ein Zweig daselbst seine Residenz nahm, und bis 1538 oder bis auf den Grafen Albrecht von Henneberg Römhild es bewohnte. In der Folge wurde es mit Schmalkalden verbunden, theilte dessen Schicksale und verfiel, nachdem die Einwohner es bequemer fanden, im nahen Steinbach zu wohnen. Jetzt ist es Ruine, doch wird es noch immer als mit dem Amte Steinbach verbunden aufgeführt *). (*G. Hassel.*)

HALLENCOURT, ein Marktflecken und Cantonshauptort im französischen Departement Somme, Bezirk Abbeville, nur 2 Meilen im S. von Abbeville, mit 1253 Einwohnern, die Leinwand, feine Tischzeuge, Basins und Halstücher verfertigen und über Abbeville absetzen. Der Ort hat durch die bekannte, hier befindliche Grabschrift:

Ci gît le fils, ci gît la mère, ci gît la fille avec le père,
Ci gît la soeur, ci gît le frère, ci gît la femme et le mari,
Et n'y a que trois corps ici.

wobei eine abenteuerliche Geschichte zum Grunde liegt, eine Art von Berühmtheit erhalten. (*G. Hassel.*)

HALLER (Albrecht von), geboren den 16. Octbr. 1708 zu Bern in der Schweiz, gestorben eben daselbst den 12. December 1777. Sein Vater, Niklas Eman. Haller, aus einem alt-angesehenen bernschen Geschlechte, hatte sich als Advokat bei dem großen Rathe der Republik den Namen eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten und ein bedeutendes Vermögen erworben. War von der einen Seite der älterliche Wohlstand dem lernbegierigen Knaben Albrecht, dem jüngsten unter vier Söhnen, zur freien Entwickelung seiner seltenen Anlagen förderlich, so schien von der andern sein schwächlicher Körper — er litt mehrere Jahre hindurch an der englischen Krankheit — derselben ein unübersteigliches Hinderniß entgegen zu stellen. Allein die rechte Kraft erstarkt und bewährt sich im Kampfe. Die Zurückgezogenheit, zu welcher der Knabe sich verurtheilt sah, ertheilte seinem kindlichen Bestreben eine fast männliche Richtung, seinem Geiste die Lust an tiefsinniger Betrachtung, seinem Charakter ein Gepräge des Ernstes und der Würde, in denen wir die Grundzüge seines ganzen spätern Lebens und Wirkens erkennen. Während seine Altersgenossen sich im Freien mit Spielen erlustigten, saß er daheim und schrieb, las oder zeichnete, und in Kurzem war ihm die aufgezwungene Beschäftigung zum Bedürfnisse des Lebens geworden. Was sein Lebensbeschreiber Zimmermann [1]) uns von den Übungen des fünfjährigen und den Arbeiten des neun- und zehnjährigen Knaben — einer von ihm entworfenen chaldäischen Sprachlehre, zwei Wörterbüchern für die griechische und hebräische Sprache und einer nach dem Beispiele von Bayle und Moreri veranstalteten Sammlung von 2000 Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen — berichtet, dient, wie unvollkommen diese Versuche gewesen seyn mögen, mindestens zum Beweise, wie gerade das Schwierige und Weitaussehende einer Unternehmung, statt ihn abzuschrecken, ihn anzog und fesselte, und wie sein Geist schon damals mit seltener Thätigkeit nach mehreren Seiten hin sich ausbreitete. Aber eben diese Vielseitigkeit, die, mit dem Nächstliegenden und, nach der gewöhnlichen Ansicht, allein Nothwendigen nicht zufrieden, gern alles Wissenswürdige in ihren Kreis gezogen hätte, erregte ihm oft lebhaften Tadel von Seiten seines an eine festgeregelte Lebens- und Geschäftsordnung gewöhnten Vaters, wie seines bejahrten und strengen Lehrers Baillodz, eines ehemaligen Landpredigers, und oft mußte er ein demüthigendes: „in omnibus aliquid, in toto nihil!" sich zurufen hören. Haller ließ sich durch Äußerungen der Art nicht niederschlagen, und die pedantische Engherzigkeit des Lehrers ward (1718) der Gegenstand seines ersten poetischen Versuchs, einer Satire in latein. Sprache. Die Bekanntschaft mit den Dichtern der Zeit, Lohenstein, Canitz und Brockes, die in die nächsten Jahre fällt, machte ihn der lateinischen Poesie abwendig, und von seinem 12ten Jahre an besang er, was sich ihm darbot, in kleineren und größeren teutschen Gedichten, in denen er den gepriesenen Vorbildern nacheiferte oder sie zu übertreffen suchte. Zu dem Ende wählte er nicht selten absichtlich solche Stoffe, die bereits von dem Einen

*) Meistens nach Häfner's Schmalkalden.

1) Das Leben des Herrn von Haller, von D. Joh. Ge. Zimmermann. Zür. 1755. S. 7 folg.

oder Andern der genannten Dichter behandelt worden waren, und freute sich nicht wenig, wenn es ihm gelungen war, ihnen eine neue, ihm eigenthümliche Seite abzugewinnen. So sehr aber auch diese Erstlingsversuche des Knaben, wie schon das angedeutete Verfahren erwarten läßt, des wahren poetischen Hauchs entbehren mochten, so blieben sie gleichwohl als sprachliche Vorübungen nicht ohne Einfluß. Er war zwölf und ein halb Jahr alt, als er seinen Vater durch den Tod verlor. Von jetzt an sich selbst überlassen, besuchte er zunächst das Gymnasium seiner Vaterstadt, ohne darum aufzuhören, frei, wie zuvor, selbst während des Unterrichts, den Eingebungen seines Genius oder seiner Laune zu folgen [2]). Der Wunsch, einem theuern Freunde nahe zu seyn, führte ihn i. J. 1722 nach Biel in das Haus eines gelehrten Arztes, dessen Sohn jener Freund war, und der, ein Schüler Descartes's, es sich angelegen seyn ließ, seinen jungen talentvollen Zögling in das Heiligthum jener damals noch nicht veralteten Philosophie einzuführen. So wenig dieser indessen sich mit den Sätzen des französischen Denkers zu befreunden vermochte, so wahrscheinlich ist es, daß hier in dem Hause des Arztes zuerst die Lust zur Heilkunde und deren Hilfswissenschaften in ihm erwacht sei. Noch war aber an ein geordnetes Studium nicht zu denken. Kränklich und menschenscheu floh er die Gesellschaft; ganze Monate verschloß er sich in sein Zimmer, und las oder machte Auszüge aus dem Gelesenen. Ein großer Theil seiner Zeit blieb dem Studium der Dichter und einigen poetischen Übungen gewidmet. Homer und vielleicht mehr noch Virgil begeisterten ihn zur Nachahmung; und so entstand, neben zahlreichen lyrischen Gedichten, Trauerspielen und Übersetzungen aus Ovid, Horaz und Virgil, die alle in dem kurzen Zeitraume von 1722 bis gegen das Ende von 1723 geschrieben wurden, auch ein episches Gedicht von 4000 Versen, das „den Ursprung des Schweizerbundes" zum Gegenstande hatte. Mit Vorliebe pflegte er diese Kinder seiner süßesten Stunden, und als eine in der Nachbarschaft ausgebrochene Feuersbrunst das Haus, in dem er wohnte, bedrohete, dachte er nur auf ihre Rettung, nicht ahnend, daß er wenige Jahre später (1729) sie alle selbst den Flammen übergeben würde. Zwei Monate nach zurückgelegtem funfzehnten Jahre (im Decbr. 1723) verließ er sein Vaterland, um sich in Tübingen für den erkorenen ärztlichen Beruf vorzubereiten. Leider sah er sich in den Erwartungen, mit denen er dahin gegangen war, nur zu bald getäuscht. Elias Camerarius las selten, Zeller gehörte als Leibarzt mehr dem Hofe, als der Universität an, und du Vernoy, ein kundiger Anatom, der einzige akademische Lehrer, dem sich Haller mit innigerem Vertrauen anschloß, erlag der Armuth und fand zu wenig Unterstützung, als daß er bei dem besten Willen mehr als Gewöhnliches hätte leisten können. Hierzu kam der rohe Geist der meisten Studirenden, die den zaghaften, unerfahrenen Jüngling Anfangs verhöhnten und später, als er es gerathener fand, sich ihnen zu nähern, zur Theilnahme an ihren wilden Freuden verlockten. Er gab sich ihnen eine Zeit lang hin, um dem Spotte der unlautern Gesellen zu entgehen, fühlte sich aber nur dann erst recht glücklich, wenn er, dem zügellosen Taumel entflohen, in der Einsamkeit seines Zimmers die heiteren Gaben seiner Muse in Empfang nehmen konnte. Nur ein Gedicht aus dieser Zeit, „Morgengedanken" überschrieben, hat sich erhalten. Der Dichter verschonte dasselbe, als er die übrigen zum Untergange verurtheilte, vielleicht weil es ihm einen bedeutenden Moment seines Lebens vergegenwärtigte; denn es ward in einer Morgenstunde des Tags niedergeschrieben, wo er zum ersten Male öffentlich eine Probe seines Wissens ablegen sollte. Mit allgemeinem Beifalle vertheidigte er an diesem Tage (21. März 1725) unter du Vernoy's Vorsitze eine Abhandlung desselben gegen des Professor Coschwitz zu Leipzig [3]) vermeintliche Entdeckung eines neuen Speichelgangs, und wenige Wochen später sagte er Tübingen, das ihm nicht mehr genügen konnte, Lebewohl, um sich nach Leyden zu wenden, wo Boerhaave, das ärztliche Orakel Europa's, damals noch in frischer Kraft, und dessen Zögling Albinus, in welchem das Jahrhundert später einen seiner größten Anatomen verehren sollte, eine Menge lernbegieriger Schüler aus der Nähe und Ferne um sich versammelten. Wie glücklich sich H. hier zu den Füßen der trefflichsten Meister, unter Jünglingen, die, wie er, in der Wissenschaft den Beruf ihres Lebens gefunden, und umgeben von allen wünschenswerthen Hilfsmitteln des Lernens, gefühlt habe, läßt sich leicht denken. Ein wohl versorgtes und zweckmäßig eingerichtetes anatomisches Theater, ein botanischer Garten, den kein anderer an Reichthum übertraf, Anstalten für Naturlehre, Chemie und ärztliche Praxis, und die erlesensten Büchersammlungen standen denen, die sie zu schätzen und zu brauchen wußten, offen, und daß Haller keiner der Letzten unter diesen gewesen, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Mit welchem hingebenden Eifer er jedes Wort seiner Lehrer fest gehalten, beweisen die von ihm dreizehn Jahre später mit einem an scharfsinnigen Bemerkungen reichen Commentar herausgegebenen Vorlesungen Boerhaave's [4]) zur Genüge. Auch die früher schon begonnenen Adversarien und Auszüge wurden fortgesetzt und die letzteren von jetzt an jedes Mal mit kurzen Kritiken begleitet. Kleine Ausflüge nach Amsterdam, wo der ehrwürdige, beinahe neunzigjährige Ruysch und dessen anatomischen Präparate seine Aufmerksamkeit fesselten, und eine Reise durch das nördliche Teutschland, die gleichfalls zunächst der Wissenschaft und ihren Pflegern galt, wurden während der Ferien unternommen. Auf der letzteren Reise fühlte er seit seiner Ankunft zu Leyden zum ersten Male wieder das Bedürfniß, seinen

2) „Die Professoren hielten ihre Lection; er aber machte unterdessen Verse." So erzählt Zimmermann, meist nach H.'s eigenen Mittheilungen, a. a. O. S. 15.

3) De ductu salivali Coschwitziano. Tub. 1725. Als Nachtrag: Experimenta et dubia circa duct. saliv. Coschw. Lgd. Bat. 1727. (*R.*) 4) *Herm. Boerhaave* Praelectiones acad. in suas institutiones rei medicae, cum Comment. V Tom. Gotting. 1739 — 44.

Empfindungen in einem Gedichte Sprache zu geben, und so entstanden die Verse, die unter der Überschrift „Sehnsucht nach dem Vaterlande" in die Sammlung seiner Poesien aufgenommen sind. Bald nach seiner Rückkunft, gegen das Ende des Jahres 1726, unterwarf er sich den gewöhnlichen Prüfungen und erhielt, nachdem er den 23. Mai 1727 über eine Abhandlung de ductu salivali Coschwiziano disputirt hatte, in seinem neunzehnten Jahre die medicinische Doctorwürde. — Einige Wochen später verließ er Leyden, das ihm die Weihe der Wissenschaft gegeben hatte, und ging zunächst nach London, wo ihm der Umgang mit Cheselden und Hans Sloane, dem Besitzer eines reichen naturhistorischen und Kunstkabinets, und die Bekanntschaft des Anatomen Douglas, so wie der Besuch der Hospitäler eine Reihe genußreicher und mit wissenschaftlicher Ausbeute vielfach gesegneter Tage bereitete. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Oxford eilte er nach Frankreich und dessen Hauptstadt. Auch hier waren es meist Ärzte und Wundärzte, um deren Freundschaft er sich bewarb. Geoffroy und Jussieu schlossen sich mit Liebe an ihn an, le Dran berief ihn zur Theilnahme an seinen chirurgischen Operationen im Hospital der Charité; vor Allen aber ward Winslow ihm Freund und Lehrer, und beim Geschäft des Zergliederns ein Führer zur treuen, von Systemsucht freien Beobachtung der Natur[5]). Gern hätte er vor seiner Rückkehr ins Vaterland auch Italien bereist; aber Kränklichkeit nöthigte ihn, darauf zu verzichten, und so verließ er im Februar 1728 Paris und ging über Straßburg nach Basel. Hier lehrte damals mit seltenem Ruhme Newton's und Leibnitzens glücklicher Nebenbuhler im Gebiete der höhern Mathematik, Joh. Bernoulli. Haller ward sein gelehriger Schüler, und mit demselben Eifer, mit dem er kurz zuvor noch Boerhaave's Vorträgen und Winslow's Demonstrationen gefolgt war, vertiefte er sich jetzt an der Hand des hochverehrten Lehrers in die Geheimnisse der Differential- und Integralrechnung. Auch später setzte er diese Arbeiten mit gleicher Liebe fort, und es ist bekannt, wie er am Tage seiner Trauung noch in der Nähe der Geliebten mehrere Stunden dem Indifferentialcalcul widmete. Zu Basel war es auch, wo zuerst der Sinn für ein regelmäßiges botanisches Studium in ihm erwachte. Die reiche Flora der Umgegend, vielleicht auch, wie er selbst äußert[6]), das Andenken an Caspar und Joh. Bauhin, die hier vordem gelebt und gewirkt hatten, und die Nähe des wackern Stähelin veranlaßten ihn, selbst zu sammeln und so zu einer Zeit, wo er, nach seinem eigenen Geständnisse, kaum die gemeinsten Arten zu unterscheiden verstand, sein großes Werk über die schweizerischen Pflanzen vorzubereiten. Die eigentliche Vorschule dazu aber war die Reise, die er i. J. 1728 in Gesellschaft seines Freundes, Joh. Geßners, nachherigen Chorherrn zu Zürich, des Genossen seiner mathematischen und naturhistorischen Studien, über Biel, Neufchatel und Genf durch Savoyen, dann durch das Walliserland über den Gemmi, den Thuner und Vierwaldstädtersee nach Luzern, Zürich und Baden und von da zurück nach Basel machte. Lange hatte ihm die Muse geschwiegen; hier kehrte er endlich in die Arme der alten Freundinn zurück. Indessen bedurfte es eines langen Zuredens seiner Freunde, bevor er der „poetischen Krankheit", wie er es nannte, bei sich Raum gab; denn er war gegen sein dichterisches Vermögen mißtrauisch geworden, und die Poesie war ihm kein leichtes Spiel mehr, sondern ein ernstes, mühevolles Ringen mit widerspenstigen Stoffen und Formen und mit den eingewurzelten Grundsätzen einer Schule (der lohensteinschen), deren Weise er jetzt, seitdem er mit den britischen Dichtern sich befreundet hatte, nicht mehr zu billigen vermochte. Einen Beweis davon liefert das offene Geständniß in dem Vorworte zu seinem 1729 vollendeten Gedichte „die Alpen"[7]), das aus den Erinnerungen seiner Schweizerreise hervorgegangen war. Seine Hauptbeschäftigungen aber blieben Mathematik, Pflanzenkunde und Anatomie, in welcher letztern er eine Zeit lang Unterricht ertheilte, während er selbst in der medicinischen Praxis noch den Unterricht eines erfahrenen Arztes genoß. „Er war nicht zu scheu, ein Lehrer zu seyn, und nicht zu stolz, um selbst noch zu lernen"[8]). Endlich (1729) begrüßte er die Vaterstadt wieder, um als Arzt seinen Mitbürgern zu nützen. Mit dem glücklichsten Erfolge übte er seine Kunst, indem er überall der Erfahrung folgte und nur da, wo diese ihn verließ, zur Theorie seine Zuflucht nahm, der er allerdings schon damals manche willkommene Entdeckung verdankte. Dennoch konnte auch er dem Schicksale nicht entgehen, das den Undank der Städte und bürgerlichen Gemeinwesen gegen die Trefflichsten der Ihrigen sprichwörtlich gemacht hat. Als er um die Stelle eines Arztes beim Inselspitale anhielt, ward ihm der Dichter zum Vorwurfe gemacht, und sein Gesuch um die Professur der Beredtsamkeit mit der Bemerkung, daß solche dem Arzte nicht gebühre, zurück gewiesen. Poesie und Wissenschaft waren in solchen Fällen seine Trösterinnen, und das Gedicht „Gedanken bei einer Begebenheit" verdankt einer dieser trüben Erfahrungen seine Entstehung. Mit fast leidenschaftlicher Vorliebe aber setzte er, unbekümmert um das verhöhnende Urtheil der Schwachen, seine botanischen Vorarbeiten fort, und häufige Exkursionen während der Sommermonate, vollendeten seine Kennerschaft in diesem Gebiete. Der Winter war zum größeren Theile der Zergliederungskunst gewidmet, über die er in einem auf seine Veranstaltung eingerichteten Hörsaale unentgeldliche Vor-

5) S. Eloge historique d'Alb. de Haller (par *Senebier*). Basle 1778. p. 10. 6) S. d. Vorr. zur Enumeratio method. stirp. helvet. Gotting. 1742.

7) „Die starken Vorwürfe" heißt es da, „lagen mir lebhaft im Gedächtnisse. Aber ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnöthig vergrößerte. Die zehnsylbigen Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, so viel besondere Gemälde zu machen, als ihrer selber waren, und alle Mal einen ganzen Vorwurf mit zehn Linien zu schließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe alle Mal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Arbeit noch schwerer. Ich wandte die Nebenstunden vieler Monate zu diesen wenigen Reimen an u. s. w." 8) Zimmermann a. a. O. S. 85. —

lesungen hielt. Daneben wurden die römischen Classiker von Ennius an der Zeitfolge nach gelesen, und manche freie Stunde mit numismatischen Studien so angenehm als nützlich hingebracht. — Süßere Stunden aber, wie wir glauben müssen, bereitete ihm die Liebe. Mariane Wyß, die Tochter eines reichen Patriciers, ward im J. 1731 seine Gattinn. — Um dieselbe Zeit vermochte ihn ein Freund seiner Muse, der Schultheiß Isaac Steiger, mit seinen Gedichten öffentlich hervor zu treten. Derselbe drohte ihm nämlich mit einer Herausgabe der bereits vorhandenen, wenn er nicht selbst Hand anlegen würde, und so erschien i. J. 1732 zum ersten Male eine Sammlung derselben, noch ohne Namen des Verfassers. Der Beifall, mit dem sie von den Kunstrichtern empfangen wurde (erst später wurden auch tadelnde Stimmen laut), mußte ihn über die Angriffe der Theologen trösten, die in dem Vaterlande und außerhalb desselben sich gegen ihn rüsteten. Sie verstummten endlich vor dem lauten Urtheile der Unbefangenen, und auch der spätere Tadel, der über sprachliche Härten, Schwerfälligkeit und Dunkelheit Klage erhob, fand in Bodmer's und Breitinger's Lobpreisungen auf lange Zeit hin ein entscheidendes Gegengewicht. — Unterdessen hatte auch das ferne Ausland von den Verdiensten Haller's Kunde genommen, und die Akademie der Wissenschaften zu Upsala ernannte ihn (1734) zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Im nächstfolgenden Jahre endlich übertrug ihm seine Vaterstadt die Stelle eines Bibliothekars. Mit seltenem Fleiße und Eifer unterzog er sich den Geschäften seines neuen Berufs, bis eine ehrenvolle Einladung ins Ausland ihn auf geraume Zeit dem vaterländischen Dienste entfremdete.

Die neu gegründete und bald nachher unter des trefflichen Münchhausen einsichtsvoller Leitung kräftig aufblühende Georgia Augusta zu Göttingen konnte für das glückliche Gedeihen ihres jungen Lebens kaum eine sicherere Gewähr finden, als indem sie (1736) den 28jährigen Albr. Haller in den Kreis ihrer Lehrer — als Professor der Medicin, Anatomie, Botanik und Chirurgie — berief. Haller hing indessen mit zu warmer Vorliebe an seinem Vaterlande, als daß er sich nicht den Bemühungen seiner Berner Freunde, ihn durch Sicherung eines reichlicheren Einkommens zu fesseln, hätte nachgiebig erweisen sollen. Daß er endlich dennoch ging, war die Wirkung der Mißgünstigen, die den Göttinger Ruf als ein schlau ersonnenes Mittel, seine Lage zu verbessern, darzustellen wußten. Ihrer Ränke überdrüssig und froh der Aussicht auf einen erweiterten Wirkungskreis, verließ er im September desselben Jahres mit den Seinigen Bern und kam am 30sten in Göttingen an, das der Schauplatz seiner Größe, aber auch die Geburtsstätte manches empfindlichen Seelenleidens für ihn werden sollte. Das Bitterste mußte er gleich Anfangs erfahren. Der Umsturz des Wagens bei der Einfahrt in Göttingen zog seiner Gattinn eine Krankheit zu, die wenige Wochen darauf ihren Tod zur Folge hatte, und 13 Monate später nahm eine Brustkrankheit ihm auch seinen ältesten vierjährigen Sohn dahin. Die Tiefe seines Schmerzes bei dem Verluste der Gattinn bezeugen die Gedichte „beim Absterben seiner geliebten Mariane" und „über eben dieselbe", beide der ungesuchte Ausdruck eines echt-innigen Gefühls. Öfter, als früher, kehrte er seit der Zeit in sich zurück, und der Geist ernster, zuweilen nur allzu peinlicher Selbstprüfung, den Manche erst in seinem späteren Leben und den Werken seines höhern Alters haben finden wollen, ward der vorherrschende in allen der stillen Beschäftigung mit seinem Innern gewidmeten Stunden [9]). — Den 12. October 1736 trat H. seine Professur mit einer Abhandlung de methodo studii botanici an, und bald darauf ward zur Einrichtung eines botanischen Gartens und eines anatomischen Theaters, die beide noch fehlten, geschritten, mit dem letzteren auch eine Anstalt für anatomische Zeichnung in Verbindung gebracht, die ihm später die ersprießlichsten Dienste leistete, während er für sich selbst eine Sammlung anatomischer Präparate anzulegen begann. Durchdrungen von der Würde und Wichtigkeit seines Berufs, entsagte er eine Zeit lang jeder nicht unmittelbar in sein Fach einschlagenden Beschäftigung, und selbst die Sonn- und Feiertage fanden ihn meist unter seinen Leichnamen und Präparaten. Mehr, als die ihm durch Münchhausen's Gunst zu Theil gewordenen mehrmaligen Gehaltszulagen, mußte ihn die Bereitwilligkeit, mit welcher die Behörde seinen Vorschlägen zur Vervollkommnung jener Anstalten entgegen kam, und die mit jedem Jahre zunehmende Anzahl wißbegieriger Jünglinge, die sein Name aus allen Gegenden herbei zog, erfreuen. — Auf einer Reise in die Schweiz (i. J. 1739) fand er in Elisabeth Bucher, eines reichen Berner Rathsherrn Tochter, die zweite Gattinn. Das Glück dieser neuen Verbindung war indeß von kurzer Dauer; Elisabeth starb im ersten Wochenbette, und der Sohn, den sie dem trauernden Gatten hinterließ, folgte ihr wenige Monate darauf ins Grab. Auch dieß Mal bewährte sich die Wissenschaft ihm als treue, tröstende Freundinn. Es erschienen nun in rascher Folge die oben schon genannten Commentarien zu Boerhaave's Vorlesungen (1739 u. folg. S. Anm. 4.), das Iter Helveticum (1740) mit den reichen botanischen Ergebnissen der letzten Reise ins Vaterland, eine Reihe kleiner, meist anatomischer Schriften und i. J. 1742 das bekannte, trefflich ausgestattete Werk über die Schweizerpflanzen [10]), die Frucht vierzehnjähriger unermüdlicher Forschungen und mühsamer, in zwanzig geschriebenen Foliobänden niedergelegter Vorarbeiten. Daneben ward er (seit 1742) einer der thätigsten Mitarbeiter an der von Wettstein zu Amsterdam herausgegebenen bibliothèque raisonnée, die er mit zahlreichen kritischen Beiträgen über theologische, philosophische, mathematische, medicinische, geschichtliche und ästhetische Werke bereicherte. Im J. 1743 trat die erste

---

9) S. die Auszüge aus d. Tagebüchern in Haller's Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Bern 1787. Th. 2. S. 221 f. 10) Enumeratio methodica stirpium Helveticarum. Gotting. 1742. fol. II Vol. Es werden darin (mit den spätern Zusätzen) 2487 Pflanzenarten nach seinem Systeme beschrieben und durch Kupfertafeln veranschaulicht.

Abtheilung seiner anatomischen Tafeln mit Erklärungen ans Licht, die eine Menge neuer Entdeckungen darboten [11]) und seinen Ruhm durch ganz Teutschland fest begründen halfen [12]). Mit welcher Liebe und Umsicht er in der nächsten Zeit, erst als bloßer Mitarbeiter, dann (seit 1747) als Ordner, an der Götting. gelehrten Zeitung Theil genommen, beweisen die Jahrgänge derselben bis zu seinem Tode, die mit den zwölftausend von ihm verfaßten Anzeigen und Beurtheilungen in fast allen Fächern des menschlichen Wissens ein fortlaufendes Tagebuch seines literarischen Lebens bilden [13]). Bei einer so nach allen Seiten hin wirksamen wissenschaftlichen Thätigkeit, wie die seinige war, konnte es nicht an einzelnen feindlichen Berührungen fehlen. Sein Verdienst war es, daß keiner der Kämpfe, in die er verflochten ward, ohne reichen Gewinn für die Wissenschaft vorüber ging. Wie viele — seine und Boerhaave's Ansicht bestätigende Versuche wurden allein bei Gelegenheit des mehrjährigen Streites mit Hamberger (Prof. in Jena) über das Athemholen angestellt [14])! War es ihm hier um die Wissenschaft zu thun, so galt es in einem andern gleichzeitigen Streite mit Jul. Offray de la Mettrie der Vertheidigung seiner innigsten religiösen Überzeugung. Der witzige Verfechter eines groben Materialismus hatte dem frommgläubigen teutschen Forscher seinen Homme Machine (1747) zugeeignet, dieser dagegen in dem Journal des Savans seine Mißbilligung der darin enthaltenen Grundsätze unverhohlen ausgesprochen und sich von jeder Verbindung mit dem Verfasser feierlichst losgesagt. Mit Freuden nahm der kampflustige Franzose den zugeworfenen Handschuh auf und ließ seine in Galle getauchte Feder nicht eher ruhen, als bis ihn der Tod (1751) vom Schauplatze abrief [15]). Nie aber verlor H. unter diesen Fehden sein Ziel aus dem Auge. Schon i. J. 1747 erschienen die späterhin mehrmals aufgelegten und übersetzten Grundlinien seiner Physiologie [16]), die zehn Jahre nachher in erweiterter Gestalt [17]) ans Licht trat. Von seiner ans Unglaubliche gränzenden Belesenheit legte seine Methodik des ärztlichen Studiums [18]) Zeugniß ab. Durfte er doch in der Vorrede dazu von sich behaupten, daß er in den letzten 23 Jahren viertausend medicinische Werke, über die er urtheile, selbst gelesen habe! Und wie viel an Kraft und Zeit nahm daneben die Universität selbst, deren Stolz er war und für deren Bestes er fortdauernd wirkte, in Anspruch! Im J. 1750 übernahm er den Vorsitz in dem von ihm neu gestifteten Collegium der Wundärzte; im nächstfolgenden Jahre ward auf seinen Vorschlag eine Schule für Geburthilfe eröffnet, die Errichtung einer reformirten Kirche, gleichfalls auf seine Veranlassung, angeordnet, und nach einem von ihm vorgelegten Plane die königliche Gesellschaft der Wissenschaften gegründet, die unter seiner Leitung (er war gleich bei ihrem Entstehen zu ihrem beständigen Präsidenten ernannt worden) den Ruhm der Universität, der sie angehörte, wie die Sache der Wissenschaften, denen sie diente, auf lange Zeit hin zu fördern bestimmt war [19]).

11) Iconum anatomicarum fasc. I. Gotting. 1743. fol. Im J. 1756 erschien das achte und letzte Heft. Eine ausführliche Inhaltsanzeige der 6 ersten Hefte lieferte Zimmermann in Haller's Leben, S. 187 — 191 und S. 243 — 259. 12) Vielleicht ist hier der schicklichste Ort, die mannichfachen Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen, die ihm im Laufe seines Lebens zu Theil wurden, in Eins zusammen zu fassen. Im J. 1734 ward er Mitgl. der Akad. zu Upsala, 1739 der teutschen Gesellsch. zu Leipzig, in dems. J. kön. großbrit. Leibarzt, 1743 Mitgl. der königl. Soc. d. Wiss. zu London, 1747 der Akademie zu Stockholm, 1749 königl. großbrit. Statsrath und in den Reichsadelsstand erhoben, auch Mitgl. d. Akad. d. Wiss. zu Berlin, 1751 Mitgl. der kaiserl. Akad. d. Naturforscher und d. Akad. zu Bologna, 1752 d. chirurg. Akad. zu Paris, 1753 der botan. Gesellsch. zu Florenz, 1754 eines der acht auswärtigen Mitglieder d. k. Akad. d. Wiss. zu Paris. Im J. 1755 ward ihm, nach Mosheims Tode, die Würde eines Kanzlers der Göttinger Universität und zugleich die eines Kanzlers und Curators der Universität Halle, an Wolff's Stelle, angetragen, die er beide ausschlug. Im J. 1756 ward er Mitglied des großen Raths seiner Vaterstadt, 1759 Mitgl. der baiernschen botan. Gesellschaft, 1764 der Züricher, 1765 der Harlemer und Celler ökonomischen Gesellschaft; 1767 erhielt er eine ehrenvolle Einladung nach S. Petersburg, die er aber eben so wenig, als früher nach Oxford, Utrecht und Berlin, annahm; 1772 ward er in das Collegium der Ärzte zu Edinburg aufgenommen, 1773 in die gelehrten Gesellschaften zu Padua und Kopenhagen; 1775 ward er Präsident der ökonomischen Societät seiner Vaterstadt, 1776 Ritter des schwedischen Nordsternordens, 1777 endlich, seinem Todesjahre, Mitglied der Akademie zu S. Petersburg. 13) Mehr als hundert derselben, zum Theil in Auszügen, gibt Haller's Tageb. S. Anm. 9. 14) Die bis 1748 gewechselten Streitschriften s. in Hamberger's Dissertation: de respirationis mechanismo et usu genuino. Jen. 1748. 4., zu vergl. mit d. Gött. gel. Zeit. von 1746 bis 1748. Über die weitere Forsetzung des Kampfes aber, an dem seit 1749 auch Haller's Schüler, K. Fr. Trendelenburg, für den Meister Theil nahm, s. die folg. Jahrg. ders. Zeitschr. bis 1753. Die Geschichte des Streits gibt Zimmermann im Leben ꝛc. S. 169 — 220. In einem minder reinen Lichte erscheint H. in dem Streite gegen Linnée, dessen System er hartnäckig bekämpfte, und am wenigsten möchte zu billigen seyn, daß er die dem ausgezeichneten Manne gebührende Achtung so weit vergessen konnte, um mehrere Streitschriften, deren Verfasser er selbst war, (Epistola ad patrem Alb. Hallerum, continens dubia contra fundamenta botanica Linnaei, Gotting. 1750; Ep. ad J. G. Zimmermann, qua dubia ex Linn. fundamentis bot. hausta tradere pergit, ibid. 1751) unter dem Namen seines 15 — 16jährigen Sohnes in die Welt zu senden.

15) Diese Streitigkeiten haben für unsere Zeit ihre Bedeutung verloren. Die Schriften de la Mettrie's: l'Homme Machine, Histoire naturelle de l'ame, Homme plante, L'art de jouir, discours sur le bonheur, le petit homme à longue queue (das Letztere ein bitterer Ausfall gegen Haller) dürften immer noch als Actenstücke zur Geschichte einer trübseligen gemüthsarmen Zeit nicht ganz unbeachtet bleiben. Charakteristisch ist es, daß Haller bei dieser seiner polemischen Stellung jede Theilnahme an den Streitigkeiten über Poesie und deren Wesen, selbst dann, wenn es die Vertheidigung seiner eigenen Dichterweise galt, von sich fern hielt. 16) Primae lineae physiologiae. Gotting. 1747. 8. Vermehrt 1765. 17) Elementa physiologiae corporis humani. VIII Vol. Lausan. 1757 — 1766. 4. 18) *H. Boerhaavii* method. studii med. cum amplissimis auctariis. Amstelod. 1751. 4. 19) Der erste Band der Abhandlungen der kön. Societ. erschien Ostern 1752 unt. d. Titel: Commentarii Societ. regiae Gottingensis. Fast keiner der nachfolgenden Bände entbehrt seiner Beiträge. Über das, was H. der Gesellschaft bis zu seinem Tode gewesen, s. *Heyne* Elogium Alberti de Haller in Nov. Comment. Soc. reg. Gott. T. VIII. p. 14: „Praesidis partes ac munera non ad honorem magis suum, quam ad religionem publicamque utilitatem pertinere putavit; itaque absens quoque Sodales consilio et auctoritate rexit, nominis autem sui celebritate claritatem Societatis eximie auxit.“

So sehr ihn aber auch Alles dieses an Göttingen fesseln mochte, so fehlte es doch auch nicht an Manchem, was ihm den Aufenthalt daselbst verleidete, und oft sehnte er sich nach seinem Bern zurück, dem er schon seit 1745, wo er in den großen Rath seiner Vaterstadt aufgenommen worden war, aufs Neue angehörte. Endlich im J. 1753, nachdem er in seiner Beschreibung des königl. Pflanzengartens[20]), das letzte in Göttingen erschienene selbstständige Werk, vollendet hatte, kehrte er mit den Seinigen (i. J. 1743 hatte er sich zum dritten Male mit einer Tochter des weimarschen Hofraths und Leibarztes Teichmayer vermählt) auf immer nach dem Vaterlande zurück. — In Göttingen schien man jetzt erst ganz zu würdigen, was man an ihm besessen[21]). Der Gesellschaft der Wissenschaften blieb seine thätige Theilnahme auch ferner. Nicht umsonst war ihm die Würde ihres Präsidenten auch für die Zukunft übertragen worden; die zahlreichen Beiträge für die Jahrbücher derselben, die er ihr von Zeit zu Zeit bis an seinen Tod zusandte, zeugen von der Liebe, mit welcher er an einer Anstalt hing, die ihm zum großen Theile ihre Entstehung und Blühte zu danken hatte, und die Einstimmigkeit, mit welcher dieselbe bald nach seinem Abgange seinem Ruhegehalte eine Zulage aus ihren eigenen Mitteln beifügte, mag eben so als ein ehrendes Zeugniß für den Empfänger, als für die dankbaren Gesinnungen der Geber gelten. Auch die gelehrten Zeitungen erfreueten sich fortwährend seiner eifrigsten Theilnahme. — Zum Amman seiner Vaterstadt erwählt, that er für das Wohl seiner Mitbürger, was seine Stellung mit sich brachte, ohne darum der Wissenschaft untreu zu werden. Als Mitglied des akademischen Senats ordnete er das Schul- und Unterrichtswesen in Bern und Lausanne. Die Errichtung eines philologischen Seminars am letzteren Orte war insbesondere sein Werk. Bald darauf ward er mit einem Gehalte von 5000 Gulden zum Director der Salzwerke zu Ber und Aigle, zum Mitgliede des Sanitätscollegiums, der Donnerkammer, des Ehegerichts, der ökonomischen Commission u. s. w. ernannt, und immer brachte er gern die zunächst der Wissenschaft bestimmte Zeit dem Dienste des Vaterlandes zum Opfer. So verbesserte er die Einrichtung der Salzwerke, gab der akademischen Schule zu Lausanne eine zweckmäßigere Gestalt, veranlaßte neue medicinisch-polizeiliche Maßregeln und (1758) die Errichtung eines Waisenhauses in seiner Vaterstadt, vermittelte (1764) die Gränzstreitigkeiten zwischen Wallis und dem Canton Bern und ordnete (1767) die kirchlichen Angelegenheiten des Waadtlandes. Zu gleicher Zeit wurden früher begonnene literarische Arbeiten fortgesetzt, eine große Anzahl einzelner Abhandlungen zu Tage gefördert und manches neue größere Werk angefangen und vollendet. Wir rechnen dahin vor Allem seine botanische, chirurgische, anatomische und medicinisch-praktische Bibliothek, von denen nur die letztere unvollendet geblieben ist[22]). Und doch gewann er unter der Menge dieser streng wissenschaftlichen Arbeiten noch Zeit zu drei philosophischen Romanen (Usong, Alfred und Fabius und Cato), in denen er seine Ansichten über die despotische, beschränkt monarchische und aristokratisch-republikanische Verfassung niederlegte. Erst in den letzten vier Jahren seines Lebens zog er sich, gewarnt durch seine geschwächte Gesundheit, von den öffentlichen Geschäften zurück. Hielt er noch eine Zeit lang durch den Genuß des Opiums seine körperliche und geistige Kraft aufrecht[23]), so beschleunigte er doch vielleicht durch das Übermaß im Gebrauche desselben sein Ende. Wenige Monate noch vor seinem Tode hatte er (d. 17. Jul. 1777) die Freude, den Kaiser Joseph II., der unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reiste, und Fernay, wo Voltaire seiner harrte, vorüber gegangen war, in seinem Hause zu begrüßen. Joseph fällte nach einer zweistündigen Unterhaltung das Urtheil, Haller sei auch noch in seinem Alter weit mehr, als der Ruf von ihm sage[24]). Bald darauf verschlimmerte sich sein körperlicher Zustand, und er starb den 12. Dec. 1777, im 70sten Jahre seines rastlos thätigen Lebens. Er hinterließ aus seinen drei Ehen vier Söhne und eben so viele Töchter. Der älteste der Söhne, Emanuel[25]), hat sich durch Werke über Pflanzenkunde und schweizerische Geschichte einen Namen unter den Gelehrten seines Vaterlandes erworben[26]). Haller's Büchersammlung ward vom Kaiser gekauft und der Mailänder Bibliothek einverleibt.

Zeigt uns schon dieser kurze Abriß seines Lebens überall in ihm den treuen Priester der Erkenntniß, den unermüdlichen Forscher, und in dem tiefen Ernste eines rastlosen wissenschaftlichen Strebens den Grundzug seines Wesens: so bedarf es nur weniger Striche noch, um das Bild des merkwürdigen Mannes zu vollenden, den die

20) Enumeratio plantarum horti regii Gottingensis. Gott. 1753. 8. (Verschieden von einem zehn Jahre früher unter demselben Titel erschienenen, unvollständigeren Werkchen. 21) S. Michaelis Vorr. zu den Comment. reg. soc. Gott. 1754. Vol. III.

22) Biblioth. medicae pars botanica. Tigur. I. T. 1771 — 1772. 4. Biblioth. anatomica. Ibid. II. T. 1774. 77. 4. Bibl. chirurgica. Basil. II. T. 1774. 75. 4. Bibl. practica Bas. II. T. 1776. 77. 4. 23) Eine Rede von ihm über die Wirksamkeit des Opiums, mit Beziehung auf seinen eigenen Zustand, vom J. 1776 ist in den Comment. der Götting. Societät abgedruckt. 24) In s. Tageb. erwähnt H. dieses Besuchs nur mit den Worten: „Auch meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas Schmeichelhaftes widerfahren. Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — weder zu fürchten noch zu hoffen haben." Wenige Tage später besuchte ihn ein geschätzter Geistlicher der Stadt, um ihm zu der gewordenen Ehre Glück zu wünschen. Haller's ganze Antwort bestand in den Worten der Schrift: „Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeschrieben sind." 25) S. Mensel's Lexikon der von 1750 — 1800 verstorb. teutschen Schriftsteller. Bd 5. S. 104 f. 26) Üb. Haller's Leben sind insbesondere zu vergleichen: das mehrmals erwähnte Leben von Zimmermann (geht nur bis 1754); Eloge historique d'Alb. de Haller. Basle 1778 (von *Senebier*), [mit einem Verzeichniß seiner Schriften]; Lobrede auf Hrn. v. Haller von Tscharner, Bern 1778; Jördens's Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten, Bd 2. S. 307 f. Üb. s. Tod. s. teutsches Museum, 1778. Bd 1. Febr. S. 191. — Von seinem eigenen Leben erzählt H. in der Person des Del-fu im dritten Buche seines Usong, S. 227 — 235.

Achtung der Zeitgenossen schon mit dem Namen des **Großen** ehrte. Groß und schön gewachsen — obgleich von einem kränklichen und reizbaren Körper —, mit einem Gesicht voll Ausdruck und einem hellen, feurigen Auge, flößte er schon durch seine Erscheinung Jedem, der ihn sah, Ehrfurcht ein. Frühere Kränklichkeit und spätere körperliche Leiden, von denen er in keinem Zeitraume seines Lebens ganz frei blieb, mochten die Hauptursache jener Empfindlichkeit seyn, die allerdings nicht selten die Heiterkeit seiner Seele störte und wohl zuweilen allzu heftig sich äußerte. Hierzu kamen die trübsinnigen, in einer tief gewurzelten hypochondrischen Stimmung gegründeten Vorstellungen von der Verderbtheit der Welt und der ursprünglichen Sündhaftigkeit des menschlichen Gemüths, mit denen er in einsamen Stunden sich selbst quälte und vor deren nachtheiligeren Einflüssen ihn vielleicht nur der vielseitige Verkehr mit der Wissenschaft und die natürliche Güte seines Herzens behüten konnte, die sich bis an sein Ende in treuer Anhänglichkeit an seine Freunde [27]) und in der Dankbarkeit gegen seine Lehrer bewährte, zu denen er auch alle die rechnete, aus deren Schriften er Neues zugelernt hatte. Daher in mehreren seiner Werke die ihm oft zum Vorwurfe gemachte Citatenfülle, deren er zur Vergrößerung seines Ruhmes nicht bedurfte. Wie sehr er diesen auch lieben mochte (daß er etwas und vielleicht zu viel auf ihn gesetzt, gesteht er sich selbst an vielen Stellen seiner Tagebücher [28])): so suchte er ihn doch gewiß in ganz andern Dingen, als in bloß zu leerem Prunke entworfenen Titelverzeichnissen. Auch der Glanz des höhern geselligen Lebens, zu dessen Genusse es ihm nicht an Aufforderung fehlen konnte, hatte für ihn, der die einsame Stille in der freien Natur oder auf seinem Arbeitszimmer über Alles liebte, keinen oder nur wenig Reiz. Seine liebste Gesellschaft waren die Genossen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, ferne und nahe, und ein nach fast allen europäischen Ländern gerichteter Briefwechsel (in teutscher, lateinischer, engländischer, französischer und italienischer Sprache) seine liebste Unterhaltung. Am häufigsten verkehrte er auf diesem Wege mit **Joh. Geßner** in Zürich und mit **Karl Bonnet** zu Genf [29]). — Seines warmen, nicht erst später angebildeten, sondern mit ihm aufgewachsenen, religiösen Sinnes ist oben schon gedacht worden. Die Selbstbetrachtungen seines **Tagebuchs** geben uns das Bild einer Seele, die Gott sucht und findet, die aber verzweifelt, wenn sie in flüchtigen Anwandlungen irdischer Eitelkeit oder im Drange weltlichen Treibens ihn auf Augenblicke aus den Augen verloren [30]).

Dieß führt uns zunächst auf Haller's **theologische und philosophische Ansichten**. Die Grundlage der ersteren war, in Übereinstimmung mit der orthodoxen Theologie der Zeit, der Glaube an ein böses Prinzip im Menschen, der die fortdauernde Einwirkung böser Geister nicht ausschloß. Was eine das Wort fest haltende Exegese ihn in den heiligen Büchern hatte finden lassen, dafür mußten ihm dieselben Bücher, die nach seinem eigenen Ausdrucke, „seine Theologie" waren, Trost bieten. Wie er, im Sinne seiner streng supernaturalistischen Ansicht, über die Göttlichkeit der Sendung Jesus, seine göttliche Natur und seine Genugthuung dachte, hat er in den zunächst gegen Voltaire und die Freigeisterei der Zeit gerichteten **Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung** [31]) niedergelegt. — Von dem eifrig **protestantischen** Sinne Haller's zeugen mehrere Stellen seiner Schriften [32]). — Kürzer dürfen wir uns über seine **Philosophie** fassen. Sie war ein freies, den Fesseln des Systems entbundenes Philosophiren, das nur Eine Auctorität über sich erkannte, die der Offenbarung. „Seine Philosophie," sagt **Bonnet**, „war ganz praktisch, weil sie ganz christlich war, und nichts konnte seinen Beifall erhalten, als was auf die Vervollkommnung des Verstandes oder auf die Besserung des Herzens abzweckte." Haller gehörte keiner Schule an. Wie wenig ihn **Des Cartes** für sich zu gewinnen vermocht hatte, haben wir oben gesehen; aber auch **Leibnitz** und **Wolff**, so hoch er Beide hielt und wie Manches er von ihnen bereitwillig aufgenommen — daher die Wolffianer sich seiner gern als ihres Genossen rühmten [33]) — fanden an ihm keinen nachbetenden Jünger. Als erklärter Gegner des Materialismus mußte er zwar, wie de la Mettrie's, so auch Helvetius's und Hartley's Ansichten bestreiten, und er that es mit der Überzeugung eines offenbarungsgläubigen Denkers; aber an ernste Beobachtung gewöhnt, verwarf er eben so den blinden Dogmatismus des Schulsystems, als er vor der in die Luft bauenden Hypothesensucht warnte [34]). Er ereiferte sich gegen diejenigen, die sich alles Zweifels schämten und sich nach und nach „jene Herrschaft über die Wissenschaften anmaßen wollten, die Bakon und Gassendi der Schule entrissen hatten"; aber auch über die, welche da behaupteten, daß die Wahrheit jenseits eines Abgrundes liege, über den keine Brücke führe. Zu weit würde es uns führen, wollten wir seine Ideen über Moral, Gesetzge-

27) S. das Leben von **Zimmermann**, S. 8, wo ein eigenes Beispiel aufgeführt wird. 28) „Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich, auch wohl öffentlich!" ruft er d. 19. Dec. 1736 aus. — „Ich habe heute den Gottesdienst der Lectur eines thörichten Lobes nachgesetzt, da ich doch weiß, wie schädlich solche Speise mir ist und wie angenehm das Gift sich einschleicht." (24. Jan. 1741). — „Wie herrscht nicht mein Hochmuth! O mein Gott, lehre mich doch erkennen, daß ich nichts bin, auf daß ich mit Demuth und Einfalt zu dir beten könne!" (d. 22. Jul. desselb. J.) 29) Von den Briefen an ihn sind die lateinischen (1004 Briefe in 6 Bänden) und ein Theil der teutschen im Druck erschienen. 30) „Ich elender Mensch (heißt es in d. **Tageb. seiner Beobachtungen** rc. Th. 2. S. 254), wie sehr hängt mein Herz an tausend zeitlichen Kleinigkeiten! Ich suche Frieden, wo keiner ist, im Gewühl von Büchern, von Arbeiten, von Projekten. Und den Geist, der in mir ist, der ewig bleiben wird, — vergiß ich darob." Und Ähnliches an unzähligen andern Stellen. 31) Bern 1772. 8. (Ins Franz., Schwed. und Holländische übersetzt). Damit zu vergleichen: **Briefe über einige Entwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung.** Drei Theile. Bern, 1775 — 77. 8. 32) S. besonders Götting. gel. Anz. 1764, S. 25; 1765, S. 261; 1769, S. 1389. 33) S. **Ludovici's** Historie der Wolff'schen Philosophie, Lpz. 1738, wo er unter den Anhängern der Letzteren aufgeführt wird. 34) S. Vorr. zur Übersetz. von **Buffon's** Naturgesch. Hamb. 1751.

bung und Statsverwaltung, wie sie in seinen Werken zerstreut vorliegen, zusammen stellen; wir gehen vielmehr zu Haller's Leistungen im Fache der Kritik über, der, wie wir gesehen haben, ein großer Theil seiner literarischen Thätigkeit zugewendet war. Vielleicht hat Keiner vor und nach ihm das Geschäft der Kritik in einem größern Umfange ausgeübt, als er, und daß er vor Vielen seiner Zeit dazu berufen war, möchte kaum einem Zweifel unterworfen seyn. Allerdings gilt dieß insbesondere von den Beurtheilungen seines Fachs, die recht im eigentlichen Sinne, um uns eines Ausdrucks Goethe's zu bedienen, productiv waren, die, wo sie verwarfen, gewiß immer das Bessere gaben und nirgend den redlichen Forschungseifer ihres Verfassers und seinen durch reiche Erfahrung geschärften Blick verläugneten. Seine Urtheile in andern Fächern waren meist nur Berichte über den Inhalt, in gedrängter Kürze erschöpfend, durchwebt mit fruchtbaren Winken und von kunstrichterlicher Anmaßung so frei, daß wir nicht selten das offene Geständniß in ihnen lesen, ihr Verfasser verstehe von diesem oder jenem — wie von Musik, Baukunst, dramatischer Poesie rc. — wenig oder nichts. Allen seinen Beurtheilungen gebührt das Lob der vollsten Unparteilichkeit, so wie des strengsten Rechtlichkeitssinnes, dem die reinste Humanität zur Seite stand, die nur gegen absolut Schlechtes, vor Allem aber gegen den Spott der Freigeisterei und gegen die Anmaßung der Beschränktheit den Ton der unerbittlichen Strenge annahm [35]). — Es ist althergebrachte Sitte, Haller unter den teutschen Dichtern vom ersten Range zu nennen, und an der Befugniß dazu zu zweifeln, möchte leicht in den Augen Mancher, namentlich solcher, die von den wissenschaftlichen Leistungen des großen Mannes keine oder nur entfernte Kunde genommen, als Hochverrath an einem heiligen Namen erscheinen. Fragen wir zunächst, ohne uns um die Urtheile Anderer zu kümmern, was er selbst davon gehalten, so finden wir Äußerungen, wie folgende: „Tausend andere Geschäfte erdrücken mich und lassen mir wenig Augenblicke übrig, die ich einem so unnöthigen und unwichtigen Dinge weihen könnte, als meine Reime in meinen Augen sind" [36]). — „Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr früh auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen" [37]). — „Ganz andere Arbeiten waren mein Hauptzweck, und mich deucht, es wäre billig, einem solchen gelegentlichen Verfasser Vieles zu verzeihen, das einem eigentlichen Dichter nicht vergeben würde, der sein Leben einzig der Poesie weiht" [38]). — Wir fragen, ob Lessing's: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die sich durch eigene Kraft empor arbeitet" mehr sagt. Indessen muß es uns verstattet seyn, das bescheidene, vielleicht allzu demüthige Urtheil des Mannes über sich selbst mindestens zu beschränken. Haller's tiefes, leicht erregbares Gefühl und eine lebendige Einbildungskraft, die sich nirgend in seinen dichterischen Werken verläugnen, daneben, wenn auch nicht die volle poetische Weltanschauung selbst, wie wir sie bei dem echten Dichter voraussetzen, doch ein Analogon derselben in der philosophisch-religiösen Betrachtung des Lebens, in Verbindung mit einer edeln und kernhaften Sprache, stellen ihn hoch unter den Dichtern seiner Zeit und erklären den Einfluß, durch den es ihm gelang, sich zum Vermittler zwischen ganz entgegen gesetzten Meinungen und Zwecken zu machen. Von der andern Seite überzeugen wir uns aber auch bald, daß die wissenschaftliche Richtung seines Strebens von dem Augenblicke an, wo dieselbe überwiegend und über sein geistiges Leben entscheidend hervor trat, die freie Entfaltung seiner dichterischen Anlagen hemmte und es zu einer vollendeten Entwickelung derselben nicht mehr kommen ließ. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, wie es in den angeführten Stellen sich ausspricht, war denn auch wohl die Ursache, daß er selbst später noch, wie in jener Zeit, wo Lohenstein, Canitz und Brockes seine Führer und Muster waren, an fremde Vorbilder sich anschloß, und, die wenigen Fälle ausgenommen, wo sein tiefer bewegtes Gemüth sich selbst eine Sprache erfand, in mehr oder weniger entlehnten Weisen sang. Während seines Aufenthalts in England namentlich hatte er erkannt, daß, wie seine eigenen Worte lauten, „philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen," und der Einfluß der Engländer läßt sich in den meisten seiner didaktischen Gedichte nicht verkennen. Gesteht er doch selbst, daß eines derselben „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben," nur geschrieben worden sei, um „in einem nach dem engländischen Geschmacke eingerichteten" Gedichte darzuthun, daß die teutsche Sprache keinen Antheil an dem Mangel philosophischer Dichter habe, und eine gleiche oder ähnliche, lediglich äußere, Veranlassung möchte sich bei mehreren seiner didaktischen Poesien leicht nachweisen lassen. Dennoch fehlt es keiner derselben — zu denen wir auch die Satiren rechnen — an jener Stärke der Betrachtung und Würde der Ansicht, an jener Gedankenfülle und fruchtbar schweren Kürze, in die Wachler [39]) mit Recht das Grundwesen unsers Dichters setzt. Aber am glänzendsten unstreitig erscheinen diese Vorzüge in dem Gedichte „Über den Ursprung des Übels", welches, das Lieblingskind seines Urhebers, lange nachher noch unsern didaktischen Dichtern ein Vorbild geblieben ist. Gleichen Ruhm mit demselben erwarben sich „die Alpen", die, neben jenen Eigenthümlichkeiten, in den zahlreichen beschreibenden Stellen durch lebendige Auffassung und ergreifende Darstellung einer großen Natur sich auszeichnen, obgleich auch in ihnen der Lehrton der vorherrschende ist. Der britische Ernst seiner Muse, der zu Hagedorn's geselliger Heiterkeit den vollkommensten Gegensatz bildet, tritt nur in dem nicht vollendeten Gedichte

35) S. *Heyne* Elogium etc. p. 19. 36) Vorr. zu d. Gedichten, dritte Ausg. 37) S. Haller und Hagedorn gegen einander verglichen, Brief an v. Gemmingen im Tagebuche rc. Bd 2. S. 113. 38) Vorr. zu d. Gedichten, S. 7.

39) Vorlesungen üb. d. Gesch. der teutscher Nationalliteratur, Th. 2. S. 103.

„Über die Ewigkeit" als fromme Begeisterung entgegen, während die Gedichte „An Doris" und „Bei Marianens Tode" in einfach sanfter Weise die Bewegungen eines menschlich aufgeregten Gemüths rührend offenbaren. Wir werden Wenige gegen uns haben, wenn wir gerade in diesen anspruchlosen Klängen der Sehnsucht und des Schmerzes das finden, was die Befähigung Haller's für Poesie außer Zweifel setzt und es uns beklagen läßt, daß äußere Einflüsse ihn öfter, als gut war, dem Wege des reinen Naturausdrucks der Empfindung entzogen. Diese veränderte Richtung Haller's mag zum Theil auf die Rechnung jener Spaltung zu setzen seyn, die zu seiner Zeit Teutschland in zwei ästhetische Hälften trennte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn er in der gedankenreichen Kürze britischer Dichter das wirksamste Gegengift gegen die Seichtigkeit der gottsched'schen Schule zu finden meinte. Unter dem Einflusse der Ersteren war es ihm bald gelungen, sich von dem eiteln Flitterprunke der lohenstein'schen Manier zu befreien; nicht so leicht ward es ihm, die sprachlichen Unebenheiten zu beseitigen, die nur übelwollende Tadelsucht dem schweizerischen Dichter so hoch anrechnen konnte. Wie wenig er auch in dieser Beziehung die Mühe des Feilens gescheut, beweisen die spätern Ausgaben seiner Gedichte in Vergleichung mit den früheren [40]). Wenn wir hier noch bemerken, wie sein Beispiel im Kampfe der Schweizer mit Gottsched und dessen Jüngern die Niederlage der Letztern herbei führen und so den Aufschwung der teutschen Poesie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorbereiten half: so glauben wir nicht mit dem kleinsten seiner Verdienste zu schließen, und wir fügen nur noch einige Worte über die bereits genannten drei Romane, Werke seines höheren Alters bei, über die Folgendes genügen mag: Usong [41]) soll zeigen, wie auch der unbeschränkte Alleinherrscher, mit Einsicht, Wachsamkeit und Tugend, seine Völker beglücken könne; Alfred [42]) redet der beschränkten Monarchie das Wort, die Wirkung des Beispiels eines tugendhaften Fürsten auf die untergeordneten Diener des States ins Licht stellend, und Fabius und Cato [43]), ein historisches Fragment, preist die aristokratische Verfassung eines Stats von kleinerem Umfange mit einer Vorliebe, die dem Berner Patrizier wohl zu verzeihen ist. Alle drei sind, ungeachtet vieler einseitigen Ansichten, die gegründete Bedenken gegen den historischen Standpunkt ihres Verfassers erregen könnten, von Seiten der fast durchaus edeln und würdigen Darstellung der Beachtung nicht unwerth [44]). *(K. Förster.)*

Die ausgezeichnetesten Verdienste erwarb sich aber Haller als Anatom und Physiolog, unverwelkliche Lorbern werden in dieser Hinsicht seinen Namen schmücken, so lange Wissenschaften blühen. Er sagt von sich selbst: „dudum in physiologicis laboribus majorem vitae meae partem posueram." (In der Vorrede zu dem Werke: de partium corp. hum. fabrica. ed. 8. p. 4.) und beklagte öfters, daß er durch viele andere Beschäftigungen abgehalten wurde, diesen Studien ganz zu leben.

Unübertroffen ist Haller als Förderer der Anatomie und Physiologie, keinen Zweig jener ließ er ohne Berührung und für die Bearbeitung dieser schuf er eine neue Methode, welche bis in die neuesten Zeiten beibehalten worden ist und die zu den wichtigsten Aufschlüssen führte. Mit Recht bezeichnet daher sein Name eine neue Epoche in der Geschichte dieser Wissenschaft.— Im Laufe des 17ten und in den ersten Decennien des 18ten Jahrh., hatte man die Anatomie mit vielem Eifer bearbeitet und eine Masse von Entdeckungen lagen zur sinnigen Deutung und Verarbeitung zu einem Ganzen bereit, Albin und Winslow hatten schon den Geist für strengere, der Natur treue Genauigkeit in den anatomischen Beschreibungen, Ersterer auch in den Abbildungen geweckt, Boerhaave hatte mit kräftigem Geiste sich bemüht, die anatomischen Entdeckungen und neueren physiologischen Lehren zum Besten der praktischen Heilkunde zu benutzen, aber zu wenig eigener Forscher in jenen Grundpfeilern der gesammten Heilkunde, konnte er die Lücken nicht ausfüllen, die Irrthümer nicht berichtigen und mehreren seiner Lehrsätze fehlten daher die giltigen Beweise. Dieses fühlte sein geistvoller Schüler Haller wohl schon früher, vorzüglich aber bei der Herausgabe der Vorlesungen seines Lehrers und darum dachte er vor Allem daran, die Anatomie mehr in Beziehung auf Physiologie und beide als brauchbarere Grundlagen der praktischen Heilkunde zu bearbeiten. Über mehrere der wichtigsten physiologischen Lehrsätze herrschten, als er auftrat, noch viele Zweifel, seine Absicht war, diese durch nicht zu bestreitende Thatsachen zu heben. Wir erinnern nur an die wichtigen Entdeckungen Harvey's und Asselini's, welche eine große Reform in der Physiologie herbei geführt haben und die damals noch für Mehrere der Bestätigung durch wiederholte Beobachtungen in der Natur bedurften. Auch die lebhaften Streitigkeiten der Jatrochemiker und Jatromathematiker führten auf die fühlbarsten Lücken in den Kenntnissen von den Wirkungen der Organe während des Lebens, die zu ihrer Ausfüllung eines Mannes von H. vielseitiger Bil-

---

40) Die erste Ausgabe erschien zu Bern 1732. Ihr folgten, ohne die vielen Nachdrücke, elf andere, alle mit Verbesserungen von der Hand des Dichters, die letzte, von ihm besorgte zu Göttingen 1777. Die meisten Gedichte sind ins Französische (von V. E. Tscharner), mehrere ins Italienische (van *Soresi*) und ins Englische (van *Ms. Howard*) übersetzt worden. 41) Usong, eine morgenl. Geschichte in 4 Büchern. Bern 1771. Zuletzt ebend. 1778. Übersetzt in das Französische (von *Correvon*), Englische, Italienische, Holländische und Ungarnsche. 42) Alfred, König der Angelsachsen. Götting. u. Bern 1773. (Ins Franz. übersetzt.) 43) Fabius und Cato, ein Stück der römischen Geschichte. Bern u. Götting. 1774. 44) Außer den genannten Werken vergleiche über Haller als Dichter vorzüglich seine eigenen Geständnisse in dem angeführten Briefe an v. Gemmingen („Hagedorn und Haller gegen einander verglichen") in dem Tagebuche seiner Beobachtungen über Schriftst. und sich selbst, Th. 2. S. 118. Hottinger's Vers. einer Vergleichung der teutschen Dichter mit den Griechen und Römern, in den Schrift. der teutschen Gesellschaft zu Mannheim. Bd 5. S. 308 folg. und Manso über Albr. v. Haller in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen (Nachträge zu Sulzer), Bd 1. S. 118.

dung, ausgebreiteter Belesenheit und Gründlichkeit zu ihrer Ergänzung bedurften.

Haller's anatomische Studien hatten treffliche Lehrer geleitet. Duvernoy in Tübingen konnte ihm zwar wegen Mangels an menschlichen Leichnamen, einen gründlichen Unterricht in der Anatomie des Menschen nicht ertheilen, es übte sich aber doch sein damals erst siebenzehnjähriger Schüler fleißig in der Zergliederung der Thiere, eine Übung, die ihm später bei seinen zootomischen Untersuchungen und Vivisectionen viel nützte. Albin, Ruysch, Douglas und Winslow führten ihn tiefer in die Anatomie des Menschen ein, für welche er bald eine entschiedene Vorliebe gewann und gaben seinen Forschungen die Richtung zur Genauigkeit und Gründlichkeit, welche sich über alle seine Arbeiten verbreiteten. Seine Talente und sein Fleiß erwarben ihm bald die Zuneigung jener berühmten Männer, durch welche er auch Gelegenheit erhielt, sich selbst in der Zergliederung von Leichnamen zu üben. Vorzüglich rühmte er die freundschaftliche Behandlung, deren ihn Douglas würdigte, welcher ihm den Zutritt zu den Arbeiten für seine Geschichte der Knochen gestattete. Immer höher stieg sein Eifer zu eigenen Zergliederungen, um denselben zu befriedigen suchte er sich, nicht ohne Gefahr, in Paris heimlich ausgegrabene Leichname zu verschaffen und verfolgte die Gebilde weiter, auf welche ihn der genaue Anatom Winslow aufmerksam gemacht hatte. Auch Le Dran's Vorlesungen ließ er nicht unbenutzt und zergliederte unter seiner Leitung. Durch den treuen Unterricht dieser Meister in der Zergliederungskunde kehrte er gut vorbereitet in sein Vaterland zurück, wo er bald Gelegenheit fand, selbst als Lehrer aufzutreten. Während er sich nämlich zu Basel aufhielt, um Mathematik zu studiren, wurden ihm die anatomischen Demonstrationen übertragen, welche der damals kränkliche Professor der Anatomie J. R. Mieg nicht halten konnte. Und als er von da nach seiner Vaterstadt Bern zurückkehrte, um sich der Ausübung der Heilkunde zu widmen, so gelang es ihm nach kurzer Zeit, ein Gebäude zu Zergliederungen von Leichnamen und anatomischen Demonstrationen angewiesen zu erhalten. Hier arbeitete er, bis ihm in Göttingen die trefflichsten Hilfsmittel zu seinen mannichfachen Forschungen und literarischen Arbeiten zu Gebot standen.

Seine zahlreichen Berichtigungen und Bereicherungen der Anatomie machte er in vielen kleinen Schriften, Programmen und Gesellschaftsschriften zuerst, dann gesammelt, verbessert und mit mehrern neuen Abhandlungen vermehrt, in seinen beiden anatomischen Hauptwerken, Opuscula anatom. minora. Vol. III. Lausan. 1762—68 und Icones anatomic. Fasc. I—VIII. Götting. 1743—1756 bekannt. Auch hat er mehrere derselben, in seiner Ausgabe von Boerhaave Praelectiones und in den unten zu erwähnenden physiologischen Schriften mitgetheilt. Zu Haller's vorzüglichsten anatomischen Arbeiten gehören seine Zergliederungen und Abbildungen der Schlagadern, ihrer feineren Verzweigungen und mannichfachen Anastomosen, des Zwerchfeldes, der Netze, der Samengefäße in den Hoden, die Untersuchungen über den Bau des Herzens, der Klappe des Kolons und des Wachsthumes der Knochen. Alle diese Arbeiten zeichnen sich durch eine nicht genug zu rühmende Deutlichkeit und Gründlichkeit aus; die anatomischen Abbildungen sind nebst den Albinschen, die besten jener Zeit und mehrere derselben sind in Hinsicht der Richtigkeit und Reinheit der Darstellung der verschiedenen Gebilde in ihrer relativen Lage, als treffliche Musterblätter zu betrachten. Durch seine feinen anatomischen Untersuchungen der Gewebe des menschlichen Körpers, der Endigungen der Arterien, der Anfänge der Venen und Ausführungsgänge legte er schon einen guten Grund zu dem Theile der Anatomie, welche man seit Bichat unter dem Namen allgemeine Anatomie besonders bearbeitet. Die pathologische Anatomie wurde von ihm nicht übersehen, seine Opuscula pathologica partim recusa, partim inedita. Lausann. 1755, enthalten mehrere schätzbare Beiträge für dieselbe. Die Zootomie wurde durch seine Thierzergliederungen, durch die Untersuchungen des Gehirnes der Vögel und Fische, der Augen der Fische, durch die Beobachtungen über das bebrütete Ei und seine Vivisectionen bereichert.

Zum Beschlusse seiner für die Förderung der Anatomie unternommenen Arbeiten, erschien noch in den Jahren 1774 bis 1777 seine Bibliotheca anatomica in 2 Bänden. Sie enthält einen Theil der Früchte seiner ausgebreiteten Belesenheit und ist ein unentbehrliches literarisches Repertorium für den Anatomen. Ähnliche nützliche Sammlungen gab er über die Literatur der Botanik, Chirurgie und praktische Medicin heraus. Die Bibliotheca medico-practica konnte er aber nicht mehr selbst vollenden, die beiden letzten Bände wurden von Tribolet und Brandis herausgegeben. — Der Name eines um die Anatomie so hoch verdienten Mannes, ziert mit Recht auch ihre Nomenclatur und nie möge man bei den von ihm zuerst genauer beschriebenen Theilen, den Netzen, den Samengefäßnetzen u. s. w. den Namen Haller vergessen.

Noch wichtigere Dienste, als der topographischen Anatomie leistete Haller der Physiologie. Er setzte sich durch seinen unermüdeten Fleiß und umfassende Belesenheit in den Besitz aller anatomischen und physiologischen Kenntnisse bis auf seine Zeit, zergliederte die Leichname der Menschen bis in die feinsten Theile, mit der strengsten Genauigkeit, benutzte die Injectionen, die Vergrößerungsgläser, die sorgfältigen Beobachtungen lebender Geschöpfe, Vivisectionen, Thierzergliederungen, pathologische Anatomie, Chemie, Physik und Mathematik zur Erforschung und Berichtigung physiologischer Lehren; durch diese Vereinigung aller Hilfsmittel, welche nur das Studium der Physiologie fördern können, schuf er eine neue Methode der Bearbeitung dieser wichtigen Wissenschaft, welche eine Reform derselben nothwendig zur Folge haben mußte und welche bis in die neuesten Zeiten zur Erweiterung der Kenntnisse von den Lebenserscheinungen des Menschen, mit ausgezeichnetem Vortheile beibehalten wurde. Schon wegen der Weckung die-

ses Geistes der Gründlichkeit und treuen Naturbeobachtung, doppelt aber, da mit seinem großen physiologischen Werke wirklich eine neue Epoche für die Physiologie beginnt, verdient er den Namen eines Begründers der neueren Physiologie. Es würde uns zu weit führen, wenn wir Alles angeben wollten, was diese Hallern verdankt, nur einige Hauptmomente wollen wir ausheben.

Harvey's Lehre von dem Blutumlaufe, durch welche die Bedeutung eines ganzen Hauptsystems des Organismus eine andere Gestalt gewonnen hatte, bedurfte noch der Ergänzung rücksichtlich des Blutlaufes in den feinsten Gefäßen, ja sie war selbst noch mehrerer auf treue Naturbeobachtung gegründeter Beweise benöthigt, um gegen so manche, damals noch herrschende Zweifel ganz gesichert zu werden. Haller füllte durch seine sorgfältigen Untersuchungen an Leichnamen und lebenden Geschöpfen diese Lücken aus und stellte über den Blutlauf in den feinsten Gefäßen Ansichten auf, zu welchen man dem Wesentlichen nach immer wieder zurück kehrte, wenn auch dazwischen andere Meinungen sich zu verbreiten begannen. Über den mechanischen und chemischen Theil der Respiration verbreitete er richtigere Ansichten, die Untersuchungen über die Bewegung der Brusthöhle beim Athemholen und ob Luft zwischen den Lungen und den Wänden des Thorax befindlich sei, verwickelten ihn in einen heftigen Streit mit Hamberger, welcher bis zu dem Tode des Letztern fortgeführt wurde. Das Wichtigste über diesen Gegenstand findet sich in Hallers Abhandl. de respiratione experimenta anatomica. Götting. 1746 u. 49, in den Mémoires sur la respiration und in den Opp. minora. T. II. Aus diesen Kampf ging H. siegreich hervor. — Waren auch die Folgerungen, welche H. aus seinen zahlreichen und mühsamen Untersuchungen über das bebrütete Ei zog, der Natur nicht angemessen, so lieferten jene doch treue beobachtete Thatsachen, die auf andere Weise gut benutzt werden konnten und führten zu nützlichen Erfahrungen über die Entwickelungsgeschichte einzelner Gebilde, unter denen er dem Herzen und Gefäßsysteme besondere Aufmerksamkeit schenkte. — Vorzüglichen Ruhm erwarb er sich durch seine genauern Bestimmungen der verschiedenen Arten der Lebenskraftäußerungen im Allgemeinen, durch die sorgfältigere Unterscheidung des Tonus, der Muskelkraft oder Irritabilität (Irritabilitas Halleri), und der Nervenkraft, Empfindlichkeit oder Sensibilität. Vermochte er auch nicht diese wichtige Lehre ganz aufs Klare zu bringen, hat er auch zu manchen falschen Auslegungen Veranlassung gegeben: so hat er doch die Bahn zu gründlicherern Forschungen über dieselbe gebrochen und den Weg gezeigt, auf welchem man zu tiefern Einsichten vielleicht noch gelangen kann. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß H. durch Glisson's Schriften*) zu seiner Lehre von der Reizbarkeit der Muskelfaser hingeleitet worden ist. Dieser nannte die der thierischen Faser im Allgemeinen, den Muskeln, Flechsen, Häuten u. s. w. nicht nur, sondern auch dem Blute zukommende Kraftäußerung Irritabilität. Diese Lehre fand aber nicht viel Beifall. H. erkannte auch bald das Mangelhafte derselben und sonderte die den Muskeln nur zukommende Kraftäußerung durch die Benennung Irritabilität, von dem in allen Gebilden verbreiteten Tonus. Im J. 1739 erklärte H. zuerst, daß die Muskelkraft von der Irritabilität abhänge; von 1747 an unterschied er bestimmter die todte Kraft, Elasticität, Tonus, die eigentliche Muskelkraft, Irritabilität, und Nervenkraft, Sensibilität, so daß den Muskeln eine dreifache Kraftäußerung zukomme: die vis mortua, vis insita oder irritabilitas und vis nervea. Diese neue Lehre trug er in seiner Physiologie vor, es erschienen über dieselben mehrere Dissertationen von Zinn 1749, von Öder 1751, von Zimmermann 1752, von Wolsdorf und Castelli 1753. Im J. 1752 hielt H. zwei akademische Reden, in welchen er zu beweisen suchte: daß die Empfindlichkeit nur den Nerven zukomme, und das Vermögen auf einen Reiz sich zusammen zu ziehen, nur der Muskelfaser eigenthümlich und von den Nerven ganz unabhängig sei. — Diese Reden wurden 1753 in den Göttinger Commentarien durch den Druck bekannt gemacht und verwickelten H. in viele Streitigkeiten mit Le Cat, de Haen, Delius, Krause, Bondelli u. A., seine Gegenschriften sind in den Mémoires sur les parties sensibles et irritables. Lausanne 1756 — 1759 enthalten, auch findet sich viel darüber in seiner großen Physiologie. Man sieht aus dieser Darstellung, wie H. behutsam, unter fortdauernden Experimenten an lebenden Thieren nur Schritt für Schritt die Unabhängigkeit der Muskelreizbarkeit weiter ausdehnte und doch scheint er eben zuletzt noch, von dem rechten Weg abgewichen zu seyn. Wie schwierig es aber ist, über diese Lehre zur Gewißheit zu gelangen, beweisen wohl die widersprechenden Meinungen der Physiologen über dieselbe jetzt noch, nach einem Zeitraume von fast siebenzig Jahren.

Die literarischen Arbeiten H. über Physiologie finden sich theils in mehrern einzelnen Abhandlungen und Dissertationen, theils in seinen beiden physiologischen Handbüchern. Die erste Auflage der kleinen Physiologie: Primae Lineae physiologiae erschien zu Göttingen 1747 und wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, öfter aufgelegt und in das Französische, Italienische, Englische und Teutsche übersetzt. Mehrere Decennien hindurch wurde dieses Lehrbuch fast allgemein für die Vorlesungen und zum Privatunterrichte benutzt; noch im Jahre 1800 hat v. Leveling eine zu diesem Zwecke bestimmte neue Auflage besorgt**).

Die Herausgabe seines bis jetzt noch unübertroffenen Meisterwerkes, der Elementa physiologiae corporis humani, begann zu Lausanne 1757 und wurde

*) *Glisson* tract. de ventric. et intest. Lond. 1671 p. 191 und de irritabilitate a phantas. et appetitu recta. Amstelod. p. 99.

**) Alb. v. Haller Grundriß der Physiologie m. d. Verbess. von H. A. Wrisberg, Sam. Th. Sömmerring und Ph. F. Meckel; umgearbeitet von H. Mar. v. Leveling. Erlangen, 1800.

1763 mit dem achten Bande beendigt. Es enthält dieses treffliche Werk eine vollständige Sammlung aller Untersuchungen, Erfahrungen und Lehren über die feinere Anatomie und die Physiologie von den älteren bis auf H's Zeiten, verbunden mit einer ausnehmend reichhaltigen Literatur und den Resultaten eigener zahlreichen Untersuchungen, Beobachtungen und Forschungen des Verfassers. Eine unentbehrliche Schatzkammer von literarischen Nachweisungen und treu beobachteten Thatsachen für einen jeden Gelehrten, der jene Fächer mit Gründlichkeit bearbeiten will. — Auch von diesem Werke sind mehrere Auflagen, eine zu Neapel, eine andere zu Venedig, eine teutsche Übersetzung zu Berlin und eine französische zu Paris erschienen. Vom J. 1778 an unternahm H. selbst noch die mit neuen Untersuchungen und Beobachtungen vermehrte, aber im Ganzen abgekürzte Ausgabe dieses großen Werkes in Octav: De partium corporis humani praecipuarum fabrica et functionibus; opus quinquaginta annorum. Bernae et Lausannae 1778, allein er konnte dieselbe nicht mehr vollenden, von 30 Büchern, welche die Elementa physiologiae enthalten, erschienen nur zehn Bücher. In der Vorrede zu dem ersten Theile lieferte H. ein Verzeichniß seiner wichtigsten anatomischen und physiologischen Entdeckungen (Catalogus nonnullorum inventorum auctoris. p. 35). Die Zusätze, welche diese Ausgabe auszeichnen, sind, um die erste Auflage zu suppliren, ausgehoben und unter dem Titel: Auctuarium ad elementa physiologiae corp. hum. Laus. 1782 erschienen.

Nicht so glücklich war H. als Botaniker, sein Wettkampf mit Linnée glückte ihm nicht, dieser war ihm an umfassenden Kenntnissen des Pflanzenreiches und einem richtigeren Blick zu einer für dem damaligen Standpunkt der Botanik passendern Systematik, überlegen. — Doch ist der Eifer, mit welchem er auch in diesem Zweige der Wissenschaften arbeitete, zu rühmen. Schon während seiner Studierzeit beschäftigte er sich fleißig mit der Botanik, jedoch ohne besondere Vorliebe für dieselbe***); erst nach der Zurückkunft von seinen Reisen fing er an, derselben gleiche Thätigkeit wie der Anatomie zu widmen, legte er den Grund zu einer Flora der Schweiz und arbeitete gründlich für die richtigere Bestimmung der Pflanzenfamilien. Zu diesem Zwecke machte er von seinem 20sten bis 28sten Jahre, von 1728 bis 1736 jährlich Reisen auf die Alpen in Begleitung von Joh. Geßner, Stähelin und Thomas. Von 1736 bis 1753 bereiste er von Göttingen aus den Harz, Thüringen, die Gegenden von Halle und Hannover, wobei er eine beträchtliche Anzahl Pflanzen zusammen brachte, die er mit vieler Genauigkeit untersuchte und mit den vorhandenen Beschreibungen kritisch forschend verglich. Auch die Literatur der Botanik war ihm durch seine unermüdliche Belesenheit in ihrem ganzen Umfange bekannt geworden und er ließ keine Gelegenheit vorbei eilen, die ihm gestattete, fremde Herbarien zu benutzen, von denen die Sammlungen eines Joh. Jak. Huber, Albr. Gagnebin und Werner de la Chevol als die wichtigeren zu nennen sind. — In einer kleinen Schrift: de methodico studio botanices absque praeceptore Goett. 1736 (wieder abgedr. in den Opusc. Bot. p. 31 sqq.) gab er die Grundzüge zu einem natürlichen Systeme, welches sowohl auf den Habitus der Pflanzen und ihre natürliche Verwandtschaft, als auf die Verhältnisse der Staubfäden gegründet war. Allein er fand wenig Beifall und H. sah nicht ohne die Gefühle beleidigten Ehrgeizes Linnée's System mit glänzendem Erfolge sich immer weiter verbreiten. Hierin, verbunden mit der beleidigenden Zurücksetzung, die er von Linnée dadurch glaubte erfahren zu haben, daß dieser die von H. angegebenen Pflanzencharaktere nicht benutzt hatte, lag wohl hauptsächlich der Grund der Bitterkeit eines Streites gegen diesen ausgezeichneten Mann (in den eben angef. Schriften in den Göttinger Anz. 1748. S 500 und in Haller's Tagebuch 2. Bd S. 200), welcher zu der Schattenseite in Haller's literarischem Wirken gehört, vorzüglich wegen der Kritiken, die er unter dem Namen seines 15jährigen Sohnes, Gottlieb Emanuel, herausgab: Dubia ex Linnei fundamentis hausta, Götting. 1751. — Nuper proposita dubia illustrata, 1752. Dubiarum contra sect. septimam fundamentorum Linnei Manip. 1 u. 2. 1753.

Haller's vorzüglichstes botanisches Werk ist die Historia stirpium Helvetiae indigenarum. T. I—III. Bern. 1768, in welcher 2486 Pflanzen mit vieler Genauigkeit und mit einer von eben so großer Belesenheit, als Scharfblick zeugenden Angabe der Synonyme, beschrieben sind. Acht und vierzig derselben beigefügte Kupfertafeln, liefern lehrreiche Abbildungen mehrerer Pflanzen. Außer dieser trefflichen Flora, schrieb er noch mehrere kleine botanische Abhandlungen, die fast alle in seinen Opuscula botanica gesammelt sind. Hieher gehören die Beschreibungen seiner botanischen Reisen durch die Schweiz und auf den Harz, einige brauchbare Monographien: de Veronicis alpinis, über die Bartsia alpina, die Stähelina montana und eine Diss. de pedicularibus, und von denen der Libellus de Allii genere naturali (1745) noch den heutigen Monographien der Gattung Allium als Basis dient. Als Frucht seines Aufenthalts im mittleren Teutschland ist vorzüglich seine Ausgabe von Ruppii Flora Jenensis zu betrachten, welche viel Eigenthümliches von ihm enthält, durch seine Besorgung mit trefflichen Kupferstichen versehen wurde, auch in Hinsicht auf Kritik allen andern für jene Gegend erschienenen Floren vorgezogen zu werden verdient. Seine letzte botanische Arbeit war die Bibliotheca botanica, sie ist in demselben Geist geschrieben, wie die Bibl. anatomica, von welcher wir oben gesprochen haben, steht dieser aber an Gehalt nach. Wie ist es auch möglich, daß ein Mann in Fächern von so weitem Umfange mit gleichem Glücke und gleicher Gründlichkeit sollte arbeiten können? Immer bleibt Hallern der Ruhm, für Anatomie, Physiologie und Botanik gemein-

***) Haller sagt dieß selbst in der Vorrede zu der Enumerat. Stirp. Helvet. p. 17.

schaftlich, nach dem Standpunkte dieser Wissenschaften zu seiner Zeit, mehr und umfassender gewirkt zu haben, als ein Gelehrter vor oder nach ihm. — Seinen Namen verewigte Linnée in der Botanik durch die südafrikanische Gattung Halleria, durch die von ihm auf dem Harze entdeckte Arabis Halleri, und Allione, auch durch die piemontesische Anemone Halleri. (*Seiler.*)

HALLER (Berchtold), der wichtigste Beförderer der Reformation zu Bern, geboren 1492 in dem damals rottweilschen, jetzt würtembergschen Dorfe Aldingen*). Seine erste Bildung erhielt er auf der damals nicht unberühmten Schule zu Pforzheim, wo sich eine innige Freundschaft zwischen ihm und seinem Mitschüler Melanchthon bildete. Nachher studirte er auf der Universität zu Cölln, wo er den Grad eines Baccalaureus der Theologie erhielt. Die gründlichen Kenntnisse, besonders in den alten Sprachen und die schöne Diction seiner lateinischen Briefe bewiesen, wie wohl er seine Studienzeit angewandt hatte. Nachdem er hierauf einige Zeit an der Schule zu Basel gelehrt hatte, kam er im J. 1518 nach Bern, wo er zuerst auch Unterricht ertheilte, und bald eine Kaplanei erhielt. Seine Kenntnisse, sein Fleiß und seine Beredsamkeit, verbunden mit Bescheidenheit und einem einnehmenden Wesen, das durch ein entsprechendes Äußeres unterstützt wurde, erwarben ihm Achtung und Zuneigung. Besonders kam er mit denjenigen großen Geschlechtern, die der Reformation geneigt waren, mit den Wattenwyl, den Mai, den Weingarten in freundschaftliche Berührung. Bald erhielt er vom großen Rathe eine Chorherrenpfründe am Stifte zu Bern, und wurde dann 1521 zum Leutpriester an dieser Hauptkirche gewählt. Schon früher hatte er Luthers kleine Schriften eifrig gelesen, und predigte daher vom J. 1520 an nach den sonntäglichen Evangelien, über die zehen Gebote zwar vorsichtig, aber doch so, daß er damals schon in nicht geringer Gefahr schwebte. Denn so viele Neigung für die Reformation sich bei einigen der vorzüglichsten Mitglieder der Regirung und bei vielen Bürgern zeigte, so hatte die Gegenpartei besonders im kleinen Rathe doch noch ein entschiedenes Übergewicht, und unter den Bürgern einen sehr starken Anhang. Daher schwebte Haller wegen der steigenden Erbitterung der Parteien mehrere Jahre in beständiger Lebensgefahr, die auch einen entschlossenern Mann hätte schrecken können. Wirklich verlor er auch im J. 1522 den Muth so, daß er den Entschluß faßte, sich, unter dem Vorwande in Basel die griechische und hebräische Sprache gründlicher zu studiren, von Bern zu entfernen. Glücklicher Weise theilte er seinen Vorsatz Zwingli mit, der ihn dringend bat, auf dem Platze, wohin die Vorsehung ihn gestellt, auszuharren und seinen gesunkenen Muth wirklich wieder aufrichtete. Seine Gegner suchten ihn in die Gewalt des Bischofs von Lausanne, zu dessen Sprengel die Stadt Bern gehörte, zu bringen. Er wurde vor den großen Rath berufen, um sich wegen seiner Lehre zu verantworten. Die Parteien standen in der Rathsstube heftig gegen einander und eben so starke Parteiung zeigte sich unter den Bürgern; und da Hallers Freunde besorgten, der Entschluß, ihn nach Lausanne zu senden, könnte durchgesetzt werden: so führten sie ihn unter starker Begleitung in seine Wohnung zurück und bewachten dieselbe. Indessen wurde dann dem Bischofe von Lausanne von der auf ihre Auctorität eifersüchtigen Regirung die begehrte Zusendung Hallers und Sebastian Meyers, des kühnen Predigers bei den Barfüßermönchen, abgeschlagen mit der Erklärung, man werde ihm zu Bern selbst gehöriges Recht gegen die Predikanten halten. Auch war es Hallers Wirksamkeit sehr beförderlich, als der Rath durch seine Gesandten bei einer Tagsatzung zu Baden im Januar 1523 erklären ließ, daß Bern seine Predikanten, das heil. Evangelium und die heil. Schrift wolle verkündigen und predigen lassen, ohne Verhinderung und sie dabei schützen. In ähnlichem Sinne erließ dann die Regirung im Junius 1523 einen Beschluß, daß jeder Prediger dem Volke die bloße lautere Wahrheit vortragen solle. Allein im Herbste dieses Jahres wurden Haller und Sebastian Meyer und mit ihnen ihr Freund Thomas Wyttenbach von Biel wegen eines Gespräches über das Klosterleben, das sie mit einer Nonne zu Bern aus der Familie May gehalten, angeklagt, und auf eine schlaue Weise versucht, ihre Verbannung zu bewirken. Endlich gelang es aber ihren Freunden im großen Rathe, die Sache durch den Beschluß zu unterdrücken, daß die Prediger ihrer Kanzel warten und des Klosters müßig gehen sollen. Daher versuchten nun seine Feinde, ihn bei Nacht unter dem Vorwande eines Krankenbesuchs aus dem Hause zu locken und dann zu entführen. Der Anschlag wurde aber von einigen Steinhauern, die denselben belauscht hatten, und Hallern zuriefen, er solle im Hause bleiben, vereitelt. Ein andrer Angriff, der bei Tage auf sein Leben geschehen sollte, wurde wieder durch den Zulauf von Bewaffneten aus dem Volke, die ihn beobachteten, verhindert, und der wiederholt gemachte Versuch, seine Absendung nach Lausanne zu bewirken, konnte im großen Rathe nie durchgesetzt werden. Zwar erhielt die katholische Partei durch den Einfluß andrer eidgenössischer Orte und durch die Besorgnisse, welche der Bauernkrieg erregte, seit dem Jahre 1524 wieder ein bedeutendes Übergewicht, und Sebastian Meyer wurde wirklich verbannt: aber auch die Freunde der Reformation, zu denen besonders der Schultheiß Jakob v. Watteuwyl gehörte, behielten großen Einfluß, und eben jene Besorgnisse mäßigten die Heftigkeit des Parteigei-

*) Das Geschlecht Haller findet sich in verschiedenen Gegenden. Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erscheint Jakob Haller als Mitglied des großen Rathes zu Bern. — Johannes, der weder mit diesem Jakob noch mit Berchtold scheint in Verwandtschaft gestanden zu haben, wurde 1487 in dem St. Gallenschen Städtchen Wyl geboren, und war der erste Geistliche im Canton Bern, der sich verheirathete. Wegen der Unruhen im Berner Oberland 1528 ging er nach Zürich, wurde Pfarrer zu Bulau und fiel 1531 in der Schlacht bei Cappel. Sein älterer Sohn Johannes, geboren 1523, wurde Archidiakon zu Zürich, dann auf Begehren der Regirung von Bern dieser Stadt überlassen, wo er 1575 als Dekan starb. Von diesem stammt der große Naturforscher, Anatom und Physiolog Albrecht von Haller ab.

stes und überzeugten von der Nothwendigkeit, daß ein Ausbruch verhütet werden müsse. Daher wurde mit Meyer auch sein heftigster Gegner, der Lesemeister der Predigermönche, Hans Heim, verbannt und den Predigermönchen so wie den Barfüßern geboten, sich des widerwärtigen Predigens zu enthalten: man solle sich mit den Predigten in der Stiftskirche begnügen. Hier aber predigte Haller, zwar ohne seiner Überzeugung irgend etwas zu vergeben, jedoch vorsichtig und behutsam, wie ihm Zwingli selbst gerathen hatte: dadurch rettete er nicht nur sich selbst, sondern er wirkte durch Behutsamkeit und Mäßigung weit mehr, als unter den damaligen Verhältnissen ein lebhafterer Kopf vermocht hätte. Allein als der Bauernkrieg unterdrückt und die bekannte Disputation zu Baden im Mai 1526 angeordnet war, schien die katholische Partei entschieden zu siegen: denn den 21. Mai wurde der Beschluß durchgesetzt, beim alten Glauben zu bleiben, und sich von der Mehrheit der eidgenössischen Orte nicht abzusondern. An demselben Tage beschloß der kleine Rath, Haller und der Pfarrer zu Erlenbach, Peter Cunz, sollen sogleich nach Baden reisen, nicht um zu disputiren, sondern um Rechenschaft von ihrer Lehre abzulegen: dazu sollte ihnen nicht einmal das übliche Geleite bewilligt werden. Allein der große Rath gab ihnen ein der Reformation geneigtes Mitglied des kleinen als Beschützer zu. Nach den gedruckten Akten dieser ganz parteiisch für die Katholiken eingerichteten Disputation, äußerte sich Haller einzig über die zweite Thesis, welche die Behauptung aufstellt, daß der wahre Leib Christus in der Messe wirklich geopfert werde. Gegen diese disputirte er mit gewichtigen Gründen, verließ dann aber Baden vor Beendigung der Disputation. Bald nach seiner Rückkunft wurde er vor den kleinen Rath berufen und ihm der Befehl angekündigt, wieder Messe zu lesen. Allein er verweigerte jede Antwort anderswo als vor dem großen Rathe, und seine Freunde setzten es durch, daß die Sache dahin mußte gebracht werden. Hier entstand nun ein so heftiger Streit, daß die Bürger vor dem Rathhause zusammen liefen und sich das Gerücht verbreitete, die Parteien seien in der Rathsstube im Handgemenge begriffen. Als endlich Stille hergestellt war, erklärte Haller, daß er sich dem Befehle, Messe zu lesen, nicht unterwerfen könne, aber um Entzweiung der Regirung zu verhüten, seine Chorherrenstelle aufgeben wolle. Dieß besänftigte die Gemüther und die Parteien schlossen einen Vergleich, der dann zum Vortheile der Reformation ausschlug. Die Chorherrenstelle und damit auch die Verpflichtung, Messe zu lesen, wurde ihm zwar abgenommen; dagegen wurde ihm ein andres Einkommen und eine andre Wohnung angewiesen, und er zugleich als Prediger bestätigt. Dieß war der letzte Kampf zu Bern, bei dem seine Existenz, oder wenigstens seine Wirksamkeit in dieser Stadt auf dem Spiele stand, nachdem er seit etwa fünf Jahren in beständiger Lebensgefahr geschwebt hatte. Denn seit der Disputation zu Baden hob sich zu Bern die reformirte Partei immer mehr, und die katholischen Orte der Eidgenossenschaft beförderten dieß selbst durch die Anmaßung, womit sie Bern in dieser Rücksicht Gesetze vorschreiben wollten. Haller erhielt nun auch den Auftrag, in der Adventszeit außer seinen gewöhnlichen Predigten noch drei Mal in der Woche zu predigen; ja man erlaubte ihm, noch einen Gehilfen zu suchen. Deßwegen rief er Franz Kolb, gebürtig von Rötelen, der schon früher eine Chorherrenstelle zu Bern gehabt, aber im Jahre 1522 wegen seiner heftigen Predigten gegen die Mißbräuche in der Kirche, besonders aber gegen die Sittenlosigkeit, das Pensionswesen und das Reislaufen sich entfernt hatte. Haller konnte von jetzt an weit ungehemmter auftreten, und er erntete endlich den Lohn seines Ausharrens, als der große Rath im November 1527, weil die katholischen Orte beharrlich die Mittheilung eines der vier Originale der Akten der badenschen Disputation zu Vergleichung mit den von Murner zu Luzern gedruckten Akten verweigerten, eine feierliche Disputation zu Bern selbst ausschrieb. Haller erhielt nebst Kolb den Auftrag, die Theses abzufassen. Sie übersandten dieselben Zwingli zur Prüfung, worauf sie zu Zürich gedruckt wurden; denn Bern hatte damals keine Druckerei. Diese zehen Theses enthalten die Hauptsätze der reformirten Lehre: die fünfte ist gegen die lutherische Lehre vom Abendmahle gerichtet. Äußerst lebhaft äußerte Haller seine Freude, als Zwingli ihm versprach, selbst zu der Disputation nach Bern zu kommen: denn nun hielt er den Sieg für entschieden. Allerdings wirkte dieß um so vortheilhafter, da Zwingli sich aus hinreichenden Gründen 1526 geweigert hatte, nach Baden zu kommen. In den Akten der Disputation zu Bern zeigt sich Hallers Schriftkenntniß und Besonnenheit in hellem Lichte. Auch die Rathschläge, die er nach der Disputation der Obrigkeit übergab, wie bei Einführung der Reformation zu Werke zu gehen sei, und die auch meistens befolgt wurden, zeugen von vieler Klugheit und Sanftmuth, und es findet sich darin keine Spur von Rachsucht gegen seine Verfolger. Aber noch einmal sah er sein Leben im Dienste der Wahrheit bedroht. Zu Solothurn kämpften die Parteien heftig gegen einander: endlich wurde durch den Einfluß bernerischer und anderer Gesandten der Entschluß bewirkt, einen vorzüglichen Prediger zu berufen. Bern überließ Solothurn im Januar 1530 Hallern auf einige Zeit. Er blieb sechs Wochen daselbst, und predigte in dieser Zeit dreißig Male. Allein die Gegenpartei veranstaltete ein Wunder, indem das Bild und das Reliquienkästchen des h. Ursus eines Morgens schwitzten; alsobald wurde mit allen Glocken geläutet, und die Gläubigen ermahnt, Gott und dem h. Ursus für diese Warnung zu danken. Der dadurch erregte Auflauf wurde zwar gestillet, aber es zeigte sich dabei, wie sehr Hallers Leben in Gefahr stand. Bern berief ihn deßwegen zurück. Von da an lebte er ruhig zu Bern seinem Amte und den Wissenschaften. Wichtige Veränderungen in seinem Leben werden keine mehr erwähnt. Allein schon den 26. Februar 1536 machte eine schwere Krankheit seinem Leben ein frühes Ende. — Nach einigen Nachrichten soll er sich 1529 verheirathet haben, doch ist dieß ungewiß: Kinder hinterließ er we-

nigstens nicht. — Haller war ganz der Mann, wie ihn die Verhältnisse zu Bern erforderten, wenn die große Anhänglichkeit der Mehrheit der Einwohner an dem Alten sollte allmälig besiegt werden. Während Kolb, der Arzt Valerius Anshelm (der 1529 nach Bern zurückkam und die berühmte Berner Chronik abfaßte), und Sebastian Meyer, drei kräftigere und kühnere Charaktere nach und nach von Bern vertrieben wurden, blieb der behutsamere, ja zuweilen furchtsame Haller immer bei seiner Predigerstelle, und bewirkte zwar langsam und leise, aber sicher, eine solche Veränderung in der Vorstellungsart seiner Zuhörer, daß die meisten Zünfte, in welche die Bürger zwar nicht politisch aber militärisch eingetheilt waren, und deren jede ihren eignen Kaplan und eigne Sacra hatte, die Messe noch vor der Disputation zu Bern abschafften. — Außer einer handschriftlichen Berner Chronik und den Vor- und Nachreden bei den Akten der Disputation zu Bern hat er keine Schriften hinterlassen. Seine frühere Lage zu Bern, dann die vielen auf ihm lastenden Geschäfte, seine ganze Persönlichkeit und endlich die Kürze seines Lebens erklären dieß hinlänglich **). (*Escher.*)

HALLER (Gottlieb Emanuel v.), ein Sohn des berühmten Albrechts von Haller, wurde zu Bern am 17. October 1735 geboren. Anfangs widmete er sich zu Göttingen, wo sein Vater lehrte, der Medizin und vor Allem der Botanik und versprach auch in dessen Fußtapfen zu treten. Aber als der Vater nachher zurück ging, folgte auch der Sohn, und legte sich nun mehr auf die Rechte und die Geschichte seines Vaterlandes, um demselben nützlicher werden zu können. Nachdem er 1760 Paris besucht hatte, erhielt er das Amt eines Vicebibliothekars zu Bern und bald darauf das eines Kriegsraths-Sekretärs. Indeß verhinderten mancherlei Ursachen, daß er nicht vor 1773 in den großen Rath treten konnte: als er dieß aber erreicht hatte, ging er schnell die Ehrenstufen seines Vaterlandes durch, wurde Großwaibel oder Vicepräsident des Stadtgerichts, auch in diplomatischen Geschäften gebraucht, wie er denn bei der Tagsatzung der italienschen Vogteien als Gesandter Berns auftrat. Nach seiner Rückkehr 1775 erhielt er das Amt eines Gerichtsschreibers oder Civil- und Criminalrichters von Bern, 1785 aber die eines Landvogts von Nyons, als welcher er am 9. April 1786 starb. Von seinen Schriften sind außer einigen kleinern über einzelne Theile des Linné'schen Systems ***) folgende zu bemerken: 1) Specimen bibliothecae Helveticae. Bern, 1757. 4. 2) Sechs verschiedene Versuche eines kritischen Verzeichnisses aller Schriften, welche die Schweiz angehen. Ebendas. 1759—70. 8. Beide Werke nehmen in der Literatur der Schweiz einen ehrenvollen Platz ein und zeugen von großem Fleiße und Beredsamkeit. 3) Conseils pour former une Bibliothèque historique de la Suisse, ib. 1771. 8. — 4) Catalogue raisonné des auteurs qui ont écrit sur l'histoire naturelle de la Suisse, à Bâsle, 1773. 4. — 5) Bibliothek der Schweizergeschichte systematisch-chronologisch geordnet. 7 Bde. Bern 1785—88. gr. 8., wovon aber 3r bis 7r von J. J. Stapfer, Pfarrer zu Bern, jedoch ohne dessen Namen aus den hinterlassenen Papieren des Verf. herausgegeben sind. Auch hatte Haller Antheil an der zu Yverdun von Professor Félice besorgten Ausgabe der Encyklopädie, ou Dictionaire raisonné des Sciences (1770 seqq.). Vergl. die von Stapfer der Vorrede zum 6ten Theile der Schweizer Geschichtsbibliothek (S. 7—18) beigefügte Lebensbeschreibung, dann Saxe Onomasticon literarium. Tom. 8. p. 130. Auch die Biogr. univ. und Meusel's Lexikon der verstorbenen teutschen Schriftst. Bd. 5. S. 104 ff. (*Ad. Martin.*)

HALLER von HALLERSTEIN, ein altadeliges Geschlecht, vermuthlich aus Franken abstammend, das von da nach Baiern, Steiermark und Krain kam, und 6 Meilen von Laibach das Schloß Hallerstein erbaute. Schon 1198 war dieses Geschlecht zu Nürnberg ansässig, und es erbaute 1276 unfern dieser Stadt die Kirche und das Hospital zum heil. Geist zum Gebrauch der Reisenden. Barthel Haller v. Hallerstein war Kaiser Ferdinands Kriegsoberster und Rath, ließ sich nachher zu Frankfurt am Main nieder, und starb daselbst 1551 als Schultheiß. Peter Haller v. Hallerstein wandte sich zu Anfange des 18ten Jahrh. von Nürnberg nach Siebenbirgen, und wurde daselbst Stammvater des freiherrlichen Geschlechts dieses Namens †). (*Baur.*)

Sein Sohn, Johann Haller (Freiherr v. Hallerstein oder Hallerkö), ein eifriger Vertheidiger des römisch-katholischen Glaubens in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh., als dieser in Ungarn und Siebenbirgen durch den Protestantismus und den Socinianismus verdrängt zu werden in Gefahr stand. Wegen seines Eifers für die kathol. Religion ließ ihn der siebenbirgische Fürst Michael Apafi zu Fogarasch ins Gefängniß werfen. In seiner Gefangenschaft schrieb er in magyarischer Sprache das historische Werk Hármas Historia (dreifache Geschichte), worin er sich über die Thaten Alexanders des Großen, und Troja's Untergang ausführlich verbreitet, und eine Ährenlese aus der Geschichte lieferte. Es wurde zu Klausenburg 1693 in 4. gedruckt, und zu Preßburg 1750 in Quart neu aufgelegt. Außerdem hat man noch von ihm einen clypeus tolerantiae, welcher 1682 von Jak. Coreno, unter dem Titel: Békességes turésnek paysa in das Magyarische übersetzt ist. (*Rumy.*) — Ladislaus Haller (Graf von Hallerstein oder Hallerkö, ein ausgezeichneter siebenbirgscher Statsmann, Gelehrter und Schriftsteller in magyarischer Sprache. Er wurde im J. 1717 geboren. Schon im 24sten Lebensjahre erhielt er von der

**) Vgl. Scheurer's bernisches Mausoleum Bd. I. — *Adami* Vitae Theologorum. p. 28, wo sich auch die Artikel der Berner Disputation finden. — Haller's Biblioth. der Schweizergeschichte. Bd. 2. S. 114.

***) Doch nur angeblich, vgl. S. 303. (*St.*)

†) Das allgem. (Fritschesche) hist. Lex., und die dort angeführten Schriftst. Adelungs Zus. zum Jöcher. Auch Will und Nopitsch im Nürnberg. Gel. Lex. führen mehrere dieses Geschlechts an.

Regirung einen wichtigen Auftrag, den er zu ihrer vollen Zufriedenheit ausführte, wofür er mit der Würde eines königl. Raths und dem Amte des Obergespans des Marmaroscher Comitats belohnt wurde. Er liebte die Wissenschaften und die Beförderung der damals noch wenig als Schriftstellersprache ausgebildeten magyarischen Sprache so sehr, daß er mitten unter seinen Amtsgeschäften den Telemach und einen Theil von Ovids Metamorphosen ins Magyarische übersetzte; doch erschien die gelungene Übersetzung des Telemach erst nach seinem Tode, denn er starb bereits am 1. März 1751, in seinem 34sten Lebensjahre, als er gerade den königl. Ruf zur Septemviraltafel erhalten hatte. Sein Manuscript der noch unvollendeten Übersetzung von Ovids Metamorphosen ging aber nach seinem Tode verloren. Die erste Ausgabe seiner magyarischen Übersetzung des Telemach besorgte sein Bruder, der General Graf Gabriel Haller. Sie wurde im J. 1755 zu Kaschau gedruckt und erschien unter dem Titel: Telemakus bujdosának történetei, melyeket Frantzia nyelven irtt Feneloni Saligniak Ferencz Kameraki Ersek, Magyarra forditott Hallerköi Haller László Gróf Úr etc. Die Übersetzung fand solchen Beifall, daß bereits im J. 1758 die zweite und im J. 1770 die dritte Ausgabe erschien, von der bereits die ganze Auflage längst vergriffen ist. Graf Ladislaus Haller trug durch seine Übersetzung des Telemach viel zur Vervollkommnung der magyarischen Sprache bei, denn er hatte seine Muttersprache ganz in seiner Gewalt, kannte ihre Kraft, und wagte sie durch glücklich neu gebildete Worte zu bereichern, welchem rühmlichen Beispiel später Báróczy, Kazinczy und andere klassische magyarische Schriftsteller folgten. Sein Bildniß ziert das sechste Heft des Erdélyi Museum (Siebenbirgisches Museum, Pesth 1817). (*Rumy.*)

HÄLLER, gemeiniglich Heller geschrieben, in Teutschland die kleinste Kupfermünze, die jetzt wohl nirgends mehr geschlagen wird und die Hälfte eines Pfennigs gilt; daher wahrscheinlicher der Name Halber, woraus in der Folge Häller entstanden ist und so viel als Halfpenny, in Oberschwaben Haller, in Böhmen Halti, als von der Reichsstadt Halle, wo vormals eine kaiserliche Münze war und wo sie zuerst ausgeprägt seyn sollen. Sie kamen statt der denarii auf, hießen im Mittelalter auch Pfennige und wurden pfundweise ausgegeben. 600 Häller galten eine Mark Silber. Sie waren ursprünglich eine Scheidemünze, wurden seit 1356 auch in den kaiserlichen Münzstätten zu Frankfurt a. M., Nürnberg, Ulm und Donauwerth geschlagen, und waren zu $\frac{1}{3}$ von Silber, zu $\frac{2}{3}$ von Kupfer. Auf eine hallische Mark sollten 31 Schilling 4 Häller gehen, und ein Pfund Häller für 1 Goldgulden gelten. Späterhin kamen die Kupferhäller auf, die sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben: die Scheidemünze nannte man die weißen, die Kupfermünze die rothen Häller. So gemein aber auch im Handel das Pfund Häller war, so weiß man doch jetzt dessen wahren Werth, den es in den Staten Teutschlands vielleicht verschieden gehabt haben mag. Gewöhnlich nimmt man an, daß 7 Häller 1 Kreuzer, und deren 12 ein Schilling, 20 Schillinge aber gerade 1 Pfund Häller ausgemacht haben, mithin 7 Pfund Häller 1 Gulden werth gewesen seien. — Von diesem Häller haben wir mehrere teutsche Sprichwörter: bei Häller und Pfennig bezahlen, nicht einen Häller darum geben, nicht einen blutigen Häller haben; wer den Häller nicht spart, wird keines Pfennigs Herr u. a. (*G. Hassel.*)

HALLERIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caprifolien und der zweiten Ordnung der vierzehnten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter ist ein dreilappiger, stehen bleibender Kelch, eine trichterförmige Corolle mit vielgespaltenem Saume und mit einem größeren ausgerandeten oberen Fetzen, ein stehen bleibender Griffel und eine kugelige, einfächerige, vielhaarige Beere mit Samen, deren Keimgänge sich in einem Mittelpunkte vereinigen. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind strauchartige Gewächse, welche im südlichen Afrika wachsen. 1) H. lucida *L.* mit eiförmigen, lang zugespitzten, gesägten Blättern, zweilippiger Corolle und hervorragenden Staubfäden. Abgebildet in *Lam.* Illustr. tab. 546 und in *Burm.* Afr. t. 89. fig. 2. 2) H. elliptica *Thunb.* prodr. mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, gezähnten Blättern, gleichförmiger Corolle und eingeschlossenen Staubfäden. Abgebildet in *Burm.* Afr. t. 89. fig. 1. (*Sprengel.*)

HALLERMUND, eine Grafschaft und ein Dynastengeschlecht, das schon vor Heinrich des Löwen Zeiten in dem Lande am Deister blühete. Die Burg Hallermund, die ihren Namen doch wohl von dem kleinen Flüßchen Haller, der zu Hallerspringe der Erde entquillt und der Leine nachgeht, thronte im S. von Springe und im W. von Eldagsen auf einem Vorberge des Deisters, der noch jetzt den Namen des Burgbergs führt: ihre ältern Besitzer hatten das Land umher, die Städte Eldagsen und Springe, Lodium, wo Graf Wulbrand von Hallermund 1163 ein freies Cisterzienserstift gegründet hatte, die Adenser Gohe und Wulfingen erworben und sich ein ziemlich arrondirtes Gebiet erworben, das aber nicht von Braunschweig, sondern von den Hochstiftern Minden und Hildesheim zu Lehn ging; daher ihre ewigen Reibungen mit den Welfenfürsten. Die Hallermunde theilten sich in 2 Linien, wovon die ältere zu Eldagsen, die jüngere auf Burg Hallermund ihren Sitz hatte. Graf Gerhard aus der jüngern Linie verkaufte 1282 Hallermund, das seitdem in Trümmer verfiel, und die Hälfte der Grafschaft an Herzog Otto den Strengen von Lüneburg; 1411 erlosch mit den Grafen Otto und Willebrand der ältere Stamm und Herzog Bernhard I. zog, jedoch mit Widerspruche der Lehnsherrn zu Minden und Hildesheim, nun auch die zweite Hälfte der Grafschaft ein[1]). Hallermund wurde dadurch ein Theil der Lüneburgschen, allein in dem Theilungsrezesse, den 1428 Herzog Bernhard I. mit seines Bruders Herzog Wilhelm dem Siegreichen und Herzog Heinrich dem Friedfertigen abschloß, wurde Hallermund zu

1) *Scheidt* p. 245.

dem braunschweigschen Antheile [2]) und in der Folge in einem anderweiten Theilungsvertrage zwischen den Herzogen Heinrich und Erich I. 1495 zu dem Lande am Deister oder dem nunmehrigen Fürstenthume Calenberg geschlagen, wobei sie seitdem geblieben ist. Ihre Zubehörungen sind unter mehrere Ämter vertheilt. — Als Kurfürst Georg seinen ersten Minister Graf Franz Ernst von Platen 1704 mit dieser Grafschaft und den derselben anklebenden Insignien, auch allen Gerechtsamen, als einen unmittelbaren Reichsstand nach dem Rechte der Erstgeburt in absteigender Linie beafterlehnte, so wurde dabei ausdrücklich reversirt, daß unter solchen Gerechtsamen nichts, als das Recht der reichsgräflichen Unmittelbarkeit und des Sitzes und Stimme bei Reichs-, Kreis- und andern Versammlungen im Reiche zu verstehen sei, und die Grafen von Platen für ewige Zeiten an die reditus, jura et pertinentiae der Grafschaft Hallermund keinen Anspruch machen, noch sich den Landesbehörden oder schuldigen Landesabgaben entziehen, vielmehr die Stimme auf Reichskreisversammlungen in dem Sinne und Gutbefinden des jedes Mal regirenden Landesherrn führen sollen [3]). (*G. Hassel.*)

HALLERSTEIN (August), ein Jesuit, Astronom und Mathematikus, war Mandarin und Präses des mathematischen Tribunals zu Peking und starb zwischen 1770 und 1780. Man hat von ihm Observationes astronomicae ab an. 1717 ad 1752 a patribus Soc. J. Pekini Sinarum factae, gesammelt von Hallerstein und herausgegeben vom P. Hell, Wien 1768. gr. 4. 2 Theile. — Astronomische Beobachtungen 1744 und 1747 zu Pekin gemacht, stehen in den Philosophical Transact. — Observationes Cometae visi Pekini 1748. Ebend. num. 494. — Mercurius in Sole observatus Pekini Sinarum, d. 7. Nov. 1756. In den Nov. Comm. Petrop. T. IX. ad an. 1762. 1763. Im J. 1770 gefundene Methode bei einer Sonnenfinsterniß aus Beobachtungen den kleinsten Abstand der Mittelpunkte zu berechnen. In Hells astronom. Ephemeriden, Wien 1774. — De differentia meridianorum Petropolitani et Pekinensis, in den Nov. Commentar. Acad. scient. imperialis Petropol. Tom. 19. p. 603 f. (*Rotermund.*)

HALLERVORD (Johann), aus Königsberg in Preußen, als Literator und Bibliograph nicht unrühmlich bekannt, starb 1676, nur 31 Jahre alt. Man hat von ihm De historicis latinis spicilegium. Jen. 1672. 8. und Bibliotheca curiosa, in qua plurimi rarissimi atque paucis cogniti scriptores indicantur. Regiom. et Frf. 1676; mit einem neuen Titel 1687. 4. Das erste ist ein alphabetisch geordnetes Supplement zum Vossius de hist. lat., und das zweite zu Geßners bibl. univ. *). (*Baur.*)

2) Grath Nachr. von Erbtheilungen S. 49. 3) Größten Theils nach Wolf's Geschichte der Grafen von Hallermund und Scharfs polit. Stat des Kurf. Braunschweig-Lüneburg.

*) *Baillet* jugem. T. II, 6. *Fabricii* hist. bibl. suae. P. V, 459. *Pisanski* hist. lit. Prussiae P. III, 75. Biogr. univ. T. XIX. von Beuchot).

HALLEY, als Mathematiker und Naturforscher hoch berühmt, wurde am 29. October [1]) 1656 in dem Kirchspiel St. Leonard nahe bei London geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Seifensieder, bemerkte frühzeitig die ausgezeichneten Anlagen seines Sohnes und scheute daher keine Kosten dieselben auszubilden. Der junge Halley besuchte zuerst die St. Paulsschule und erwarb sich dort eine treffliche klassische Bildung, zugleich aber auch schon bedeutende mathematische und physikalische Kenntnisse. Im J. 1673 bezog er die Universität zu Oxford und widmete sich vorzugsweise den mathematischen und astronomischen Studien mit so glücklichem Erfolge, daß er schon 2 Jahr darauf, also in seinem 19ten Lebensjahre eine neue directe Methode die Aphelien und Excentricitäten der Planeten zu bestimmen erfand und in einer eigenen Schrift bekannt machte [2]). Es war vom Anfange seines Aufenthalts in Oxford an immer einer seiner Lieblingsplane, ein Verzeichniß der Fixsterne nach eigenen Beobachtungen zu entwerfen und durch genaue Bestimmung der wahren Örter dieser Sterne Tycho Brahe's Beobachtungen zu vervollständigen und zu berichtigen; da er aber erfuhr, daß Hevelius und Flamsteed schon mit dieser Arbeit beschäftigt waren: so faßte er den Entschluß, die Sterne zu verzeichnen, welche dem Südpole so nahe liegen, daß sie weder über dem Horizonte von Danzig noch von Greenwich je aufgehen. In dieser Absicht verließ er die Universität, noch ehe er, wie es in England gewöhnlich ist, einen akademischen Grad angenommen hatte, und schiffte sich im November 1776 nach St. Helena ein, wo er nach einer dreimonatlichen Reise ankam. Nachdem er dort bei einem keineswegs ganz günstigen Himmel sein Vorhaben so gut als möglich ausgeführt und außer den von den Schiffern benannten Constellationen ein neues Sternbild, die Karlseiche, zu Ehren seines Königs und Beschützers Karls II. eingeführt hatte, kam er im November 1678 nach England zurück, und wurde unmittelbar darauf von der Universität Oxford zum Magister artium creirt und von der königl. Societät zu ihrem Mitgliede erwählt. Noch in demselben Jahre gab er sein Verzeichniß der südlichen Gestirne mit angehängten Bemerkungen über verschiedene astronomische Gegenstände heraus [3]). Er macht in diesen Bemerkungen hauptsächlich auf den Vortheil aufmerksam, welchen man aus den Durchgängen der untern Planeten zur Bestimmung der Sonnenparallaxe ziehen könne, wozu ihn ein von ihm zu St. Helena beobachteter Durchgang des Merkur veranlaßte. Auf diese Parallaxenbestimmung kam er nachher öfter zurück [4]); doch erst im J. 1716

1) Dieses Datum steht in *Hutton's* Dict., vermuthlich ist aber der 29. Oct. a. St. gemeint, denn das Eloge de Halley von Mairan gibt den 8. Nov. an. Montucla (Hist. de mathémat. T. II.) sagt gar, H. sei am 8. Nov. a. St. geboren, welches wohl ein Mißverständniß ist. 2) Methodus directa geometrica investigandi excentricitates planetarum. Londini 1677. 3) Catalogus stellarum australium s. Supplementum catalogi Tychonici ad ann. 1677. Lond. 1679. 4. 4) Philos. Transact. Year 1691 u. 1716.

gelang es ihm, diese Methode zu einem höhern Grade von Genauigkeit zu erheben, als man bis dahin irgend gehofft hatte, worauf er dieselbe für den nächsten, freilich erst nach seinem Tode zu erwartenden, Venusdurchgang dringend empfahl. — Im J. 1679 wurde er von der königl. Societät nach Danzig gesendet, zunächst in der Absicht, einen zwischen Hooke und Hevel [5]) entstandenen wissenschaftlichen Streit beizulegen. Er kam dort am 26. Mai an, wurde von Hevel auf das Freundlichste empfangen und verweilte, mit diesem gemeinschaftlich beobachtend und Kenntnisse austauschend, bis zur Mitte des Julius, wo er nach England zurück kehrte.

In den Jahren 1680—1681 machte Halley eine Reise nach Frankreich und Italien, um die Astronomen von Greenwich und Paris in nähere Verbindung mit einander zu bringen und sich selbst unter Cassini's Leitung in der Astronomie zu vervollkommnen. Auf dieser Reise beobachtete er den damals erschienenen merkwürdigen Kometen, und wurde dadurch später veranlaßt, die Theorie der Kometenbahnen nach Newton's Systeme zu bearbeiten, wo sich dann bei der Vergleichung der Bahnen von 24 Kometen bald fand, daß die Elemente der in den Jahren 1531, 1607 und 1682 erschienenen so nahe übereinstimmten, daß eine Identität des beobachteten Gestirns sich kaum noch bezweifeln ließ. Halley setzte daher die Umlaufszeit dieses Kometen auf 75 bis 76 Jahre, welches der Erfolg nachher bestätigt hat. Diese Entdeckung ist offenbar so wichtig, daß sie allein hinreichen würde, Halley's Namen zu verewigen. Übrigens macht H. seine Kometographie erst im Jahre 1705 bekannt [6]).

Bald nach seiner Rückkehr nach England im J. 1682 verheirathete er sich mit Miß Tooke und lebte mit dieser liebenswürdigen Frau 55 Jahre in einer glücklichen Ehe. Er schlug jetzt seinen Wohnsitz in Islington auf, wo er seine astronomischen Arbeiten eifrig fortsetzte. Eine der wichtigsten Schriften, die er hier zunächst ausarbeitete, ist seine Theorie der Variation der Magnetnadel [7]), die erste gründliche Abhandlung über dieses merkwürdige Phänomen (vergl. den Art. Magnet). Zugleich beschäftigte er sich damit, die Theorie der Mondsbewegung genauer zu untersuchen, um die Bestimmung geographischer Längen auf Mondsbeobachtungen zu begründen. Fortdauernd blieb die Mondstheorie ihm eine Lieblingsbeschäftigung und noch 40 Jahre später versuchte er es, die Mondsperiode der alten Chaldäer wieder ins Leben zu rufen, um vollkommnere Mondstafeln zu erzielen. Versprach er sich nun auch hievon zu viel, so bleibt ihm doch das Verdienst die Secular-gleichung des Mondes und diejenige Veränderung seiner Geschwindigkeit, welche von der Verschiedenheit des Abstandes der Erde von der Sonne herrührt, erkannt zu haben. — Doch kehren wir zur chronologischen Folge der Arbeiten H's zurück! Eine kurze Unterbrechung in diesen Arbeiten veranlaßte der Tod von H's Vater, welcher in zerrütteten Vermögensumständen, die theils durch die große Feuersbrunst in London, theils durch andere Unglücksfälle herbei geführt waren, starb. Indessen noch im J. 1684 brachte das Studium der Werke Kepler's, dessen bekannte Gesetze er aus den Centralkräften noch nicht genügend erklären konnte, Halley in nähere Verbindung mit Newton, der damals seine Principia mathematica philosophiae naturalis zwar schon ausgearbeitet hatte, aber noch mit der Herausgabe derselben zögerte. Auf H's Antrieb und durch seine Mitwirkung beim Drucke [8]), erschien jenes berühmte Werk endlich im J. 1686.

In den nächstfolgenden Jahren lieferte H. für die philos. Transactions und für die Miscellanea curiosa [9]), eine Menge anderer interessanter Aufsätze über Gegenstände aus der Astronomie, Physik, physischen Geographie, Algebra u. s. w., welche hier einzeln aufzuzählen zu weitläufig seyn würde, in denen allen man aber Spuren seines Genius findet. — Als im J. 1691 die Savilianische Professur der Astronomie zu Oxford vacant wurde, hielt H. um diese Stelle an, doch ohne Erfolg, weil seine religiösen Überzeugungen, deren er kein Hehl hatte, nicht den Beifall des Bischofs Stillingfleet, der ihn empfehlen sollte, fanden. — H's Theorie der Variation der Magnetnadel hatte unterdessen sowohl in als außerhalb England Aufsehn erregt und war meistens beifällig aufgenommen worden, doch war sie nach H's eigener Überzeugung noch keineswegs völlig genügend. Halley sparte daher keine Mühe, sich so viele Beobachtungen des Phänomens als möglich zu verschaffen. Sein König (Wilhelm III.) wohl einsehend, daß hier keine bloße gelehrte Streitfrage zu entscheiden, sondern eine für Englands Seemacht und Handel wichtige Untersuchung zu führen sei, übertrug ihm das Commando eines Schiffs mit dem Befehle, durch Beobachtungen die Gesetze der in Rede stehenden Naturerscheinung auszumitteln und die geographische Lage der engländischen Colonien in Amerika genauer, als es bis dahin geschehen war, zu bestimmen. Zu diesem Zwecke ging H. am 24. November 1698 unter Segel; doch kaum hatte er die Linie passirt, als Krankheiten unter seinem Schiffsvolke ausbrachen und endlich der Oberlieutenant

---

5) Hooke hatte die Werkzeuge Hevels, welche noch bloße Absehen und Theilungen mit Transversallinien hatten, strenge kritisirt. Halley's Prüfung entschied aber zu Gunsten Hevels. 6) A Synopsis of the astronomy of comets. Philos. Transact. Year 1705. Eine lateinische Übersetzung mit Commentar von Whiston erschien im Jahre 1710 hinter dessen praelect. physico-mathem. auch als Appendix zum 2ten Bande von *Dav. Gregorii* Astronomiae phys. et geometricae elementa, deßgleichen eine franz. von Lemonnier im J. 1743 in dessen Théorie des comètes. 7) Philos. Transact. Year 1683. Nr. 148.

8) cf. Is. *Newtoni* praef. ad. Philos. nat. princ. math. 9) Der vollständige Titel dieser Zeitschrift ist: Miscellanea curiosa, containing a collection of some of the principal phaenomena in nature, accounted for by the greatest philosophers of this age, being the most valuable discourses read and delivered to the Royal Society; as also a collection of curious travels, voyages, antiquities, and natural histories of countries presented to the same society. 3 Vol. 8. Lond. 1708.

seines Schiffs sogar Aufruhr gegen ihn anzettelte, so daß H. sich genöthigt sahe, schon im Junius 1699 nach England zurück zu kehren. Dort wurde der widerspenstige Lieutenant vor Gericht gestellt und cassirt; Halley aber ging im September desselben Jahrs mit dem nämlichen Schiffe und mit einem andern kleineren, das gleichfalls unter seinem Commando stand, zum zweiten Male unter Segel. Dieß Mal durchkreuzte er das atlantische Meer von einer Hemisphäre zur andern, so weit ihm nur das Eis vorzudringen erlaubte und machte seine Beobachtungen zu St. Helena, an der brasilischen Küste, am grünen Vorgebirge, zu Barbadoes, bei den kanarischen Inseln u. s. w.

Von dieser Reise kam er im September 1700 nach England zurück und gab das Jahr darauf eine Karte heraus, welche alle seine Beobachtungen der Magnetnadel auf ein Mal zur Anschauung bringt [10]). Nicht unerwähnt darf es bleiben, weil es nicht bloß dem Glücke, sondern eben so sehr der theilnehmenden Fürsorge Halley's zuzuschreiben ist und mithin seinem Kopfe und Herzen zur Ehre gereicht, daß er auf diesen beiden Seereisen, auf denen er in nicht vollen zwei Jahren 4 Mal die Linie passirte und den Einflüssen der verschiedenartigsten Klima's ausgesetzt war, keinen einzigen Mann an seinem Schiffsvolke verlor. — Wenig über ein halbes Jahr war unser H., nunmehr Capitän in der engländischen Marine, von seiner großen Reise zurück, als er Befehl erhielt, eine genaue hydrographische Karte und Beschreibung des britischen Kanals aufzunehmen, welches er mit gewohnter Genauigkeit vollzog. Bald darauf erhielt H. von der Königinn Anna einen neuen Auftrag, der ihn zu einer Reise nach Teutschland nöthigte. Der Kaiser Leopold hatte nämlich den Plan, seine Häfen am adriatischen Meere zu erweitern und zu verbessern, und erbat sich dazu von der Königinn von England einen kunstverständigen Mann. Diese sandte ihm unsern H. Am 22. November 1702 ging derselbe über Holland nach Wien und von dort zu seiner Bestimmung nach Istrien. Politische Gründe hinderten indessen die Ausführung des Unternehmens, doch gab der Kaiser dem Capitän H. einen kostbaren Diamantring und ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an die Königinn Anna, als Beweise seiner Zufriedenheit. Kurz nach seiner Ankunft in London erhielt H. Befehl, an das eben verlassene Geschäft zurück zu gehen. Auf dieser neuen Reise wurde er bei der Durchreise in Hannover dem damaligen Kurprinzen Georg (nachmals König von England) und dessen Schwester, der Königinn von Preußen, vorgestellt und von diesen zur Tafel gezogen. In Wien genoß er am Tage seiner Ankunft beim Kaiser dieselbe Ehre. Er wurde darauf nach Triest gesendet und ließ dort unter seiner Aufsicht die Festungswerke ausbessern und erweitern. Im November 1703 kehrte er nach England zurück und wurde an des damals eben verstorbenen Wallis Stelle Professor der Geometrie an der Universität Oxford, welche ihm auch zugleich den Grad eines Doctor legum ertheilte. Auch in diesem Verhältnisse bewährte sich H's unermüdlicher Fleiß, indem er gleich nach Antritte seines Amts aus einem arabischen Manuscripte der bodleyanischen Bibliothek die im griechischen Grundterte nicht mehr vorhandene Schrift des Apollonius von Perge de sectione rationis ins Lateinische zu übersetzen, und desselben Geometers gänzlich verloren gegangene 2 Bücher de sectione spatii nach den Andeutungen, welche Pappus über ihren Inhalt gibt, wieder herzustellen begann [11]). Eben so veranstaltete er später eine treffliche Ausgabe von des Apollonius Werk über die Kegelschnitte [12]). Gleichzeitig fuhr er fort für die Philosophical Transactions manche, zum Theil noch immer wichtige Aufsätze über die Verdunstung, über die Taucherglocke, über das Barometer, über die Passatwinde, über merkwürdige Meteore, über die Firsterne u. s. w. zu liefern, und wurde darum von der königl. Societät, nach Hans Sloane's Abgang im J. 1713 zu ihrem Secretär gewählt. Nach Flamsteed's Tode im J. 1719 wurde H. zum königl. Astronomen in Greenwich ernannt und, um diesem Amte alle seine Zeit widmen zu können, gab er die Stelle als Secretär der königl. Societät auf. Obgleich er schon 63 Jahre alt war, als er sein Amt in Greenwich antrat, beobachtete er doch noch 18 Jahre hindurch den Himmel mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, so daß er in dieser ganzen Zeit fast keine Beobachtung verfehlte, und dieß Alles allein, ohne irgend einen Gehilfen. Aus Vorliebe für dieses Geschäft schlug er auch die ihm angetragene Ehrenstelle eines Lehrers der Mathematik bei dem Herzoge von Cumberland aus, wobei ihm sein hohes Alter freilich auch zum gegründeten Vorwande diente. Doch ertheilte ihm der König Georg II. auf Veranlassung seiner Gemahlinn, welche die Greenwicher Sternwarte mit vielem Vergnügen in Augenschein genommen hatte, wegen seiner früheren Dienste auf der Flotte, den halben Capitänsgehalt als Pension.

Um die Mitte des Jahrs 1729 wurde H. zum Associé étranger der Pariser Akademie der Wissenschaften erwählt.

Bis in sein spätes Alter genoß H. einer dauerhaften Gesundheit; erst im Jahre 1737 wurde seine rechte Hand paralytisch, welches ihn jedoch nicht abhielt, wie vorher wöchentlich ein Mal nach London zu kommen, um seine Freunde in dem nach ihm benannten Halley's Club um sich versammelt zu sehen und den Sitzungen der königl. Societät beizuwohnen. Nach und nach nahm jedoch sein paralytisches Übel zu und seine Kräfte schwan-

---

10) Philos. Transact. N. 195. Miscellanea curiosa. Vol. I. p. 80, wiederholt in *Musschenbroek's* diss. phys. experimentalis de Magnete.

11) *Apollonii Pergaei* de sectione rationis libri duo, ex Arabico latine versi et de sectione spatii libri II. restituti ab *Edm. Halley*. Oxon. 1706. 12) *Apollonii Pergaei* Conicorum libri octo, priores quatuor cum lemmatis Pappi et commentariis Eutocii graece nunc primum prodeuntes ex Mss. Bodlejanis et Savilianis, posteriorum tres ex diversis Mss. arabicis in latinum versi, octavus autem restitutus; accedunt Sereni libri II. de sectionibus cylindri et coni. ibid. 1710. fol.

den allmälig hin, bis er endlich am 14. Januar 1742 in seinem 86sten Jahre sanft verschied.

Was H's Charakter betrifft, so haben wir schon oben darauf hingedeutet, daß Menschenfreundlichkeit ein Hauptzug desselben war. Ein gutes Gewissen, Zufriedenheit mit seinem Schicksale, und ein gesunder kräftiger Körper gaben ihm jene liebenswürdige Heiterkeit, die, verbunden mit seiner Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Sanftmuth, Bereitwilligkeit sich mitzutheilen, Mäßigung und Billigkeit in seinen Urtheilen, Jeden, der ihn kennen lernte, einnahm. Peter der Große, der auf seiner Reise in England Halley besuchte, und sich mit ihm über die Flotte, welche er seinem Reiche geben wollte und über viele andere Gegenstände unterhielt, war so zufrieden mit seinen Antworten und seinem ganzen Betragen, daß er ihn zu Tische lud und ihn vertraulich wie einen Freund behandelte. Ähnliche Auszeichnungen, die Halley von Seiten anderer hohen Personen zu Theil wurden und die er eben so sehr seinem Charakter und seinem feinen Betragen als seinen Kenntnissen verdankte, haben wir schon oben erwähnt.

Außer den zahlreichen Abhandlungen Halley's, welche die philos. Transactions vom 11ten bis zum 60sten Bande enthalten und den übrigen von ihm, theils verfaßten, theils herausgegebenen, schon angeführten Schriften mag hier noch des ptolemäischen Sternverzeichnisses gedacht werden, wovon H. im J. 1712 zu Oxford in der dort erschienenen Sammlung der Geographiae veteris scriptores Graeci minores eine Ausgabe veranstaltete, die nach Delambre's Urtheile die correkteste, eleganteste und bequemste unter den jetzt vorhandenen ist; nur daß weder H. noch Hudson in der von ihm gefaßten Vorrede die Quelle angibt, aus welcher H. die zahlreichen und wichtigen, von ihm aufgenommenen Varianten geschöpft hat. — Das auf den beiden großen Seereisen Halley's geführte Tagebuch ist erst im J. 1775 von Alex. Dalrymple herausgegeben worden[13]). (*Gartz.*)

HALLIA, *Thunb.* Prodr. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen, und der sechsten Ordnung (Decandria) der 17ten Linnéschen Klasse. Zum Charakter hat diese Gattung einen fünfgetheilten, regelmäßigen Kelch, welcher kürzer als die Corolle ist, und eine zweiklappige, einsamige Hülsenfrucht. 1) H. virgata *Thunb.* Pr. mit krautartigem, drehrundem Stiele, linienförmig-lanzettförmigen, borstig zugespitzten, unbehaarten Blättern. Wächst am Vorgebirge der guten Hoffnung. (H. flaccida *Thunb.* ist eine Abart mit etwas längeren Blühtenstielen). 2) H. alata *Thunb.* Pr. mit krautartigem, geflügeltem Stiele, ablangen, zugespitzten, unbehaarten Blättern, und am Ende stehenden Blühtentrauben. Ebendas. 3) H. argentea *Spr.* Syst. mit zweiblättrigen, etwas dornigen Blattstielen, ablang-lanzettförmigen, auf beiden Seiten seidenhaarigen Blättern, und traubenförmigen Blühten. In der songarischen Steppe. (Sophora argentea *Pall.*). 4) H. cordata *Thunb.* Prodr. strauchartig, mit dreikantigen Zweigen, welche, wie die fast ungestielten, herzförmigen, zugespitzten Blätter, krummbehaart sind, mit eiförmigen, zugespitzten Afterblättern, und mit einblumigen Blühtenstielen, welche haarförmig und eben so lang, als die Blätter sind. Im südlichen Afrika. (Hedysarum cordatum *Jacqu.* Hort. Schönbr., Glycine monophylla *L.* Mant.). Abgebildet in *Jacqu.* Schönbr. III. t. 296. 5) H. Asarina *Thunb.* Pr. mit krautartigem Stiel, welcher, wie die gestielten, stachlicht-stumpfen Blätter, krummbehaart ist, mit zurückgeschlagenen Afterblättern, und einblumigen, haarförmigen Blühtenstielen, welche kürzer als die Blätter sind. Ebendas. (Crotalaria Asarina *Berg.* plant. cap.) 6) H. imbricata *Thunb.* Pr. Staudengewächs mit krummbehaartem Stiel, fast ungestielten, herzförmigen, zugespitzten, zusammengefalteten, krummbehaarten, dicht zusammen stehenden Blättern, eiförmig-ablangen, trockenhäutigen Afterblättern, und ungestielten Blumen, welche in den Blattachseln sitzen. Ebendas. (Hedysarum imbricatum *L.* Suppl.). Abgeb. in *Thunb.* Nov. Act. ups. VI. t. 1. f. 2. 7) H. hirta *Willd.* sp. pl. Staudengewächs mit steifbehaartem Stiel, herzförmig-rundlichen, stumpfen, gestielten, steifbehaarten Blättern, keinen Afterblättern, und einblumigen Blühtenstielen, welche kürzer, als die Blätter sind. In Ostindien. 8) H. sororia *Willd.* sp. pl. mit krautartigem, glattem, sich schlingendem Stiel, nierenförmigen, ausgerandeten Blättern, und Blühten, welche traubenförmig beisammen stehen. Ebendas. (Hedysarum sororium *L.* Mant.; Glycine monophyllos N. L. *Burm.* ind.). Abgebildet in *Burm.* ind. t. 50. f. 2. — S. *Sprengel* Syst. vol. III. p. 195. (*Sprengel.*)

HALLIER, FRANÇOIS, ein franz. Theolog. Er war zu Chartres um 1595 geboren, wurde, nachdem er seine erste Bildung empfangen hatte, Edelknabe bei der verwitweten Herzoginn Aumale, in deren Dienste er sich in der lateinischen und französischen Dichtkunst versuchte, aber bald angezogen von dem Reize der Wissenschaften, denselben verließ und auf der Universität das Fach der Philosophie und Theologie ergriff. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, trat er als Hofmeister in das Haus Villeroy, und begleitete seinen Eleven nach England, Griechenland und Italien: zu Rom wurde er Papst Urban VIII. vorgestellt, dem sein Äußeres und seine Kenntnisse so gefielen, daß er ihn zu den höhern Würden der Kirche bestimmte. Nach seiner Rückkehr zu Paris wurde er Doktor der Sorbonne und Professor der Theologie 1645, trat aber sogleich als entschiedener Gegner der Jansenisten auf, und wurde daher von der Sorbonne 1652 nach Rom geschickt, um die Verdammung der 5 jansenistischen Sätze durchzusetzen. Dieß gelang vollkommen, und Papst Innozenz X. schleuderte die Bulle cum ascensione auf alle Anhänger Jansens herab. Hallier gewann dadurch in den Augen der Jesuiten und deren Anhänger ungemein: man beeiferte sich, ihn auf einen höhern Standpunkt zu versetzen, und bestimmte ihn zum Beichtvater des Kardinals Richelieu, eine Stelle, die er indeß, so einflußreich sie auch war,

13) *Mairan* éloge de Mr. Halley in der Hist. de l'acad. roy. des sciences. Année 1742. *Hutton* mathem. and philos. dictionary. Vol. I. *Nicollet* in der Biogr. univ. T. 19.

doch ausschlug und es vorzog, 1656 das Bisthum Cavaillon anzunehmen. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch erst 1657 dieses Amt anzutreten, in welchem er bereits 1658 starb. Seine Schriften, worunter de sacris electionibus et ordinationibus. Par. 1636. zuerst seinen schriftstellerischen Ruf begründete und ihm ein Jahrgeld von dem Klerus verschaffte, und eine Analysis logica. Par. 1638. sind im Adelung und in der Biogr. univ. enthalten: die meisten sind Streitschriften in der jansenistischen Angelegenheit. So orthodox Hallier bei seinem Leben gehalten wurde, so gefielen doch seine Ordinationes universi cleri gallicani circa regulares, die Jean Gerbais 1665 herausgab, den Jesuiten keineswegs und sie wurden dann von Cellot und andern Männern dieses Ordens heftig angegriffen. (*H.*)

HALLIFAX (Samuel), ein Episkopaltheolog, der Sohn eines Apothekers zu Mansfield in Derbyshire, war geboren 1733, bildete sich zu Cambridge, wo er 1751 den Doktorhut erhielt, dann nach einander die arabische Sprache und das Civilrecht lehrte, nebenbei aber auch die Kanzel bestieg und sich durch seine Analysis of the roman civil law, compared with the laws of England. Lond. 1774. einen gegründeten Ruf als Rechtskundiger erwarb. Außerdem gab er Twelve Sermons on the prophecies, concerning the christian religion. Lond. 1776, und an analysis of Bishop Butlers analogy, annexed to a charge of that prelate 1778 heraus, und diese beiden Schriften bewirkten, daß man ihm 1781 das Bisthum Gloucester anvertraute und 1787 auf den bischöflichen Stuhl von St. Asaph führte, wo am 4. März 1790 starb. Er verband mit tiefen Einsichten in das römische und engländische Recht eine große Belesenheit und Kenntniß in der Theologie und dem kanonischen Rechte, war in den orientalischen Sprachen, deren Lehrstuhl er in Cambridge bekleidet hatte, wohl bewandert, auch ein guter Kanzelredner, der die allgemeine Achtung in das Grab nahm. (*H.*)

HALLIST, ein Kirchspiel der pernauschen Kreises in Liefland (der jetzigen riga'schen Statthalterschaft) mit 11 Gütern, die zusammen 67 Haken Landes ausmachen. Es hat eine ziemlich ebene Grundfläche und abwechselnden Kornboden. In die Länge beträgt es 3 Meilen und in die Breite noch etwas mehr. Die Einwohner legen sich stark auf den Flachsbau. (*J. C. Petri.*)

HALLITE (Mineralog.), so wurde früher zuweilen der Aluminit, oder die basische schwefelsaure Thonerde, von ihrem Fundorte Halle, genannt. (*Keferstein.*)

Halljahr, s. Jubeljahr.

HALLMAN (Karl Friedr.), ein schwed. Lustspieldichter, welcher 1732 geboren war und 1799 starb. Er war ein Freund und Genosse des originellen Bellman, wie dieser ein lustiger Gesellschafter und Zecher, versank aber dadurch in ein so wüstes Leben, daß auch sein poetisches Talent darin unterging. Sonst hätte er vielleicht ein Holberg der Schweden werden können, von dessen Geiste ein Funken in ihm zu glimmen schien. So verschwendete er aber seine derbe komische Kraft in den Parodien schlechter Opern, und die schwed. Komödie blieb, wozu Gustav III. sie durch königl. Auctorität gestämpelt hatte, eine matte und steife Nachtreterinn der französischen. 1820 ist zu Stockholm eine Sammlung seiner Schriften erschienen *). (*R.*)

HALLMANN (Joh. Christian), ein wenig bekannter dramatischer Schriftsteller des 17ten Jahrh., welcher zu den Nachahmern des Andreas Gryphius gehört. Seine Trauerspiele sind bombastische Deklamationen, mit allegorischen Personen und phantastischen Maschinerien ausstaffirt, und noch opernhafter sind seine Freuden- und Schäferspiele gestaltet. Von seinem Leben ist nur so viel bekannt, daß er in Jena studirte, mit Eifer neuere Sprachen betrieb, als Kandidat der Rechte und Praktikus beim kaiserl. Oberamte zu Breslau ansässig wurde und daselbst 1704 starb. Seine letzten Lebensjahre scheint er mit Komödianten in Verkehr gestanden zu haben, nachdem er von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten war und sich dadurch seine juristische Laufbahn verkümmert hatte. Seine Werke erschienen 1673 (nach der Vorr.) in einem starken Octavbande zu Breslau o. J. unter dem Titel: J. C. H. von Breslau rc. Trauer-, Freuden- und Schäferspiele. (*R.*)

HALLMANN (Joh. Gustav), war am 24. Junius 1726 zu Dylta in Nerike geboren, bildete sich zu Stockholm und wurde zu Upsala ein Schüler Linné's, auf dessen Empfehlung ihn das Reichshandelscollegium nach Frankreich und Italien schickte, um zu erproben, ob der Maulbeerbaum sich wohl dem nordischen Klima aneignen lasse. Er blieb 7 Jahre lang im Süden; 1751 ließ er sich zu Padua den medicinischen Doktorhut aufsetzen und trat dann in Verbindungen mit verschiedenen auswärtigen Gelehrten, kehrte 1754 in sein Vaterland zurück, wurde 1755 Leibmedikus, 1773 Assessor bei dem königl. Collegium medicum und starb am 10. März 1797. Er war ein gründlicher Arzt, hatte eine ausgebreitete Praxis, und hat sich um Schweden auch dadurch verdient gemacht, daß er 1770 eine Anstalt für venerische Kranke zu Stockholm begründete. Geschrieben hat er übrigens nichts als kleine Reden und Abhandlungen in den Akten der Gesellschaft der Wissenschaften. (*v. Eckendal.*)

HALLOIX, latein. Hallosius (Peter), Jesuit, zu Lüttich 1572 geboren, und daselbst den 23. Julius 1656 gestorben, war ein geschickter Kanzelredner und ist als Philosoph, Literator und Kenner der Kirchengeschichte nicht unrühmlich bekannt, durch seine Anthologia poet. gr. lat. Antw. 1617. 8. und seine Illustrium ecclesiae orient. scriptorum Saec. I. II. vitae et documenta. Duaci 1633—36. Vol. II. fol. In seinem Origenes defensus etc. Leod. 1648. fol. nahm er sich dieses, in alten Zeiten hart verklagten Kirchenvaters nachdrücklich an †). (*Baur.*)

Halloran, s. O' Hallaran.

Halloren, s. den Art. Halle, S. 286 d. Bandes.

HALLOTRICHUM (Mineralog.) nannte Scopoli (principia mineral. 81) ein natürlich vorkommendes Salz, welches nach Klaproth (Beiträge III, 104), Bittersalz mit etwas schwefelsaurem Eisen ist. (*Keferstein.*)

*) Sein Lustspiel Finkel oder die unterirdische Branntweinbrennerei, ist ein derbes, keckes und lebensvolles Volksstück in aristophanischem Geiste.

†) *Königii* bibl. vet. et nov. h. v. *Foppens* bibl. belg. T. II, 981, wo H's übrige Schriften und dessen Bildniß sich finden.

HALLOWEL, eine Stadt in der Grafschaft Kennebeck des nordamerik. States Maine. Sie liegt N. Br. 44° 16′ am schiffbaren Kennebeck, hat 2 Kirchen, 1 Akademie, 1 Bank, 2 Druckereien, 1 Postamt, 220 Häuser, von welchen ein Theil von Backsteinen aufgeführt ist, und 2500, 1810 2068 Einw., die einen lebhaften Produktenhandel treiben. Der Fluß trägt bis an die Kaien des Orts Fahrzeuge von 150 Tonnen. (*G. Hassel.*)

HALLSTADT, HALAZESTADT, ALTSTAT, ein Marktflecken am Maine in dem Landgerichte Bamberg des baiernschen Obermainkreises, und nur ½ Meile von Bamberg entfernt, war unter K. Karl d. Gr. ein Königshof an der Straße von Forchheim nach Sachsen. K. Heinrich II. schenkte ihn den 7. Mai 1007 zur Ausrundung des Stifts Bamberg, und bald blühte er zu einem volkreichen Dorfe auf, und wurde zu den vorzüglichsten Orten des alten Erzdiakonats Bamberg gezählt. Denn es übertraf an Zahl der Häuser und Menschen, welche letztere sich jetzt auf 1250 in 224 Häusern belaufen, alle Dörfer seiner weiten Umgebung. Seit Jahrhunderten war es daher der Sitz eines Gerichts und eines Rentamts; bis zur Säkularisation von 1803 genoß auch ein adeliger Domherr die Gefälle eines Oberpfarrers daselbst *). Noch hat es ein Schloß, wo das zeitige Rentamt seinen Sitz nimmt, das 2744 Familien unter sich hat: seine Einwohner nähren sich vom Acker-, Obst-, Hopfen- und einem geringen Weinbau, so wie einer bedeutenden Viehzucht, und unterhalten 4 Mahl- und Sägemühlen und eine Fahrt über den Main. Außer der Tiefeneller, welche durch den Ort, und der Scheßlitz, welche oberhalb desselben fließt, hat derselbe auch noch den kleinen Roppbach historisch merkwürdig. *).

(*Eisenmann u. Jäck.*)

HALLSTADT, ein landesfürstlicher Markt im Traunviertel des Landes ob der Ens, am Hallstädter See, mit einem eigenen Commissariat, einer eigenen Pfarre und einem evangelisch lutherschen Bethause. Eine halbe Stunde in der Höhe ist das Berghaus, und eben so weit längs dem Hallstädter See hinauf sind die Salzpfannen. Hallstadt ist 11 Stunden von Gmunden, 10 Stunden von Salzburg, 7 Stunden von St. Wolfgang, 4 Stunden von Ischel und eben so viele von Aussee entfernt. Zu dem Pfarrbezirke gehören, nebst dem Markte, 5 Ortschaften, 292 Häuser, in welchen 1690 Menschen wohnen. Der ganze Umfang des Hallstädter Salinendistrikts beträgt vom Sadlingberge bis zum Dachssteine 17,990 Klaftern, vom Dachssteine bis zum Rueßberge 12,900, vom Rueßberge bis zum Sandlingberge 10,900, folglich der ganze Umfang 41,790 Klaftern, und der Flächeninhalt dieses Bezirks 56,837 Joch 1270 Q. Kl. Der Salzberg zu Hallstadt, in welchem der Salzstock von Morgen gegen Abend streicht, liegt zwischen hohen Kalkbergen in einem engen Thale, das einst das Regenthal hieß. Gegen Morgen stößt sein Fuß, auf welchem der Markt Hallstadt gebaut ist, auf den Hallstädter See; gegen Norden berührt er die Charwand, den Kreuzberg und das Mühleck, gegen Westen den blassen Blankenstein; in Süden trennt ihn der Dammkogel und der Siegesschnipfen von der hohen Kalkgebirgskette, die daselbst von Osten gegen Westen zwischen Östreich, Steiermark und Salzburg sich hinzieht. Das Mittelgebirge, welches diesen Salzberg bildet, ist grauer Kalkstein. Aussen, sowohl am Berge, als in den Klüften seiner Kalkfelsen, die den Salzstock einschließen, sitzt bald mehr, bald weniger grauer Thon auf. Die Mächtigkeit des Salzstockes in diesem Berge beträgt 675 Stabel *) in der Breite und 1588 Stabel in der Länge von Osten gegen Westen hin: es ist aber wahrscheinlich, daß der Salzstock noch tiefer fortsetzt, indem die Tiefe auf 237 Stabel angegeben wird. Sein Gebirge ist mehr Kern-, als so genanntes Haßlgebirg, das heißt: es enthält mehr Bänke und Blöcke vom Steinsalze, als kleine Salzstücke, die zwischen Thon- und Gipslagen eingesprengt sind. Der älteste Berg, der zu Hallstadt bebaut wurde, war der Neuberg, welchen die Kaiserinn Elisabeth mit eigener Hand aufgeschlagen haben soll. Er hatte bloß Schöpfgebäude und war bereits im Jahre 1576 versotten und verlassen. Nach und nach sind 17 andere Schachte eröffnet. 1719 ist der Kaiserinn Christina-Berg aufgeschlagen und seit 1782 wird der Maria-Theresien-Berg gebaut, in welchem zwei Kern-Verwässerungs-Schöpfgebäude aufgeführt sind. In dem Hallstädter Salzgebirge wird jährlich eine Masse Salzauflösung von nicht weniger als 1,600,000 Eimern in 800 Stuben, jede zu 2000 Eimern, sechszehngrädiger, wohl abgelegener Sohle, nebst dem jährlichen Vorrathe von 15 Stuben oder 100,000 Eimern, erzeugt. Am Fuße des Salzgebirges befindet sich ein brauner Hornstein; auch zeigt sich ein dicker Schiefer und schimmernder grauer Kalkstein; Tropfsteine und Mehlkreide findet man in der Höhle am Grippensteine. Verschiedene schöne Gipsarten brechen theils in dem Gebirge zwischen den Kalksteinen, meistens aber im Salzstocke selbst. Grober Alabaster und schuppiger Gipsstein ist besonders im Steinsalze vermischt zu finden. Feiner undurchsichtiger Alabaster in den Salzgruben und feiner durchscheinender Alabaster. Verschiedene Arten von Strahlgips, theils in den Salzbergen, theils in den Strehnen. Auffallend sind zu Hallstadt zwei Wassermühlen, die wenigstens 30 Klaftern über die niedrigste Lage der Stadt erhoben sind. Beide treibt ein Waldbach, welcher vom Salzberge herab kommt und sich über Felsen stürzt. Eine Viertelstunde von Hallstadt, am südöstlichen Ufer des Sees, sind zwei Naturmerkwürdigkeiten: der Hirschenbrunn und der Kessel. Beide rinnen im Frühjahre stark an, wenn der Schnee im Gebirge schmilzt. Der Kessel befindet sich etwa 150 Schritte vom Ufer des Sees in der Aushöhlung eines Felsens, worin das Wasser im ruhigen Zustande 3 bis 4 Schuhe unter dem

---

*) *Eccard.* comm. de rebus Franciae orient. Wurzburgi, 1729. fol. Tom. I. p. 712. *de Lang* rerum Boicarum autographa. Monaci 1822. 4. p. 57. Fernere Deduction v. Lorber. 1772. fol. Nr. 3.

*) Ein Stabel wird zu 4 Schuh gerechnet, wovon jeder 12 Zoll enthält.

Rande dieses Felsenkessels steht. Wenn also der Kessel Zufluß erhält, dann steigt das Wasser sprudelnd, als ob es koche, 10 bis 12 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand empor; es hat dann eine solche Gewalt, daß ein hinein geworfener Stein nicht zu Boden sinkt, sondern von dem Wasser in die Höhe getrieben und fortgeschwemmt wird. Der Hirschbrunn liegt unmittelbar am Ufer des Sees, aus welchem gewöhnlich Wasser, gleich einer starken Quelle, rauscht. Wahrscheinlich kommt das Wasser von den Behältern in den Gebirgen, die sich 1400 Klafter über diese erheben, und von dem Schmelzen des darauf liegenden Schnees. Merkwürdig ist auch die Echern, ein Thal, wo ein Waldbach durchfließt und sich in den See begibt; je weiter man in dieses Thal hinein kommt, um so stärker rauscht der Waldbach aus der einsamen Wildniß hervor, und wirft sich über Felsenblöcke und Steinklippen mit solcher Gewalt herab, daß unter seinen Stößen die Erde zittert. Auch hat dieses Thal einige Wasserfälle. — Der Salzberg liegt westlich sehr nahe bei der Stadt. Ungewöhnte Steiger brauchen eine Stunde hinauf; 180 Klaftern über dem See befindet sich die Wohnung eines Bergmeisters. Der Rudolphsthurm ist auf einer frei stehenden Spitze des Berges und das Berghaus befindet sich auf der Spitze des 224 Klaftern hohen Berges. Der Salzstock nimmt dort seinen Anfang. Der nächstgelegene Berg ist der Katharina-Theresien-Berg. Der Weg führt fast gleich fortlaufend durch ausgezimmerte Strecken zu den Wehren oder Sinkstuben, zu welchen man auf Steigen hinab steigt, die entweder von Holze gemacht oder in den Berg gehauen sind. In diese Wehren oder Sinkstuben wird Wasser eingelassen, welches so lange darin bleibt, bis es sich hinlänglich mit Salz geschwängert hat. Sie sind von verschiedener Größe; manche zählt nur etliche Stuben, jede zu 2000 Eimern gerechnet; die größeren steigen bis zu 80 Stuben; zwar sind in dem Katharina-Theresien-Berge zwei Sinkstuben von noch größerem Umfange, wovon die größte 300 Stuben oder 600,000 Eimer hält, sie sind aber daher entstanden, weil das Wasser die Seitenwände wegriß, und folglich mehrere Stuben in Eine zusammen flossen; jetzt sucht man dieses möglichst zu verhüten, weil so große Stuben zur An- und Ablassung des Wassers viele Zeit, beinahe ¾ Jahre erfordern. In allen Stuben wird so lange Wasser zugelassen, bis es die Firste oder den Wehrhimmel, das ist, die Decke oder den obern Theil der Grube erreicht. In dem Katharina-Theresien-Berge befindet sich eine kleine Kapelle von Salzsteinen. Von der Spitze des Salzberges hat man noch 3 bis 4 Stunden auf den Gipfel des blassen Berges zu steigen, der 756 Wiener Klaftern über den Hallstädter See, folglich 1117 Klaftern über das Meer sich erhebt, und dessen Haupt meistens mit Schnee bedeckt ist. — Es sind mehrere Anzeigen vorhanden, daß schon Römer am Hallstädter See gewohnt haben, und einige römische Alterthümer sind in dortiger Gegend gefunden worden. — Eine Tradition gibt das Jahr 1311 als das Jahr der Entdeckung des Hallstädter Salzberges an, wo die Kaiserinn Elisabeth das Lager mit eigener Hand aufgeschlossen haben soll, allein die Salinen sind wohl älter, scheinen aber seit 1311 aufgekommen zu seyn. Damals hatte man zu Hallstadt 12 kleine Pfannenwerke errichtet, die man gegen gewisse Bedingungen Privaten überließ. Das berühmte Geschlecht der Herren, jetzt Grafen von Scrau, hatte lange Zeit eine Salzpfanne zu Lehen besessen. Maximilian und Ferdinand I. hielten es der Mühe werth, diese Pfannen einzulösen und auf eigene Kosten zu besorgen: es wurden statt der 12 kleinen nunmehr 2 große Pfannen nach salzburg-halleinischer Art erbaut. Als aber die Wälder zu Hallstadt zu Grunde gerichtet waren, mußte eine davon schon im Jahre 1693 nach Ebensee versetzt werden, und weil die zurückgebliebene andere Pfanne sammt dem Markte im J. 1750 verbrannte: so wurde sie um ⅓ kleiner gemacht, dann wieder vergrößert, und in den Jahren 1765, 1772, 1774 und 1780 verbessert. Im J. 1810 hatte sie in der Länge 10 Klaftern 4 Schuh 6 Zoll, in der Breite 8 Klaftern 5 Schuh 4 Zoll, als Oval im Umfange aber 30° 4′ 8″. Sie wog an Eisen 810 Zentner und hielt 1300 Eimer oder 1705 Zentner Salz. — Der Protestantismus hatte sich früh in diesen Gegenden verbreitet, und fast alle Berg- und Hüttenleute bekannten sich zu Luther's Dogmen. Allein auch hier wollte man keine Lutheraner haben. Im J. 1733 wurden zwei Schiffsladungen Protestanten von Hallstadt, Lausen, Grisern und Ischel nach Ungarn und Siebenbürgen abgeführt; im folgenden Jahre gingen 47 Familien nach Heltau in Siebenbürgen; ihnen folgten 1735 noch 593 und mehrere zogen mit Herrn von Reck nach Nordamerika; von diesem Jahre an bis zum Josephinischen Toleranz-Edikt 1781, geschahen jährlich Partikular-Auswanderungen dieser Glaubensgenossen. Im J. 1750 hatte Hallstadt das Unglück, ein Raub der Flammen zu werden. Die Kirche verbrannte, die Glocken fielen herab und die Pfannenhäuser wurden eingeäschert. Erst nach diesem Brande wurde das Verweserhaus und die Pfannenhäuser in der Lahe erbaut, um den Marktflecken vor fernerer Feuersgefahr zu sichern *). *(Rumy.)*

HALLSTÄDTER SEE, ein Binnensee in Östreich ob der Ens, bei dem Marktflecken Hallstadt im Traunviertel, 4260 Wiener Klaftern lang und 1130 Klaftern breit. Er mißt 1495 Quadrat-Joch und erhält Zuflüsse vom Traunflusse, vom Gosa- und Fluderbache, und führt sehr schmackhafte Fische. Ungeachtet seiner Tiefe friert er nicht selten zu, so daß man mit Schlitten darüber fahren kann. Der Spiegel des Hallstädter Sees ist 30 Klaftern höher als Ischl, und 80 Klaftern höher als das Niveau des Gmundner oder Traunsee's, folglich beträgt der Fall des Traunflusses vom Hallstädter bis in den Gmundner See in einer Länge von 16,820 Klaftern 80 Klaftern, oder auf 210$\frac{2}{8}$ Klaftern eine Klafter. Der Traunfluß, welcher in Steiermark entspringt und sein Wasser aus dem Aussee, Grundelsee und noch einem kleinen See erhält, stürzt von Osten gegen Westen durch

*) Mehr über Hallstadt und seine Salinen s. in Gielge's topographisch-historischer Beschreibung des Landes Östreich ob der Ens, 1 Th. S. 255 — 267.

das hohe Koppengebirge in den Hallstädter See. Die umliegenden vorzüglichsten Berge sind über den Hallstädter See erhaben, z. B. die Thörlwand 392 Wiener Klaftern, das Roßkögerl über den Roßmoos 340, der Raschberg 500, der Sandlingberg 610, der Pätschen 245, der Gipfel am Sarsteine 766, der hohe Koppen 656, der Däumelkogel 770, der Krippenstein 824, der Hierlatz 738, der Hirschberg 780, der Gletscher des Hallstädter Schneeberges 1140, der höchste Punkt am Hallstädter Schneeberge, Dachsstein genannt, 1280, das hohe Kreuz zum Schneeberge 1190, der höchste Punkt des Blassen- oder Blankensteins ober dem Salzberge 756, der Rudolphsthurm am Salzberge 180, das große obere Berghaus daselbst 263, der hohe Wasserberg am Salzberge 372, der Maria-Theresien-Berg am Salzberge 198, der höchste Kogel in der Ramsau ober dem Kalmberge 680, der hohe Schratten 576, der höchste Punkt am Zwölferkogel 736 Klaftern u. s. w. Das Gosauthal ist höher als der Hallstädter See um 100 Wiener Klaftern.

(*Rumy.*)

HALLUIN, ein großes Dorf in dem Bezirk Lille des franz. Departements Norden mit 3030 Einwohnern, die sich vom Feldbaue, der Viehzucht und dem Leinen- und Spitzengewebe nähren, auch gute Kunstbleichen unterhalten. Es war eine uralte Freiherrschaft. Däm von Halluin oder Halowin kommt schon 1266 vor; Gualter II. war 1360 unter den 40 Geißeln, die König Jean, um seine Freiheit zu erhalten, nach England stellen mußte; Jeanne, Gualters III. Witwe, war Oberhofmeisterinn der Prinzessinn Marie von Burgund, als im burgund'schen Statsrathe die Frage entstand, wem von den vielen Freiern, die um ihre Hand warben, dieselbe mit Karls des Kühnen Erbschaft werden sollte. Die meisten Räthe neigten sich, von französischem Golde gewonnen, zu dem Dauphin Karl VIII., der damals noch Kind war, hin. Da erhub sich die Oberhofmeisterinn: „Nicht ein Kind, „edle Herren, sondern ein Mann kann uns frommen. „Die Prinzessinn ist Jungfrau: ihr Schoß kann uns „bald einen Sohn gebären, der Burgund zu retten ver„mag und der Wunsch der ganzen Nation ist! Was „nützt ihr ein Knabe!" Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht — und der Erzherzog Marimilian führte Marien heim. — Noch mehrere Halluins haben sich in saga und toga ausgezeichnet. Georg von Halluin (auch wohl Halowin), Herr von Comines und ein Sohn jener Jeanne, stand in Karls V. Diensten, war General und Gesandter in England, starb 1537 und machte sich als Schriftsteller durch seine Abhandlung de restauratione linguae latinae, durch eine Schrift wider Luther, durch Anmerkungen zum Virgil, durch ein Werk über Musik und de coronatione imperatorum, Alles in lateinischer Sprache, bekannt *). Noch mehrere Halluin werden mit Achtung in der französischen und niederländischen Geschichte genannt. Die Familie, die große Güter erworben und sich in mehrere Zweige getheilt hatte, erlosch in ihrem letzten Sprossen, Franz Joseph aus dem Hause Escheberg 28. Febr. 1663, und die Güter kamen mit der Hand von dessen Schwester Maria Josepha Barbara 1668 an den Herzog Ferdinand Joseph Franz von Croy und Havre.

(*v. Stramberg.*)

HALLWYL. Ein altes, noch bewohntes Schloß im aargau'schen Bezirke Lenzburg an dem gleichnamigen See, der zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit und sehr fischreich ist. Es hat einen bedeutenden Umfang und äußerst feste Mauern, und war ehemals eine Insel, welche durch den Ausfluß des Sees, die Aa, gebildet wurde: jetzt aber ist der eine sumpfige Arm dieses Flüßchens, der sich bei Wildegg in die Aare ergießt, ausgetrocknet worden. Im Schloßhofe steht eine Kirche, welche von Karthäusermönchen erbaut wurde, denen einst einer der frühern Besitzer das Schloß mit Allem, was dazu gehört, soll geschenkt haben auf den Fall, daß sein lange abwesender einziger Sohn nicht zurückkehren würde: allein die Mönche wurden, als der Sohn erschien, in ihrer Hoffnung getäuscht. Diese Kirche ist jetzt in ein Wirthschaftsgebäude verwandelt; da das Schloß in die Pfarrei Seengen gehört. Eine unerfreuliche Antiquität, die im Schlosse aufbewahrt wird, ist ein Schwert, welches dasjenige sein soll, womit die Königinn Agnes 1308 in der gräßlichen Blutrache Albrechts I. drei und sechzig unschuldige Männer, die Besatzung des benachbarten, dem von Balm gehörigen Schlosses Farwangen enthaupten ließ. — Das Schloß Hallwyl wurde 1415., als die Eidgenossen das Aargau eroberten, von den Bernern, denen sich die habsburgschen Vasallen, Wolf, Walther und Thüring von Hallwyl, nicht unterwerfen wollten, erstürmt und verbrannt; nachher aber wieder aufgebaut. Zu diesem Schlosse gehörte bis 1798 eine der bedeutendsten Freiherrschaften der Schweiz, welche den ganzen Hallwyler See, die Dörfer Farwangen und Dennweil mit hohen und niedern Gerichten, ferner die niedern Gerichte zu Seengen, Meisterschwanden und in einigen andern Dörfern enthielt. Seit 1798 hat aber zum Besten der Einwohner alle Patrimonialgerichtsbarkeit in der Schweiz aufgehört.

Von diesem Schlosse hat ein noch fortdauerndes altes adeliges Geschlecht seinen Namen, dessen Stammbuch daselbst aufbewahrt wird. Wie gewöhnlich hat man demselben durch fabelhafte Genealogien einen römischen Ursprung gegeben. Die Etymologie des Namens ab ala oder alis, weil es zwei Flügel im Wappen führt, ist erkünstelt. Die Genealogie ist um so unsicherer, da im Jahre 1380 die in dem Schlosse aufbewahrten Urkunden in einer Feuersbrunst vernichtet wurden. Schon vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erscheint Johann von Hallwyl als Marschall des Grafen von Habsburg (S. Habsburg, Marschälle, Schenken u. s. w. oben S. 72. dieses Bandes) und als Landvogt im Sundgau und Aargau: mehrere seiner Nachbaren bekleideten solche Hof- und andere Ämter bei den Herzogen von Östreich. In den Schlachten am Morgarten (1315) und bei Sempach 1386. und in dem Kriege Herzog Friedrichs von Östreich gegen die Appenzeller (1405.)

*) Von seinem Leben und seinen Schriften handelt *Foppen's* Biblioth. Belg. I, 338, wo auch dessen Bildniß sich findet.

opferten mehrere aus diesem Geschlechte ihr Leben für ihre Lehnsherren auf. Durch diese Kriege der Östreicher gegen die Eidgenossen sank das Haus, wie so viele andre habsburgsche Vasallen, und sah sich 1400 genöthigt, Horgen und Maschwanden der Stadt Zürich zu verkaufen. Als Rudolf, Thüring und Walther von Hallwyl im J. 1415 ihr Stammschloß erobert sahen, ergaben sie sich mit der Burg Wildegg an die Berner, und erhielten dann das Bürgerrecht zu Bern. Thüring erscheint aber bald wieder in östreichschen Diensten als unversöhnlicher Feind der Eidgenossen bei den Versuchen, welche Kaiser Friedrich III. im J. 1442. machte, das Aargau wieder an sich zu reißen, und tritt dann in dem Bürgerkriege der Eidgenossen 1443 als östreichscher Hauptmann der Zürcher auf, aber ohne großen kriegerischen Ruhm zu erwerben. Desto ruhmvoller glänzt Hans von Hallwyl als Anführer der Berner im burgundschen Kriege, wo er besonders in der entscheidenden Hauptschlacht bei Murten (1476.) durch den entschlossenen und gut geleiteten Angriff, welche er mit der Vorhut auf die burgundsche Stellung machte, Vieles zum Siege beitrug. Das Geschlecht pflanzte sich im Elsaß, in der Schweiz und in Östreich fort. Von der schweizerischen Linie wurde im J. 1616 ein Zweig durch Hug von Hallwyl nach Böhmen verpflanzt und erhielt die gräfliche Würde; sie wurde sehr zahlreich, ist aber im achtzehnten Jahrhundert wieder erloschen. — Auf den Ältesten des Geschlechtes erbte immer der Marschalls-Titel fort, zu Folge einer Urkunde Herzog Leopolds von Östreich v. J. 1380, worin es heißt: „Das Marschall-„Amt zwischen dem Gotthard und dem Eggenbach" (die Gränze zwischen Ober- und Nieder-Elsaß) „wenn wir oder unsere Nachkommen, Herzoge zu Östreich zu Felde „liegen, daß dann jeder Älteste von Hallwyl unsers „Volks Marschall seyn soll." *) (*Escher.*)

HALM nennt man den Stängel der Gräser und grasartigen Gewächse, und namentlich der Getreidearten, oder der so genannten Halmfrüchte. Der Halm der Getreidearten ist gestreift, in bestimmten Zwischenräumen mit Knoten versehen, und dadurch gegliedert, und in der Mitte hohl. Die ersten untersten Knoten am Halme sind rankend, d. h., von der Art, daß sie, wenn sie mit Erde bedeckt sind, oder auch nur an selbige zu liegen kommen, Wurzeln und neue Nebenhalme treiben, wodurch das Bestocken oder Bestauden der Sat bewirkt wird. Auf diese letzte Eigenschaft der grasartigen Gewächse gründet sich auch größten Theils das zum Verjüngen der Wiesen angewandte Verfahren (s. Verjüngen und Wiesen). Da der Halm als derjenige Theil des Getreides, welcher zwischen der Wurzel und der Ähre und Rispe sich befindet, vorzüglich zur Stütze der Ähre und Rispe, nächstdem aber auch als Behälter und Fortleiter der eingesogenen Nahrungsstoffe dient, und dann abgetrocknet dem Landwirthe das ihm in vieler Hinsicht so ganz unentbehrliche Stroh liefert: so muß der Landwirth ernstlich darauf bedacht seyn, durch eine dem Boden, und der zu erbauenden Getreideart angemessene Bearbeitung und Düngung, so wie durch eine, der Beschaffenheit des Bodens und dem Düngungszustande desselben gemäße, stärkere oder schwächere Aussat, und nachherige zweckmäßige Behandlung des aufgelaufenen Satkorns seinen Saten einen gesunden und kräftigen Halm zu verschaffen, endlich aber durch sorgfältiges Abtrocknen und Aufbewahren der Halme ein gutes Stroh zu gewinnen. (*Schilling.*)

*) S. Helvetisches Lexikon und Holzhalbs Fortsetzung unter Hallwyl.

HALMA (Franz), ein gelehrter Buchhändler von Utrecht, welcher auch zu Amsterdam und Rotterdam eine Handlung hatte, und sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Sprachforscher, Übersetzer und Dichter bekannt gemacht hat. Sein Hauptwerk ist ein niederländisches Wörterbuch: Woerdenbock der neederduitsche en Fransche Taalen. Utr. 1710. 1717. 4. Auch noch öfter wiederholt, unter dem Titel: Le grand dict. françois et flammand. Leide 1778 oder 81. II. 4. An dem französischen Theile, welcher zuerst Amsterd. 1686. 4. erschien, hat T. Rourel mit gearbeitet. Halma's bekanntestes Gedicht führt den Titel: Het Kasteel van Aigermont. Leuwarden 1715. 4. *) (*R.*)

HALMBRACHE heißt das im Herbste, nach der Ernte, und nach vollbrachter Bestellung des Wintergetreides vorgenommene erste Umbrechen, (Stoppeln, Umstürzen,) derjenigen Felder, welche im nächst vergangenen Sommer Wintergetreide oder Raps getragen haben, und nun im nächsten Frühjahre mit Sommergetreide, (Gerste, Hafer), bestellt werden sollen; — s. Stoppeln, Stürzen. (*Schilling.*)

HALMFRÜCHTE gleichbedeutend mit Getreide.

HALMI, magyarischer Marktflecken in der Ugotscher Gespanschaft in Oberungarn jenseits der Theiß, im untern oder transtibiskaner Bezirke, an der Landstraße, auf einer großen angenehmen Ebene, an die Ortschaften Akli, Túr-Terebes und an den See Eger angränzend, mehreren adeligen Grundherren, vorzüglich dem Freiherrn von Perényi gehörig, meistens mit reform. magyarischen Einwohnern, die hier eine eigene Pfarre und Kirche, einen Postwechsel an der Straße nach Nagy-Bánya, fruchtbaren, aus Sand und Thon gemischten Boden, der Weizen, Rocken, Hafer und Kukurutz (Mais) von vorzüglicher Güte hervorbringt, guten Wiesewachs und Weide, Weingärten, Waldungen, einträgliche Schweinezucht und stark besuchte Jahrmärkte haben. Die Kirche steht auf einem Hügel (Halom), woher der Ort wahrscheinlich seinen Namen erhielt. In diesem Hügel findet man eine Menge Menschenknochen; es ist daher wahrscheinlich ein Grabhügel, der nach einer Schlacht errichtet wurde. Diese Ortschaft ist der Hauptort der Herrschaft Halmi. (*Rumy.*)

HALMÖE auf der golowinschen Karte Holmöer, ein Eiland im baltischen Meere, das auf der NO. Küste von der Insel Arröe belegen ist und zum däni-

*) Baseler Lexikon und Adelung.

schen Amte Sonderburg des Herzogth. Schleswig gehört. Es hat gute Weide und ein Paar Höfe. (*H.*)

HALMONES, auch HOLMONES, eine Ortschaft in Böotien, die nach Pausan (IX, 24) 4 Stunden nördlich vom See Kopais in der Nähe von Hyettos lag. Nach Orchomenos hin breiteten sich die athamanischen Felder aus. (*H.*)

HALMOS, (*Ἄλμος*), Sohn des Sisyphos, der in dem vom Könige Eteokles in Orchomenos erhaltenen Stückchen Land die Stadt Halmones erbauete (Paus. IX, 35) und die Chrysogeneia und Chrysa zu Töchtern hatte. (*J. A. L. Richter.*)

HALMSTAD, die Hauptstadt der süd-schwedischen Provinz Halland, anmuthig gelegen, an der Mündung des Flusses Nissa, in welchem der fette Halmstad's Lachs gefangen wird, im J. 1815 mit 1691 Einwohnern. Halmstad, schon im Jahre 1307 mit Stadtprivilegien versehen, hat ein Schloß, auf welchem der Landshöiding über Halland residirt, eine niedere Gelehrtenschule (kleinere Trivialschule) mit 1 Rector, 2 Collegen, 53 Schülern (im Herbste 1821) und kleiner Schulbibliothek, eine prächtige Kirche, breite Gassen; ist Sitz der Landhaushaltungsgesellschaft Halland's. Den Hauptgegenstand des ausländischen Seehandels machen Bretter aus. 1512 legte der dänische König Hans ein Kloster an, welches jetzt zerfallen ist. Bei Halmstad hat man Meerbäder eingerichtet. Eine halbe Meile von Halmstad, zu Sperlingsholm, einer der anmuthigsten Stellen des südlichen Schwedens, trifft man eine vielbesuchte Mineralquelle. — Einmal jährlich, im Herbst, wird in Halmstad ein bedeutender Markt gehalten. (*v. Schubert.*)

Halmydessos, s. Salmydessos.

HALMYRIS, ein See im alten Mösien, welcher von dem südlichsten Arme des Ister gespeiset wird. Es ist der heutige Ramsin im Sandschack Silistria des osmanischen Europa, und fließt durch zwei Kanäle in das Meer ab. Nahe dabei lag eine gleichnamige Ortschaft, deren Plinius und Prokopius gedenken, und die Reichardt nahe bei Kisilbaschi sucht. (*H.*)

HALMZEHNTE, GARBENZEHNTE, NATURALZEHNTE, ist derjenige Zehnte, welcher aus dem Felde selbst von jeder Art der gebauten Früchte erhoben wird. — Die Halmzehnten theilt man nach der Verschiedenheit ihrer Erhebung ein, in 1) stehende, welche das Recht mit sich führen, daß keiner der Zehntpflichtigen aus dem Sommer-, Winter- oder Brachfelde eher seine Früchte fortfahren darf, bis alle Früchte in solchem Felde ab- und aufgebracht, also zur Auszehntung fertig sind; — 2) in fliegende, wobei der Zehntberechtigte verpflichtet ist, jede einzelne Wanne, sobald sie ab- und aufgebracht ist und ihm dieß von dem Zehntpflichtigen angezeigt wird, bald nachher, binnen einer bestimmten Anzahl von Stunden, auszehnten zu lassen; und 3) in Raubzehnten, welche unter zwei Zehntberechtigten derjenige zieht, welcher am besten aufpaßt, und zuerst kommt; — 4) in Lastzehnten, welche der Zehntgeber stehen läßt, und welche folglich der Zehntnehmer selbst vom Felde abholen lassen muß, endlich 5) in Bringzehnten, welche der Zehntgeber dem Zehntberechtigten, oft wohl gar, bevor er die übrigen neun Zehntel einfahren läßt, in die Scheune zu bringen verpflichtet ist. Vergl. Zehnten und Garbenzehnten überhaupt. (*Schilling.*)

HALO, (Physik), ein wässeriger Meteor, welcher einen leuchtenden Kreis um die Sonne, den Mond und die Sterne hervorbringt. Diese Kreise sind bisweilen weiß, andere Male gefärbt und dem Regenbogen ähnlich. Man bemerkt bisweilen mehrere solche Kreise und immer sind sie concentrisch. Um den Mond herum zeigen sie sich am häufigsten, weil das fast immer zu starke Sonnenlicht sie nicht wahrnehmen läßt, und weil das Licht der Sterne fast immer zu schwach ist, als daß es sie hervorbringen könne. Der Durchmesser dieser Kreise ist sehr verschieden. Er verändert sich sogar, während man sie beobachtet. Sie erscheinen gewöhnlich oval, wenn man sie mit bloßem Auge beobachtet, doch sind sie sehr rund, wenn man sie mit einem Instrument betrachtet.

Zwischen diesen Ringen und dem leuchtenden Körper, welchen sie einhüllen, (sie mögen bloß weiß oder gefärbt seyn,) bemerkt man immer einen Raum, welcher weniger leuchtend und weniger glänzend ist, als diese Kreise. Bei den gefärbten Kreisen sind die Farben weniger lebhaft und schwächer als die des Regenbogens, und man entdeckt, daß sie je nach der Verschiedenheit ihrer Durchmesser auch in einer verschiedenen Ordnung auf einander folgen. Newton beobachtete einen Kreis dieser Art im Jahre 1692 und die Ordnung, in welcher die Farben sich zeigten, war da folgende: Die Farbe des innern Ringes (er bemerkte drei Ringe,) war nach innen blau, in der Mitte weiß und nach außen roth. Die Farbe des zweiten Ringes war nach innen purpurroth, hierauf blau, alsdann grüngelb und endlich blaßroth. Die innere Farbe des dritten Ringes war blaßroth und die äußere blaßgelb. Man bemerkte in Frankreich im Jahre 1683 einen Kreis, dessen Mitte weiß war, worauf eine in's Rothe schießende Farbe, alsdann eine blaue und nachher eine grüne Farbe folgten, und dessen äußerer Umkreis sehr dunkelroth war. Einen andern Kreis beobachtete man im Jahre 1728, dessen äusserer Umkreis blaßroth war, worauf eine gelbe und dann eine grüne Farbe folgten, und welcher sich nach innen in einen weißen Ring endigte, so daß in Hinsicht der Farbe dieser Kreise (sie mögen einfach oder mehrfach seyn,) niemals etwas Gewisses und Festes vorhanden ist.

Dieses Phänomen, welches von der Reflexion und der Refraction herrührt, welche die Lichtstrahlen erleiden, wenn sie durch dichten Nebel hindurch gehen, zeigt sich ziemlich häufig. Mussichenbroek versichert uns, daß man in Holland jährlich mehr als 50 solche Kreise bemerkt. Middleton versichert in den Transactions philosophiques ebenfalls, daß sie in Nordamerika sehr häufig sind, wo man gewöhnlich jede Woche einen oder zwei Kreise um die Sonne, und monatlich auch einen oder zwei Kreise um den Mond wahrnehme.

Die Ursache dieses Phänomens befindet sich in un-

serer Atmosphäre und in kurzer Entfernung von der Oberfläche der Erde. Hier entdeckt man, daß diese Kreise nur von wenig Personen auf einmal und selten in einem Raume gesehen werden können, welcher sich mehr als drei Meilen weit ausdehnt. Auch siehet man sie verschwinden, sobald der Wind zu gehen anfängt. Sie zeigen sich bloß bei beständiger Witterung und bei Windstille. Niemals werden sie bei heiterm Wetter gesehen, wohl aber dann, wenn ein leichter Nebel in die Luft in die Höhe steigt. Wenn aber der Wind diesen Nebel vor sich hin treibt und ihn in der Luft schwanken läßt, so fangen diese Kreise an von der Seite aus, zu verschwinden, wo die Luft reiner und durchsichtiger wird.

Man kann ähnliche Kreise künstlich hervorbringen, wenn man in der Kälte ein mit warmem Wasser gefülltes Gefäß aufstellt, dessen Dünste sich zwischen das Licht einer Kerze und das Auge des Beobachters erheben. So zeigen sich auch oft ähnliche Ringe in den Hausbädern, wenn neben der Badewanne angezündete Kerzen stehen.

Ausführlicher wird dieser Gegenstand von de la Fond in seinem Dictionaire de Physique und von Newton in dem zweiten Buche seiner Optik abgehandelt. *(W. L. Brehme.)*

HALOA, (*Ἀλῶα*), ein zu Ehren der Demeter, welche als Göttinn des Säens und Erntens auch Haloas *) heißt, zu Athen im Monat Posideon gefeiertes Fest. Auch dem Dionysos wurden an diesem Feste Opfer gebracht, welche sämmtlich in Früchten der Erde bestanden. Thiere durften nicht geopfert werden. Die Feier dauerte mehrere Tage und war fröhlich, besonders für die Landleute, als Erntefest. Andre leiten den Namen des Festes davon ab, daß er an die alte Lebensart der Griechen *ἐν τοῖς ἄλωσι*, in Kornfeldern, erinnern solle. **) *(R.)*

HALOANDER, (Gregorius), hieß eigentlich Hoffmann, nicht aber wie Nopitsch [1]) meint, Salzmann. Er ist zu Zwickau, wahrscheinlich zu Anfange des 16. Jahrhunderts geboren, denn er wird nur als Graecarum literarum studiosus in der im Jahre 1518 eröffneten griechischen Schule des Georg Agricola bei Conradi [2]), also nicht wie Hugo [3]) meint, als einer, der ausstudirt habe, bezeichnet, daher es denn auch ganz natürlich ist, daß Johann Baptist Egnatius ihn in einem Briefe vom 20. Januar 1527 noch „juvenis" nennt. Die vielfache Beschäftigung mit dem Griechischen, zunächst unter der Leitung des schon erwähnten Agricola, war es wohl, die unsern Gregor veranlaßte, seinen Familiennamen, der Sitte jener Zeiten gemäß, zu gräcisiren. Der Gedanke aber, seine Kenntnisse zum Besten der Rechtswissenschaft anzuwenden, wurde (so berichtet Conradi) zuerst von Julius (von) Pflugk (dem nachherigen Domherrn von Naumburg) seinem eifrigen Gönner und Freunde, in ihm erweckt. Ja dieser gestattete sogar Haloandern, ihn im Jahre 1520 auf seiner Reise nach Italien auf seine eigenen Unkosten zu begleiten. Daß er aber dessen Hofmeister nicht war, geht schon daraus hervor, daß Pflugk aus allen Briefen, die uns Conradi mittheilt, als der ältere, Rath ertheilende Freund und Mäcenas erscheint. In Bologna benutzte Haloander in'sgeheim die von Bologninus († 1508.) als Polizian's († 1494.) Papieren gefertigten Vorarbeiten zu einer berichtigten Ausgabe des Pandektentextes; allein nicht ohne persönliche Gefahr, wie er selbst schreibt, da jene Vorarbeiten einem dortigen Dominikanerkloster vermacht waren und eigentlich jedem Fremden unzugänglich seyn sollten. Daß er in Bologna zum Doctor juris creirt sei, erzählt Melchior Adami [4]), aber freilich ohne eine Quelle dieser Nachricht anzugeben. Er kehrte hierauf mit Pflugk nach Teutschland zurück, und suchte, versehen mit Empfehlungsschreiben von Egnatius, Wilibald Pirkheimern in Nürnberg auf. Auch der dortige Magistrat interessirte sich für ihn, unterstützte ihn mit Geld und ließ auf öffentliche Kosten im Jahre 1529 die Ausgabe der Pandekten, wie sie das Resultat der Bemühungen Haloanders war, in Quart und zwar ohne Glosse drucken. Noch in demselben Jahre folgte eine Ausgabe der Institutionen und 1530 aller 12 Bücher des Codex in Folio, welcher er ein möglichst vollständiges Verzeichniß der römischen Consuln anfügte, das freilich in der Folge durch spätere Auffindungen, namentlich der Fasti capitolini, vielfach berichtigt und ergänzt ist. Vollständigkeit der Überschriften ist ein großer Vorzug dieser Ausgaben und die ihm gemachten Vorwürfe wegen zu großen Leichtsinns bei Veränderung der Lesarten sind gewiß großen Theils übertrieben. Endlich im Jahre 1531 veranstaltete er die erste Ausgabe des griechischen Textes der justinianschen Novellen ebenfalls in Folio nach einer Handschrift aus der Verlassenschaft des Bologninus mit beigefügter alter und neuer Uebersetzung. Er ging hierauf zum zweiten Male nach Italien, insbesondere auch um die in der Vorrede zu den Novellen versprochene Ausgabe der Libri Feudorum nach Minuccius († c. 1464) vorzubereiten, als er nach sehr kurzem Krankenlager in Venedig in einer hilflosen Lage am 5ten September eben desselben Jahres (nach Andern 1532) starb. Hält man dieses und den Beifall, den seine Ausgaben schon damals einernteten, zusammen mit der früher erwähnten Gefahr, so gewinnt die Ansicht des Jacob Spiegel und Vincenz Obsopöus [5]), daß er eines gewaltsamen Todes gestorben sei, doch wohl einige Wahrscheinlichkeit. Im Manuscript hinterließ er zum Drucke fertig nur eine kleine Schrift, die unter dem Titel: Notitia utraque cum Orientis tum Occidentis ultra Arcadii, Honoriique Caess. tempora, illustre vetustatis monumentum, Basileae 1552 erschien. Daher alle die Commentare zu den Institutionen,

*) Auch Halois und Euhalosia. **) S. *Demosth.* in Neaer. *Harpokr.* u. *Suidas.* Vrgl. *Potter.* I, 796.

1) Fortſ. v. Will's Nürnb. Gel. Lexik. Bd II. S. 19. 2) Parerg. lib. I. p. VI. 3) Civilist. Lit.-Gesch. 2te Ausg. §. 167. Note 2.

4) In vit. Jurecconsultor. Germanor. Fft. 1705. fol. p. 28. 5) Cfr. *Conradi* parerga, lib. I. p. XIII. not. a.

Novellen u. s. w., die unter seinem Namen aufgeführt zu werden pflegen, in der That nicht von ihm herrühren, ja meist gar nicht existiren. Nach seinem Tode wurde seine Ausgabe einzelner Theile des Corpus Juris auch zu mehrern Gesammt-Ausgaben desselben benutzt, z. B. 1548, dann von Miräus († c. 1562.) u. A. — Vergl. außer den gelegentlich schon angeführten Schriften: G. L. *Hausfritz* memor. Haloandri Nor. 1736. 8. *Brencmann* histor. pandectar. Lib. I. c. II. p. 74. et lib. IV. c. 3. p. 325 sq. Will Nürnberg. Gel. Lexik. Bd II. S. 23. und *Haubold* instit. jur. Roman. literar. N. 99. p. 81. (*Ad. Martin.*)

HALOCNEMON *Marsch. Bieberst.* (Flor. taur.-caucas. Suppl.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Chenepodieen, und der ersten Ordnung der ersten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist folgender: Der gemeinschaftliche Kelch wird durch eine Schuppe des Blühtenkätzchens gebildet, der eigenthümliche ist dreiblättrig und verschlossen, und fällt mit den Schuppen des Kätzchens ab. I. Blattlose: 1) H. strobilaceum *M. B.*, weitschweifiges Staudengewächs mit sehr kurzen Gliedern. Am kaspischen und mittelländischen Meere (Salicornia glauca *Delil.* aegypt., S. mucronata *Lag.*, S. strobilacea *Pall.* It.) Abgeb. in *Pall.* Halophil. t. 4. 2) H. caspicum *M. B.*, mit strauchartigem, fast aufrecht stehendem Stiele, dessen Glieder beinahe cylindrisch sind, und mit fadenförmigen Blühtenähren. Am kaspischen Meere (Salicornia caspica *Pall.* It.) Abgeb. in *Pall.* Haloph. t. 7. — II. Beblätterte: 3) H. arabicum *Spr.* Syst., aufrecht stehendes Staudengewächs mit eiförmigen Gliedern, abwechselnden, scheidenförmigen, stumpfen Blättern, und eiförmigen Blühtenähren. In Arabien. (Salicornia foliata *Pall.* It. *Linn.* suppl.) Abgeb. in *Pall.* It. I. N. 92. t. D. f. 3. 4) H. nodulosum *Spr.* Syst., aufrecht stehendes Staudengewächs mit kreiselförmigen jüngeren, und alternirenden, fast kugeligen, halbstielumfassenden, angedrückten älteren Blättern, und ablaugen, schimmelgrünen Schuppen des Kätzchens. An den ägyptischen Küsten. (Salicornia strobilacea *Sieb.* S. nodulosa *Delil.* Fl. Aeg.) 5) H. foliatum *Spr.* Syst., Staudengewächs mit linienförmig-drehrunden, stielumfassenden Blättern, und ungestielten Blühtenähren. In Sibirien. (Salicornia foliata *Pall.* It., *Linn.* suppl.) Abgeb. in *Pall.* Haloph. t. 5 — 6. — S. *Spr.* Syst. veg. vol. I. p. 19. (*Sprengel.*)

HALOGÈNE, Salzsäurestoff (Davy's Chlorine, oder richtiger Xyrine) nennt Schweigger bezeichnender das Radical der Salzsäure, welches eigentlich noch unbekannt, und daher eine hypothetisch angenommene Basis ist.

Girtanner glaubte zwar früher beweisen zu wollen, daß diese Basis Hydrogène wäre. Aber spätere Versuche haben gezeigt, daß das Hydrogène-Gas, welches er erhielt, von dem Wasser, das zerlegt wurde, herkam, ohne welches die Salzsäure auch in ihren mittelsalzigen Verbindungen nicht existiren kann. — Durch Elektricität ließ sich ebenfalls die Salzsäure nicht zerlegen. Bacchiani's Entdeckung, daß er an dem einen Pole von Volta's Säule Salzsäure, an dem andern Natrum aus dem Wasser zu erhalten gewähnt hatte, blieb unbestätigt. Auch Davy's, Henry's, Gay-Lussac's, Thenard's u. A. Versuche der Art waren bis jetzt fruchtlos.

Nach Davy, Gay-Lussac u. A. enthält die Salzsäure keinen Sauerstoff. Sie sagen: die Chlorine sei das sauermachende Princip, und dieß enthalte Wasserstoff, in sich gebunden, keinen Sauerstoff. Davy nannte nun die gemeine Salzsäure: Wasserstoff-Chlorine (Gay-Lussac's, *Acide Hydrochlorique*), und die überoxydirte Salzsäure schlechtweg Chlorinsäure. — Euchlorine ist, nach Davy, die gasförmige Verbindung des Sauerstoffes mit dem Chlorin, welche entsteht, wenn man auf vieles Knallsalz wenig Salzsäure gießt. —

Andere nahmen 3 Verbindungen des Halogène mit Oxygène an: 1) Euhalogène: 1 At. Halogène u. 1 At. Oxygène; 2) Halogène-Gas: 1 At. Hal. und 4 At. Oxygène; 3) Halogènesäure, d. i. 1 At. Halog. und 5 At. Oxygène, und es haben Berzelius u. A. für den Oxygène-Gehalt der Salzsäure mehrere unbezweifelte Beweise aufgestellt. (Vergl. unten Salzsäure.) (*Th. Schreger.*)

HALOKRATES, ein Sohn des Herakles und einer der 50 Töchter des Thespios, welcher aus Dankbarkeit dafür, daß ihn jener von dem Löwen auf dem Helikon befreit hatte, ihm seine 50 Töchter überließ. (*St.*)

HALOMETER, Soolwage, Salzspindel. Die Einrichtung der Soolwagen ist so mannichfaltig, als der Ausdruck für den Salzgehalt einer Soole, der durch sie bestimmt werden soll. Im Allgemeinen bestimmt man diesen Salzgehalt (die Löthigkeit oder Grädigkeit) nach dem Gewichtstheil reinen Kochsalzes, das entweder in einem zu Grunde liegenden Gewicht, oder einem festgesetzten Volumen Soole enthalten ist. Hiernach hat die Löthigkeit oder Grädigkeit einer Soole auf verschiedenen Salinen verschiedene Bedeutungen. Auf der königl. preuß. Saline Dürrenberg des Herzogth. Sachsens versteht man z. B. unter einer dreilöthigen Soole eine solche, in welcher drei Theile Wasser mit einem Theile Kochsalz verbunden sind, während auf mehreren andern Salinen eine Soole dreilöthig heißt, wenn eine Kanne derselben 3 Loth Kochsalz enthält. Auf noch andern Salinen nennt man ein Soole dreilöthig, wenn in 103 Theilen derselben 3 Theile Kochsalz aufgelöst sind. Auf mehreren Salinen berechnet man den Salzgehalt nach der Anzahl Gewichtstheile, die in 100 dergleichen Gewichtstheilen Soole sich befinden, also nach Procenten. Die erste und letzte dieser Methoden sind die bequemsten.

Die Soolwagen werden gewöhnlich von Glas verfertigt, und kommen in ihrer Gestalt im Ganzen mit den meisten andern Aräometern überein. Sie bestehen nämlich aus einer ungefähr 2½ Zoll im Durchmesser haltenden Glaskugel, die unten mit einer kleinern in Verbindung steht, oben aber in einen gegen 8 Zoll langen und ¼ Zoll starken Hals ausläuft. Die kleinere Kugel wird mit zusammen geschmolzenem Siegellack und

Schrot so weit beschwert, daß der Punkt, bis zu welchem die Soolwage, wenn man sie in reines Wasser einsenkt, niedersinkt, und der, bis zu welchem sie beim Einsenken in gesättigte Soole aufsteigt, auf die Länge des Halses fallen. Bei ihrem höchsten Stande über einer Soole, darf die Soolwage ihre senkrechte Stellung nicht verlieren, und sie muß deßhalb gut äquilibrirt seyn.

Um eine solche Soolwage mit der Scale zu versehen, verschließt man ihren Hals mit einem Stöpsel, und klebt an die Außenseite, der Länge des Halses nach, einen schmalen Streifen Papier. Sodann senkt man sie in destillirtes Wasser von 12° R. und bezeichnet die Stelle, bis zu welcher sie sich (etwa ¼ Zoll unter dem obern Ende des Halses, niedersenkt) mit dem Nullpunkte. Jetzt macht man eine siebenlöthige Soole von 12° R., senkt die Wage in dieselbe und bemerkt die Stelle des Einsenkens mit 7. Eben so verfährt man mit 14-, 20- und 26löthigen Solutionen. Die Zwischenglieder zwischen den so erhaltenen Normalpunkten 0, 7, 14, 20 und 26 lassen sich leicht einschalten. Sind die nöthigen Abtheilungen der Scale auf diese Art bestimmt, so trägt man sie auf einen andern, eben so breiten und langen Papierstreifen über, und klebt diesen an die innere Seite des Halses so neben den äußern Streifen, daß die sich entsprechenden Punkte in einer Horizontallinie liegen. Hierauf löst man den äußern Streifen ab, und verschließt den Hals der Soolwage wieder mit dem vorher gebrauchten Stöpsel. [1]) Weil es mühsam ist, viele Salzsolutionen von verschiedenem Gehalte zu verfertigen, und selbst richtig gefertigte Solutionen während des Gebrauches abdunsten, also ihr specifisches Gewicht ändern können: so hat Herr Bischof, Salinendirector zu Dürrenberg, die dort gebräuchlichen Soolwagen seit 1802 nach folgenden Principien verfertigt. — Man nimmt statt der verschiedenen Salzsolutionen bloß reines Wasser von 15° R. Ist nun eine Soolwage so weit vorgerichtet, daß sie ihre gehörige Schwere hat: so wird sie gewogen; dann werden die specifischen Schweren derjenigen Soolen, die von der Wage angezeigt werden sollen, mit ihren Übergewichten, um so viel sie nämlich schwerer als reines Wasser sind, dividirt, und die erhaltenen Quotienten mit der Schwere der Soolwage multiplicirt: oder die Übergewichte werden durch die specifischen Soolschweren dividirt, und die Quotienten mit der Schwere der Soolwage multiplicirt. Im erstern Falle geben die Produkte, im letztern die Quotienten die Gewichte an, welche, wenn man sie auf die eine Schale einer gemeinen Wage legt, die am andern Arme derselben mit Gleichgewicht an einem Pferdehaar hängende und zu graduirende Soolwage so weit herausziehen werden, daß da, wo der Wasserspiegel dieselbe berührt, sich die Punkte zu denjenigen Soolen ergeben, in welchen die Wage bis zu diesen Punkten einsenken wird.

Wenn daher A = der specifischen Schwere der Soole, (die des Wassers = 1) B deren Übergewicht gegen ein gleiches Volumen Wasser und H gleich dem Gewicht der Soolwage ist: so wird das aufzulegende Gewicht

$$h = \frac{H}{AB} = \frac{HB}{A} \text{ seyn.}$$

Keine der in der Natur vorkommenden Soolen ist eine reine Kochsalzsolution, denn sie enthalten sämmtlich mehr oder weniger andere Salze und Erden in sich aufgelöst. Da aber der Scale einer jeden Soolwage eine reine Kochsalzsolution zum Grunde liegt, so kann man durch sie allein keinen Schluß auf den wahren Kochsalzgehalt einer Soole machen, sondern muß die durch sie erhaltenen Resultate nach den Ergebnissen einer vorangegangenen chemischen Analyse modificiren, um mit Sicherheit salinistische Berechnungen darauf gründen zu können. *(A. Schmidt.)*

1) S. v. Langsdorf, Anleit. zur Salzwerkskunde rc. Heidelb. u. Leipz. 1824.

HALONE, ein Eiland in der Propontis, bei Plinius angeführt, aber von Skylar Elaphonnesos genannt. Es ist das heutige Alone oder Alonia zwischen der Insel Marmora und der Küste des Festlandes. *(H.)*

HALONESOS, ein Eiland des ägäischen Meeres im O. von Skopelos, nach Reichardt das heutige Dromi. Es gab einst Gelegenheit zu einem Kriege zwischen den Athenäern und dem makedonischen Philipp. *(H.)*

HALORAGIS *Forst.* (Gener.), eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Onagrae, und der vierten Ordnung der achten Linnéschen Klasse, deren Charakter in einem vierblätterigen Kelche, welcher über den Fruchtknoten steht, vier Blumenblättchen und einer vierfächerigen, viersamigen Steinfrucht besteht: 1) H. cercodia *Ait.* Hort. Kew., mit eiförmig ablangen, gesägten Blättern, gestielten, in Wirbeln zusammen stehenden Blühten und winklig geflügelten Früchten; wächst auf Neuseeland (Tetragonia ivaefolia *L.* suppl.; Cercodia erecta *Murr.* comm. gott.; Halor. Tetragonia *L'Hérit.* Stirp. H. alata *Forst.* prodr.) Abgeb. in *Jacquin* icon. I. t. 69) 2) H. racemosa, *Labill.* Nov. Holl. mit linienförmig lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, fein gesägten Blättern, traubenförmigen Blühten, und winklig geflügelten Früchten. Auf der südwestlichen Küste Neuhollands. Abgeb. *Labill.* l. c. t. 128. 3) H. gonocarpus, *Spr.* syst. mit eiförmig ablangen, fein gesägten Blättern, einzeln in den Blattachseln stehenden, ungestielten Blühten und kugelig winkligen Früchten. Auf der Nordküste Neuhollands (gonocarpus tetragona. *Labill.* l. c. t. 53.) 4) H. prostrata *Forst.* prodr. mit ablangen, glattrandigen, gestielten Blühten und kugeligen Früchten. In Botanybai und auf Neucaledonia. 5) H. digyna. *Labill.* Nov. Hov. mit linienförmigen, zugespitzten Blättern, wirbelförmigen, traubenförmigen, nickenden, mit zwei Pistillen versehenen Blühten und kugeligen Früchten. An der Südwestküste Neuhollands. Abgeb. in *Labill.* l. c. t. 129. — S. *Spreng.* system. vegetab. Vol. II. p. 260. *(Sprengel.)*

HALOSYDNE (*Ἀλοσύδνη*), Beiname der Thetis bei Hom. Il. XX, 207. u. Odyss. IV. 404. Kalli-

machos nach Eustath. p. 332 und Apollon. IV, 1599. haben auch Nereiden so benannt, der erste jedoch in der Variation *ὑδατοσύδνη*. Die natürlichste Erklärung ist von *ἅλς* und *ὑδνέω* d. h. nähren. Hesych. Andre nehmen *ἁλόσυδνος* für *ἁλόσυνος*, *ἅλιος*, *θαλάσσιος*, noch Andre trennen *ἁλο* und *σύω*, *σεύω*, also: die Bewegerinn des Meeres. (*R.*)

Halowin s. Hallain oben S. 315. dieses Bandes.

HALS, der, (anat.) ist ein schmaler Theil des Körpers, welcher zwischen dem Kopfe und der Brust liegt, und in Hinsicht der Länge, so wie nach der Beleibtheit und der Constitution unendlich verschieden gestaltet erscheint. Bei manchen Subjecten ist der Hals dick und sehr kurz, bei andern hingegen dünn und sehr lang. Wenn der erste Fall nicht von der bloßen Beleibtheit herrührt, so fällt er gewöhnlich mit dem apoplektischen habitus zusammen. Der zweite zeigt sich oft bei denjenigen, welche zur Phthisis Prädisposition haben. Der Hals besteht aus Integumenten, Zellgewebe, Fett, aus Wirbelbeinen, welche zu den Bewegungen des Kopfes und des Halses dienen, gewöhnlich sieben an der Zahl sind, und das Rückenmark einschließen, welches die Halsnerven abgibt, aus Arterien und Venen, aus Nerven, lymphatischen Gefäßen, aus einer Portion der trachea und vorzüglich aus dem larynx, welcher die Erhabenheit bildet, die wir Adamsapfel nennen, und welche gewöhnlich bei Männern sichtbarer ist als bei Frauenzimmern, aus dem pharynx, aus einer Portion des oesophagus, aus den Muskeln, aus Drüsen, unter welchen die beträchtlichste die glandula thyreoidea ist, und endlich aus Bändern.

Diejenigen Organe des Halses, welche die meiste Aufmerksamkeit verdienen, sind: 1) die arteriae carotides, (gemeinschaftliche Kopfarterien). Auf jeder Seite des vorderen Theils des Halses liegt eine solche Arterie, die rechte carotis ist kürzer, der Mittellinie näher, weiter vorn und größer als die linke. Die Karotiden sind um so oberflächlicher, je weiter oben sie untersucht werden, die carotis communis, von welcher hier die Rede ist, theilt sich dem obern Rande der cartilago thyreoidea gegenüber in der Höhe des untern Theils des dritten Halswirbels in die carotis interna und in die carotis externa. Es sind die carotides communes die größten Arterienstämme des Halses. — 2) Die vena jugularis interna, (innere Halsvene); diese Vene folgt demselben Lauf, welchen die arteria carotis nimmt, auf deren äußerer Seite sie liegt. Diese zwei Gefäße sind in eine gemeinschaftliche, cellulös-fibröse Scheide eingehüllt, doch hat jedes seine besondere cellulose Membran. Man unterscheidet die Vene von der Arterie: erstens durch die geringe Dicke ihrer Wände, welche zusammenfallen und fast durchsichtig sind, dann durch ihre beständige Lage nach außen, endlich durch die Farbe des Bluts. —

Am Cadaver ist die vena jugularis interna gewöhnlich abgeplattet, so daß sie einen Halbkanal bildet, welcher auf der äußern Hälfte der art. carotis liegt. Während des Lebens ist ihr Umfang viel beträchtlicher, so daß sie einen mehr oder weniger großen Theil der vorderen Fläche der Arterie bedeckt. Aber er nimmt während der Exspiration zu, und vermindert sich zur Zeit der Inspiration. Es folgt hieraus, daß die vena jugularis interna während gewisser Operationen um so größer seyn wird, je größer das Hinderniß der Respiration ist. — 3) Die vena jugularis externa. Dieß ist diejenige Vene, welche gewöhnlich zum Aderlaß am Halse gewählt wird. Sie wird durch viele Äste in der Ohrdrüsengegend gebildet und öffnet sich am unteren Theile des Halses, in die vena subclavia, sehr oft, nachdem sie die Venen der Schulter aufgenommen hat. Nach unten kreuzt sie den musc. sternomastoideus sehr schief, auf welchem sie ruht. Hingegen ist sie parallel mit der Richtung der Fasern des m. platysmamyoides, welcher sie bedeckt. Es folgt hieraus, daß, wenn man dieses Gefäß parallel mit seiner Axe öffnet, die Fasern des musc. platysmamyoides (des breiten Halsmuskels), so zu sagen, nur von einander weichen, während man sie nothwendiger Weise zerschneidet, wenn man die Wunde in die Quere macht. In dem ersten Falle muß das Blut wegen der natürlichen Neigung der Fleischfasern sich zu nähern, und hierdurch die kleine Wunde zu verschließen, schwer ausströmen. In dem zweiten Falle vergrößern diese Fasern durch ihre Contraction die Öffnung, und müssen das Ausströmen des Bluts erleichtern. — Da diese Vene die meisten der äußerlichen Venen des cranium aufnimmt, so begreift man, daß sie vermittels mehrerer venae emissariae das Blut ziemlich direkt aus dem Sinus ziehen kann. Während des Aderlasses an dieser Vene empfiehlt Larrey den Druck unterhalb der Öffnung nicht zu entfernen, bevor man die Compresse auf diese letztere gelegt hat, weil man sonst, sagt er, sich der Gefahr aussetzen würde, die Luft in dieses Gefäß eindringen zu lassen und so eine leichte Operation in eine schnell tödtliche Wunde zu verwandeln.

Gewöhnlich ist die vena jugularis externa an ihrem unteren Drittel einfach. Bisweilen ist sie jedoch doppelt, ja sogar dreifach, und in diesem Falle ist jeder ihrer Äste nicht sehr voluminös, und gibt sich durch die Haut hindurch schwer zu erkennen, weßhalb dann der Aderlaß nicht ohne Schwierigkeiten ist. — 4) Der larynx (Luftröhrenkopf, Kehlkopf) und die trachea (Luftröhre, Kehle). — Der canalis laryngotrachealis liegt auf der Mittellinie des vorderen Theils des Halses. Der eigentliche larynx wird hauptsächlich von der cartilago thyreoidea, der cartilago cricoidea, den cartilagines arythaenoideae und von der membrana crico-thyreoidea gebildet. — Die erste, welche härter und mehr geneigt ist, zu verknöchern, als die zweite, ist so angeordnet, daß sie auf ihrem obern Rande einen ausgeschnittenen Vorsprung bildet, welcher vorzüglich bei den Männern sehr nach oben hervorragt, und in dieser Hinsicht ist der Unterschied bei den zwei Geschlechtern so groß, daß es, streng genommen, bei den Erwachsenen hinreichend seyn würde, diesen Theil zu berühren, um das Geschlecht zu unterscheiden. In dieser Portion des canalis laryngotrachealis wird unbestreitbar die Stimme gebildet. — Die trachea liegt mit ihrer membranösen

Portion, oder mit ihrem hintern Viertel auf dem oesophagus, welcher mit ihr, vermittels eines ziemlich lockern Zellgewebes, verbunden ist, und diese Anordnung läßt erklären, wie fremde, in dem oesophagus stecken gebliebene Körper in die trachea haben gehen können und so umgekehrt. Nach vorn und auf den Seiten ist sie unmittelbar von der glandula thyreoidea (Schilddrüse) umgeben. — 5) Am hintern Theile des Halses verdient die Verbindung des Kopfes mit dem Atlas und selbst mit dem epistropheus eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Da die condyli des os occipitis convex, länglich und schief nach außen und nach hinten gerichtet sind, und da die obere Fläche des Wirbelbeins, auf welchem sie ruhen, mit dieser Anordnung übereinstimmen: so gestattet diese Artikulation nur Beugungs- und Ausdehnungs-Bewegungen; aber da die ligamenta occipito-atlantica geschmeidig und breit sind, da der hintere Bogen des Wirbelbeins dünn ist, und keinen processus spinosus hat: so kann diese doppelte Bewegung ziemlich weit, doch nicht so weit getrieben werden, als man bei'm ersten Anblick würde glauben können, weil der processus odontoideus und seine Ligamente verhindern, daß der atlas sich nach vorn beugt. Die Rotationsbewegung geschieht hauptsächlich auf dem processus odontoideus und den Gelenkoberflächen des epistropheus. Die Theile zeigen sich in folgender Ordnung, wenn man sie von vorn nach hinten untersucht: a) Der arcus anterior des atlas und das Ligament, welches ihn mit dem os occipitis verbindet; b) der processus odontoideus und die ligamenta odontoidea; c) das ligament. transversum und das ligament. occipito-epistrophicum; d) die dura mater; e) der canalis medullae spinalis, welcher mit der medulla ausgefüllt ist. — Der processus odontoideus bildet eine Art von Zapfen, um welchen sich der Atlas dreht. Da er an die innere Seite der condyli des os occipitis vermittels zwei kurzer fibröser Bündel befestigt ist, so kann er auf die medulla erst drücken, nachdem das ligament. transversum des ersten Wirbelbeins zerrissen ist, wofern er nicht darunter weggeht, in welchem Falle die ligamenta odontoidea vorher zerrissen seyn müßten. Man begreift, daß sowohl bei der einen als bei der andern Weise eine beträchtliche Kraft erforderlich ist, um diese Störung hervorzubringen. Es scheint jedoch, daß die zum Strange Verurtheilten häufig auf die Weise starben, aber in den meisten Fällen waren die ligamenta odontoidea zuvor zerrissen, und dann ging dieser Fortsatz aus seinem Ringe heraus, unter dem Ligament des Atlas weg, und legte sich in den Rückenmarkskanal, so daß er die medulla zerriß und einen plötzlichen Tod hervorbrachte. Bisweilen war auch das ligament. transversum zerrissen, und der Tod auf dieselbe Weise erfolgt. — Bei den Kindern ist weit weniger Gewalt erforderlich, um dieselbe Wirkung hervorzubringen. Der processus verticalis des zweiten Wirbelbeins ist bei ihnen wenig entwickelt. Seine Ligamente sind weit weniger resistirend. Der Ring, welcher ihn einschließt, ist weniger zusammengezogen. Das ligament. transversum besitzt noch eine gewisse Elasticität, so daß dieser Fortsatz unter diesem letzteren Ligament heraus treten kann, ohne seine eigenen Ligamente zu zerreißen. Dieß sind die verschiedenen besondern Beschaffenheiten, welche begreifen lassen, wie, wenn man ein Kind an den Seiten des Kopfs anfaßt, und es so weit in die Höhe hebt, daß seine Füße den Boden verlassen, es geschehen kann, daß man es mit Blitzesschnelle tödtet, wenn es einige Bewegungen macht, um sich los zu machen. — Es ist auch zu bemerken, daß die zwei ersten Wirbelbeine so mit einander artikuliren, so unter einander und mit dem Kopfe verbunden sind, daß ein verwundendes Instrument leicht, und bloß durch weiche Theile hindurch in den canalis spinalis eindringen und durch die Verletzung des oberen Theils der medulla auf der Stelle tödten kann. Wenn man demnach einen stechenden und schneidenden Körper durch die fossa cervicis hindurch einsenkt, so wird es möglich seyn, auf das ligament. occipito-atlanticum oder auf das ligament. atlantico-epistrophicum zu kommen und den Anfang der medulla spinalis zu durchschneiden.

Diese Anordnung scheint von den Fleischern gut gekannt zu seyn, indem sie oft die Thiere dadurch tödten, daß sie ein Messer hinter dem os occipitis einsenken. Ja selbst der gemeine Mann weiß, daß man, wenn man eine Stecknadel in diese Gegend einsenkt, den Tod hervorbringen kann. Mehr als Einmal haben auch Missethäter von dieser Kenntniß Gebrauch gemacht, um vorzüglich an jungen Kindern abscheuliche Verbrechen zu begehen. Wenn das Instrument von vorn eingestochen würde, so würde man nicht dieselbe Gefahr laufen, weil der processus odontoideus es verhindern würde, direkt zu der medulla zu kommen. Unter dem zweiten Wirbelbein können Wunden dieser Art nicht mehr Statt finden. Denn alle diese Knochen liegen dachziegelförmig über einander, so daß sie einen vollkommenen Kanal bilden, dessen Wände keinen freien Raum zeigen, welcher das Eindringen der fremden äußeren Körper gestatten könne.

Rosenmüller's anatomisch-chirurgische Abbildungen und Loder's anatomische Kupfertafeln dienen dazu, sich von jedem einzelnen Organe des Halses, so wie überhaupt von allen übrigen Theilen des menschlichen Körpers eine Vorstellung zu verschaffen.

Auch ist Hals wohl ein anatomischer Ausdruck, womit man einen schmälern Theil am oder doch nahe am Ende eines Stückes des menschlichen Körpers bezeichnet. *(W. L. Brehme.)*

HALS, der, (architekt.), 1) das erste Glied des Kapitäls, welches gleich auf den Stab des verdünnten Schaftes folgt und mit demselben einerlei Ausladung bekommt. 2) Der oberste Zapfen an einem Zapfenständer des Schleusenthores, woran sich das Halseisen oder die Halsklammer befindet. Dieses ist eine, nach einem Halbzirkel gebogene eiserne Schiene, welche mit Ankern und Dobeln in die Seitenmauer der Schleuse befestigt ist, um die Flügel des Schleusenthores zu halten. *(R.)*

HALS, der, (Artill.) heißt bei der Kanone und Haubitze das Metallstück, welches die Traube mit dem

Bodenstücke verbindet. Er dient zur leichteren Handhebung des Geschützes und wird bei dessen Berechnung zum Behuf der Bestimmung des Inhalts oder Gewichts wie der Untersuchung des Schwerpunktes oder der Hinterwichtigkeit als abgekürzter Kegel berechnet, und dafür das Rundstäbchen um die beiden Bändchen an demselben weggelassen. *(Beniken.)*

HALS, wird der dünne Theil irgend einer Sache, z. B. eines Instruments, einer Geräthschaft ꝛc. genannt. So spricht man von dem Halse einer Branntweinswage, einer Weinwage, einer Salzwage und eines Aräometers überhaupt. So spricht man von dem Halse eines Sporns, eines Ankers, eines Amboßes, einer Violine ꝛc. *(Poppe.)*

HALS (Ἅλς), eine Tyrrhenerinn, Dienerinn der Kirke und Zaubrerinn, wie diese. Den Odysseus verwandelte sie nach einer spätern Sage (Ptol. Hephäst. IV. am Ende) in ein Pferd und behielt ihn in diesem Zustande bei sich, bis er vor Alter starb. *(J. A. L. Richter.)*

HALS. Von mehreren Künstlern dieses Namens ist der berühmteste Franciscus Hals, geboren zu Mecheln 1584, welcher für einen Schüler des ältern Karl van Mander gilt. Jedoch scheinen seine Studien nicht eben anhaltend und geregelt gewesen zu seyn. Denn ein angeborener, allmälig bis zur Leidenschaft überhand nehmender Hang trieb ihn an, die Natur und das Leben in unmittelbarer Gemeinschaft aufzufassen, und seine Biographen berichten, daß er drei Viertheile seines Lebens in Wirthshäusern und Schenken zugebracht habe. Vielleicht war es auch diese Lebensart, welche sein glänzendes Talent vorzüglich auf die Porträtmalerei lenkte, in welcher er nur von van Dyck übertroffen wurde, aber alle andre Zeitgenossen weit hinter sich zurückließ. Die Zahl seiner Porträte ist groß und von sehr mannichfachem Charakter in Bezug auf das darzustellende Original. Aber alle sind in Stellung und Ausdruck geistreich aufgefaßt und durch die Freiheit in der Behandlung des physiognomischen Charakters im Ganzen, mit Entfernung jeder sklavischen Rücksicht auf das unwesentliche Einzelne, zu dem Werthe historischer Köpfe erhoben, ohne doch die Ansprüche unbefriedigt zu lassen, welche an das Porträt gemacht werden dürfen. Denn die Ähnlichkeit seiner Köpfe verschaffte seinem Pinsel nicht mindern Ruf, als der reine Kunstwerth derselben. Seine Malerei ist leicht, aber kräftig: er trug die Farben zart auf und gab alsdann mit wenigen dreisten Strichen und Drucken dem Ganzen Leben und Wahrheit. Auch das Kostüm führte er fleißig aus und seine Hände werden als musterhaft betrachtet. Nicht minder geschickt ist er in der Wahl der Farben und Töne der Hintergründe, im Verhältniß mit den darauf zu setzenden Köpfen. Bekannt ist die Anekdote von Van Dyck's Besuche bei Hals in einem Wirthshause von Harlem, wo Einer des Andern Porträt malte, und Hals das Inkognito seines Gastes an der ersten Anlage des Gemäldes jenes Unbekannten errieth. Van Dyck, damals auf dem Wege nach England, wollte ihn überreden, mit ihm nach London zu gehen, aber Hals gefiel sich zu sehr in seinem freien Elend, um es für das vorgespiegelte Glück aufzugeben. Seine meisten Arbeiten finden sich in Delft und Harlem. Er starb 1666 und hinterließ mehrere Söhne, Maler und Musiker, welche, wenn auch nicht das ganze Talent des Vaters, doch dessen ganzen Lebensgeschmack geerbt zu haben schienen. Unter seinen Schülern sind Adrian Brouwer und Thiery van Bahlen die ausgezeichnetsten, und auch Adrian von Ostade hat eine Zeit lang unter ihm gearbeitet. Sein Bruder Dirk Hals malte mit Geschmack und Fertigkeit Thiere und Conversationsstücke.

Ein Theodor Hals wird als Schüler des Abraham Blomaert aufgeführt und gehört zu derselben Familie*). *(R.)*

HALS, ein kleiner Marktflecken an der Ilz, links der Donau, im baiernschen Passau, des baiernschen Unterdonaukreises, nur ½ Meile von Passau entfernt. Er hat 80 Häuser, 310 Einwohner, starken Flachsbau, eine Tabaksfabrik, Bierbrauerei und lebhafte Gewerbe. Oberhalb des Marktes ragen die Überreste einer einst ansehnlichen Burg hervor, des Stammschlosses eines berühmten Grafengeschlechtes von Hals. Der Ort hat 1810 sehr viel durch Brand gelitten. Der Stammvater der Grafen von Hals, die sich öfters auch von Cham schrieben, soll ein gewisser Adelram gewesen seyn; nach Andern hat Kaiser Rudolph II. zuerst 1280 Albrecht dem Tapfern den Titel eines Grafen von Hals gegeben. Seine Familie starb mit 1375 aus. Hierauf kam die Grafschaft an die Landgrafen von Leuchtenberg, welche sie 1485 an die Herren von Aichberg verkauften. In der Folge finden wir sie im Besitze der Herren von Degernberg, und von diesen erkauften dieselbe die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern 1517, welche sie zu Straubingen schlugen. *(Eisenmann.)*

HALS, ein kleiner Marktflecken in Norderjütland, und zwar in dem Amte Aalborg, des dänischen Stifts Jütland, an der Mündung des Liimfiorden, neben welchem eine jetzt verfallne Schanze zur Vertheidigung derselben gelegen ist. Er hat eine Pfarre, 100 Häuser und 1817 764 Einw., die sich meistens von der Fischerei im Liimfiorden nähren. *(H.)*

Halsband, Halsbinde, s. Halsgeschmeide.

HALSBAND, nennen die Böttcher die Bänder oder Reifen von Holz oder Eisen, deren sie sich bedienen, wenn die Stäbe einer Tonne oder eines Fasses aufgesetzt werden. *(St.)*

HALSBRATEN, die zwei Stücken Wildprett, welche am Halse neben dem Schlunde und der Luftröhre bei dem Rothwilde herunter gehen; gewöhnlich auch Kehlbraten genannt. *(W. Pfeil.)*

HALSBRETT, ist bei den Zeugmachern ein oberhalb des Stuhles wagerecht schwebendes Brett, worin mehrere Reihen Löcher sich befinden, durch welche die Halsschnüre (s. dies. Artik.) nach ihrer Ordnung gezogen sind, damit jede Schnur im Zampel ihre rechte Stelle habe. *(St.)*

*) S. Fiorillo. B. III. S. 100 ff. Füßli's Künstlerlex.

HALSBRÜCKE, ein dem Rathe zu Freiberg gehöriges Vorwerk, am Johannesbruche, im Amte Freiberg des erzgebirgschen Kreises, im Königr. Sachsen. Dabei der Bergflecken Halsbrücke an der Mulde, mit 200 Einw. Merkwürdig dabei ist eine über das Muldenthal führende, auf mehreren steinernen Bogen führende Wasserleitung, Altväterwasserleitung, oder halsbrückner Wasserleitung; ferner die vom Steiger Heumann wieder in Gang gebrachten Schlackenbäder, deren Wasser auch verschickt werden; endlich das große, durch Herrn v. Charpentier errichtete Amalgamirwerk.
(*G. F. Winkler.*)

HALSE, auf den Schiffen, ist die Benennung zweier langer Taue an den untersten Ecken des großen Segels (s. Segel), und an jeder Seite der Focke (s. d. Art.), mit welchem sie vorwärts angeholt werden. (*St.*)

HALSEIGEN, werden in mehrern nordteutschen Ländern, z. B. in Hildesheim, die Hörigen, oder Leibeigenen genannt. S. diese Art.*). (*Emminghaus.*)

HALSEISEN, ist ein gesetzlich eingeführtes und von der Criminalrechtspraxis in mehreren Ländern bis jetzt noch beibehaltenes Correktionsmittel zur Versinnlichung der Ehrenstrafe. Es ist ein Eisen, befestiget entweder an einem Pfahl oder an einem Gebäude, gewöhnlich am Rathhause. Der Verbrecher wird damit am Halse angeschlossen und so öffentlich eine bestimmte Zeit lang der Anschauung des Volks Preis gegeben. Das Urtheil, in welchem diese Strafe erkannt wird, bestimmt die Zeit, wie lange der Verbrecher stehen soll. Dieses gemeine Halseisen oder der Strafpfahl (palus simplex) darf nicht mit dem Schandpfahl (palus infamans) verwechselt werden. Die Ausstellung an den Schandpfahl[1]) wird zu den so genannten peinlichen, die Ausstellung an den Strafpfahl zu den bürgerlichen Strafen gerechnet. Jene als infamirende[2]) Strafe betrachtet, geschieht in der Regel mit Zuziehung des Henkers und mit Beobachtung gewisser beschimpfenden Auszeichnungen, z. B. mit einem gelben Hute (bei muthwilligen Bankeruteurs) mit einem Mantel und dergleichen[3]). Diese wird nur durch Gerichtsdiener vollzogen. Jene gehört zu der hohen, diese zu der niedern Gerichtsbarkeit. Der Pranger wird als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit angesehen, und gegen Verbrecher schwererer Art, meist nur als schärfender Zusatz zu andern Strafen z. B. bei der Zuchthausstrafe, angewandt, die Ausstellung im gemeinen Halseisen aber findet nur bei geringen Verbrechen Statt, z. B. bei kleinen Diebereien an Garten- und Feldfrüchten[4]). Seitdem durch die trefflichen criminalistischen Forschungen eines Borst, G. W. Böhmer, Feuerbach, Gesterding, Grävell, Grollmann, Henke, Hofaker, Kleinschrod, Klien, Konopak, Lotz, Martin, Meister, Mittermaier, Örstedt, Pfister, Puchta, Roßhirt, Schirach, Soden, Spangenberg, Stelzer, Stübel, Tittmann, Walter, Weber, Welker, Wening, u. A. die Schule und das Leben, die Praxis und die Theorie mehr mit einander befreundet, und so das Criminalrecht mit der Criminalpolitik besonders durch die geistreichen Bemühungen des Eduard Henke[5]) in nähere Verbindung gebracht worden ist, hat man sich auch im Kapitel der so genannten Ehrenstrafen ziemlich allgemein darüber verständiget, daß sie, als eigentlich beschimpfende und entehrende Strafen betrachtet, nur nachtheilig wirken; weil sie das Ehrgefühl abstumpfen oder ertödten, von welchem allein eine wahrhafte Besserung ausgehen kann. Wenn von ihnen gerühmt wird, daß sie ein Mittel seien, im Finstern schleichende Verbrecher, wie z. B. Verführer der Jugend, Kuppler, Fälscher, Betrieger, falsche Spieler, Unterhändler von Dieben, Falschmünzer u. s. w. Aller Augen offen zu stellen, und sie dadurch so kenntlich zu machen, daß jeder sich vor ihnen zu hüten im Stande ist: so würden sie sich dadurch nur als polizeiliche Maßregel zum Zwecke der Sicherheit, nicht aber als eigentliche Strafen rechtfertigen, und daher etwa nur in der Verbindung mit der gegen ausländische Verbrecher nach überstandener Strafe zu verhängenden Landesverweisung, zu verfügen seyn. So wie daher in neuerer Zeit die sonst so häufigen, bald mehr bald weniger beschimpfenden Strafen, wie z. B. der Strohkranz, der Lasterstein, die Geige oder Fiedel, das Austrommeln oder Ausklingeln, das Reiten auf einem Esel und andere, zur Belustigung des Pöbels dienende Beschimpfungen[6]) fast überall außer Gebrauch gekommen, so auch ist die Anwendung des Halseisens sehr eingeschränkt worden, und schwerlich wird irgend eine neue geläuterte Strafgesetzgebung Europa's die öffentlichen Ausstellungen und das Brandmarken[7]) aus der Vergessenheit wiederum hervor rufen.

Bemerkenswerth ist es, daß das Halseisen auch bei verschiedenen morgenländischen Völkern, z. B. in Siam, China, Persien als Strafe vorkommt[8]); das Seltsamste dabei ist, daß hier die Strafe nicht länger schimpflich ist, als sie währet. Derjenige, der sie heute leidet, ist morgen eben so ehrlich, wie zuvor und zu den vornehm-

---

*) Vgl. *v. Hellfeld* Repert. Jur. Germ. Bd. III. S. 1806.

1) Der Schandpfahl oder der Pranger ist eine ursprünglich teutsche Strafe, und in der P. G. O. Art. 115. 123. 158. 161 u. 198 ausdrücklich bestätigt. 2) Vgl. *Jo. Volkm. Bechmann*, de jure numellarum. Witt. 1737. C. II—IV. 3) S. Stelzer's Grundsätze des peinl. Rechts. Kap. VIII. §. 117. 4) Man vergleiche Pufendorff, de jurisdict. Germ. P. II. Sect. II. Cap. II. §. 33—40. S. 204 u. f. und P. II. Sect. III. Cap. I. §. 314—317. S. 484 u. f. Eben dess. Observat. jur. univ. Tom. IV. Observ. 130. Meister's vollst. Einleit. zur peinl. Rechtsgel. S. 34 u. 431. *Wernher*, observ. pract. Cent. II. observ. 9. Cent. IV. observ. 83 und Eisenhard's Rechtshändel Th. IX. Nr. 3. Kleinschrod's syst. Entwickelung der Grundbegriffe und Grundwahrh. des peinl. Rechts nach der Natur der Sache und der posit. Gesetzg. 3. Thl. §. 80. S. 157. 5) In seinem Handb. des Criminalr. und der Criminalpol. 2 Thle. Berl. 1823 u. 1826. 6) Vgl. darüber *Engau* elementa jur. crim. P. 1. §. 67. 68. 7) Die Verwerflichkeit des Brandmarkens erkannte schon Constantin: „Si quis in metallum fuerit pro criminum deprehensorum qualitate damnatus, minime in facie ejus scribatur; quo facies, quae ad similitudinem pulcritudinis caelestis est figurata, minime maculetur." Cap. 17. C. de poenis. 8) Über die Beschaffenheit dieser Maschine dort vergl. den Art. Halseisen in der teutschen Encykl. B. XIV. S. 135.

sten Bedienungen tüchtig [9]). Ein Bramine mußte einstens diese Strafe ausstehen, und drei Jahre darauf wurde er ein Mitglied des königl. Raths. In Persien wird diese Strafe an den Statsverbrechern vollzogen. Während der Dauer derselben wird dem Verbrecher ein vornehmer Statsbedienter zur Bewachung beigegeben, der in diesem Auftrage eine besondere Ehre erblickt.

(*Alex. Müller.*)

HALSEISEN, ist auch ein Instrument, welches bei dem Wasserbau vorkommt. S. den Art. Halsklaue. Ein Werkzeug des Sporners führt gleichfalls diesen Namen. (*Alex. Müller.*)

Halsen (nautisch), s. Segel u. Tauwerk.

Halsflosser, s. Kehlflosser.

HALSGERICHT, hochnothpeinliches, ist jene nach Vorschrift der P. G. O. der Vollstreckung der Todesstrafe gewöhnlich am Richtplatze vorangehende öffentliche Criminalgerichtssitzung, worin der zum Tode verurtheilte Inquisit nochmals über seine Schuld, in Gegenwart des Criminalrichters und der Schöppen, und zwar in der Anklageform vernommen, dann das Todesurtheil laut vorgelesen, nachher der Stab, zum Zeichen, daß das Gericht geendet sei, zerbrochen, dem Angeschuldigten vor die Füße geworfen, und dann die Sitzung selbst, nach geschehenem Umfragen an die Schöppen, und Umwerfung der Stühle und Bänke aufgehoben, der dabei mit gegenwärtige Scharfrichter aber angewiesen wird, die Strafe selbst in der erkannten Art sofort zu vollstrecken.

Die wesentlichen hierher gehenden Bestimmungen der P. G. O. kommen Art. 82. 89. 90. 96. 102. 215 und 217 vor.

Diese ganze Feierlichkeit [1]), wobei das altgermanische Verfahren in nuce noch aufgeführt zu werden pflegt, ist ein Überbleibsel der redlichen öffentlichen Rechtstage, hie und da öffentliche Malefizrechtstage, späterhin aber hochnothpeinliche Halsgerichte genannt, welche aber auf unser heutiges Criminalgerichtsverfahren nicht mehr paßt.

Die Rechtsmaxime, wo kein Kläger, ist auch kein Richter, wurde von unsern Vorfahren nicht nur in bürgerlichen, sondern auch in peinlichen Strafrechtssachen beobachtet. Daher ihr peinlicher Rechtsprozeß nicht, wie heut' zu Tage, mit der Inquisition, sondern mit der Klage begann. Es gab auch nicht besondere Gerichte für peinliche Rechtsangelegenheiten, sonde n die vor Erlöschung des carolingischen Kaiserstamms mit hoher Gerichtsbarkeit versehenen Grafen- oder Landgerichte verwandelten sich in Halsgerichte, sobald als eine Criminalsache vor ihr Forum gebracht wurde. Es mußte dann zum geringsten mit zwölf Beisitzern besetzt seyn. Hinsichtlich der Anklage, der Stellung des Angeklagten vor Gericht, der Vertheidigung oder Beantwortung der Anklage, der Überführung, der Verurtheilung, der Urtheilsvollstreckung, war das altteutsche Verfahren ganz abweichend von dem unsrigen [2]). Vom Anfange des zehnten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurden alle Verhandlungen in bürgerlichen sowohl als in peinlichen Rechtssachen, und zwar letztere öffentlich mit Geruf und Zetergeschrei [3]) vorgenommen. Das Publikum oder das Volk nahm daran Antheil, nicht nur als passiver Zuschauer und Zeuge, sondern als eigentlicher aktiver (unmittelbarer oder mittelbarer) Mitrichter. Nicht minder öffentlich geschah die Berathung des Gerichtspersonals. Mit Frag, Folg, Urtheil und Recht sind (so bezeugen die Gerichtsbriefe aus allen Gegenden des damaligen Teutschlands bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts) alle Rechtserkenntnisse zu Stande gekommen. Auf Anordnung eines Vorsprechers entwarf der Richter die Frage, über diese Frage wurde dann von den Beisitzern des Gerichts der Folge nach, wie sie nämlich hinter einander saßen, abgestimmt, und wenn dieß Geschäft vorbei war, wurde gar oft das herumstehende Volk gefragt, ob das durch die Mehrheit der Stimmen erfundene Urtheil den Gesetzen, Gewohnheiten, Herkommen ihres Ortes, ihrer Grafschaft, ihrer Stadt, Flecken, Dorfes, angemessen, d. h. ob es auch recht wäre. Alle diese Verhandlungen gingen nicht schriftlich, sondern bloß mündlich vor sich.

Nachdem aber diese Öffentlichkeit des altteutschen Gerichtsverfahrens aus unsern Gerichtsstuben so ganz und gar verschwunden ist, und seit der Zeit, wo der akkusatorische Instructionsprozeß dem inquisitorischen Platz gemacht hat, wo ein vom State bestellter Richter inquirirt, und das Erkenntniß über Schuld oder Unschuld den Land- und Hofgerichten übertragen worden ist, erscheint die Hegung des so genannten hochnothpein-

---

9) In den Staten des Orients, wo alle Strafmittel durch die Laune des Despoten gerechtfertiget werden, und bloß auf Furchterweckung berechnet sind, ist eine Ehrenstrafe nach dem Begriffe, den das civilisirte Europa damit verbindet, ganz unmöglich, weil ja der Despotie nirgends Ehre wohnt, und geduldet wird. Solchen Menschen, sagt Pauw (Recherches philos. sur les Egypt. et Chin. Sect. X.) „von den Chinesen" kann man Alles nehmen außer der Ehre. „Der Kaiser, sagt du Halde (Description géogr. etc. de l'Empire de la Chine, II. p. 157) läßt den Vornehmsten Stockprügel geben, und gehet dann mit ihnen um, wie zuvor."

1) Die genauere Beschreibung darüber findet man bei *Heil*, judex et defensor. p. 459 — 463. 472 — 486. *Lünig* theatr. ceremoniale. T. II. p. 1409. *Jo. Fr. Hertel*, de constitutione sive forma judicior. crimin. sollemnium. Jen. 1733. *Casp. Ach. Beck* de sollemni ritu fract. baculi. Jen. 1751. Quistorp's Beiträge ed. 2. S. 95—99. *Carol. Fr. Walch*, Progr. de ritib. judiciorum crim. in C. C. C. art. 100. abrogatis. Jen. 1784. Ausführliche Beschr. des hochnothpeinlichen Halsgerichts. Heilbr. und Leipz. 1798. Stübel's Criminalverfahren. §. 3411 — 3422.

2) Man vergl. Maurer's Gesch. des altgerm. und namentlich altbaiernschen öffentl. mündlichen Gerichtsverfahrens rc. Heidelberg. 1824. Andr. Buchner, das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerl. und peinl. Rechtsvorfallenheiten nach altteutscher, vorzüglich altbaiernscher Rechtspflege u. s. w. Erlangen, 1825. 3) Geruf, vom teutschen Worte Rufen, bezeichnet 1) das Geschrei, welches unsere Voräitern bei Ansicht eines Kapitalverbrechers, bei Verfolgung des flüchtigen Missethäters und bei Gefangennehmung desselben erhoben; 2) das Rufen und Zusammenschreien, welches bei der Anklage des Beschuldigten vor Gericht von Seiten des Klägers und seiner Begleiter mußte erhoben werden. Das erste hießen sie das schlechte Geruf, dieses aber das hohe oder Zetergeschrei. Über den Zweck desselben vgl. Buchner a. a. O. §. 93 u. 94.

lichen Halsgerichts als ein ganz unnützes und kostspieliges Schauspiel; denn die ganze mündliche Verhandlung und die dabei zu beobachtende eitle Cärimonie der Anklage, bewirkt keine Änderung des Urtheils, was nach Lesung der Akten und kollegialischer Berathschlagung gefällt worden ist. Sehr weise ist daher diese Komödie, die doch eigentlich in nichts weiter als in der nochmaligen öffentlichen Ablesung des schon vorher bekannten Urtheils eines abwesenden Gerichts besteht, in vielen Ländern, z. B. in Preußen[4]) und namentlich auch in Baiern schon längst durch die baierische Malefizordnung von 1616[5]) abgeschafft worden, welche, wegen der darin angeführten Motive, nachgelesen zu werden verdient[6]). In Weimar hat man dieses Schauspiel noch in den Jahren 1820 und 1824 und in Dresden noch am 12. Junius 1821 auf dem Marktplatze, bei Gelegenheit der Hinrichtung Kaltofens, des Mörders Gerhards von Kügelgen, mit vielen Cärimonien und vielem Gepränge aufführen sehen. (*Alex. Müller.*)

HALSGERICHTSBARKEIT, oder peinliche Gerichtsbarkeit, ist die von der Statsgewalt öffentlichen Dienern übertragene Befugniß, peinliche Verbrechen zum Zwecke einer öffentlichen Bestrafung vollständig untersuchen zu dürfen. So wie die Gerichtsbarkeit im Allgemeinen nicht nur das Recht, die Merkmale eines bestimmten Falles aufzusuchen, und über die Übereinstimmung derselben mit den Merkmalen der unter bestimmten Rechtsregeln begriffenen Fälle mit Statsauctorität zu urtheilen, (Recht der Untersuchung und Entscheidung) sondern auch das Recht, den diesem Urtheile entsprechenden Zustand herbei zu führen (Recht der Execution) begreift: eben so begreift auch die peinliche Gerichtsbarkeit dieselben Rechte bei einer peinlichen Sache, nämlich das Recht, die Verschuldung des Verbrechers auf verfassungsmäßigem Wege so vollständig als möglich zu ermitteln, und dann seine Strafe durch ein Erkenntniß nach den Gesetzen zu bestimmen und in Vollzug zu setzen.

Diese Gerichtsbarkeit kommt unter den verschiedensten Benennungen vor. Man nennt sie hohe oder Obergerichtsbarkeit, Fraisch, hohe Fraisch, Ungericht, Vogtei, Zentgericht, Malefizgerichte. (S. diese Artikel). Sie wird auch mitunter mit dem Namen des Blutbanns bezeichnet, — ein Ausdruck, unter welchem man jedoch auch, wenn er im Gegensatze von der Gerichtsbarkeit vorkommt, nur das Recht der Execution versteht*).

4) Allgemeines Criminalrecht für die preuß. Staten. Th. 1. §. 547. 5) Tit. 6. §. 4. 6) Wider diese unpassende Gewohnheit eifert vorzüglich *Martini*, monita ad nemesin carolinam. Lips. 1762. §. 3. Hartleben, Justiz- und Polizeifama. Tübingen, 1804. II. Bd. Maurer a. a. O. §. 119. 227. 228. 229.

*) Über die Strafgerichtsbarkeit im engern und eigentlichen Sinn, über deren rechtliche Natur, die darin enthaltenen ursprünglichen und abgeleiteten Rechte, so wie über die Pflichten, welche aus der Criminalgerichtsbarkeit folgen, s. L. F. G. Meister's Einl. zur peinl. Rechtsgelehrs. in Teutschl. Gött. 1766. Kap. 10 — 13. Kleinschrod's vollst. Einl. in die Lehre von der peinl. Gerichtsb. Frankf. 1812. Stübel, das Criminalverfahren in den teutschen Gerichten. §. 20 — 38. §. 100 — 112. §. 170 — 175. Mittermaier's Handb. des peinl. Prozesses. Heidelb. 1810. 1r Bd. S. 224 — 273. Martin's Lehrbuch des teutschen gemeinen Criminalprozesses. Gött. §. 28 — 34.

Über die verschiedenen Abtheilungen dieser Gerichtsbarkeit, die Arten ihrer Erwerbung, über den Gegenstand derselben, über die Bedingungen der Ausübung derselben, über ihre Wirkung und den Verlust derselben, vergl. die Art. Strafgerichtsbarkeit, Peinlichkeit, peinliche Gerichte, peinliche Gerichtsstände, peinlicher Prozeß. (*Alex. Müller.*)

HALSGERICHTSORDNUNG KAISER KARLS V., oder die so genannte CAROLINA, ist das von Kaiser Karl V. mit Einstimmung der Stände auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 bekannt gemachte, aus 222 Artikeln bestehende Reichsgesetz über peinliche Verbrechen und Strafen, und die Art, bei Untersuchung und Bestrafung derselben zu verfahren.

Wird auch die Carolina jetzt nirgends mehr buchstäblich befolgt, weil sich eine dem Zeitgeiste mehr angemessene Praxis gegen viele ihrer Bestimmungen unter den Augen der Landesfürsten und mit deren stillschweigender Genehmigung gebildet hat: so darf doch der Theorie nach die fortdauernde Giltigkeit dieses provisorisch beibehaltenen Reichsgesetzes in allen teutschen Staten, wo nicht dessen gesetzliche Aufhebung erfolgt ist, nicht bezweifelt werden. Zwar hat die peinliche Gerichtsordnung durch die Vereinigungsurkunde zum rheinischen Bunde vom 12. Julius 1806 (Art. 2. dieser Urkunde) ihre Giltigkeit als Reichsgesetz verloren; aber sie behauptet darum als ein angenommenes Gesetz noch überall ihre volle Kraft, wo man sie ihr partikular rechtlich nicht entzogen hat. Was Andere[1]) von der fortgesetzten Anwendung der Gesetze, welche nicht Reichsstatsgesetze im engsten Sinne sind, bezeugt haben, gilt auch von der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V.[2]). Die Belege hierzu liefert die tägliche Erfahrung; denn nicht bloß in den Urtheilen der Fakultäten und Schöppenstühle, sondern auch in den Strafrescripten der Justizcollegien wird, unter der oben erwähnten Voraussetzung, immer noch nach ihr entschieden.

Viele schätzbare Nachrichten zur Geschichte der Carolina findet man in den hier unten[3]) angezeigten

1) z. E. Günther Heinrich von Berg, Abhandl. zur Erläut. der rheinischen Bundesakte. Hann. 1808. Th. 1. Abth. III. S. 50 u. f. 2) s. Tittmann's Handb. der Strafrechtswiss. u. s. w. 3r Thl. in der Vorrede S. VI bis VIII. 3) *Chr. Thomasius*, D. de occasione, conceptione ac intentione Constit. crim. Carolina. Hal. 1711. 4. und in *ejusd.* Coll. Diss. Tom. III. N. 89. S. 64. Joh. Horix, wahre Veranlassung der peinl. Halsgerichtsordnung K. Karls V. Mainz 1757. S. 24. Jul. Friedr. Malblank's Gesch. der peinl. Gerichtsordnung Kaiser K. V. von ihrer Entstehung und ihren weiteren Schicksalen bis auf unsere Zeit. Nürnb. 1783. *Christ. Dan. Erhard* D. de constitutionis Carolinae in forum sax. introducta observv. hist. Lips. 1799. 4. — Aber vorzugsweise verdient hier genannt zu werden Eduard Henke's Grundriß einer Gesch. des teutschen peinl. Rechts und der peinl. Rechtswiss. 2 Thle. Sulzb. 1809. Der 2te Theil dieses in echt philosophischem Geiste geschriebenen und durch Gründlichkeit der Untersuchungen wie durch Schönheit des Vortrags in einem hohen Grade sich auszeichnenden Buchs

Schriften. Hier davon nur so viel. Sie ist ursprünglich die Privatarbeit eines bambergschen geheimen Raths, des Freiherrn Johann von Schwarzenberg und Hohenlandsberg[4]), welcher den Beamten eine Richtschnur im Verfahren verschaffen, und theils der durch Einführung des römischen und kanonischen Rechts entstandenen Verwirrung abhelfen, theils andere im Strafprozesse üblich gewordene Mißbräuche verdrängen wollte. Durch die unsinnigste und albernste Anwendung und Einmischung jener fremden Rechte, namentlich durch die auf das Barbarischeste angewendete, an sich schon barbarische, Tortur, durch die immer bedeutenderen Eingriffe der Geistlichkeit in das Gebiet der weltlichen Macht, als welche durch die Einrichtung der Sendgerichte[5]) ihr geistliches Strafgericht weit über seine ursprünglichen Gränzen auszudehnen wußte, indem die Sendgerichte und Konsistorien der Bischöfe theils auch weltliche Strafen, namentlich Geldbußen, zu verhängen begannen, theils unterstützt durch eine Verordnung Innozenz III.[6]), auch weltliche Strafen jeglicher Art, auf Vergehen gegen die Religion, wie namentlich auf Ketzerei, Apostasie, Blasphemie, Sakrilegium, Meineid, Magie u. s. w. verhängten, und welche sie unter dem Namen der Sünde ihrer Gerichtsbarkeit unterwarfen[7]), besonders aber durch die damals sich immer mehr befestigende Ansicht des kanonischen Rechts, daß in dem Verbrechen ein Angriff gegen die kirchliche Ordnung und Zucht, eine Beleidigung der Gottheit, eine Entheiligung ihres Gesetzes und Schwächung des Ansehens derselben durch gestiftetes Ärgerniß[8]), in dem Verbrecher selbst ein Seelenkranker und Sündhafter, der es vergaß, daß nur in der genauen Befolgung kirchlicher Vorschriften und Heilsordnungen ihm irdisches Glück und ewiges Heil zu Theil werden könne; in der Strafe aber das Mittel der Heilung, der Aussöhnung mit der rettenden Kirche, deren Gesetze zugleich dadurch gerächt werden[9]); endlich das Mittel der Söhnung der Gottheit, welche diese Kirche und ihre Gebote schützt und aufrecht erhält; erblickt werden müsse, wurden die Gebrechen des altteutschen Verfahrens nur noch vermehrt.

Die Einführung des römischen Rechts hätte zwar damals im Gebiete des peinlichen Rechts nur wohlthätige Folgen haben können, denn der Geist der darin enthaltenen Strafnormen und Bestimmungen über das strafrechtliche Verfahren ist, abgesehen von der Praxis unter einigen despotischen Kaisern, und von einzelnen Constitutionen derselben, ein gerechter und milder, und wenn auch nicht mit demokratischer Gleichheit verträglich, doch eben so wenig geeignet, despotische Willkür zu fördern. Allein das römische Recht konnte im 14. und 15. Jahrh. noch keinen entscheidenden Sieg über altteutsche Rechte und Gewohnheiten herbei führen, selbst da nicht, wo diese Gewohnheiten und Gebräuche als schreiende Mißbräuche erschienen. Noch immer herrschte, unter gänzlich veränderten geselligen Verhältnissen, die alte, aber nun unpassende und darum verderblich gewordene Sitte der Kompositionen und gerichtlichen Bußen fort, die der Geldgierde nun als Mittel des Erwerbes diente, und darum selbst in Fällen geduldet wurde, wo die Zügellosigkeit des Faustrechts, wie z. B. bei allen Arten gewaltthätiger Verbrechen, wodurch der öffentliche Frieden gebrochen wurde, zur Aussprechung härterer, an Leib und Leben gehender Strafen genöthiget hatte[10]). Auf der andern Seite übten heimliche und Vehmgerichte[11]), so wie die vom Adel verfolgten und an ih-

---

handelt von S. 4—292, von der Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung, ihrer allmäligen Aufnahme, und von dem Inhalte und Werth dieses Gesetzbuchs. 4) Über sein Leben und Wirken, so wie über seine Schriften, s. *J. Fr. Christii*, comm. de Joanno Schwarzenbergico. Halae 1726. — Joh. Andr. El. Roßmann Nachr. von dem Verf. der bamberg., brandenb. und des heil. röm. Reichs peinlichen Halsgerichtsordnung, Johann Freih. von Schwarzenberg; in den Erlangenschen gelehrten Anzeigen von 1751. Nr. 25., auch in Schott's juristischem Wochenblatt, Jahrgang III. Leipz. 1774. Nr. 17. Longolins, sichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach. Th. 4. Hof 1775. Hauptstück 1. Von der brandenburg. Halsgerichtsordnung. S. 53 u. f. — G. Th. Strobel, Johann Freiherrn von Schwarzenberg zwei sehr merkwürdige Briefe, nebst einer kurzen Nachr. von dessen Leben und Schriften. Altorf 1773, auch in dessen verm. Beitr. zur Gesch. der Lit. Nürnb. 1775. S. 1—32, wie auch in Plitt's Repert. für das peinl. Recht. Thl. II. Frankf. 1789. Malblank's Gesch. der peinl. Gerichtsordnung K. Karls V. Nürnb. 1783. Kap. 4. Vom Leben und Charakter des Freih. v. Schwarzenberg. Böttcher's kleiner Beitrag zur Lebensbeschr. des berühmten Verf. der bamberg. Halsgerichtsordnung, des Frh. Joh. v. Schwarzenberg (in den statswissensch. und jurist. Nachr. 1799. Nr. 102 u. 103.). Ist Joh. v. Schwarzenberg so zuverlässig, wie Roßmann und Horix behaupten, welchen Koch und die Neueren nachgebetet, Verfasser der bamberg. und brandenb. und der nach diesen gefertigten Halsgerichtsordnung K. Karls V.? (in den literarischen Blättern, Nürnb. 1802). — Nach der Behauptung Einiger, z. B. Chr. Fried. Imm. Schorch's, ist Ulrich Tengler's Laienspiegel von rechtmäßigen Ordnungen in bürgerl. und peinl. Regimenten als Quelle der bamberg., und somit auch der P. G. O. Karls V. zu betrachten. S. Schorch über Ulrich Tengler's Laienspiegel und dessen Gebrauch zur Erläuterung der Halsgerichtsordnung K. Karls V. Frankf. 1796. Nun findet sich freilich eine große Übereinstimmung zwischen ihm und der bambergischen P. G. O.; allein diese muß als Quelle von jenem betrachtet werden, denn sie ist schon 1507 erschienen, der Laienspiegel dagegen erst 1509 zu Augsburg. Vgl. Feuerbach üb. Ulrich Tenglers Laienspiegel; in Grolmann's Biblioth. des peinl. Rechts. Bd. II. St. 1. Nr. 3. 5) S. vorzüglich K. Ph. Kopp's ausf. Nachr. von der ältern und neuern Verfassung der geistl. und Civilgerichte in den hess. Landen. Kassel 1769. §. 78. und Henke's Gesch. des teutschen peinl. Rechts. Thl. 1. S. 53 u. folgende, und S. 137 u. folg. 6) S. Cap. 13. X. de judiciis (II. 1.) „— — quum enim non humanae constitutioni, sed divinae legi innitamur, quia potestas nostra non est ex homine sed ex Deo; nullus, qui sit sanae mentis, ignorat, quin ad officium nostrum spectet, de quocunque mortali peccato corripere quemlibet Christianum, et si correctionem contempserit, per districtionem ecclesiasticam coercere“ cf. *J. H. Böhmer* Jus eccles. protest. Lib. II. tit. 2. §. 4 seqq. 7) Vgl. überhaupt *C. A. Tittmann* de caussis auctoritatis juris canon. in jure criminali germ. diss. II. Lips. 1798. Henke's Gesch. des peinl. Rechts. Th. 1. S. 267 u. folg. Eichhorn's teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. Gött. 1818. Th. 1. §. 105 u. f. 181 u. f. 8) Cap. 4. X. de tempor. ordinatt. (II. 11.). 9) S. z. B. Decret. Grat. 1. dist. 4. Cap. 1—2. de censibus in fito (3. 20.). 10) S. Henke's Gesch. des peinl. Rechts. Th. 1. S. 269 u. f. und Eichhorn's teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. §. 379. 11) Henke's Geschichte u. s. w. Th. 1. S. 146 u. f. u. S. 249 u. f.

ren Rechten mit frecher Willkür verletzten Städter eine rein terroristische und darum nur Unheil wirkende Strafrechtspflege, theils durch Vernachlässigung schützender und die Gerechtigkeit des Verfahrens sichernder Formen, theils durch voreilige Anwendung der äußersten, nur gegen Feinde und Rechtslose zulässigen Mittel, namentlich durch rücksichtslose Verhängung der schwersten, durch Blutdurst und Rachgier oft noch an Grausamkeit gesteigerten Strafen[12]). Wie hätte auch unter diesen, eine gesetzliche Eigenmacht zu sehr begünstigenden, Verhältnissen das Eindringen des römischen Strafrechts eine Wohlthat für die damalige Zeit werden können, da es durch Richter angewandt wurde, deren Mehrzahl die Quellen des römischen Rechts wegen Unkunde der Sprache und des Alterthums überhaupt, unzugänglich waren, und die wegen der moralischen Verworfenheit, welche Viele unter ihnen auszeichnete[13]), genau bestimmter und die Willkür möglichst beschränkender Vorschriften bedurften? Bei der damaligen sehr schlechten Beschaffenheit der Strafgerichte Teutschlands konnte somit auch das römische Recht nur verderblich wirken: es diente nur, die schon lange bestehende Ungewißheit des Rechts zu vermehren, und die Gerichte, in welche es durch gelehrte Beisitzer eingeführt worden war, in dem Vertrauen und der Liebe des am Vaterländischen hängenden Volks immer tiefer sinken zu lassen.

Zu der Verwirrung im Strafverfahren trugen am meisten bei die ersten, man darf sagen, barbarischen Versuche, den römischen Inquisitionsprozeß und die Tortur mit den öffentlichen teutschen Gerichten in Verbindung zu bringen. Ein Grundsatz, welcher dem Richter das Recht einräumt, ohne handhafte That, auf bloßen Verdacht hin, ohne Klage jemand zu verhaften, und ihn durch Martern zur Bekennung von Verbrechen, an die er vielleicht nie gedacht hat, zu zwingen, ward nur zu bald in der Hand so roher, unwissender und gewöhnlich auch leidenschaftlicher Richter die schrecklichste Geißel der Menschheit. Ganz Teutschland wiederhallte von Klagen wegen unschuldig hingerichteter Menschen. Dieses Unwesen war auf einen solchen Grad gestiegen, daß auch jeder im Volke sich nach besseren Zeiten sehnte. Kein Reichstag verging, ohne Klagen über dieses unmenschliche Chaos, ohne die dringendsten Wünsche um Abstellung derselben[14]). Die gegründetsten Klagen über den schlechten Zustand der Criminalgerichte führte das Reichskammergericht[15]). Kaiser Maximilian, der durch die Errichtung des Landfriedens, durch Verbesserung der westphalenschen Gerichte und besonders durch die Stiftung des Reichskammergerichts, schon sehr auf die Ausrottung der Mißbräuche hin gewirkt hatte, die sich in die Verwaltung der strafenden Gerechtigkeit eingeschlichen hatten, war es auch, der in einem Strafgesetzbuche durch schickliche Verschmelzung der heimathlichen und der eingedrungenen fremden Rechte den Kampf zwischen denselben zu beendigen, und zugleich den der Rechte unkundigen Beisitzern der Gerichte eine feste Regel bei der Untersuchung und Beurtheilung von Straffällen vorzuzeichnen trachtete. Dazu ward auch unter seiner Regierung am Schlusse des 15. Jahrh. durch Berathung mit den Ständen des Reichs auf den Tagen zu Freiburg und Augsburg die Einleitung getroffen. Aber während der hier beschlossene Entwurf zu einer peinlichen Gerichtsordnung für das gesammte Reich unausgeführt blieb, unterzog sich in einem einzelnen teutschen State der Ausarbeitung einer neuen Strafgesetzgebung der schon erwähnte Johann Freiherr v. Schwarzenberg und Hohenlandsberg, ein durch Kenntnisse und allgemeine Bildung unter seinen Zeitgenossen hervorragender Mann. Sein Entwurf einer besseren peinlichen Gerichtsordnung erschien zuerst 1508 als Bambergsche Halsgerichtsordnung (gedruckt zu Mainz 1510). Der damalige Fürstbischof von Bamberg Georg führte nämlich diese Gerichtsordnung zuerst in den Gerichten seines Fürstenthums ein, um eine vorläufige Probe von deren Anwendbarkeit und Brauchbarkeit in Teutschland zu machen, und 1516 ließen auch die Markgrafen Georg und Kasimir dieselbe als Provinzialgesetz unter dem Namen der brandenburgschen Halsgerichtsordn.[16]) in ihren Fürstenthümern bekannt machen. Als hierauf auch von Kaiser und Reich der frühere Beschluß für die Verbesserung des teutschen Criminalwesens und die Annahme eines allgemeinen Strafgesetzbuchs nach vielen Berathschlagungen und Schwierigkeiten erneuert worden war, wurde auf dem Reichstage zu Worms im J. 1521 ebenfalls der schwarzenbergsche Entwurf oder die bambergsche Halsgerichtsordnung mit wenigen Abänderungen den Ständen vorgelegt, und von diesen dem Reichsregiment zu Nürnberg zur Erwägung anempfohlen. Im J. 1529 kam sie beinahe unverändert auf dem Reichstage zu Speier vom neuen zur Vorlage, endlich wurde sie im J. 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg durch Stimmenmehrheit zum Reichsgesetz erhoben, und unter dem Titel: Kaiser Karls V. und des heiligen römischen Reichs peinliche Gerichtsordnung bekannt gemacht. Da aber Kaiser Karl V. auf das Andringen der Stände diesen ihre Gerechtsame vorbehalten hatte, so wurde ihr ausdrücklich die so genannte salvatorische Klausel[17]) beigefügt: daß dadurch den Ständen an ihren alten, wohl hergebrachten, rechtmäßigen und billigen Gebräuchen nichts benommen werden solle; eine Klausel, die nachher mit vollem Rechte auch auf neue Gesetze und Gebräuche ausgedehnt wurde. Aber diese Klausel auch war es, die jenen Reichsständen, welche sich schon Anfangs der Abfassung dieser Gerichtsordnung widersetzt hatten, zum Vorwande diente,

12) S. Henke's Geschichte rc. Th. 1. S. 285 u. folg. 13) Eben dess. Geschichte u. s. w. Th. 2. S. 204 u. folg. 14) Vgl. *Kress* praefat. comment. constitut. crim. Carol. Malblank a. a. O. S. 172. Maurer's Geschichte der altgermanischen und namentlich altbaiern. Gerichtsverf. u. s. w. §. 224. 15) Neue Sammlung der Reichsabschiede. 1. Buch. 2. Th. S. 46.

16) Beide, die bamberg. und die brandenb. Halsgerichtsordn. sind im Anhange zu *Böhmer* meditatt. in L. C. C. abgedruckt. Vgl. G. W. Böhmer's Literatur des Criminalr. Gött. 1816. §. 23. 17) Sie ist in der Vorrede zur P. G. O. enthalten.

um sie zu ignoriren. Lange Zeit blieb sie in manchen Ländern unbefolgt, und die gröbsten Mißbräuche, so auch die Gerichte in ihrer alten Form z. B. im J. 1537 in Lübeck, dauerten nach wie vor, fort. Erst nachdem dieselbe von Gobler und Remus ins Lateinische übersetzt, und von einem Gilnhausen, Carpzov und andern spätern Gelehrten ihre Vorzüge erkannt worden waren, stieg auch allmälig ihr Ansehen. Schnell hinter einander ward dieselbe in Lüneburg, in der Grafschaft Solms, in der Grafschaft Sponheim, im Herzogthum Zweibrücken, im Bisthume Würzburg, ja fast in ganz Teutschland förmlich eingeführt. Auch auf die baiernsche Criminalgesetzgebung, zumal auf die Malefizordnung von 1616 hatte dieselbe Einfluß erhalten [18]).

Nach und nach wurden in den einzelnen Reichsländern theils ergänzende, theils abändernde Verordnungen dazu erlassen und selbst in einigen der größeren neue Schöpfungen in Criminalsachen begonnen. Doch hat die Carolina, wie wir schon oben bemerkten, selbst nach Auflösung der Reichsverfassung sich in der Mehrzahl der teutschen Bundesstaten als provisorisches Landesgesetz in Ansehen erhalten.

Wenige ursprünglich teutsche Gesetze sind so häufig herausgehoben, übersetzt, erläutert, ergänzt, gelobt und getadelt, als die Carolina. Man glaubte, an einem mit der Bildungsgeschichte der Nation und mit dem Wohl und Wehe ihrer Bürger so innigst verwebten Kunstwerke dürfe auch nicht der kleinste Theil unerhellt bleiben, und gerade auch dadurch wurde unter den Auspicien einer humanen Philosophie, besonders im 18. Jahrh., welches das merkwürdigste in der Geschichte des peinlichen Rechts und der Criminalrechtswissenschaft ist, nach und nach der Weg zu reiferen Versuchen gebahnt.

Eine ganz vollständige Aufzählung und Kritik der großen Anzahl von Ausgaben, welche von der Carolina nach und nach veranstaltet wurden, hat bis jetzt die Literatur noch nicht aufzuweisen.

Die richtigsten Nachrichten darüber verdanken wir den mühsamen Bemühungen des Dr. Georg Wilhelm Böhmer [19]). Von den Handausgaben der Carolina ist zu empfehlen: Johann Christoph Koch's Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V., nach der Originalausgabe v. J. 1533 auf das genaueste abgedruckt und mit der 2ten und 3ten Ausgabe v. J. 1533 u. 1534 verglichen nebst dem Horir'schen Programme, Gießen 1769. 1773. 1781 1785. 1800. 1816. Kaiser Karls V. P. G. O. Nach der ältesten Ausgabe v. J. 1533 abgedruckt. Göttingen 1789. Dieser Abdruck, der mit dem von Koch gelieferten völlig gleichlautend ist, findet sich auch hinter Ge. Jak. Friedr. Meister's Principia juris criminalis. — S. auch Gerstlacher's Handbuch der teutschen Reichsgesetze Th. II.

Ob von den gedruckten Ausgaben der P. G. O. die ohne Angabe des Jahres zu Mainz durch Ivo Schöffer gedruckte Ausgabe die älteste sei, oder die im Hornung 1533 eben daselbst und aus derselben Druckerei hervorgegangene, ist streitig [20]). Außer mehreren Übersetzungen [21]) und Erläuterungen [22]) der peinlichen Gerichtsordnungen, wodurch der Gebrauch derselben in den Gerichten immer mehr erleichtert und verbreitet wurde, dürfen die Werke Ben. Carpzov's nicht ungenannt bleiben, die von dem Augenblick ihrer Erscheinung an bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrh. in eben dem Maße zu sehr gepriesen und erhoben worden sind, als man sie nachher zu sehr verschrieen und herabgewürdigt hat.

Über den inneren Werth der Carolina selbst, sind vorzüglich in früherer Zeit sehr verschiedenartige Urtheile gefällt worden. Joh. Oldendorp schätzte das eine, freilich hoch ausgezeichnete Fragment, L. II. D. de poenis (XLVIII, 19.) höher, quam totum illum librum de judicio capitali, vom Halsgericht. (Act. for. progymn. class. VII. Nr. 1.). Leyser nannte die Carolina ein opus maxime imperfectum, und setzte hinzu: inter omnes ICtos, quotquot umquam consiliis principum adhibiti sunt, nulli ineptiores fuerunt iis, per quos Carolus V. imperator suas de criminibus leges compilavit. — „Exegerunt illi monumentum inscitiae suae, inertiae, indiligentiae, aere perennius, quod nulla umquam delatura est vetustas. Totum hoc jus mancum, mutilum, obscurum, et sibi ipsi contrarium est" [23]).

Semler [24]) ist in seinen Ausstellungen beinahe unerschöpflich. Er nennt die Carolina zuerst im Allgemeinen „einen unreinen Abdruck des Justinianischen Gesetzbuchs, ein wesentlich unvollkommnes, durch mancherlei Auswüchse verunstaltetes Skelett, was mehr ein Werk des Ungefährs, als ein Ausfluß natürlicher Ordnung und gesetzgeberischer Klugheit zu seyn scheine"; (!) ferner „ein mageres Produkt der alten derzeitigen Barbarei, dem es an gesunden Grundsätzen einer aufgeklärten Vernunft, Moral und praktischer Philosophie ganz mangele"; ingleichen „eine unreife Geburt, die ihr Daseyn lediglich einer unverdauten und verworrenen Compilation aus den gleichzeitigen fremden und einheimischen Rechten zu verdanken hat"; endlich „eine sehr trübe Ent-

18) Vgl. Maurer a. a. O. §. 224. 19) Vgl. dessen Handbuch der Literatur des Criminalrechs. §. 14. Eben Ders., über die authentischen Ausgaben der Carolina. Gött. 1818.

20) S. darüber *Carol. Frid. Walch*, Progr. de L. C. C. edit. authentica. Jen. 1785. G. W. Böhmer's Literatur des Criminalrechts §. 14. — Eb. Ders. üb. die authent. Ausg. der Carolina. — Neues Archiv des Criminalrechts von Kleinschrod, Konopak und Mittermaier. Bd. II. S. 651 u. folg. 21) Vgl. G. W. Böhmer's Literatur. §. 18. 22) Unter den der jüngeren Zeit angehörigen Erläuterungen der P. G. O. verdient vorzüglich *G. P. Kress*, Comm. in constit. crimin. Caroli V. Hannov. 1721., eine rühmliche Auszeichnung. Vgl. überhaupt Henke's Geschichte des peinl. Rechts. Th. 2. S. 140—146 und S. 301 u. fg., auch Böhmer a. a. O. §. 19. u. 20. 23) In seinen Med. ad D. spec. 633. med. 1. 24) In s. Schrift üb den innern Werth der P. G. O. Kaiser Karls V.; in Hagemann's und Günther's Archiv für die theor. und prakt. Rechtsgelehrs. 1. Bd. Braunschw. 1788. 8. S. 202—302.

stehungsquelle einer äußerst heterogenen, schwankenden und trieglichen Anwendung".

Zur Rechtfertigung dieses harten Urtheils im Allgemeinen macht er der P. G. O. im Besondern den Vorwurf folgender Mängel: 1) „Mangel an aller natürlichen Ordnung und daraus nothwendig erfolgte Verworrenheit des Vortrags und Entscheidens der Art, die den peinlichen Richter nicht selten ohne einen allgemeinen anwendbaren Leitfaden, da, wo ihm solcher am nöthigsten seyn würde, und minder beträchtliche Dinge zum Überfluß eingeschärft werden, in der größten Ungewißheit im Dunkeln tappen läßt". — 2) „Unvollständigkeit in der Disposition selbst". — Denn es seien übergangen crimen repetundarum, peculatus, falsi, ambitus, plagii, de residuis, concussionis, injuriarum etc. Manche Lehren seien nur flüchtig und äußerst unzulänglich abgehandelt worden; z. E. vom crimen laesae majestatis et perduellionis, adulterii, vom moderamen inculpatae tutelae, von den socii criminum, vom conatus delinquendi etc. 3) „Dunkelheit und Unbestimmtheit des Vortrags, die vorzüglich aus dem Gebrauche besonderer, vom Gesetzgeber unerklärt gelassener Ausdrücke erwachsen ist". 4) „Widerspruch in der Entscheidung". 5) „Äußerste Unvollkommenheit in Bestimmung adäquater und anwendbarer Grundsätze, und statt derselben zu häufige Verweisung der peinlichen Richter auf unbestimmte Gewohnheiten, Rath der Rechtsverständigen, und Verschickung der Akten in die oberen Gerichtshöfe u. s. w." 6) „Zu allgemeine Begünstigung des römischen Rechts". 7) „Häufige Vermischung der fremden und vaterländischen Rechte". 8) „Zu große Härte und Blutdürstigkeit in Bestimmung der Strafen." 9) „Bloße Verweisung auf des peinlichen Richters Willkür in Fällen, wo feste Bestimmung der anzuwendenden Strafe nöthig war". 10) „Zu große Weitläufigkeit in Nebendingen". 11) „Bloße Wiederholung schon vorgetragener Dinge, und des römischen peinlichen Rechts". 12) „Einmischung zu der Zeit schon nicht mehr im Gange seiender Verbrechen, z. B. der böslichen Befehdung".

Andere fielen in das entgegen gesetzte Extrem des Lobes. So nennt z. B. Michaelis[25]) die Carolina: ein höchst verehrungswürdiges Stück gesetzgebender Weisheit und Güte, auf welches Teutschland stolz seyn könne. Gemäßigter in ihrem Lobe sind Klaproth und Koch. Ersterer, so sehr er auch die Abfassung neuer Gesetzbücher empfiehlt, macht doch bei der Carolina die Bemerkung, daß durch sie nicht nur die finsterste Barbarei in Criminalsachen verdrungen, sondern auch dem Rechtsgelehrten Anlaß gegeben worden sei, die Criminalsachen weiter aus einander zu setzen[26]). Selbst Koch, wenn er gleich die P. G. O. mit v. Olenschlager das Muster eines jus arbitrarium nennt, stellt nicht in Abrede, daß Karl V. die höchst löbliche und dem gemeinen Wesen überaus heilsame Absicht gehabt habe, unschuldiges Blutvergießen zu verhindern, unmenschliche Gebräuche aus den peinlichen Gerichten zu verbannen, und dagegen eine vernünftige Ordnung einzuführen[27]). Der Hauptfehler, den man bei Beurtheilung der P. G. O. beging, war der, daß man den Unterschied zwischen absolutem und relativem Werthe aus den Augen verlor, und sich nicht in die Verhältnisse und auf die Bildungsstufe jenes Zeitalters zu versetzen wußte, das sie entstehen ließ. Man übersah den Zweck, der durch dieselbe bei einem noch halb barbarischen Volke, wie damals das teutsche war, erreicht werden sollte. Nicht ein neues Recht sollte geschaffen, sondern das bestehende nur ergänzt, oft nur näher bestimmt, ja bisweilen nur allgemeiner verständlich ausgedrückt werden. Von den verschiedenartigen Bestandtheilen desselben wurde keiner gänzlich aufgehoben; römisches, hier kaiserliches Recht genannt, und altteutsche Gewohnheiten wurden vielmehr mit und neben einander als giltig und verbindend anerkannt[28]), eine Bestimmung, die als unerläßlich erscheinen mußte, sollte anders das Gesetzbuch in das Leben übergehen.

In der Betrachtungsweise der einzelnen Verbrechen und in der Art der Bestrafung derselben konnte und mußte der herrschenden Ansicht des Volks nachgegeben werden, wenn das Gesetzbuch der Anwendung nicht entbehren sollte. Von dieser Seite betrachtet, und da keine Reformation per saltum geschiehet, verdient die P. G. O. als der erste Versuch zur Lösung einer der schwierigsten Aufgaben in der Statskunst um so mehr eine nachsichtige und schonende Beurtheilung, als es bei diesem schwierigen Geschäft der Gesetzgebung hauptsächlich mit darauf ankam, nach einem vorausgegangenen langen Kampfe zwischen fremdartigen Elementen, worin weder das eine, noch das andere obsiegte, beide mit einander zu vereinigen, und jedem da, wo es nach Grundsätzen der Gerechtigkeit herrschen sollte, die Herrschaft einzuräumen und zu begränzen.

Am allerwenigsten verdient der Urheber der P. G. O. darüber Tadel, daß er, wie z. B. bei den Bestimmungen der Art. 104 u. 105 über die Quellen, woraus in einzelnen Fällen die Entscheidung zu schöpfen ist, bei Art. 112. 124. 162. 178. über den Maßstab der Strafbarkeit, bei den Art. 110. 111. 112. 114. 115. und mehreren andern über die Gränzen des richterlichen Ermessens, ingleichen bei den Art. 130. 131. 137. 158. über den Strafzweck u. s. w. in allgemeinen Sätzen sich aussprach; denn indem er sich hierbei an die Aussprüche des römischen Rechts anschloß, und überdieß dem richterlichen Ermessen einen, unter andern Verhältnissen beinahe zu weit ausgedehnten, Spielraum eröffnete, bot er der Doktrin das Mittel dar, im Fortgange der Zeiten und mit fortschreitender Gesittung auch sein Werk fortzubilden, und stets zu entwickeln.

25) In seinem mosaisch. Recht. Th. 6. S. 50. 26) Vergl. dessen Entwurf einer Gesetzgebung. 1te Forts. S. 5 der Vorr.

27) Vgl. dessen Vorr. zur P. G. O. S. 12 u. 21. 28) S. Quistorp, von den vorzüglichsten altteutschen Gewohnheiten, auf welche in der P. G. O. Beziehung gemacht wird. Eben Ders. von den vorzüglichsten Stellen des röm. und kanon. Rechts, auf welche in der P. G. O. Beziehung gemacht wird. (Beide stehen in dessen Beitr. zur Erläut. verschiedener Rechtsmat., St. 1. Nr. 7. St. 3. Nr. 14.)

Karls V. Criminalordnung hatte durchaus nicht den Zweck, erschöpfend zu seyn, und das Studium der Quellen des Rechts überflüssig zu machen: vielmehr sollte sie bloß ein Manuale für die Praktiker seyn, und überall, wo ein in derselben nicht entschiedener Punkt zur Sprache kommt, die Entscheidung theoretisch gebildeter Männer eingeholt werden. Daher konnte auch aus der Carolina allein zu keiner Zeit die Wissenschaft des Criminalrechts gebildet werden, vielmehr mußten die wichtigsten Lehren immer aus dem römischen und kanonischen, d. i., den fremden Hilfsrechten genommen werden.

Mit Recht hat daher Henke[29]) die Ehrenrettung der Carolina wider die Vorwürfe des Semler und zwar so glücklich unternommen, daß seit seiner historischen Prüfung das Endresultat hinsichtlich der wahren Würdigung der Carolina kein anderes ist, als das, daß sie ein nothwendiges Mittelglied war zwischen der älteren und neueren Gesetzgebung; daß in ihr nur so weit, als es nothwendig und räthlich war, dem Zeitgeiste gehuldigt ist, während ein anderer Theil derselben mit so frei und besonnen wirkender wissenschaftlicher Thätigkeit entworfen ist, daß die Bestimmungen desselben auch für unsere Tage noch immer anwendlich sind, und daß im Verhältniß zu den übrigen Fortschritten, welche die seitdem verflossenen Jahrhunderte in der wissenschaftlichen Kultur gethan, unser Zeitalter nicht bedeutend vorgerückt ist. Mit Einem Worte, die P. G. O. Karls V. bezeichnet in der Geschichte der peinlichen Gesetzgebung den Untergang des Reiches der Rechtslosigkeit und der Anarchie, und den Anfang einer fester begründeten Ordnung, in welcher das Recht zur Herrschaft gelangt, und die Sicherheit der Individuen nur gesichert ist durch das Gesetz, das jetzt nicht mehr ganz als das Erzeugniß der Zeitumstände, sondern als das Produkt einer höhern Thätigkeit erscheint. Was insbesondere das prozessualische Gebäude der Carolina betrifft, so kann ihr auch in dieser Hinsicht das Lob nicht versagt werden, daß sie auf einer historisch-richtigen Grundlage beruhet. Man wollte es bei der hergebrachten Einrichtung des Gerichtswesens in den verschiedenen Ländern Teutschlands bewenden lassen. Daher wurde, obgleich zunächst der römische Accusationsprozeß eingeführt, doch darum das der geistlichen Polizei sehr zusagende Inquisitionsverfahren nicht aufgehoben. Dieses wurde für den Fall, wo es am Kläger fehlt, als ein Verfahren von Amts wegen darneben beibehalten. Indem man aber hinsichtlich der Eröffnung des Prozesses, und der Verpflichtung des Anklägers, so wie in Allem, was zur Überführung des Angeklagten dienet, dem römischen Verfahren folgte, und den teutschen Prozeß wenigstens als Endformalität (Art. 78 und folgende vom endlichen Rechtstag) beizubehalten trachtete, wurde, besonders weil für den untersuchenden Richter kein bestimmter Gang seines Verfahrens vorgezeichnet war, der Praxis und Doktrin zu viel überlassen, welche in fast 3 Jahrhunderten ein Prozeßsystem begründet hat, das voller Anomalien ist, und wobei man die historischen, und aus dem Standpunkte der schnellen und guten Administration der Criminal-Justiz hervorgegangenen, nach dem Bedürfnisse des Augenblicks berechneten Principien, die den Verfassern der Carolina bei der Verschmelzung des Accusations-Verfahrens mit dem Inquisitions-Verfahren und der Verbindung der Mündlichkeit mit der Schriftlichkeit des Verfahrens vorschwebten, vielfach aus den Augen verloren, auch die im Laufe der Zeit anders gestalteten Rücksichten der Humanität und Politik ganz unbeachtet gelassen hat. Das praktische Resultat der Vergleichung des Criminalprozesses der Carolina mit der Fortbildung unsers jetzigen teutschen Criminalprozesses gewährt jeden Falls die doppelte Überzeugung:

1) Daß sie ein höchst schätzbarer Grundstein für die Entwickelung unsers Criminalprozesses ist; 2) daß sie in sofern noch über diesem stehet, als durch die bei ihr als Regel festgesetzte Mündlichkeit, durch die darin verordnete Theilnahme der Schöffen, und durch das Verfahren beim endlichen Rechtstage eine Öffentlichkeit hergestellt wurde, die unserm jetzigen peinlichen Verfahren in jeder Hinsicht abgehet, und welcher Mangel bei dem fortschreitenden Geiste und Sinne für teutsche Gerechtigkeit, bei dem zunehmenden Gefühle des Volkes, und den musterhaften Bestrebungen der Pfleger der Criminal-Rechtswissenschaft von Zeit zu Zeit fühlbarer hervortritt[30]).

(*Alex. Müller.*)

HALSGESCHMEIDE, HALSKETTEN (im alten und neuen Orient). Halsketten wurden hier nicht bloß von Weibern, sondern auch von Männern, besonders vornehmen getragen. Wie Joseph von Pharao (1 Mos. 41, 42.), so wird Daniel vom chaldäischen Könige Belsazar mit einer goldnen Halskette (chald. הַמְנִיכָא wahrscheinlich das griechische *μανιάκης*) als besonderer Gnadenbezeigung beschenkt (Dan. 5, 7. 16. 29 vgl. Xenoph. Cyr. 1, 3 §. 2. 2, 4 §. 5). Bei den Weibern bestanden sie theils aus angereihten Perlen, Korallen, durchbohrten Edelsteinen oder Metallkügelchen (חֲרוּזִים Hohesl. 1, 10., vgl. خرز durchbohren, um anzureihen, خَرَزٌ Halsband aus angereihten Perlen u. dgl.), theils aus kettenartig gearbeitetem Metall (allgemeinere Namen sind: חֲלִי Halsschmuck, Hohesl. 7, 2. Spr. 25, 12, עֲנָק Hohesl. 4, 9, רָבִיד Ezech. 16, 11): und unten waren daran noch andere Zierathen befestigt, als kleine Monde (שַׂהֲרֹנִים Jes. 3, 18), kleine Sonnen (שְׁבִיסִים ebend.), Amulette (לְחָשִׁים) und auch Riechfläschchen (בָּתֵּי נֶפֶשׁ Jes. 3, 20). Die an edlen Metallen reichen Midianiter hingen dergleichen kostbaren Halsschmuck selbst ihren Kameelen an (Richt. 8, 26). S. Hartmanns Hebräerinn am Putztische, II, 172 ff. 259 ff. (*Gesenius.*)

29) In seiner Geschichte. S. 118—130.

30) Man vergleiche die treffliche Abhandlung von Roßhirt über den Geist des in der Carolina aufgestellten Criminalprozesses, mit besonderer Rücksicht auf unsere Praxis und auf die viel besprochenen Ansichten von Öffentlichkeit und Mündlichkeit, in dem neuen Archiv des Criminalrechts. 8. B. 4. St. S. 610—634.

HALSGESCHMEIDE BEI GRIECHEN UND RÖMERN. Der Gebrauch der Halsketten und andern Schmuckes findet sich bei den Griechen schon in sehr früher Zeit. Wer kennt nicht das berüchtigte Halsband der Harmonia, in welches Hephästos die unselige Eigenschaft legte, jede Besitzerinn unglücklich zu machen, und den Bernsteinschmuck, welchen Eurymachos der Penelope sandte, um ihre Gunst zu gewinnen [1]? Vermuthlich verdankten die Griechen dergleichen anfänglich den kunstreichen Phönikern, wie denn ein solcher bei Homer [2]) ein ähnliches Halsband zum Verkaufe anbietet. Jungfrauen vorzüglich scheinen, wie Porson [3]) gezeigt hat, sich dieses Schmuckes bedient zu haben, und deßhalb nennt sie Lykophronides bei Athenäos [4]) im Gegensatze zu den Frauen, goldgeschmückte. (παρθένοι χρυσοφόροι.) Vielleicht schrieb sich auch daher zu Athen das Gesetz, welches den Hetären verbot, sich solchen Schmuckes zu bedienen [5]), weßhalb ihn Thais bei Terenz ablegt, ehe sie die Straße betritt. — Auch hierin zeigt sich aber deutlich die verschiedene Sinnesart des ionischen und dorischen Stammes; denn zu Syrakusä verabscheuete man früher den Luxus so sehr, daß ein (später freilich nicht beobachtetes) Gesetz bestand: es solle keine Frau goldnen Schmuck noch purpurne Kleider tragen, wenn sie nicht wolle für eine Hetäre gehalten werden [6]).

Bei den Römern sind wohl zu unterscheiden die Halsbänder der Frauen (monilia) und die goldenen Ketten der Männer (torques). Letztere mochten seit den Kriegen mit den Galliern, wo T. Manlius sich mit der Kette des gallischen Riesen schmückte [7]), und dadurch den Ehrennamen Torquatus erwarb, nicht selten über der Rüstung getragen werden, und sie vertraten einiger Maßen die Stelle unserer Orden, wenn sie als Belohnungen vom Feldherrn ertheilt wurden [8]). Die Frauen aber verschwendeten in späterer Zeit in kostbaren Halsbändern große Summen, und legten einen besondern Werth darauf, wenn sie auch nur vorgeben konnten, der Schmuck habe früher einer berühmten Person, z. B. der Kleopatra angehört [9]).

Über die Form und sonstige Beschaffenheit der Halsbänder bei den Griechen läßt sich schwer Etwas bestimmen. Denn bei Schriftstellern findet sich nicht leicht eine genauere Beschreibung, und die alten Künstler ließen entweder dergleichen Nebendinge ganz weg, oder deuteten sie nur leicht an [10]). Nur zweimal kommen, wie die Herausgeber von Winckelmann's Werken [11]) bemerken, Halsketten in Marmor vor [12]). Homer nennt uns zwar in den angeführten Stellen als Bestandtheile Gold und Elektron; ob aber darunter wirklich Bernstein zu verstehen sei oder die bekannte Mischung edler Metalle, ist zweifelhaft. Wenigstens wird Schmuck aus Edelsteinen in früherer Zeit äußerst selten erwähnt; denn daß das Halsband der Harmonia, welches man noch zu Pausanias Zeit in dem Tempel des Adonis zu Amathunt aufzubewahren meinte [13]), aus grünlichen, in Gold gefaßten Steinen bestand, beweiset nichts, und schon Pausanias schloß daraus auf die Unechtheit desselben. — Perlenhalsbänder wurden erst zu Alexanders des Großen Zeit üblich [14]). Bei den Römern galten diese für das Kostbarste, und je nachdem sie aus einer oder mehrern Schnüren bestanden, nannte man sie monolina, dilina, trilina [15]). Man reihete aber auch, wie Scheffer [16]) darthut, Edelsteine und Perlen abwechselnd an einander.

Zum Schlusse gedenken wir noch zweier merkwürdigen Halsketten. Die eine findet sich an der Salbenspenderinn auf der aldobrandinischen Hochzeit [17]). Sie besteht aus einem goldenen Bande, an welchem rings um, wie es scheint, Pappelblättern ähnlich geformte Angehänge befestigt sind. — Die zweite, nach Böttiger mehr ein Busengeschmeide, hat Guattani [18]) mitgetheilt, und danach Böttiger [19]) stechen lassen. Es fehlt hier (nach Böttigers, doch zweifelhafter Meinung) das eigentliche Halsband, an welches dieser Schmuck angehängt wurde. Von einem geschnittenen Steine hängen zwei Ketten, aus Chrysolithen und Hyacinthen bestehend, herab, die zum Schmucke der beiden Brüste gedient haben sollen. Zwischen beiden hängt senkrecht eine dritte Kette, an welcher ein bleierner Intaglio als Amulet befestigt ist. Es läßt sich indessen auch als eigentliches Halsgeschmeide denken, zumal da an dem Ende der einen obern Kette eine offene Schlinge ist, so daß es scheint, als seien beide bestimmt gewesen, zusammen gekettet zu werden. (*Wilhelm Adolph Becker.*)

Die Halsbinden der Neuern sind den Griechen und Römern nicht bekannt, wenigstens nicht als Schmuck. Das Focale der Römer ist nur für Patienten, und andre Halsbinden dienen als Ausfutterung gegen das Reiben der Metalle. Besonders bedienten sich Redner, um sich gegen den Schnupfen zu schützen, solcher Binden und Tücher, sudaria *). *R.*)

Halsgeschwür s. Halskrankheit.

Halskette s. Halsgeschmeide.

HALSKLAMPE, im Schiffbaue, ist die ringförmige, rund erhobene Einfassung des Halsgats, um die Halsen daran zu befestigen. (*St.*)

HALSKLAUE, HALSEISEN, HALSKLAMMER, im Wasserbaue, eine nach einem halben Zirkel gebogene, platte Schiene, welche mit Anker und Döbel in der

1) Odyss. XVIII, 294. 2) Odyss. XV, 458. 3) Zu *Eurip.* Hecuba, 153. 4) XIII. p. 564. 5) S. *Meurs.* Them. Att. 1, 6. 6) S. was Athenäos nach Phylarchos Buch 12. S. 521 erzählt. 7) Bei den Galliern und andern verwandten Völkern war diese Sitte so allgemein, daß P. Cornelius Scipio in einem Feldzuge gegen die Bojer 1470 goldene Ketten erbeutete. S. Liv. B. 36. K. 40. 8) S. Auct. lib. de bello Hisp. cap. 26. *Suet.* Octav. 43. — 9) Vgl. Böttig. Sab. Th. 2. Scene 7. 10) S. z. B. Tischbeins Vaseng. 1. 2. 15. 11) Bd 5. S. 367. 12) Die Abbildung einer solchen Natur s. das. Tab. II. II.

13) S. Boeot. 41. 14) S. Voß, Antisymb. 1. Th. S. 275 f. 15) S. Böttig. Sab. Th. 2. S. 153. 16) De torquibus c. X. p. 47. 17) S. Böttiger a. a. O. S. 55. 18) In seinen Monum. ant. ined. 3s Hft. oder Mon. März. Tab. 1. 19) Zur Sabina Th. 2. Taf. XI.

*) *Horat.* Sat. II, 3, 255. *Gell.* VI, 9. *Suet.* Nero. 51. *Martial.* XIV, 130. *Quintil.* XI, 3.

Mauer einer Schleuse befestiget ist, um die Schleusenthürflügel oben am Halse zurück zu halten. (*St.*)

Halskrankheit, s. am Ende dies. Bds.

HALSSCHNUR, nennen die Seidenwirker diejenige Schnur, mit welcher die Schäfte an die Rahmschnur eines Zugstuhles gebunden werden, wenn geblümte Zeuge auf dem Kegelstuhle mit vielen Schäften gewirkt werden. (*St.*)

HALSTEAD, ein Marktflecken in der englándischen Grafsch. Essex an der Colne und unter einem Hügel, hat eine Kirche, eine Grammaticalschule, die viele treffliche Schüler gezogen hat, 784 Häuser und 3280 Einw., die einen Wochenmarkt halten. Vormals war der Ort wegen seiner Boy- und sonstigen Fabrikate bekannt, aber diese Manufactur ist ganz in Verfall gerathen. (*G. Hassel.*)

HALSZANGE, heißt, bei den Nadlern, eine kleine, mit zugespitzten Kneipen versehene Zange, welche zum Biegen des Drahtes gebraucht wird. (*St.*)

Halt in der Musik, s. Fermate.

HALTAUS (Christian Gottlob), Rektor der Nikolausschule in Leipzig, wo er 1702 von Ältern geringen Standes geboren wurde. Schon in der ersten Jugend zeichnete er sich durch beharrlichen Fleiß aus, und er erwarb sich dadurch, während seiner akademischen Jahre, das besondere Wohlwollen des Professors Joh. Burch. Mencken, der ihn bei seinen bibliographischen Arbeiten, und besonders bei der Herausgabe der Scriptor. rerum german., gebrauchte. Dadurch wurde Haltaus auf historisch-diplomatische Untersuchungen über das Mittelalter geleitet, denen er fortan alle seine Mußestunden widmete. Er kam 1734 als Tertius an gedachte Schule, erhielt 1746 das Conrectorat und 1751 das Rectorat, und starb den 11. Februar 1758. Still und eingezogen hatte er immer seinem Berufe gelebt, und durch seine, mit ungemeiner Bescheidenheit verbundene, Gelehrsamkeit und seinen redlichen Charakter hatte er sich die Achtung und Liebe Aller derer erworben, die ihn kannten. Die erste Frucht seines vieljährigen Forscherfleißes war sein, für die schnellere und zuverlässigere Erforschung der Zeitangaben in Urkunden und für die Zurückführung derselben auf unsre Zeitrechnung wichtiges, Calendarium medii aevi, praecipue germanicum, in quo obscuriora mensium, dierum, festorum ac temporum nomina ex antiquis monumentis illustrantur, in usum historiae ac rei diplomaticae. Lips. 1729. 8.; in einer freien Übersetzung mit vielen Zusätzen und Berichtigungen aus den ältern und neuern Zeiten (von W. F. L. Scheffer). Erlang. 1797. 4. Wenn gleich dieses Werk mit der jetzt vorgerückten Wissenschaft in keinem Verhältnisse mehr steht, und auch die Übersetzung nur zum Theil die Wünsche der Kenner befriedigt *): so muß doch dankbar anerkannt werden, daß Haltaus späteren Forschern die Bahn gebrochen hat. Größeres Verdienst noch erwarb er sich durch sein Glossarium germanicum medii aevi, maximam partem e diplomatibus, multis praeterea aliis monimentis, tam editis quam ineditis, adornatum, indicibus necessariis instructum, cum praef. J. G. Boehmii. Lips. 1758. Vol. II. Fol. zusammen 12. Alph. 7 Bogen. Der größte Theil des Werks war unter des Verfassers sorgfältiger Aufsicht abgedruckt, und er hatte das Manuscript ganz vollendet, als er starb, daher Böhme nur die Vorrede hinzu fügen durfte. Eine umfassende Kenntniß der Geschichte und Sprache des Mittelalters, die ausgebreitetste Belesenheit, und ein Fleiß, dem wenig oder nichts entgeht, setzten den Verfasser in den Stand, eine Arbeit zu liefern, die zur Erklärung der ältern teutschen Sprache und Alterthümer, der mittlern Reichsgeschichte, der Statsverfassung, und besonders der Rechte und Gesetze unsers Vaterlandes ungemein viel beiträgt, und überhaupt einen Schatz von gründlichen Sach- und Worterklärungen enthält. Auch die gute lateinische Schreibart dient dem Werke zur Empfehlung **). (*Baur.*)

HALTDAMM, ein Damm, der in der Absicht angelegt wird, das bei Regengüssen von den Bergen strömende Wasser damit aufzufangen, um es sodann nach den Sammelteichen leiten zu können. (*A. Schmidt.*)

HALTENBERGSTETTEN, eigentlich NIEDERSTETTEN genannt, ein Städtchen des Fürsten von Hohenlohe-Jartberg, unter wirtembergscher Oberherrschaft, im Jartkreise und Oberamte Gerabronn, am Vorbach, mit 1055 evangel., 292 kathol. und 175 jüd., zusammen 1522 Einwohnern und einer Synagoge. Über dem Städtchen liegt das Schloß Haltenbergstetten, der gewöhnliche Sitz des Fürsten von Hohenlohe-Jartberg, der das, vormals wirzburgische, Amt Haltenbergstetten zur Entschädigung für seinen Verlust jenseits des Rheins erhielt. (*Memminger.*)

HALTENKOPFF, Wilhelm, geb. im J. 1456 zu Thorn in Preußen, widmete sich der Philosophie und Medicin zu Leipzig, wurde daselbst Doctor und im Jahre 1493 Assessor der medicinischen Facultät, stiftete ein bedeutendes Stipendium für seine Landsleute, die Thorner, und starb den 15. Jan. 1507. Von Schriften hinterließ er nichts als mehrere Dissertationen. (*Huschke.*)

HÄLTER, oberteutsch HALTER, überhaupt ein Ort oder Raum, in welchem Etwas aufbehalten wird. Jedoch ist es besonders gebräuchlich zur Bezeichnung 1) des großen Gefäßes, in welches sich das Wasser eines Springbrunnens sammelt (auch Wasserhälter), 2) eines kleinen Teiches zur Aufbehaltung der zu speisenden Fische (Fischhälter), 3) eines durchlöcherten Kastens von gleicher Bestimmung. Daher ein Hälterkahn und ein Hälterschiff, Fahrzeuge zum Transport der Fische in einem solchen Kasten. (*R.*)

---

*) Allgem. Lit.-Zeitg. 1797. Nov. Nr. 358. S. 361.

**) Die Vorrede zu dem Glossar., worin das Leben des Verfassers erzählt wird. Neues gel. Europa 15. Th. 806. *Reiske* de rebus ad scholam civicam D. Nicolai pertinentibus expositio. Lips. 1759. 4. p. 28. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 5. Bd. — Das Handexemplar des Glossars, welches Haltaus mit beträchtlichen Zusätzen versah, befindet sich in der Stadtbibliothek zu Memmingen. S. Joh. Geo. Schelhorn's Anleit. für Bibliothek. 1. Bd, 190.

HALTEREN oder **HALTERN**, Stadt am Einflusse der Stever in die Lippe, in der Standesherrschaft Dülmen des Herzogs von Croy belegen, und zum Kreise Kösfeld, des preuß. Regierungsbezirks Münster, 77¾ Meile von Berlin entlegen. Sie hat 2 kathol. Kirchen, 1 Hospital, 11 andre Stats- und städtische Gebäude, 313 Privathäuser, 13 Fabriken, Mühlen und Magazine, 58 Ställe und Scheunen, 1633 Einw., worunter 1568 Katholiken, 5 Evangelische und 60 Juden. Die Nahrung beruhet auf Woll- und Leineweberei, Strumpfwirkerei, Garnspinnerei, Ackerbau und Brauerei, auch hat die Stadt ansehnliche Steinbrüche. (*Krug u. Mützel.*)

HÄLTERT, niederländischer Marktflecken, Provinz Ostflandern, Bezirk Oudenaarden, mit 2500 Einwohn. (*van Kampen.*)

HALTKETTE, Brust-, Deichselkette, Widerhalter, ist eine Kette drittehalb Fuß lang und ziemlich stark gearbeitet. Unten hat sie einen großen Ring, welcher an die Deichsel paßt, und an derselben vor einem starken Nagel ruhet. Oben hat sie einen kleinen Ring, der in einem Wirbel läuft, mit welchem sie an die Laufkette im Kummete oder im Halsbande befestigt wird. Sie dient dazu, den Wagen zu biegen und bergab aufzuhalten. Es muß dazu das beste Eisen genommen werden, weil von ihrer Haltbarkeit viel abhängt. (*Schilling.*)

HALTNAGEL heißt der eiserne Nagel, welcher hinter der Hinterachse eines Wagens durch den Langbaum gesteckt wird, damit sie nicht zurück weichen könne. (*Schilling.*)

HALTON, ein Marktflecken zwischen den Flüssen Mersey und Weaver, nahe am Great Trunkkanal in der engl. Grafschaft Chester. Ein Ort, der einst eine beträchtliche Stadt bildete, und 2 Jahr- und einen Wochenmarkt hielt, aber so herunter gekommen ist, daß er nur noch 984 Einw. zählt, die sich kümmerlich nähren. Auf einem Hügel sieht man noch die Trümmer eines stattlichen Schlosses, das der Baronie Haulton Fee, die sich über einen beträchtlichen Theil von Lancaster erstreckte, den Namen gab. (*G. Hassel.*)

HALTUNG. Dieser Ausdruck wird sowohl in gemeinem Leben als in den schönen Künsten, und bei den letztern auch, nach ihrer Verschiedenheit, in verschiedenem Sinne gebraucht. In dem gemeinen Leben bedient man sich dieses Ausdrucks zunächst in Hinsicht des Körpers. Man versteht darunter dann im Allgemeinen die Art, wie der aufgerichtete Menschenkörper in dieser Stellung sich erhält. Diese Haltung aber wird theils durch den besondern Bau des Körpers, theils durch Gewöhnung und Willkür bestimmt. In sofern sie von der Freiheit abhängig ist, beurkundet der Mensch auch seine geistige Bildung und seinen Charakter durch sie. Güte und Wohlwollen, Bosheit und Tücke, Unbefangenheit und Befangenheit sprechen sich in seiner Haltung aus. Nächstdem haben auch die Beschäftigungen der verschiedenen Stände auf sie Einfluß, durch welche der Körper an gewisse Stellungen oder Lagen gewöhnt wird. Endlich haben auch besondere geistige Zustände ihre eigene Haltung; was Alles von dem Menschenkenner und Menschendarsteller wohl beachtet werden muß. Es gibt aber im Allgemeinen eine gute und eine schlechte Haltung des Körpers; erstere ist die, welche der Natur und Würde des sich frei ausbildenden Menschen angemessen ist, mithin eine gerade und feste, aber doch nicht steife, folglich freie und leichte Haltung; letztere die schiefe, steife, schwerfällige rc.; und die erstere ist daher zugleich die, welche die äußere Erziehung und Bildung des Menschen im Auge hat; sie gehört zu dem, was man überhaupt Anstand nennt. Leicht ist daher auch zu erklären, warum man diesen Ausdruck denn auf das geistige Benehmen übergetragen hat, in welchem sich das Streben der Bildung ankündigt, wenn man von freier oder von gezwungener Haltung spricht. Denn wenn die körperliche Haltung im lobenden Sinne, d. i. die gute, in einem solchen Zusammenhalten und Tragen der Körperglieder besteht, durch welche die Erscheinung des Individuums als Ganzes wohlgefällig und auf eigenthümliche Weise wirkt: so beruht die lobenswerthe Haltung im geistigen Benehmen eines Menschen darin, daß die Äußerungen und Handlungen desselben durch einen achtungswerthen Charakter bestimmt und demselben untergeordnet sind. Die herrlichste Erscheinung aber findet Statt, wenn die körperliche Haltung, wie das geistige Benehmen eines Menschen, eine Selbstherrschung durch sittliche Ideen beurkundet, und dieß ist die edle Haltung im vollen Sinne des Worts.

Was nun die körperliche Haltung für sich anlangt, so erscheint sie zunächst im ruhigen Zustande des Körpers, dann aber bildet sie auch die Grundlage der Bewegung desselben; und so ist sie auch in Mimik und in der Tanzkunst zu beachten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Haltung des Körpers vortheilhafter ist, wenn die Arme beschäftigt sind; daher tanzten die Alten nicht gern mit leeren Händen *), und der bekannte Shawltanz erhält auch dadurch einen vorzüglichen Reiz; denn die Haltung des ganzen Körpers hängt vorzüglich von dem Tragen der Arme ab und die Franzosen nennen die Haltung daher wohl auch maintien.

Die bildende Kunst, in sofern sie den menschlichen Körper in Ruhe und Bewegung darstellt, beachtet dieß ebenfalls. Aber in der Malerei und Zeichnenkunst hat dieser Ausdruck noch eine ganz besondere Bedeutung erhalten. Hier bezieht er sich auf das Verhalten der auf der Fläche dargestellten Gegenstände zu einander, hinsichtlich ihrer scheinbaren Nähe oder Ferne. Diese Nähe und Ferne wird vornehmlich bezeichnet durch Abstufungen von Hell und Dunkel; folglich ist die Haltung die richtige Bezeichnung der Nähe und Ferne der räumlichen Gegenstände in der Zeichnung und im Gemälde durch die Grade des Hellen und Dunkeln. Sie fordert ein Hauptlicht, eine Absonderung der verschiedenen helleren und dunkleren Partieen, und eine Verbindung derselben zum Ganzen. Die Haltung leistet folglich durch Hell und Dunkel dasselbe, was die Perspective durch den Contour zeigt. Hieraus ist zu erklären, 1) warum man sonst diese Eigenschaft chiaroscuro, clairobscur genannt hat, ob-

*) S. Museum Pio-Clement. Vol. III. p. 54.

gleich dieser Ausdruck, so wie späterhin der übersetzte Ausdruck: Helldunkel, eine andere Bedeutung erhalten hat; 2) warum man den Begriff der Haltung erweiternd die Darstellung der räumlichen Gegenstände nach ihrer scheinbaren Ferne und Nähe überhaupt oft Haltung genannt hat. Denn Nähe und Ferne der Gegenstände läßt sich auch durch die nach Regeln der Perspective gemachte Zeichnung ausdrücken, in sofern dieselben nach Nähe und Ferne größer oder kleiner, ferner mit verschiedenem, d. i. stärkerem oder schwächerem, bestimmterem oder unbestimmterem Umriß, und mit mehrerer oder minderer Deutlichkeit der einzelnen Theile erscheinen; und beides kommt in einem guten Gemälde verbunden vor. Aber auch durch Farbenunterschiede, welche man von den Lichtgraden unterscheiden muß, läßt sich Entfernung der Gegenstände bezeichnen; und so könnte man unter dem Ausdruck Haltung auch dieses mit bezeichnen. Aber gewöhnlicher wird in der Theorie der Malerei die Bezeichnung der Entfernung der Gegenstände durch Farbe, was Goethe Colorit des Orts nennt, von der Haltung in dem angegebenen engern Sinn (d. i. Bezeichnung der Entfernung durch Hell und Dunkel) unterschieden, und Beides durch den Namen Luftperspective von der vorhin gedachten Linearperspective abgesondert. Wenn diese Linearperspective auf feste Gesetze sich zurückführen läßt, so ist die Luftperspective, und insbesondere die Haltung im engern Sinne, weit schwieriger zu beobachten, da man es hier mit der veränderlichen Eigenschaft des Lichts zu thun hat, das nach seiner Stärke und immer wechselnden Richtung (Beleuchtung) die Gegenstände verschieden erscheinen läßt. Und doch muß der zeichnende und malende Künstler, der das darstellt, was in einem Momente erscheint, die Schatten und Lichter nach ihrer Stärke, Richtung und ihrem Verhältnisse zu einander, kurz das Hellere und Dunklere so anordnen, wie es nöthig ist, um die in verschiedener Entfernung scheinbar vor uns liegenden Gegenstände in einem Augenblicke zu übersehen. Hier kann den Künstler nur ein geistvolles Studium der Natur und der musterhaften Werke der Kunst leiten, durch welches er auch erfahren wird, wie das verschiedene Einfallen des Lichts die Haltung bestimmt. Endlich ist 3) aus dem Obigen zu begreifen, wie die Haltung im weitern Sinne erst jedem Gemälde den Schein der Natur und Wahrheit gibt; denn durch sie tritt das Nahe deutlich hervor, das Ferne gegen das Nähere zurück, das Runde erscheint rund, und die Fläche wird durch sie dem Beschauenden zum allseitig ausgedehnten Körper. Ohne sie würde das Gemälde der Illusion entbehren und nur flach und eintönig erscheinen. Sonach hat also ein Gemälde Haltung, wenn alle Theile desselben, nach Maßgabe ihrer Entfernung vom Auge, auf die gehörige Weise erscheinen, und insbesondere durch Hell und Dunkel sich naturgemäß unterscheiden.

Analog der Malerei wird ferner der Ausdruck Haltung in andern Künsten, und selbst in der Tonkunst, der Kunst der Zeit, gebraucht. Er bezeichnet hier das richtige und wohlgefällige Verhalten der Töne und Tonverbindungen zu einander, als verschiedene Theile eines zu einer Wirkung hinstrebenden Ganzen. Hiermit ist eine gehörige Unterscheidung der Theile des Tonwerks von einander, hinsichtlich des Quantitativen und Qualitativen der Musik, folglich in Hinsicht der verschiedenen Stärke- und Schwächegrade, Zeitbewegung oder Rhythmus derselben, Tonart und Modulation, Harmonie, Grade der Ausführlichkeit der musikalischen Gedanken gefordert. Ein eintöniges Musikstück, in welchem sich die Haupt- und Nebenpartieen nicht nach Verschiedenheit ihrer, durch die Idee des Ganzen bestimmten Geltung und Bedeutung durch die angeführten Mittel von einander unterscheiden, hat keine Haltung; und eben so hat der musikalische Vortrag keine Haltung, wenn dieses Verhalten mannichfaltiger Theile zu dem Ganzen bei der Ausführung nicht beobachtet wird. Auch in der Deklamazion redet man von Haltung, wenn der Vortrag einer Rede nicht bloß durch die Wahl des Tons dem herrschenden Charakter derselben entspricht, sondern auch die einzelnen Theile derselben durch die Abwechselungen der Stimme in Hinsicht der Stärke und Schwäche, mannichfaltige Accente, Modulation, Schnelligkeit und Langsamkeit des Sprechens gehörig von einander unterschieden werden. Wie nun die Schauspielkunst Mimik und Declamazion verbindet, so besteht die Haltung in der Darstellung des einzelnen Schauspielers in der Beobachtung des durch den darzustellenden Charakter geforderten Verhältnisses der einzelnen Theile seiner Darstellung, sowohl mittels der Geberden im umfassenden Sinne (worunter auch die oben gedachte Haltung des Körpers gehört), als auch des recitirenden Vortrags, und beider in Beziehung auf einander. Die Haltung betrifft sonach a) die Anlage oder Grundlage des Charakters, wodurch die ganze Darstellung Einheit empfängt. Sie zeigt sich in der Festhaltung eines gewissen herrschenden Grundzuges, der durch Sprache und Geberde veräußert wird; und diese Consequenz ist es, die hier oft vorzugsweise Haltung genannt wird; b) das Verhalten der untergeordneten Theile der Rolle zu einander und zum Ganzen. Hiernach werden einzelne Äußerungen des Charakters durch Rede und Mimik mehr oder weniger hervorgehoben, andre läßt man fallen, oder behandelt sie leichter, wenn sie etwas weniger Wesentliches ausdrücken. Ein falsches Pathos aber hebt Alles hervor, und wird dadurch unnatürlich und eintönig. Leben und Wahrheit aber zeigt sich in der bedeutsamen Vertheilung von Licht und Schatten.

Nun wird auch deutlich seyn, was man unter poetischer Haltung versteht. Die Haltung eines Gedichts umfaßt Charaktere, Begebenheiten, Gefühle und Gedanken. Sie besteht darin, daß, was beim Lesen oder bei dem Vortrage des Gedichts vorzüglich in das Bewußtseyn gefaßt werden soll, von dem Dichter durch die entsprechenden Zeichen in der Einbildungskraft erregt werden, Anderes aber, worauf unsere Vorstellung weniger verweilen soll, nur leicht angedeutet; das endlich, wovon wir ganz absehen sollen, in der Erinnerung nicht berührt, ja durch entgegen stehende Vorstellungen entfernt werde. Auch hier also treten uns die Gegenstände mehr oder minder nahe, oder sie entfernen sich aus dem Kreise un-

sers Bewußtseyns, und dieß Alles nach Maßgabe ihres Verhältnisses zu der in dem Ganzen darzustellenden Idee. (*A. Wendt.*)

HALTWHYSTLE, ein Marktflecken am südlichen Tyne in der englándischen Grafsch. Northumberland; gut gebauet mit 104 Häusern und 751 Einw., die vielen Boy fabriziren, einen Wochenmarkt halten und eine starke Durchfuhr haben. In der Nachbarschaft sieht man die Trümmer der vormaligen Gränzfeste Thelwall. (*G. Hassel.*)

HALUNS, eine der alten Städte des Peloponnesos, die in Arkadien im SW. von Nasos und in der Nähe des Flusses Ladon gelegen und einen Tempel der eleusinischen Demeter gehabt hatte, aber schon so früh zerstört oder eingegangen ist, daß die hellenischen Geographen den Zeitpunkt nicht weiter bestimmen. (*H.*)

HALURGIE, SALZWERKSKUNDE, eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Kunst, welche die Regeln umfaßt, nach welchen das salzsaure Natron, oder Kochsalz, in der Natur aufzusuchen, zu gewinnen und in einem für den Haushalt und die Gewerbe brauchbaren Zustande darzustellen ist. Man kann sie als einen Zweig der allgemeinen Bergbaukunde betrachten, wenn man nämlich unter dieser denjenigen Theil der producirenden Industrie versteht, der sich mit der Gewinnung der anorganischen Naturproducte beschäftigt.

Das Kochsalz ist nicht nur, wie bekannt, für jede Haushaltung unentbehrlich, sondern es wird auch bei vielen Gewerben, zum Theil in sehr beträchtlichen Massen, verwendet. Es ergibt sich hieraus die große Wichtigkeit der Halurgie. Die vortheilhafte Gewinnung des Kochsalzes erfordert überdieß sehr ins Große gehende Anlagen und Summen zu deren Herstellung, wie sie fast nur dem State zu Gebote stehen. Dieß und eine gewisse Abgeschlossenheit der Kochsalzgewinnung, bei der sich die Concurrenz leicht ausschließen, und somit eine willkürliche Erhöhung der Verkaufspreise bewerkstelligen läßt, ist der Grund, weßwegen sich die meisten Staten die Production des Kochsalzes vorbehalten, und sie zu einer ergiebigen Quelle des öffentlichen Einkommens gemacht haben.

So drückend die, durch die zum Theil unverhältnißmäßigen Verkaufspreise gegen die Productionskosten bewirkte hohe indirecte Steuer in gewissen Staten seyn mag, so wenig kann geläugnet werden, daß die Halurgie dem Umstand, daß der Stat der Producent des Kochsalzes ist, die jetzige hohe Stufe ihrer Ausbildung hauptsächlich zu verdanken hat. Ein Blick auf die wenigen Salinen, die sich noch in Privathänden befinden, bestätigt die Wahrheit dieser Behauptung.

In Bezug auf die mannichfaltigen Kenntnisse, auf welchen die vortheilhafte Gewinnung des Kochsalzes beruht, behauptet die Halurgie eine der ersten Stellen in der Reihe wissenschaftlicher Künste. Die Aufsuchung des Kochsalzes in der Natur, die bergmännischen Vorarbeiten zu seiner Gewinnung, die Herstellung der mannichfaltigen Maschinen, der Soolenleitungen, Wasserbaue und Gebäude, die Gradirung, Siedung und Benutzung der Abfälle fordert eine sehr vielfache Anwendung mathematischer, geognostischer, bergmännischer, physikalischer, bauwissenschaftlicher und anderer Kenntnisse.

Das Kochsalz findet sich in der Natur theils in fester Gestalt (als Steinsalz), theils aufgelöst im Wasser des Meeres, vieler Landseen und Quellen (als Soole). Man kann demnach die Halurgie in zwei Haupttheile zerlegen, wovon der eine die Gewinnung des Steinsalzes, der andere die Gewinnung des Soolsalzes in sich begreift. Von beiden gibt das Folgende eine kurze Übersicht:

1) Steinsalzgewinnung. Die Gewinnung des Steinsalzes kann auf eine unmittelbare und auf eine mittelbare Art geschehen. Die unmittelbare Gewinnung des Steinsalzes findet Statt, wenn es sich in großen reinen Massen findet. Da sie durch einen bergmännischen Abbau geschieht, so gehört sie, und alle darauf gerichteten Arbeiten speciell der eigentlichen Bergbaukunst an. Bilden die Steinsalzlager nicht große reine Massen von Steinsalz, sondern, wie es sehr oft der Fall ist, sehr verworrene Gemenge von Thon, Gips und Steinsalz, aus denen sich das letztere auf eine mechanische Art nicht mit Vortheil absondern läßt: so muß man sich der mittelbaren Gewinnungsart bedienen. Diese besteht in der Hauptsache darin, daß man Wasser auf die unreine Steinsalzmasse leitet, ihr dadurch den Kochsalzgehalt entzieht, und sonach eine künstliche Soole bildet, welche, nachdem sie gesättigt ist, zur Darstellung des Kochsalzes nach den dazu bestimmten Anstalten abgeleitet wird.

Das merkwürdigste Beispiel einer rein bergmännischen Gewinnung des Steinsalzes liefert uns das Steinsalzbergwerk zu Wielizka in Polen.

Seit dem 13ten Jahrhundert baut man daselbst auf drei über einander liegenden abgeplatteten Steinsalzmassen, welche zur Formation des Alpenkalksteins gehören, und einen Theil jenes unermeßlichen Steinsalzlagers bilden, das mit Wielizka und Bahnia anhebt und fast ohne Unterbrechung gegen 150 Meilen auf dem nördlichen Abfalle der Karpathen fortsetzt. Die Lagerstätte geht nicht zu Tage aus, sondern ist gegen 30 Lachter hoch mit Gerölle, Gips und Salzthon bedeckt, zum Liegenden hat es ein Gemenge von verhärtetem Thon und dichtem Gips, das Streichen derselben ist von Süden nach Norden, das Fallen 40° bis 60° gegen Westen. In ersterer Richtung erstreckt sich der Grubenbau ungefähr 800 Lachter, in der zweiten 1500 Lachter. Wielizka liegt 260 Meter über dem Meere, und man ist mit dem Grubenbau gegen 50 Meter unter den Spiegel desselben gekommen.

Die ganze Tiefe der Grube ist in drei Stockwerke oder Soolen getheilt, von denen die erste 40, die zweite 73 und die dritte 120 Lachter unter Tage liegt. Von diesen Soolen aus hat man Strecken in die Steinsalzmasse getrieben, welche nach allen Richtungen laufen, und an solchen Orten, wo man damit reiche Salzpunkte antraf, Abbaue in Gestalt großer Weitungen angelegt, deren Zahl sich auf 230 beläuft. Auf der ersten Soole befindet sich eine solche Weitung, welche die Benennung Camera Closky führt, und 30 Lachter weit und 57 Lachter

hoch seyn soll. Die allzu große Ausdehnung der Baue, und ihre unzweckmäßige Anlage hat in früherer Zeit Brüche veranlaßt, welche sehr traurige Folgen gehabt haben.

Eine bereits an ihrer vordern Seite frei gemachte Steinsalzmasse abzubauen, haut man mehrere senkrechte, gegen 3 Fuß breite und 20 Zoll tiefe Einschnitte in dieselbe, und theilt sie dadurch in Pfeiler von etwa 3 Fuß Breite. Eben so macht man an der Sohle einen 20 Zoll tiefen Einschnitt. Da der Abbau strossenweise geschieht, so ist auch gewöhnlich die obere Seite der Pfeiler frei. Sind die Pfeiler auf diese Art vorgerichtet, so stellen sich die Häuer in die Einschnitte und treiben sie mit eisernen Keilen von der übrigen Salzmasse los, worauf sie in Stücke geschlagen und zu Tage gefördert werden.

Die Streckenförderung geschieht durch Pferde und Wagen, die Schachtförderung durch Pferdegöpel mittels aus Stricken geflochtener Säcke.

Die drei über einander liegenden Stockwerke der Grube sind mit einander durch 13 Schächte, von denen aber nur 10 fahrbar sind, in Verbindung gebracht. Keiner dieser Schächte führt vom Tage nieder bis zum Gesenke hinab. Tageschächte sind nur sechs vorhanden. Sie werden zur Förderung und zum Anfahren gebraucht. Einer von ihnen, der Lesko-Schacht, ist mit einer in das Gestein gehauenen und mit Mauerwerk umgebenen Wendeltreppe versehen, welche 470 Stufen hat, und nur für hohe Personen zum Anfahren bis auf die erste Soole bestimmt ist.

Da die Grube fast ganz trocken ist, so hat man auch keine Wasserlosungsstollen anzulegen für nöthig gefunden. Das wenige Wasser, welches in obern Teufen vorkommt, wird im Wadnagora-Kunstschacht mittels lederner Säcke zu Tage gehoben.

Die Salzförderung beträgt jährlich $1\frac{1}{2}$ Million Zentner. Die Productionskosten eines Zentners, mit Einschluß der Verpackung, belaufen sich auf $38\frac{1}{2}$ Kreuzer Bancozettel.

Das bei der Grube angestellte Arbeitspersonale besteht aus 600 Mann.

Auf ähnliche Art, wie zu Wielizka, geschieht die Steinsalzgewinnung zu Bahnia, das jährlich gegen 300,000 Ztr. Steinsalz liefert.

Über den Steinsalzbergbau zu Wielizka und Bahnia findet man das Nähere in Lempe und andern unten angezeigten Schriften.[1])

Wie das Steinsalzbergwerk zu Wielizka für die Steinsalzgewinnung durch bergmännischen Abbau, so mag der Dürrenberg bei Hallein im östreichschen Salzkammergut als ein Beispiel für die Gewinnung des Steinsalzes mit Hilfe des Wassers dienen.

Die Steinsalzmasse, welche daselbst seit dem 12ten Jahrhundert der Gegenstand eines berühmten Bergbaues ist, soll sich nach einigen Geognosten ohne Unterbrechung bis nach dem südwestlich liegenden Berchtesgaden erstrecken, und den Salzquellen der nordwestlich von Hallein liegenden Saline Reichenhall ihre Entstehung geben. Sie wird, wie jene von Wielizka, zur Formation des Alpenkalksteins gerechnet.

Die Halleiner Steinsalzmasse ist ein so äußerst verworrenes Gemenge Thon, Gips und Steinsalz, daß die Abscheidung des letztern von der tauben Gebirgsart auf mechanischem Wege durch eine Art Klaubearbeit sehr umständlich, ja bei einem großen Theil der Masse ganz unmöglich seyn würde. Man hat daher schon in sehr früher Zeit das Steinsalz in der Grube selbst durch Auflösung mittels Wassers von der unhaltigen Gebirgsart auf einem kürzern Wege zu trennen gesucht. Man teufte zu dem Ende Schächte bis auf das Salzgebirge ab, füllte sie mit Wasser, und hob dieses, wenn es sich nach einiger Zeit mit Steinsalz gesättigt hatte, wieder zu Tage, um es nach den Siedehäusern zu leiten. Diese unvollkommene und regellose Benutzung des Salzgebirges veranlaßte in spätern Zeiten immer mehr Verbesserungen, bis man endlich zu der jetzigen, dem Zwecke sehr angemessenen, Betriebsmethode gelangte, welche, ohne hier ins Detail einzugehen, folgende ist.

Man richtet an salzreichen Punkten des Gebirges, das man dazu durch neun Sohlen oder Stollen in eben so viel über einander liegende Abtheilungen gebracht hat, Weitungen (Sinkwerke, Wehre, Sulzenstücke) vor, in die man durch flache Schächte (Ankehrschürfe) das über Tage gesammelte Quellwasser mittels hölzerner Röhrenfahrten leitet. Die so mit Wasser, welches einen immerwährenden angemessenen Zufluß erhält, angefüllten, Anfangs nicht sehr großen Weitungen erweitern sich, indem das Wasser die Salztheile des Gebirges auflöst, und die erdigen zu Boden fallen läßt, nach und nach, vorzüglich an der Decke (dem Himmel) sehr beträchtlich. Hat man nun auf diese Art eine hinlängliche Menge von gesättigter Soole erhalten, so unterbricht man den Zufluß des Wassers, und läßt sie, damit sie sich kläre, noch eine Zeit lang im Sinkwerke stehen. Hierauf leitet man sie durch einen an der Sohle des Sinkwerks angebrachten Abzug (Wehrkasten, Abgangsschurf) auf eine der neun vorhandenen Sohlen und von da nach den zu ihrer Aufnahme bestimmten Behältern (Sulzenstücken zu Hallein), wo sie die erdigen Theile vollends absetzt.

Die Sinkwerke erfordern, wegen der großen Erweiterung, die sie nach und nach erhalten, und der geringen Festigkeit des Gebirges, sehr viele Vorsicht und eine ganz genaue Lokalkenntniß zu ihrer Anlage. Man vermeidet es besonders, ein Sinkwerk gerade unter oder über ein anderes anzulegen, oder läßt wenigstens ein 5 bis 6 Lachter mächtiges Mittel zwischen beiden stehen. Eine allgemeine Regel ist ferner die, kein Sinkwerk näher an das andere, als in 15 Lachter sohliger Entfernung anzulegen.

1) Lempe's Magazin für Bergbaukunst, 8r Bd S. 44—71. Journal des mines, 126r Bd. p. 81 u. f. (1808). v. Leonhards Taschenbuch für Mineralogie, XIII. 1 Abth. S. 254 u. f. Villefosse, über den Mineralreichthum, teutsch von Hartmann, Sondershausen 1822. Bd 2. S. 433 u. f.

Es sind im Dürrenberge 35 Sinkwerke vorhanden. Die größern, welche nur alle drei bis fünf Jahre mit Wasser angefüllt (angekehrt) werden, fassen 202,311 Kubikfuß Soole, ein Quantum, welches hinreichend ist, eine Siedepfanne neun Wochen lang im Betriebe zu erhalten und 36,000 Ztr. Salz zu liefern. Die kleinern werden des Jahres wohl zwei bis drei Mal angekehrt. Vor dem jedesmaligen Ankehren wird der zu Boden gefallene Letten hinweg geschafft.

Die neun Sohlen, durch welche, wie oben erwähnt, der Dürrenberg in eben so viel Abtheilungen (Berge) gebracht worden ist, stehen durch flache Schächte mit einander in Verbindung. Ein Theil dieser zahlreichen Schächte dient dazu, Tagewasser mittels Röhrenfahrten in die Sinkwerke zu leiten; andere sind bloß der Verbindung und des Anfahrens wegen da, noch andere, die so genannten Schüttpütten oder Bergrollen gebraucht man dazu, den aus dem Sinkwerke heraus geschafften unhaltigen Latten (Sauberberg, Unberg) in andere Reviere des Berges zu bringen, wo geräumige Plätze (Faßstätte) zu seiner Aufnahme vorgerichtet sind.

Die zur Einführung der Tagewasser in die Grube dienenden Schächte heißen zu Hallein Tageschürfe.

Von den neun Hauptstollen aus sind Nebenstollen oder Flügelörter (Schachttritte zu Hallein) ins Gebirge getrieben, theils der Verbindung zwischen den einzelnen Sinkwerken wegen, theils zur Ableitung der Grubenwasser. Das letztere ist um so nothwendiger, da die sich selbst überlassenen Grubenwasser leicht Abätzungen an Stellen bewirken können, wo sie die gefährlichsten Folgen haben.

Außer den Schachttritten werden noch andere stollenartige Räume (Probieröfen) in das Gebirge getrieben, mit welchen man die Aufsuchung bauwürdiger Punkte bezweckt.

Die Gewinnung des Kochsalzes aus der in den Reservoirs aufbewahrten Soole geschieht in den Siedehäusern, welche mit denen auf Salinen, welche sich mit der Gewinnung des Kochsalzes aus natürlichen Soolen beschäftigen, in der Hauptsache dieselbe Einrichtung haben.

Das bei dem Halleiner Bergbau angestellte Personale besteht aus 10 Beamten und Officianten und aus 300 Bergleuten.

Die jährliche Kochsalzproduction erreicht eine Höhe von 400 bis 450 tausend Zentnern [2]).

Bei der Errichtung mehrerer Salinen (Jartfeld, Wimpfen, Nauheim), welche die Entdeckung einiger Salzlager in Südteutschland zur Folge gehabt hat, ist eine Gewinnungsart des Steinsalzes in Anwendung gekommen, die mit jener ältesten Halleiner sehr viele Ähnlichkeit hat. Der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß man jetzt, statt eines Schachtes, ein oder mehrere Bohrlöcher bis auf das Steinsalzgebirge niederbringt. Die gehörig erweiterten Bohrlöcher setzt man mit zusammen geschweißten eisernen Röhren so aus, daß zwischen dem äußern Umfange dieser und der Wand des Bohrloches ein Zwischenraum bleibt. Durch diesen kann nun das, entweder aus dem Bohrloche selbst kommende, oder hinein geleitete Wasser bis auf das Steinsalzgebirge hinab gelangen und dort die beabsichtigte Auflösung des Steinsalzes bewirken. Die entstehende künstliche Soole wird durch eine in der Bohrröhre angebrachte Saugpumpe gewöhnlich durch ein Laufrad betrieben, zu Tage gehoben [3]).

2. Gewinnung des Soolsalzes. Man kann den technischen Theil der Soolsalzgewinnung in vier Abschnitte zerlegen: in die halurgische Grubenbaukunst, die Soolförderung, die Aufbereitung (Gradirung), und die halurgische Hüttenkunde (Siedung).

In Beziehung auf das Vorkommen der natürlichen Soolen zerfällt die Soolsalzgewinnung in die Seesalzgewinnung und die Quellsalzgewinnung.

a) Seesalzgewinnung. Die Gewinnung des Kochsalzes aus dem Meerwasser und den salzigen Landseen setzt keine bergmännischen Vorarbeiten voraus, und ist im Allgemeinen unter allen Gewinnungarten des Kochsalzes diejenige, welche den wenigsten Schwierigkeiten unterworfen ist.

In südlichen Ländern geschieht die Gewinnung des Kochsalzes aus dem Meerwasser auf eine sehr einfache Art. Man richtet an niedrigen Stellen der Seeküste eine Art Bassin vor, das während der hohen Flut sich mit Seewasser füllen kann. Das durch die Verdunstung des Wassers sich am Boden des Bassins niederschlagende Salz sammelt man und schafft es vor der Wiederkehr der hohen Flut hinweg, worauf das nämliche Verfahren wiederholt wird. Fast noch leichter macht ein heißes Klima die Gewinnung des Kochsalzes aus salzigen Landseen, an denen bekanntlich Asien einen vorzüglichen Reichthum besitzt. Gewöhnlich bleibt dabei nichts weiter zu thun übrig, als das Salz an den Ufern, wo es sich besonders während der heißen Jahreszeit niederschlägt, auszustechen.

In kalten Ländern bringt man, um das Seesalz zu gewinnen, entweder den salzhaltigen Meersand, von Stellen genommen, wohin nur von Zeit zu Zeit die hohe Flut gelangt, in besonders dazu eingerichtete Gebäude (Dophierwerke), und macht daraus durch Auslaugung mittels Seewassers eine gesättigte Soole, die man in eisernen oder bleiernen Pfannen versiedet, oder man hebt das Seewasser aus einer beträchtlichen Tiefe, wo es salzreicher ist, und leitet es, wenn man es keiner weitern Vorarbeit unterwirft, sogleich zur Versiedung nach den dazu bestimmten Anlagen.

Beträchtliche Seesalzwerke befinden sich unter andern zu Mount und St. Michael an der Küste der Normandie. Bedeutend sind auch die Salinen an der Küste

---

2) S. v. Moll's Jahrb. der Berg- und Hüttenk. 1. Bd S. 199 — 290. Villefosse, a. a. O. 2 Bd. S. 401 — 437.

3) S. v. Langsdorfs neue Anleitung zur Salzwerksk., Heidelberg u. Leipz. 1824. S. 453 — 542.

des adriatischen Meeres. Portugal und Spanien, welches letztere außerdem noch das unerschöpfliche Steinsalzlager von Cardona in Catalonien besitzt, gewinnen nicht nur hinlänglich Seesalz zu eigenem Bedarf, sondern führen auch noch beträchtliche Massen nach Holland und den nordischen Reichen aus.

Zuweilen reichert man auch das Meerwasser durch unreines Steinsalz an, und versiedet es dann. Anstalten, worin dieses geschieht, sind zu Dungron und Liverpool in England.

In Holland sind mehrere Etablissements, in denen das unreine Seesalz aus Portugal, Spanien und Frankreich durch nochmaliges Auflösen mittels Seewassers und Versiedens raffinirt wird. Die vorzüglichsten Anstalten dieser Art sind zu Alkmar, Harlem und Leiden. (S. Seesalz und Seesalzgewinnung.)

b) Quellsalzgewinnung. Wenn Teutschland im Allgemeinen die Wiege der Bergbaukunst genannt zu werden verdient, so ist es auch insbesondere die Halurgie, welche den Teutschen den jetzigen Grad ihrer Vollkommenheit fast allein zu verdanken hat. Ganz insbesondere gilt dieses von der Quellsalzgewinnung, welche wegen der Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der dazu erforderlichen Anlagen und Arbeiten der interessanteste, aber auch der schwierigste Theil der Halurgie ist.

Der bei weitem größte Theil des Kochsalzes wird in Teutschland aus Soolquellen erzeugt. Die Anzahl der bekannten Soolquellen Teutschlands schätzt man auf 1000, aber nur ein kleiner Theil derselben ist der Gegenstand der Benutzung von einigen achtzig Salinen, die übrigen bleiben wegen zu geringen Kochsalzgehaltes, oder aus Mangel an Absatz, unbenutzt.

Alle Soolquellen enthalten, außer dem Kochsalze, noch andere Salze und Erden in sich aufgelöst. Beimischungen, welche man besonders häufig in den Soolquellen antrifft, sind: schwefelsaures Natron, kohlensaurer, salzsaurer und schwefelsaurer Kalk, kohlensaure Talkerde und Eisenoxyd. Der Kochsalzgehalt selbst ist höchst verschieden. Einige der benutzten Quellen sind so schwach, daß die Salzigkeit derselben kaum durch den Geschmack wahrzunehmen ist, während andre vollkommen mit Kochsalz gesättigt sind. Dieser mehr oder weniger reiche Kochsalzgehalt ist es vorzüglich, der die Gewinnung mehr oder weniger schwierig und kostbar macht. Je ärmer die Soolen sind, desto größer müssen verhältnißmäßig die Anlagen zur Gradirung, desto bedeutender die Maschinenkräfte, desto weitläufiger die Soolleitungen und desto raffinirter die Ökonomie auf den sie bearbeitenden Salinen seyn. Diese sind es daher auch, auf welchen für den Mann vom Fach am mehrsten zu lernen ist.

Die Gewinnung der Soolquellen muß in den meisten Fällen durch bergmännische Arbeit unter Tage vorbereitet werden, denn nur selten entspringen sie über Tage mit einem sehr reichlichen Kochsalzgehalt. In diesem Falle bedürfen sie nur einer guten Fassung zum Schutz gegen die Tagewasser und Verunreinigung.

Um Soolquellen aufzusuchen und zu gewinnen, teufte man früher Schächte ab, und zimmerte diese, wenn man eine benutzbare Quelle angehauen hatte, möglichst dicht aus, um die wilden Wasser abzuhalten. Jetzt hat man eingesehen, daß eine solche Abdammung der wilden Wasser unnöthig und auf die Dauer unmöglich ist. Die Soolquellen werden nur durch den Beitritt der aus den darüber liegenden Klüften herkommenden süßen Wasser geschwächt, in der Nähe der Schachtsohle aber bleiben sie unverändert. Läßt man daher die Soole durch Pumpen, welche keine Unterbrechung haben, von der Sohle des Schachtes weg bis zu Tage heben, so hat man von den wilden Wassern durchaus nichts zu befürchten. Statt der Schächte bedient man sich jetzt häufiger der Bohrlöcher zur Aufsuchung und Gewinnung der Soolquellen.

Zuweilen steigen die mit einem Schacht angehauenen oder erbohrten Soolquellen durch natürlichen Druck zu Tage, oder bis zu einer gewissen Höhe im Schacht oder Bohrloche. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon liefert der Soolschacht zu Dürrenberg, in welchem die am 15. Sept. 1762 in einer Tiefe von 790 Leipz. Fuß angehauene Soolquelle mit einer solchen Gewalt in die Höhe stieg, daß sie den 78,800 Kubikfuß haltenden Schacht in Zeit von $3\frac{1}{2}$ Stunde anfüllte, und sodann durch die Rösche in die benachbarte Saale ablief.

Solche stark aufsteigende Quellen gewähren außer dem Vortheil, die Soole gar nicht, oder nur aus einer geringen Tiefe bis zu Tage heben zu dürfen, noch den sehr bedeutenden, daß man durch Niedertreiben des Soolspiegels das Soolquantum, welches sie freiwillig liefern, bei einer Statt findenden Erweiterung der Saline vermehren kann. Das Soolquantum, welches die dürrenberger Soolquelle bei freiwilligem Ausflusse aus der Rösche liefert, beträgt, den öfters angestellten Versuchen nach, 66,000 bis 79,000 Kubikzoll; wird aber der Soolspiegel im Schacht durch die vorhandenen Pumpen bis zu einer Tiefe von 24 Fuß unter der Rösche abgewältigt: so erhält man dem jetzigen Bedürfniß gemäß über das Doppelte, nämlich 165,888 Kubikzoll.

Die Maschinen, deren man sich zur Gewinnung der Soolquellen bedient, sind Saug- oder Druckwerke, die durch Wasserräder, Dampfmaschinen, Windräder oder auch durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt werden; das letztere besonders bei der Soolförderung aus Bohrlöchern, die gewöhnlich nur einen geringen Durchmesser haben.

Der Gehalt der zu Tage geförderten Soole entscheidet, ob sie sogleich durch die Siedung zu Gute gemacht werden kann, oder nicht. Der Gehalt, den eine Soole haben muß, um siedewürdig zu seyn, richtet sich zwar nach den Umständen, doch kann man als eine Regel, die wenigen Ausnahmen unterworfen ist, annehmen, daß eine Soole 16 pCt. Kochsalz enthalten muß, wenn sie mit dem größten ökonomischen Vortheil durch Siedung zu Gute gemacht werden soll. Ärmere Soolen zur Versiedung zu bringen ist wegen des außerordentlichen Holzaufwandes, den diese erfordert, nicht anzurathen.

Die verschiedenen Hilfsmittel, durch welche ärmere Soolen siedewürdig gemacht werden, sind es, welche man unter der Aufbereitung, oder, welches der mehr halurgische Ausdruck ist, unter der Gradirung versteht.

Alle eigentlichen Gradirungsmethoden kommen darin überein, daß dabei ein Theil des in der Soole befindlichen Wassers, entweder in fester Form, oder in Gasform abgeschieden wird.

Für die Abscheidung des Wassers in fester Form hat man nur eine einzige Gradirungsart: die Eisgradirung.

Es ist bekannt, daß die beim Gefrieren einer salzigen Auflösung sich bildende Eisdecke fast nur aus süßem Wasser besteht, während der flüssig gebliebene Rückstand den bei weitem größten Theil des vorher in der ganzen Auflösung befindlich gewesenen Salzgehaltes in sich aufgenommen hat. So leicht anwendbar diese Erfahrung auf die Gradirung der Soolen zu seyn scheint, so wenig verdient sie jedoch in dieser Beziehung die Beachtung des Salinenmannes. Der Effect der Eisgradirung ist bei einiger Maßen reichen Soolen in Verhältniß zu den dazu nöthigen weitläufigen Anlagen und zu der Arbeit, welche das Abeisen verursacht, höchst unbedeutend. Selbst in sehr kalten Ländern hat diese Gradirungsart nicht glücken wollen, wie die Versuche auf dem Salzwerke zu Wallöe in Norwegen gelehrt haben.

Weit wichtiger sind die verschiedenen Gradirungsarten, durch welche man eine Abscheidung des Wassers in Gasform bezweckt, und zwar durch Verdunstung an der Luft und Sonne (Verdunstungs- oder Evaporationsgradirung).

Da es bei der Verdunstungsgradirung hauptsächlich darauf ankommt, der Einwirkung der Luft und Sonne so viel Soolfläche als möglich entgegen zu setzen: so hat man dieß, mit mehr oder weniger Erfolg, durch mannichfaltige Vorrichtungen zu erreichen gesucht, von denen die Sonnengradirung, die Tafelgradirung, die Dachgradirung und die Dorngradirung die bemerkenswerthesten sind.

Die Sonnengradirung besteht darin, daß man die Soole in großen flachen Behältern der Verdunstung an der Luft und Sonne aussetzt. Diese Gradirungsart ist wegen des ungeheuern Raumes, den die Anlage der Behälter fordert, und wegen der beträchtlichen Kosten derselben, nie zur wirklichen Anwendung gekommen. Versuche, die Sonnengradirung zur Ausbringung des Kochsalzes aus einer schon siedewürdigen Soole anzuwenden, sind zu Artern gemacht worden. Allein die großen Kosten der dazu nöthigen Anlagen stehen dieser Gewinnungsart sehr entgegen. Man berechnet die Größe der Behälter zur Production von jährlich 100,000 Zentner Salz, bei Anwendung der Sonnengradirung, auf 100 Morgen Land, und die Kosten der Anlage auf 1,800,000 Gulden [4]).

4) s. v. Langsdorf a. a. O. S. 546.

Die vom Hrn. von Baader vorgeschlagene Tafelgradirung hat, wie die Sonnengradirung, jetzt nur noch geschichtliches Interesse. Die Vorrichtung dazu besteht aus 18 Fuß langen und 6 Fuß breiten, aus Brettern dicht zusammen gefügten Tafeln, die mit $2\frac{1}{2}$ Zoll hohen Rändern versehen sind, und in einer Entfernung von 18 Zoll unter einander liegen. Die mit Soole 2 Zoll hoch bedeckten Tafeln bieten der Einwirkung der Luft allerdings eine große Oberfläche dar, allein der Effect der Tafelgradirung bleibt dennoch sehr hinter dem der jetzt allgemein gebräuchlichen Dorngradirung zurück.

Das Wesentlichste dieser Gradirungsart, deren Einführung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts man dem Berghauptmann Graf Waitz von Eschen verdankt, ist folgendes.

Über einem Behälter von angemessener Breite und Tiefe errichtet man eine Dornenwand, oder zwei einander parallele, am besten von nicht zu altem Schwarzdorn, und legt unter sie, der ganzen Länge nach, einen oder zwei hölzerne Kasten (Soolkasten, Kandeln), die, wenn kein natürlicher Fall vorhanden ist, durch Maschinen mit der zur Gradirung bestimmten Soole angefüllt werden können. Zur Seite dieser Kasten legt man schmale, mit Einschnitten versehene Rinnen (Tropfrinnen), welche, wenn sie aus den mit Hähnen versehenen Soolkästen Zufluß erhalten, die Soole tropfenweise in die Dornenwand träufeln lassen. Wie stark man die zu beiden Seiten der Soolkasten befindlichen Hähne öffnet, hängt von der Stärke und Richtung des Windes und andern Umständen ab.

Auf ihrem Wege durch die Dornenwand wird die Soole durch das Fallen von Reis zu Reis in sehr kleine Theile zerschellt und erleidet durch die Einwirkung der durch die Dornenwand streichenden Luft eine mehr oder weniger starke Verminderung ihres Volumens. Der Rest sammelt sich im untern Soolbehälter.

In den meisten Fällen muß die ein Mal gradirte Soole noch einer mehrmaligen Gradirung unterworfen werden, bevor sie die verlangte Stärke erhält. Es ist daher in der Regel die ganze Gradirung in Fälle abgetheilt, von denen jeder für sich zur nochmaligen Gradirung der schon ein, zwei, drei oder mehrere Male gradirten Soole gebraucht wird.

Der gute Erfolg der Dornengradirung, wie jeder andern Verdunstungsgradirung, hängt sehr von der Witterung ab. Feuchte Luft, Windstille und Frost können sie ganz unwirksam machen. Während des Winters, an regnerischen Tagen und des Nachts kann daher in der Regel gar nicht gradirt werden.

Auf ihrem Wege durch die Dornen setzt die Soole auch einen großen Theil der mit ihr verbundenen erdigen Bestandtheile ab, und es findet also auch in dieser Hinsicht bei der Dornengradirung, mehr als bei jeder andern, eine Soolenveredelung Statt. Die Dornen erhalten indessen nach und nach einen so starken Überzug (Dornenstein), daß die Gradirung durch den verhinderten Durchzug der Luft sehr schlecht von Statten

geht. Es müssen daher die alten unbrauchbaren Dornenfaschinen nach einer gewissen Reihe von Jahren mit neuen ausgewechselt werden.

Der von den alten Dornen abgeschlagene und gepochte Dornenstein wird gewöhnlich von den Salinen als Düngesalz verkauft.

Die Maschinen zur Förderung der Soole auf die Gradirhäuser sind von derselben Art, wie die zur Gewinnung der Soole aus den Schächten und Bohrlöchern. Zuweilen läßt man die Soole durch die Maschinen zu einer Höhe heben, von der sie mittels Fall- und Steigröhre von selbst auf die Gradirhäuser steigen kann.

Die wichtigsten theoretischen Untersuchungen über die Gradirung und die Gradirmaschinen hat Herr Hofrath C. Chr. von Langsdorf angestellt und in seinen vortrefflichen halurgischen Schriften niedergelegt. (s. den Art. Gradirung).

Ein sehr wesentliches Erforderniß auf jeder Saline sind Reservoirs für rohe und gradirte Soole. Besonders nothwendig sind die Siedesoolenreservoirs, um einen hinlänglichen Vorrath von Siedesoole darin sammeln zu können. Ohne sie müßte die Siedung ganz abhängig von den Ungleichförmigkeiten der Gradirung seyn.

Die Reservoirs werden aus Balken und Bohlen gezimmert, und ruhen auf steinernen oder hölzernen Unterlagen. Zum Schutze gegen den Regen und Verunreinigungen erhalten sie ein dachförmiges Verdeck. Die Größe der Reservoirs richtet sich nach dem Umfange der Saline, und sie müssen daher, wenn sie ihrem Zweck entsprechen sollen, zuweilen von beträchtlicher Größe seyn. Die Saline Schönebeck im Magdeburgschen, deren Gradirung die Länge von 5817 Fuß hat, und deren jährliche Production an Kochsatz die Höhe von 13,000 Last (zu 4000 Berl. Pf.) erreicht, kann in ihren verschiedenen Reservoirs 2,421,720 Kubikfuß Soole aufbewahren. Die Reservoirs zu Allendorf in Hessen fassen 1,479,730 Kubikfuß.

Die Verdecke der Reservoirs werden zuweilen zu einer beiläufigen Veredlung schon hinlänglich gradirter Soolen benutzt. Man gibt ihnen zu dem Ende unten und an den Seiten einen gegen 6 Zoll hohen Rand, und legt, wie bei der Dornengradirung, über ihre Mitte, der Länge nach Soolkasten mit Hähnen und Tropfrinnen. Die Soolkasten füllt man an warmen Sommertagen mit Siedesoole, und läßt diese, durch das Öffnen der Hähne, und mittels der Tropfrinnen, in schwachen Strömen das Verdeck herab fließen. Hat sich eine hinlängliche Menge Soole an dem untern Rande des Verdeckes gesammelt, so verschließt man die Hähne und schlendert mit einer Art hölzerner Schaufeln (Leckschaufeln) die Soole immerwährend, oder wenigstens so oft zurück, als das Verdeck wieder trocken geworden ist. Mit Einbruch der Nacht läßt man die auf diese Art mitunter nicht unbedeutend verstärkte Soole wieder in das Reservoir ab. Weil diese Gradirung auf dem Verdecke oder Dache der Reservoirs vorgenommen wird, hat sie die Benennung Dachgradirung erhalten.

Zwischen den einzelnen Fällen der Gradirung unter sich, mit den Reservoirs und den hydraulischen Maschinen muß auf jeder gut eingerichteten Saline eine bequeme Verbindung vorhanden seyn. Diese Verbindung wird durch eiserne oder hölzerne Röhrenfahrten bewerkstelligt, die, um sie nach Bedürfniß öffnen oder verschließen zu können, an passenden Stellen mit Spunden oder Ventilstöcken versehen seyn müssen. Bei Salinen, die eine sehr ausgedehnte und entlegene Gradirung, viele Reservoirs und weitläufige Siedeanlagen haben, können die einzelnen Röhrenstrecken zusammen genommen beträchtlich lang, und wegen der mannichfaltigen Verbindungen ziemlich verwickelt seyn. Bei der Saline Dürrenberg, deren zwei von einander durch einen Zwischenraum von etwa 1000 Fuß getrennte Gradirhäuser zusammen über 6000 Fuß lang sind, beträgt die Länge aller Röhrenstrecken zusammen genommen über 60,000 Fuß. Wegen der sehr beträchtlichen jährlichen Ausgabe, welche die öftere Auswechselung der unbrauchbar gewordenen hölzernen Röhren verursacht, und der dabei Statt findenden Unterbrechung der Arbeit, ist es zu wünschen, daß eiserne Röhrenfahrten auf den Salinen allgemeiner in Gebrauch kommen; die allerdings beträchtlichen Anlagskosten werden durch ihre Dauer mehr als hinlänglich gedeckt.

Die oben bei der Sonnengradirung erwähnte und nur versuchsweise in Anwendung gebrachte Gewinnungsart des Kochsalzes durch freiwillige Verdunstung des Wassers an der freien Luft bei Seite gesetzt, muß die Kochsalzgewinnung aus von Natur siedewürdigen, oder durch die Gradirung zur Siedewürdigkeit gebrachten Soolen durch gewaltsame Verdampfung des Wassers mittels Feuers geschehen. Die Gebäude, in welchen diese Arbeit vorgenommen wird, werden Siedehäuser (Kothen, Pfannenhäuser, Soden, Hallen) genannt. Die wesentlichste Vorrichtung, welche sie enthalten, sind große flache Pfannen, deren Gestalt gewöhnlich ein Rechteck ist. Sie werden aus starken, besonders dazu auf den Blechhütten angefertigten Eisenblechen (Pfannenblechen) zusammen gesetzt. Auf manchen ausländischen Salinen sind sie auch wohl von Blei. Der ganz ebene und horizontale Boden derselben ruht wegen seiner beträchtlichen Größe auf Pfeilern, oder auf strahlenartig aus einander laufenden Mäuerchen, die auf dem ansteigenden Boden eines, mit einem Rost und Aschenfall versehenen Herdes aufgesetzt sind, (Pfeilerherde, Strahlenherde). Die Construction der Herde, besonders in Hinsicht auf die Entfernung des Rostes vom Pfannenboden, die lichte Rostweite u. s. w., richtet sich nach dem Brennmaterial, das in Holz, Steinkohlen, Torf oder Braunkohlen bestehen kann. An den vier Seiten der Pfanne ist dem Feuer der Austritt durch Mauern, oder durch an die Pfannenborden gelehnte und mit Lehm verstrichene Dachziegel verwehrt. An der dem Rost gegenüber liegenden Seite befinden sich Öffnungen, die entweder den Rauch unmittelbar in die Esse, oder, was gewöhnlicher ist, erst in eisernen Kanälen durch die Trockenkammern führen.

Der Siedeprozeß und die ihn unterstützenden Arbeiten sind sehr einfach. Die Pfannen werden zuerst aus den Siedesoolenreservoirs mittels Röhrenleitungen bis zu einer gewissen Höhe mit Soole gefüllt. Ist dieses geschehen, so wird Feuer auf dem Rost gemacht und nach und nach bis zum so genannten großen Feuer verstärkt, und sodann die Pfanne vollends angefüllt. Die zum Sieden gekommene Soole erhält man darin, bis sie die Gare, oder den Sättigungspunkt mit Kochsalz, der sich durch eine an ihrer Oberfläche bildende Salzhaut zu erkennen gibt, erlangt hat. Hierauf wird von neuem Soole zugelassen, und nach deren abermaliger, bis zur Gare getriebener Einkochung dasselbe Verfahren so oft wiederholt, bis die Pfanne mit der gehörigen Menge garer Soole angefüllt ist. Die Arbeit während des Zeitraums vom Einlassen bis dahin, wo die Pfanne mit garer Soole angefüllt ist, heißt das Stören, und besteht darin, daß die Arbeiter die fremdartigen Bestandtheile der Soole, die sich theils am Pfannenboden festsetzen, theils als Schaum an der Oberfläche der siedenden Soole erscheinen, mit eisernen Krükken aus der Pfanne ziehen. Nach dem Stören läßt man das große Feuer niederbrennen und erhält die Soole bei kleinem Feuer (Soggfeuer, Schmauchfeuer) in einer schwachen Siedehitze so lange, bis der größte Theil des Wassers verdampft ist. Während dieser Periode der Salzsiedung, welche das Soggen der Soole genannt wird, scheidet sich das Kochsalz aus der Soole ab, und bildet am Boden der Pfanne Anhäufungen von Krystallen, die von Zeit zu Zeit mit Krücken an die Pfannenborden gezogen und sodann mit Schaufeln ausgestochen werden. Zuletzt bleibt in der Pfanne eine braune Flüssigkeit, die Mutterlauge, zurück, in der noch ein Theil des Kochsalzes und die, vorher mit der Soole verbundenen, fremdartigen salzigen Bestandtheile aufgelöst sind. Man läßt gewöhnlich die Mutterlauge in kleinere, neben den Hauptpfannen liegende Pfannen (Beipfannen) ab, um ihr noch einen Theil des Kochsalzgehaltes zu entziehen, wobei man das Feuer der Hauptpfanne nebenbei mit benutzt.

Um den sich während des Störens und Soggens bildenden Wasserdämpfen einen bessern Abzug zu verschaffen, bringt man über den Pfannen hölzerne Fänge (Brodenfänge, Qualmfänge) an, die über das Dach des Siedehauses hinaus gehen, und an ihrem untern Rande ringsum mit daran beweglichen Laden versehen sind. Diese Laden werden während des Störens und Soggens herab gelassen, und nur an solchen Stellen geöffnet, wo so eben gearbeitet wird. Die geneigte Außenseite der Brodenfänge, zunächst über der Pfanne, dient nebenbei noch dazu, das während des Soggens ausgezogene Salz darauf zu stürzen, damit die anhängende Soole in die Pfanne zurück fließen kann.

Nach seiner vorläufigen Austrocknung auf der Aussenseite der Brodenfänge wird das Salz in die Trockenkammern (Petschen) gebracht und daselbst auf Herden ausgebreitet. Hier wird es bei einer Temperatur von 30° bis 40° R. getrocknet und dadurch zur Aufbewahrung in den Salzmagazinen geschickt, welche entweder über den Pfannenstuben und Trockenkammern angebracht sind, oder Gebäude für sich bilden.

Mit seiner magazinmäßigen Austrocknung ist die Gewinnung des Kochsalzes aus den Soolquellen beendigt. Außer dieser findet aber auf den meisten Salinen noch eine Gewinnung der Nebenprodukte Statt. Vorzüglich sind es Glaubersalz und Kali, auf welche die Mutterlauge benutzt wird. Gewöhnlich wird diese, und die übrigen Abfälle, gegen eine bestimmte Pachtsumme zur Benutzung an Privatpersonen überlassen. Eine der bedeutendsten Anstalten dieser Art ist die chemische Fabrik zu Schönebeck.

Zu den merkwürdigsten Salinen Teutschlands, theils in Beziehung auf die Vollkommenheit der technischen Einrichtung, theils der Größe der Anlagen, sind vorzüglich die preußischen Salinen Schönebeck und Dürrenberg, die hessenschen Salinen Nauheim und Allendorf, und die baiernschen Salinen Reichenhall, Traunstein, Rosenheim und Berchtesgaden zu rechnen. Letztere sind durch eine Röhrenleitung von 14 Meilen in Verbindung gesetzt, auf deren Wege sich die vortrefflichen von Reichenbachschen Maschinen befinden. Die ganze ungeheure Anlage gehört zu den ersten Werken dieser Art in Europa[5]).

In Beziehung auf den Gehalt der benutzten Soolquellen sind folgende Salinen zu nennen: Lüneburg (25 löthige Soole), Halle (20,3 löth.), Reichenhall (die reichste 23 löthig), Frankenhausen (11 löthige Soole), Schönebeck (11,2 bis 14 löth. Soole), Staßfurth (17,50 löth. S.), Salzhausen (½ bis ¾ löth. S.). Die ärmste benutzte Quelle in Teutschland ist die von Mosbach im Badenschen, sie ist fast trinkbar[6]).

Zu einer Zusammenstellung der Salzproduction aller Länder der Erde, fehlt es an hinreichenden statistischen Nachrichten. Nur von Europa läßt sie sich mit einiger Sicherheit angeben.

Teutschland hat im Ganzen so vieles Salz, als es braucht, könnte dessen aber noch weit mehreres haben, wenn es Absatz dafür hätte und nicht auch auf Schonung des Holzes Rücksicht nehmen müßte, aber im Einzelnen fehlt es einigen seiner Staten oder Provinzen, wie Sachsen, Böhmen, Schlesien u. s. w. ganz daran. Nach den bessern neuern Daten, die wir in Villefosse, im weimarschen Handbuche und Hassels Statistik finden, erzeugt Östreich aus dem Salzkammergute, den Salinen zu Hallein, Hall und den istrischen Salzschläm-

---

5) Vgl. Karstens metallurg. Reise. Desselben Archiv für Bergb. und Hüttenk. II. 1. v. Molls neue Jahrb. der Berg- und Hüttenk. 4r Bd. 3s Heft. Villefosse a. a. O. 2r Bd. S. 128 u. f. 6) s. v. Langsdorfs neue Anleitung zur Salzwerkskunde. §. 157.

mereien	1,748,000 Zntr.
Preußen aus seinen sämmtlichen Salinen	1,201,563 —
Baiern	688,055 —
Hannover	329,055 —
Wirtemberg mit den neu betriebenen Salinen	304,500 —
Kurhessen	235,850 —
Sachsen Meinungen	85,500 —
Schwarzburg aus Frankenhausen	60,000 —
Holstein aus Oldeslohe	30,000 —
Braunschweig	20,736 —
Lippe aus Salzuflen	18,000 —
Meklenburg Schwerin aus Sülze	16,000 —
Sachsen Weimar aus Creuzburg	10,800 —
Baden	8000 —
Das großherzogliche Hessen	5000 —
Nassau	4000 —
Waldeck	4000 —
Ganz Teutschland mithin	4,769,059 Zntr.

Die übrigen europäischen Staten produziren jährlich etwa

Das europ. Rußland aus den taurischen Salzseen und Salzwerken Nowgorods, Wologda's und Archangelsk im Durchschnitte 4,830,000 Pud (jedes 33 Pfd)	1,593,900 Zntr.
Schweden und Norwegen haben nur unbedeutende Salzschlämmereien an Norwegens Küsten; Ertrag	60,000 —
Die Niederlande schlämmen ebenfalls Salz ab, aber so unbedeutend, daß der Ertrag nur zu schätzen ist	5000 —
Die britischen Inseln haben Steinsalz bei Northwich (1,785,440 Zntr.), Quellsalz in Worcester, Stafford, Bridley (43,000 Zntr.), aber mehr noch wird an den Küsten Baisalz abgeschlämmt, vielleicht 2 Mill. Zntr., mithin	3,828,440 —
Frankreich besitzt 7 Salinen in seinen östlichen Departementen, allein unbedeutend ist, was diese gegen die großen Salzschlämmereien ausbeuten, die in der Vendée, in der untern Loire, in Niedercharente und am mittell. Meere den Strand bedecken. 1822 schlug man Bai- und Quellsalz zusammen an	5,050,900 —
Spanien hat 1000 Salzquellen und ganze Steinsalzberge, die es aus Mangel an Holze fast gar nicht benutzt: das Salzwerk zu Anaña liefert allein 60,000 Zntr. Dagegen schlämmt es eine ungeheure Menge Salz in den Lagunen von Valencia, Sevilla und Iviça ab. Man schätzte vor der Revolution die gesammte Salzerzeugung auf	5,010,000 —
Portugal hat nur eine Salzquelle bei Rio Mayor, aber Salzschlämmereien bei Setuval, die das prächtige Sanctubes Salz liefern, bei Aveiro, Figueira und in Algarve. Balbi schätzt die Gesammterzeugung auf 384,531 Moyos (zu 768 Pfd), mithin	2,953,196 Zntr.
Italien hat Salinen in Savoien (19,354 Zntr.), in Piemont, Parma, in Toskana bei Volterra und in den domini al di qua del Faro, aber Alles, was es an Quell- und Steinsalze ausbeutet, ist eine Kleinigkeit gegen das, was in den Lagunen am Meere gewonnen wird. Man hat darüber nur ungenügende statistische Angaben: die domini al di qua del Faro allein produziren etwa 1,801,000 Scheffel, Sicilien exportirt außer eigenem Gebrauche 200,000 Cantoras, und man kann Italiens jährliche Salzerzeugung gewiß annehmen auf	4,800,000 —
Die ionischen Inseln Corfu und S. Maura schlämmen ab	280,000 —
Die Schweiz hat nur ein einziges Salzwerk bei Bex mit	13,652 —
Östreichs unerschöpflicher Salzstock in den Karpathen Galiziens, Ungarns und Siebenbirgens gibt mit den Salzschlämmereien am adriatischen Meere	4,280,200 —
Das osman. Europa hat in der Walachei, in der Moldau, in Bosna sehr bedeutende Salinen, an den Küsten vor Hellas ergiebige Salzschlämmereien, über deren Ertrag die Statistik freilich keine Nachweisungen ertheilen kann. Schätzen wir das jährliche Ausbringen indeß nur auf	3,500,000 —
so würde das ganze Europa jährl. etwa Salz aufbringen.	36,144,347 Zntr.

So viel bedarf es aber auch, theils für den Verbrauch des Menschen und Viehes, theils zum Einsalzen der Seefische, zum Einpökeln des Fleisches, zu den Fabriken u. s. w. Rechnet man den jährlichen Kochsalzbedarf eines Menschen im Durchschnitt zu 16 Pfund, was der Erfahrung nach das Minimum seyn dürfte, so ergibt sich für ganz Europa, die Zahl seiner Bewohner zu 210 Millionen angenommen, ein jährliches Kochsalzbedürfniß von 33,600,000 Zntr., und blieben für den übrigen Verbrauch des Salzes nur noch etwa 2,600,000 Zntr. übrig [7]. (*A. Schmidt.*)

7) Die Literatur der Halurgie hat wenig umfassende Werke aufzuweisen. Von diesen sind die wichtigsten: C. Chr. von Langsdorfs vollständige Anleitung zur Salzwerkskunde, drei Theile 1784; vierter Theil 1792; fünfter Theil 1796. Desselben neue Anleitung zur Salzwerkskunde mit Rücksicht auf halurgische Geognosie, Heidelb. 1824. Außerdem besteht der vorzuglichste Reichthum der halurgischen Literatur in Abhandlungen über einzelne Gegenstände und in Beschreibungen von Salinen, welche letztere größten Theils von sehr geringem Werthe sind. Verzeichnisse halur-

HALURGISCHE GEOGNOSIE. Die Erfahrungen von der Lagerung des Steinsalzes, oder die bekannten Beziehungen desselben zu andern Gebirgsarten bilden einen für den Halurgen sehr wichtigen Theil, die halurgische Geognosie. Die Entdeckung von Steinsalz im südlichen Teutschland, welche so allgemeines Interesse erregt hat, ist eine Folge der genauen Kenntniß der wechselseitigen Beziehungen der Gebirgsarten, und hat die Veranlassung zu den jetzt in mehrern andern Gegenden Teutschlands im Betriebe stehenden Versuchen auf Steinsalz und Soolquellen gegeben, die unter der Leitung guter Geognosten den günstigsten Erfolg hoffen lassen.

Man kann im Allgemeinen drei verschiedene Steinsalzbildungen unterscheiden, die sämmtlich ihre geognostische Stellung zwischen den neuesten Gliedern des Übergangsgebirges und dem Muschelkalkstein haben.

Die erste dieser Bildungen ist ganz vorzüglich durch ihre Verbindung mit dem wasserfreien Gips, Anhydrit, bezeichnet, während der Gips der beiden letztern nur selten wasserfrei ist. Der salzführende Anhydrit von Ber in der Schweiz ist nach v. Charpentier einem Übergangskalk untergeordnet, der auf Grauwacke ruht, und zugleich mit ihr und dem Übergangsthonschiefer wechselt. In ähnlichen Altersbeziehungen scheint auch, nach v. Humboldt, der salzhaltige Gips von Colancolan in den Andes von Peru und, nach Cordier, der Salzberg von Cardona in Catalonien zu stehen. Bonnard und Beudant betrachten den Anhydrit von Ber als Glied des Flötzgebirges und dem Kohlensandstein oder Zechstein zugehörig[1]).

Wichtiger, als die kleinen örtlichen Formationen des salzführenden Anhydrits in dem neuesten Übergangsgebirge ist für den Halurgen diejenige Steinsalzbildung, welche ihre Stellung zwischen dem rothen Sandstein, in und unter dem Alpenkalkstein oder Zechstein, einnimmt. Ihrer Verbreitung und der zum Theil ungeheuern Mächtigkeit ihrer Lager nach muß sie als die Hauptsteinsalzformation betrachtet werden.

Die zum Alpenkalkstein gehörigen Steinsalzlager sind einer eigenthümlichen Thonformation untergeordnet. Dieser Thon, den v. Humboldt zuerst unter dem Namen Salzthon kennen gelehrt hat, ist ein so wesentlicher Begleiter des Steinsalzes, daß er, wo er sich findet, als ein fast untriegliches Zeichen der Nähe von Steinsalz angesehen werden kann. Da aber die verschiedenen Arten des Thons im ganzen Flötzgebirge sehr häufig angetroffen werden, so muß man die äußern Kennzeichen und die eigenthümliche Art des Vorkommens des Salzthons genau kennen, um nicht andere Thonarten mit ihm zu verwechseln und triegerische Hoffnungen darauf zu gründen. Vorzüglich leicht ist der Salzthon mit dem Thone des obern Gipses zu verwechseln, der in gar keinem Zusammenhange mit dem Steinsalzgebirge steht. Die Farben des salzführenden Thons sind meist rauchgrau, graulichweiß und blaulichgrau; zuweilen ist er auch schwärzlichbraun, röthlichbraun oder ziegelroth; die Härte ist sehr verschieden; sie wechselt vom Weichen bis zur Härte des Kupferschiefers. Er bildet theils sehr mächtige Lager, vorzüglich im Hangenden der Steinsalzmassen, und ist hier zuweilen ganz ohne Salzgehalt (Wielizka), theils trennt er die verschiedenen Steinsalzlager von einander, oder durchsetzt sie auf mannichfaltige Weise. Zuweilen ist er im Steinsalz oder Gips in kleinen rhomboedrischen Massen zerstreut.

Ein fast eben so wesentlicher Begleiter des Steinsalzes als der Salzthon ist der Gips des Zechsteins, dessen Masse aber jederzeit minder beträchtlich ist, als die des Salzthons. Er ist weißkörnig und graulichweiß, selten aber wasserfrei. Im Salzthon zeigt er sich häufiger als im Steinsalz. Die Lagerung des Gipses im Steinsalz und Salzthon ist gewöhnlich sehr verworren. Selten bildet er einiger Maßen zusammenhängende Lager; öfter durchsetzt er entweder das Steinsalz und den Salzthon in mancherlei Richtungen, oder bildet Nester und große unförmliche Massen. Mächtige und zusammenhängende Lager bildet er meist nur im Hangenden des Steinsalzgebirges.

Was die Art des Vorkommens des Steinsalzes im Alpenkalkstein selbst betrifft, so erscheint es bald in zusammenhängenden Lagern in Salzthon, und mit diesen wechselnd, bald in Gestalt kleiner Gänge, mehr oder weniger großen abgesonderten Massen oder von Krusten um die abgesonderten Stücke des Salzthons. Zuweilen ist das Steinsalz in sehr dünne Lagen abgetheilt, die unter sich eine parallele Lage haben, sehr verschieden von Farbe sind, gewunden, im Allgemeinen senkrecht (Hallstadt und Hallein), selten weniger geneigt als 30° (Außee).

An fremdartigen Substanzen enthält die Steinsalzformation, hin und wieder zerstreut, Kiese, braune Blende, Bleiglanz, Braunspath und Spatheisenstein. In großen Massen entwickelt findet sich der Bleiglanz im Salzgebirge an der Rio Guallega und der Rio Pilluana in der peruanischen Provinz von Chachapayas[2]).

Steinsalz, Salzthon und Gips bilden ein geognostisches Ganzes, dessen genaue Kenntniß hinsichtlich seiner physiognomischen Beschaffenheit und seiner Beziehungen zu andern Gliedern des Flötzgebirges, vorzüglich zu dem rothen Sandstein, für den Halurgen, der sich mit Aufsuchung des Steinsalzes beschäftigt, ganz unentbehrlich ist.

Die Verbreitung der Steinsalzbildung im Alpenkalkstein ist ungemein groß. Die Hauptniederlage in Europa befindet sich am Fuße der Karpathen; auf der

gischer Schriften findet man in folgenden Werken. Chr. W. Gatterer, Handbuch der bergwerkswissenschaftlichen Literatur. gr. 8. 2 Bde. Heilbr. 1804. C. Th. Kleinschrod, Skizze der teutschen Literatur über die Halurgie. 8. München 1816. Systematische Übersicht der Literatur für Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde, vom J. 1800 bis 1820. Freiberg 1822.

1) S. v. Humboldt, über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften. Straßb. 1823. St. 163. S. 244 u. f.

2) v. Humboldt a. a. O. S. 243.

einen Seite derselben bilden die Steinsalzlager von Wieliczka, Bahnia und Halicz, auf der andern die von Okna in der Moldau mit denen der Wallachei, Siebenbirgens und Ungarns einen fast ununterbrochenen Zug. Am nördlichen Fuße des Taurusgebirges befindet sich eine andere wichtige Steinsalzniederlage, zu der die Lager von Ischel, Hallstadt und Hallein gehören. Die neuerlich im südlichen Teutschland, an den Ufern des Neckars entdeckten Steinsalzlager werden ebenfalls zur Steinsalzformation des Alpenkalksteins gerechnet. In Amerika gehört nach Humboldt das Salzgebirge auf der nördlichen Hälfte des Plateaus von Santa fe de Bogata, dessen Mächtigkeit unter 130 Toisen beträgt, und auf dem das Salzwerk von Zipaquira in einer Höhe von 1330 Toisen über dem Meere liegt, ebenfalls hierher. Die geognostische Stellung einer Menge anderer bekannter Lager ist wahrscheinlich dieselbe, indessen ist ihre Untersuchung noch zu unvollkommen, um mit Gewißheit darüber entscheiden zu können.

Die neueste, mit Bestimmtheit erkannte Steinsalzbildung ist dem bunten Sandstein untergeordnet. Der mit dem bunten Sandstein identische red marl, welcher in seinen obern Schichten aus mergeligem Thon und aus Salz, in seinen untern Schichten aus Trümmergesteinen von Ur- und Übergangsgebirgsarten und aus kleinkörnigem Sandstein besteht, ist die eigentliche Steinsalzlagerstätte Englands (Witton unfern Northwich, Droitwich). In Teutschland führen die untergeordneten Lager von Thon und Gips im bunten Sandstein nur ganz unbedeutende Massen von Steinsalz, unter andern zu Tiede zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig. Zu dem Thon- und bunten Sandsteingebirge ist auch das im J. 1819 bei Vic in Lothringen, bei Versuchen auf Steinsalz zufällig entdeckte reiche Steinsalzlager, und nach Dufour das Salz von Pampeluna in Spanien zu rechnen.

Ob es Salzlager im Flötzgebirge oberhalb der Kreide gibt, ist eine Frage, welche jetzt noch nicht mit Bestimmtheit beantwortet werden kann. Herr v. Humboldt scheint sich zu der Ansicht zu neigen, daß die Salzthone der trachytischen Conglomerate von Villa Ibarra, auf dem Plateau von Quito, die ungeheuern zu Tage anstehenden Steinsalzmassen der Wüsten von Peru und Chili, der Steppen von Buenos-Ayres, und der unfruchtbaren Ebenen von Afrika, Persien und Transorane zu einer Steinsalzbildung gehören, die ihre Entstehung den letzten Austritten des Weltmeeres verdankt. Für der Kreide aufgelagert hält auch Herr Steffens die Borazitengipse von Lüneburg und Seegeberg.

Aus einer Vergleichung der Steinsalzniederlagen Europa's hat Herr v. Buch gefolgert, daß der Reichthum derselben abnimmt mit ihrer Höhe über dem Spiegel des Meeres. Northwich liegt 30 Toisen über dem Meeresspiegel, Wieliczka 160 T., Ber 220 T., Berchtesgaden 330 T., Aussee 450 T., Ischel 496 T., Hallein 620 T., Hallstadt 660 T., Arbonne in Savoyen 750 T. und Hall in Tyrol 800 T. In den Cordilleren von Neugranada, zu Zipaquira, finden sich ungeheure Steinsalzlager bis zur Höhe von 1400 Toisen. Das reichste Steinsalzlager dürfte das von Huaura auf der Küste von Peru seyn; dort sah Herr v. Humboldt das Salz, wie in einem Steinbruch, in Platten gewinnen.

Den Steinsalzlagern verdanken unzählige Soolquellen ihre Entstehung. Es ist leicht begreiflich, daß die in die Erde eindringenden Gewässer, den Klüften und andern natürlichen Kanälen im Innern derselben folgend, sehr oft auf Steinsalzlager oder steinsalzhaltige Gebirgsarten treffen und mehr oder weniger davon auflösen müssen. Dem natürlichen Falle der Gebirgsschichten und Klüfte folgend, oder dem Drucke einer mit ihnen in Verbindung stehenden Wasser- oder Soolensäule nachgebend, werden sie wieder an irgend einer Stelle zu Tage ausfließen. Eben so klar ist es, daß die Stelle, an welcher sie aus der Erde hervorkommen, mehrere Meilen weit von den Salzlagern entfernt seyn kann, und daß die Gebirgsart, aus der sie ihren Ursprung nehmen, ganz zufällig ist. Wir sehen auch in der That Soolquellen aus fast allen Gebirgsarten des Flötzgebirges und sogar aus einigen des Übergangsgebirges hervortreten. In Teutschland entspringen Soolquellen dem Porphyr- und Schiefergebirge, dem Alpenkalkstein, dem bunten Sandstein, dem Muschelkalkstein, dem ältern und neuern Gips, dem Quadersandstein und den ältern Bildungen der Kreideformation. Der größere oder geringere Gehalt der Soolquellen kann theils von dem größern oder geringern Grad der Sättigung, den sie bei ihrem Laufe über die Salzlager erhalten haben, theils von einer Mischung mit süßem Wasser auf ihrem Wege durch salzfreies Gebirge herrühren.

Anderer Meinung über die Entstehung der Soolquellen ist unter andern Herr Professor Keferstein [3]), indem er sie der Wirkung galvanischer Kräfte zuschreibt.

Da die Entstehung der Soolquellen von der Existenz der Salzlager abhängig ist, so folgt, daß ihre Aufsuchung nach denselben Regeln geschehen muß, wie die des Steinsalzes. In der Regel hat die Aufsuchung der Soolquellen weniger Schwierigkeiten, als die Aufsuchung des Steinsalzes.

Sehr viele Steinsalzlager berühren die Oberfläche der Erde, oder haben nur eine schwache Bedeckung; diese sind es insbesondere, welche bis auf die neueste Zeit bekannt und benutzt worden sind. Die große Menge derer, die durch mächtige Flötzlager verborgen gehalten werden, läßt sich aus der großen Anzahl der Soolquellen in scheinbar steinsalzarmen Ländern nur ahnen.

Die Steinsalzlager haben sich vorzugsweise an Stellen der Erdoberfläche gebildet, nach denen rings umher die älteren Flötzlager abfallen. Die Aufsuchung solcher Bassins und die Wahl der schicklichen Stelle zur nähern Untersuchung des Gebirgs durch mechanische Hilfsmittel, ist die Hauptaufgabe des auf Entdeckungen

3) S. dessen Zeitschrift für Geognosie. 2r Bd.

ausgehenden Halurgen. Wo möglich folgt man bei Aufsuchung des Steinsalzes und der Soolquellen dem Lauf der Flüsse, um die bei dem zu errichtenden Salzwerke nöthigen Bewegungskräfte für die Maschinen in der Nähe zu haben.

Die mechanische Untersuchung einer Gegend auf Steinsalz oder Soolquellen geschieht jetzt ausschließlich durch den Bergbohrer, mittels welchen man bis zu einer Tiefe von 700 Fuß und mehr eindringen kann. Während des Betriebes eines Bohrlochs untersucht man von Zeit zu Zeit die mittels des Schmand- und Soollöffels herausgezogenen Bohrspäne und Wasser, und beurtheilt daraus die Gegenwart gewisser Gebirgsarten oder das Vorhandenseyn von Soole.

Bei den Bohrversuchen auf Steinsalz kann man, wenn die verschiedenen, den bunten Sandstein constituirenden Lager durchsenkt sind, entweder sogleich den ältern Gips, oder den Alpenkalkstein', oder auch sogleich das Steinsalzgebirge treffen. Im erstern Falle darf man, eine gute Wahl der Bohrstätte vorausgesetzt, auf einen glücklichen Erfolg hoffen, da unter oder im ältern Gips das Steinsalz zu erwarten ist; man bohrt daher so lange fort, bis man entweder auf den Alpenkalkstein oder den rothen Sandstein kommt. Im zweiten Falle fragt es sich, ob man in den obern oder untern Lagern des Alpenkalksteins sich befindet. Da sich diese Frage a priori nicht beantworten läßt, so muß man in diesem Falle den angebohrten Kalkstein für den obern annehmen und so lange fortbohren, bis man überzeugt seyn kann, den untern Alpenkalkstein vor sich zu haben, oder bis man den Gips erreicht hat, wenn nicht die zunehmende Tiefe des Bohrlochs die weitere Fortsetzung der Arbeit verhindert; in diesem Falle bleibt nichts Anderes übrig, als in einer schicklichen Entfernung ein anderes Bohrloch anzufangen.

So lange man mit dem Bohrer noch nicht auf das Liegende des Steinsalzgebirges gekommen ist, welches entweder der Alpenkalkstein oder der rothe Sandstein seyn kann, darf man noch immer Hoffnung zur Auffindung eines Steinsalzlagers hegen.

Trifft man während des Bohrens auf eine reichhaltige Soolquelle, so thut man wohl, die weitere Fortsetzung des Bohrlochs zu unterbrechen, um, wenn man mit einem in einiger Entfernung davon angesetzten kein Steinsalz gefunden hat, wenigstens diese zur Benutzung in seiner Gewalt zu haben. Trifft man hingegen auf eine anhaltende Quelle von geringem Gehalte, so kann man in der Regel überzeugt seyn, vom Steinsalze sich in beträchtlicher Entfernung zu befinden, und zwar um so weiter, je tiefer die Soolquelle erbohrt worden ist. Durch gänzlichen Mangel an sich vorfindender Soole darf man sich nicht abschrecken lassen, weiter mit dem Versuche fortzufahren, da das Steinsalzgebirge oft so sehr geschlossen ist, daß dem Wasser der Zutritt gänzlich abgeschnitten ist. Stark ansteigende und dabei reichhaltige Soolen haben gewöhnlich ihren Ursprung in den ältern Gebirgsschichten; süße Wasser unter ihnen sind nicht leicht mehr zu befürchten, obgleich ihre Erbohrung immer möglich bleibt [4]. (*A. Schmidt.*)

HALUS, nur von Tacitus 6, 41 genannte Stadt, die Mannert nebst Cellar in die Landschaft Apolloniatis in Assyrien setzen. Sie lag in der Nähe von Artemita. (*Sickler.*)

HALVER, ein großes Kirchspiel im Kreise Altena, des k. preuß. Regierungsbezirks Arnsberg. Es liegt an der Halver, und besteht aus 9 Bauerschaften, die theils lutherisch, theils reformirt sind, und eine luther., eine ref. Kirche und eine kleine latein. Schule besitzen. Die Einwohn. nähren sich von einem geringen Ackerbau und Viehzucht, mehr aber noch von ihrer Industrie. 1803 fand man 50 Kleineisenschmieden mit 126 Arbeitern, die für 37,000 Rthlr. Waare lieferten, 7 Reckhammer mit 22 Arbeitern, die 2700 Zntr. für 16,200 Rthlr. verarbeiteten, 3 Osemündfabriken, die 800 Zntr. für 4800 Rthlr., und ein Rohstahlhammer, der 280 Zntr. für 1680 Rthlr. verfertigt. (Krug Nationalreichthum II. S. 344). Das gleichnam. Kirchdorf, in dessen Nähe die Ennape den Ursprung nimmt, zählt 68 Feuerstellen, und hat 678 Einw., worunter 646 Lutheraner, 23 Reformirte und 9 Katholiken. (*Krug und Mützell.*)

Halycus, s. Halicyä oben S. 251. dies. Bds.

HALYMENIA *Agardh* (Syst. Alg. p. 241.) Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Florideen der natürlichen Familie der Algen (24ste Linn. Kl.). Ihr Charakter wird gegeben durch ein ebenes, oder röhrenförmiges, meist häutiges Laub; die Früchte sind punktförmige Tuberkeln, welche fast ganz in die Fläche des Laubes eingesenkt sind. 1) H. reniformis *Ag.* mit fadenförmigem Stiel, welcher sich in das knorpelige, nierenförmige oder kreisrunde, glattrandige Laub ausbreitet. An den Küsten von England, und im mittelländischen Meere (Fucus reniformis *Turn.* t. 113.) 2) H. cordata *Ag.* mit fleischigem, elliptischem, glattrandigem Laube, welches sich zu einem sehr kurzen Stiel verschmächtigt. An der Westküste von Nordamerika. 3) H. edulis *Ag.* mit fleischigem, ebenem, einfachem, keilförmigem Laube, welches sich an der Basis in einen Stiel verschmächtigt, und an der Spitze abgerundet ist. Im mittelländischen und atlantischen Meere, und in der Nordsee (Fucus carnosus et Lactuca *Esp.* t. 76. et 64., F. bullatus Fl. dan., F. edulis *Stackh. Turn.*) 4) H. palmata *Ag.* mit lederartigem, ebenem, handförmigem, glattrandigem Laube, dessen Abschnitte keilförmig-ablang, und beinahe einfach sind. Im atlantischen Meere, an den Küsten von England, Guernsey und Norwegen, in der Nordsee und im Kattegat. (Fucus

4) Die vollständigste Zusammenstellung der geognostischen Erfahrungen in Bezug auf das Vorkommen des Steinsalzes, und eine ausführliche Anleitung zur Aufsuchung und Gewinnung des Steinsalzes und der Soolquellen mittels des Bergbohrers findet man in C. Chr. v. Langsdorfs neuer Anleitung zur Salzwerkskunde, mit besonderer Rücksicht auf halurgische Geognosie, 1. Bd. m. XIV Kpfrn. Heidelb. u. Leipz. 1824.

palmatus *L. Turn.* t. 115., Varietäten sind: F. delicatulus Fl. dan., et F. sarniensis *Mert.* in *Roth.* Catal.) 5) H. platyna *Ag.* mit fleischigem, gabeligem Laube, welches sich zu einem sehr kurzen Stiele verschmächtigt, und ausgebreiteten, keilförmigen, krausen, zusammengedrehten Abschnitten des Laubes. An der Insel Sachalieng im ochotzkyschen Meere. 6) H. saccata *Ag.* mit breitem, kurzem Stiele, und beutelartigen, hohlen, keulenförmigen, blattartigen Schuppen. An den Küsten von Kamtschatka, im Mutka-Sunde, und am Vorgeb. d. g. Hoffn. (Fucus saccatus *Turn.* t. 241.) 7) H. floresia *Ag.* mit häutigem, ebenem, drei Mal gefiedertem Laube, dessen Fiederungen linienförmig, die oberen schmäler und gesägt sind. Im atlantischen, mittelländischen und rothen Meere. (Fucus floresius *Turn.* t. 256., F. Proteus *Delil.* Aeg.) 8) H. elongata *Ag.* mit ebenem, häutigem, gabeligem Laube, dessen Abschnitte linienförmig, wellenförmig, und nach oben zu allmälig schmäler sind. Im Meerbusen von Cadir. 9) H. ligulata *Ag.* mit häutigem, röhrig-ebenem, gabeligem Laube, dessen Achseln abgerundet, und dessen Abschnitte linienförmig, nach oben allmälig schmäler sind; aus dem Rande der Laubabschnitte sprossen einfache, an ihrer Basis verschmälerte, blattartige Schuppen. Im atlantischen und adriatischen Meere. (Ulva ligulata *Ehrh.* Beitr. t. 421.) 10) H. trigona *Ag.* mit röhrenförmigem, häutigem, gabeligem Laube, dessen Abschnitte cylindrisch und stumpf sind, und an der Spitze des Stiels stehen. Bei Cadir im Meere. (Fucus trigonus *Clement.*) 11) H. ventricosa *Ag.* mit röhrenförmigem, häutigem, sparsam verzweigtem Laube, dessen Abschnitte bauchig und stumpf sind. Im mittelländischen Meere. (Dumontia ventricosa *Lamour.* Ess. t. 4. f. 6.). 12) H. furcellata *Ag.* mit gallertartig-lederartigem, gabeligem Laube, dessen Abschnitte fadenförmig, die obersten aber häutig, ausgebreitet, und elliptisch-lanzettförmig sind. Im atlantischen und mittelländischen Meere. (Ulva furcellata *Turn.*) 13) H. filiformis *Ag.* mit häutigem, fadenförmigem, röhrigem, meist gefiedertem Laube, dessen Fiederungen verlängert, am Ende stehend, ziemlich einfach, und an der Basis verschmälert sind. In der Nordsee und dem atlantischen Meere. (F. contortus *Gmel.* t. 22. f. 1., Conferva filiformis Fl. dan., Gastridium filiforme *Lyngb.* hydr. t. 17. Ulva incrassata Fl. dan.) 14) H. ramentacea *Ag.* mit häutigem, fadenförmigem, röhrigem, überall Sprossen treibendem Laube, und horizontalen, röhrigen, zusammengedrängten blätterigen Schuppen. Im Eismeere. (Fucus ramentaceus. *Turn.* t. 149. Ulva sobolifera. Fl. Dan.) — Außer diesen Arten, welche bestimmt zur Gattung Halymenia gehören, sind nach Agardh's Meinung vielleicht auch hierher zu rechnen: fucus opuntia. *Stackh.* t. 16. F. soboliferus *Turn.* t. 45. F. clavatus *Ag.* in Mus. Paris. F. tubulosus *Tiles.*, Ulva purpurascens. *Ehrh.* Beitr. T. 641. F. graminifolius *Lepech.* comm. Petrop. und F. tunaeformis. *Bartol.* — Alle Arten der Gattung Halymenia können, wie die eigentlichen Tange (Fucus *L.*) als Dungmittel und zur Bereitung von Kalk und Potasche benutzt werden, auch ißt man Halymenia edulis *Ag.* an einigen Orten als Salat. (*Sprengel.*)

HALYS, ein Fluß Kleinasiens, der am Taurus seinen Ursprung nimmt, sich von dem Gebirge in das Flachland stürzt, an der Gränze Phrygiens und Kappadokiens sich mit dem von Nissa herfließenden Gioli Halys vereinigte, und seinen Lauf zwischen Galatien und Kappadokien in nordöstlicher Richtung bis in Pontus fortsetzt, wo er dem Pontus Euxinus zufiel. Er hat ein weitläufiges Flußsystem und ist der heutige Kizil Irmack. Zu Krösos Zeiten schied er das lydische von dem armenischen Reiche. Als dieser König dem Kyros entgegen rückte, und das Orakel fragte, wie der Ausgang des Krieges fallen würde, erhielt er die bekannte doppelsinnige Antwort: *Κροῖσος Ἅλυν διαβὰς μεγάλην ἀρχὴν διαλύσει.* Er überschritt mit seinem Heere den Strom und Lydien wurde Medien unterthan. (*H.*)

HAM (חם), der jüngste von den drei Söhnen Noah's (1 Mos. 9, 24). Die gewöhnliche Reihe: Sem, Ham, Japhet 1 Mos. 6, 10. 9, 18. 10, 1. folgt nämlich mehr dem schicklichen Tonfall, als dem Alter, nach welchem sie folgen: Sem, Japhet, Ham, vgl. 1 Mos. 10, 21. Die Bedeutung des ihn betreffenden Mythus 1 Mos. 9, 20 ff. hat vor Allen de Wette [1]) trefflich nachgewiesen. Noah liegt berauscht und entblößt in seinem Zelte, Ham spottet der Blöße des Vaters, die beiden übrigen Söhne aber bedecken sie mit sittsamer Scheu, worauf der Vater nach dem Erwachen den Segen über Sem und Japhet und den Fluch über Ham? nein, über dessen Sohn Kanaan ausspricht. In diesem auffallenden Zuge liegt nun aber die Tendenz des ganzen Mythus: auf Kanaan, nicht auf Ham, ist es abgesehen. Es soll nämlich dadurch erklärt werden, weßhalb die Kanaaniter, deren Vertilgung von Mose geboten war, ein von Gott verworfener, und der Dienstbarkeit bestimmter Völkerstamm sei, und dieses geschieht so, daß sie die Sage von einem gottlosen, wenigstens Pietät gegen die Ältern und Ehrbarkeit vergessenden Vater abstammen läßt. Ähnliche national-polemische Mythen s. über den Ursprung der Moabiter und Ammoniter 1 Mos. 19, 30, über den der Edomiter 1 Mos. 25, 27 ff. Von Ham werden in der mosaischen Völkertafel [2]) die südlichen Völker der Erde (Hamiten) abgeleitet, welches in Verbindung mit der Etymologie des Wortes (Hitze, heißes Land) der Vermuthung wohl einige Wahrscheinlichkeit gibt, daß die Namen der 3 Söhne Noah's eigentlich appellative Bezeichnungen dreier Erdtheile (Hochland, Zerstörung und Südland) seien, welche man in mythische Personen umgeschaffen habe [3]). Außerdem ist Ham im A. T. einige Mal Bezeichnung Ägyptens (Ps. 78, 51. 105, 23. 27. 106, 22). Hierbei liegt der einheimische Name dieses Landes (Chêmi, Chimi, nach Young Chmeh, nach Spohn Chme, eigentlich schwarzes

*) *Herod.* I, 28. *Cicero* de div. II. *Strabo* XII. *Mela* I. *Ptol.* V.

1) Kritik der israelitischen Geschichte Th. I. S. 75. 2) S. darüber Th. X. S. 85. 3) de Wette a. a. O. S. 72.

HAMADAN, eine Stadt in der iranschen Provinz Irack, die bis auf die neuesten Zeiten der Sitz einer Beglerbegschaft war, die gegenwärtig, vielleicht nur temporär, mit der kiurdischen Beglerbegschaft Kermanschah verbunden ist. Sie liegt N. Br. 34° 53′ L. 65° 24′ am Fuße des Elwendgebirgs in einer fruchtbaren und ziemlich angebaueten Gegend, die in 7, zu der Stadt gehörigen Bezirken 181 Dörfer zählt, zeigt aber selbst nur einen Haufen von Trümmern, die in weitläufigen Mauern eingeschlossen sind. worin die jetzige Stadt kaum ein Sechstel füllt. Ältere Reisende geben die Zahl der Häuser auf 10,000, die der Einw. auf 40,000 an: allein neuere, wie Olivier und Morier, wagen darüber nicht das Mindeste zu bestimmen, und sagen nur, daß sich unter denselben 200 jüdische Familien und viele Armenier befänden, die hier eine Kirche und ein Hospiz besäßen, daß die auf einem Felsen gestandene Festung geschleift, das Schloß aber noch erhalten sei, daß noch manche hübsche Moskee, worunter die Dschumah mit den vorgeblichen Gräbern der Esther und des Mardochai, viele gute Karawanserais und Bäder und viele moslemimische Alterthümer vorhanden, und die Einwohner Manufakturen in Leder, und vor allen in Filzteppichen, Nuamud genannt, unterhielten, aber nur einen geringen Handel trieben, obgleich mehrere Karawanserais von Kermanschah hier durchzögen, oder sich sammelten, und die Stadt als Niederlagsplatz für den Handel von Isfahan nach Bagdad und von Bagdad gelte. Hier stand das alte Ekbatana, die berühmte Hauptstadt des medischen Reichs, von deren alter Pracht man im heutigen Hamadan auch nicht die Spur weiter entdeckt: Alles ging im Strom der Zeit unter, und die Überbleibsel, die man im öden Raume ihrer Mauern findet, gehören einer viel spätern Zeit an; merkwürdig ist sie durch die noch vorhandenen Denkmäler des großen Arztes Avicenna, des mystischen persischen Dichters Attar und des arabischen Dichters Abul Hafik, wohin noch die heutigen Perser, wie zu den Gräbern ihrer Heiligen, pilgern *). *(G. Hassel.)*

Hamadan, Stammvater der Hamdaniden, s. Hamdan.

HAMADANI ist ein Beiname mehrerer Dichter und Gelehrten, welche aus Hamadan (s. den Artikel gl. Nam.) gebürtig waren. Von arabischen Gelehrten gehören hieher:

1) Abulfadhl Ahmed ben Hossein el Hamadani, welcher bereits VII. Bd. S. 100 unter Badi Essemân behandelt worden und die berühmteste Person dieses Namens ist.

2) Abulola Hassan ben el Athar el Hamadani, Verfasser eines Werkes über die Traditionen der Moslemen, welcher im J. 458 d. H. verstorben ist [1])

3) Ali ben Achmed Mohammed ben Abdalmalek el Hamadani, gest. 521 d. H. bekannt als Historiker. Er verfaßte unter andern eine Geschichte der Vesire von Ägypten, unter dem Titel: Akhbar el vozara (أخبار الوزراء) [2]). *(A. G. Hoffmann.)*

HAMADANI, HAIRANI, حيراني, oder Mewlana Hairani, ein neupersischer Dichter aus der Stadt Kum, welcher im zehnten Jahrhundert der Hedschra lebte, und am Hofe des turkomannischen Fürsten Sultan Jakub Beifall fand. Er verfaßte größere Dichtungen in der Versart Mesnewi, nämlich Behram und Nahid, d. i. Mars und Venus, den Streit des Himmels und der Erde, des Greifen und des Vogels, der Kerze und des Schmetterlings. Er schrieb auch Satiren, unter welchen die gegen den Kadi Mohammed Kaschi gerichtete berühmt geworden ist. Er erreichte ein hohes Alter, und ward zu Hamadan bestattet. Sam Mirsa führt ihn in seiner Geschichte der spätern neupersischen Dichter auf, so wie auch Herr von Hammer in seiner Geschichte der schönen Redekünste Persiens *). *(J. G. L. Kosegarten.)*

HAMADANI ist auch Name eines berühmten Gelehrten aus der moslemischen Sekte der Motazaliten. Er hing der Meinung an, daß Gott als der Heilige mit dem Bösen, als seiner Natur zuwider, nichts zu schaffen habe, und trat damit der gewöhnlichen moslemischen Ansicht entgegen, der zu Folge Gott nicht bloß Urheber des Guten, sondern auch des Bösen seyn soll. Diese Meinung, welche seiner Partei zusagt, wird von den Rechtgläubigen als heterodox angefochten und als Begünstigung der Lehre von den beiden Grundprincipien betrachtet. Offenbar berührt sich auch dieser Glaubenssatz des Hamadani mit den Religionssystemen, worin jene Lehre herrscht, wie mit dem Parsismus und der Religionslehre des Manes †). *(A. G. Hoffmann.)*

Hamadaniden s. Hamdaniden.

HAMADOKOS (Ἁμάδοκος), ein Held der Hyperboreer, der mit Andern dem Hyperochos zur Vertheidigung der Stadt Delphi gegen die Gallier erschien und sie in schrecklicher Gestalt zurück scheuchte. (Paus. 1, 4.) Die Hyperboreer waren nämlich uralte Verehrer des Apollo. *(J. A. L. Richter.)*

HAMADRYAS (Ἁμαδρυάς), nach Athen. III, 5. Tochter des Drios, die von ihrem Bruder Drylos acht Töchter gebar, welche die Namen von Bäumen bekamen, nämlich Karyá, der Nußbaum, Balanos, der Wallnußbaum, Graneion, der Kornelkirschbaum, Orea, die Buche, Ägeiros, die Pappelweide, Ptelea, die Ulme, Ampelos, der Weinstock, Syke, die Feige. Man nannte sie nach ihrer Mutter, die Hamadryaden, und trug nun diese Benennung überhaupt auf Baumnymphen über. Die ganze Mythe ist nur eine Erfindung, um die Entstehung der Hamadryaden zu erklären.

---

*) Nach Oliviers und Moriers Reisen, v. Hammers persischer Geographie (Wiener Jahrb. 1819. B. VII u. VIII) u. dem weimarschen Handbuche XIII. S. 584.

1) D'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Ketab. 3. Bd S. 33. deutsch. Übers.

2) D'Herbelot a. a. O. unter d. W. Hamadani.

*) Sam Mirsa nennt auch noch aus derselben Zeit einen Dichter Hairani Kaswini, und einen Mohammed Hairani.

†) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Hamadani.

Um sich die Erscheinung des Lebens und der Bewegung in allen Produkten der Natur zu erklären, nahm das Alterthum zu einem geistigen Principe seine Zuflucht. Dieses geistige Etwas, durch welches die Quelle rieselte, der Fluß strömte, die Pflanzen wuchsen, das Meer sich bewegte, ward mit dem allgemeinen Namen der Nymphen belegt, und von den besondern Klassen der Nymphen scheinen die Hamadryaden die ältesten zu seyn. Ihrer erwähnt schon die homerische Hymne auf die Aphrodite XXIII, 256. Sie waren, wie alle Nymphen, Mittelwesen zwischen Göttinnen und Sterblichen, lange lebend, von Ambrosia sich nährend, oft geliebt und umarmt von Göttern. So bald eine solche Nymphe geboren wurde, entwickelte sich im Schoß der Erde der Keim des Samens und sproßte zu einem Baume empor, der durch die Nymphe wuchs und blühete und von ihr geschützt wurde, so lange der Wille des Verhängnisses es gestattete. Mit dem Tode des Baumes entflieht auch das Leben der Nymphe. Daher flehen sie die Menschen an, der Bäume zu schonen und nicht die verderbliche Art an ihre Wurzel zu legen, und geschieht es doch, so sterben sie seufzend und wehklagend und rufen die Rache des Schicksals über den Frevler herab. Man sehe die Mythen von Chrysopelea, Erysichthon u. a. Sie heißen daher Hamadryades, d. h. die mit dem Baume zugleich Lebenden und Sterbenden. Es bedeutete nämlich *Δρῦς* in alten Zeiten jeden Baum, nicht bloß die Eichen. Nach Serv. Virg. Ecl. X. 62. waren die Hamadryaden von den Dryaden darin unterschieden, daß diese in dem Baume, jene nur unter den Bäumen lebten. Die Römer hatten auf dem cölischen Berge ein sacellum für sie, welches querquetulanum genannt wurde. Vgl. Nymphen. *(J. A. L. Richter.)*

HAMADRYAS Commers. (in *Juss.* Gen.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ranunculeen und (nach *Spr.* Syst. II, 658.) der letzten Ordnung der 13ten Linnéschen Klasse (nach *Willd.* Sp. pl. Dioecia Polyandria). Ihr Charakter besteht in diöcischen Blühten, einem fünf- bis sechsblättrigen Kelch, 10 — 12 linienförmigen Blumenblättern, ungestielten Narben, und eiförmigen Karyopsen. 1) H. magellanica *Lam.* Enc. mit oberhalb unbehaarten, fünflappigen, eingeschnitten-gezähnten Blättern, einem etwas steif behaarten Blühtenschaft, der länger als die Blätter ist, und unbehaarten Kelchen. Auf waldigen Bergen an der Magellan's Straße. Eine kleine perennirende, krautartige Pflanze. 2) H. tomentosa *Cam.* Syst. nat mit oberhalb spinnewebartig-zottigen, fünf- bis sechsgespaltenen Blättern, deren Lappen ablang, und beinahe dreigespalten sind, mit einem Blühtenschaft, der länger als die Blattstiele, und wie die Kelche, steif behaart ist. Dieses kleine krautartige Gewächs hat Menzies auf den Bergen der Insel Staatenland an der Südspitze von Amerika gefunden. — S. *Spr.* Syst. veg. Vol. II p. 658. *(Sprengel.)*

HAMAH, nach dem Glauben der alten Araber, ein Vogel, der aus dem Kopfblute der Todten entstand, und alle hundert Jahre einmal ihre Gräber besuchte. Nach einer andern Meinung wurde dieser Vogel von den Seelen der unschuldig Erschlagenen belebt und schrie unaufhörlich: Oskuni! d. h. Gebt mir zu trinken (des Mörders Blut), bis der Tod gerächt worden war. Dann flog er hinweg. Muhamed hat diesen Glauben verboten *). *(R.)*

Aus Hamah sind mehrere Gelehrte gebürtig und führen daher den Namen el Hamavi (الحموي). Unter andern war aus dieser Stadt: 1) Schehabeddin el Kadhi ben Abildem, ein Geschichtschreiber, dessen Abulfeda in seinem großen historischen Werke öfters gedenkt, s. den Art. Schehabeddin. Dann 2) Jakut, Verfasser eines bekannten großen geographischen Lexikons, s. den Art. Jakut; 3) Ibrahim ben Hebatallah el Barezi, s. den Art. Ibn Hebatallah; 4) Abubeker ben Hadschah, Commentator von Gedichten, s. den Art. Ibn Hadschah. Außerdem 5) Ibn Malek el Hamavi, welcher eine Sammlung von Gedichten veranstaltet hat. Eine Handschrift davon besitzt die herzogl. Bibliothek zu Gotha Cod. 567. 6) Mohab-eddin el Hamavi in der Mitte des 10ten Jahrhunderts der Hedschra blühend, Verfasser eines Commentares über ein Gedicht des Ibn Schonah. Eine Handschrift davon befindet sich ebenfalls zu Gotha Cod. 609. Endlich gedenkt D'Herbelot eines Historikers, welcher die Geschichte der Ommiaden erzähle und schlechtweg Elhamavi heiße. *(A. G. Hoffmann.)*

HAMALIAR, Martin, ein luthersćher Theolog in Ungarn. Er war im Jahre 1750 am 11. November zu Bath in der Honter Gespanschaft geboren. Nach seiner Rückkehr von den teutschen protestantischen Hochschulen wurde er zum Prediger nach Groß-Körtös in der Neograder Gespanschaft, von da im Jahre 1784 in der kön. Frei- und Bergstadt Schemnitz, und endlich nach Szarvas berufen, als welcher er 1796 am 31sten Januar zum Superintendenten des Bergdistrikts erwählt wurde. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und sein rastloses Streben, für seinen Amtswirkungskreis und die protestantische Kirche in Ungarn überhaupt nützlich zu seyn, erwarben ihm allgemeine Achtung bei seinen Glaubensbrüdern und auch bei Andern. Lange hätte er noch seinem Kirchensprengel mit Nutzen vorstehen können, wenn nicht im J. 1806 am 9ten December ein Schlagfluß seine Kräfte gelähmt hätte, wodurch er zur Niederlegung seines Amtes bewogen wurde. Er starb zu Szarvas d. 13. August 1812†). Seine im Druck erschienenen Schriften sind: 1) Materialien zum öffentl. Relig.-Unterr. in Kirchen und Schulen. Schemnitz, gedr. b. Sulzer 1790. 8. 2) Die Verbindlichkeit des Christen, das h. Abendm. zu genießen.

*) *Pococke* Spec. hist. Arab. p. 135. Maier's mythol. Lexikon.

1) *Möller* Catalogus librorum mss. bibl. Goth. T. I. P. 2. p. 229—30. 2) J. H. *Möller* a. a. O. p. 241. 3) Orient. Bibl. unt. d. Wort. Hamaovi.

†) Ein ausführlicher Nekrolog von Rumy steht in den Annalen der östreichischen Literatur 1812.

Schemnitz, 1795. 8. 3) De gradibus consanguinitatis et adfinitatis in matrimonio ad regulas Juris Canonici et benignas Resolutiones Regias examinandis et dijudicandis. Neosolii, typis Joann. Stephani 1803. 8. (Für Geistliche ein sehr guter Leitfaden.) (*Rumy.*)

HAMAMELIS *L.*, eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft aus der zweiten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse, deren Charakter folgender ist: Ein viergespaltner, außerhalb schuppiger Kelch, vier verlängerte, an der Basis schuppige Blumenblättchen, linienförmige, zweiklappige Antheren, sehr kurze Staubfäden und eine lederartige zweifächerige Samenkapsel. Die einzige bekannte Art dieser Gattung H. virginea *L.*, welche in Nordamerika wächst, ist ein Strauch mit alternirenden, halbherzförmig-ablangen, stumpfen, buchtig-gezähnten, unbehaarten, oder unten scharf anzufühlenden Blättern und gelben, knospenartigen Blüthen. Die H. virginica blühet im Herbste und ihre Früchte reifen im Frühling; sie ist abgebildet in *Lam.* Illustr. t. 88. H. macrophylla *Pursh.* und parvifolia *Hutt.* sind bloße Abarten. (*Sprengel.*)

HAMAMET, eine Stadt im afrikanischen Stale Tunis am gleichnamigen Busen des mittelländischen Meers N. Br. 36° 3′ L. 28° 12′. Sie ist eine neuere, die etwa 8000 Einw. zählt, einen Seehafen hat und ansehnlichen Handel nach Tunis mit Korn, Wolle und Öl treibt. Die Gegend umher ist mit Olivenstauden bedeckt und es gibt daselbst ungemein viele wilde Tauben, daher auch Shaw ihren Namen von Haman (wilder Taube) ableitet; der Busen ist fischreich und bietet gute Ankerplätze dar. In der Nähe findet man Trümmer von der alten Siagitana*). (*H.*)

Haman und Hamansfest, s. den Art. Esther.

HAMANN (Johann Georg), der sich den nordischen Magus mit Recht nannte, war einer der mehr tiefen, als klaren Geister unserer Nation, deren Werth erst von den Nachkommen erkannt wird, und immer mehr erkannt werden wird. Von sich selbst sagte er prophetisch in einer seiner Vorreden: man überwindet leicht das doppelte Herzeleid rc., von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden durch den Geschmack an den Kräften einer bessern Nachwelt. Zu dieser Anerkennung der Nachwelt haben vorzüglich Herder, auf dessen Bildung Hamann großen Einfluß hatte, so wie Jacobi, Goethe und J. Paul Fr. Richter beigetragen; und durch diese Anerkennung ist auch endlich die Herausgabe seiner sämmtlichen, vorher zerstreuten und selten gewordenen Schriften durch Friedr. Roth (8 Thle. Berl. 1821 ff.) bewirkt worden.

Wir heben aus dem, was uns der Letztere im Vorberichte zu dieser Sammlung über Hamann, und dieser selbst in seinen Gedanken über seinen Lebenslauf (im ersten Bande) mittheilt, zunächst folgendes Biographische heraus. Hamann wurde den 27. August 1730 zu Königsberg in Preußen geboren und von seinen wohlhabenden Ältern (sein Vater war ein geschickter Wundarzt) in echt christlicher Gesinnung erzogen. Sie ließen ihn in allem Wissenswürdigen, besonders auch in den Sprachen und schönen Künsten, namentlich Musik unterrichten. Sein Jugendunterricht aber war sehr abwechselnd. Zuerst unterrichtete ihn ein abgesetzter Prediger, Namens Hoffmann, sieben Jahre lang, besonders im Lateinischen; dann kam er in die Schule des Prorektors Röhl im Kneiphof, der ihn geistlos und pedantisch in den alten Sprachen unterrichtete, während er in andern wesentlichen Kenntnissen zurückblieb. „Weder Historie, schreibt er selbst, noch Geographie, noch den geringsten Begriff von der Schreibart und Dichtkunst. Ich habe den Mangel der beiden ersten niemals gehörig ersetzen können, den Geschmack an den letztern zu spät erhalten, und finde mich in vieler Mühe meine Gedanken mündlich und schriftlich in Ordnung zu sammeln und mit Leichtigkeit auszudrücken." Dann fiel er einem neologischen Hofmeister in die Hände, und zuletzt kam er auf die kneiphofsche Schule unter dem gelehrten und frommen Rektor Salthenius, wo er die ersten Begriffe von Philosophie und Mathematik, von Theologie und vom Hebräischen bekam. „Hier, sagt er, wurde mir ein neues Feld zu Ausschweifungen offen und mein Gehirn wurde zu einer Jahrmarktsbude von ganz neuen Waaren." Darauf bezog er 1746 die Universität, studirte unter Knutzen Philosophie und widmete sich zuerst der Theologie, dann, um den Wunsche seiner Ältern zu entsprechen, den Rechtswissenschaften. Aber eine größere Neigung zu Alterthümern, zu Kritik, Philologie und zu den so genannten schönen Wissenschaften wendete seinen Geist von den positiven Wissenschaften ab. Um freier zu leben und die Welt zu sehen, nahm er 1752 eine Hofmeisterstelle in Liefland an, welches Verhältniß aber sich nach einem halben Jahre durch Mißverständnisse und Neigung zur Unabhängigkeit von seiner Seite wieder auflöste. Hierauf lebte er einige Monate bei einem Landsmanne seines Vaters in Riga ohne Beschäftigung, bis die Noth ihn drang, 1753 wiederum eine Hofmeisterstelle in Kurland anzunehmen. Aber ungeduldig und unzufrieden ging er 1755 abermals nach Riga zurück. Einer seiner Jugendfreunde, Namens Berens brachte ihn mit dem Handelshause Berens in Verbindung, durch welches er viele Freundschaft genoß. Diese Verbindung brachte ihn dazu, die Handlungswissenschaften, Ökonomie und Politik zu treiben. Darauf wurde er auf eine schmeichelhafte Weise in das budbergische Haus nach Grünhof zurück gerufen, wohin er zuerst als Hofmeister gegangen war. Aber schon im J. 1756 rufte ihn sein Vater nach Hause, um seine tödtlich kranke Mutter noch ein Mal zu sehen. Er reiste daher, weil seine ökonomischen Angelegenheiten, wie er selbst gesteht, in großer Zerrüttung waren, unterstützt durch seine Freunde nach Königsberg, und unternahm hierauf in Handelsangelegenheiten des Hauses Berens eine Reise nach England. Er reiste über Berlin, wo er Moses Mendelsohn, Ramler und Sulzer kennen lernte, dann nach Hamburg, blieb längere Zeit bei nahen Verwand-

*) Nach Shaw und dem weim. Handbuche XXI. S. 503.

ten in Lübeck; von da ging er über Bremen nach Amsterdam, Rotterdam, und erst nach Ostern nach England. Auf dieser Reise wurde er häufig über seinen Vorsatz unzufrieden. In London fand er sich außer Stand, seine Aufträge zu verrichten, gab sich in Verzweiflung mancherlei Zerstreuungen und Ausschweifungen hin, und suchte umsonst einen andern Weg sein Glück zu machen. Im Drange der Noth, welche seine unbesonnene Lebensart herbei geführt hatte, suchte er göttliche Hilfe. Durch Lesung der Bibel ging ihm ein Licht über sein bisher geführtes Leben auf, und ein göttlicher Trost erfüllte seine Seele. Von dieser Zeit an hing er mit der größten Inbrunst des Glaubens an der christlichen Offenbarung, deren Erhabenheit er überall in seinen Schriften preist. Hierdurch wieder aufgerichtet, verließ er England im Sommer 1758 und reiste nach Riga zurück, wohin auch sein jüngerer Bruder als Lehrer an der dortigen Domschule versetzt wurde. In Riga lebte er wieder in dem Hause seines Freundes auf mannichfaltige Weise beschäftigt, während welcher Zeit sich eine Neigung zu der Schwester desselben entwickelte. Im J. 1759 bestimmte ihn der Wunsch seines Vaters nach Königsberg zurück zu kommen. Um diese Zeit scheint sich auch seine Verbindung mit jener Familie durch Verschiedenheit der Ansichten und Denkweise beider Theile aufgelöst zu haben. Schwer mochte die kräftige religiöse Richtung und der freie Humor Hamanns von seinen befangenen merkantilischen Freunden begriffen werden. Vier Jahre lebte Hamann nun in literarischer Freiheit in seines Vaters Hause, und widmete seine geistige Thätigkeit ernsten Studien, z. B. der orientalischen und klassischen Literatur. In dieser Zeit verfaßte er auch viele seiner Schriften. Endlich fand er sich durch die Kränklichkeit seines Vaters bewogen, einen Erwerb zu suchen. Er ward daher zuerst unentgeldlich Kopist bei dem Königsberger Magistrat, dann Kanzellist bei der Kriegs- und Domänenkammer. Da er sich aber für diese Arbeiten nicht geeignet fand, so unternahm er eine Reise nach Frankfurt, um seinen Gönner den Präsidenten Friedr. Karl von Moser, der ihn zu einer Stelle in Darmstadt empfohlen hatte, zu sprechen. Weil dieser aber damals nach Holland gereist war, so kehrte Hamann sogleich nach Königsberg zurück. Im J. 1765 begab er sich nach Mietau, um sich in Geschäften bei dem Hofrathe Tottien zu üben, und begleitete diesen auch auf einer Geschäftsreise nach Warschau. Nachdem aber sein Vater im Anfange des Jahres 1767 gestorben war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er auf Kants und Anderer Freunde Empfehlung die Stelle eines Schreibers und Übersetzers bei der neueingerichteten Accisedirection erhielt. Nach zehn Jahren (1777) gelangte er zu der gemächlichen Stelle eines Packhofverwalters bei der königl. Accise, verlor aber 1782 einen bedeutenden Theil seiner Nebeneinkünfte wieder, und lebte mit seinen vier Kindern in dürftigen Umständen. Ein junger wohlhabender Mann in Westphalen, Namens Buchholz, erhielt durch Lavater Kenntniß von des verdienten Mannes Lage und sendete ihm zu Ende des Jahres 1784 großmüthig ein ansehnliches Kapital zu. Hamann wünschte nun zur Erholung seines, durch Sorge und Arbeit angestrengten Körpers, eine Reise zu seinen Freunden in Teutschland zu machen, und hielt einige Jahre vergeblich um Urlaub an. Endlich erhielt er 1787 seinen Abschied mit einer anständigen Pension. In dem Sommer dieses Jahres trat er seine Reise an, und hielt sich abwechselnd zu Welbergen und Münster, bei dem zuletzt genannten Freunde, und bei Jacobi in Düsseldorf auf. In Münster aber erkrankte er den 20. Junius und starb am folgenden Tage. Im Garten der Fürstinn Galiczin zu Münster steht sein Grabmahl mit einer, von Hemsterhuis verfertigten, lateinischen Inschrift.

Von seinen Schriften bemerkt Rothe. „So verborgen und in so niedriger Gestalt, wie sein Stand und Leben, war auch seine schriftstellerische Thätigkeit. Seine Druckschriften aus drei kleinen Zeiträumen: 1759—63, 1772—76 und 1779—84 sind zahlreich, aber keine über fünf, die meisten nicht über zwei Bogen stark. Alle waren durch besondere Veranlassungen hervorgerufen, daher wahre Gelegenheitsschriften voll Persönlichkeit und Örtlichkeit, voll Beziehungen auf gleichzeitige Erscheinungen und Erfahrungen, zugleich aber voll Anspielungen auf die Bücherwelt, in der er lebte und gelebt hatte. Da sie überdieß dem herrschenden Geschmacke nicht schmeichelten, und der damals herrschenden materialistischen Denkart scharf widersprachen, so wurden sie nur von einer kleinen Zahl schon damals mit Achtung und Bewunderung, von den Meisten als ungenießbar, mit Gleichgiltigkeit, oder als Werke eines Schwärmers mit der Verachtung aufgenommen, welche die Führer der öffentlichen Meinung, aufgebracht über Hamanns Originalität und Selbstständigkeit, ihm zuerkannten." Gegen das Ende seines Lebens, da Herder's und Jacobi's Zeugniß von ihm schon auf das Publikum zu wirken anfingen, wurde er selbst vielfältig aufgefordert, eine Sammlung seiner Schriften, welche schon damals äußerst selten geworden waren, zu veranstalten; wovon er aber durch die von ihm selbst anerkannte Schwierigkeit, alles Dunkle derselben aufzuhellen, zurück gehalten wurde. Er gestand seinen Freunden, daß er von der Absicht mancher Stellen, so klar sie ihm, da er sie schrieb, gewesen, keine Rechenschaft mehr zu geben wisse. Auch Goethe bemerkt in dieser Hinsicht, daß die Dunkelheit der hamann'schen Schriften mit den Jahren immer zunehmen werde, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet gewesen. Von der andern Seite kann nicht geläugnet werden, daß der seiner Zeit vorausschreitende Geist dieses Mannes jetzt mehr, als früher, verstanden und gewürdigt wird.

Nach dem Zeugniß aller Unbefangenen, die ihn kannten, verband Hamann ein tiefes Gefühl mit einer sehr lebendigen und tief eindringenden Denkkraft, die sich aber mehr in Vergleichungen und Bildern als im Abstracten auszudrücken geeignet war; Redlichkeit und kindlicher Sinn vereinigten sich in ihm mit männlicher,

eigenthümlicher Kraft. Dasselbe zeugen auch seine Schriften. Die meisten derselben haben einen polemischen Charakter; er kämpft in ihnen gegen Materialismus, Freigeisterei und die hohle Schöngeisterei seiner Zeit, gegen Nachbeterei und Verehrung des Fremden mit Nachdruck; dagegen ordnet er mit kindlichem Sinn und hoher Begeisterung Alles der durch das Christenthum an den Menschen ergehenden Forderung unter, und alle seine Äußerungen und Bestrebungen finden in der Tiefe eines religiösen, den innigen Zusammenhang des Göttlichen und Menschlichen anerkennenden Gemüths ihren Mittelpunkt. Die Form seiner Mittheilungen zeigt den mehr gemüthvollen, als in geregelter Folge denkenden Geist, daher die Sorglosigkeit seines Stils und der Humor, der gleichsam aus dem Ernst hervorblitzend, die Gegenstände seines Nachdenkens schnell beleuchtet, oder durch irgend eine bald aus der Natur des Gegenstandes, bald aus den biblischen Geschichten geschöpfte Vergleichung schildert. Es kann nicht geläugnet werden, daß sich in seinen Mittheilungen zuweilen auch eine gewisse Scheu der Deutlichkeit ausspricht, die mit der damals herrschenden Originalitätssucht und mit dem Streben nach dem Überkräftigen in Bildern und Vergleichungen zusammenhängt, auch manche einseitige, auf Verstimmung und vorschnelle Folgerungen gegründete Aussprüche bei ihm vorkommen, manches in Form und Inhalt Gesuchte und Geschraubte, uns auffällt; aber man muß auch J. Paul beistimmen, welcher von ihm sagt: „der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne und manche Nebelflecken löset kein Auge auf" — „sein Stil ist ein Strom, den ein Sturm gegen die Quelle zurück drängt, so daß die teutschen Marktschiffe gar nicht darauf fortkommen können." So sagt auch *Herder* von Hamanns Schriften: „der Kern derselben enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen" ꝛc. Seine Reflexionen umfassen die wichtigsten Gegenstände des Lebens mit religiösem Sinn, und wenn wir auch nicht mit Goethe als Prinzip, auf welches sich sämmtliche Äußerungen Hamanns zurück führen lassen, den Satz anerkennen: Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort, oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich, — so ist doch dieser Satz in seiner Lebensansicht von großer Bedeutung.

Die Grundlagen seiner Ansicht über Religion und Philosophie möchten sich in folgende Sätze fassen lassen.

„Alle Werke Gottes sind Zeichen und Ausdrücke seiner Eigenschaften; und so ist die körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichniß der Geisterwelt. Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, wie Gott der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, wie Gott den Menschen durch Menschen sich hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers spiegelt sich bis in dem Dialekte seiner Werke; in allen Ein Ton von unermeßlicher Höhe und Tiefe. Ein Beweis der herrlichsten Majestät." Hamann lehrt also hier die Einheit der Natur und Offenbarung in Beziehung auf den höchsten Urheber beider; daher er auch sagt: „was ist Religion Anderes, als die lautere, *gesunde Vernunft*, die durch den Sündenfall erstickt und verwildert ist, und die der Geist Gottes, nachdem er das Unkraut ausgerottet, den Boden zubereitet und zum Samen des Himmels wieder gereinigt hat, in uns zu pflanzen und wieder herzustellen sucht? — Ferner wie die Welt die sinnliche Offenbarung der Herrlichkeit Gottes ist, so ist der *Mensch*, die Krone der Schöpfung, zum Bilde Gottes geschaffen; und wie die körperliche Welt ein Ausdruck der Geisterwelt, so drückt der Körper des Menschen die Natur des Geistes aus. Das menschliche Leben scheint daher in einer Reihe *symbolischer* Handlungen zu bestehen, durch welche unsere Seele ihre unsichtbare Natur zu offenbaren fähig ist, und eine anschauende Erkenntniß ihres wirksamen Daseyns außer sich hervorbringt und mittheilt. — Wir erkennen sonach den Unsichtbaren in der Natur nur durch seine *Zeichen*, die wir auffassen in unsern *Sinnen*; und eben so offenbart sich *unsere* gottähnliche Natur durch die Fähigkeit des Geistes in die Natur kräftig einzuwirken. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein *Andenken*, sondern ein *Unterpfand* der Grundwahrheit: *wer der Herr ist*. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Natur ist *Brief* und *Siegel* von unserm Antheil an der *göttlichen Natur*, und daß wir seines Geschlechts sind. — Wie aber Geist und Körper zum vollkommnen Wirken nothwendig sind, so ist auch Vernunft nicht von der Erfahrung zu trennen in der Philosophie. Ohne Wort, keine Vernunft, keine Welt. Erforschung und Offenbarung sind einerlei, und unentbehrliche Flügel und Krücken unserer Vernunft, wenn sie nicht lahm bleiben und kriechen soll. Sinn und Geschichte sind das Fundament und der Boden — jene mögen noch so triegen und diese noch so einseitig seyn." Dieselbe Ansicht von der Verbindung der Vernunft und Erfahrung stützt er auch auf die Natur der *Sprache*, deren doppelseitige Natur er nachweist, und behauptet, daß die Sprache, als das einzige Mittheilungsvermögen des menschlichen Verstandes schon durch ihre Natur einer auf bloße Abstraction begründeten Philosophie widerstrebe. Wenn sich die Gottheit dem Menschen durch die Natur und durch ihr Wort geoffenbaret, so habe daher die Philosophie aus beiden zu schöpfen und beider Übereinstimmung zu zeigen. „Gott, Natur und Vernunft haben eine so innige Beziehung auf einander, wie Licht, Auge und Alles, was jenes diesem offenbaret, oder wie Mittelpunkt, Radius und Peripherie jedes gegebenen Zirkels, oder wie Autor, Buch und Leser."

Außer dieser lebendigen Ansicht, welche nicht ohne Einfluß auf die spätere Philosophie geblieben ist, mit der gleichzeitigen aber in großem Widerspruche stand, finden wir in seinen Werken die trefflichsten und originellsten Betrachtungen über *Sprache*, besonders Bibel-

sprache und Auslegung; über Religionen, besonders über Mosaismus und Christenthum; über einzelne Gegenstände und Formen der Philosophie; über Umgang, Freiheit, Ehe, Erziehung und Unterricht, Recht und Gesetzgebung, Verträge, Verkehr und Handel, Geschichte, klassische Literatur und ihr Studium, Poesie und Literaturwesen.

Ein Verzeichniß der Schriften Hamanns findet sich in der angeführten Sammlung seiner Werke, womit zu vergleichen ist, die unter dem Namen: Sibyllinische Blätter des Magus im Norden, von D. Friedr. Cramer, Leipzig 1819. 8. herausgegebene Sammlung einzelner Stellen aus Hamanns Werken, und die Anzeige derselben von M. Collin in den Wiener Jahrbüchern der Lit. 1819. VIII. Bd. In dem letztern Buche findet sich auch eine Skizze von Hamanns Leben, zum Theil nach Hamanns Schriften, zum Theil nach Reichardts Schilderung desselben bearbeitet, welche aber durch Roths Ausgabe seiner Werke mehrere Berichtigungen empfangen hat; und ein Bildniß, wie es scheint, nach dem in Lavaters Physiognomik befindlichen gestochen. (*Wendt.*)

HÄMANTHUS. Diese schon von Tournefort aufgestellten, und von Linné genauer charakterisirte Pflanzengattung gehört zur natürlichen Familie der Spathaceen, und zur ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einer vielklappigen, vielblumigen Blühtenscheide, einer sechsgetheilten Corolle, und einer meistens dreisamigen Beere. Diese Gattung besteht gegenwärtig aus 18 Arten, welche alle Zwiebelgewächse sind. Man theilt sie nach dem Verhältniß der Doldenhülle zur Dolde ein.

I. Die Doldenhülle länger, als die Dolde (mit zungenförmigen, nach zwei Richtungen stehenden Blättern). Die hieher gehörigen Arten wachsen am Vorgebirge der guten Hoffnung. 1) H. coccineus *L.* mit unbehaarten, an den Boden gedrückten Blättern, am Gipfel stehender zusammen gedrängter Dolde, gefärbter Doldenhülle, und offen stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Redout.* liliac. t. 39. 2) H. coarctatus *Jacqu.* mit unbehaarten, aufrecht stehenden, an ihrer Spitze schwieligen Blättern, zusammen gedrängter Dolde, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 57 und Bot. Reg. t. 181. 3) H. tigrinus *Jacqu.* mit unbehaarten, niedergedrückten, gewimperten, unten gefleckten Blättern, zusammen gedrängter Dolde, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 56. 4) H. quadrivalvis *Jacqu.* mit unbehaarten, an ihrer Basis verschmächtigten, offen stehenden, gewimperten, gegen die Spitze zu zottigen Blättern, vierblättriger, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. (H. pubescens *Thunb.*). Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 58. 5) H. crassipes *Jacqu.* mit umgekehrt eiförmigen, gewimperten, unten gefleckten Blättern, fünfblättriger, gefärbter Doldenhülle, und stumpfem, ziemlich offen stehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 412. 6) H. hyalocarpus *Jacqu.* mit ganz glatten, ungefleckten Blättern, siebenblättriger, gefärbter Doldenhülle, aufrecht stehendem Corollen-Saume, und halbdurchscheinenden Beeren. *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 409.

II. Die Doldenhülle und Dolde von gleicher Länge. 7) H. puniceus *Jacqu.* mit ablangen, wellenförmigen, schwach ausgerandeten Blättern, etwas gefärbter Doldenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. In Guinea, und am Vorgebirge der guten Hoffnung. 8) H. rotundifolius *Sims.* mit kreisrunden, scharf anzufühlenden, knorpelig gerandeten Blättern, und vierblättriger Doldenhülle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Abgebildet in Bot. Mag. t. 1618. 9) H. humilis *Jacqu.* mit elliptischen, unbehaarten, gewimperten, aufrecht stehenden Blättern, sechsblättriger, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 411. 10) H. Pumilio *Jacqu.* mit linienförmig-lanzettförmigen, unbehaarten, aufrecht stehend-sichelförmigen Blättern, schlankem Schaft, wenigblumiger Dolde, und ziemlich offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 61.

III. Die Dolde länger, als die Doldenhülle: 11) H. ciliaris *L.* mit zungenförmigen, unbehaarten, gewimperten Blättern, eiförmiger Doldenhülle, und zurückgeschlagenem Corollen-Saume. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Amaryllis ciliaris *L.* Brunsvigia ciliaris *Ker.*). 12) H. pubescens *L.* mit zungenförmigen, zottigen, gewimperten Blättern, vierblättriger, grüner, gewimperter Doldenhülle, und fast offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. (H. albiflos *Jacqu.*). Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 59. und im Bot. Reg. t. 382. 13) H. multiflorus *L.* mit ablang-lanzettförmigen, concaven, aufrecht stehenden Blättern, vierblättriger, weit offen stehender Doldenhülle, ziemlich offen stehendem Corollen-Saume, und sehr weit aus der Blume hervorragenden Staubfäden. Wächst in Sierra Leone an der Westküste von Afrika. 14) H. sanguineus *Jacqu.* mit zungenförmigen, glatten Blättern, siebenblättriger, etwas gefärbter Doldenhülle, und beinahe offen stehendem Corollen-Saume. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 15) H. moschatus *Jacqu.* mit elliptischen, zugespitzten, feinbehaarten, am Rande umgebogenen, gewimperten, unten gefleckten Blättern, vielblättriger, zugespitzter Doldenhülle, und aufrecht stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 410. 16) H. amarylloides *Jacqu.* mit linienförmig-zungenförmigen, unbehaarten Blättern, vierblättriger Doldenhülle, und beinahe offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 408. 17) H. lanceaefolius *Jacqu.* mit elliptisch-lanzettförmigen, gewimperten Blättern, vierblättriger Doldenhülle, verlängerten Blühtenstielen, und offen stehendem Corollen-Saume. Ebendas. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 60. 18) H. carneus *Ker.* mit abgerundet-eiförmigen, abgekürzten Blättern, welche, wie der Schaft, steifbehaart sind, mit

trockenhäutiger, schlaffer Doldenhülle, verlängerten Blüthenstielen, und beinahe offen stehendem Corollen-Saume, der länger ist, als die Staubfäden. Wächst im südlichen Afrika. Abgebildet im Bot. Reg. t. 509. — S. *Spr.* syst. veg. Vol. II. p. 56. (*Sprengel.*)

Hamassah, s. Abu Temâm im I. Th. S. 227 und Anthologie (orientalische) im IV. Thle. S. 270 fg.

HÄMATITEN, von *αἷμα*, eine kleine christliche Ketzersekte aus dem 2. Jahrhundert. Sie gehörten zu den Gnostikern, und Klemens von Alexandria zählt sie den Doketen bei. Sie sollen ihre Benennung davon haben, daß sie dem Heilande einen wirklichen Menschenkörper und daher auch Blut absprachen. Indessen ist wenig Sicheres über sie bekannt. (*R.*)

HÄMATITES (antiquarische Mineralogie), umfaßte im Alterthume die Gesteine, die wir als Eisenoxyd bezeichnen und man scheint damals, wie jetzt, besonders auf Farbe und Strich Rücksicht genommen zu haben. Die auf uns gekommenen Nachrichten sind um so unvollkommener, da sie vorzüglich den medicinischen Gebrauch betreffen. Sottacus, einer der ältesten mineralogischen Schriftsteller, den Plinius nur sehr kurz excerpirt hat, gibt 5 Arten dieser Gattung an: 1) den äthiopischen, der vorzugsweise von den Ärzten gebraucht wurde; dieser ist wohl ohne Zweifel unser Rotheisenstein oder rother Glaskopf; 2) den Andromanta; dieser war krystallinisch, hart und zeichnete sich durch rothen Strich aus, wird daher unser Eisenglanz (fer oligiste) gewesen seyn; 3) den arabischen, der sich durch Härte und braungelben Strich charakterisirte, daher unser Brauneisenstein gewesen seyn wird; 4) den Elatites, er wurde erst durchs Feuer roth, und der Name deutet wahrscheinlich auf eine baumartige Form, daher wahrscheinlich unser Schwarzeisenstein hierunter begriffen wurde, und 5) den Schiston, der zerreiblich und schuppig, daher unser Eisenrahm und Eisenglimmer gewesen seyn wird. (*Keferstein.*)

HÄMATOPUS, *Linn.* (Ornith.), ist der Name einer Vögelgattung, welche französisch huitrier heißt. Dieser Name ist aus dem Griechischen von *αἷμα*, das Blut und *πούς*, der Fuß entnommen, und zeigt an, daß die Vögel dieser Gattung blutrothe Füße haben. Jedoch ist dieß ein Kennzeichen, welches sie von anderen Vögeln, die auch blutrothe Füße haben, nicht unterscheidet. Die Vögel dieser Gattung gehören nach Cuvier zu der Familie der Strandläufer (echassiers). Ihr Schnabel ist gerade, lang, stark, auf den Seiten keilförmig comprimirt. Die fossa nasalis ist sehr tief, nimmt ungefähr die Hälfte der Länge des Schnabels ein, und die Nasenlöcher öffnen sich in der Mitte der Rinne wie eine kleine Spalte. Die Zunge ist kurz und ungetheilt. Die Augenlieder sind nackt. Die Beine sind von mittelmäßiger Höhe, muskulös, netzförmig gezeichnet. Die Füße haben nur drei Zehen, welche alle nach vorn gerichtet, ziemlich kurz sind und eine schwielenartige Erhabenheit haben. Die mittlere Zehe ist mit der äußeren durch eine Membran vereinigt, und die innere ist fast ganz frei. Die erste Zehe ist die längste.

Die Vögel, welche zu dieser Gattung gehören, leben längs den Meeresufern auf den Felsen, auf steilen Gestaden, auf flachen, sandigen Ufern. Sie ziehen sich vor der Flut zurück, wenn das Meer steigt, und folgen ihr, wenn es fällt, indem sie unaufhörlich in dem feuchten Sande wühlen, um Meerwürmer, Patellen, Austern und andere Konchylien aufzusuchen, von denen sie sich nähren. Die Bildung ihres Schnabels verschafft ihnen die Mittel die Schalen der Austern und anderer zweischaliger Konchylien zu öffnen, um die Thiere, welche sie enthalten, aus ihnen heraus zu ziehen. Man findet diese Vögel in den verschiedenen Theilen der Welt. Sie laufen und fliegen sehr geschwind. Man sieht sie bisweilen schwimmen, obgleich ihre Füße hierzu nicht geeignet zu seyn scheinen.

Sie mausern sich zweimal, im Herbst und im Frühjahr, aber die Farben des Gefieders sind in diesen zwei Epochen nicht verschieden, und der einzige Unterschied, welchen man in Hinsicht der Farbeveränderungen der europäischen Species bemerkt, besteht in dem Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn eines weißen Ringes um den Hals.

Sie leben während der Reproductionszeit einzeln und versammeln sich herdenweise zu ihren Zügen. Nach Einigen bauen sie keine Nester und legen ihre Eier auf die Dünen, da wo sie von dem Wasser nicht erreicht werden können. Man sagt, daß das Weibchen die Eier während eines Theiles des Tags verläßt, und der Sonne das Erwärmen derselben überläßt. Dieß ist jedoch nicht wahrscheinlich, obgleich dieselbe Gewohnheit mehreren Seevögeln zugeschrieben wird. Nach Anderen nisten sie in dem Grase und auf den sumpfigen Wiesen, welche nahe am Meere liegen.

Die Species dieser Gattung sind folgende: 1) Haematopus ostralegus *Linn.*, Austermann, Austerdieb, Austerfischer, Meerälster, lat. pica marina, engl. the Sea-Pie, the Oyster-Catcher, franz. huitrier-pie, Preneur d'huitre ist die einzige Species, welche Linnée kannte, welcher sie zu den Sumpfvögeln (grallae) zählte. Diese Species ist am meisten verbreitet und auf Buffon's illuminirten Tafeln Nro. 929 vorgestellt. Sie ist 15 Zoll 6 Linien lang und von der Größe der Krähe. Man hat diesen Vogel Austervogel oder Austerdieb genannt, weil er sich größten Theils von Austern nährt, und Meerälster heißt er wegen seines schwarzen und weißen Gefieders, und weil er sowohl im Fluge als im Zustande von Ruhe, vorzüglich wenn er im Zuge sich befindet, ein kreischendes und dumpfes Geschrei hören läßt, welches dem der gemeinen Älster ähnelt. Der Schnabel dieses Vogels ist gerade, ungefähr 3 Zoll lang, an den Seiten platt, vorn keilförmig, von Farbe roth. Die Nasenlöcher sind schmal und enge. An der Wurzel des Schnabels befinden sich viele Zähne, vorn aber ist er ungezahnt. Die Augen umgibt ein rother Ring, welcher nach Klein's Beschreibung bei dem Weibchen fehlt. Im Winter sind bei beiden Geschlechtern der Kopf, der obere Theil der Brust, der Rücken, die Flügel und das Ende des

Schwanzes von einer dunkelschwarzen Farbe, ausgenommen, daß auf den Flügeln ein weißer transversaler Streifen und um den Hals ein Ring von derselben Farbe ist. Der Bürzel, der Ursprung der Flügel- und der Schwanzfedern, der Bauch und die unteren Theile sind von einer schneeweißen Farbe. Unter jedem Auge befindet sich ein kleiner weißer Fleck, die iris ist carmesinroth, die Füße sind blutroth. Das Schwarze des Gefieders der Jungen ist durch das Braune abgestuft. Das Weiße ist bei denselben schmutzig, die iris braun, und die Füße haben eine dunkelgraue Farbe.

Man hat unter den europäischen Meerälstern Individuen bemerkt, welche eine schwarze Schnabelspitze hatten, und andere, welche weder einen weißen Fleck unter dem Auge, noch einen weißen Ring unter der Kehle hatten. Doch scheinen diese Unterschiede in Hinsicht des Gefieders bloß von dem Alter und der Jahreszeit herzurühren. Die Meerälster am Senegal unterscheidet sich nicht von der europäischen Species.

Übrigens sind die Meerälstern, welche man in Dänemark, in Island, in Norwegen sieht, in England, in Holland sehr häufig, und weniger häufig an den Küsten Frankreichs. Die Nahrung dieser Vögel besteht aus Fischen und Konchylien. Ihr Fleisch ist schwarz und hart, also wohl eben so wenig zum Essen dienlich, als das Fleisch der meisten Sumpfvögel. Nach den Nachrichten des Herrn von Linnée gehören sie zu den Zugvögeln, welche im Herbste die nordischen Küsten verlassen und in wärmere Gegenden ziehen.

Nach Einigen legen sie vier bis fünf Eier und nach Anderen bloß zwei bis drei. Der Grund derselben ist bisweilen weiß, bisweilen grüngelb, andere Male braun, mit dunkelbraunen oder schwarzen oder aschgrauen Flekken und Streifen, welche in Hinsicht der Größe, der Form und der Vertheilung viele Verschiedenheit zeigen.

Man findet eins dieser Eier in Lewin. Taf. 41, Nro. 1., ein anderes in *Graves's* Ovarium britanicum Taf. 7. und vier Eier auf der zweiten Tafel Nro. 2 bis 5 des von Schinz herausgegebenen Werks abgebildet, welches den Titel: Beschreibung der Eier und der Nester der Vögel der Schweiz; Teutschlands u. s. w. Zürich, 1819 führt. Die Bebrütung dauert 20 bis 21 Tage. Die Jungen sind, wenn sie aus dem Ei heraus kriechen, mit einem graubraunen Pflaum bedeckt. Gleich in den ersten Tagen begeben sie sich an das Ufer und verbergen sich in dem Grase.

2) Haematopus palliatus (huitrier à manteau), welcher nach Temminck in Südamerika wohnt, unterscheidet sich durch die beträchtlichere Länge seines Schnabels. Zu Folge der Beschreibung dieses Schriftstellers ist er auf dem Rücken, zwischen den Flügeln und auf den Flügeln graubraun.

3) Haematopus longirostris bewohnt nach Vieillot Australien und ist von schwarzer Farbe, ausgenommen an dem unteren Theile der Brust und an den hinteren Theilen, welche schneeweiß sind. Er unterscheidet sich ebenfalls durch die beträchtlichere Länge seines Schnabels.

4) Haematopus niger hat nach Temminck, wenn er erwachsen ist, ein dunkelschwarzes, und wenn er jung ist, ein bräunlich schwarzes Gefieder. Er ist etwas größer als die europäische Meerälster. An dem Schnabel, um die Augen herum und an den Füßen ist er roth, und man findet ihn im südlichen Afrika und in Australien. (*W. L. Brehme.*)

HÄMATOXIN, HÄMATOXYLIN (nicht Hämatin) ist der rothfärbende Bestandtheil des Blau-, Blut, oder Campecheholzes von *Haematoxylon Campechianum* (s. oben Campecheholz Th. XV. S. 49 fgg.) den Chevreul [1]) so darstellen lehrt: Das wässerige Extract des Blauholzes wird mit 36gradigem heißem Weingeist ausgezogen, welcher Hämatoxin mit weniger brauner Materie auflöst; die Tinctur mit Wasser verdünnt und abgeraucht, läßt, erkaltend, einen Theil Hämatoxin in sehr feinen, gelben, am Feuer rosenrothen, glänzenden, krystallinischen Nadeln, Schuppen und Kügelchen von einem süßlichen Geruch und auffallend bitterm Geschmacke zu Boden fallen. Dieß Pigment färbt stark, beim innerlichen Gebrauche, wenn auch nicht Knochen, doch Harn und Darmexcremente, löst sich erst in 1000 Wasser zu einer in dünnen Schichten gelben, in Masse morgenrothen Flüssigkeit auf, die durch Abdampfen sehr concentrirt wird; in Weingeist und Äther ist es röthlich gelb auflöslich. Seine wässrige Lösung wird durch wenige Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure blaßgelb, durch mehrere roth, doch geht die salpeters. Auflösung unter Zerstörung des Hämatoxin bald in Gelb über. Kohlensäure und schwefelige Säure färben sie bloß gelb, phosphorige und Phosphorsäure gelblich roth, Borarsäure roth, welches Roth durch wenig Schwefelsäure in Gelb, und dann durch mehr dergl. Säure, oder durch Borarsäure wieder in Roth verwandelt wird. Hydrothionsäure färbt die wässrige Lösung Anfangs gelb, und entfärbt sie nach einigen Tagen in verschlossenen Gefäßen: die entfärbte Flüssigkeit wird durch Verjagen der Säure mittels Erhitzung bei Luftausschluß wieder gelb, durch Kalien violet. Wenig Ammonium oder fixes Kali färbt sie purpurroth, mehr violet, nach einiger Zeit, durch Zersetzung des Hämatoxin, braunroth, und zuletzt braungelb. — Baryt-, Strontion- und Kalkwasser bewirken in geringer Menge eine purpurne Färbung, in größerer einen blauen, aus Hämatoxin und Kali bestehenden Niederschlag, der aber durch überschüssiges Kali zersetzt wird. Vollkommen neutrales schwefelsaures und salpetersaures Kali, schwefelsaures Natron und salpeters. Baryt lassen die Farbe des Blauholzaufgusses unverändert, Gips macht sie violet. Alaun-, Ytter- und Süßerde werden in der wässrigen Lösung des Hämatoxylon blau gefällt, Bittersalz färbt den Blauholzaufguß rosenroth, Alaun violet, und liefert einen violettnen Niederschlag. Zinn- und Arseniksäure wirken den Mineralsäuren ähnlich; arsenige Säure löst sich im wässrigen Hämatoxin ohne Farbenänderung auf; mit demselben digerirt, bilden

1) S. Schweigger's n. Journ. d. Ch. u. Ph. IV. S. 424. VIII. S. 221 ꝛc.

antimonige Säure, basisch salzsaures Antimonoxyd, Wismuth- und Zinkoxyd, Zinkoxydhydrat; Nickeloxyd- und Kupferoxydhydrat violettene oder blaue unauflösliche Verbindungen. Das Blauholzinfusum gibt mit salzsaurem Zinnoxydul einen blauen, aus Hämatoxin, Zinnoxydul und etwas Salzsäure bestehenden Niederschlag, welchem siedendes Wasser alle Salzsäure nebst etwas Oxydul entzieht. Aus essigsaurem Blei fällt derselbe Aufguß eine blaue Verbindung, die aus Hämatoxin, Oxyd und Essigsäure besteht, und durch siedendes Wasser alle Essigsäure nebst etwas Oxyd und Hämatoxin verliert. — Oxal- und Essigsäure verhalten sich zur wässrigen Hämatoxinlösung, wie Schwefelsäure, nur ist die rothe Tinctur nicht so lebhaft gefärbt. Benzoësäure macht bloß eine blaßgelbe Färbung; die von essigsauren Kalien fällt rosenroth aus.

Hämatoxin schlägt den Thierleim bei großer Verdünnung, jedoch sehr langsam nieder.

Trocken destillirt liefert es Wasser, brenzlige, zum Theil mit Ammonium gesättigte Essigsäure, und 0, 54 halbgeschmolzene Glanzkohle, welche 0, 01 kalk- und eisenhaltige Asche gibt. In seiner wässrigen Lösung wird es von Salpetersäure, Quecksilberoxyd und Kali zerstört, (vergl. d. Art. Campecheholz im XV Thle S. 51.) (*Th. Schreger.*)

HÄMATOXYLON. Eine zuerst von Linné (Hort. Cliffort.) charakterisirte Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Der Charakter der Gattung ist: Ein krugförmiger, gefärbter Kelch, mit fünffach gespaltenem Saume; fünf Corollenblätter, welche dem Kelche eingefügt sind; und eine kapselartige Hülsenfrucht. Die einzige bekannte Art dieser Gattung H. campechianum *L.* ist ein großer, dorniger Baum mit brauner Rinde, weißgelblichem Splint, und rothem Holzkern. Seine Blätter sind abgebrochen gefiedert, und dreipaarig, die Blättchen umgekehrt eiförmig, schwach ausgerandet, schief gestreift, und an der obern Fläche glänzend. Die Blumen stehen in Trauben beisammen und sind gelb. Dieser Baum ist eigentlich in den Umgebungen der Campeche-Bai im ehemaligen Königreich Meriko zu Hause, doch ist er auch auf die Antillen, z. B. auf Cuba, Jamaika und St. Domingo verpflanzt, wo er indessen mehr strauchartig bleibt, so daß man sich seiner auf St. Domingo zu schönen, lebendigen Hecken bedient. Einige Zeit, nachdem der Baum gefällt ist, wird das Holz schwarz, und gibt, wenn man es in ein Gefäß mit Wasser steckt, eine sehr brauchbare Tinte. Nach Anwendung von Säuren, oder Alkalien, gibt das Holz eine schöne purpurrothe oder violettene Farbe. Deßhalb wird mit diesem Campeche-Holz, als einem vortrefflichen Färbematerial, ein ausgebreiteter Handel getrieben. Zugleich ist es sehr schwer und hart, nimmt eine gute Politur an, und brennt leicht und anhaltend. Auch sind Borke und Gummi dieses Baumes als abstringirende Mittel officinell. Abgebildet ist das Haemat. campechianum in *Sloane's* Hist. t. 231 *). (*Sprengel.*)

*) S. *Patr. Browne* nat. hist. of Jam. p. 221. *Lam.* Enc. I. p. 591. und *Spr.* syst. veg. Vol. II. p. 328.

Hamavi s. Hamah oben S. 350.

HAMAXARII, wohl auch Dreckwagen, eine Sekte der Wiedertäufer s. Wiedertäufer.

HAMAXIA, eine Stadt in Kilikia Trachaia auf einem Hügel am Gestade des mittelländischen Meeres, an der Gränze von Pamphilien und im W. von Selinus. Sie hatte einen Hafen, woraus nach Strabo vieles Schiffbauholz verführt wurde. Von ihr sind nicht einmal Trümmer vorhanden. (*H.*)

HAMAXITOS, ἡ Ἁμαξιτός, eine kleine Stadt in Mysien und zwar in der Ebene von Troas, in dem Gefilde Halesion, worin die tragasäischen Salinen im Betriebe standen *). Es war die erste Niederlassung der Teukrer, als sie von der Insel Kreta auf diese Küsten kamen; die Gegend umher hieß Hamaritia. (*H.*)

HAMAXOBII, nach Pomp. Mela B. 2 K. 1. das große Volk der Agathyrsi und Sauromatä (Sarmatä), das in der ganzen europäischen Tatarei, unter den Jazygen und Rhorolanen, tiefer im Lande wohnte und den allgemeinen griechischen Namen davon bekam: daß es auf Wagen, statt in Häusern wohnte (Wagenbewohner). Es soll seit den Kriegen des Mithridates aus Asien in Europa eingewandert seyn. Ptolemäus kannte es noch in den oben angegebenen Sitzen, von denen aus es in Streifzügen den Daciern, wie den Römern, an der Donau oft fürchterlich ward. Nebst den Jazygen und Rhorolanen gerieth es späterhin unter die Oberherrschaft der Gothen, bis zur Ankunft der Hunnen. (*Sickler.*)

HAMAZASB, ein armenischer Häuptling aus dem alten Geschlechte der Mamigoaner, der Sohn Davids, der einen der Cantone Armeniens davon besaß, und unter seinem Volke wegen seines Muthes, seiner Tapferkeit und seiner Liebe für die Wissenschaften hoch geachtet war. Als der Europalat und Statthalter Armeniens Sempad Pagratides und der Häuptling der Rheschdonier Theodor, der Oberfeldherr war, starben, gaben die armenischen Häuptlinge und der Patriarch Nerses III. jene Stelle Hamazasb, diese Vardes, dem Sohne Theodors: Beide wurden in ihren Ämtern vom Khalifen anerkannt. Aber 656 warfen sich die Armenier, deren Tribut die Khalifen erhöhen wollten, in die Arme des byzantinischen Kaisers, der nun als Schutzherr Hamazasb in seiner Würde bestätigte. Hierüber aufgebracht, drohete der Khalif Armenien mit Feuer und Schwerte zu verwüsten, und nur der ausgebrochene Bürgerkrieg verschob seine Rache. Ali fiel in demselben durch Meuchelmord, und sein Nachfolger Moawijah hob sogleich die höhern Abgaben auf, womit sein Vorfahrer Armenien belegt hatte. Die Armenier, die nur darum sich dem Kaiser von Byzanz, den sie im Grunde haßten, unterworfen hatte, kehrten hierauf sogleich zum Gehorsame zurück. Hamazasb, der während dem 658 (nach Andern 660) gestorben war, erhielt seinen Bruder Gregor zum Nachfolger in der Würde des Europalats. †) (*H.*)

*) Skylar 36. Thukyd. VIII, 101.
†) Nach der Biogr. univ.

HAMBACH, 1) Schloß und Dorf im Kreise Jülich, des k. preuß. Regirungsbezirks Jülich: es liegt eine Meile von Jülich an der Eel und hat 602 Einwohner. (*Krug u. Mützel.*) 2) Ein großes Pfarrdorf in einer sehr schönen Gegend des Cantons Neustadt, des baierischen Rheinkreises, sich an die weinreichen Vorhöhen des Gebirgs anlehnend und vom gleichn. Flüßchen bewässert, nur ½ Meile von Neustadt. Es hat eine kath. Kirche und Pfarrei, die unter das Dekanat Neustadt gehört, und mit der eingepfarrten Spangenberger Sägemühle und Hütte 2034 Einw. Vormals war dieser Ort ein Eigenthum der Johanniter, und besaß bis zur Revolution ein Kloster. (*Eisenmann.*) 3) Ein Flüßchen im koburgschen Fürstenthume Gotha, das in den Finsterbergen zum Vorschein kommt und bei Gospiterode der Leine zugeht. (*G. F. Winkler.*)

HAMBERGER, Adolph Albrecht, Sohn des Arztes Georg Ehrhard H., wurde zu Jena den 7ten Febr. 1737 geboren, studirte die Medicin und wurde Doctor zu Jena im J. 1769, wo man ihm auch im J. 1772 die Stelle des Stadtphysikus übertrug. Da es ihm in Jena nicht recht gefiel so verließ er es im J. 1782, begab sich nach Esthland, wo er sich in Arrokull niederließ, starb aber schon daselbst nach einigen Jahren. Wie sein Vater trieb er gleichfalls Mathematik und Physik als Lieblingswissenschaften, daher sind auch seine Schriften, außer einer Dissert. de secretionibus Jen. 1769. 4. sämmtlich physikalischen Inhalts. Die wichtigsten sind: die Ursachen der Bewegung der Planeten, der Schwere ꝛc. Jena 1772. 8. Allgem. Experimental-Naturlehre. 1774. 8. Kurzer Entw. einer Naturlehre. Jena 1780. 8. (*Huschke.*)

HAMBERGER, Adolph Friedrich, älterer Bruder von Ado. Albr., geb. zu Jena den 14ten März 1727, folgte seines Vaters Berufe und studirte Medicin; in seinem 19ten Jahre wurde er schon Magister und ging da auf Reisen, hielt sich vorzüglich zu Strasburg, Paris und in Holland auf, wurde nach seiner Rückkehr Doctor, starb aber schon den 5ten Febr. 1750; auf seinem Krankenbette wurde er noch zum außerordentlichen Professor der Medicin ernannt. Hinterlassen hat er nichts als zwei Dissertationen über die Wärme. (S. Adelung.) (*Huschke.*)

HAMBERGER, Georg, geb. zu Dinkelsbühl in Baiern, studirte die Arzneiwissenschaft zu Tübingen, wurde daselbst im J. 1562 Doctor und hierauf Stadtphysikus zu Rothenburg an der Tauber; im J. 1568 wurde er nach Tübingen als Professor der Medicin berufen. Weder Geburts- noch Sterbejahr ist von ihm bekannt. An Schriften hinterließ er nichts, als mehrere Dissertationen von den Jahren 1580—95*). (*Huschke.*)

HAMBERGER, Georg Ehrhard, geb. den 21sten Dec. 1697 zu Jena, wo sein Vater, Georg Albrecht, Professor der Mathematik und Physik war, wollte sich auch, durch seines Vaters Thun und Treiben dazu angetrieben, der Physik und Mathematik widmen, allein sein Vater zwang ihn zum Studium der Theologie. Im 19ten Jahre verlor er schon denselben und schnell sprang er nun von der Theologie zu seinen Lieblingsstudien und mit ihnen zur Medicin über. Wedel und Slevogt waren seine vorzüglichsten Lehrer, und der Letztere übertrug ihm immer das Präpariren der Kadaver zu seinen anatomischen Vorlesungen. Dieß machte ihn zum genauen Anatomen, nebenbei trieb er nun seine frühern Lieblingswissenschaften mit dem größten Eifer, und deßhalb war es kein Wunder, daß, nachdem er im J. 1717 Magister, 1721 Doctor und 1727 außerordentlicher Professor geworden war, er als vollkommener Iatromathematiker auftrat. Bald wurde er allgemein bekannt, erhielt manchen auswärtigen Ruf, unter andern einen im J. 1733 nach Göttingen, den später Haller annahm, allein jeden lehnte er ab, und wurde deßhalb im J. 1737 ordentlicher Professor der Physik, und im J. 1744 übertrug man ihm neben jener Professur auch die der Medicin, welche Ämter er bis zu seinem Tode den 22sten Julius 1755 eifrig verwaltete. Hinterlassen hat er über 80 Schriften, wovon jedoch die meisten Dissertationen sind, theils physikalischen, theils medicinischen, vorzüglich physiologischen Inhalts; deßhalb sollen hier bloß die wichtigsten und merkwürdigsten davon erwähnt werden. Seine Elementa Physices (Jen. 1727. 8.), eine seiner frühesten Schriften, machten damals Aufsehen und hatten wirklich viel Verdienst, indem darin die Physik mit der Mathematik enger verbunden und überhaupt verständlicher vorgetragen wurde, weßwegen sie auch bis zum J. 1750 vier Auflagen erlebte. Noch mehr wurde er bekannt durch seine Abhandlung: de respirationis mechanismo et usu genuino, die ebenfalls zu Jena 1727. 4. erschien und auch drei Auflagen erlebte, und seine 8 Programmen: quibus ad dubia Halleri contra mechanismum pectoris respondetur. Jen. 1744—46. 4.; beide ließ er wieder mit Haller's Widerlegung zusammen drucken, Jen. 1748. 4.; hierin erklärt er das Athemholen nach rein mathematischen Begriffen, indem er das Einathmen aus dem gestörten Gleichgewicht zwischen der in die Brusthöhle aufgenommenen und der äußern Luft herleitet, und die Rippen vergleicht er mit zwei gleich beweglichen Hebeln, eine Meinung, die früher schon Fr. Bayle aussprach, und die er nur noch weiter ausführte. Haller widerlegte ihn auf eine gründliche, aber sehr mäßige und nachahmungswürdige Weise, wogegen er wieder, pochend auf seine Vergleichungen mit Maschinen und alle Erfahrung verwerfend, wirklich gemein grob obige 8 Programmen schrieb. Seine Abhandlung über die Aussonderungen erhielt den zu Bordeaux ausgesetzten Preis und erschien daselbst in französ. und latein. Sprache (1746. 4). Seine Physiologie erschien Jen. 1751. 4. Faselius veranstaltete später davon einen Auszug (Jen. 1757. 8.) Beide Werke sind gleichfalls rein mathematisch. (S. Adelung und Sprengel Geschichte der Medicin.) (*Huschke.*)

HAMBIE, ein Marktflecken im franz. Dep. Manche Bez. Coutances. Er liegt an dem kleinen Flüßchen Hambiotte, ist weitläufig gebauet, hat ein altes verfalle-

*) S. *Haller* biblioth. med. pr. II. p. 227.

nes Schloß auf einem Hügel, das noch aus den Zeiten herrührt, wo die Engländer Herren dieses Landes waren, 640 Häuser und 3530 Einw., die sich von dem Spitzen- und Leinengewerbe und vom Marktverkehre nähren: es werden viele toiles de crin gewebt und gebleicht. Die eingegangene Benediktinerabtei war im 12ten Jahrh. von Guillaume Penel, Herrn von Hambie, gestiftet. (*G. Hassel.*)

HAMBLEDON, ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Hant mit 613 Einw., die wöchentlich einen Kornmarkt halten, Garn spinnen und einige Fabriken betreiben. Der Ort hat in der Nähe die Halfrenny- u. Windmilldowns und reizende Umgebungen; daher er im Sommer häufig besucht wird. (*G. Hassel.*)

HAMBOIS (John), blühte um das Jahr 1470, und war, nach dem Zeugniß englândischer Schriftsteller, der erste, welchem in England die Würde eines **Doktors der Musik** ertheilt wurde. Um welche Zeit dieß geschah und ob er sein Diplom von Oxford oder Cambridge erhielt, ist nicht auszumitteln gewesen. Man glaubt, daß seine außerordentlichen Verdienste die Stiftung musikalischer Würden veranlaßt haben, indem er ein Mann von großer Gelehrsamkeit und in allen Künsten sehr wohl unterrichtet gewesen seyn soll, worunter jedoch die Tonkunst obenan stand. In der Kenntniß der Harmonie sowohl, als in ihrer Anwendung in der Setzkunst soll es ihm Keiner seiner Zeitgenossen gleich gethan haben, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Hambois an den auffallenden Fortschritten, welche die musikalische Composition in Hinsicht auf Erfindung der melodischen und harmonischen Anordnung zu seiner Zeit gemacht hat, einen großen Antheil habe. Von seinen hinterlassenen Werken nennen uns die engländischen Schriftsteller nur zwei, nämlich 1) Summum Artis Musices, und 2) Cantionum artificialium diversi generis etc. S. die allgem. Gesch. der Musik von **Burney**, **Busby** und **Hawkins**. (*K. Breidenstein.*)

HAMARAEUS, Jonas, ein schwedischer Orientalist, geboren 1588 im Dorfe Hambre, Pastorats Boldnäs in der schwedischen Provinz Helsingland. Seine Ältern gaben ihm den ersten Unterricht; 1604 kam er auf die Schule zu Gefle; 1606 nach Upsala. Nach 3 Jahren unternahm er eine ausländische Reise, 1614 wurde er in Upsala ordinirt und nützte mehreren Gemeinden Helsinglands durch seine ausgezeichneten Kanzelgaben; besuchte hierauf Greifswalde, wo er mit großem Beifalle eine Dissertation de accentibus hebraicis vertheidigte, und diese akademische Schrift verschaffte ihm die Professur der hebräischen Sprache zu Upsala. Auf einer dritten ausländischen Reise kam er nach Paris, hier ernannte ihn König Ludwig XIII. zum Correcteur de la grande Bible Syriaque et Arabique en l'Université de Paris und 1656 zum Doctor juris canonici. Zugleich versah er die Dienste eines schwedischen Gesandtschaftspredigers; verbürgte sich aber unbedachtsam für vornehme Schweden, die zu Paris Schulden gemacht hatten, wurde aber als Bürge 1658 zum Gefängniß verurtheilt, flüchtete, wurde ergriffen und starb als Gefangener zu Paris in großem Elende. Er war ein gründlicher Gelehrter und hatte große orientalische Sammlungen. Seine zahlreichen Schriften sind verzeichnet in *Stjernman* bibliotheca Suiogoth. Th. 2. S. 313 *). (*v. Schubert.*)

HAMBROEK, Anton, ein reformirter holländischer Geistlicher, des siebenzehnten Jahrhunderts, welcher nach Ostindien ging und sich während der Einschließung des Forts Zeelandia, auf der Insel Taiwan (Formosa), durch heldenmüthige Selbstaufopferung einen ehrenvollen Platz in den Annalen der Geschichte erworben. — Die Holländer besaßen die schöne Insel Taiwan seit 1624; ihre Macht war zu jener Zeit in den indischen Meeren so furchtbar, daß selbst der Beherrscher des himmlischen Reichs es nicht wagte, ihnen diesen Besitz streitig zu machen. Aber was der Gebieter nicht zu unternehmen sich getrauete, das versuchte ein Unterthan, noch dazu ein Flibustier, wie es dergleichen in den Meeren Schina's von jeher gegeben. **Coringa**, von Handwerk ein Schneider auf Taiwan, hatte einen Seeräuber Yquan oder Chinchilurg zum Vater. Dieser fügte den Schinesen so vielen Schaden zu, daß der Beherrscher von Schina, der seine anwachsende Macht fürchtete und ihn durch Gewalt nicht zu unterdrücken vermochte, mit demselben unhandelte und ihm die Abtretung der Prov. Fo-kien und Kanton versprach: Yquan, diesem Vertrage trauend, ging nach Focheu, um daselbst die Belehnung dieser Provinzen zu empfangen, wurde aber gefangen genommen, nach Pekin geführt und daselbst durch Gift hingerichtet. Sobald dieß sein Sohn Coringa erfuhr, übernahm er rachedürstend den Oberbefehl über des Vaters Seeräuberflotte und wurde bald gefährlicher, als der Vater; doch wußten die Chinesen ihm jede Landung auf der Küste zu verwehren. Da er nun eines festen Platzes bedurfte, so warf er seine Augen auf die holländische Insel Taiwan, seinen Geburtsort, die er nur in einem schwachen Vertheidigungsstande wußte. Er landete mit seiner Flotte 1668 auf der Insel, wo ihm sogleich die Eingebornen zufielen, und die Holländer sich genöthigt sahen, sich in das feste Fort Zeelandia zu werfen. Hambroek war zu der Zeit Prediger in einem andern Orte der Insel, und hatte nicht Zeit, sich mit seinen übrigen Landsleuten zu retten; er fiel mit seiner Gattinn und zweien seiner Kinder Coringa in die Hände. Dieser sandte Hambroek zu dem holländischen Gouverneur Coyett in Fort Zeelandia: „Du forderst Coyett in meinem Namen zur Übergabe des Forts auf. Kommst Du mit „einer verneinenden Antwort, oder bleibst Du zurück, so „wartet der schmählichste Tod Deiner und der Deinigen, „der Gouverneur ist Dein Freund, er wird sein und Dein „Bestes einsehen." Hambroek ging und Coyett war geneigt, das Fort zu räumen, um den Freund und dessen

*) Auch in *Adelung* S. 1767, wo besonders seine institutio Hebraica compendiosa Rostock 1618; seine loci theologici latino-suecici. Stockh. 1622, und sein libellus alphabeticus quadrilinguis. Paris 1632 Beachtung verdienen. Sein Leben und seine Schicksale sind am ausführlichsten in *Pet. Hambraeus* 2 Disputationen de meritis ac fatis Jonae Hambraei. Upsal. 1743 und 1749, kürzer in *Gezelu* Biogr. Lex. erzählt. (*H.*)

Familie zu retten, aber der Holländer hatte nur sein Vaterland in den Augen, er wiederrieth Coyett nicht nur jede Art von Übergabe, sondern munterte ihn vielmehr auf, sich auf das Äußerste zu vertheidigen: er selbst kehrte zu Coringa zurück, der ihm sogleich vor den Augen seiner Gattinn und Kinder den Kopf abschlagen und dann auch diese hinrichten ließ*). (*G. Hassel.*)

HAMBURG. I) Topographie der Stadt. Die Stadt Hamburg liegt nach Wurm 53° 52′ 51″ N. Br. 27° 33′ 2″ L, ein Halbrund bildend, am Einflusse der Alster in die Elbe und zwar an dem nördlichen Stromarme. Die Alster scheidet den südwestlichen Theil der Stadt von dem nordöstlichen; über sie führen 11 Brücken: der größere nordwestliche Stadttheil stößt mit den 3000 Fuß langen Vorsetzen vom Baumhause bis zum Stintfang an den Hauptarm der Norderelbe, wo der Rummelhafen und Niederbaum, oder der Hafen für Seeschiffe, zur Zeit der Ebbe 8, 12 und an einigen Stellen 30 Fuß tief belegen ist: er ist von einem Pfahlwerke umgeben und wird zur Nachtzeit mittels eines schwimmenden Flosses verschlossen. Diese obere Stadt erhebt sich bei der Michaelkirche wohl 100 — 150 Fuß über das Niveau der Elbe. Der alte niedrige Boden im SO. der obern Stadt und im S. der Alster liegt etwa 60 bis 80 Fuß über den Strom und stößt im SW. an dessen altes Ufer, jetzt als Domstegel fast nicht mehr erkenntlich; südlich vom Domplatze schon in der Reichenstraße beginnt die Wasserstadt, deren Boden dem Elbbette abgewonnen ist. Steigt die Fluth in der Elbe höher als 6 Fuß 8 Zoll, welches ihr gewöhnliches Interstitium ist: so läuft dieser niedrige Stadttheil Gefahr, überschwemmt zu werden, und dieß ist in der Regel im Früh- oder Spätjahre, wo dann an Waren in einer Nacht häufig mehr verdorben wird, als die vorzurichtenden Sicherheitsdämme auf immer kosten würden. Mehrere Flethe oder Kanäle durchschneiden diesen Stadttheil, worunter der Dovenfleth, welcher den Oberbaum mit dem Niederbaume verbindet, die den Hauptkanal im S. ausmachen, und das Fleth der Steintwiete und des Rödingsmarkts die einzige Gracht nach holländischer Art ist, an deren beiden Seiten Winden zur Aufbringung der Waren angebracht sind. Die sämmtlichen Binnengewässer Hamburgs zählen 84 Brükken. Hamburgs südlicher Theil besteht aus den 3 Inseln: dem Brook, dem Wandbereiterbrook und der Katharineninsel; aller übriger Boden, worauf Hamburg steht, ist eine Fortsetzung des cimbrischen Haidebodens, der ursprünglich im W. mit Eichbäumen besetzt war; daher noch das Eichholz. Den ganzen Umfang der Stadt umgibt vom Stintfange im W. am Niederbaum bis zum Deichthore im O. an Oberbaum ein, theils aus der Alster, theils aus der Elbe abgeleiteter Wassergraben, 120 Fuß breit, 10 bis 12 Fuß tief, und ein Wall, der im NO. von dem Alstersee unterbrochen, aber jetzt gänzlich entfestigt und zu Promenaden eingerichtet wird. Vorstädte hat Hamburg eigentlich nicht, und die so genannte Vorstadt S. George, die auch erst in den Gegenden nach der Alster zu bebauet ist, gehört nur zum Stadtgebiete, doch ist sie theils von einem Wassergraben, theils von der Alster eingeschlossen, und hat 2 Thore Nr. 1 und 4, wird aber selbst durch das Deich- und Steinthor von der Stadt getrennt. Überhaupt hat Hamburg mit jenen beiden 8 Thore und 3 Wasserbäume oder Thore, die sämmtlich bei Sonnenniedergang geschlossen, bei Sonnenaufgange aber doch jetzt bis 12 Uhr gegen ein Sperrgeld geöffnet werden. Das Altonaer Thor verbindet die Stadt mit dem nahen, in so mancher Berührung mit ihr stehenden, Altona, aber die Brücke, die Davoust vom Grasbrooke nach Teutschland über die Elbe führen ließ, ist wegen Unhaltbarkeit abgebrochen, und alle Waren müssen jetzt wieder von Harburg auf der Dampffähre oder auf Evern übergeführt werden. Hamburg ist eine alte Stadt, und kann freilich schon wegen der sonderbaren Beschaffenheit des Bodens nicht so viele regelmäßige Plätze und breite Straßen haben, als andere Städte ersten Ranges. Nur einige Straßen in der Alt- und Neustadt sind gerade und breit, und man bietet jetzt Alles auf, um so viel als möglich Regelmäßigkeit hinein zu bringen. Die meisten Straßen sind schmal und wegen der 4 — 6 Stocke hohen Häuser finster; der so besuchte Buhrstah ist wegen der Gewässer kaum 30 Fuß breit. Die angenehmsten Straßen sind der Jungfernstieg, der Gänsemarkt, die Dammthorstraße, der neue Wall, die Bleichen, die Kohlhöfen, die schönste von allen die Admiralitätsstraße, und nur schade, daß das hier befindliche Schlachten im Sommer einen so unausstehlichen Gestank verbreitet. Die Häuser selbst sind meistens aus Backsteinen aufgeführt, der Grund besteht in den Wassergegenden meistens aus eingerammten Pfählen, viele Vorsetzen an den Flethen aus Quadern; die meisten sind wenig geräumig und nur für den Bedarf einiger Familien eingerichtet. In der Neustadt, und da, wo die Kanäle es gestatten, ist der Raum zwischen und hinter den Häusern mit Gängen bebauet, die hier und da Straßen, meistens aber wahren Spelunken gleichen, die aus Sälen und Butiken bestehen und von der ärmern Volksklasse bewohnt werden. Auch die Keller, besonders in der Wasserstraße, bilden dergleichen Wohnungen, die oft theuer ausgebracht werden. Zu Hamburg heißt eine Baustelle mit Gebäuden, Gängen und Speichern ein Wohnerbe, und solcher Wohnerben soll es nach einer unverbürgten Angabe 6676 geben. Nur an den Flethen gibt es Speicher. Hamburg zählt 21 Plätze und Märkte, 176 Straßen, 24 Twieten, (Zwischenstraßen) und 26 große Gänge und Höfe. Die Straßen und Plätze sind sämmtlich mit behauenen Kieseln aus der Elbe oder mit zerschlagenem Granit gepflastert, doch der geringen Breite wegen an den Seiten ohne Fußbänke; sie werden durch 15,000 Öllaternen gut erleuchtet. Den Gassenkoth führen so genannte Dreckwagen weg: er ist für eine ansehnliche Summe verpachtet, und in der Regel sind die Straßen ungemein reinlich. — Die Stadt wird in 5 Kirchspiele eingetheilt: S. Peter, S. Jakob, S. Katharina, S. Niklas und

†) Nach *Valentin* Oud en Nieuw Oostindien D. IV. St. 2. Zoakee van Tayouan of Formosa p. 75 u. f. und Rec. des voy. Vol. 10. Formose negligée p. 203 etc.

S. Michaël. Die Vorstadt S. Georg hat zwar eine eigene Kirche, macht aber im politischen Sinne kein Kirchspiel aus, da ihre Bürger keine Stimme in der Bürgerschaft haben. In Hinsicht der Armenpflege bestehen 5 Hauptbezirke, in Rücksicht des Dienstes der Bürgergarde 8 Bataillonsbezirke, in Rücksicht der Steuer 8 Steuerdistrikte. Die merkwürdigsten Gebäude sind: 1) die Hauptkirche S. Peter, das älteste Gotteshaus mit einem schönen, 416 Fuß hohen Spitzthurm; 2) die Hauptkirche S. Niklas mit 400 Fuß hohem Thurme; 3) die Hauptkirche S. Katharina mit 390 Fuß hohem Thurme; 4) die Hauptkirche S. Jakob, deren Pyramidenthurm erst jetzt neu aufgeführt ist: sie ist die erste Kirche in Teutschland, die Reimarus 1782 durch einen Blitzableiter schützte; 5) die Hauptkirche S. Michael mit ihrem 456 Fuß hohen Thurme, die schönste Kirche der Stadt, 1786 nach Einäscherung des alten Gebäudes neu vorgerichtet; 6) die Kirche S. Georg, oder Dreifaltigkeitskirche, mit 380 Fuß hohem Thurme in der Vorstadt; 7) die kleine S. Michaelkirche, seit 1814 den Katholiken eingeräumt; 8) die teutsch-reformirte Kirche; 9) u. 10) die Kapellen im Spinnhause und Waisenhause; 11) die israelitische Synagoge am alten Steinwege, ein niedliches Gebäude; 12) das Rathhaus, der Börse gegenüber, alt und unansehnlich; 13) das schöne Bankgebäude, an das Rathhaus stoßend, und seit 1825 vorgerichtet; 14) die Börse; 15) das Commerzium; 16) das Eimbecksche Haus, eins der größten und schönsten Gebäude Hamburgs, wo sich die Gerichte versammeln, und unter welchem der Rathskeller sich befindet; 17) das Stadthaus auf dem neuen Walle, ein geschmackvolles Gebäude, sonst der Residenzpalast des kaiserlichen Gesandten, mit der katholischen Kapelle; 18) das Lombard; 19) die große häßliche, aber im Innern gut eingerichtete Infanterie-Kaserne; 20) das Admiralitäts-, und 21) das neue Artilleriezeughaus; 22) das Schifferarmenhaus; 23) das Gasthaus für verarmte Bürger; 24) das reiche Hospital des heil. Geistes für alte Frauen; 25) der Convent, 1240 für Witwen und Jungfrauen gegründet; 26) das evangelische Jungfrauenkloster S. Johann mit 1 Domina; 27) das Marien-Magdalenen-Kloster; 28) das S. Hiobhospital; 29) das Waisenhaus, ein prächtiges Gebäude mit Kirche, das 600 Kinder in und 500 außer dem Hause verpflegt; 30) das Werk-, Arbeits-, Kur-, Zucht- und Spinnhaus, 1500 Seelen fassend und musterhaft eingerichtet; 31) der Winserbaum, das eigentliche Bürgergefängniß, und 32) die Rockenkiste, ein Kerker für leichte Verbrecher; 33) die Frohnerei am Berge. Auch dienen die Wachthäuser zum Aufbewahrungsorte der Gefangenen; 34) das allgemeine Krankenhaus für 2000 Kranke und Wahnsinnige; 35) die Wasserleitungen, besonders die Biebersche Elbwasserleitung; 36) das Gymnasium mit 6 Professoren und der sehr zahlreichen Stadtbibliothek; 37) das Johanneum, nahe daran stoßend, als Gelehrten- und Bürgerschule, von Bugenhagen 1529 gestiftet und von Gurlitt 1803 neu eingerichtet: es hat 14 Lehrer und 2 Meister; 38) reich dotirte Kirchenknaben- und Armenschulen, auch gibt es mehrere Privatinstitute, vor allem eine Handelsakademie und eine Handelsschule, aber keine einzige öffentliche Mädchenschule, und nur seit 1814 hat der Frauenverein eine Schule für weibliche Dienstboten eingerichtet; 39) die Sternwarte am Dammthore mit der Navigationsschule; 40) der botanische Garten, reich an seltenen Pflanzen; 41) Rödings Museum; 42) das Haus der patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, (auch besteht seit 1824 eine hamburgisch-altona'sche Bibelgesellschaft und eine Tractätleingesellschaft betreibt ihr mystisches Wesen im Stillen); 43) das Freimaurerhaus für die 5 vereinigten Logen in Niedersachsen, außer welchen zu Hamburg noch 5 andere Logen arbeiten; 44) die Börsenhalle, worin 8 Zeitschriften erscheinen; (außerdem liefert Hamburg 3 politische Zeitungen, wovon der Correspondent schon seit 1720 besteht, und vormals wohl 16,000 bis 18,000, jetzt noch immer 12,000 Abonnenten zählt, 2 Wochenblätter, 8 Monats- und mehrere literarische Blätter: es gibt 4 Buchhandlungen, 18 Buch- und 2 Steindruckereien); 45) das Posthaus. Das hamburgsche Postwesen ist vielleicht das verwickeltste Teutschlands. Außer der hamburgschen Stadtpost und der Fußpost greifen nicht weniger als 6 verschiedene Posten ein; 46) das neue Theater in der Dammthorstraße, das 1827 von der hamburgschen Nationalschauspielergesellschaft bezogen werden soll; 47) das alte Theater; 48) der Apollosal, eine der größten Tonhallen Teutschlands, die 900 Personen faßt. Sonst Tanzböden und Vergnügungshäuser in Menge; 2 Tivolis mit Rutschbahnen, aber unansehnliche Gasthöfe; Hauptpromenaden der Jungfernstieg mit dem Alsterbassin und der Wall mit der Elbhöhe. Sehenswürdige Gärten in der Umgegend.

Hamburg, 18 Meilen vom teutschen, 10 vom baltischen Meere, hat ein sehr veränderliches Wetter, vielen Wind, vor allen aus NW., aber nicht so vielen Nebel als Holland. 1822 wechselte das Barometer zwischen 27′ 3. und 28′ 90. 7.; das Thermometer stieg d. 1sten Junius auf + 19° R. und fiel am 31sten Decbr. auf — 9½°. Die mittlere Temperatur war im Sommer + 10°. Man zählte im ganzen Jahre nur 21 Tage, an welchem das Quecksilber unter 0 ging. Der mittlere Barometerstand — 28′ 2′. An 52 Tagen wehete der NW., an 224 Tagen NW., SW. oder W. 1823 war der niedrigste Barometerstand 27′ 1. 5. der höchste 28′, 6. 4.; der höchste Thermometerstand — 19°, der niedrigste — 19½ ° R.; an 245 Tagen weheten westliche Winde, an 39 Tagen fiel das Thermometer auf oder stand unter 0. 1824 wechselte das Barometer zwischen 26, 11″ und 28′ 6″; das Thermometer zwischen — 2° und + 18 u. 18½; 237 Tage wurden von Westwinden beherrscht, und nur an 15 Tagen stand das Thermometer auf oder unter 0. Es gibt zwar einige örtliche Übel, indeß ist Hamburg wohl unter allen großen Städten nach Verhältniß der Bevölkerung eine der gesundesten.

Hamburgs Bevölkerung beläuft sich auf 111,729 Köpfe, worunter etwa 3000 Katholiken, 4000 Reformirte, 6800 Juden, 500 Mennoniten und Herrnhu-

ther und der Rest Lutheraner oder zu andern geringern Sekten gehörig. Diese Bevölkerung ist jedoch in einer beständigen Bewegung: seewärts her und stromabwärts langt wöchentlich eine Anzahl Fremder an und geht ab. Jeder ist willkommen, Jeder kann gleiche Bürgerrechte mit den Übrigen erlangen, Keiner wird wegen dessen beengt, was er meint und glaubt. Nach und nach ist daher der ursprüngliche altsassische Stamm verschwunden, indem auch das noch immer gangbare Plattteutsch mehr und mehr dem Hochteutschen Platz macht, und fast nur noch unter den niedrigsten Klassen in einem besondern Dialekte gehört wird. Geboren wurden 1825 3505; es starben 3487.

Die Hauptbeschäftigung ist der Handel, zunächst wegen der Bank große Geld- und Wechselgeschäfte, woran die jüdischen Bankiers einen bedeutenden Antheil haben und die vornehmlich mit England betrieben werden; dann sehr bedeutende Warengeschäfte, theils Ausfuhr teutscher Waren und Fabrikate nach England und Amerika, theils Vertrieb der eingeführten Colonialwaren und Fabrikate, der französ. Weine u. s. w. in das Innere von Teutschland, welches Geschäft indeß größten Theils den Commissionshandlungen überlassen bleibt, die den Großhändlern, welchen die Ladungen konsignirt sind, ihre Vorräthe in Partien abnehmen. Nur der Großhändler heißt zu Hamburg Kaufmann, und nur Kaufleute können zu Hamburg neben Rechtsgelehrten in den Senat gewählt werden. Die Detailhändler heißen, besonders wenn sie einen offenen Laden haben, Krämer. Auch als Detailhändler sind die Juden, welche besonders die Steinwege und die benachbarten Gegenden der Neustadt bewohnen oder eigentlich nur dort wohnen sollen, sehr thätig; doch hat man ihrem unmäßigen Hausiren in den neuesten Zeiten Einhalt gethan. Hamburg unterscheidet sich insonderheit durch ein vollständigeres Assortiment von allen Städten Teutschlands: da in Hamburg durchaus keine Art von Waren verboten ist, so ist auch kein Handelsartikel denkbar, der nicht auf seinem Markte schnell und ganz so, wie man ihn verlangt, in Menge zu haben wäre. Die Aufforschung und Ausbietung der Waren (auch Geld und Wechsel gehören in diese Kategorie) übernimmt das Heer der Makler, wovon 789 dem Commercium vereidet sind. Jede Ware hat besondere Makler: diese wissen Alles aufzuforschen, Alles anzuschaffen und gelegentlich an Mann zu bringen. 1780 gab es erst 21 Makler. So wird ein unglaublich lebhafter Betrieb in der Stadt, wozu merkantilisch auch Altona gehört, geführt, und Waren gehen von Haus in Haus, ohne vom Platze zu kommen. Die Schifffahrt nährt dieses, für ganz Teutschland so ersprießliche, Handelsleben, obgleich die Zahl der eigenen Schiffe nicht sehr bedeutend ist. Die Anzahl der zu Hamburg angelangten Seeschiffe betrug 1826 1946. Darunter waren 9 aus Ostindien, 70 aus Westindien, 30 aus Nord- und 31 aus Südamerika, 1 aus den Canarias, 86 aus dem mittelländischen Meere, 6 aus Spanien, 26 aus Portugal, 97 aus Frankreich, 312 aus den britischen Reichen, 4 aus Archangelsk, 78 aus Schweden und Norwegen, 67 aus den Häfen des baltischen Meeres, 51 aus Dänemark, 377 aus den Niederlanden, Ostfriesland und Oldenburg, 101 aus der Weser. Auf den Robben- und Wallfischfang lief 1, auf den Häringsfang 4 Schiffe aus. Die Dampfschiffe von London nach Hamburg haben 27, die von Amsterdam dahin 21 Fahrten gethan. Abgegangen sind 1796 Schiffe. 1825 kamen 1863 Schiffe an, 1858 segelten ab; 1824 war die Zahl der angekommenen Schiffe 1819, der abgegangenen 1812. Aber in beiden letztern Jahren wurden ein Paar Wallfischjäger und Häringsfänger mehr ausgesendet: doch ist dieser Fang gegen den zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo man 40 bis 50 Schiffe allein für den Wallfischfang und noch mehrere für den Häringsfang bestimmte, fast zu Nichts herabgesunken. Die Schifffahrt und der Handelsverkehr veranlassen viele Nebengeschäfte, worunter die Seeassekuranzgesellschaften von großer Bedeutung sind; diese werden wegen der billigen Prämien häufig für Schiffe benutzt, die den hamburger Hafen gar nicht besuchen.

Der Kunstfleiß ist in Hamburg natürlich nur Diener des Handels. Doch bestehen gegen 200 Zuckersiedereien, obgleich Rußland jetzt den hamburger Raffinaden verschlossen ist und dieser Erwerbszweig neuerdings sehr gelitten hat: 1820 lieferten 321 Zuckersiedereien 70,936 Kisten, 39,586 Fässer und 40,227 Stücke Zucker. Die Rauch-, Cigarren- und Schnupftabakfabriken verarbeiten jährlich 1 Mill. Zntr. Tabaksblätter. Wichtig sind die Repschlägereien, die Segelmacherei, die Hut-, Licht-, Pfeifenkopf-, Blechwaren-, Nadel-, Gold- und Silberfabriken, die Goldschlägereien, die Korkschneidereien, die Gärbereien und die Bierbrauereien, aber die Katun- und Leinenfabriken sind sehr gesunken. Bedeutender sind die Thranbrennereien und die großen Seifensiedereien, die besonders viel Schmeerseife liefern, und seit Kurzem haben sich die Fischbeinreißereien und Horndrehereien sehr gehoben; man bereitet viele sehr beliebte Federspulen, künstliche Blumen, Stickereien, Putzsachen, Wollenwaren, auch hat man Zwirnmühlen, und hamburger Rindfleisch und Schiffsbrot behaupten noch ihren alten Ruhm. Die Wagenfabriken liefern so schöne Fuhrwerke, als die Offenbacher. Auch unterhalten die Hamburger in der Umgegend viele umgehende Werke: ihre Handwerker arbeiten trefflich (besonders die Tischler), und der Mechaniker und Künstler ist eine große Zahl.

Die Bewohner Hamburgs zeichnen sich im Äußern wenig aus; man sieht indeß viele bleiche Gesichter. In Hinsicht der Sittlichkeit steht Hamburg so ziemlich auf gleicher Stufe mit andern großen Städten, aber in wenigen herrscht wohl so große Sicherheit als zu Hamburg, wo man selten von Taschendiebstahl, noch seltener von Mordthaten und Einbrüchen hört. Es herrscht indeß auch hier eine große Genuß-, Vergnügungs- und Schaulust: am tadelnswerthesten erscheint wohl die Hinneigung des gebildeten Theils zur Anglomanie. Der gemeine Hamburger ist grob, wenn man ihm stolz entgegen tritt, gefällig und freundlich, wenn man ihn recht nimmt, und sein Motto ist: Thue Recht und scheue Niemand!

II) Hamburgs Gebiet. Es besteht a) aus dem Gebiete zunächst der Stadt: 10,801,313 hamb. □Ruthen, wovon 1,019,000 schiffbares Gewässer, und wird eingetheilt aa) in das Geestland, das die Gebiete der Landherrn von Hamm und Horn mit 2 Dörfern und 1376 Einw., das Gebiet des heil. Geisthospitals mit 1 Dorfe und 1592 Einw., das Gebiet der Waldherrn, 4 Dörfer mit 844 Einw.; das Kirchspiel Eppendorf, 9 Dörfer mit 2810 Einw., das Gebiet der Landherrn vom hamburger Berge, 1 Vorort mit 7119 Einw., überhaupt enthält das Geestland 1 Vorort, 16 Dörfer und 13,741 Einw.; bb) das Marschland, bestehend aus dem hamburgschen oder holländschen Kravel: 1 Weiler, nach Kirchwerder eingepfarrt, dem Ochsenwerder: 2 Dörfer mit 652 Einw., dem Moorwerder: 1 Weiler 283 Einw.; Reitbrook, 774 Einw.; dem Billwerder: 5 Dörfer; Wilhelmsburg, 4 Weiler 458 Einw.; Grasbrook, 600 Einw.; Schrevenhof, 13 Einw.; Moorburg, 1616 Einw., und Finkenwerder, 1 Dorf, 1 Weiler 895 Einw., zusammen 8 Dörfer, 9 Weiler und Höfe mit 8281 Einw. Geest- und Moorland haben mithin 22,022 Einw. b) Aus dem Amte Ritzebüttel: 2,632,000 □Ruthen, 1826 mit 6280 Einw., 2 Marktflecken, 2 Dörfern und dem Eilande Neuwerk. c) Aus der Hälfte des mit Lübeck gemeinschaftlichen Amts Bergedorf, welches 4,336,500 □Ruthen und 9240 Einw. zählt, womit — die Hälfte Hamburg zugerechnet — die gesammte Volksmenge des hamburger Gebiets auf 32,922 stiegen. (Dittmann rechnet für 1824 auf das hamburger Gebiet ohne Bergedorf und die hamburger Berge, deren 6000 Bewohner er zur Stadt rechnet, 22,302, mit der Hälfte von Bergedorf zu 4,720, aber 27,022 Einw. S. Dittmans geogr.-statist. Übersicht des Territoriums von Hamburg. Hamb. 1825. 8.)

III) Stats-Verfassung und Statsverwaltung. Die Stadt Hamburg mit ihrem Gebiete bildet durch den Grundvertrag des teutschen Bundes ein Mitglied desselben mit völliger Souveränetät: sie hat in der engern Versammlung gemeinschaftlich mit den übrigen drei freien Städte die 17. Stimme, im Plenum eine eigne, und wird daselbst durch einen ihrer Syndiken repräsentirt. Zugleich mit den übrigen freien Städten besitzt sie ein gemeinschaftliches Oberappellationsgericht, steht mit den beiden Städten Lübeck und Bremen noch in der alten Verbindung der Hansa, unterhält theils für sich allein, theils mit den andern Hansestädten gemeinschaftlich Gesandte und Consuln an 27 Orten, wogegen fast alle europ. Mächte Minister und Geschäftsträger zu Hamburg haben. Durch den am 29sten Septbr. 1825 mit der britischen Krone abgeschlossenen Handelsvertrag sind die hamburger, hanseatischen und (Art. 5.) übrigen teutschen Schiffe den britischen Schiffen gleichgestellt und genießen gleicher Vortheile. Ein ähnlicher Vertrag ist 1823 mit der nordamerikanischen Union abgeschlossen, und mit ihr als Mitglied der Hansa, sind noch alte Verträge mit Norwegen, Schweden, Spanien u. a., in fortwährendem Bestehen. Als Bundes-Contingent stellt sie 1298 Mann, die zur 2ten Division des 10ten Heerhaufens stoßen. Ihr Wappen ist ein mit 3 Thürmen von Silber versehenes offenes Thor mit einem Fallgatter in Roth; auf der Flagge stehen die 3 rothen Thürme in Weiß.

Nach dem 1. Art. des Hauptrezesses von 1712, der Grundlage der hamburger Verfassung, ist das höchste Recht und die höchste Gewalt beim Rathe und der erbgesessenen Bürgerschaft, beide unzertrennlich verbunden. Es ist demnach ein bürgerlicher Freistat, auf den aber keins der Prädikate oligarchisch, aristokratisch oder demokratisch passet *). Es gibt zu Hamburg keine privilegirten Familien oder Stände, keine erbliche Würde, durchaus keinen Adel; jeder christliche Bürger, gleichviel, welche Haut er trage, oder welcher Sekte er angehöre (die Juden, die übrigens völligen Schutz genießen, sind von den Statswürden und der erbgesessenen Bürgerschaft ausgeschlossen), kann gegen Entrichtung von 40 bis 150 Mark Courant für den Fremden, und nur 20 Mark für den Sohn eines Bürgers, Bürger, und wenn er Kaufmann oder graduirter Rechtsgelehrter ist und die erforderlichen Eigenschaften besitzt, auch Mitglied des Senats werden. Die Volksklasse, die kein Grundeigenthum, mithin keinen Antheil an der Gesetzgebung hat, besitzt übrigens völlige gleiche Rechte mit den Erbgesessenen. Der Statsschatz oder die Kämmerei ist sowohl von der gesetzgebenden, als vollziehenden Gewalt völlig unabhängig. Zwar bewilligt die erbgesessene Bürgerschaft, was gezahlt, der Senat oder die vollziehende Gewalt verordnet, wie das Gezahlte verwendet werden soll, aber keine beider Gewalten bekommt davon einen Pfennig in die Hände, sondern Einnahme und Ausgabe fließt in den Kämmereischatz, der die Einzahlung erhebt und mit Argusaugen darüber wacht, daß jeder verwilligte Pfennig auch richtig verwendet werde, wie vorgeschrieben ist.

Der Stat Hamburg hat also drei wesentlich von einander verschiedene Regirungszweige:

1) Den Senat. Der edle oder hochedle, hochweise Rath besteht aus zweierlei Gliedern: in senatu und de senatu. In senatu sind 4 Bürgermeister (3 graduirt und 1 Kaufmann) und 24 Senatoren oder Rathsherren (11 graduirt, 13 Kaufleute). Die Rathsglieder de senatu bestehen aus 4 Syndiken, welche eine berathende Stimme bei den Verhandlungen führen, und dem Range nach, wenn sie im Amte sind, gleich nach den Bürgermeistern eintreten, aus dem Protonotar, dem Archivar und den beiden Sekretären, welche 4 letztre Glieder ohne alle Stimmen sind, aber sämmtlich graduirt seyn müssen. Jeder graduirte Rechtsgelehrter, welcher hamburgscher Bürger, der Rechte und Privilegien des Stats kundig, über 30 Jahre und von unbescholtenem Rufe ist, kann in den Rath gewählt werden: ausgeschlossen ist jeder Edelmann, Jeder, der einen Titel von einem fremden Fürsten hat, und nie dürfen Vater und Sohn, zwei Brüder, Schwiegervater und Schwiegersohn, 3 Schwäger in den Senat gewählt werden. Die Wahlen geschehen

*) Doch treten auch hier die Elemente eines jeden bald stärker bald schwächer hervor, wie dieß von jeder menschlichen Einrichtung wohl unzertrennlich ist.

durch Vorschlag und Ballotage. Die Bürgermeister führen den Titel Magnificenz, der auch den Syndiken gebührt, in sofern sie den Senat repräsentiren; die Senatoren heißen hoch- und wohlweise Herren. In den Kirchen geschieht bei jedem Gottesdienste Fürbitte für den Senat. Er nimmt alle öffentliche Eide, auch die Vormündereide ab; er ernennt die Residenten, Consuln und Agenten der Stadt; nimmt die Beglaubigungsschreiben der bei ihm akkreditirten fremden Diplomatiker an, läßt die durchreisenden Fürsten im Namen der Stadt bewillkommnen u. s. w. Der Senat nebst dem Collegium der Sechziger sind immerwährende Bevollmächtigte in Kirchensachen (für die christlichen, nicht luth. Kirchen ist eine Deputation von 2 Senatoren und 2 Sechzigern gebildet); das Scholarchat für das Gymnasium und Johanneum besteht aus 4 Senatoren, den 5 Hauptpastoren und den sämmtlichen Oberalten; die Schuldeputation aus 2 Senatoren, 2 Hauptpastoren, 2 Oberalten und dem Direktor des Johanneum; der Gesundheitsrath, aus 2 Senatoren und einem Oberalten, wozu 4 Physiker, 4 Ärzte und 4 Apotheker als Examinatoren gezogen werden. (1825 betrug die Zahl der examinirten Ärzte und Wundärzte 150!) Vom Senate ressortiren folgende öffentliche Behörden, die aus Senatoren und Kämmerei- und andern Bürgern zusammen gesetzt sind: 1) die Aczise-Deputation; 2) Bürgeraufnahme; 3) Bank u. Baudeputation; 4) Bauordnung; 5) Bewaffnungs-Commission; 6) Börse; 7) Brotordnung; 8) Censur; 9) Feuerkasse; 10) Kornordnung; 11) Lombard; 12) Maklerordnung; 13) Marstall, (bloß einige Kutschen- und Pferdegespanne zu feierlichen Gelegenheiten); 14) Mühlen; 15) Münze, (ist verpachtet, es wird nur noch weniges Geld unter hamburgscher Firma ausgeprägt); 16) Oberaltenwahlen und Rechnungen; 17) Stadtpost; 18) Revision des Rechnungswesens; 19) Schifffahrt und Hafendeputation in 3 Sektionen, (die ganze Sicherheit der Elbe bewacht Hamburg; Hanover und Dänemark steuern nichts bei); 20) Schuldenadministration; 21) Siegellade; 22) Stämpeldeputation; 23) Steuerdeputation; 24) Theerhofkommission, (Aufsicht, daß die feuerfangenden Sachen außerhalb der Stadt gelagert werden); 25) Thore und Bäume; 26) Todten-Ladendeputation; 27) Zehntenamt, (von allen Seitenerbschaften wird der 10te Theil als Statsabgabe entrichtet); 28) Zolldeputation (alle ein- und ausgehende Waren zahlen ½ Proc.). Auch stehen alle öffentliche Stiftungen, die Armen-, die Straf- und Besserungs-Anstalten unter besonderer Deputation, und einer der Senatoren geht auf 6 Jahre, abwechselnd mit den übrigen, als Amtmann nach Ritzebüttel, während jeder der übrigen 23 Patron einer Gilde oder Brüderschaft ist *).

2) Die Kämmerei. Die Verordneten der löblichen Kämmerei haben den Rang nach den Oberalten und bilden ein vom Senate und der Bürgerschaft verschiedenes Kollegium, welches bei allen wichtigen Finanzberathschlagungen Mitglieder mit Sitz und Stimme liefert. Die Statseinnahme, die weit beträchtlicher ist, als sie die Statistiker annehmen, und wozu Aczise und Zölle allein 1,200,000 Gulden liefern, fließt ungeschmälert und ungekürzt in die Kämmerei. Dort geschehen auch alle und jede Statsausgaben. Die Kämmerei steht unter den Verordneten der Kämmerei, das heißt 10 Bürgern aus dem Kollegium der Sechziger, wovon jährlich Einer abtritt, Einer hinzu gewählt wird; jedes Kirchspiel stellt 2 Kämmereibürger, die dem State ohne Sold und Entschädigung dienen. Der Älteste führt in der Kämmerei den Vorsitz. Sie hat die nöthigen Unterbedienten. Ein Syndikus und ein Senator bilden mit den Verordneten der Kämmerei eine Commission zum Entwurfe des Statsbudgets: sind neue Hilfsquellen erforderlich, oder werden neue Ausgabenansätze nothwendig, so werden diese der Bürgerschaft vom Senate zur Bewilligung vorgelegt, welche Bewilligung aber nur dann erfolgt, wenn die Zweckdienlichkeit anerkannt ist. Hauptquellen der Statseinnahme sind die Zölle und Stadtaczise, nebst der Thorsperre, der Stämpel, die Grundzinsen, die Grundsteuer, die Weinsteuer, der Zehnte von den Erbschaften und von allen öffentlichen Schauspielen, auch fließen alle Gerichtssporteln in die Kasse der Kämmerei. Hauptausgaben sind Bauten (besonders die kostspielige Unterhaltung der Dämme zu Ritzebüttel und der Häfen), die Gehalte, der Sold der Garnison, die Zinsen der Statsschuld u. s. w. Der Kämmerei legt der Senat und die Kämmerei dem Oberalten-Collegium jährlich detaillirte Rechnung ab, welche aber ein Statsgeheimniß bleibt. Mit der Bank steht die Kämmerei nicht in der geringsten Verbindung. Durch die regelmäßige Haushaltung ist es dem State möglich geworden, nach der bekannten Aussaugung durch die Franzosen dennoch nicht allein seinen Kredit aufrecht zu erhalten und alle Statspapiere auf Pari zu bringen, sondern auch die geschlagenen Wunden zu heilen, kostbare Bauten zu beginnen und auszuführen und doch die in jenen drückenden Zeiten erhöheten Auflagen wieder aufzuheben. Der Stat hat noch eine bedeutende Schuldenlast: indeß ist der Betrag derselben nicht bekannt.

3) Die erbgesessene Bürgerschaft bildet die Legislatur. Sie besteht aus solchen Bürgern, die ein in der Stadt liegendes Erbe eigenthümlich besitzen und etwa 1000 Rthlr. Species Banko (Sp. B. ist etwa 1 Proc. besser als Bco.) von der Kaufsumme ausbezahlt haben, christlicher Religion, nicht in fremden, der Stadt oder des Raths Diensten, nicht Prokuratoren und Makler, nicht Kirchen-, Kloster- und Schulbediente und nicht Falliten und Pfuscher sind. Die Bürgerversammlungen, die wenigstens jährlich zwei Mal, auf Ostern und Michael, gehalten werden, besuchen hauptsächlich nur die bürgerlichen Kollegien, obgleich jeder erbgesessene Bürger Zutritt hat. Diese sind: 1) die Oberalten, aus jedem Kirchspiele 3, mithin 15; 2) die Sechziger, aus jed. Kirchsp. 9, = 45; also 60; 3) die Hundert-Achtziger, aus jed. Kirchsp. 24 Subdiakonen, also 120, mithin mit 1 u. 2 = 180. Jedes Kirchspiel stellt überdieß 6 Adjunkte seit 1720, welche aber nicht mitgezählt werden. Nur die Oberalten erhalten einen

*) Die Besoldungen in dieser freien Stadt sind eben nicht sehr bedeutend: jeder Bürgermeister erhält 6000, jeder graduirte Senator 4000, jeder ungraduirte 3000, jeder Syndikus 5000 Mark Banko, oder eben so viele halbe Conv.-Thaler.

Ehrenfold, jeder 2000 Mark: alle übrigen fungiren umsonst. Den Vortrag und die Initiative in der Bürgerversammlung hat der Senat, der sie mit dem Titel: vorachtbare, wohl vornehme, günstige, liebe Mitbürger anredet. Dieß geschieht durch den jüngsten Senator, der die Propositionen vorträgt; doch ist der Senat, auf Begehren der Oberalten und Sechziger, verpflichtet, die ihm von diesen vorgelegten Punkte in seine Anträge aufzunehmen. Von allen Vorträgen kommen Abschriften an die Kirchspiele, welche, jedes für sich versammelt, darüber abstimmen. Der jedesmalige älteste Oberalte präsidirt den Kirchspielsversammlungen; außer ihm darf Niemand reden, sondern nur Ja oder Nein sagen; daher keine eigentliche Discussionen Statt finden. Können Senat und Bürger über einen Gegenstand nicht übereinkommen, so wird die Sache an die 180r, und wenn diese sich nicht fügen wollen, an eine neue Bürgerversammlung verwiesen. Indeß weiß jetzt der Senat seine Propositionen so einzurichten, daß die Bürgerschaft sie genehmigt; ist dieß nicht der Fall, so geht er ungern weiter und fügt sich der Nichtgenehmigung.

Die richterliche Gewalt beruhet vorzüglich auf dem Senate, der die ersten, ursprünglichen Richter, die Stadt- und Landprätoren, welchen eigentlich die Executivgewalt allein gebührt, aus seiner Mitte entsendet. Die beiden Prätoren verwalten ihr Amt ein Jahr, von Petri bis zum nächsten 24sten Febr., der Senator, den nach dem Alter die Reihe trifft, wird zweiter Prätor und rückt zu Petri in den Platz des ersten ein, wo jener abtritt. Die Prätur ist die erste und Vergleichsinstanz für alle Civilsachen bis 500 Mark Courant Werth, zugleich die Entscheidungsinstanz für Dienst- und Miethsachen, für Falliffements unter 4000 Mark Bco. und die Behörde für die Bestätigungs- und Zeugeneide. Alle Executionen, welche die übrigen Gerichte verhängen, werden von den Präturen vollzogen. Für die Gebiete von Hamm und Horn, des hamburger Bergs, der Walddörfer und Bill- und Ochsenwerder haben die Land- und Waldherren vier eigne Landpräturen. Die Gebiete des Johannesklosters und Georgshospitals, welche den graduirten Bürgermeistern unterworfen sind, und das Gebiet des heil. Geisthospitals, welchem 2 Oberalten vorgesetzt sind, haben weniger Ähnlichkeit mit den Präturen. Es gibt im hamburgschen State mithin nur 9 Gerichte, welche zugleich Executivbehörden sind: das Amt Ritzebüttel und das gemeinschaftliche Amt Bergedorf haben ihre besondern Unterrichter. Für die Polizei besteht seit 1814 eine besondere Polizeibehörde, die indeß bisher nur provisorisch besteht, deren wohlthätige Wirksamkeit aber nicht zu verkennen steht. Das alte Polizeigericht, die Wedde, ist dadurch fast nutzlos geworden. Alle Handelssachen gehören vor das 1815 durch Rath und Bürgerschluß eingesetzte, sehr aktive, aber auch sehr theure Handelsgericht. In zweiter Instanz, für Civilsachen über 500 Mark, und zur Untersuchung und Aburtheilung von Criminalfällen und zur Extrahirung der proclamata besteht das Niedergericht unter einem graduirten Präsidenten, 2 graduirten und 2 ungraduirten Richtern, sämmtlich Nicht-Senatoren. Die höchste Gerichtsinstanz ist die das Obergericht bildende Section des Senats, von deren Beschlüssen in gewissen Civilfällen die Berufung an das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Lübeck geht: höchste Instanz in Criminalfällen aber ist der Senat in pleno. Das Obergericht ist aus einem graduirten Bürgermeister, 5 graduirten, 5 ungraduirten Senatoren zusammen gesetzt, die jährlich vom Senate ernannt werden. (1826 gab es zu Hamburg 74 immatrikulirte Advokaten, 14 beeidigte Notare und 7 beeidigte Übersetzer.)

Die hamburgsche Kirche steht strenge unter Aufsicht der Statsgewalt; ohne Genehmigung des Senats darf das Ministerium, das die 5 Hauptpastoren und 18 Diakonen bilden, und worin der Senior unter den erstern den Vorsitz führt, nicht das Mindeste in Materie und Form ändern. Der Pastor zu S. Georg und zu S. Paul auf dem Berge gehören zum Ministerium, nicht aber die 12 Prediger im eigenen und die 6 Prediger im gemeinschaftlichen Gebiete.

Das Militär steht unmittelbar unter dem Oberbefehle des ältesten Bürgermeisters als Generalissimus. Dieser präsidirt auch dem Militärdepartement. Das Bürgermilitär, wozu jeder waffenfähige Bürger und Bürgerssohn vom 18ten bis zum 45sten Jahre eingeschrieben ist, steht unter der Kommission des Bürgermilitärs, der ebenfalls der älteste Bürgermeister vorsteht; die Bürgergarde, 12,000 bis 15,000 Mann stark, besteht aus dem Generalstabe, 2 Komp. Artillerie, 8 Bataillons Fußvolk, ein Jägerbat. und eine Komp. leichter Reiter; Alles auf's Beste uniformirt und bewaffnet. Die Garnison, 1000 Mann stark, bildet ein Infanterieregiment von 850, ein Uhlanenkorps von 70 und ein Artilleriekorps von 60 Mann. Außerdem besteht eine vollständig uniformirte und bewaffnete Nachtwache, unter Aufsicht von 2 Senatoren, 2 Oberalten und 2 Kämmereibürgern: sie ist 500 Mann stark und unter 2 Kompagnien vertheilt. Auch die Spritzenleute der musterhaft organisirten Löschanstalt werden regelmäßig besoldet.

IV. Geschichte. Vor dem Zuge des großen Karl an die Ufer der Elbe geschieht nirgends eines Orts Erwähnung, der auf das frühere Daseyn von Hamburg schließen läßt, und so darf wohl die Erbauung des Blockhauses Hochbuchi um 808 als die erste geschichtliche Spur der Entstehung Hamburgs angesehen werden. Wie früher und bis auf den heutigen Tag in Amerika's Wildnissen ging damals in den Elbgegenden die Eroberung und der Anbau des Landes mit der Verbreitung des Christenthums Hand in Hand. Für das Land nordwärts der Elbe ist der Franke Ansgar, ein Zögling der Benediktinerabtei Corvei, der Apostel und mit Recht ist seinem Namen in Bremen eine Kirche geweihet. So unbedeutend auch die aus Eichstämmen zusammen gezimmerte Taufkirche und das Blockhaus, wo einst Hamburgs Dom prangte, an sich gewesen seyn mögen, — diese Stiftskirche wurde der Mittelpunkt der Verbreitung der Kultur für Nordalbingien, für die kimbrische Halbinsel, für die dänischen Inseln, selbst für Schweden und Norwegen. Sie war gleichsam die Brücke die sich

der Genius der Menschheit bahnte, um bis zum Nordpol hin das Kreuz des Erlösers zu pflanzen und den erstern Samen der Wissenschaft, der Künste und geselliger Bildung auszustreuen. Durch die Fundationsurkunde des hamburgschen Erzstifts, datirt Aachen idibus Maji 834 wurden dem nordischen Apostel Erzbischof Ansgar auch die Länder Groenlandia, Hallinglandia, Islandia und Scandinavia als Sprengel angewiesen: man sieht, daß die Kirche schon damals Gegenden in Anspruch nahm, von deren Daseyn doch nur erst eine dunkle Sage zu ihrer Kunde gekommen seyn konnte. Doch verhinderte die Unbiegsamkeit der unbekehrten Völker, zwischen deren Gebieten das kleine Gotteshaus und die Mission von Hamburg stand, und die Agonie, worein das Reich nach Karls des Großen Tode gefallen war, daß sich um dasselbe eine bleibende Niederlassung bekehrter Heiden bilden konnte: es bargen sich daselbst Anfangs bloß Fischer (die älteste Hamburger Gilde ist die der Amtsfischer), die, wenn die wilden Feinde heran zogen, leicht mit ihren Kähnen das südliche Ufer der Elbe gewinnen konnten; Fischerei blieb lange der Hauptnahrungszweig, weil an Ackerbau auf dem der Überschwemmung offen stehenden Boden nicht und noch weniger an Seehandel gedacht werden konnte, so lange das damals so bedeutende unversunkne Helgoland, die Zuflucht des altsassischen Wodandienstes, die Elbe blokirt hielt, und an deren Mündung nichts zu suchen war, als Tod und Sclaverei. Unter Otto dem Großen scheint Hamburg als ein Verbannungsort für unruhige Geistliche benutzt zu seyn: der Kaiser schickte den abgesetzten Papst Benedikt VIII. dahin, der 965 starb und sein Grabmahl in dem Dome fand, der seitdem seine Stelle nicht wieder verändert zu haben scheint. Hermann Billing, einer der Ahnen der Welfen und Otto des Großen Vogt in Nordsachsen, hausete seit 957 in Hamburg und scheint der erste Stifter des hamburgschen Gemeindewesens geworden zu seyn, das von S. und nicht von N. Ansiedler erhielt und eine wahrhaft teutsche Stadt auf eignem, sauer der Elbe abgerungnem Boden wurde. Gewiß ist es, daß sich unter Otto dem Großen hier eine teutsche Gemeinde bildete, die durch eigne Schöppen regirt wurde, aber einen kaiserl. Vogt hatte, der sie bei ihren Vorrechten schirmte und mit dem sie sich besser zu vertragen schien, als mit ihrem geistlichen Hirten, der sich bald als Herrn der Stadt geriren wollte und 1063 eine Burg auf dem Süllberge bei Blankenese aufführte, die den jungen Bürgern gar nicht gefallen wollte. 1072 wurde Hamburg von dem Dänen Jarl Kruko ausgeplündert und verheert, erholte sich aber schnell wieder, und schon 1126 stand der verbrannte Dom wieder an seiner Stelle. Die Grafen von Schauenburg, die 1106 zum Besitze Holsteins gelangt waren, thaten Viel, um den Wohlstand von Hamburg zu heben, und wirkten ihr von dem Kaiser Freiheitsbriefe aus, nach welchen ihr Weichbildsrecht, eine eigne Gerichtsbarkeit secundum jura Sosatiae, Zollfreiheit und das Fischfangsrecht von der Elbe bis zum Meere verliehen wurden. Dieß geschah 1189 und nun war die Stadt fertig; schon 1190 finden wir 4 hamburgsche consules als Regenten, während sich die holsteinschen Grafen kein andres Recht anmaßten, als die Einsetzung eines Landvogts oder Advocatus. Zum Glücke schlug es ihr aus, daß damals eine große Flut die Insel Helgoland unter Wasser begrub, denn nun wurde die Elbe frei, der Handel erhielt freies Spiel und niederländische Kaufleute legten hier ihre Waaren, normännische Corsaren ihren Raub nieder. Auch Gilden hatten sich bereits gebildet, denn 1152 bestätigte Heinrich der Löwe die der Gewandschneider und der Kramer. Bei allem dem würde Hamburg doch nie vor dem mächtigen reichen Bardowiek, dem großen nordischen Tyrus, emporgekommen seyn, wenn dieß nicht durch Heinrich den Löwen gefallen wäre: die reichen Bürger der zerstörten Stadt wandten sich nach Hamburg und bald trat dieses in die Reihe der Handelsstädte ein. Es verlor nichts durch die Verlegung des erzbischöflichen Sitzes nach Bremen, die 1223 vor sich ging; denn es behielt das Domkapitel und wurde einen lästigen Aufseher los, der sich nur zu gern zum Gebieter aufgeworfen hätte. Indeß hatte es im 13ten Jahrhunderte verschiedne Bedrängnisse auszuhalten: der Dänenkönig Knud VI., der sich Holstein unterwarf, eroberte auch Hamburg und sein Sohn Waldemar veräußerte sie sogar für 700 Mark löthigen Silbers an den Graf Albrecht von Orlamünde, der die Stadt besetzte, aber so klug war, als Waldemar 1223 gefangen wurde, seine Ansprüche an die Stadt dem Magistrate für 1500 Mark löthigen Silbers zu überlassen und mit seinen Mannen abzuziehn. Diese Abfindungssumme wurde von den Bürgern durch freiwillige Beiträge aufgebracht, und man kann daher sagen, daß sie damit ihre Freiheit selbst und zwar rechtlich erworben haben; denn nun verließ auch der Reichs- und Bruchvogt, den noch immer die Grafen von Holstein eingesetzt hatten, die Stadt, und an die Stelle der Schöppen trat der Rath oder das collegium consulum. Graf Adolf IV. entsagte allen Anrechten an die Stadt, wofür ihn diese mit einer Geldsumme unterstützte, als Waldemar von neuem in Holstein gedrungen war und ihm den König überwinden half, wofür dieser das Dominikanerkloster St. Johann und das Franziskanerkloster St. Maria Magdalena stiftete. Hamburgs Wohlstand mehrte sich nun von Tage zu Tage: 1241 trat es in ein Schutz- und Trutzbündniß mit Lübeck, wodurch der Grund zu der Hansa gelegt wurde. Es erwarb um diese Zeit mehrere Güter von den bedrängten Edelleuten und Grafen, nahm aber keine Patricier in seine Mauern auf, schloß Handelsverträge selbst mit entferntern Mächten, wie mit Flandern, Schweden, Braunschweig, wodurch es sich bedeutende Handelsvorrechte erwarb, und verjagte alles, was von Raubrittern in seiner Nähe war. Die seit 1252 aufgeblühete Flandernfahrergesellschaft, die noch jetzt große Vorrechte genießt und aus deren Mitte 2 Börsenalten gewählt werden, brachte niederländisches Tuch, Rhein- und französische Weine und gründete eine einträgliche Spedition: ein eignes Hansehaus wurde zu Antwerpen errichtet, andere in den nordischen Reichen und in England gestiftet.

Außer der Altstadt war eine Neustadt mit eigenem Rathhause entstanden und rascher baute man in den Katharinen- und Jakobskirchspielen: 1292 vereinigten sich die beiden Räthe der Alt- und Neustadt, und es ward ein gemeiner Schatzkasten, die nachherige Kämmerei, gestiftet. Andre Anstalten, wie die Errichtung eines Wartthurms auf dem Eilande Neuwerk, als Zeichen für die ein- und ausgehenden Schiffe beurkunden die Wachsamkeit des Raths für den aufblühenden Handel; 1325 erwarb die Stadt das Münzrecht, erhielt 1356 die Auflösung des Banns, den ihr 1336 ein Streit mit dem Domkapitel zugezogen hatte, und wand sich mit Hilfe vom Kaiser glücklich aus einer Fehde, die sie mit den Holsteinern zu bestehen hatte. Dabei kauften sie immer mehrere Güter und Dörfer in der Nähe an, wie 1342 das schöne Eppendorf, 1351 und 1352 die Elbwerder und 1394 das Amt Ritzebüttel: 1390 baueten sie die Feste Moorburg. Aber am Ende des 14ten Jahrh. fingen Reibungen zwischen Rath und Bürgerschaft an, die vielleicht nicht so gütlich beigelegt wären, wenn nicht Gefahren von außen beide Parteien vereinigt hätten: denn Claes Störtebekr und seine Gesellen in Ostfriesland hatten der Hansa und dem Handel den Krieg angekündigt, blokirten die Elbe und brachten alle Schiffe auf, deren sie sich bemächtigen konnten. Endlich vernichtete 1402 der Bürgermeister Simon van Utrecht die Corsaren auf der Sandbank bei Helgoland, und ließ die, die er in seine Gewalt bekam, auf dem Grasbrook zu Hamburg enthaupten. Aber kaum athmete man freier, als auch der Bürgerzwist 1410 wieder ausbrach: ein Machtstreich des Senats hatte die Errichtung der Sechziger und den ersten zwischen Senat und diesen Repräsentanten der Bürgerschaft abgeschloßnen Rezeß zur Folge. Die Unruhen waren dadurch nicht geendigt, und dauerten 47 Jahre fort, bis sie endlich durch einen neuen Rezeß 1458 vor der Hand beseitigt wurden. Denn 1483 erregte Heinrich von Loh, ein nach Hamburg entwichner hanoverscher Leibeigner einen wilden Aufruhr, wodurch die Abfassung des städtischen Gesetzbuchs 1497 veranlaßt wurde. Gewöhnlich ging es aber zu Hause unruhig zu, wenn man außen nichts zu thun hatte. Daran fehlte es aber nicht, denn Hamburg nahm in der Regel an allen Fehden Theil, die die Hansa zu Wasser und zu Lande zu bestehen hatte. 1420 eroberte sie gemeinschaftlich mit Lübeck die Raubfesten Bargdorp und Riepenburg mit den Vierlanden von den Herzogen von Lauenburg, mit welchen beide Städte außerdem noch manchen Strauß zu bestehen hatten. Von den Kaisern hatte die Stadt, wie alle, die nicht mit Geldzahlungen kargten, durch Freibriefe fortdauernd Unterstützung erhalten: so 1453 das Recht goldne Münzen zu schlagen, 1475 sie mit dem Stadtwappen auszuprägen u. s. w. 1421 war sie durch die Pest heimgesucht, die doch nicht so große Verheerungen anrichtete, wie in andern Städten, weil die Vorsichtsmaßregeln besser getroffen waren. 1464 forderte König Christian I. von der Stadt die Erbhuldigung, indeß war er zufrieden, als Bürgermeister Detlev Bremer ihm den Handschlag leistete, wogegen er seinen goden Fründen zu Hamburg alle Gerechtsame und Freiheiten bestätigte; die kaiserlichen Privilegien nahmen sie neuerdings 1468 in Schutz, und wiederholt wurde sie aufgefordert, als Reichsstadt Deputirte zum Reichstage zu senden, und Kaiser Max schützte sie 1510 durch ein eignes Dekret gegen alle Anmaßungen des Dänenkönigs. Ihr Flor war um diese Zeit immer mehr gewachsen: sie galt unbestritten für die erste Handelsstadt des teutschen Nordens und selbst Lübeck konnte sich nicht mehr mit ihr gleich stellen; der Fall der Hansa erweiterte nur ihr Verkehr, da die strengen Zunftgesetze des Bundes ihren merkantilischen Geschäften mehr hinderlich als förderlich gewesen waren. Indeß nahm sie doch eigentlich noch keinen Antheil am Welthandel, und war immer nur als ein Handelsplatz vom zweiten Range anzusehn, dessen Geschäfte mehr in Spedition und Commission als im Großhandel sich bewegten. Die Einführung der Reformation veranlaßte zwar einige Unruhen, indeß wurde sie doch durch den langen Rezeß vom 18. Februar 1529 völlig zu Stande gebracht, und auch 1531 der katholische Gottesdienst im Dome beendigt. Durch den Rezeß von 1548 verwarf die Stadt das kaiserliche Interim: aber dadurch gerieth die Stadt in eine bedenkliche Lage, da zwar Dänemark dem Protestantismus günstig war, aber dafür die Erbhuldigung verlangte, der Kaiser aber mit der Acht drohte und Schutz gegen Dänemark verhieß, wenn man zum Katholizismus zurückkehren wollte. Schutz hatte sie sich von den schmalkaldischen Bundesgenossen wenig zu versprechen, und war sich fast selbst überlassen, doch führte sie der Senat mit wahrhaft bewundernswerther Klugheit und Standhaftigkeit durch diesen Kampf, der dadurch noch schwieriger wurde, daß auch die Bürgerschaft aufstand und Rechnung von der Führung des Statshaushalts forderte, auch besonders auf Abschaffung der Rubrik geheime Ausgabe, wodurch der Senat freilich manches Ungewitter in der Ferne beschworen hatte, drang. Sie erlangte auch, daß der Senat 1563 die Verwaltung der Statskasse in die Hände der Kämmerei abgeben mußte, und dadurch eine dritte unabhängige Statsgewalt entstand, und doch hörte deßhalb der Haber nicht auf. Dessen ungeachtet verstand der Senat den im Innern bewegten Stat durch Weisheit und die Benutzung glücklicher Conjunkturen, durch alle Stürme der Zeit zu führen: vorüber gingen die Religionskriege, und selbst der 30jährige Krieg, ohne daß die Bürger einen einzigen fremden Soldaten in ihre Ringmauern genommen hatten. Diese waren durch die Bemühungen des Senats im 16ten und 17ten Jahrh. so haltbar geworden, daß Christian von Dänemark, Tilly und selbst der furchtbare Wallenstein darunter hinzogen, ohne sie zu berühren. Hamburg wurde im Laufe des 30jährigen Kriegs, nicht ein einziges Mal belagert: ihr Handel hob sich selbst während der Kriegshändel, und noch mehr, sie war die Zuflucht aller Edlen, welche die Kriegsflamme aus ihrem Vaterlande trieb, aller unglücklichen Flüchtlinge, die ihre Heimath verloren hatten. Und doch sind alle Rezesse des 16ten und 17ten Jahrh. voll Klagen der Bürgerschaft: sie fügte sich nicht

mit Freudigkeit in die Opfer, die zur Erhaltung der Stadt dargebracht werden mußten: frühzeitig offenbarte sich eine schmähliche Unduldsamkeit, welcher wohlhabende, ruhige protestantische Flüchtlinge, weil sie nicht dem herrschenden Lutherthume huldigten, durch die wilde Polemik geistlicher Zeloten vertrieben, aus der Stadt weichen mußten. Diese, unter andern die frommen, reichen, erwerbfleißigen Mennoniten, siedelten sich zu Altona an, welche Stadt bloß der lutherschen Unduldsamkeit der Hamburger und den weisen Maßregeln der dänischen Regirung ihre Entstehung und ihr Aufblühn verdankt. 1603 wurde das Stadtbuch den veränderten Umständen gemäß eingerichtet und das Gemeinwesen vollständiger ausgebildet. Freilich mochte der Senat sich manche Unrechtfertigkeit haben zu Schulden kommen lassen, da er von der Bürgerschaft stets gereizt wurde: indeß stand das Recht doch auf seiner Seite, und der Rezeß von 1674 wurde unter der Mitwirkung eines kaiserl. Commissars zu seinen Gunsten abgeschlossen; darüber wurden die Oberalten, die sich für denselben hatten gewinnen lassen, dem Volke verhaßt, und als sie sich 1677 zur Aufrechthaltung desselben an den Reichshofrath wandten, so suspendirte man sie von ihren Ämtern und verjagte einen von ihnen, Krull, aus der Stadt. Dieß veranlaßte eine zweite Commission. Die Bürgerschaft, von ihren Stellvertretern verrathen, warf sich nun den Dänen in die Arme: zwei talentvolle Bürger Snitger und Jastram traten als Demagogen an die Spitze ihrer Mitbürger, und ein dänisches Truppencorps rückte vor die Stadt und forderte Erbhuldigung. Da vereinigte sich Alles, was Bürger hieß, selbst jene beide Demagogen, mit dem Senate und halfen die Stadt vertheidigen, die hannoversche und brandenburgsche Hilfsvölker befreiten. Die Dänen mußten abziehen, aber jene beiden Volksvertreter wurden nun auf die Folter gebracht und hingerichtet. Dieß verschaffte zwar eine augenblickliche Ruhe, indeß dauerte eine dumpfe Gährung immer fort. Dabei war seit dem westphalenschen Frieden der Handel der Stadt in Verfall gerathen, und ganz in die Hände der Holländer übergegangen: die hamburgsche Flagge durfte sich auf keinem Meere blicken lassen, wo die holländische wehete, das mittelländische verschlossen ihnen die Barbaresken, und nur nach dem nördlichen Spanien und nach Portugal blieben die Geschäfte von einiger Wichtigkeit. Die Bürger waren zum Theil geschäftslos und doch blieben die Statslasten fortwährend drückend. Deßhalb gab es immer Zunder zur Unzufriedenheit und dieser wurde durch die calvinistischen Umtriebe am 23. November 1693 zum offnen Aufstande angefacht: die Mayerianer erfochten einen völligen Triumph, Horb wurde aus der Stadt gejagt und eine kaiserl. Commission nöthig, die 1699 zwar einen neuen Rezeß zu Stande brachte, der aber doch die Gährung keineswegs beseitigte. Der Pöbel forderte seinen geliebten Lehrer Mayer, den die kaiserl. Commissarien aus der Stadt gewiesen hatten, zurück: an ihre Spitze setzte sich der Prediger Krumholz und der Senat mußte laviren, um einen nochmaligen Aufstande auszuweichen. Dieser brach dessen ungeachtet 1708 aus: eine Rotte Fanatiker besetzte das Rathhaus, verjagte die Senatoren, welche Ordnung stiften wollten, und trieb hohe Geldstrafen bei. Der Senat und die angesehnsten Bürger wandten sich nun an den Herzog von Braunschweig und die Direktoren des niedersächsischen Kreises. Diese schickten vor Pfingsten 1708 Kreistruppen mit kaiserl. Commissarien, die unter Garantie des britischen und holländischen Gesandten, daß nichts an den Grundgesetzen geändert werden sollte, in die Stadt und verhafteten sogleich Krumholz und seine vornehmsten Anhänger, vierjährige Verhandlungen begannen und führten endlich zu dem großen Hauptrezeß von 1712, der völlige Ruhe und ein inniges Verhältniß zwischen Rath und Bürgerschaft bewirkte, das seitdem nie wieder getrübt ist. In demselben Jahre verließen auch die kostbaren Commissarien und Kreistruppen die Stadt. Noch einmal rückte der Dänenkönig Christian V. 1713 mit einem Kriegsheere drohend vor die Stadt, ließ sich jedoch mit einer Summe von 280,000 Rthlr. zum Wiederaufbau des von Steenbock verbrannten Altona abkaufen. Nachdem nun die Ruhe wiedergekehrt war, blühete auch der Hamburger Handel von neuem auf, und wurde besonders während des siebenjährigen Kriegs höchst bedeutend: Hamburger Schiffe gingen nach Holland, England, Spanien und Portugal, und nahmen Theil am Härings-, Stockfisch- und Wallfischfange, der um 1760 mit 50 bis 60 Schiffen betrieben wurde; auch die Wechselgeschäfte kamen in Gang, und die Fabriken der Stadt hoben sich ungemein. Überall erschien neues Leben, neuer Wohlstand: die 1619 errichtete Bank, die sich bisher in der Rolle einer Leihbank gehalten hatte, wurde völlig für den Handel organisirt. Der gottorpsche Vertrag von 1768 hob alle Mißhelligkeiten mit Dänemark und die Stadt nahm nun auf dem Reichstage ihre Stelle ein. Nach dem siebenjährigen und besonders in dem amerikanischen Kriege erhielt Hamburg als neutrale Stadt eine hohe Wichtigkeit, ihr Handel eine ganz neuen und noch nicht gekannten Schwung; sie erhielt einen Antheil an dem Welthandel, und der Antheil, den Amsterdam und Holland bisher daran genommen hatten, ging zum Theil in ihre Hände über. 1778 traf das erste Schiff aus Nordamerika auf geradem Wege in ihrem Hafen ein, von allen Seiten strömte ein ungeheurer Reichthum zu, aber auch ein vorher nicht gekannter Luxus mit seinen verderblichen Folgen. Manche Erschütterungen traten ein, obgleich Handel und Verkehr in gleichem Steigen war: 1799 zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Menge von Bankerotten aus, deren Gesammtsumme 30 Mill. Mark Bco betrug. Das Säkularisations- und Entschädigungssystem bedrohte Hamburg 1803 nicht unmittelbar: es war zu sehr in das politische und merkantilische System Europa's verflochten, als daß seiner Selbstständigkeit Gefahr gedrohet hätte. Die Besitznahme der Stadt durch den Prinzen Karl von Hessen 1801 war nur temporär und durch Nelsons Sieg vor Kiöbenhaven sogleich aufgehoben. Durch den Vertrag mit Dänemark und Hanover vom 1sten December 1802 erhielt die Stadt das nicht unbe-

deutende Domgebiet und die Ausrundung ihres Gebiets, wie es jetzt ist. Empfindlich war es, daß durch die Besitznahme Hanovers 1803 ihr Verkehr mit Teutschland fast ganz vernichtet wurde; aber das größte Unglück traf sie 1810, als das franz. Dekret vom 13ten Decbr. ihre Selbstständigkeit aufhob und sie zu einer guten Stadt des großen Reichs machte. Von dem Augenblicke war ihr ganzer Handel dahin, selbst unter den Umständen, daß dieses Reich fortgedauert, daß ganz Europa in seinen Fesseln geblieben wäre, würde sie doch nie wieder sich zu einem größern Flor emporgehoben haben; schon die droits réunis würden dieß verhindert haben. Das Schicksal hatte es anders beschlossen; indeß sollte Hamburg vorher, ehe es wieder in den Genuß der Unabhängigkeit gesetzt wurde, alle Gräuel des Krieges erfahren. Als das französische Heer in Moskwa vernichtet war, besetzte am 18ten März 1813 der russische Oberst Tettenborn die Stadt, und stellte die alte Unabhängigkeit wieder her; allein schon in der Nacht vom 29sten bis 30sten Mai rückte der französische Marschall Davoust nach einer kurzen Belagerung ohne Capitulation zurück, und behauptete sich in derselben, trotz dem, daß es Bennigsen belagerte, bis zum 31sten Mai 1814, wo Graf Bennigsen in ihre Mauern einzog und Davoust dieselbe verlassen hatte. Wie die unglückliche Stadt von den wiedergekehrten Franzosen behandelt, ist noch zu neu, um dieß hier zu wiederholen; ihren Verlust schlägt man während dieses Unterdrückungsjahrs, ohne den der Bank, woraus der General 7,506,956 Mark 7 Sch. Bco nahm, auf 37 Mill., den von 1806 bis zum 31sten Mai 1814 auf 140 Mill. Mark Bco an. — Als die Franzosen abgezogen waren, wurde sogleich Hamburgs alte Verfassung, ihre Obrigkeit, wieder hergestellt, 1815 der Stat für eine der 4 freien Städte des deutschen Bundes erklärt, und ist von neuem in den Rang einer Welthandelsstadt getreten, welchen ihr nur ganz veränderte Conjuncturen rauben dürften. Die Freiheit von Südamerika weiset ihr vielmehr den Weg zu neuen Verhältnissen und Speculationen an, den sie gewiß mit Vortheile betreten wird. Immer wird sie auch eine der ersten Wechselplätze des Kontinents bleiben *). (Nach *C. N. Röding.*)

Hamburger Bank s. Bank. Encykl. Th. VII. S. 313.

*) Meistens Auszug der ausführlichen Beschreibung dieser Stadt in den N. A. G. und St. Lph. XIX u. XX, theils nach eigenen Ansichten, theils nach den im Weim. Handb. V. S. 810 angegebenen und andern Hilfsmitteln, besonders J. L. v. Heß, Hamburg 1810, 1811, und Meyer's Skizzen von Hamburg 1801, 1804. 2 B. 8.

HAMBURGER BERG, eigentlich eine Vorstadt von Hamburg, die von der Alster um die Stadt her sich bis zu der Elbe erstreckt, aber politisch als das Gebiet der Landherren des Hamburger Bergs angesehen wird und das Kirchspiel St. Paul ausmacht. Dahin gehört Alles, was vor dem Damm- und Altonaer Thore in Pöseldorf, auf dem heil. Geistberge, bei der Glashütte, in der Nähe der Kirchhöfe, bei der Ölmühle, beim Schulterblatte und auf dem Hamburger Berge angebauet und 1813 unter Davoust bis auf eine Entfernung von 250 Toisen von der Stadt völlig abgebrochen und verwüstet war, seitdem aber schöner wieder hervorgegangen ist. Die Kirche S. Paul, seit 1820 vollendet, ist ein einfaches thurmloses Gebäude, nahe an der Elbe. Man rechnet jetzt gegen 700 Häuser und vielleicht mehr als 6000 Menschen, die sich auf 42,400 □Ruthen nähren und Schiffswerfte, Thran- und Kalkbrennereien, vorzüglich aber eine große Menge Lust-, Tanz-, Schenk- und Wirthshäuser unterhalten; denn die Berge waren von jeher der Tummelplatz der untersten Volksklasse von Hamburg, der fremden Matrosen, die hier mit vollen Händen ihr Geld wegwerfen. Auf dem Platze vor dem Altonaer Thore gibt es Volksbelustigungen aller Art: hier haben der Hanswurst und auch die Venus Vulgivaga ihre Tempel aufgeschlagen. An Sonn- und Festtagen wogt hier eine ungeheure Volksmenge, die nicht bloß aus Hamburg, sondern auch aus Altona sich versammelt; denn den hamburger Berg trennt nur ein 8 Fuß breiter Scheideweg von Altona, wohin eine gerade, feste, 4000 Schritt lange Chaussee und eine neue stattliche Straße führt. Im haarburger Berge ist der Landungsplatz für die nach Haarburg gehende Dampffähre, und auf dem Schulterblatte wird Montags, Mittwochs und Freitags, in der Schlachtzeit vom Octbr. bis Weihnachten auch Sonntags, der große Ochsenmarkt gehalten, wo wöchentlich wohl 400 bis 500 Stück Rindvieh verkauft werden. (Nach *Röding.*)

HAMBURGH, vier Ortschaften in Nordamerika: 1) in der Delaware, Grafsch. Newcastle, an dem Delaware; 2) in der Illinois, Grafsch. Union, am Missisippi; 3) in der Pennsylvania, Grafsch. Berks, 60 Häuser, 360 teutsche Einw., und 4) in dem Südcarolina, Districte Edgefield. Letztere liegt am nördlichen Ufer der Savanna und blühet (Columbus 1827 Febr. S. 165) zum Nachtheile der gegenüber stehenden Georgia, Stadt Augusta, schnell auf, indem sie im August 1826 schon 2700 Einw. hatte, und eine höchst bedeutende Stromschiffahrt unterhielt. (*G. Hassel.*)

Nachträge und Ergänzungen

zum

ersten Bande der zweiten Section.

HABITANT, eigentlich derjenige, welcher seine Wohnung an irgend einem Orte aufgeschlagen hat. In der Handlung bedeutet dieß Wort denjenigen, welcher in einer Kolonie einen gewissen Strich Landes besitzt, welchen der Landesherr durch Patente, oder die Directoren einer Gesellschaft durch ihre Concession ihm zu eigen überlassen haben, daß er ihn zu seinem Nutzen, vermittels einer überein gekommenen Abgabe, anbauen und pflanzen solle. In Frankreich heißen sie Colons u. Cessionaires, in England planters. *(St.)*

HABITATION, ein Coloniewort, mit welchem eine Niederlassung bezeichnet wird, welche einzelne Privatpersonen in neu entdeckten Ländern vornehmen, nachdem sie königliche Briefe oder Briefe von Interessenten bei der Colonie dazu erhalten haben, in welchen nicht nur die Anzahl der ihnen zum Anbau bewilligten Felder, sondern auch die Abgaben vom Hundert bestimmt sind, welche sie alle Jahre an die Regirung, oder an die Gesellschaft dafür bezahlen müssen. An diesen Wohnungen nun werden, nach Beschaffenheit des Bodens, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Indigo und andere dergleichen, dort leicht wachsende und auf europäischen Märkten gesuchte Waaren angebauet. Der Ackerbau und was dazu gehört, die Arbeiten in den Zuckermühlen, die Zubereitung des Tabaks, Indigo u. s. w. geschehen aber von zweierlei, gleich unglücklichen Personen, deren Unglück jedoch von ungleicher Dauer ist. Einige machen sich nur auf drei Jahre verbindlich, die andern aber, die Schwarzen, müssen lebenslänglich dienen. *(St.)*

HADSCH (حَجّ), mit dem Artikel Al-Hadsch (الْحَجّ), bezeichnet die Wallfahrt nach Mekka, welche jeder Moslem von beiderlei Geschlecht ein Mal in seinem Leben an dem durch das Gesetz vorgeschriebenen Tage und auf die durch daßselbe angeordnete Weise vollbringen muß[1]). Die Verpflichtung dazu leitet schon der Koran (Sur. 3, 90 — 91. ed. Hinck. oder v. 97. ed. Mar.) von Gott her, wenn er sagt: von Gott ist den Menschen die Wallfahrt zum Hause (d. i. zur Kaaba) auferlegt. Darum legt auch die moslemische Tradition einen hohen Werth auf die Wallfahrt. Denn unter andern hat der berühmte Sammler der Überlieferungen Bochara (s. die Art. Bukhara, XIII, 417. u. Hadith, oben S. 94 und folgg. dieses Bandes) in seinem Dschami-us-sahih folgenden Ausspruch des Propheten aufbewahrt: „Man fragte den Propheten, welches das verdienstlichste der Werke sei? Er antwortete: der Glaube; und hernach? Der Krieg auf Gottes Wege (d. i. Kampf für die Religion); und hernach? die Pilgerschaft[2])". Ähnlich ist auch die Äußerung Muhammeds: „der schönste und beste der heiligen Kriege ist der Pilgerzug nach Mekka[3])"; und das harte Urtheil, welches er über die Vernachlässignng der Wallfahrt fällte: „Wer da stirbt, ohne der Pflicht der Wallfahrt genügt zu haben, kann eben so gut als Jude oder Christ sterben[4])", zeigt hinreichend, daß man diese Religionshandlung als sehr wichtig, ja als ein wesentliches Stück in dem Kranze der Tugenden des rechtgläubigen Moslems betrachte. Wenn daher islamitische Gelehrte die äußere Religionsübung auf fünf Hauptpunkte zurückführen, so ist die Wallfahrt nach Mekka stets ausdrücklich zu diesen fünf Stücken gerechnet worden[5]), und wo man auch nicht so scholastisch zu Werke geht, rechnet man doch jederzeit diese Übung des Glaubens zu den vorzüglichsten[6]). Der Khalif Omar wollte sogar, wie Muhammed nach dem Obigen, den nicht zu seinen Glaubensgenossen rechnen, wer diese Pflicht absichtlich unterlasse, und drohte solche Sünder dafür nicht nur

---

1) *Pococke* specimen hist. Arab. p. 310 — 11.

2) Fundgruben des Orients 1r Th. S. 150. N. 14. 3) Bochara a. a. O. S. 172. N. 217. 4) *Pococke* specimen hist. Arab. p. 312. Vgl. Mouradgea d'Ohsson Schilderung des othoman. Reichs 2r Th. S. 33 nach der teutschen Übers. von Beck. 5) So z. B. von dem Verfasser des durch Reland bekannt gemachten Abrisses der muhammedanischen Glaubenslehre (de Religione mohammed. p. 4.) und von Andern; *Pococke* specimen hist. Arab. p. 30. Vgl. *Marracci* prodrom. ad refut. Alcor. P. IV. p. 8 — 9, wo eine ähnliche Stelle aus einem arabischen Schriftsteller dieses Faches mitgetheilt wird; ferner Mouradgea d'Ohsson a. a. O. 1r Th. S. 235, teutsch. Übers. von Beck und die Unpart. Charakteristik der türkischen Reichsverfassung. Berlin 1790. S. 66. 6) Vgl. *Elmacin.* Hist. Sarac. Lib. I. cp. 3. p. 3. *Hottinger* hist. orient. p. 409. Abulfaradsch in einer schon von Marracci (Prodrom. ad refut. Alcor. P. IV. p. 8) bekannt gemachten Notiz über die Fundamentalartikel des Islams.

durch Verbrennung ihrer Häuser und sonstigen irdischen Güter zu bestrafen, sondern einem glühenden Ketzerriecher des heiligen Officium gleich wollte er ihre Person selbst dem Feuer opfern [7]). Über das Alter, worin man die Wallfahrt zu unternehmen hat, gibt der Koran keine nähere Bestimmung; und obschon einige, einem gewissen Rigorismus huldigende Imams behaupten, daß jeder Gläubige damit nicht genug eilen könne: so ist doch die herrschende Ansicht, daß man diese Pflicht eben so gut auf ein höheres Alter verschieben, als sich ihr in der Jugend unterziehen könne. Man stützt sich dabei auf die Meinung des berühmten hanefitischen Imams Mohammed und des Imams Schafei; dann aber auch auf das Factum, daß der Stifter der muhammedanischen Lehre selber erst die Wallfahrt unternahm (im 10ten J. der Hedschra), nachdem sie schon vier Jahre früher in seinem Koran geboten war, woran freilich seine gespannten Verhältnisse mit den Mekkanern vielleicht allein die Ursache waren [8]).

Diese so hoch geachtete Religionspflicht kann aber trotz ihrer Verdienstlichkeit und Wichtigkeit in gewissen Fällen unterlassen werden, über deren Bestimmung jedoch die moslemischen Gelehrten sich nicht völlig vereinigt haben. Der Koran (Sur. 2, 107. 3, 97. ed. Marr.) hat sich nur allgemein darüber erklärt, und verpflichtet wurde, wer die Wallfahrt unternehmen kann. Außerdem verlangt er nur noch, daß jeder Pilgrim, um Andern nicht zur Last zu fallen, für seinen Unterhalt auf der Reise Sorge trage (Sur. 2, 98.). Was er der eignen Beurtheilung anheim stellte, hat die theologisch-juridische Spitzfindigkeit ebenfalls als positives Gesetz den Gläubigen auferlegt. Die Anhänger des Imam Schafei glauben nämlich nur denjenigen von dieser Religionspflicht dispensirt, wem der nothdürftige Unterhalt und die erforderliche Kleidung abgeht; Malek dagegen und seine Partei erklären solche für frei davon, welche durch Krankheit oder Mangel an hinlänglichem Vermögen zur Anschaffung der nöthigen Bedürfnisse behindert sind [9]). Doch der größeste Theil der Moslemen, insbesondere aber die Türken, auf Ebu Hanifeh's Auctorität bauend, setzen außer diesen beiden noch mehrere andere Umstände voraus, wenn die gesetzliche Verpflichtung wirklich eintreten soll. Zuvörderst muß Jemand im Zustande der Freiheit sich befinden, denn der Sclave hängt vom Willen seines Herrn ab, und muß selbst dann noch dem Gebieter Folge leisten, wenn dieser seine bereits gegebene Erlaubniß zurücknähme und wäre sogar in dem Falle nicht entbunden, dem Herrn zu gehorchen, wenn er schon durch das Anlegen der Pilgerkleidung sich zur Ausübung der Pflicht ernstlich angeschickt hätte. Für einen Sclaven bleibt daher die Wallfahrt ein opus supererogationis, wenn man diesen Ausdruck der christlichen Scholastik gebrauchen darf; und sollte derselbe auf irgend eine Weise in den Zustand der Freiheit gelangen: so würde sogar eine vielmals wiederholte Reise zu dem Heiligthum in Mekka ihn nicht von der dann erst eintretenden Verpflichtung zur Wallfahrt los machen können. Nicht minder erforderlich ist der völlige Gebrauch des Verstandes und Volljährigkeit; Wahnwitzige und Minderjährige sind also nicht verpflichtet. Wer indeß schon in seiner Jugend die Wallfahrt unternahm, ist späterhin, wenn er völlig erwachsen ist, wie der frei gewordene Sclave, zur Erneuerung der Reise verbunden. Was diesem aber nicht frei stand, wenn er auf der Wallfahrt die Freiheit erhielt, das ist ihm nachgelassen, falls er vor gänzlicher Vollbringung der religiösen Übung volljährig würde. Er kann nämlich durch Vertauschung seines bisher getragenen Pilgerkleides mit einem neuen seine Wallfahrt zur giltigen erheben. Daß auch ohne Gesundheit, wozu Freiheit von körperlichen Gebrechen gehört und ohne Wohlhabenheit, so daß man dem Unterhalte seiner Familie keinen Abbruch zu thun hat, um die Reisekosten bestreiten zu können, keine Verpflichtung eintrete, versteht sich von selbst. Die meisten Moslemen gehen aber noch weiter, und verlangen auch Sicherheit der Reise. Will man sich indeß auf die Gefahr, als ein augenfälliges Hinderniß ohne Vorwurf berufen, so muß diese ganz gewiß und alljährlich eintreten. Für Frauen ist jegliche Wallfahrt nicht nur eben so beschwerlich als für Männer, sondern auch in vieler Rücksicht bedenklich. Deßhalb können sie nur dann als verpflichtet angesehen werden, wenn sie einen Begleiter finden, der nach morgenländischen Begriffen als ihr Schutz auftreten darf. Am einfachsten ist es, wenn sie die Reise in Gesellschaft ihres Mannes unternehmen; außerdem muß es ein sehr naher Verwandter seyn, dem der Zutritt ins Harem offen stand (s. den Art. Harem), und deßhalb Mahrem (مَحْرَمٌ) genannt wird. Findet sich ein solcher gesetzlich anerkannter Begleiter, der durch seinen Lebenswandel sich des Zutrauens würdig gezeigt hat, so ist die Erlaubniß des Gatten nicht erforderlich, wenigstens darf er sich nicht widersetzen; nur der Imam Schafei betrachtet die ausdrückliche Erlaubniß des Mannes als durchaus erforderlich. Die Frau hat für ihren Beschützer, wie billig, die Reisekosten zu tragen. Eine Witwe oder von ihrem Gatten getrennte Frau ist übrigens so lange von der Wallfahrt entbunden, bis die Zeit verflossen ist, welche zwischen dem Tode des Mannes oder der Trennung vom demselben bis zu einer neuen Verheirathung nach islamitischen Gesetzen verflossen seyn muß (s. die Art. Harem u. Iddeth). Endlich verwahrt man sich noch durch den allgemeinen und unbestimmten Ausdruck, daß überhaupt kein gesetzmäßiges Hinderniß, von welcher Art es auch sei, da seyn dürfe. Dahin gehört z. B. die eigenthümliche Lage des türkischen Sultans, welche ihm nicht gestattet, seine Hauptstadt Stambul auf längere Zeit zu verlassen [10]).

7) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 33. 8) Ders. a. a. O. S. 33. 9) d'Herbel. Orient. Bibl. unt. d. W. Hagge.

10) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 34—37 vgl. S. 152.

Wer aber genöthigt war, aus Gründen, welche das Gesetz gut heißt, die Reise entweder ein oder mehrere Male zu verschieben, darf deßhalb den Wunsch und zugleich die Hoffnung, sich seiner Pflicht vor seinem Tode noch entledigen zu können, durchaus nicht schwinden lassen. Reiche Moslemen und in moslemischen Reichen angestellte Statsbeamte schicken, um ihr Gewissen noch besser zu beschwichtigen, alljährlich milde Gaben an die Armen in Arabien und unterstützen Unbemittelte, welche die heilige Reise thun wollen. Sehen sie sich an des Lebens Ziele, und durch Alterschwäche oder Krankheit, auch wohl andere, durchs Gesetz als hinreichend anerkannte Gründe außer Stande, dieser Religionspflicht in Person zu genügen: so bedienen sie sich eines Stellvertreters. Eine solche Wallfahrt heißt dann Hadsch-âu'-el gairi; der Stellvertreter Amir b'il Hadsch und der, welcher die Wallfahrt für sich thun läßt, Memur b'il Hadsch. In neuern Zeiten hat diese Sitte sehr um sich gegriffen, weil man sie viel bequemer findet, und Entschuldigungen dafür, daß man die Reise nicht persönlich macht, sich bald genug auffinden lassen. Ohnehin ist für reiche Männer der Aufwand, welchen ein solcher Stellvertreter verursacht, ganz unbedeutend gegen die Kosten, welche mit einer von ihnen in Person unternommenen Wallfahrt nothwendig verbunden gewesen wären, und schon die zu Mekka von ihnen auszutheilenden Almosen würden ihnen, wenn sie sich im Rufe frommer Gesinnung hätten erhalten wollen, ansehnliche Summen gekostet haben. Daher gibt es viele Pilgrimme von Profession, welche die Wallfahrt immer wieder von neuem gegen Bezahlung der Reisekosten für jeglichen, der ihrer bedarf, vollbringen; jedoch können sie nach dem Gesetz die Reise innerhalb eines Jahres nur ein Mal thun[11]). Daß aber eine solche Religionshandlung dem zu Gute komme, welcher sie für sich thun läßt, ist bei den Moslemen allgemein angenommen; man stützt sich dabei auf einige Vorfälle aus dem Leben Muhammeds, welche die Übertragung des Verdienstes, besonders auf Verstorbene voraussetzen[12]). Der mit der Wallfahrt Beauftragte kann außer den Reisekosten keine andere Bezahlung verlangen und ist sogar gehalten, wenn er weniger brauchte, als er empfangen hat, das Übriggebliebene zurück zu erstatten. Wegen der persönlichen Verpflichtung eines Jeden zu der Wallfahrt ist man aber erst dann berechtigt, die Stellvertretung als Auskunftsmittel zu benutzen, wenn man im letzten Todeskampfe, oder doch in einer tödtlichen Krankheit sich befindet; würde Jemand wieder gesund, so hörte die Giltigkeit der von einem Andern für ihn vollbrachten Reise auf und sie würde als nicht geschehen betrachtet werden. Einen solchen Auftrag kann übrigens jeder, selbst Weiber und Sclaven, übernehmen, doch zieht man freie, volljährige und verständige Männer vor, und noch besser ist es, wenn es ein Hadschi ist, d. h. ein solcher, der bereits die Wallfahrt für sich vollbracht hat. Für zwei Personen darf Niemand zu gleicher Zeit nach Mekka gehen; thäte er es, so würde seine Reise ihnen nicht zu Gute kommen, aber freilich auch die Kosten von ihnen nicht getragen. Alle Fehler und Vergehungen, welche sich der Stellvertreter gegen die auf die Reise zu beobachtenden Ritualgesetze zu Schulden kommen läßt und welche durch Almosengeben, durch Darbringung eines Opfers oder andere Strafen gewöhnlich abgebüßt werden, sind lediglich seine Sache, weil nach rechtlichen Principien die Strafe nur den Verbrecher treffen kann. Nur wenn er auf dem Wege durch ein unvermeidliches Hinderniß aufgehalten wurde, kommt das dafür zu bringende Opfer auf die Rechnung dessen, der ihm Auftrag ertheilt hat. Sind seine Vergehungen so bedeutend, daß die Wallfahrt dadurch nichtig wird, so fallen alle bereits gemachten Unkosten ihm zur Last, auch muß er im nächsten Jahre die Reise ganz von neuem beginnen. Aus eignen Mitteln hat er stets das Opfer zu bestreiten, welches aus Dank gegen Gott für das Glück, sein Heiligthum sehen und besuchen zu dürfen, dargebracht wird. In allen Gebeten, welche der stellvertretende Pilgrim verrichtet, darf er nur den Namen dessen nennen, für welchen er eingetreten ist; inzwischen hat dieser, wenn jener einen Fehler hierin begehen sollte, keinen Schaden davon, da dem Allwissenden nicht entgehen kann, wem das Verdienstliche der Handlung zukomme. Um noch sicherer zu gehen, läßt sich der Pilgrim zu Mekka von einem Imam ein Zeugniß ausstellen, daß er die Wallfahrt für diese oder jene Person wirklich vollbracht habe[13]). Wenn er unterweges erkrankte oder die Fortsetzung der Reise sonst behindert würde, darf er die übernommene Pflicht nicht ohne Weiteres einem Andern übertragen; denn ohne förmliche Genehmigung dessen, der ihn sendet, würde die Reise gesetzwidrig und nichtig. Stirbt er auf dem Wege, so muß der für ihn Eintreffende die Reise wieder ganz von vorn anfangen; nur die beiden hanefitischen Imams Ebu Jussuf und Mohammed sehen es nach, wenn er sie von dem Orte beginnt, wo der frühere verstarb. Sollte aber derjenige, welcher seine Pflicht durch Stellvertretung erfüllen wollte, inzwischen auch gestorben seyn, so dürfen die Reisekosten für den zweiten Stellvertreter nur von dem einen Drittheil seines hinterlassenen Besitzes bestritten werdn. Hat endlich Jemand in seinem Testamente verordnet, daß die Wallfahrt für ihn noch geschehen soll, so kommt es darauf an, ob er eine bestimmte Summe dafür ausgesetzt hat oder nicht. Im erstern Falle darf man über jene Summe nicht hinaus gehen; sollte sie also nicht

11) *Niebuhr* description de l'Arabie p. 316 — 17. Man findet dort auch mehrere Beispiele angeführt, welche das Wallfahrten im Namen Anderer zu einem förmlichen Nahrungszweig gemacht haben. 12) Als der Prophet einst über die Mittel befragt wurde, wie verstorbenen Ältern das von ihnen empfangene Gute wieder vergolten werden könne, gab er den Rath, für sie zu fasten, zu beten und Almosen zu geben, weil sie die Früchte davon gewiß ernten würden. Ein anderes Mal behauptete er, daß die eilfmalige Wiederholung eines bestimmten Gebetes (den 112ten Sure) im Vorbeigehen bei einem Begräbnißplatze allen darauf Ruhenden zum Verdienst angerechnet werde. Vgl. Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 77 teutsch. übers.

13) Niebuhr a. a. O. S. 317.

hinreichen, um einen Stellvertreter von dem Wohnorte des Verstorbenen schicken zu können: so läßt man ihn von einem Orte ausgehen, der näher an Mekka liegt. Im zweiten Falle aber muß der Stellvertreter, wenn er durch den Tod oder auf eine andere, von ihm nicht verschuldete Weise die Wallfahrt zu vollenden behindert war, so oft ersetzt werden, bis der letzte Wille des Verblichenen wirklich erfüllt ist, und sollten die Reisekosten auch den dritten Theil des hinterlassenen Vermögens übersteigen [14]). Wenn Jemand weder in Person noch durch einen Stellvertreter während seines Lebens diese gesetzlich vorgeschriebene Übung vollbracht, noch auch in seinem letzten Willen Sorge getragen hat, daß seine Schuld nach seinem Tode getilgt werde, so kann dieß nur dadurch gut gemacht werden, daß ein Verwandter oder ein Erbe freiwillig und auf eigene Kosten zum Andenken und im Namen des Verstorbenen wallfahrtet [15]).

Die verschiedenen Gebräuche, welche von den Moslemen auf der heiligen Reise nach Mekka beobachtet werden, sind theils unerläßliche, theils minder wichtige. Der Unterschied gründet sich auf ihren Ursprung. Die erstern sind namentlich im Koran ausdrücklich geboten, (Fars). Die andern stützen sich auf die übrigen Theile islamitischer Gesetzgebung (Wadschib), oder ihre Verbindlichkeit schreibt sich bloß von der schuldigen Nachfolge des Propheten her (Sunnet). Unterläßt man von den erstern ein einziges Stück, so ist die Wallfahrt null und nichtig, und muß nochmals geschehen. Dagegen zieht die Unterlassung der zweiten Art eine weit geringere Strafe nach sich, in sofern man für jeden absichtlich oder wider Willen unterlassenen Punkt ein Opfer zu bringen hat. Die Nichtbeobachtung der dritten Klasse von Gebräuchen wird zwar nicht bestraft, aber der Gläubige hat sich ihrer doch aus Gehorsam gegen das Gesetz und aus Dank gegen die Gnade Gottes, welche ihm den Besuch des Heiligthums verstattete und die damit verbundenen großen Segnungen und Vortheile zu Theil werden ließ, gern und willig zu befleißigen. Wer alle drei Arten von Gebräuchen gewissenhaft übt, nur der hat sich seiner Pflicht vollkommen entledigt.

Die erste und wichtigste Klasse der zur Wallfahrt gehörenden Gebräuche zerfällt in folgende drei Stücke: 1) Bekleidung des Pilgers mit dem ihm vorgeschriebenen Gewande, spätestens am heiligen Abend vor dem Beiram; 2) der Besuch des Berges Arafat und 3) vier Umgänge um die Kaaba an einem der drei ersten festlichen Tage [16]). Die Stellen des Korans, welche hier in Betracht kommen, sind hauptsächlich Sur. 2, 197 — 203. 22, 28 ff. (ed. Marr.); die letztere Sure heißt selbst wegen dieser Stelle surat-ul-hadsch (سورة الحج), d. i. Sure der Wallfahrt. In ihnen sind jene Gebräuche allerdings angedeutet, allein nicht mit völliger Bestimmtheit vorgeschrieben; namentlich ist der erste Punkt unseres Wissens in der oben angegebenen Weise im Koran nicht enthalten. Darauf kommt indeß hier nichts an. Denn da die Wallfahrt bereits vor Muhammed bestand und nur durch ihn in den Islam herüber genommen wurde: so konnte im Koran die Bekanntschaft mit den wichtigsten Stücken dieser frommen Handlung vorausgesetzt und nur beiläufig des einen oder andern gedacht werden. Ein solches Verfahren war um so mehr ausreichend, da die äußeren Religionsübungen, der eigentliche Kultus sonst noch bestimmt wurde. Aus dieser zum Theil nur rein zufälligen Erwähnung der bei der Wallfahrt zu beobachtenden Gebräuche im Koran erklärt es sich auch, warum der Imam Schafei gegen die allgemeine Annahme außer diesen 3 Stücken noch zwei andere als unerläßlich und auf ausdrücklichem göttlichen Gebot beruhend wähnen konnte, nämlich den Besuch von Muzdelifet, und das siebenmalige Hin- und Hergehen zwischen Safa und Merwe [17]).

Die zweite Klasse der Gebräuche ist weit zahlreicher und enthält theils Erweiterungen der wesentlichen Stücke, theils neue Anforderungen an den Pilgrim. Wenn nämlich nach dem göttlichen Gesetz der Moslemen nur verlangt wird, das Pilgerkleid am Vorabend des Beiram anzuziehen, bevor die versammelten Pilgrimme den Gesang Telbijet anstimmen: so wird die Verbindlichkeit von andern Gesetzcodices 1) dahin erweitert, daß die von auswärts kommenden Pilgrimme es auf den genau bestimmten Stationen in der Nachbarschaft der heiligen Stadt, über welche sie nothwendig reisen müssen, und die Mekkaner am Tage vor dem heiligen Abend des Beiram anzulegen haben, und 2) wird Sauberkeit der Pilgerkleidung und Reinlichkeit des ganzen Körpers gefordert. Nach dem moslemischen Glauben an den Koran als eine göttliche Offenbarung schreibt Gott ferner nur vor, den Berg Arafat (s. d. Art. V, 87 fg.) am ersten Tage des Festes innerhalb der Zeit unmittelbar nach Mittag bis zum Morgen des folgenden Tages zu besuchen und nimmt die Pflicht schon dann für erfüllt, wenn der Pilger auch nur einen Augenblick da war, oder nur vorüber ging, sogar wenn er auf seinem Pferde im Vorüberreiten eingeschlafen war; dagegen will die erweiterte Vorschrift 3), daß man bis nach Sonnenuntergang dort bleibe; daß man außerdem noch 4) Muzdelifet besuche, ferner 5) zwischen Safa und Merwe sieben Mal hin und hergehe, dann 6) zu Dschemre-i-Akabe Steine werfe, und 7) nach dem ersten Steinwerfen sich den Kopf scheren lasse und die Opferthiere schlachte, endlich 8) zu Mekkam Ibra-

14) Nur der Imam Ebu-Juffuf ist der Meinung, daß man über den dritten Theil des nachgelassenen Besitzes in keinem Falle hinaus gehen dürfe. 15) Vgl. Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 77 — 83 der teutsch. Übers. von Beck. 16) Derselbe a. a. O. S. 60 teutsch. Übers. von Beck.

17) Der letztern Bestimmung, fünf wesentliche, durch den Koran selbst gebotene Stücke anzunehmen, zeigt sich auch das von Reland bekannt gemachte Compendium theologiae Mohammedicae (de relig. Mohammed. p. 88 — 90. ed. 1., p. 112 — 20. ed. 2.) zugethan. Nur darin weicht es ab, daß es das Abscheren der Haupthaare im Thale Mina statt des Besuchs von Muzdelifet als einen von Gott vorgeschriebenen Gebrauch betrachtet.

him ein Gebet von zwei Rikat's (s. den Art. Rikat) verrichte. Die göttliche Vorschrift, welche angeblich im Koran liegt, hat nur vier Umgänge der Kaaba bestimmt und stellt es dem Pilger frei, sie am ersten, zweiten oder dritten Tage des Festes zu vollziehen; aber nach den andern Grundlagen islamitischer Gesetzgebung werden 9, noch drei Umgänge um die Kaaba nach den vier erwähnten verlangt, und 10) das Vollbringen dieser sieben Umgänge am ersten Festtage für besser erklärt, als an den beiden folgenden Tagen. Dann muß man sie 11) stets von der Rechten zur Linken machen, also beständig hinter der Mauer Hatim (s. den Art.) weggehen, damit das Herz der Kaaba zugewandt werde; auch sind 12) die sieben Umgänge dann noch ein Mal zu wiederholen, wenn der Pilgrim die Stadt verlassen will. Endlich 13) wird noch vorgeschrieben, dem Imam (s. den Art.) bei allen gemeinschaftlichen Übungen Folge zu leisten[18]).

Alles, was außer dem bisher Erwähnten von den Wallfahrern sonst noch beobachtet wird, gehört der dritten Klasse von Gebräuchen an und bedarf nach Bestimmung dessen, was zu den beiden ersten und wichtigern Klassen gehört, keiner besondern Angabe, sondern läßt sich aus der folgenden genauern Schilderung der Cärimonien in ihrer chronologischen Reihenfolge sehr leicht heraus finden und erkennen.

Die Gebräuche, welche von den Pilgrimmen beobachtet werden müssen, unterscheiden sich in zweierlei Arten, in solche, welche jedes einzelne Individuum insbesondere, und in solche, welche die ganze Pilgergesellschaft gemeinschaftlich ausübt. Hier zunächst von der erstern Art. Der Gläubige, welcher die Wallfahrt unternimmt, muß auf der vom Propheten selbst bestimmten Station vor Mekka, auf welche sein Weg ihn führt, etwas verweilen, um durch mancherlei herkömmliche Übungen sich für das heilige Geschäft, welches er beabsichtigt, gehörig vorzubereiten und sich der dadurch zu erlangenden Vortheile würdig zu zeigen. Diese Punkte, welche mikât-el-hâdsch (ميقات الحاجّ), d. i. voraus bestimmte Orte der Wallfahrer heißen, sind folgende: für die Pilgrimme aus Medina ist es Dsu'l Holeifat (ذو الحليفة), für die aus Damask und überhaupt aus Syrien Kommenden dagegen ist Dschafet (جحفة) gewählt[19]), für die aus Irak und die, welche sich ihnen anschließen, ist es Dsât-Irak (ذات عراق), für die aus Nedschd und ihre Gefährten, Karn (قرن), für die Bewohner Jemens ist es Jelemlem (يلملم) und für die, welche von Sues auf dem Meere kommen, ist es Râs Wardân[20]). An einem dieser Punkte hat sich jeder Moslem zunächst durch Waschen der Extremitäten, des Gesichts und eines Theiles des Kopfes, Abdest (آبدست) in der liturgischen Sprache der Perser und Türken genannt, oder noch besser durch ein Waschen des ganzen Körpers, welche das Wort ghusl (غسل) bezeichnet (s. den Art.), zu heiligen, zu lustiren[21]), nachdem vorher die Nägel an Händen und Füßen, auch ein Theil des Bartes abgeschnitten, und die Haare an allen Theilen des Körpers hinweg geschafft sind. Frauen, welche durch ihre Niederkunft oder durch die Menstruation nach moslemischen Begriffen unrein sind, müssen den ganzen Körper waschen, um die gehörige Reinheit zum Beginn der eigentlichen Wallfahrt zu erlangen. Erst durch das Anlegen der besondern Pilgerkleidung gibt man auch äußerlich den Entschluß zu erkennen, das heilige Land besuchen zu wollen, was nach der Vorstellung der Araber schon von Ursprung der Welt an der Verehrung des einen Gottes geweihet war. Das Pilgerkleid heißt daher Ihrâm, mit dem Artikel el-ihram (الاحرام), d. i. Vorbereitung, Heiligung, und der Pilger selbst Mohrim (مُحْرِم), d. i. Geheiligter, Eingeweihter. Über die Beschaffenheit dieses Ihram's s. den Art. gl. Nam. Die Männer tragen außer dieser einfachen Bekleidung nichts weiter, wie auch die Überlieferung vorschreibt. Der Pilger, heißt es, welcher sich für die Wallfahrt zur Kaaba heiligt, trage weder Hemde noch Beinkleid, noch Kappe noch Stiefeln, sondern nur den Mantel Ihram und Sandalen am untersten Theile des Fußes[22]), und eine andere Tradition legt Muhammed den Befehl in den Mund: „der zur Pilgerschaft Eingeweihte bekleidet sich weder mit Hemd noch Kopfbinde (Turban), mit Beinkleidern oder Mützen und Stiefeln. Wer keine Sandalen findet, schneidet seine Stiefeln ab und macht Sandalen daraus[23])." Da die Stationen, von wo aus die Pilger mit dem Ihram bekleidet gehn, doch immer in einer nicht ganz unbeträchtlichen Entfernung von Mekka liegen, so hat diese Vorschrift allerdings manches Beschwerliche. Für Frauen ist daher keine unbedingte Verpflichtung zum Tragen dieses eignen Kleides vorhanden; wenn sie sich aber dazu verstehen, so legen sie

18) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 60—64. teutsch. Übers. von Beck. 19) Vgl. *Alberti Bobovii* de Turcarum liturgia, peregrinatione Meccana cet. herausgegeben von Thom. Hyde hinter seiner Ausgabe von *Abrah. Peritsol's* Itiner. mundi (Oxon. 1690. 4.). p. 13. und *Firusabadi Camus* ed. Calcutt. T. II. p. 1138 unter den W. جحفة; hiemit sind allerdings einige andre Angaben im Widerspruch, namentlich auch die von Mouradgea d'Ohsson (a. a. O. 2. Bd. S. 37. teutsch. Übers. von Beck), welcher Heudjhfé d. i. nach der bei uns gewöhnlichen Pronunciation Hadschfet (حجفة) schreibt; allein die Auctorität des Firusabadi und des Bobowsky, der als Ali-Bei die Wallfahrt selbst unternahm, sind als überwiegend anzusehen. Daß auch Edrisi den Ort so nenne, bezeugt Thom. Hyde in den Annott. zu der Stelle des Bobowsky. Endlich bestätigt es auch Niebuhr (Descript. de l'Arabie. p. 315). 20) Niebuhr a. a. O. 21) *Marracci* prodrom. ad refut. Alcor. T. IV. p. 23. 22) Bochara in seinem wahrhaften Sammler nach v. Hammer's Auszuge in den Fundgruben des Orients 1. Th. S. 307. N. 612. 23) Ebend. S. 172. N. 214.

nicht ihre sonstige Kleidung ganz ab, vielmehr gebietet die Sitte, Hemd und Unterbeinkleider anzubehalten, auch den Kopf durch einen Schleier, der aber das Gesicht nirgends berührt, völlig zu verhüllen. Alles nach dem Beispiele der Ajescha, welche die Wallfahrt mit ihrem Gatten Muhammed selbst vollzog. Meistens bedienen sich die Weiber ihres gewöhnlichen Mantels und des Schleiers; einige nehmen statt des Ihrams einen großen weißen Schleier, wodurch sie von den Achseln bis auf die Füße gänzlich bedeckt werden. Wer sich seinen Ihram mit Pelz füttern läßt, weil er zu weichlich ist oder seiner Gesundheit halber es thun muß, verfällt in die Strafe eines Opfers. Übrigens achtet man den Pilgermantel und den Schleier, welcher bei Frauen seine Stelle vertrat, sehr hoch und oft werden sie noch benutzt, den Leichnam des Pilgers hinein zu wickeln[24]). Abbildungen von Pilgrimmen männlichen und weiblichen Geschlechts gibt Mouradgea d'Ohsson in seinem Tableau général de l'empire othom. T. II. tab. 51 u. 52; man findet solche auch bei der teutsch. Übers. von Beck. 2. Th. zu S. 166 u. 167. Wer das Pilgerkleid noch früher anlegt, ehe er zu dem vor Mekka dazu bestimmten Orte gelangte, macht sein Werk noch verdienstlicher. Damit aber Niemand darin übertreibe, ist für das Tragen eine Zeit als maximum festgesetzt. Der Pilgrim darf den Mantel nicht vor dem ersten Tage des Monats Dsi'lkadeh (ذى القعده) anziehen, so daß er ihn nicht über 40 Tage, d. h. bis auf den in der ersten Hälfte des zunächst folgenden Monats fallenden Beiramstag zu tragen hat. Übrigens müssen sich alle Moslemen, welche in der Wallfahrtszeit, also innerhalb der 70 Tage zwischen den beiden Beiramsfesten (s. den Art. Beiram, VIII, 374.), das heilige Gebiet betreten wollen, mögen sie auch ganz andere Zwecke haben, und z. B. in Handelsgeschäften reisen, dieser Kleidung bedienen. Wer es unterläßt, muß seinen Fehler durch ein Opfer söhnen. Der Imam Schafei entscheidet inzwischen, daß das Tragen des Ihram's nur für den eigentlichen Pilger nöthig sei[25]). Unmittelbar nach dem Anziehen des Pilgergewandes durchräuchert man sich mit Moschus, Storax, Aloe oder anderm Rauchwerk und Parfüms[26]), dann betet man ein zweitheiliges Gebet (ein Namaz von zwei Rikat's), und lieset beim ersten Theile die 1ste und 109te Sure des Korans, beim zweiten die 112te. An dieses Gebet schließt sich dieß andere, auf die Lage des Betenden mehr Bezug habende an: mein Gott! ich will die Wallfahrt nach Mekka vollziehen; beglücke und erleichtere sie mir und nimm sie an von mir[27]). Den Beschluß macht der Gesang Telbije (تلبية), d. i. eigentlich lebeika (لبيك hier bin ich) sprechen, also gehorchen von seinem Anfang so genannt[28]). Der Pilger darf kein Wort dieses Gesanges weglassen, wohl aber kann er, wenn er sonst will, noch etwas hinzu setzen; nach Alb. Bobowsky[29]) wird der Gesang 10 Mal stehend gesungen; und auf dem übrigen Wege nach Mekka ohne Unterlaß wiederholt, von den Männern mit lauter Stimme, von den Frauen dagegen nur leise[30]). Die Moslemen stehen in dem Wahne, daß Abraham die Kaaba gebaut habe, daß jener Gesang in Beziehung stehe zu einer vorgeblichen Einladung des hebräischen Patriarchen an alle Menschen, das von ihm errichtete Heiligthum zu besuchen[31]). Wem Mekka näher ist, als jene zum Anlegen des Ihrams bestimmten Orte, kann bis nach Hill حلّ (s. den Art.) gehen, dort aber muß er das Pilgerkleid anziehen. Die Bewohner Mekka's, wenn sie die Wallfahrt machen, nehmen den Ihram erst innerhalb der äußersten Ringmauern des Heiligthumes, wenn sie aber außerdem dort unter den Pilgern erscheinen, ist auch für sie Hill der dazu angewiesene Ort[32]).

Sobald der Pilger den Ihram angelegt hat, muß er die Heiligkeit dessen, was er thun will, stets vor Augen haben, und Alles sorgfältig vermeiden, was damit nicht im Einklange ist, als Zank und Streit, es sei denn der Kampf zu seiner natürlichen Vertheidigung (Koran, Sur. 2, 192 ff. vgl. v. 217.), und alle anstößigen Reden. Er darf keine Frau berühren (Sur. 2, 198), auch nicht jagen, noch das Wild Andern zeigen (Sur. 5, 2.), ja nicht einmal das Ungeziefer, was er an sich bekäme, tödten[33]). Der Gebrauch wohlriechender Sachen, das Abschneiden der Nägel und des Bartes, das Abrasiren der Haare an irgend einem Theile seines Körpers, und das Bedecken seines Kopfes oder Gesichtes ist ihm dann völlig untersagt. Hierauf bezieht sich auch Muhammeds Wort: Der Pilger wäscht sein Haupt, aber reibet seinen Körper nicht[34]). Doch die Augen mit Collyrium zu färben und sich durch den Aufenthalt unter einem Zelte oder im Schatten eines Gebäudes gegen die Sonnenhitze schützen, wird nachgesehen; nur der Iman Mohammed findet darin eine mit der Buße unvereinbare Handlungsweise. Das Geld, was man bei sich führt, muß in einer Börse oder in einem Gurt aufbewahrt seyn. Außer dem Ihram, den man nur für die Zeit der Reinigung ablegen darf, wird die Bewaffnung mit

24) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 166—67. 25) Derselbe a. a. O. S. 42 u. 167. 26) Ali ben Mohammed bei Marracci in dem prodrom. ad refutat. Alcor. P. IV. p. 23 setzt hinzu: wenn man dergleichen hat. 27) Derselbe bei Marr. a. a. O. Fast eben so gibt es auch Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 39 an.

28) Vollständig lautet er: hier bin ich, o Gott! hier bin ich: Niemand ist dir gleich! hier bin ich! Ja Dein ist der Ruhm und die Güte und das Reich: Niemand ist Dir gleich. Vgl. Ali ben Mohammed a. a. O. und *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 13. womit auch Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 39 zusammen stimmt. 29) *De Turcar. liturg.* p. 13. 30) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 40. 31) Er soll von einem benachbarten Gebirge aus den Menschen zugerufen haben: o ihr Menschen, kommt zu eurem Gott! Diese Einladung hätten selbst alle die vernommen, welche bis jetzt Muhammedaner gewesen sind und bis ans Ende der Welt als Bekenner des Islams die Erde bewohnen werden und hätten mit dem Telbije geantwortet und zwar so oft, als sie künftig die Wallfahrt nach Mekka machen würden. S. Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 39—40. 32) Alb. Bobov. a. a. O. 33) Ders. a. a. O. 34) Bochara nach v. Hammer's Übers. in Fundgruben. 1. Th. S. 172. N. 214.

einem Säbel und das Tragen eines Ringes am Finger erlaubt; den Koran hat man in einem an der Seite hängenden Sacke [35]). Mit jener frommen Gesinnung soll man sich der heiligen Stadt nähern. Wer die Pilgerschaft unternimmt, sagt Muhammed [36]), ohne Unkeuschheit zu treiben und ohne Böses zu thun, kehret rein zurück, wie ein neugebornes Kind. Vgl. auch Sur. 2, 198. 5, 3. Freilich ist hier das, was ist und seyn sollte, leider von einander sehr verschieden. Denn wenn wir auch auf des Marracci [37]) Hindeutung auf die große Unsittlichkeit, nicht viel geben möchten, weil er seine Behauptung nicht durch Auctoritäten erhärtet, so sagt doch der als wahrheitliebende Reisende J. L. Burckhardt, welcher die Pilgerfahrt selbst mit gemacht hat, daß in der Pilgerkarawane eine Menge feiler Weipspersonen sich befunden, und so sehr begünstigt worden wären, daß sie von den Vorräthen des Pascha, der die Karawane leitete, das tägliche Futter für ihre Pferde und Maulthiere dann erhalten hätten, wenn sie es von ihren Liebhabern nicht bekommen konnten [38]). Auch der bekannte persische Dichter Saadi spricht von der Lasterhaftigkeit der Pilger in starken Ausdrücken [39]). Ohnehin ist bei dem Zusammenfluß einer ungeheuren Menschenmasse auf einen Punkt die Sittlichkeit in der Regel in Gefahr, um so mehr, wenn diese Menge zum Theil aus dem Hefen des Volkes besteht, wie es doch bei der mekkanischen Wallfahrt durch die häufig angewandte Stellvertretung nothwendig der Fall ist. Ist ja doch bei den kleinern Wallfahrten in der katholischen Kirche noch neuerdings hier und da der Unfug so groß gewesen, daß wohldenkende Männer eingreifen zu müssen glaubten; um wie viel mehr darf man es da voraussetzen, wo aus drei Welttheilen Alles in Eine Stadt zusammen strömt.

Beim Eintritt in Mekka weiht sich der Pilger durch ein besonderes, für diesen Zweck bestimmtes, Gebet [40]), hält sich nirgends auf, sondern besucht sogleich, um welche Tageszeit er auch ankommen mag, die Kaaba und spricht sogleich die Gebete Tekbir (تكبير) und Tehlil (تهليل) [41]); aber auch ein eigends dazu verfaßtes [42]). In den Tempel geht er durch das Thor bâb scheïbe [43]), die ohnehin unbedeutende Fußbekleidung muß er an dem Eingange zurück lassen [44]), und während des Eintretens ein kurzes Gebet sprechen [45]). Das eigentliche Heiligthum ist die viereckige Kaaba, und in derselben der schwarze Stein, Hadschar el aswad (حجر الاسود) genannt, daher muß der Pilger sich der heiligen Stelle ehrfurchtsvoll nähern, wo dieser Stein in der Mauer sich befindet (s. Hadschar el aswad oben S. 108 dies. Bdes) und zwar die Hände gegen den Himmel erhoben und unter dem Hersagen des Tekbir und Tehlil, aber auch eines eigens dazu bestimmten Gebetes [46]). Hierauf tritt er hinzu, küßt den Stein ehrerbietig, wenn es die Volksmenge verstattet, oder noch besser, berührt er ihn mit den Händen und führt diese dann zum Munde. Kann man wegen des Gedränges keines von beiden thun, so reicht auch eine Berührung mit einem Stabe, oder mit etwas Anderem, das man in der Hand trägt, hin, nur muß man es hernach zum Munde führen; sogar die Andeutung, daß man küssen wolle, ist in solchen Fällen genug [47]). Frauen sind davon dispensirt, wenn ein großer Andrang von Menschen Statt findet. Unmittelbar nach dieser Cärimonie hält der Pilger seine Umgänge um die Kaaba, geht also von der Ecke aus, in welcher der schwarze Stein sich befindet, und wendet sich immer rechts, damit das Heiligthum dem Herzen nahe bleibe. Der Ihram wird dabei über die linke Schulter geworfen und ein Zipfel desselben unter dem rechten Arm durchgezogen, so daß die rechte Schulter bloß bleibt. Dieß geschieht aus Nachahmung des Propheten [48]) und wird mit dem Worte edhtaba (اضطبع) bezeichnet [49]). Man geht nicht zwischen der Kaaba und der Mauer Hatim (s. über sie den Art. gl. Nam.) hindurch, sondern um jene Mauer herum, weil sie ein Stück des alten, zu Grunde gegangenen Heiligthumes ist, und weil in dieser Gegend die Gebeine Ismaels und seiner Mutter Hagar ruhen sollen. Ehe der Pilger hierher gelangt, stößt er erst noch auf den Eingang der Kaaba Bab-scherif (باب شريف)

35) Mourabgea d'Ohsson a. a. O. S. 40—41. *Alb. Bobov.* l. l. p. 13—14. u. Ali den Mohammed bei Marraccia. a. O. 36) Nach der Überlieferung; s. Bochara in den Fundgrub. des Orients. 1 Th. S. 172. N. 213. 37) Prodr. ad refutat. Alcor. P. IV. p. 36 38) J. L. Burckhardt's Reisen in Syrien, Palästina. Aus dem Engl. mit Anmerk. von Gesenius. 1 Bd S. 383. 39) D'Herbelot unt. d. W. Hagge. 40) Man findet es bei Mourabgea d'Ohsson a. a. O. S. 40. 41) Sie werden von ihrem hauptsächlichsten Inhalte so benannt; das Tekbir von dem allah akbar (الله اكبر): groß ist Gott, welches darin vier Mal wiederholt ist; das Tehlil aber bedeutet Verehrung, Preis, und enthält nur eine kurze Ausführung des bekannten moslem schen Kraftspruches la ilah ill' allah (لا اله الا الله): es ist kein Gott außer Gott. Die Gebete selbst findet man bei Mourabgea d'Ohsson a. a. O. Th. I. S. 273 u. 294. teutsche Übers. von Beck. 42) Es findet sich ebenfalls bei Mourabgea d'Ohsson a. a. O. 2 Th. S. 43. 43) Niebuhr gibt an: durch das Thor bab es Salâm (باب السلام) d. i. Thor des Heils (Description de l'Arabie p. 314.) dagegen hat Mourabgea d'Ohsson a. a. O. S. 43. teutsch. Übers. das Obige, und in dem Originalwerke ist dieses Thor auf der 45sten Kupfertafel eben so bezeichnet und ist rechts das erste, wie bei Niebuhr das bab es selâm auf der 21sten Kupfertafel. Vielleicht ist das Bab scheibé, welches sich bei Niebuhr (a. a. O. S. 312.) gar nicht findet, einerlei; denn Mour. d'Ohsson gibt an einer andern Stelle (2 Th. S. 166.) das Bab us Selam-Sany als dasjenige an, wo man die Sandalen zurück lassen müsse, womit doch gewiß dasselbe gemeint ist, durch welches man überhaupt in den Vorhof tritt. 44) Mour. d'Ohsson a. a. O. S. 166. 45) Es findet sich bei Mourabg. d'Ohss. a. a. O. S. 43. und entspricht der vorliegenden Absicht des Pilgers. 46) Bei Mourad. d'Ohsson a. a. O. S. 43—44. wird es vollständig angeführt. 47) *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 14. 48) *Abulfed.* Annal. Muslem. T. I. p. 140. 49) Vgl. den Scholiast zu *Haririi* consess. XXXI. (p. 338. ed de *Sacy*), welche Stelle auch schon Reiske zu *Abulf.* Annal. T. I. p. 140. beigebracht hat, aber wie schon der Sinn der Stelle lehrt, nun aber durch jene Auctorität erwiesen ist, nicht ganz richtig. Fast wörtlich stimmt auch Firusabadi's Camus (ed Calc. p. 1056.) mit dem Scholion.

d. i. vortreffliches, heiliges Thor, dann auf die gegen Irack zu liegende Ecke; er trifft dann auf die goldene Rinne, welche das Wasser von dem platten Dache der Kaaba ableitet, ferner kommt er zu der Ecke, welche nach Syrien hinliegt, und endlich zu derjenigen, welche in der Richtung von Jemen ist. Beim Vorübergehen vor jedem der genannten Gegenstände hat er besondere Gebete herzusagen [50]); dann aber nach gesprochenem Gebete die Ecke, welche nach Jemen hinweiset, zu küssen, oder mit den Händen zu berühren und diese hierauf zum Munde zu führen [51]). Er gelangt hierauf wieder zur Ecke des schwarzen Steins, bezeugt seine Andacht durch ein neues Gebet, bleibt einen Augenblick stehen und fügt ein zweites Gebet hinzu [52]). Der Umgang um die Kaaba wird sieben Male vollbracht unter Hersagung derselben Gebete und stets bei der Ecke des schwarzen Steines, welcher jedes Mal wieder begrüßt wird, geendigt [53]). Der Pilgrim macht zwar kleine Schritte, aber bei den drei ersten Umgängen geht er, schneller hüpfend und mit den Achseln zuckend, nach Muhammed's Beispiele, welcher ein Jahr vor Mekka's Eroberung bei seiner Wallfahrt diese und mehrere vorhin erwähnte Gebräuche zuerst beobachtete, um das Gerücht zu widerlegen, daß er und die Seinigen von dem in Medina herrschenden Fieber äußerst angegriffen wären [54]). Diese Art des Gehens heißt remel (رمل) oder herwelet (هرولة) und liegt den Weibern nicht ob; Bobowsky glaubt, der Moslem solle dadurch seine Bereitwilligkeit erklären, gegen diejenigen, welche Gott noch Wesen beigesellen (d. h. gegen die Christen), gern und willig in den Kampf gehen zu wollen [55]). Die vier letztern Umgänge werden in einem langsamern Schritt vollbracht. Hat man diese sieben Umgänge vollendet, welche den Mekkanern natürlich nicht vorgeschrieben sind [56]), und welche recht passend Umgänge der Ankunft (طواف القدوم) genannt werden, so muß man den schwarzen Stein nochmals küssen, dann sich zum Mekâm Ibrahim (مقام ابراهيم), ehrwürdig durch die dort in den Stein eingedrückten Fußtapfen Abrahams, sofort begeben, um ein zweitheiliges Gebet (ein Namaz in zwei Rikat's dort zu verrichten [57]). Man kann das erwähnte Namaz, wenn an dem erwähnten Orte kein Platz mehr ist, übrigens auch an einer andern Stelle der Moschee halten.

Nach den eben beschriebenen Cärimonien beim Eintritt in die heilige Stadt hat der vorkommende Pilger noch keinesweges die Freiheit, die heilige Gegend zu verlassen und sich entweder in Mekka selbst oder in der Umgegend seine Wohnung zu nehmen, sondern es liegt ihm ob, einen neuen Cyklus von Gebräuchen durch zu machen [58]). Er kehrt zunächst zum schwarzen Stein zurück, um ihn auf's Neue zu küssen, geht durch das Thor bâb el safa (باب الصفا) [59]), zu der Anhöhe Safa (s. den Art. gleich. Nam.), und wendet sein Gesicht gegen die Kaaba, betet das Tekbir, spricht dann das Teßlije (تصلية) oder die frommen Wünsche für Muhammed [60]), und noch ein andres mit la ilah ill' allah beginnendes Gebet [61]). Ist dieß Alles geschehen, so steigt er langsam in das Thal herab nach Merwe (المروة) zu, welches auf der entgegen gesetzten Seite, nur noch, über das Thor babscheibe hinaus liegt [62]), den Zwischenraum zwischen beiden Orten, baln wadi (بطن واد), d. i. das zwischen (den beiden Anhöhen) liegende Thal, hat er zu durchlaufen, und an

50) Auch diese hat Mouragd. d'Ohsson (a. a. O. S. 45—47.) wörtlich angegeben. 51) Mouradg. d'Ohss. a. a. O. S. 47. und *Alb. Bobov.* liturg. p. 14. 52) Sie stehen bei Mouragd. a. a. O. S. 47. 53) Ali ben Mohammed bei Marracci (Prodrom. ad refut. Alcor. P. IV. p. 23.) sagt, daß der Pilger bei jeglichem Umgange den Stein küsse oder mit der Hand berühre, so daß jeder Umgang dadurch gleichsam besiegelt werde. Ähnlich auch *Alb. Bobovius* a. a. O. 54) *Abulf.* Annal. Muslem. ed *Reiske* T. I. p. 141. vgl. Mouradg. d'Ohsson a. a. O. 2 Bd. S. 146. Auffallend ist es, daß die Nachahmung des Propheten nicht ganz vollkommen ist; denn nach Abulfeda (a. a. O.), wenn anders im gedruckten Texte kein Fehler steckt, hüpfte Muhammed bei den vier ersten Umgängen, die Pilger befolgen diese Sitte nur in den 3 ersten; vgl. außer Mouradg. d'Ohsson a. a. O. p. 47. *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 14. und Ali ben Mohammed bei Marracci (Prodr. ad ref. Alc. P. IV. p. 23. 55) A. a. O. p. 14. 56) Ali ben Mohammed bei Marracci und *Bobov.* a. a. O.

57) Offenbar fand dieß auch Maracci in seinem Auctor, allein wahrscheinlich war bloß (مقام) gesagt, wie es auch bei *Alb. Bobov.* a. a. O. der Fall ist, was er denn mißverstand und daher übersetzt: veniet ad locum, ubi *consistitur* u. s. w. 58) Wenn *Alb. Bobov.* nach dem latein. Texte eine andere Bestimmung zu enthalten scheint, indem es heißt: Postea idem *alio tempore* revertitur, so liegt hier wohl nur ein Mißverständniß des Übersetzers zum Grunde. Vgl. *Marracci* l. l. und Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 48—49. 59) Niebuhr (Description de l'Arabie p. 312.) hat Bab soffa, was offenbar derselbe Name ist, nur das Zad mit Dhamma gesprochen. *Alb. Bobovius* dagegen sagt, der Berg el Safa, wohin doch das bab el safa, wie sein Name schon an die Hand gibt, gewiß führte, liege extra portam Beni Mahdum (بني مخدوم), so daß beide Namen wohl ein und dasselbe Thor bezeichnen. Auf gleiche Weise hebt sich denn auch wohl die oben bemerkte Differenz, daß das Thor, durch welches der Pilger in die heilige Moschee eingeht, von Niebuhr bab es-salâm, von Mouradg. d'Ohsson aber bab-scheïbé genannt wurde. Dieses scheïbé ist vielleicht nur elliptisch für Beni scheibe, welche sonst auch bei Mouradg. d'Ohsson erwähnt werden; siehe z. B. 2. Th. S. 138. teutsch. Übers., wornach dieser Stamm mit der Aufbewahrung der Zierathen der Kaaba vorzüglich beauftragt war. Die Stelle, wohin Mouradg. d'Ohsson im Originalwerke auf der 45sten Kupfertafel dieses bab es safa setzt, nämlich auf den linken Flügel derselben, Colomada, auf dessen rechten Flügel das bab scheïbe liegt, nimmt in der Abbildung Niebuhr's (a. a. O. Tab. XXI.) das bab soffa ein, so daß über die Identität wohl kein Zweifel bleibt. 60) Sie heißen so von صلّي bene precatus est und *Alb. Bobov.* umschreibt es daher durch benedictio et pax sit super prophetam nostrum Mohammedem. 61) Es findet sich bei Mouradgea d'Ohsson a. a O. S. 48. Übrigens weichen Ali ben Mohammed bei Marr. und Alb. Bobov. a. a. O. hievon ab, indem sie zwischen dem Tekbir und dem Tehlije das la ilah ill' allah, sonst Bezeichnung des Tehlil bei ihnen, sprechen lassen. 62) Ali ben Mohammed bei Maracci a. a. O. Vgl. in *Mouradgea d'Ohsson* Tableau die 45ste Kupfertafel.

den beiden Stellen, wo er bei einem Pfeiler, einem grünen und einem rothen, Milein Ahzareïn genannt [63]), vorüber geht, eilt er noch mehr [64]), zu sprechen: Gott! sei mir gnädig und vertilge meine Sünden, die du an mir siehst, o du heiligster und gnädigster Gott. Nach Merwe steigt er hinauf, wendet sein Gesicht gegen die Kaaba und verrichtet, die Hände zum Himmel erhebend, dasselbe Gebet, welches er von Safa aus zur Kaaba gewandt gesprochen hatte. Hierauf eilt er durch den eben durchlaufenen Raum zurück, und wiederholt diesen Gebrauch 6 Mal, immer von Safa anfangend und mit Merwe endigend. Dieses geschieht Alles, um an Abraham, welcher nach moslemischer Verdrehung der 1 Mos. 21, 15 ff. erzählten Begebenheit, Hagar und Ismael vor Durst schmachten gesehen, und da er von Safa aus vergeblich nach Wasser gespähet, voll ängstlicher Besorgniß zwischen Safa und Merwe immer hin und her gelaufen sei. Frauen sind von diesem Gebrauche frei [65]).

Jetzt erst begibt sich der Pilger in die Stadt und zu seiner Wohnung, darf aber den Ihram noch nicht ablegen, und hat sich immer mit religiösen und bußfertigen Gedanken zu beschäftigen. Er kann bis zum Bairamsfeste die Umgänge um die Kaaba wiederholen, doch ist es nicht nothwendig. Da die Bewohner Mekka's stets dazu Gelegenheit haben, der Kaaba ihre Ehrfurcht zu bezeugen, so gilt dieß Alles von ihnen nicht.

(*A. G. Hoffmann.*)

Die Fortsetzung folgt im nächsten Theile.

Hadschab oder Hadschib, s. Hageb.

HAGEB, nach teutscher Orthographie, Hadscheb oder Hadschib (حَاجِب), wofür man auch wohl, wenigstens sonst, Hagdschab geschrieben findet, bezeichnet eigentlich einen Thürhüter vom arabischen Worte hadschab (حجب), d. i. vom Eintreten abhalten. Dann aber ist es der Name einer sehr ansehnlichen Würde an dem Hofe der Khalifen und ihm entspricht das italienische Il maestro della Camera und das französische le premier gentil-homme de la Chambre oder le grand chambellan, unser Oberkammerherr oder Oberhofmeister. Am wichtigsten ist dieses Amt in Spanien geworden; denn dort riß der Hadschib bald die wichtigsten Statsgeschäfte an sich, wie aus jeglicher Geschichte der Araber in Spanien ersehen werden kann, und wuchs den Khalifen völlig über den Kopf, wie in dem benachbarten Frankreich der übermächtige major domus den unthätigen und schwachen Königen. Diese Würde bekleidete auch Barak el Hadschib, der nachmalige Stifter der Karakathaischen Dynastie (s. den Art. Karakathaier). (*A. G. Hoffmann.*)

Hagelah, s. Telmessani.

Hakem (Ben Haschem) und Hakemiten. S. Mokanna.

63) Eine Abbildung davon s. bei *Mouradgea d'Ohsson* im Tableau general Planche 45. 64) *Alb. Bobov.* a. a. O. p. 15. 65) Mouradgea d'Ohsson a. a. O. S. 48—49. teutsch. Übers.

HALAL oder HELAL (حَلَال), d. i. erlaubt, gesetzmäßig, das Gegentheil von Haram (حَرَام), d. i. verboten, gesetzwidrig, ist ein von den Muhammedanern sehr häufig angewandter Ausdruck. Die Antwort des Mufti auf die ihm vorgelegten Fragen besteht, wenn sie billigend ausfällt, bloß in diesem Worte, eben so wie beim Gegentheile Haram gebraucht wird [1]). Wenn in zweifelhaften Fällen oder bei Streitsachen, sei es durch die Vermittelung von Freunden oder auf Befehl der Obrigkeit, ein Vergleich getroffen wird, so wird derjenige, welcher durch den Vergleich Etwas empfängt, gewöhnlich seinen Gegner ersuchen, ihm den Besitz davon durch das Wort Halal zu einem gesetzmäßigen zu machen. Selbst ungerechte Richter und Beamte, welche durch die schändlichsten Mittel ihren Schlachtopfern Etwas abpressen, halten sich nicht früher für sicher in dem Besitze, bis jene dieses viel geltende Wort ausgesprochen haben [2]). Es ist also dem moslemischen Vorurtheile ganz angemessen, wenn Thomas Hope seinen Renegaten Selim bei dem Straßenraube, den dieser an einem von Mekka heimkehrenden Pilger begeht, darauf ein Gewicht legen läßt, daß der Pilger im Vertrauen auf seine Begleitung scherzend gesagt hatte, der Räuber sollte haben, was er nehmen könnte [3]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HALBERSTADT, 1) Hochstift und Fürstenthum. Über die Entstehung des Hochstifts Halberstadt sind die Geschichtsschreiber nichts weniger als einig. Nach Werner (chron. Halberst. I.) soll dasselbe bereits unter dem großen Karl im Jahre 770, nach der Mindenschen Chronik (apud Leibnitz scr. rer. Brunsv. I, 160.), unter demselben im Jahre 777, nach Sagittar (Chron. Halberst. 8.) im Jahre 780 und nach dem sächsischen Chronographen (p. 125.) im Jahre 781 und zwar, wie Alle überein kommen, zu Selingstadt oder Osterwyk gestiftet seyn. Allein gegen diese Angabe setzt sich Leuckfeld mit aller Kraft, und meint, daß die Stiftung des Hochstifts Halberstadt, von Karl dem Großen, der später erst die Sachsen zur Annehmung des Christenthums 780 gezwungen hatte, eben so wenig glaublich sei, als daß er noch 8 oder 9 andre dergleichen Bisthümer in diesen Gegenden errichtet haben solle: wohl möge derselbe solches im Sinne gehabt, ausgeführt aber habe es sein Sohn Ludwig der Fromme, weil in dem Briefe vom 4. Non. Sept. 814 zuerst Hildericus Catholanensis Halberstadiensis episcopus venerabilis genannt werde. Über die Echtheit dieses Schreibens sind

1) d'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Hallak, vgl. Toderini's Literatur der Türken. 1r Th. S. 54 ff. u. S. XX. der Vorrede in der teutsch. Übers. von Hausleutner. 2) Mouradgea d'Ohsson Allgemeine Schilderung des othoman. Reichs. 2r Th. S. 350—51. Teutsch. Übers. von Beck. 3) Thomas Hope Anastasius. 5r Th. S. 53, 107 und öfter nach der teutsch. Übers. von Lindau.

zwar manche Zweifel aufgeworfen, auch kommt es im Grunde wohl wenig darauf an, ob das Bisthum ein Dutzend Jahre früher oder später in das Leben getreten sei: unbezweifelt ist, daß es schon unter dem frommen Ludwig bestanden habe, indem Urkunden vorliegen, wo halberstädtische Bischöfe feierlichen Handlungen dieser Zeit beigewohnt haben. Daß aber das Bisthum früher da gewesen, als die Stadt, ist sicher, wir finden ihren Anbau und ihre Erweiterung fast unter jedem Bischof angeführt, und vielleicht gab eine Kirche oder ein Kloster, das sich auf dem Platze erhob, wo jetzt Halberstadt steht, die Veranlassung, daß der erste Geistliche des Gau daselbst seinen Sitz nahm und von dort aus seinen Sprengel versah. Um diesen Prälatensitz bildete sich in der Folgezeit die Stadt, deren Namen man sich schwer zu enträthseln weiß. Hildegrin, ein Mönch aus Werden in Westphalen, war der erste Bischof, der indeß mit seinem Krummstabe noch keinen Landbesitz verband: die mächtigen Dynasten von Aschersleben oder Askanien, von Ballenstedt, von Sommerschenburg, von Supplingenburg und von Walbeck engten seinen Sitz ein, dessen Sprengel sich anfänglich über die Gauen Nordthüringau, Hartingau, Darlingau, Hassigau und Schwabgau erstreckte, allein nach Errichtung des Erzstifts Magdeburg verlor derselbe, wie die Dotationsurkunde desselben von 1012 beurkundet, den ganzen Nordthüringau und Theile der benachbarten Gauen, wie er auch im S. durch die Errichtung des Hochstifts bedeutend verkleinert wurde. Die ersten Bischöfe hatten noch keine Ahnung von einem Länderbesitze, der einst zu einem souveränen Eigenthume führen konnte, sondern beschäftigten sich als wahre Hirten bloß mit geistlichen Dingen, hatten auch genug zu thun, um die Lehren des Christenthums bei den widerspenstigen Sachsen eingänglicher zu machen und den alten Sauerteig des Heidenthums, dem sie im Herzen noch immer huldigen mochten, auszurotten. Hildegrin I. hatte unter seinen Nachfolgern einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Haimo, den Schüler Rhabans, der 840 den bischöflichen Stuhl bestieg. Hildegrin II. weihete 859 seine bischöfliche Kirche, den Dom des heiligen Stephan, ein und um dieselbe scheint sich nun nach und nach die Stadt ausgebildet zu haben; Siegmund erlangte 895 von dem Kaiser für sein Kapitel das Recht der freien Bischofswahl; Hildiward mußte 968 einen Theil seines bischöflichen Sprengels an Magdeburg und Merseburg abtreten; unter Arnulf war der Ort Halberstadt bereits dergestalt angewachsen, daß der Bischof 998 ihm die Rechte einer Stadt ertheilte, und 1012 setzte Papst Benedikt VIII. die Gränzen der 3 Sprengel von Magdeburg, Merseburg und Halberstadt, worüber man bisher nie einig war, bestimmt fest (Leukfelds antiq. Halberst. 349). Der Bischof erhielt dagegen in diesen Zeiten über die Güter, die das Stift sich um die Stadt erworben hatte, das Eigenthum, und die Bischöfe fingen an das Prädikat: Von Gottes Gnaden sich beizulegen. Die benachbarten Dynasten und größern Güterbesitzer fingen um diese Zeit an, wo die Lehnsverfassung im Werke war, ihre Güter dem Schutze des Bischofs anzuvertrauen, und unter Burkard II., der 1088 starb, wurde schon ein Lehnshof zu Halberstadt errichtet, dessen Umfang, wie das Register von 1311 ausweiset, nicht unansehnlich war: bei der Zersprengung der Macht Heinrichs des Löwen 1190 scheint das Stift unter seinem damaligen Bischofe Dieterich doch erst völlige Landeshoheit über seine eignen Güter und manche welfische Parzele erlangt zu haben. Vorzüglich arrondirte es sich vom 12ten bis 15ten Jahrh.: im 12ten vermachte ihm in einem Testamente Albrecht Robert von Moorsleben die Stadt Horenburg mit Zubehör; 1233 erhielt es durch Tausch von dem Kloster Kemnade Stadt Grüningen, die es zwar wieder verpfändet, aber von Bischof Albrecht III. 1377 wieder eingelöset wurde, und 1253 von eben diesem Kloster die Stadt Kroppenstedt mit Zubehör; 1288 verpfändeten die Grafen von Askanien Wegeleben dem Stifte, dessen Eigenthum nach dem Aussterben dieser Grafen ihm blieb; 1319 brachte Bischof Albrecht I. Aschersleben an dasselbe; 1332 vermachte ihm Graf Burchard von Askanien die Stadt Ermsleben, Burg Falkenstein und dazu gehörige Ortschaften, 1368 vereinigte damit Bischof Albrecht III. das Amt Altgatersleben; 1471 erkaufte es die Herrschaft Derenburg und 1487 eroberte Bischof Ernst die hondelagische Burg Weferlingen, die er mit den dazu gehörigen Ortschaften dem Stifte einverleibte und sich deßhalb 1491 mit dem Hause Braunschweig verglich. Die letzteren Erwerbungen, die es vor seiner Säkularisation machte, war die Grafschaft Regenstein 1641, deren sich der letztre Bischof Erzherzog Leopold Wilhelm von Östreich gegen die Ansprüche des Hauses Braunschweig bemächtigt und den Graf Wilhelm Leopold von Tättenbach damit belehnt hat, eine Sache, die nachher einen weitläufigen Prozeß bei den Reichsgerichten veranlaßte. Es hatte dem Stifte nichts geschadet, daß es seit dem 13ten Jahrh. seine Bischöfe meistens aus den benachbarten Fürsten- und Grafenhäusern genommen hatte: wohl führten diese einen prächtigeren Hofstat, als es ihre Einkünfte erlaubten, allein meistens bestritten sie denselben aus eignen Mitteln und nur zuweilen griffen sie die Landesgüter an, um durch deren Verpfändung sich Mittel zur Fortführung desselben zu verschaffen. Dafür waren sie aber auch die eigentlichen Mehrer des Stifts geworden, und selbst die Prinzen aus dem Hause Braunschweig, die zuletzt, nachdem das Stift bereits die Lehren Luthers angenommen hatte, die Bischofsmütze trugen, hatten, wie Heinrich Julius, mehr für das Interesse des Stifts als ihres Hauses gethan. Darum hatte auch das Land einen hohen Grad von Wohlstande erlangt. Luthers Kirchenverbesserung fand frühen Eingang: zuerst war es die Stadt, die sich offen zu der neuen Lehre bekannte, dann folgte nach und nach das Land, und zuletzt trat auch der größere Theil des Kapitels dazu über: als der letztre katholische Bischof starb, glaubte man am besten für die Aufrechthaltung der evangelischen Kirche gesorgt zu haben, wenn man einen der benachbarten protestantischen Fürsten zum Bischofe postulirte, und die Wahl

traf 1566 den erstgebornen Sohn des frommen Herzogs Julius, den gelehrten Heinrich Julius, dem drei seiner Söhne und unter diesen der ritterliche Christian als Bischöfe folgten. Als letztrer starb, erlangte der katholische Theil des Domkapitels, daß 1626 der Erzherzog Leopold Wilhelm als Bischof vom Kaiser und Papste installirt wurde: es war der letzte und zwar katholische Bischof des Hochstifts, indem der westphälische Frieden es 1648 nebst Magdeburg und andern Provinzen dem Hause Brandenburg, das dafür zu Gunsten Schwedens seinen Anrechten an Pommern entsagen mußte, zutheilte. Seitdem blieb es brandenburgsches Eigenthum, das nach dem Tode des Bischofs Leopold Wilhelm 1662 völligen Besitz ergriff und von dem vormaligen Bisthume als Reliquie bloß das Kapitel, worin 4 Pfründen mit Katholiken besetzt blieben, beibehielt, von der Landesverfassung aber die alten Landstände mit den Erbbeamten ließ, sonst aber die Verwaltung des Fürstenthums, womit 1671 nach der Enthauptung des Grafen Erasmus von Tättenbach die Grafschaft Regenstein als halberstädtsches Lehn geschlagen wurde, ganz nach preußischem Zuschnitte modelte. 1807 wurde das Land mit allen preußischen Provinzen in Niedersachsen zum neu errichteten Königreiche Westphalen geschlagen und in dessen Saaldepartement größten Theils eingetheilt: es hatte damals einen Flächenraum von 33½ □Meile, 119,418 Einw. in 16 Städten, 5 Marktflecken, 85 Dörfern und 21,658 Feuerstellen, und trug 2,372,605 Fr. 4 Cent. ein, wovon 939,814 Fr. 18 Cent. aus den Domänen und Regalien, 74,436 Fr. 74 Cent. aus Forsten und Gewässern und 1,358,352 Fr. 12 Cent. aus den Steuern flossen, die Landesausgabe betrug 829,323 Fr. 17 Cent. und rein kamen in die Statskasse 1,543,281 Fr. 77 Ct. Das Jahr 1813 und die Wiener Congreßakte von 1815 gab es indeß seinem alten Herrscher zurück: es macht seitdem einen Bestandtheil der Provinz Sachsen und des Regirungsbezirks Magdeburg aus und ist unter die Kreise Halberstadt, Aschersleben, Oschersleben und Gardelegen vertheilt. Das Wappen des Fürstenthums, ein gespaltener halb rother und halb weißer Schild, hat unter den 48 Feldern des großen königl. Schildes einen Platz und das Fürstenthum folgt im großen Titel unmittelbar nach Paderborn. (*H.*). — 2) Der Kreis. Als 1815 die preußische Territorialeintheilung festgesetzt wurde, schlug man einige benachbarte Dorfschaften zu der Stadt Halberstadt und bildete daraus einen eignen Kreis, der 1821 auf 2^{25} □Meilen oder 48,336 preuß. Morgen 19,751 Einw., worunter 17,391 Evangelische, 1877 Katholiken und 483 Juden waren, enthielt. Im J. 1825 hielt es man indeß für angemessen, die Grafschaft Wernigerode zu erheben, und dafür den Kreis Osterwiek ganz eingehen zu lassen, die zu demselben gehörigen Ortschaften des bisherigen Fürstenthums Halberstadt mit den benachbarten Kreisen Halberstadt und Oschersleben zu verbinden, auch zur Ausgleichung dem halberstädtischen Kreise einige Ortschaften des oschersleber beizulegen. Dadurch ist der Kreis Halberstadt sehr vergrößert, daß er 8^{66} □Meilen und etwa 33,000 Einw. zählt. Sonstige statistische Data lassen sich jetzt noch nicht angeben. (*Krug u. Mützell.*). — 3) Die Stadt. Sie liegt in dem vorgedachten Kreise des sächsischen Regirungsbezirks Magdeburg; Br. 51° 53′ 55″, L. 28° 43′ 18″ an der Holzemme, ist mit Mauern umgeben, und zählt 7 Thore, 3 Vorstädte, 6 öffentliche Plätze, 5 lutherische Kirchen mit 11, 2 reform. mit 2, 2 kathol. mit 3 Predigern, 2 Synagogen, 1 Waisenhaus, 6 Hospitäler und 3481 Gebäude, worunter 15 gottesdienstliche, 58 Stats- und Gemeinde-, 17 Fabriken und Mühlen und 1617 Scheunen und Ställen, worunter 31 massiv und 3450 von Fachwerke, alle aber mit Ziegeln gedeckt und 1821 mit 1,508,510 Rthlr. in die Halberstädter Brandkasse eingetragen waren. Die Zahl der Einw. belief sich 1821 auf 15,266, 1816 auf 14,296, 1802 aber auf 13,816: im J. 1821 waren 7204 männlichen und 8062 weiblichen Geschlechts, 1816 aber der Religion nach 11,910 lutherisch, 529 reformirt, 1378 katholisch und 477 Juden. Halberstadt ist der Sitz des Oberlandesgerichts für Halberstadt und Hohnstein und eines Haupt-, Zoll- und Steueramts, so wie verschiedner Lokalbehörden, und hat einen völlig eingerichteten Magistrat und Polizeiamt: unter seinen Gebäuden zeichnet sich die ansehnliche Domkirche, 412 Fuß lang, 72 breit und im Schiffe 94 hoch, mit seinen 32 Altären und fonstigen Denkwürdigkeiten aus; das vormalige Domkapitel und 3 Collegiatstifter sind, wie sämmtliche katholische Klöster aufgehoben. Dafür hat es jetzt 1 Domschule als Gymnasium mit 7 Lehrern, 1816 von 260 Schülern besucht, 2 Bürgerschulen für Knaben mit 10, 3 für Mädchen mit 6, 1 concessionirte Schule mit 2 und 11 Elementarschulen mit 20 Lehrern, 1 literarische Gesellschaft, die Gleimsche Stiftung, mehrere merkwürdige literarische und Kunstsammlungen, 1 Schullehrerseminar, 1 Hebammeninstitut, 9 Ärzte, 5 Wundärzte und 14 Hebammen. Bei der Domschule befindet sich eine Bibliothek von etwa 10,000 Bänden, 1 Naturalienkabinet und 1 Instrumentensammlung. Fabriken im Großen sind nicht vorhanden: in Wolle und Halbwolle arbeiteten 1819 42, in Leinewand 57, in Strümpfen 1, in Band 2 Stühle, die Brauereien (Breihahn) verbrauchten 14,768 Scheffel, die Brennereien lieferten 515,560 Quart Brantwein. Unter den Handwerkern befanden sich 184 Schuster, 115 Schneider, 57 Tischler, 48 Fleischer, 45 Bäcker, 30 Schlösser, 28 Maurer, 24 Handschuhmacher, 21 Sattler, 19 Gärber, 19 Drechsler, 16 Böttcher, 12 Seiler, 11 Hutmacher, 11 Rademacher, 11 Schmiede, 7 Zimmerleute, 6 Seifensieder, 6 Kürschner, 6 Glaser, 5 Gürtler, 5 Kupferschmiede, 5 Klempner, 4 Kammmacher, 4 Bürstenbinder, 4 Zinngießer, 3 Posamentirer, 3 Roth- und Gelbgießer, 2 Töpfer und 2 Zuckerbäcker; unter den Künstlern 6 Mechaniker, 10 Uhrmacher, 8 Gold- und Silberarbeiter, 2 Steinschneider, 2 Buchdrucker und 9 Buchbinder; unter dem Kauf- und Handelsstande 46 Gewürz-, 32 Ellen-, 4 Eisen- und 5 Holz-, 5 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 3 Apotheken, 38 Krämer und 202 Hoken; Gasthöfe waren 6, Krüge 23, Garküchen 10

und Schenken 51. Der Kramhandel ist ganz bedeutend; es werden Wochen- und jährlich 7 Kram- und Viehmärkte gehalten. Übrigens ist die Stadt altfränkisch gebauet; die Straßen mit Ausnahme weniger schmal, doch gut gepflastert und zur Nachtzeit erleuchtet. Sie hat immer eine ansehnliche Garnison. Dicht umher ist sie mit Gärten umgeben: in der Nähe und kaum ¼ Meile entfernt sind gegen den Harz gekehrt die Spiegelschen Berge, die von einem vormaligen Domdechant von Spiegel aus öden Sandhügeln in eine anmuthige Parkanlage versammelt, wo man in einem eigens dazu eingerichteten Schoppen das große Grüninger Weinfaß aufbewahrt. König Friedrich II. ertheilte dieser Anlage, die jetzt als Lustgarten benutzt wird, die Privilegien eines adligen Gerichts 1771. — Halberstadt, dessen Namen ältere und neuere Schriftsteller auf mancherlei Art herzuleiten gesucht haben, hat der ersten daselbst errichteten Kirche, an die frühe ein Bischof gestellt wurde, sein Daseyn zu verdanken: sie wuchs, je mehr Ansehn jene gewann; es soll schon 998 Stadtrechte, 1203 aber Mauern und Stadtgraben erhalten haben. Im Anfange des 18ten Jahrh. wurde jenseits der Holtemme die Gröpervorstadt erbauet; im siebenjährigen Krieg litt es viel, und 1809 nahm darin der Herzog von Braunschweig Öls ein ganzes westphälisches Linienregiment gefangen. *(H.)*

HALEBI (حلبي), d. i. Halebensis, ein sehr häufig vorkommender Name von mehreren ausgezeichneten Gelehrten, die von Haleb gebürtig waren. Vor allem gehört dahin Omar ben Ahmed, bekannt unter dem Namen Kemaleddin (s. den Artikel), Verfasser eines geschichtlichen Werks über seine Vaterstadt, von dem G. W. Freytag theils in seinen Selecta ex historia Halebi (Lut. Paris. 1819. gr. 8.), theils in dem Regnum Saahd-Aldaulae in oppido Halebo (Bonn, 1820. 4.) sehr interessante Stücke im Original und Übersetzung bekannt gemacht hat. Ein andrer wichtiger Schriftsteller im historischen Fache aus Haleb ist Muhibbeddin Abulwalid Muhammed gewöhnlich Ibn Schohna (s. den Art. gleichen Namens) genannt[1]); einen zweiten Schriftsteller des Namens Ibn Schohnah und ebenfalls von Aleppo gebürtig, erwähnt d'Herbelot[2]). Sehr berühmt ist der Scheich Ibrahim ben Mohammed ben Ibrahim el Halebi, der hanefitischen Partei angehörend, gestorben nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts; durch sein juridisches Werk moltaki alabhar (ملتقى الابحر), d. i. Zusammenfluß der Meere, wovon unter andern die königl. Bibliothek zu Paris (Cod. 572 u. 573.) und die herzogl. zu Gotha[3]) (Cod. 173.) Handschriften besitzen, hat er sich große Verdienste erworben. Ein Mehreres davon siehe unter Moltaki. Außer den bisher erwähnten Gelehrten aus Aleppo gedenken wir nur noch des Abul Abbas Achmed ben Mohammed Dhaheri, des Verfassers eines Commentars über 40 Überlieferungen Muhammeds (s. den Art. Hadith S. 94 fgg. dies. Bandes), er starb 696 d. H.[4]), des Ali ben Borhan, welcher der schafeitischen Sekte zugehörte und eine Geschichte Muhammeds geschrieben hat in 4 Theilen, welche die gotha'sche Bibliothek besitzt[5]) und des Ibraham ben Joseph, gewöhnlich Ibn el Hanbali (s. den Art. gleichen Namens) genannt, eines Schriftstellers über Politik. *(A. G. Hoffmann.)*

HALLE (Johann Samuel), ein populärer Vielschreiber, namentlich in den Fächern der Technologie, Physik und Naturgeschichte, war 1730 zu Bartenstein in Preußen geboren und bekleidete bis zu einem hohen Alter die Professur der Geschichte bei dem adeligen Kadettencorps zu Berlin, wo er den 9. Januar 1810 als Pensionirter starb. Die größte Verbreitung gewann von seinen zahlreichen Compilationen und Übersetzungen*): Die natürliche Magie, oder, wie der Titel vollständig heißt: Magie oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewandt worden. Berlin 1783 ff. IV. 8. und mit mehreren Fortsetzungen bis 1802. XVII. Bände. Einen dauernden Werth behauptet sein Werk: Die teutschen Giftpflanzen nach ihren botanischen Kennzeichen und Heilmitteln. Berlin 1784. 8. wovon 1801 bis 1803 eine vierte Auflage in 2 Bänden erschienen ist. Als seine dritte Hauptarbeit ist zu nennen: Werkstätte der heutigen Künste oder die neuere Kunsthistorie. Brandenb. u. Leipzig 1761—79. VI. 4. Sein Porträt steht vor dem 55sten Bande der Krünitz'schen Encyklopädie. *(R.)*

HALSKRANKHEITEN, sie gehören theils zu den Krankheiten, welche auch andere, allgemeiner verbreitete Gebilde befallen können und so lange sie in der Haut, den Muskeln, Gefäßen und Nerven überhaupt bleiben, nicht bis zu den dem Halse eigenthümlichen Organen dringen, so wohl in Hinsicht der Zeichen, als der Behandlung von dem über die Krankheiten jener Theile im Allgemeinen Giltigen, nur in so weit abweichen, als die verschiedene Form, Größe, Lage, und Bestimmung derselben es mit sich bringt, z. B. Entzündungen, Wunden, Geschwülste, Geschwüre, Furunkel, Carbunkel, Ausschläge u. dergl., theils sind sie dem Halse und den an demselben befindlichen Organen eigenthümlich, hieher gehören: die Entzündungen des Kehlkopfes, der Luftröhren, des Schlundkopfes, des Schlundes, (s. Bräune, Th. XII. S. 198 folg.), Geschwüre in denselben (s. nachfolg. Art.), Luftröhrenschwindsucht, (s. Schwindsucht), fremde Körper, welche in jenen Theilen stecken, Verengerungen und Zerreißungen derselben, (s. die ein-

1) d'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Halab; *De Rossi* dizionario storico degli autori Arabi più celebri. p. 169. Vgl. auch *Freytag* selecta ex histor. Halebi. p. LIV. 2) Orient. Bibl. unt. d. W. Schohnah. 3) *Möller* catalog. Codd. orient. T. I. P. I. p. 42.

4) d'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Halab u. Dhaheri. 5) Möller a. a. O. p. 84 u. 137. Cod. 285. 286. 287. 288 u. 441.

*) Unter andern eine Übersetzung von Haller's Physiologia. Berl. 1765—76. VIII. 8.

zelnen Artikel über jene Theile), krampfhafte Zufälle in denselben (s. Convulsionen und Krampf, auch Hysterie), Geschwulst der Schilddrüse (s. Kropf), Anschwellungen und Verhärtungen der lymphatischen Drüsen (s. Scropheln), Verrenkungen, Brüche, Knochenfraß der Halswirbel, (s. Verrenkungen, Knochenbrüche, Knochenfrass), Aneurysmen oder Pulsadergeschwülste der Karotis oder ihrer Äste, (s. Pulsadergeschwulst), der schiefe Hals (s. Verkrümmungen). Die Operationen des Kehlkopf-, des Luftröhren- und Schlundschnittes, werden jede an der ihrem Namen entsprechenden Stelle der Encyklopädie beschrieben werden.

An diese allgemeine Angabe der Halskrankheiten mögen sich gleich anschließen:

HALSGESCHWÜRE. Sie entstehen zuweilen nach Entzündungen der einzelnen inneren Theile des Halses, welche in Eiterung übergegangen sind (s. Bräune, Th. XII. S. 198 fgg.). Es bilden sich nämlich Abscesse oder Eiterbeulen, die in den meisten Fällen, nachdem sie sich entleert haben, bald wieder heilen. Um die Entleerung zu befördern, sind sie mit erweichenden Mitteln zu behandeln; und bleiben Geschwüre zurück: so ist dieses meisten Theils in tiefer liegender, rheumatischer, gichtischer oder scrophulöser Disposition gegründet. Diesen Ursachen gemäß sind die erforderlichen inneren und äußeren Mittel zu wählen. Letztere werden theils als Gurgelwasser und Dämpfe, theils, wo man zukommen kann, als Pinselmittel angewendet.

Aber auch ohne vorausgegangene acute Halsentzündung, entstehen bisweilen Halsgeschwüre, nach chronischen Entzündungen der Schleimhaut des Halses, die nicht selten nur mit sehr wenig Schmerzen verbunden ist und daher oft dann erst von den Kranken beachtet wird, wenn sich die Geschwüre bereits gebildet haben. Am häufigsten sind die Geschwüre Folgen syphilitischer Ansteckung; doch muß man sich auch hüten, diese Ursache zu voreilig anzunehmen; denn es können dieselben auch als Folgen der Scropheln, des Rheumatismus, der Gicht, des Scorbutes erscheinen und sind so zu behandeln, wie in den Artikeln der allgem. Encyklop. über die Hauptkrankheiten, von denen sie als örtliche Zufälle erscheinen, angegeben ist. *(Seiler.)*

Der Buchbinder beliebe die drei Cartons an gehörigem Orte einzuschalten.

Besondere Erklärung
der I. Tafel zum Art. Hafen
hauptsächlich in Bezug auf den XII. Abschnitt dieses Artikels.

A, B, der Vorhafen.

C, D, E, F, G, u. s. w. die inneren Häfen für die Handlungsschiffe, oder die Bassins mit ihren Durchfahrts- und Spülschleußen.

N, O, P, u. s. w. der Kriegshafen, oder die Bassins mit den Durchfahrts- und Spülschleußen für die Marine.

1. Die Handlungsbasilika.

2. Die Volkshallen.

3. Die Waarenlager.

4. Gasthöfe und Handlungshäuser.

5. Herbergen und Wohnungen.

6. Das Kriegsrathhaus.

7. Wohnung des Gouverneur.

8 und 8½. Wohnungen des Direktors und der Inspektoren des Hafens, und der Lehrer an der Seewissenschafts- und Bauschule.

9. Wohnungen der Civil- und Kriegsbaumeister.

10 a. Caserne der Seekadetten.

10 b. Matrosen-Caserne.

10 c. Soldaten-Casernen, dergleichen auch hinter der Gegend von 6 und 7 anzulegen sind.

11. Gegend, hinter welcher die Krankenhäuser zu liegen kommen.

12. Umliegende Stadt.

13. Die Seewissenschafts-, Bau- und Kriegsschule.

14. Das Hauptmagazin des Handlungshafens.

14½. Das Hauptmagazin der Marine.

15 und 16. Böttchereien, Blok- und Scheibenmachereien.

17. Segeltuchfabrik, unter welcher das Magazin für die Takellagen.

17½. Magazin für die Anker und großen Taue.

18. Die Seilspinnerei.

19. Das Seearsenal.

20. Magazingebäude und Räume für die Munitionsvorräthe.

21. Die Stückgießerei.

22. Die Waffenschmiede.

23. Die Bauholzmagazingebäude.

24 a. Der große Werkplatz für den Handlungshafen.

24 b. Der große Werkschuppen.

24 c. Der große Werkplatz für den Kriegshafen.

24 d. Der dazu gehörige große Werkschuppen.

25. Grachten für die Masten.

25½. Grachten zur Aufbewahrung der Schiffsbauchstücke.

26 a. Die Zimmerplätze für den Handlungshafen.

26 b. Die Zimmerplätze für die Marine.

26½. Die zu ihnen gehörigen Bau- und Werkschuppen.

27. Die Werkhäuser der Schreiner und Anstreicher.

27½. Magazin für die Brahmstangen und Masten.

28. Die Kielplätze und Schiffswerfte.

28½. Die Schiffsdocken.

29. Über diesen Stellen können die ständigen Krahnen und Hebewerke aufgerichtet werden.

29½. Die Manufakturen und übrigen Magazingebäude für die Marine dehnen sich von hier längs dem Bassin P aus.

30. Die Hauptwache, und die Wohnungen für die Zollbedienten u. dgl.

31. Die Magazingebäude für Getreide, Mehl, Hülsenfrüchte, Salz u. s. w.

32. Die Kammern und Keller für Getränke, Öl u. s. f.

33. Die Orte, wo die Feuerlöschungswerkzeuge auf besonders dazu eingerichteten Schiffen liegen.

33½. Große Bauhöfe und Spritzenhäuser für die Landfeuerlöschungsanstalten.

34 und 35. Die Anker- und Grobschmieden.

36 und 37. Die Kleinschmieden und Zeugschmieden.

38. Gegend, hinter welcher die Bohrmühlen angelegt werden können.

39. Gegend der Sägemühlen.

40. Gegend der Getreidemühlen.

41. Gegend, hinter welcher sich die Pulvermagazine in der gehörigen Entfernung und in der geeigneten freien Lage befinden.

42, 43 und 44. Gegenden, hinter welchen das Kochflott, die Ziegelleien und Kalkbrennereien in zweckmäßiger Entfernung erbaut werden.

45. Die kleinen Hafenmundleuchten.

46. Der große Leuchtthurm.

═ Drehbrücken.

° Brunnen.

☐ Statuen oder öffentliche Denkmäler.

Q. Die Citadelle.

R. Fort oder kleine Feste, dergleichen nach der Anweisung des XI. Abschnittes noch gar manche, deren Andeutung aber der für diesen Entwurf bestimmte engere Raum nicht mehr zuließ, besonders links hinter Q und rechts von R' angelegt werden müssen.

Auf einige, diesem Entwurfe noch beigeschriebenen kleinern Buchstaben ist an mehreren Stellen des Artikels schon hinlänglich verwiesen worden, so wie auch die umständlichere Erläuterung des hier nur kurz Angezeigten in mehreren Abschnitten des Artikels selbst liegt.

(*Leger.*)

Tab. I.

R.PHIE.

307 308 309

TISCHE OCEAN

Die Silberbank

Port de Plata

Cap Samana

Cap Rafael

Higuey

San Domingo

I. Saona

AIBISCHE MEER

307 308 309

Wissensch. v Ersch u. Gruber gehörig

ba

sch

Ki

ge
B

bi

H

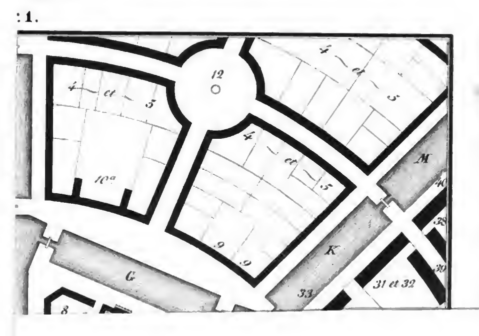
u.

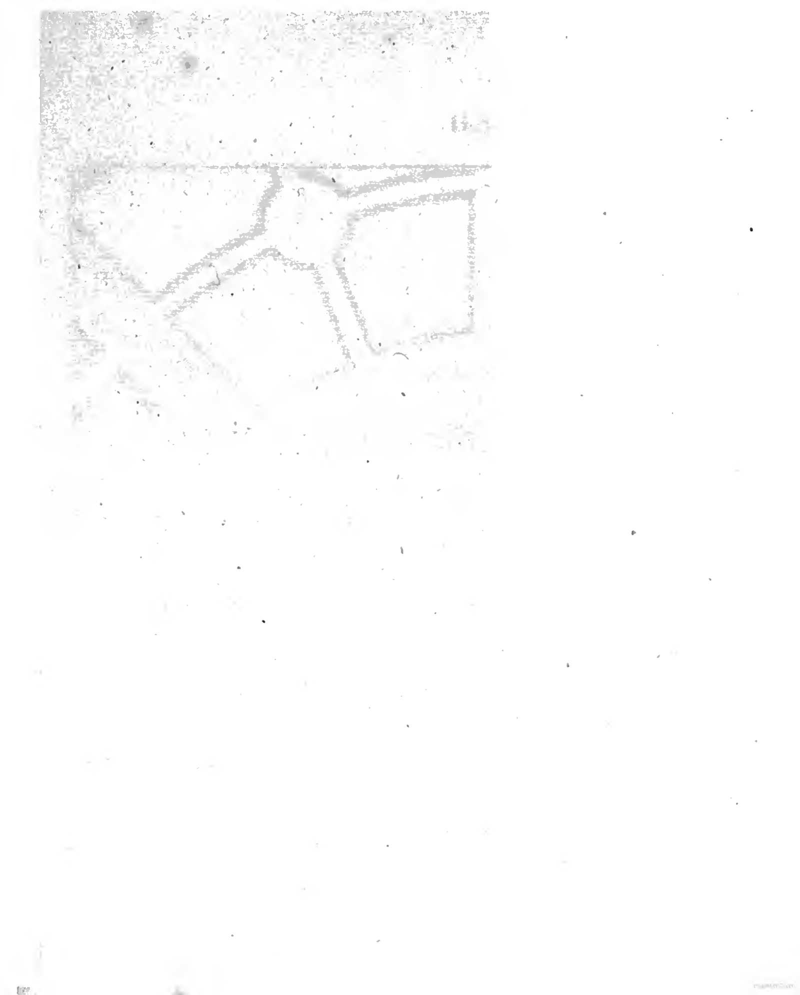
au

La

'EN.

:1.





EN.

